Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

Unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

1886.

Mit 1 Karte und 22 Illustrationen.

MDCXL.

Stuttgart und München.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1886.

Druck der Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München.

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1886.

A. = Aufsatz. M. = Kleinere Mitteilung. N. = Notiz. K. = Korrespondenz.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Australien und Polynesien.

Polarwelt.

Tier- und Pflanzenkunde.

Gesellschaften und Versammlungen.

Orographie und Geologie, Methodisches und Allgemeines.

Ethnographie.

Allgemeine Naturkunde.

Altertumskunde, Kulturgeschichte.

Klimatologie u. s. w.

Handels- und Gewerbe-Geographie.

Geographische Neuigkeiten.

Personalien.

Korrespondenzen.

Berichtigungen.

Alphabetisches Verzeichnis

der im Laufe dieses Jahrganges angezeigten und besprochenen Werke und Schriften.

Stoll, Dr. Otto: Guatemala. Reisen und Schilderungen aus den Jahren 1878—83. Leipzig, Brockhaus, 1886. 339.

Strnadt, Julius: Die Geburt des Landes ob der Ens. Eine rechtshistorische Untersuchung. Linz, Ebenhöch, 1886. 820.

Süpfle, Professor Dr. Th.: Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich. Erster Band. Gotha, E. F. Thienemann, 1886. 979.

Taine, H.: Die Entstehung des modernen Frankreich. Deutsch von L. Katscher. II. Bandes dritte Abtheilung: Das revolutionäre Frankreich. Leipzig, Abel, 1885. 199.

Umlauft, Dr. Fr.: Die Alpen. Handbuch der gesamten Alpenkunde. Lieferung 4—6. Wien, Hartleben, 1886. 239. 500.

Vambéry, Hermann: Das Türkenvolk in seinen ethnologischen und ethnographischen Beziehungen. Leipzig, Brockhaus, 1885. 20.

Villars, P.: L'Angleterre, l'Ecosse et l'Irland. Paris, A. Quantin. 1886. 60.

Volkmer, Ottomar: Die Technik der Reproduktion von Militärkarten und Plänen, nebst ihrer Vervielfältigung ꝛc. Wien, Hartleben. 1885. 320.

Waltenberger, A.: Algäu, Voralberg und Westtirol nebst den anliegenden Gebieten der Schweiz. Fünfte Auflage. Augsburg, Lampart, 1886. 100.

Wanderbilder, Europäische: Wallis und Chamounix. III. Die Visper-Thäler. Von F. O. Wolf, Zürich, Orell Füßli u. Co. 1886. 680.

Warneck, Dr. theol. Gustav: Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? Ein Appell an das christliche Gewissen. Heilbronn, Gebr. Henninger, 1885. 279.

Weise, Alwin: Bibliotheca Germanica. 620.

Wiesner, A. C.: Aus Serbien und Bulgarien. Schilderungen von Land und Leuten. Leipzig, Greßner und Schramm, 1886. 740.

Wildermann, Dr. Max: Jahrbuch der Naturwissenschaften 1885—86. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben. Freiburg im Br., Herder, 1886. 680.

Wönig, Franz: Die Pflanzen im alten Aegypten, ihre Heimat, Geschichte, Kultur, Verwendung u. s. w. Leipzig, Friedrich, 1886. 600.

Wissmann, Lieuten.: Mes Appréciations sur les critiques de l'oeuvre du Congo etc. Bruxelles. P. Weissenbruch, 1886. 360.

Zenger, Professor K. W.: Die Meteorologie der Sonne und ihres Systems. Wien, Hartleben, 1886. 298.

Zöller, Hugo: Forschungsreisen in den deutschen Kolonien Kamerun. II. Theil. Stuttgart, Spemann, 1885. 40.

Neue Karten und Kartenwerke.

Andree, Rich.: Allgemeiner Handatlas in 120 Kartenseiten, mit vollständigem Namenverzeichnis. Zweite wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 1886. 480.

Atlas von Afrika. 50 kolorierte Karten auf 18 Tafeln, mit einem geographisch-statistischen Text. Wien, Hartleben, 1886. 298.

Friederichsen: Karte von Central-Afrika, im Maßstab von 1:5,000,000. Hamburg, Friederichsen. 120.

Liebenow, W.: Karte von Afrika. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. 4 Blätter. Berlin, Jul. Moser, 1886. 840.

Perthes, Justus: Spezialkarte. Von H. Habenicht u. A. Gotha, J. Perthes, 8861. 80. 480.

Polen, die, in Deutschland: Kartographisches Tableau. Weimar, Geographisches Institut, 1886. 440.

Spezialkarte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, im Maße 1:75,000. Wien, k. k. Militärgeographisches Institut. 220.

— **von Deutsch-Ostafrika** in 12 Blättern, 1:3,000,000. Weimar, Geographisches Institut, 1886. 659.

Uebersichtskarte von Mitteleuropa, 1:750,000. Wien, k. k. Militärgeographisches Institut. 220.

— **des mittleren Ostafrika** und der deutschen Besitzungen. Weimar, Geographisches Institut, 1886. 840.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 27. | Stuttgart, 5. Juli. | 1886.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6 II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die Bedeutung der Molkereiprodukte im Welthandelsverkehr.

Von F. v. Thümen.

In dem nämlichen entsprechenden Maße, wie sich die Verbesserung der Transportmittel vollzieht, und dies zwar nicht allein in Bezug auf die praktische Konstruktion und den Fassungsraum der zur Verwendung gelangenden Vehikel für die Beförderung zu Land und zu Wasser und die immer größere Schnelligkeit, welche man denselben zu geben versteht, sondern auch sehr wesentlich durch Eröffnung neuer und Abkürzung älterer Routen — in dem nämlichen Maße, sagen wir, nimmt auch die Anzahl jener Artikel zu, denen der Welthandel sich erschließt. Bei der langsamen, teuren und umständlichen Beförderung, wie sie ehedem sich vollzog, konnten naturgemäß nur solche Waren an dem internationalen oder, sagen wir, Welthandel partizipieren, welche infolge ihres hohen Wertes einen kostspieligen, infolge ihrer der schnellen Verderbnis nicht unterworfenen Beschaffenheit einen langsamen und endlich infolge ihres unbeträchtlichen Volumens einen umständlichen und weiten Transport zu ertragen befähigt waren. Der überall rapid sich vollziehende Ausbau der Eisenbahnen und Kanäle, die Regulierung und Schiffbarmachung der natürlichen Wasserläufe, vor allen Dingen aber der außerordentliche Aufschwung der überseeischen Schifffahrt und das Verdrängen der Segelfahrzeuge durch Dampfer, hat in diesen Dingen in der Neuzeit einen vollständigen und früher gar nicht für möglich gehaltenen Umschwung zuwege gebracht. Heute werden auch Gegenstände in großen Massen überallhin transportiert, für die ehedem nur eine Beförderung auf ganz kurze Strecken möglich war, und so in den Welthandel einmal eingetreten nehmen sie bald in demselben eine ganz hervorragende Stelle ein. Als Beispiele für solche Artikel des modernen internationalen Verkehrs mögen aus vielen nur genannt sein: Bau- und Werkholz, Getreide, Fleisch, Molkereiprodukte. Daß durch eine derartige Verschiebung der Verkehrsverhältnisse in sehr segensreicher Weise ein Ausgleich unter den verschiedenen Konsumtions- und Produktionsgebieten sich vollzieht, nicht mehr, wie es sonst so häufig der Fall war, hier Mangel, dort Ueberfluß herrscht, das liegt auf der Hand und wird wohl kaum einer weiteren Begründung bedürfen. Vielfach wird man sich aber doch noch kein ganz zutreffendes Bild von der Bedeutung einzelner solcher neu in den Welthandel eingetretener Erzeugnisse machen, und es erscheint daher als vielleicht nicht ganz interesselos, für einen dieser Artikel hier eine Zusammenstellung zu liefern. Und zwar soll diese sich auf die Molkereiprodukte beziehen, Erzeugnisse also, die, zum überwiegenden Teile, nur bei schneller und wenig kostspieliger Beförderung es noch lohnend erscheinen lassen, sie von einem Lande in das andere, oder gar von einem Erdteil nach dem anderen zu versenden.

Daß wir bei unserer Zusammenstellung nur auf offiziellen statistischen Angaben basierende Zahlen mitteilen

und überall die neuesten Daten mit in Berücksichtigung zogen, bedarf keiner Versicherung. Leider aber ist die Handelsstatistik fast allerorts verschiedenartig organisiert und eine Gleichheit der Zahlenangaben wird daher schmerzlich vermißt, eine Vergleichung und übersichtliche Summierung des gesamten Welthandels mit Molkereiprodukten wird dadurch aber auch unmöglich gemacht. Um jedoch die ganz gewaltige Bedeutung dieses Handels in das rechte Licht zu stellen, erscheint eine derartige Zusammenfassung auch gar nicht einmal notwendig, diese wird vielmehr vollauf zur Genüge schon durch die einzelnen Zahlenangaben illustriert.

Wenn wir unsere Zusammenstellung mit dem Deutschen Reiche beginnen, so stößt uns sofort die recht auffallende und nur schwer zu erklärende Thatsache auf, daß hier der Handel mit Molkereiprodukten während des letzten Duodezenniums, von 1872 bis 1883, sich in Bezug auf das Schlußresultat nahezu gleichgeblieben ist. Auf den Export hat die doch unleugbare wesentliche Hebung der Rindviehzucht, welcher das Reich neuerdings sich zu erfreuen hat, noch so gut wie gar keinen Einfluß genommen. Wenn wir von dem allerdings stark herabgegangenen Butter-Import absehen, so verblieben die betreffenden Verhältnisse während des genannten Zeitraumes fast stabil, denn während im Jahre 1872 an Butter eingeführt wurden 6450 Tonnen (à 1000 Kgr.) im Werte von 11,610,000 Mark, sank der Import 1883 auf 4886 Tonnen, bewertet auf 7,916,000 Mk. In eben diesen genannten Jahren stellte der Butter-Export sich auf 12,900 Tonnen und 23,220,000 Mk., bezw. auf 12,585 Tonnen und 20,764,000 Mk. An Käse wurden im Jahr 1883 eingeführt 4064 Tonnen für 6,502,000 Mk., und ausgeführt 3837 Tonnen für 4,605,000 Mk., in diesem Artikel ist das Reich demzufolge passiv. Im ganzen ergeben die Molkereiprodukte aber dennoch für Deutschland pro 1883 ein Ausfuhrplus im Werte von 10,951,000 Mk.

Trotz der in so vielen Teilen des Staatsgebietes für die Milchwirtschaft so außerordentlich günstig liegenden Verhältnisse bietet die Oesterreichisch-Ungarische Monarchie doch durchaus kein freundliches Bild, und die Zustände scheinen sich sogar eher noch zu verschlimmern als zu bessern. Die Butter-Einfuhr betrug im Jahre 1883 nur 1041 Zentner (à 100 Kgr.), bewertet auf 73,000 fl., während ausgeführt wurden 50,018 Ztr. für 3,101,000 fl., aber es muß in Berücksichtigung gezogen werden, daß der Export noch im Jahre 1874 sich auf 6,641,000 fl., also mehr als das Doppelte als neun Jahre später, belaufen hatte. 1883 wurden an Käse eingeführt 19,791 Zentner für 1,583,000 fl. und ausgeführt 7177 Zentner für 431,000 fl.; auch in diesem Produkt sinkt der Export rapid, betrug er doch 1876 noch 16,842 Zentner und 1,011,000 fl. So stellt sich denn in Oesterreich-Ungarn für das Jahr 1883 der Ausfuhrüberschuß nur auf 1,876,000 fl., eine auf alle Fälle unverhältnismäßig geringe Summe.

In der Schweiz werden, wie es scheint, in Bezug auf die Molkereiprodukte nahezu gar keine statistischen Aufzeichnungen veranstaltet, was um so bedauerlicher ist, da ja bekanntlich dieses Land wegen seiner trefflichen Erzeugnisse — neben den Niederlanden — ohne Rivalen dasteht. Nur für die Menge des ausgeführten Käses war es möglich, Zahlenangaben zu erlangen, während solche für Butter und nicht minder jegliche Wertsbestimmung fehlen. Der Käse-Export hat seit dem Jahre 1865, in welchem er 117,000 Zentner (à 100 Kgr.) betrug, sich bis 1883 auf 269,472 Zentner gehoben, und es ist fast ohne Unterbrechung aus den Listen Jahr für Jahr eine Zunahme der Ausfuhr zu konstatieren.

Italiens Einfuhr an Butter, welche sich im Jahre 1862 nur auf das Minimalquantum von 667 Zentner (à 100 Kgr.) belief, steigerte sich auf 3260 Zentner in 1883, während der Butter-Export sich in den genannten Jahren auf 1969 bezw. auf 27,817 Zentner stellte. An Käse wurden 1862 eingeführt 49,001 Zentner, 1883 aber schon fast das doppelte Quantum, nämlich 94,218 Zentner, und in noch größerem Maßstabe hob sich der Käse-Export, nämlich von 15,862 Zentner im Jahre 1862 auf 42,8[illegible] Zentner im Jahre 1883. Wertangaben fehlen überall, nur für den eingeführten Käse findet sich ein Betrag von 16,611,000 Lire eingestellt. Die hier angeführten Zahlen lassen deutlich erkennen, daß neben einer recht erheblichen Besserung des Molkereiwesens auf der apenninischen Halbinsel auch eine wesentlich erhöhte Steigerung der Konsumtionsfähigkeit der Bevölkerung sich vollzogen hat; steht doch einer allerdings bedeutend erhöhten Einfuhr an Butter wie an Käse eine dennoch in viel erheblicheren Progressionen wachsende Ausfuhr an beiden Molkereiprodukten gegenüber.

Auch nicht annähernd erzeugt Spanien soviel an Butter und Käse wie es benötigt, und wenn der überwiegende Teil der Bevölkerung nicht so anspruchslos wäre und außerdem für die Zubereitung der Speisen nahezu ausschließlich Olivenöl zur Verwendung gelangte, würde Spaniens Passivität in Bezug auf Molkereiprodukte noch in weit eklatanterer Weise zur Geltung kommen. Im Jahre 1883 importierte das Königreich 209,405 Kgr. Butter im Werte von 628,215 Pesetas (Francs) und exportierte 221,658 Kgr. für 554,145 Pesetas, zum überwiegenden Teile nach seinen transozeanischen Kolonien. Die Käse-Ausfuhr belief in dem gedachten Jahre sich auf nur 21,420 Kgr., bewertet auf 32,130 Pesetas, während der Import die stattliche Höhe von 979,354 Kgr. im Werte von 1,958,708 Pesetas, erreichte.

In einer noch um vieles auffallenderen Weise tritt diese Passivität aber in Portugal zu Tage, dessen verhältnismäßig sehr namhafter Einfuhr an Molkereiprodukten eine verschwindend kleine Ausfuhr gegenübersteht. So exportierte dieses Land im Jahre 1881 an Butter blos 2357 Pfund im Werte von 2809 Mk., aber einem derartigen Minimalquantum steht ein Import von 2,724,224

Pfund, bewertet auf 2,714,985 Mk., gegenüber, so daß die Ausfuhr nur etwa ein Hundertstel der Einfuhr, sowohl der Gewichtsmenge als auch dem Geldwerte nach, beträgt. Um ein geringes günstiger für das Land gestaltet sich das Verhältnis bei dem Käse, denn hiervon wurden 1881 ausgeführt 59,055 Pfund, bewertet auf 34,300 Mk., hingegen wurden importiert 792,113 Pfund für 524,180 Mark.

Eine wesentlich andere und dabei selbstverständlich viel freundlichere Physiognomie zeigen die Verhältnisse in Frankreich. Die Butterausfuhr hob sich von 24,137 Tonnen (à 1000 Kgr.), im Werte von 60,600,000 Francs im Jahre 1867 auf 34,061 Tonnen und 100,500,000 Francs im Jahre 1883. Sehr geringfügig erscheint neben diesen hohen Ziffern der Butter-Import, der sich 1867 auf 3687 Tonnen für 10,600,000 Francs, 1883 aber auf 6560 Tonnen für 17,700,000 Francs belief. Sehr bemerkenswert aber muß es erscheinen, daß, trotz der zahlreichen feinen, sich eines Weltrufes erfreuenden französischen Käsesorten, doch die Ausfuhr derselben nur eine so geringe ist und um ein ganz bedeutendes von der Einfuhr überragt wird. Während nämlich der Import sich von 10,292 Tonnen, bewertet auf 15,700,000 Francs, im Jahr 1867 auf 17,287 Tonnen und 28,200,000 Francs Wert pro 1883 hob, ging die Ausfuhr von 2310 Tonnen und 6,300,000 Francs in 1867 auf nur 3800 Tonnen im Werte von 6,400,000 Francs in 1883 hinauf. Der Wert des Käse-Imports nahm also um mehr als als zwei Dritteile zu, jener des Exportes aber blieb nahezu stationär. Trotz alledem aber ergibt der Wert beider Molkereiprodukte doch immer für 1883 noch einen Saldo von 61 Millionen Francs zu Gunsten Frankreichs.

In Belgien ist ein stetiges Fallen der Ausfuhr und ein ebenso stetiges Höherwerden der Einfuhr zu konstatieren, wie aus nachfolgenden Zahlen sich klar ergiebt. 1869 wurden an Butter 3213 Tonnen (à 1000 Kgr.) importiert, deren Wert sich auf 8,995,000 Francs belief, im Jahre 1883 aber waren es schon 8173 Tonnen im Werte von 25,826,000 Francs. Diesem steht eine Ausfuhr gegenüber pro 1869 von 4773 Tonnen und 13,365,000 Francs, für 1883 aber eine solche von 4175 Tonnen im Werte von 13,192,000 Francs. Die Butter-Ausfuhr blieb also dem Geldwert nach die gleiche, während der Wert der Butter-Einfuhr sich nahezu um das Dreifache erhöhte. Noch schlimmer sieht es mit dem Käse aus, denn während 210 Tonnen für 315,000 Francs in 1870, und nur 104 Tonnen für 155,000 Francs in 1883 ausgeführt wurden, Quantität wie Geldwert also rund um 50 Prozent herabgingen, stieg der Import in beiden Richtungen um nahezu das Doppelte, nämlich von 2515 Tonnen für 3,772,000 Francs in 1870, auf 4127 Tonnen für 6,190,000 Francs im Jahre 1883.

In besonders großartigem Maßstabe partizipieren die Niederlande am Welthandel in Molkereiprodukten. Im Jahr 1867 führte das Königreich an Butter 161,288 Zentner (à 100 Kgr.), bewertet auf 12,903,000 fl. holl., aus, 1883 aber 375,000 Zenter für rund 30 Millionen Gulden, welchen Riesenmengen nur 7713 bezw. 10,375 Zentner und 617,000 bezw. 830,000 fl. an Butter-Einfuhr gegenüberstehen. Aehnliche Verhältnisse walten bei dem Käse ob, wovon 1867 254,343 Zentner für 8,902,000 fl. und 1883 annähernd das nämliche Quantum ausgeführt wurde, so daß die gesamte Mehrausfuhr an Molkereiprodukten sich für das letztgenannte Jahr auf rund 37 Millionen Gulden beziffert.

In höchstem Grade ist Großbritannien auf die Einfuhr aus der Fremde — vornehmlich aus Nordamerika und den Niederlanden — angewiesen, denn den 1,259,089 Zentnern (à 50.4 Kgr.) in 1869 eingeführter Butter und den 2,334,473 Zentnern im Werte von 11,773,933 Lstrl., die das Land 1883 importierte, steht nur eine ganz minimale, in den beiden betreffenden Jahren sich auf 51,130 bezw. 30,408 Ztr. und 212,214 Lstrl. belaufende Butter-Ausfuhr gegenüber, so daß der Export noch nicht einmal 1.5 Proz. des Importes ausmacht. Daß die früher so große Beliebtheit der englischen Käsesorten neuerdings sehr stark im Abnehmen begriffen ist, erhellt klar aus dem Umstande, daß innerhalb der letzten fünfzehnjährigen Periode eine Verminderung der Ausfuhr an Käse um fast 50 Prozent stattfand, der Import hingegen in gewaltigen Dimensionen wuchs. 1869 führte man 979,179 Zentner, 1883 aber bereits 1,799,704 Zentner für 4,890,000 Lstrl. ein, die Ausfuhr sank aber von 25,684 auf 13,984 Zentner, bewertet auf 58,839 Lstrl. In erschreckender Deutlichkeit predigen diese Zahlen den ja schon so häufig erörterten allgemeinen Niedergang der englischen Landwirtschaft; es ist selbst für ein so reiches Land wie England keine Kleinigkeit, wenn es allein für Molkereiprodukte in einem Jahr an das Ausland die Summe von rund 328 Millionen Mark bezahlen muß.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Dänemark, welches sich als ein wesentlich butterproduzierendes Land darstellt, obwohl auch hier der Export neuerdings eine geringe Abnahme aufweist, wenn auch nicht der Menge des Produktes, so doch dem Werte desselben nach. 1874 wurde Butter ausgeführt 295,644 Zentner für 35,899,648 Kronen, 1883 aber 344,306 Zentner für 32,536,909 Kronen, während die Butter-Einfuhr sich von 29,945 Zentner für 3,367,728 Kronen in 1874 auf 73,578 Ztr. für 6,695,570 Kronen hob. Die Käse-Ausfuhr belief sich im Jahre 1883 auf 1253 Zentner für 30,070 Kronen, während sich der Import im Jahre 1874 auf 11,291 Ztr. und 1883 auf 14,420 Zentner, bewertet auf 1,009,402 Kronen, belief. Trotz alledem aber weist Dänemark für das Jahr 1883 im internationalen Handelsverkehr mit Molkereiprodukten ein Saldo zu seinen Gunsten von fast 25 Millionen Kronen auf.

Ziemlich ähnlich liegen die Verhältnisse in Schweden,

die Ausfuhr an Butter hob sich von 30,306 Zentnern (à 100 Kgr.) in 1874 auf 179,996 Zentnern für 16,326,688 Kronen in 1883, während in demselben Zeitraume die Einfuhr an Butter von 15,559 Zentnern auf 29,266 Ztr. stieg und in dem nämlichen Jahre einem Käse-Export von 2090 Zentnern ein Käse-Import von 3986 Zentnern gegenüberstand.

Unglaublicher Fortschritte hat Norwegen sich zu erfreuen, denn während es 1876 nur 43,650 Kgr. Butter ausführte, betrug 1883 der Export schon 1,305,380 Kgr. für 1,762,300 Kronen, hob also innerhalb einer achtjährigen Periode sich um das Dreißigfache. Der Butter-Import ist aber doch immer noch um vieles ansehnlicher als der Export, da er von 2,990,050 Kgr., bewertet auf 5,980,100 Kronen, im Jahre 1876, auf 3,188,450 Kgr. für 5,101,500 Kronen in 1883 stieg. Käse exportiert Norwegen gar nicht, es deckt seinen Konsum durch Einfuhr, welche aber regelmäßig heruntergeht, von 384,300 Kgr. in 1876 auf 282,100 Kgr. für 304,500 Kronen in 1883. Die Herstellung kondensierter Milch scheint in Norwegen einer schönen Zukunft entgegenzugehen, denn im Jahre 1880 wurden davon 258,188 Kgr. für 233,000 Kronen ausgeführt, 1883 aber bereits 608,987 Kgr. für 584,100 Kronen. Es erscheint bedauerlich, daß die Statistik keinerlei Daten über die Fabrikation kondensierter Milch in Deutschland und der Schweiz bringt, um die Erzeugungsquanta daselbst mit jenen Norwegens vergleichen zu können.

Für das europäische Rußland existieren lediglich Angaben über den Export an Butter, jene über die Einfuhr fehlen leider und ebenso auch alle über den Käsehandel, so daß es uns nicht möglich ist, ein Bild davon zu gewinnen, wie dieses Reich am internationalen Molkereiprodukten-Verkehr sich beteiligt. Im Jahre 1865 führte Rußland 163,777 Pud (à 16.3 Kgr.) Butter im Werte von 1,203,760 Rubel aus, 1882 aber 214,907 Pud für 2,126,000 Rubel.

Sehen wir von den Staaten auf der Balkanhalbinsel ab, da für dieselben keinerlei verläßliche Daten existieren, so gehören in Europa zu den Ländern, welche mehr an Butter produzieren als konsumieren, sohin den Ueberschuß ausführen: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande, Dänemark, Schweden und vermutlich auch die Schweiz und Rußland. Auf Einfuhr aus dem Auslande dagegen sind in Bezug auf Butter angewiesen: Portugal, Belgien, Großbritannien und Norwegen. Was den Käse anbelangt, so übersteigt der Export den Import nur in der Schweiz und in den Niederlanden, alle übrigen Staaten erscheinen in dieser Richtung passiv und dürften, was die kontinentalen Länder anbelangt, ihren Bedarf wohl fast ausschließlich aus dem Superplus der genannten zwei Käseländer par excellence decken, während Großbritannien hauptsächlich aus Nordamerika und Canada seinen Käse einführt.

Daß die Erzeugung der Molkereiprodukte und, damit Hand in Hand gehend, deren Export in den Vereinigten Staaten von Amerika eine sehr bedeutende und stetig zunehmende ist, dürfte wohl allgemein bekannt sein; daß die Ausfuhr aber solche Dimensionen bereits erreicht hat, werden wohl nur wenige ahnen. Im Jahre 1855 exportierte die Union 2,315,249 Pfund Butter im Werte von 418,723 Dollars, im Jahre 1880 aber das enorme Quantum von 39,236,658 Pfund für 6,690,687 Dollars, welche Menge allerdings bis 1884 wieder bis fast auf die Hälfte fiel, nämlich auf 20,627,374 Pfund und 3,750,771 Dollars. In noch kolossaleren Dimensionen entwickelte sich der Käsehandel, indem 4,856,568 Pfund und 514,034 Dollars im Jahre 1855, für das Jahr 1883 112,869,575 Pfund, bewertet auf 11,663,713 Dollars, gegenüberstehen. An Molkereiprodukten allein hatte die Union im letztgenannten Jahre einen Profit von über 15 Millionen Dollars, eine Geldsumme, die ihr zum Teil Europa, namentlich aber auch die südamerikanischen Staaten zu zahlen hatten.

Der außerordentlich entwickelte Butter- und Käsehandel Canada's übertrifft im Verhältnis sogar noch jenen der Vereinigten Staaten; auch hier wie dort ist selbstredend nur von einem Export zu sprechen, da ein Import gar nicht stattfindet. Die Butter-Ausfuhr Canada's, die sich 1858 auf 3,721,200 Pfund, bewertet auf 480,712 Dollars, belief, stieg im Jahre 1880 auf 18,535,362 Pfd. und einen Wert von mehr als 3 Millionen Dollars, um aber 1884 wieder auf 8,075,537 Pfd. und 1,612,481 Dollars herabzusinken. Eine derartige Reduktion läßt sich nur allein aus dem sich immer schwungvoller entwickelnden Kunstbutterhandel erklären, denn die Herstellung dieser künstlichen Präparate schlägt allerorts, besonders auch in Deutschland und in den Niederlanden, der Butter-Erzeugung die schwersten Wunden. Bei Käse hat Canada keinen Rückgang zu verzeichnen, im Gegenteil nahm die Ausfuhr dieses Produktes in einer einzig dastehenden Progression zu. Nachdem der gesamte Käse-Export im Jahre 1858 sich nur auf das Minimum von 13,104 Pfd. für 1497 Dollars belaufen hatte, erreichte er 1884 die ungeheure Höhe von 69,755,423 Pfund im Werte von 7,251,989 Dollars, überflügelte also in Betreff der Geldsumme die Butter-Ausfuhr in gedachtem Jahre auf das Vierundeinhalbfache.

Mit der Aufzählung aller dieser Länder hätten wir jene Gebiete sämtlich namhaft gemacht, welche in Bezug auf den internationalen Handel mit Molkereiprodukten eine irgend hervorragende Stellung einnehmen; alle anderen fallen nur weniger in das Gewicht, sie exportieren keine Butter und keinen Käse, sondern führen diese beiden Erzeugnisse nur ein, zum größten Teile aber auch nur in beschränkteren Mengen. Verläßliche Daten über die Höhe dieses Imports fehlen jedoch fast allenthalben. Wir wollen uns daher begnügen, hier anhangsweise nur einige solcher Zahlen für verschiedene überseeische britische Kolonien namhaft zu machen.

So konsumierte Neu-Fundland im Jahre 1869 ein aus der Fremde eingeführtes Butter-Quantum von 12,858 Zentner (à 50.4 Kgr.) im Werte von 40,182 Lstrl., im Jahre 1883 aber hob sich diese Menge auf 24,778 Zentner für 86,772 Lstrl. Der Bedarf der Insel Jamaica erhöhte sich von 3539 Zentner, bewertet auf 16,748 Lstrl., pro 1869 auf 5548 Zentner für 28,480 Lstrl. im Jahre 1883. Die Insel Barbadoes konsumierte 1869 an Butter 6395 Zentner im Werte von 31,974 Lstrl., und im Jahre 1883 9848 Zentner für 49,240 Lstrl. In Britisch-Guyana wurden 1869 an Butter eingeführt 5522 Ztr. im Werte von 23,632 Lstrl. und im Jahre 1883 hatte das Quantum sich auf 7292 Zentner für 31,386 Lstrl. gehoben. Der Wert der im Jahre 1883 in diese vier englischen Kolonien eingeführten Butter stellte sohin sich auf zusammen 195,878 Lstrl. oder nahezu 4 Millionen Mark.

Diesen einen steigenden Import aufweisenden Kolonialgebieten stehen jene gegenüber, in welchen, zufolge der sich hebenden eigenen Produktion an Molkerei-Erzeugnissen, eine Abnahme des Importes zu verzeichnen ist. Victoria führte an Butter und Käse 1869 noch 855 Tonnen (à 1000 Kgr.) im Werte von 100,756 Lstrl. ein, 1883 aber nur mehr 47 Tonnen für 4015 Lstrl. In Natal ging der Import von 2369 Zentner im Werte von 8503 Lstrl. in 1869, auf 47 Zentner, bewertet auf 428 Lstrl., in 1883 zurück, und in Tasmania, wo im Jahre 1869 noch für 14,739 Lstrl. Butter und Käse importiert worden war, sank 1883 der Wert des eingeführten Quantums auf 1487 Lstrl.

Wenn man die in vorstehenden Zeilen so zahlreich aufgeführten Ziffern mit Aufmerksamkeit betrachtet, dann wird man ohne Frage zu dem Resultat gelangen, daß in dem heutigen Welthandel die Molkerei-Erzeugnisse wahrlich keine geringe Stelle einnehmen, daß Wertsummen in diesen Produkten zum Umsatze gelangen, die außerordentlich hohe sind und daß die Landwirtschaft den modernen Erleichterungen und Verbesserungen im internationalen Verkehrswesen zum größten Danke verpflichtet sein muß. Wäre es doch — wie wir eingangs anführten — ohne die Einführung solcher eine bare Unmöglichkeit, verhältnismäßig so wenig haltbare und dauerhafte Produkte in den allgemeinen Handelsverkehr zu bringen.

Verhandlungen der Generalversammlung des Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export.

Von unserem Spezialberichterstatter.

Am 17. Juni ds. Js. fand zu Düsseldorf unter dem Vorsitze des Herrn Dr. Fabri aus Godesberg die Generalversammlung des „Westdeutschen Vereins für Kolonisation und Export“ statt, welche u. a. zwei hochinteressante Vorträge brachte, über die bei ihrer großen Bedeutung auch den Lesern dieses Blattes mit einem gedrängten Bericht gedient sein wird.

Es sprach zunächst Herr Professor Dr. Ratzel aus München, der unsern Lesern längst bekannte gewiegte Kenner nordamerikanischer Verhältnisse, über

Nordamerika und die Deutschen.

So lange die Kolonisationsgedanken unlöslich mit Amerika verknüpft waren, hielten, wie der Redner einleitend ausführte, die einen dieses Land für das Morgenrot, die anderen für den Abgrund der Zukunft. Verdient Nordamerika unseren Haß? Weder zu große Verehrung, noch unverdiente Abneigung sollten wir ihm entgegenbringen, besonders in der heutigen Zeit, wo wir dieses Land mit einem kühleren praktischen Blick betrachten, da die Sache aufgehört hat, Gefühlsangelegenheit zu sein. Die zwei Millionen Deutsche in Amerika haben für uns eine andere Bedeutung als die Deutschen, welche, namentlich in Oesterreich, an unseren Grenzen wohnen, da Amerika trotz der angeblich alles nivellierenden, modernen Verkehrsmittel eine Welt für sich ist. In Amerika ist für die Welt eine große Macht entstanden, welche zurückhaltend oder fördernd auf die Kultur einzuwirken vermag. Europa ist nicht mehr allein, neben ihm steht Amerika als ein neues, jugendkräftiges Land, das unleugbare Vorzüge besitzt.

Vor allem gewährt die Thatsache, daß Amerika auf siebenzehnmal so großem Flächenraum nur wenige Millionen Einwohner mehr besitzt als Deutschland, dem ersteren unverkennbare Vorzüge. Dieser außerordentlich große Raum ist auf die Entwicklung seiner Einwohner auch nicht ohne Einfluß geblieben, da der amerikanische Geist nicht müde geworden ist, das Bewußtsein dieser Raumgröße in sich aufzunehmen. Die großen Ziele, die großen Entwürfe der Amerikaner entsprechen der Größe des von ihnen bewohnten Raumes.

Dabei ist die geographische Lage der Vereinigten Staaten, welche die unbedingte Führerrolle in Amerika haben, eine außerordentlich glückliche, da sie von zwei Weltmeeren umgebene Naturgrenzen haben, wie sie kaum besser gedacht werden können. Kriegerische Aggressionen müssen für fast undenkbar gehalten werden. Wenn wir in dieses Land so viele Deutsche einwandern sehen, die meistens schon in der dritten Generation entdeutscht sind, so kann uns wohl ein Gefühl banger Sorge beschleichen.

Aber auf das helle Bild, welches Raum und Lage von diesem Lande bieten, wirft das Klima den ersten Schatten.

Im ganzen ist das Klima Nordamerika's weit ungünstiger als das Klima Europa's. Selbst Californien hat kein italienisches Klima im günstigen Sinne des Wortes. Vor allem schädlich ist aber die nach Westen zunehmende Trockenheit, was um so mehr zu beachten ist, als noch

fortwährend Länderagenten in Nebrasca, Kansas, Colorado und anderen Teilen des Westens Ländereien anbieten, in denen während der kalten Jahreszeit der ganze Viehstand oft plötzlich auf ein Minimum reduziert wird, was für den kleinen Auswanderer häufig den vollständigen Ruin bedeutet. Das Klima in diesen Teilen übt auf die körperlichen wie seelischen und geistigen Eigenschaften der Einwanderer großen Einfluß aus; die Nachkommen der Einwanderer zeigen in jeder Hinsicht den amerikanischen Typus.

Der Mineralreichtum des Landes wird vielfach überschätzt. Die Gold- und Quecksilberschätze Kaliforniens sind als zum größten Teil gehoben zu betrachten.

Was die Fruchtbarkeit des Bodens anbelangt, so ist vielfach künstliche Bewässerung notwendig, was wiederum stets ein größeres Kapital beim Einwandernden voraussetzt.

Der jungfräuliche Boden Amerika's, der lange Zeit seinesgleichen nicht fand, ist heute schon vielfach als erschöpft zu betrachten. Amerika enthält nicht weniger als 40,000 Q.-Mln. unfruchtbares Steppenland. Der Latifundienbesitz ist ein sehr umfangreicher. Von den in den Vereinigten Staaten noch verfügbar bleibenden 5000 Quadratmeilen sind nur 30% als gutes Land zu bezeichnen.

Die Vorzüge der Vereinigten Staaten reduzieren sich also in vielfacher Hinsicht.

Von allen europäischen Nationen sind die Deutschen zuletzt nach Amerika gekommen.

Erst im Anfange des 18. Jahrhunderts, als schon längst blühende spanische und englische Kolonien in Amerika vorhanden waren, kamen Deutsche dorthin, nicht als Eroberer, sondern um Land bettelnde Einwanderer, dorthin getrieben meist aus religiösen oder politischen Motiven. Seitdem ist die Zahl der deutschen Auswanderer eine außerordentlich schwankende gewesen, während der englische Auswandererstrom ein kontinuierlicher war. In letzter Zeit ist auch die Zahl der deutschen Auswanderer eine mehr stabile geworden, was bezüglich der Bewahrung des Deutschtums in jenen Gebieten zu besseren Hoffnungen als bisher berechtigt.

Die Stellung, welche gegenwärtig die Deutschen in Amerika einnehmen, ist eine durchaus geachtete. Es ist heute eine deutsche Gesellschaft vorhanden, während früher von einer solchen nicht die Rede war. Der Deutsche hat es vorzüglich verstanden, sich intensiv in das amerikanische Leben einzugewöhnen, eine Folge seines Fleißes und seiner Bildung.

Das deutsche Schulwesen in Amerika ist freilich noch immer ein Baum ohne Krone, ein Stamm ohne Verästelung und ohne ein schattiges Laubdach. Es ist durchweg bei der Volksschule verblieben, höhere Lehranstalten und Universitäten fehlen den Deutschen. Die deutsche Schule Amerika's bildet ihre Zöglinge nur für das Allernotwendigste aus; wer seine Studien weiter fortsetzen will, muß sich an englische Lehrinstitute wenden. Sehr vielen deutschen Eltern erscheint übrigens der Unterricht ihrer Kinder in der deutschen Sprache und Litteratur ein Luxus.

In einigen Fällen ist der Unterricht in der deutschen Sprache auch in den Public schools obligatorisch.

In religiöser Beziehung ist der Deutsche vielfach unkirchlich; manche deutsche Kirche englisiert sich infolgedessen im Laufe der Zeit. Im übrigen läßt sich nicht leugnen, daß die freireligiöse Bewegung viel dazu beigetragen hat, das deutsch-nationale Leben in Amerika nicht so erstarren zu lassen, wie es wohl ohne diese Bewegung hätte der Fall sein können.

Die soziale Zusammensetzung ist begreiflicherweise eine sehr gemischte; eine strenge Abgeschlossenheit der besseren Kreise ist die natürliche Folge.

Der Einfluß des deutschen Elements ist in den Vereinigten Staaten ein sehr großer, namentlich in politischer Beziehung; denn die politische Auffassung der Deutschen, denen man „Redlichkeit des Denkens" nachrühmt, imponiert dem Amerikaner.

Nicht minder groß ist der Einfluß des Deutschen auf die künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen in den Vereinigten Staaten. Deshalb hat auch der Amerikaner ein gewisses Dankesgefühl den Deutschen gegenüber, die ihm die Kenntnis Goethe's und Beethoven's vermittelt haben. Nur die Gefahr, daß der Deutsche rationalistisch zersetzend wirken könne, erweckt hie und da Argwohn gegen unsere Landsleute. Ein Kleindeutschland, von dem man so oft und mit so großer Sehnsucht gesprochen, wird sich in Amerika nie bilden; der Deutschamerikaner treibt keine Gefühlspolitik. Aber es bleibt ein deutscher Kern, der sich erhält, und das wird bei den vermehrten Handelsbeziehungen Deutschlands zu Amerika und bei der Thatsache, daß heute nicht nur unglückliche Existenzen, sondern vielfach tüchtige Elemente aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten auswandern, mit der Zeit immer besser werden.

Wir aber müssen lernen, diesen Einfluß zu nützen, und haben zu diesem Zwecke in erster Linie unsere Aufmerksamkeit auf eine vielseitigere Gestaltung unseres Auswanderungswesens zu richten. Von der nationalen Erziehung des Deutschen in jenen Gebieten im weitesten Sinne des Wortes hängt das Heil der Zukunft ab. (Lebhafter, langanhaltender Beifall!)

Den zweiten Vortrag hielt Herr Dr. Karl Jühlke aus Potsdam über

Die deutschen Erwerbungen in Ostafrika, speziell über das Kilima'ndscharo-Gebiet.

Der Redner zählt zunächst die von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft erworbenen Gebiete auf und beschreibt sodann den geographischen Aufbau derselben.

Längs der ganzen Küste läuft ein 5—6 e. Mln. breiter, ungesunder, flacher Landstrich. Daran schließen sich Erhebungen von 300—400 F.; es folgen die Gebirgsstöcke,

deren Durchschnittshöhe auf 3000—4500 F. zu veranschlagen ist. Das Land von der Terrasse bis dorthin ist sehr fruchtbar. Jenseit des Gebirgszuges liegt eine unfruchtbare Steppe bis zu dem Hochgebirge des Kilima'ndscharo, dem eine äußerst fruchtbare Ebene bis zu den zentralafrikanischen Seen folgt. Die ganzen Gebiete werden von einem wohlausgebildeten Flußsysteme durchzogen.

Daß mehrere dieser Flüsse auf große Strecken hin schiffbar sind, bestätigt Redner aus eigener Erfahrung. Dieselben haben aber, hievon abgesehen, auch noch dadurch eine große Bedeutung, daß in ihnen die Möglichkeit der vielfach notwendigen Be- und Entwässerung gegeben ist.

Ein reiches Klima ist in diesen Gebieten vorhanden, von der tropischen Glut bis zur Kühle hoher Alpenregionen.

Ein ausgedehnter Viehreichtum ist hier anzutreffen. Es wird Reis- und Maisbau getrieben; Tabak von der Qualität eines guten holländischen Mitteltabaks wird in großen Massen gezogen.

Zur Bearbeitung des Bodens bedient sich der Neger einer lanzetförmigen Hacke, mit welcher er den Boden oberflächlich auflockert. Das ist die ganze Bearbeitung, die er demselben zuteil werden läßt.

Gummi, Kopal und Orseille wird gewonnen. Eine Eisenbahn wird die zahlreichen Güter des Landes exportfähig machen. Mit tropischen Gewächsen, u. a. Vanille und Kaffee, sind auf den Stationen glückliche Versuche gemacht worden. Die Kaffee-Bäumchen stehen unter dem Schutze mächtiger Bananen.

Die Bevölkerung zerfällt in drei Gruppen. Die Hauptmasse bildet eine äußerst friedliche Negerbevölkerung, von der Schlimmes für die Entwickelung der deutschen Kolonien nicht zu befürchten ist. Sie hassen die Araber und machen den Weißen alle möglichen Konzessionen, nur um Schutz gegen die ersteren zu finden. Diese Negerbevölkerung beziffert sich einschließlich der in den nördlichen Gebieten wohnenden Somali auf etwa fünfundzwanzig Millionen.

Den zweiten Faktor der Bevölkerung bilden die Araber, den dritten die Hindus, englische Unterthanen, raffinierte Kaufleute, an Zahl etwa 6—8000.

Die Sprache ist eine einheitliche, die Suaheli-Sprache, mit der man im ganzen Gebiete fertig wird.

Vom Innern wird exportiert: Elfenbein (jährlich für 8—9 Millionen Mk.), Kopal, Gummi und Orseille. Importiert werden nach Sansibar aus Amerika Petroleum und geringe Baumwolle, aus Indien Baumwolle, aus Europa Kattune, Eisenwaren, Messing- und Kupferdraht, Handwerkszeuge, Nägel u. s. w. Eine wirtschaftliche Ausbeutung der ostafrikanischen Gebiete ist in hohem Grade möglich.

Seitens der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft sind bis heute neun Stationen errichtet, auf denen mit dem Anbau tropischer Gewächse Versuche angestellt werden. Die fruchtbaren Gebiete stoßen im Gegensatz zum Kongo-Gebiet direkt an die Küste. Die Stationen werden sich in der Weise ausdehnen, daß die sämtlichen ins Innere führenden Karawanenstraßen von ihnen beherrscht werden.

Die Häfen im Somali-Lande sind mit Ausnahme dreier sämtlich in den Händen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft.

Namentlich bedeutsam ist die Station Dunda, welche zwei Tagereisen von der Küste entfernt liegt. Dort entwickelt sich bereits ein schwunghafter Handel mit den Eingeborenen in Zeugstoffen, Draht, Eisenwaren, Nägeln ꝛc.

Geld ist den dortigen Einwohnern noch unbekannt. Englische Autoren urteilen über die Gebiete, namentlich die des Kilima'ndscharo, sehr günstig, was Redner durch mehrere Zitate belegt.

Er schließt seine Ausführungen mit der Hoffnung, daß die dem Deutschen eigentümlichen Eigenschaften der Geduld, der Ausdauer, des Fleißes und des unerschütterlichen Mutes auch in Ostafrika einen Erfolg zum Heile des Mutterlandes nach sich ziehen werden. (Lebhafter Beifall.)

In der sich an die beiden Vorträge anschließenden Diskussion weist zunächst Herr Dr. Fabri aus Godesberg darauf hin, daß man in der ersten Zeit das Unternehmen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft für ein sehr abenteuerliches gehalten und demselben in den weitesten Kreisen großes Mißtrauen entgegengebracht habe. Das sei heute anders geworden: die öffentliche Meinung sei im Hinblick auf die Energie und Schaffenskraft der beteiligten Persönlichkeiten völlig umgeschlagen und nunmehr dem Unternehmen durchaus günstig gesinnt. Auch das Reich habe der Gesellschaft weitgehenden Schutz angedeihen lassen, wohin u. a. auch die bekannte Flottendemonstration vor Sansibar zu rechnen sei.

Eine besondere Aufgabe erwachse übrigens in diesen Gebieten der christlichen Humanität. Seit Jahren werde dort das gräßliche Gewerbe des Sklavenraubes mit kaum glaublicher Grausamkeit betrieben. Hierin Wandel zu schaffen, sei die große Aufgabe zivilisatorischer Thätigigkeit der Deutschen. Die armen geplagten Stämme würden die Weißen bewillkommnen, weil sie sich nach einem Rückhalt sehnen, den ihnen eine starke Nation dem verbrecherischen Treiben der Sklavenräuber gegenüber gewähren kann.

Herr Regierungsrat Königs aus Düsseldorf kommt zunächst auf den Vortrag des Professors Dr. Ratzel zurück und weist nach, daß der Export Deutschlands nach den Vereinigten Staaten — Deutschland nimmt unter den nach Amerika exportierenden Ländern die dritte Stelle ein — nicht mit der Auswanderung der Deutschen in diese Gebiete zusammenhänge. Amerika werde von Tag zu Tag ein mehr gefahrdrohender Konkurrent für Deutschland wie für ganz Europa. Wie erfreulich sei dem gegenüber der Ausblick auf die deutschen Erwerbungen in Ostafrika, die namentlich auch den in Deutschland unzufriedenen

Elementen einen Aufenthalt gewähren und damit für unser Land die Gefahren der Sozialdemokratie verringern würden. Da sei es denn zu wünschen, daß, wenn sich die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft demnächst an das deutsche Kapital wenden werde, sie offene Hände finden möge.

Herr Dr. Jühlke weist noch darauf hin, daß sich voraussichtlich auch ein Teil des Auswanderungsstromes werde in diese Gebiete, namentlich in das Kilima'ndscharo-Gebiet, leiten lassen. Unter diesen Umständen sei die Anlage einer Eisenbahn von doppelter Wichtigkeit.

Darauf wird die Diskussion geschlossen.

Der Herr Vorsitzende giebt noch bekannt, daß auf die vorigjährige Preisausschreibung (3000 Mark) „über tropische Kultivation mit besonderer Berücksichtigung der deutsch-afrikanischen Kolonien" nur zwei Arbeiten eingegangen sind, die eine aus Neu-Südwales, die andere aus Südostafrika. Keine der Arbeiten genügt; letztere aber ist so praktisch und originell angelegt, daß die Kommission dem Verfasser, einem deutschen Pfarrer, 1000 Mk. bewilligt und die Drucklegung der Arbeit beschlossen hat. Für 1887 wird eine neue Preisausschreibung (3000 Mk.) erfolgen über das Thema: „Geschichtlicher Ueberblick über die rechtliche, finanzielle und administrative Entwickelung der Ostindischen Kompagnie".

Nachdem darauf dem Herrn Dr. Jannasch in Berlin, der glücklich von seiner gefahrvollen Handelsexpeditionsreise in die Heimat zurückgekehrt ist, ein Glückwünschtelegramm votiert war, wurden die sehr anregenden Verhandlungen um vier Uhr Nachmittags geschlossen.

Chihuahua.

Von einer deutschen Dame.

Der flüchtigen Erwähnung der Stadt Chihuahua, in welcher Herr v. Hesse-Wartegg in seiner anziehenden Reisebeschreibung von den Vereinigten Staaten nach Mexico von Nord nach Süd diese interessante und schön gelegene Hauptstadt des gleichnamigen mexicanischen Staates gewürdigt hat, möchte ich eine eingehendere Schilderung derselben nachsenden, in der Ueberzeugung, daß dieselbe manchem Freunde der Erdkunde willkommen sein dürfte. Chihuahua ist eine Stadt, welche von der großen Heerstraße der Touristen so weit abgelegen ist, daß sich trotz der Eisenbahnverbindung doch nur äußerst selten ein Europäer dorthin verliert, außer in Geschäften, die ihn alsdann meist auf Jahre festhalten. Außerdem hat es noch in höherem Grade als andere mexicanische Städte im Süden und Osten einen Teil seiner mexicanischen Eigenart bewahrt, und mutet den ankommenden Fremdling eigentümlich fremdartig an, so daß er sich in eine neue Welt versetzt glaubt.

Zuvor aber noch einiges allgemeine über den Staat Chihuahua, einst einen der größten und bedeutendsten des mexicanischen Staatenbundes, dessen Flächenraum größer ist als derjenige von Ungarn und früher noch um ein Siebentel größer war, ehe Arizona im Jahre 1854 davon abgetrennt und an die Vereinigten Staaten verkauft wurde. Der Rio Grande scheidet es von Texas und seine östliche Grenze bildet hier ein unfruchtbares, ziemlich ödes Tafelland von etwa 1500 m. Höhe, das aus vorwiegend wellenförmigen, breiten, waldlosen Flächen besteht und mit seiner Bodenbedeckung von wenigem kurzem Grase und noch weniger Strauchwerk beinahe nur zur Viehzucht dient. Im Westen grenzt es, aber durch die Sierra Madre geschieden, an die Staaten Sonora und Sinaloa, im Südosten an Cohahuila, im Süden an Durango, und hier werden die Berge höher und gehen über Pässe und lange Bergjoche, welche durch üppige Thäler von einander geschieden sind, in das Hauptgebirge über, welches sich bis zur Höhe von 2600 m. erhebt. Der Süden ist reicher bewässert und darum auch stärker besiedelt als der Norden, welcher weniger Flüsse hat, von denen manche sogar im Sommer ganz austrocknen. Der Norden hat auch zwei größere und auf seiner Hochfläche mehrere kleinere Seen mit mehr oder weniger salzigem Wasser, deren Umgebungen aber fruchtbar sind, denn überall, wo nur Wasser vorhanden, ist der Boden ungemein fruchtbar und trägt reiche Ernten von Weizen und Mais. Die Luft ist ungemein trocken und dünn; das Fleisch dörrt im Freien äußerst leicht und schnell, ohne zu faulen, und das Klima ist sehr schön, gemäßigt und konstant, so daß der Sommer ununterbrochen acht Monate dauert und der Winter nicht kälter ist als der Oktober in New-York oder der Winter in Granada. In den höheren Teilen ist es allerdings kälter, im eigentlichen Gebirge mehr regnerisch. Im Hochgebirge fällt die Regenzeit vorwiegend in den Juli und August. Dies ist auch der Grund, warum Ackerbau und Bodenkultur ohne künstliche Bewässerung hier unmöglich sind. Alle Niederlassungen werden daher durch ein regelrechtes System von Acequias oder Gräben mit Schützen 2c. bewässert, zu denen das Wasser oft aus einer Entfernung von 2—3 d. Mln. hergeleitet wird; der auf diese Art bewässerte Grund der Niederungen ist daher auch ungemein fruchtbar und gibt häufig zwei Ernten von Weizen, Mais, Bohnen 2c. in einem Jahr und einen reichen Ertrag an Melonen, Gurken, Obst: Pfirsichen, Quitten, Aepfeln, Birnen 2c., sowie auch Weintrauben, aus welchen stellenweise, z. B. in El Paso, im Thale des Rio Grande u. s. w. in roher Weise ein sehr trinkbarer Landwein bereitet wird. In den milderen südlichen Gegenden des Staates gedeihen noch Feigen, Orangen und Citronen trefflich, sowie die Maguey-Pflanze, Agave americana, von welcher der Saft des Blütenschafts zur Bereitung des leicht berauschenden Pulque verwendet wird. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist bei nur leidlich sorglichem Anbau eine ganz ungemeine, denn im Distrikt Ximenez liefert der Mais oft das 300-fache, im

übrigen Lande durchschnittlich das 140-fache, Weizen das 32-fache, Gerste das 70-fache, Erbsen das 18-fache, Bohnen das 17- bis 30-fache Korn. Leider aber will Chihuahua trotzdem kein ackerbauender Staat werden und produziert kaum seinen eigenen Bedarf an Zerealien, denn die einheimischen Weißen und Farbigen sind zu träge und zu bequem zu dem mühsamen Ackerbau und beschäftigen sich lieber mit Viehzucht, für welche die üppigen Weiden der Hochebenen ganz vorzügliche Chancen geben. Da das Vieh das ganze Jahr hindurch nicht in Ställe kommt und das zahlreiche Rindvieh auch nicht zur Milchwirtschaft benützt wird, so brauchen die halbwilden Heerden nur gehütet zu werden, was von berittenen Hirten, Peones und Vaqueros, geschieht und wenig Mühe verursacht. In früheren Zeiten, vor den Einfällen der feindlichen Indianer und als noch die großen Haciendas und Rindvieh-Farmen und Gehöfte sich über das ganze Land ausbreiteten, war die Viehzucht noch weit bedeutender und manche Hacienderos besaßen 40—50,000 Stück Rindvieh, heutzutage höchstens noch 4—5000. Noch lieber aber beschäftigen sich die Bewohner des Staates mit dem Bergbau, welcher, wenn auch lohnend, doch immer mehr oder weniger ein Glückspiel ist. Der Mineralreichtum des Landes ist sehr bedeutend: Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Quecksilber, Arsenik, Wismuth, Kobalt, Schwefel und Salz kommen in Menge, Steinkohlen ziemlich häufig vor. Die reichen Silbergruben werden schon seit mehr als 200 Jahren mit Erfolg abgebaut, und zwar früher in weit umfassenderem Maße als jetzt, denn die Unsicherheit durch die häufigen Einfälle und Raubzüge der wilden Indianer, namentlich der Apatschen, haben den Bergbau in den jüngst vergangenen fünf Jahrzehnten sehr gestört. Die meisten Silbergruben liegen im westlichen Teile des Staates, am östlichen Fuße der Sierra Madre, und die reichste von ihnen ist die für unerschöpflich geltende Grube Santa Eulalia, deren Produkte in der Stadt Chihuahua verhüttet werden, von welcher die Grube nur etwa sechs Wegstunden entfernt ist, und die in den letzten fünf Jahren jährlich einen Durchschnittsertrag von einer Million Dollars geliefert haben soll. Einige Jahre lang hatte der Abbau der Grube Santa Eulalia wegen der Halden und des Wassers etwas nachgelassen, allein nun ist sie in den Händen einer europäischen Aktiengesellschaft und wird mit Benützung der wirksamsten neuesten Entdeckungen und Maschinen abgebaut. Auch die in den jüngsten Jahrzehnten verlassenen reichen Gruben von Santa Barbara und Sierra Rica sollen demnächst von europäischen und amerikanischen Unternehmern wieder in Betrieb genommen werden. Das Silber findet sich im Porphyr und Kalkgestein meist als Schwefel-, oft auch als Chlorsilber und manchmal sogar gediegen. Auch Gold findet sich an manchen Stellen, in einigen Gruben sogar neben dem Silber, in Rosario z. B. in ziemlicher Menge.

Die Pflanzenwelt des Staates ist subtropisch und ziemlich einfach; reicher ist die Tierwelt: man trifft graue, braune und schwarze Bären, den Jaguar, Panther, Kuguar, Ozelot, den Luchs, Wolf, Fuchs und Coyote, die Wildkatze, Kaninchen, Schwarzschwanz- und Rotschwanz-Hirsche, Waschbären, Eichhörnchen 2c.; früher gab es viele Biber im Rio Grande, ebenso auch wilde Truthühner, ferner gibt es verschiedene Eidechsen, Hornfrösche, Kröten, Skorpionen, Schlangen, Taranteln, Tausendfüße u. s. w.

Von Indianern leben in den Gebirgen des Westens die friedlichen Tarahumaras; die feindlichen Indianerstämme der Komantschen, welche früher von Osten, und die Apatschen, welche früher von Norden her in den Staat einfielen und unzähliges Unheil anrichteten, sind in den jüngsten Jahren teils unterjocht und aufgerieben, teils zerstreut und in Reservationen untergebracht worden, wo sie wenig mehr schaden können. Früher aber müssen im Staate verschiedene volkreiche Stämme von ziemlich entwickelter Kultur gewohnt haben, denn noch findet man im Nordwesten, im Thale des Casas Grandes, denkwürdige Ueberreste von den Wohnsitzen eines ausgestorbenen Volkes, welches durch künstliche Bewässerungen jenes Thal, eines der fruchtbarsten des nördlichen Mexico, in eine reiche Landschaft verwandelt haben mußte. Auch an anderen Flüssen: dem Gila und nördlicher am San Francisco und Salinas, finden sich noch Ueberbleibsel der Pimos-Dörfer, welche übrigens schon 250 Jahre vor Ankunft der Spanier verlassen gewesen sein müssen und wahrscheinlich von wilden Indianerstämmen zerstört worden sind, die aus dem Norden eindrangen. Durch die Eisenbahn, welche jetzt den Staat durchzieht und mit der Stadt Mexico im Süden und den Vereinigten Staaten im Norden in Verbindung setzt und Ein- und Ausfuhr wesentlich erleichtert und hebt, wird jedoch der Staat bald einen bedeutenden Aufschwung nehmen.

Die Stadt Chihuahua liegt unter dem 29.° n. Br. in einer weiten Ebene, die mehr Pflanzenwuchs zeigt als die übrigen Ebenen des Staates. Der Name der Stadt bedeutet „Wasserlauf" und der kleine Fluß, an welchem sie liegt, mag die Wahl der Oertlichkeit entschieden haben, als die Spanier sie im Jahre 1703 der Sage nach unter folgenden Umständen anlegten: Zu Anfang des genannten Jahres erschien in dem Kloster Santa Eulalia, das einige Kilometer von der heutigen Stadt entfernt mitten in der Einöde lag, ein Mann von verwildertem Aussehen und verlangte in einer wichtigen Angelegenheit den Bischof zu sprechen. Als er nach langer Mühe bei demselben vorgelassen wurde, gab er sich als einen entsprungenen Strafgefangenen zu erkennen und erzählte: er sei mit einem gleichfalls entsprungenen Gefährten in den Bergen gegen Süden herumgeirrt und habe an verschiedenen Stellen gelagert. Als sie an einem dieser Lager am anderen Morgen ihr Lagerfeuer wieder aufzumachen im Begriff gewesen seien, haben sie unter der Asche desselben eine geschmolzene Masse gefunden, welche sie bei näherer Untersuchung

als Silber erkannten. Nach einiger Beratschlagung kamen sie überein, daß einer von ihnen zum Bischof gehen und diesem das Anerbieten machen sollte, ihm den Fundort dieser reichen Erzgänge zu zeigen, wenn der Bischof ihnen Leben, Freiheit und einen bescheidenen Gewinnanteil an dieser Silbermine verbürgen wolle. Das mitgebrachte Silber überzeugte den Bischof von der Richtigkeit der gemachten Entdeckung; er versprach, sich mit den betreffenden Behörden ins Benehmen zu setzen, was ihm gelang, und nun er den beiden Sträflingen Amnestie zusichern konnte, wurden die gefundenen Erzgänge in Angriff genommen und ergaben eine reiche Ausbeute. So entstanden die Silbergruben von Santa Eulalia, welche in zwei isolierten Bergen 20 **Km.** südlich von der Stadt Chihuahua liegen. Die Kunde von den reichen Erträgen verbreitete sich rasch über das ganze Land und lockte eine Menge Menschen herbei, und so entstand in einem benachbarten engen Thale das Dorf Santa Eulalia und dann im wasserreichsten und fruchtbarsten Teile der Nachbarschaft die Stadt Chihuahua, welche heutzutage etwa 33,000 Einwohner zählt, aber schon nach fünf- bis zehnjährigem Bestehen der Sage nach 80,000 Menschen beherbergt haben soll. Schon im Jahre der Gründung wurde der Grundstein zu der großen prachtvollen Kathedrale gelegt, bei welcher Gelegenheit der Bischof die Stiftung machte, daß von jeder gewonnenen Silberbarre ein Real (à 54 Pfennig) als Beisteuer zum Kirchenbau erlegt werden solle, welche Abgabe noch heute besteht. Wie viel von dem früheren Glanz und Reichtum der Stadt wahr ist, vermögen wir nicht zu sagen; aber in den breiten, reinlichen Straßen stehen noch manche stattlichen alten Gebäude, welche auf eine Periode früherer Pracht deuten. Besonders zeugt von dieser Periode einstigen Glanzes noch der schöne Aquädukt, welcher 5 1/2 **Km.** lang ist und die Stadt mit gutem, reichlichem Trinkwasser versieht.

Die Stadt macht schon von fern einen erfrischenden und freundlichen Eindruck durch den häufigeren Baumwuchs, der in den anderen Ebenen des Landes selten ist. Nähert man sich Chihuahua von Norden oder von Süden her, so begrüßen zahlreiche Cottonwood-Bäume (**Populus monilifera**) das Auge. Kommt man näher, so sieht man, daß die Stadt in einen Garten oder Wald von Orangen- und Rosenbäumen eingebettet liegt, welche einen ungemein wohlthuenden Eindruck machen. Die Häuser der Stadt überragt die Kathedrale mit ihren beiden je 76 **m.** hohen Türmen, deren Baukosten sich auf eine Million spanischer Thaler belaufen haben sollen und die noch heute das Kleinod und der Stolz der Stadt ist, so daß ihr eine besondere Verehrung gezollt wird und keine Frau sie anders als unbedeckten Hauptes betreten darf, um ihre Demut zu bethätigen. Selbst fremden Damen ist es nicht gestattet, die Kathedrale zu betreten, wenn sie selbst den Hut am Arm oder in der Hand tragen wollen.

Die Ergiebigkeit der Silbergruben von Santa Eulalia war aber so groß, daß der Kirchenschatz der Kathedrale an Geldüberfluß litt und die Geistlichkeit den Entschluß faßte, eine zweite Kirche eigens zur Verehrung der heiligen Eulalia zu erbauen. Dies geschah, und so entstand die Kirche Santa Guadeloupe, in welcher alle Kirchengeräte aus dem reinsten Silber verfertigt wurden. Da aber der Kirchenschatz selbst diesen Aufwand kaum empfand, so bauten die Geistlichen kaum hundert Schritte von letzterer Kirche einen schönen Palast für den Bischof und pflasterten auf der Straße zwischen den beiden letzteren Gebäuden einen Bürgersteig von zehn Fuß Breite mit Platten von schwerem Silber, die man aber nach einigen Wochen wieder entfernen mußte, weil das gottlose Volk beinahe allnächtlich einige dieser Platten stahl, worauf man sie durch wirkliche Pflastersteine ersetzte.

Die breiten, offenen Straßen werden unter rechten Winkeln von Querstraßen durchschnitten und so entstehen Häuserquadrate nach Art der Städte in den Vereinigten Staaten, welche man „Blocks" nennt und nach denen man die Straßen zählt. An Stelle einiger Quadrate sind dann freie Plätze aufgespart, deren die Stadt mehrere zählt. Der größte davon, die eigentliche Plaza, liegt im Mittelpunkte der Stadt, hat schöne Anlagen, einen laufenden Brunnen und ist außen herum mit Bäumen bepflanzt, unter welchen Ruhebänke angebracht sind. Jeder öffentliche Platz hat seinen Musikpavillon, auf welchem zweimal in der Woche, von 3—5 Uhr Nachmittags, vom Monat März ab jedoch bis zum Oktober Abends von 9—11 Uhr Konzert von einer Militärmusik stattfindet, das von den Stadtbewohnern aller Stände eifrigst besucht wird.

Mehrere Straßen sind zu beiden Seiten mit sogen. Lila-Bäumen (**Guilandina Moringa?**) bepflanzt, welche im März zu blühen beginnen und ihre süßduftenden Blüten fortwährend bis zum Oktober entfalten, was den Straßen ein ungemein frisches und freundliches Aussehen gibt. Die Stadt ist weitschichtig angelegt und in rascher Aufnahme begriffen, denn während sie im Jahre 1868 nur etwa 12,000 Einwohner zählte, soll sie Ende 1885 deren 30,000 gehabt haben, und es wandern noch immer neue Bewohner zu. Gleichzeitig herrscht eine gewisse Bauwut, denn allenthalben erstehen neue Häuser und neue Straßen, da viele Leute ganze Kisten voll Silberbarren daliegen haben, die sich nicht verzinsen und die sie daher lieber in zinstragende Häuser verwandeln. So herrscht trotz des zahlreichen Zuzuges noch kein Wohnungsmangel.

Die öffentlichen Gebäude sind meist solid, geschmackvoll und in europäischem Styl aufgeführt, so der sich seiner Vollendung nähernde Justizpalast, die Akademie, die Kasernen, die Münze, das Theater 2c., die wesentlich dazu beitragen, der Stadt einen zivilisierten und modernen Charakter aufzuprägen. Mehr amerikanisch sehen die Rollschuhbahn (**skating-rink**), das Kaufhaus, die Bäder und die bedeckte Markthalle aus, und an Spanien gemahnen die Arena für die Stiergefechte und die Halle für die

Hahnengefechte, welche zu den beliebtesten Volksvergnügungen gehören.

Chihuahua liegt im Mittel 4466 F. über dem Meere und erfreut sich daher einer köstlichen, reinen Luft, eines klaren, glänzend blauen Himmels und einer hellen, lachenden Sonne, welche am Mittag blendend auf den Straßen und ihren hellgetünchten Häusern ruht und den fremdartigen, eigentümlichen Eindruck vermehrt, welchen die Stadt anfangs auf den Beschauer macht. Die Straßen erscheinen dem Fremden etwas kahl und öde, namentlich die nicht mit Bäumen besetzten, denn die Häuser in einem Block stehen dicht aneinander, sind meist gleich hoch und haben nach der Straße keine Fenster, sondern nur Thüren und zuweilen auf der Nord- oder Ostseite bedeckte Balkone. Die meisten Häuser sind nach spanischer Sitte nur zweistöckig und in Form eines □ oder ⊔ um einen Hof herumgebaut, auf welchen die Fenster und Galerien münden; in diesem gepflasterten Hof findet sich meist ein kleines Blumengärtchen, ein laufender oder ein Springbrunnen und ein schattenspendender Tulpen- oder sonstiger hochstämmiger Baum, und der Patio vertritt den Bewohnern in der guten Jahreszeit Wohn- und Empfangszimmer. In der ganzen Stadt gibt es kaum fünf bis sechs Häuser mit mehr oder zwei Stockwerken von europäischer oder amerikanischer Bauart, und diese gehören immer Ausländern.

Die kleinen Läden anderer Städte sieht man hier nicht. Gemüse, Obst, Fleisch, Brot, Landesprodukte werden in der Markthalle feilgeboten; alle anderen Lebensbedürfnisse und Luxusartikel findet man in dem schönen Kaufhause, einem wahren Bazar, worin sich Laden an Laden reiht und vor den Läden eine schattenspendende Säulenhalle hinläuft, die zugleich als Spaziergang dient. Die eigentliche Promenade aber ist die schöne Alameda, welche, mit vier Reihen von Bäumen bepflanzt, eine Ringstraße um einen Teil der Stadt herum bildet. Zu beiden Seiten laufen ihr entlang Trottoirs für die Fußgänger, hie und da mit Bänken versehen; in der Mitte verläuft ein breiter Fahr- und Reitweg, und hier ergeht sich, namentlich von 4 Uhr Nachmittags an und Abends, die schöne Welt von Chihuahua, um den Konzerten der Militärmusik zu lauschen. Hier und in einem vor der Stadt liegenden öffentlichen Garten trifft man sich, um sich zu begrüßen und auszuplaudern, und hier herrscht denn auch in den Abendstunden ein ziemlich zwangloses, reges Leben, ein Hin- und Herwogen von Fußgängern, Reitern und Reiterinnen und Equipagen, und die Wagen der schon seit 15 Jahren hier bestehenden und den größten Teil der Stadt durchlaufenden Pferdebahn bringen immer wieder neue Spaziergänger.

Die Straßen der Stadt sind nur teilweise gepflastert, aber trotzdem immer reinlich, weil es so selten regnet. Sie werden belebt von Equipagen aller Art, von Reitern und Saumtieren, denn beinahe aller Transport geschieht mittelst Eseln oder Mauleseln, da man keine chaussierten Landstraßen hat. Man sieht daher hier auch keine Lastwagen außer den Blockwagen einzelner hiesiger Etablissements und denjenigen, welche die mit der Eisenbahn ankommenden oder abgehenden Güter befördern. Diese Saumtiere mit ihren meist farbigen Treibern und ihrem bunten, fremdartigen Aufputz bilden daher auch einen spezifischen Zug in der Physiognomie der Stadt, und machen die Straßen stiller als in anderen Städten, wo viele Fuhrwerke verkehren.

Die amtliche und die Verkehrssprache ist Spanisch und in dieser Sprache erscheinen hier auch zwei tägliche Zeitungen, die Vertreter der beiden Hauptparteien. Das Volk spricht einen Dialekt mit vielen indianischen Worten. Wer hier lebt und Geschäfte treibt, muß Spanisch verstehen, denn die Eingeborenen lernen nur selten eine andere Sprache. Eine Frau, die eine Haushaltung führt, muß ebenfalls wenigstens so viel Spanisch verstehen, daß sie ihre Einkäufe machen kann, da man ihr nichts ins Haus bringt. Viele amerikanische Familien leben daher hier in amerikanischen Boardinghouses, um sich die Mühen eines eigenen Haushaltes zu ersparen oder weil ihre Frauen nicht Spanisch lernen wollen, das doch so leicht ist. Die größten Geschäfte hier gehören jedoch vorwiegend Deutschen und diese haben sich durch Fleiß, Umsicht und Sparsamkeit Vermögen und einflußreiche Stellung erworben, halten treulich zusammen, beherrschen die Geschäfte und beschäftigen in ihren Etablissements junge Männer von allen Nationen.

Die Lebensweise der Einwohner von Chihuahua zeigt die auffallendsten Kontraste. Das Volk lebt in der einfachsten und frugalsten Weise: die Wohnungen sind kaum möbliert, die Kleidung ist mexicanisch und äußerst einfach und dürftig, die Kost derb und eintönig, vorwiegend vegetarisch, obwohl frisches und luftgetrocknetes Fleisch (charqui oder tasajo) wohlfeil ist. Mais, Frijolen (Kernbohnen) und Gemüse bilden den Hauptbestandteil der Mahlzeiten; dazu abwechselnd Speck, Eierkuchen, Obst; als Getränk Branntwein, aguardiente, aus Getreide und Obst. Etwas besser lebt der wenig zahlreiche Mittelstand, wo in einer Familie wenigstens ein Zimmer dürftig möbliert ist, um darin Besuche zu empfangen, während man sich sonst nur in der Küche aufhält und die Schlafzimmer außer einigen Feldbetten oder Schragen und einigen Stühlen oder Schemeln kein Möbel enthalten. Der gewöhnliche Mexicaner liebt es nicht, einem Fremden Einsicht in seine innere Häuslichkeit zu gestatten, und der Ausländer sieht daher von derselben selten mehr als was im Patio vor sich geht. Dagegen leben die hier residierenden Ausländer und einige der reichen Eingeborenen auf einem sehr vornehmen und luxuriösen Fuße, haben elegant und behaglich eingerichtete Wohnungen mit schönen Pariser oder amerikanischen Möbeln, mit prächtigen Teppichen, Gardinen, Oelgemälden, riesigen Spiegeln, reichem Silbergeschirr, Porzellan und Krystall ꝛc. und tragen die

neuesten europäischen und New-Yorker Moden. Man kann hier nämlich alles haben, was zum Luxus gehört, allein meist zu kolossalen Preisen, da die Kaufleute im Kaufhause sehr große und mannigfaltige Warenlager halten müssen, in denen ein großes Betriebskapital steckt, welches oft hoch verzinst werden muß. Man findet in demselben Magazin oft eiserne Oefen, Glacéhandschuhe, Hacken und Schaufeln wie feine Porzellan- und Krystallwaren, Bijouterie und Goldwaren neben Blechgeschirr und eisernen Kochtöpfen, Kölnisches Wasser neben Petroleum u. s. w. Die mexicanische Regierung erhebt hohe Zölle, welche nebst dem Transport die Waren noch mehr verteuern. Die deutschen Waren und Fabrikate erfreuen sich einer großen Beliebtheit und machen den englischen und amerikanischen eine empfindliche Konkurrenz; nur schade, daß die Entfernung so groß ist und viele Artikel oft ausgehen. Wenn man nämlich einen deutschen Artikel selbst telegraphisch in Deutschland bestellt und über Hamburg kommen läßt, so kommt die bestellte Sendung selbst jetzt, wo man von New-York bis Chihuahua direkte Eisenbahn-Verbindung nebst billigen Frachten hat, meist erst nach 40—45 Tagen in Chihuahua an, und früher erst nach 3—4 Monaten. Daher gehen häufig einzelne Artikel auf den hiesigen Lagern aus; so hat neulich meine Schwägerin den ganzen Vorrat von leinenem Tischzeug, das hier zu haben war, aufgekauft und nicht einmal die nötige Anzahl von Servietten bekommen können, welche übrigens den eigentlichen Mexicanern auch ein unbekannter Luxus sind.

Die weitaus größte Mehrzahl der Landesbevölkerung besteht aus Farbigen, aus Indianern und Mestizen; wirklich rein weiße Kreolen oder Blancos gibt es hier sehr wenige, denn bis in die Familien der höheren und reicheren Stände hinauf hat sich indianisches Blut eingeschlichen. Man kennt daher unter den Mexicanern kein hochmütiges Vorurteil bezüglich der Hautfarbe, ausgenommen vielleicht einige stolze spanische Familien, die auf die vermeintliche Reinheit ihrer Rasse gehalten haben, aber deren sind wohl nur sehr wenige. Der ganze Staat war ja früher ein Hauptsitz wilder indianischer Stämme, namentlich der Apatschen, die lange in ihrem wilden Zustande beharrten und deren mörderischen Raubzügen erst in jüngster Zeit und mit Beihülfe der Truppen der Vereinigten Staaten ein Ziel gesteckt werden konnte. Es ist überhaupt noch nicht lange her, daß die wilden Indianerstämme sich vor den Weißen zurückzogen und denselben unterwarfen, und noch gibt es im Lande einige wilde räuberische Stämme, welche hie und da aus ihrer Bergheimat hervorbrechen und plündernd über ihre Nachbarn herfallen; so mehrere nomadische Banden von Apatschen und ein anderer unzivilisierter Stamm, der 80 e. Mln. von hier bei Chosihuiriachio, in den Bergen leben soll. Außerdem gibt es noch viele nomadische Stämme von „zahmen" Indianern, Indios mansos, welche mit ihren Zeltlagern selbst bis in die Nähe der Hauptstadt kommen, Handel mit Pferden, Maultieren, Eseln und Geflügel treiben, sich als Taglöhner und Dienstboten verdingen und eine Art Zigeunerleben führen.

Demgemäß herrschen hier noch vorwiegend indianische Sitten, Bräuche und Trachten, welche sich auffällig geltend machen. Die Indianer sind mittelgroß, kräftig gebaut, geschmeidig, lebhaft, leidenschaftlich und erinnern mich an die Zigeuner Deutschlands, nur daß sie ganz straffe, glatte Haare und wenig Bart haben, aber derselbe schlanke Wuchs, dieselben dunklen, glühenden Augen, dieselben vorstehenden Backenknochen, derselbe eintönige dunkle Teint, dieselbe stramme Haltung. Sie gelten für träge, heimtückisch und rachgierig, aber bei ihren wenigen Bedürfnissen und dem Steuerdruck unter dem sie stehen, haben sie auch keinen rechten Sporn zur Thätigkeit. Ich selbst bin noch nicht lange genug hier, um über ihren Charakter urteilen zu können; aber sie erschienen mir eher gutmütig, und dies scheint mir auch ihre ausgesprochene Liebe zur „stummen Kreatur" zu bestätigen, denn es wimmelt in jeder indianischen Hütte von Tieren, namentlich von Hunden, obwohl dieselben versteuert werden müssen, und man sieht beinahe niemals einen Indianer oder Farbigen ohne Hund. Aeltere Farbige beider Geschlechter zeigen Anlage zur Fettsucht, namentlich die Weiber, welche früh altern und sehr häßlich werden; aber unter den jüngeren Mädchen der Farbigen sieht man viele hübsche Gesichter und trefflich gewachsene Individuen mit immer lachendem und fröhlichem Ausdruck, voll Sang und Scherz und Laune; dabei aber sind sie ungemein bigott und stehen unter strenger kirchlicher Zucht.

Von dem allgemeinen und dem häuslichen Leben hier werde ich ein andermal berichten. Das öffentliche Leben dagegen hat nichts von einer europäischen Kleinstadt, sondern zeigt mehr das Gepräge der nordamerikanischen Städte und hat alle Facilitäten der modernsten Zivilisation. So hat man, wie schon erwähnt, hier schon seit etwa 15 Jahren Pferdebahnen, seit 7—8 Jahren Telephon-Verbindungen durch die ganze Stadt, deren Gebrauch sich so allgemein eingebürgert hat, daß man mit dem Arzt, dem Apotheker, Bankier, Bäcker, Fleischer, kurz mit allen Lieferanten und auch mit allen befreundeten Familien nur telephonisch verkehrt und alle Einladungen, Mitteilungen u. s. w. austauscht und sich alle Korrespondenz erspart, wie denn auch in jedem Geschäfte schon eine Remington'sche Schreibmaschine zu finden ist.

Das Klima finde ich trotz der hohen Lage sehr angenehm und verhältnismäßig milde, die Luft köstlich rein, trocken und für die Lungen wohlthuend. Der jüngstvergangene Winter gilt für einen der kältesten seit vielen Jahren, aber mir erschien er gelind und die Nächte nur hie und da kühl. Von Neujahr bis März ds. Js. hatten wir nur vier Tage, an denen man in den Mittagsstunden nicht im Freien sitzen konnte; dagegen saßen wir selbst im Januar manchen Abend bis 9 Uhr im Freien, ohne zu frösteln, obwohl die Mexicaner sich ihre Serape bis über

die Nase heraufzogen und die Kälte „barbarisch" fanden. Da die Wohnungen nicht so gut eingerichtet sind wie bei uns in Deutschland und da namentlich Fenster und Thüren selten dicht schließen, so ist einem am Morgen und Abend ein kleines Kaminfeuer nicht unwillkommen, aber unter Tags denkt niemand an Heizung und man fühlt sich arbeitend oder bummelnd immer behaglich. Jetzt, zu Anfang März, rückt der Frühling mit Macht heran und verkündigt sich schon mit Blüten aller Art, und ich erwarte ihn mit Sehnsucht, um die sehr hübsche Umgebung der Stadt besuchen zu können, von welcher ich dann, wie von dem Volks- und Straßenleben, eine anschauliche Schilderung zu geben versuchen werde.

Ein Beitrag zur Geschichte der Komantschen und Deutschen in Texas.

Wie die nordamerikanischen Jäger- und Reiterstämme überhaupt, haben die texanischen Indianer keine Kultur-, vielmehr nur eine Kriegsgeschichte aufzuweisen. Schlachten, wie sie unter Jackson in den Südstaaten vorkamen, sind in Texas nicht zu verzeichnen; kein hervorragender Held und Heerführer, wie Tékumseh und Oscéola, Sagojewatha, Metakomet und Nemattano, ist dort aufgetreten. Die Hauptrolle spielten immer die Komantschen. Den Spaniern, Mexicanern und Amerikanern haben sie lange Zeit die Spitze geboten. Sobald die Spanier in Mexico festen Fuß gefaßt hatten, drangen sie in drei Linien nach Norden vor; erstens über Kalifornien, dann das Thal des Rio Grande hinauf über Taos bis an die Spanish-Pikes, drittens unternahmen sie nach einem wohldurchdachten Plane die Kolonisation von Texas. Sie waren aber nach allen Seiten hin zu sehr in Anspruch genommen, um gerade auf Texas besondere Kraft zu verwenden, und fanden bald mächtige Rivalen an den Franzosen. Die Einwanderung der Amerikaner beginnt erst mit Moses Austin's Auftreten, 1821, an Bedeutung, die der Deutschen erst seit 1844. Als Hauptmomente der texanisch-indianischen Kriegsgeschichte sind hervorzuheben:

1528 n. Chr. sandte Cortez eine kriegerische Expedition unter Narvaez gegen die damals in Texas wohnenden Natchez aus. Der abenteuerliche General, welcher die erste Bekanntschaft mit Texas machte, kehrte aber unverrichteter Dinge wieder nach Mexico zurück. 1650 eröffnen die Spanier am San-Saba-Fluß ihre Silberminen und legen ein Fort zu deren Schutz an. 1685 macht Robert de la Salle den ersten Ansiedelungsversuch in Texas durch Gründung von St. Louis; ein meuterischer Soldat erschoß ihn, als er 1687 nach Louisiana zu Fuß zurückzukehren suchte. Kurz darauf wurde St. Louis von den Komantschen gestürmt und zerstört. 1690 entstand die erste spanische Mission am Flusse San Antonio, welcher nach und nach andere Missionen folgen. Sie sollten Kulturstätten für die Indianer abgeben. Die katholischen Missionare erzielen aber nur geringe Erfolge bei den texanischen Indianern; dieselben lassen sich schon damals weder zum Christentum bekehren, noch bequemen sie sich zu einem seßhaften Leben. 1691 entsteht die erste größere spanische Niederlassung in Natschitotsches. 1721 wird eine von Louisiana aus nach der Matagorda-Bay abgesandte französische Expedition von den Indianern angegriffen und zurückgeschlagen. 1729 wird die heutige Stadt San Antonio von den Spaniern gegründet mit einem, auf 40,000 Seelen berechneten, herrlichen Kanalisationssystem, welches noch heute benutzt und je nach steigendem Bedürfnisse wieder aufgedeckt wird. Die ersten spanischen Ansiedler San Antonio's kamen von Madeira und den Canarischen Inseln. Heute zählt San Antonio ungefähr 20,000 Einwohner, gleich gemischt aus Mexicanern, Amerikanern und Deutschen. Das von den Spaniern am Golf angelegte Corpus-Christi, ein Haupthandelsdepot, wird von den Komantschen mehrmals mit gutem Erfolge angegriffen. Die Indianer stehen bald auf spanischer, dann wieder auf französischer Seite. 1758 werden die San-Saba-Silberminen, sowie das dortige Fort infolge eines Angriffs der Komantschen von den Spaniern wieder aufgegeben und geräumt; die Besatzung war bis auf wenige Mann getötet worden. Zu Anfang dieses Jahrhunderts verteidigt der spanische Hauptmann Uvalde mit 20 Mann den nach ihm benannten Cañon (Engpaß) de Uvalde erfolgreich gegen einen großen Schwarm Komantschen. Später werden die Komantschen von den Spaniern noch einmal am Eingange dieses Passes geschlagen, als sie eben in das Thal hinabdefilieren wollen. Die Soldaten drängen sie in den Cañon zurück und verfolgen sie bis in die Mitte des überaus engen Passes. Hier werden sie durch getötete Pferde der Komantschen in der Verfolgung gehemmt und aufgehalten, so daß die Indianer entkommen. So lautet die Ueberlieferung in County Bejár. 1835 stellen sich 30 Indianer-Häuptlinge, größtenteils Komantschen, in der Stadt San Antonio zu einer Besprechung (Talk) ein und werden von der Miliz von Bejár unter Kapitän Howard vor dem Stadthause niedergeschossen, weil sie eine Amerikanerin in ihrem Lager gefangen gehalten und mißhandelt hatten. Diese war aus dem Lager in die Stadt geflüchtet und hatte zur Rache aufgerufen. Im J. 1839 werden die Indianer von den Mexicanern zum Kriege gegen die Texaner aufgereizt. General Rusk vertreibt die Indianer aus ihrem Winterlager an den Quellen des Trinity, nimmt ihnen den größten Teil der Pferde ab und verbrennt ihre Zelte und Gerätschaften. 1841 zerstören die Komantschen das von den Amerikanern gegründete Lienville unweit Port la Vacca. Um diese Zeit durchzieht der General Burleson, Befehlshaber der texanischen Truppen, auf einem Streifzuge gegen die Komantschen das weite Gebiet vom oberen Trinity im Osten bis in die Nähe der Nebenflüsse des Rio Grande

im Westen und treibt auf seiner Rückkehr alle großen Büffelheerden in jener Gegend vor seinem Heere her, bis nicht weniger als 25,000 dieser Tiere innerhalb der Ansiedelungen von Texas eingedrungen waren. 1844 erleiden die Komantschen bei Sisterdale, an der Guadaloupe, durch die Texasranger unter Anführung des Kapitäns Hayes eine empfindliche Niederlage. Das sichere Feuer der Texaner hatte sie nach zweimaligem Anlaufe außer Fassung gebracht. In Hast räumten sie das Blachfeld (auf der jetzigen Dresel'schen Farm) und die Büsche, und nur wenige Verwundete vermochten die Weiber den Packtieren aufzuladen. Kurz vor Beginn des Bürgerkrieges wird von Vereinigten-Staaten-Dragonern und Reserve-Indianern, unter Kommando des Majors van Dorn, ein großes Indianerlager in den Witchita-Bergen überfallen und die Wilden werden größtenteils getötet. Die Komantschen, anfänglich mit den Wakoos verbündet, zerfallen mit diesen und reiben den Stamm Ende der vierziger Jahre fast gänzlich auf; auch die den Weißen befreundeten Tonkawähs werden von den Komantschen befehdet und geschlagen. Die den Weißen freundlichen Lipans werden von den wilden Apatschen fast ganz vernichtet. Die von der Vereinigten-Staaten-Regierung und von evangelischen Missionaren öfters angestellten Versuche, die Indianer zu bekehren und an ein friedliches Leben zu gewöhnen, fallen fruchtlos aus und nur Trümmer der Stämme werden in die Reservationen eingepfercht, und einzelne Indianer werden für die Zivilisation gewonnen, besonders solche, welche, jung in amerikanische Familien aufgenommen, die passende Erziehung erhalten.

Unbezähmbar vor allen blieben die Apatschen. Sie waren einst ebenso gefürchtet wie die Komantschen und von jeher böse Nachbarn der Texaner sowohl als der Mexicaner. Besondere Grausamkeiten ließen sich die hochgewachsenen Komantschen zu meiner Zeit (1847 bis 1865) nicht zu Schulden kommen. Die Schandthaten der Apatschen sind grauenerregend. Sie rühmen sich, nie einen Vertrag mit der Vereinigten-Staaten-Regierung eingegangen zu haben, und wüteten besonders in den nördlichen Provinzen Mexico's, wobei ihnen als Anhalt und Zuflucht die Steinwüste und Heuschrecken-Brutstätte Bolson und das noch nicht durchforschte Guadaloupe-Gebirge diente. Dies Gebirge, eine kompakte Einzelmasse, wie der Harz, aber 5000 Fuß hoch, erstreckt sich aus dem äußersten, südwestlichen Winkel von Texas nach Neu-Mexico hinein und ist nicht zu verwechseln mit der an 3000 Fuß hohen, sich durch ganz Texas hinziehenden Sierra de Guadaloupe, oder de San Saba, auch wohl schlechthin Guadaloupe-Gebirge genannt. Neuerdings findet sich dies Kalksteingebirge auf den Karten als Sierra de Texas verzeichnet. Von dort aus nehmen die meisten texanischen Flüsse ihren Ausgang und es liegen an seinem östlichen Abhang die Städte Castroville, San Antonio, Neu-Braunfels, Austin. Die Apatschen schießen bisweilen mit silbernen Kugeln, welche sie sich auf rohe Weise zurichten, aus den Erzen schmelzen und klopfen und drehen. Die Apatsches-Mescaleros gelten für die Erfinder des im Norden Mexico's und am Rio Grande so beliebten, aus der Wurzel der Agave gewonnenen Mescal. 1883 hat der amerikanische General Crook den größten Teil der Apatschen, insbesondere die Chiricahuas vernichtet und die Ueberlebenden in einer Reservation untergebracht, und noch 1885 ist wieder ein kleiner Trupp Apatschen am mittleren Rio Grande geschlagen und unterworfen worden, so daß die Apatschen schon als aus der Geschichte gestrichen gelten können.

Ich komme nun auf die Deutschen zu sprechen. Einzelne Deutsche hatten sich schon früher in Texas angesiedelt, hanseatische Kaufleute in den Seestädten etabliert; Baron Bastrop, der Gründer der Stadt Bastrop am Colorado, war ein Vorläufer von Moses Austin; zu Anfang der dreißiger Jahre wurden die deutschen Settlements am Mill- und Cummings-Creek gegründet und gediehen bald zur Blüte. Das Heer der gegen Mexico 1835 bis 1837 aufgestandenen Texaner zählte eine Masse Deutscher unter sich. 1842 wurde der Mainzer Fürsten- und Adelsverein zur Kolonisation von Texas von dem Fürsten von Leiningen und dem Grafen Castell gestiftet. Unter seiner Aegide begann Ende 1844 und 1845 die Massen-Einwanderung der Deutschen nach Texas. 12,000 Einwanderer gelangten an den Bestimmungsort in Westtexas, damals noch Komantschen-Gebiet; vor 20 Jahren zählten sie bereits 25,000 Seelen auf einem Areal von der Größe Oldenburgs; jetzt sind sie bis auf 60,000 herangewachsen.[1] Das von dem Verein für die Kolonisten ausgesuchte Land ist hochgelegen und gesund, reichlich mit Holz versehen, wohlbewässert und in den Niederungen äußerst fruchtbar; die getroffene Wahl hat sich als die richtige bewährt.

Der erste Generalkommissär des Vereins war Prinz Karl zu Solms-Braunfels, welcher 1845 Neu-Braunfels gründete. Ihm folgte als zweiter Kolonialdirektor Johann Otto v. Meusebach,[2] früher Regierungsassessor in Potsdam, welcher 1846 Friedrichsburg anlegte. 1847 landete der dritte und letzte Generalkommissär, Forstkandidat Spieß aus Darmstadt, mit 40 Mann, den sogen. „Vierzigern", in Texas, denen auch ich angehörte. Die Vierziger überschritten im Sommer genannten Jahres den Llano und

[1] Die Gesamtbevölkerung von Texas, dessen Flächenraum so groß ist wie der von Oesterreich-Ungarn, beläuft sich jetzt auf 2 Millionen Einwohner.

[2] Graf Boos-Waldeck hatte vor Prinz Solms das Terrain für den Verein gründlich sondiert und für denselben die Plantage Nassau angekauft, ein höchst unterrichteter Herr, dessen Ratschläge nicht immer befolgt wurden. Ein vorzüglicher Kolonist, Mitarbeiter an dem vom Prinzen Solms über Texas in Frankfurt am Main (im Verlag von Sauerländer) herausgegebenen Buche war der hannoverische Hauptmann a. D. von Wrede, bei Sonnenuntergang am Campfeuer von den Wäkuhs überfallen und getötet. Der tüchtigste und energischste Vereinsbeamte war der nassauische Hauptmann a. D. von Koll, Gouverneur von Friedrichsburg, der

legten auf dessen nördlichem Ufer die sogen. Darmstädter kommunistische Kolonie, richtiger die Farm Bettina an. Bettina-Settlement hieß sie nach Bettina v. Arnim, einer Verwandten des Dr. v. Herff, welcher die Hauptabteilung am Llano dirigierte. Kurz darauf werden von älteren deutschen Kolonisten die Ansiedelungen Leiningen und Castell am Llano begründet. 1848 wird der sogen. „Herren-Verein" aufgelöst. In den folgenden Jahren werden noch Börne am Cibolo durch Kaufmann Theißen und das Grenzstädtchen Comfort von mehreren deutschen Hinterwäldlern oben an der Guadaloupe angelegt. Zuletzt wird Bismarck am Concho durch Gustav Schleicher gegründet, ein früheres Mitglied der Darmstädter Gesellschaft, der als demokratischer Kongreßpräsentent in Washington verstorben.

War die Macht der Komantschen, als sich die Deutschen in deren Gebiet ansiedelten, auch gebrochen, so blieben die Zustände doch stets unsicher. Meusebach hatte sich lange zwar trefflich zu den Indianern zu stellen gewußt und zeitweilig die neuen Ansiedelungen vor größeren Einfällen bewahrt; er hatte mit den Komantschen, insbesondere mit deren vornehmstem Häuptlinge Santana, die Separatverträge abgeschlossen, wonach diese den Deutschen gegenüber erst den Piedernales, dann den Llano, dann die San Saba als Grenze anerkannten. Sie titulierten ihn die „rote Sonne". Bis Anfang der fünfziger Jahre dauerte der friedliche Verkehr mit den Komantschen, und nun begann die Schreckenszeit; infolge anhaltender großer Dürre litten die Hirsche sehr und die Jagd ward unergiebig; die Indianer machten wieder Einfälle, drangen bis in die Niederlassungen, wo sie es besonders auf die Schafhirten abgesehen hatten und deren mehrere töteten; jetzt traten sie feindlich auf, da sie sich in ihrem Jagdgebiete zu sehr beschränkt fühlten. Dann folgte der vernichtende Ueberfall Majors von Dorn's; auch war Santana bei ihnen in Ungnade gefallen, als den Amerikanern und Weißen zu sehr geneigt. Sein Rival Buffalo-Hump trat an seine Stelle. Größere Gefechte haben die deutschen Ansiedler zwar nie mit den Indianern zu bestehen gehabt; lange Zeit begnügten sich dieselben mit dem bloßen Pferdediebstahl und töteten sie nur die Personen, welche sie gesehen hatten und von denen sie glaubten, verraten werden zu können. Sobald es den Anschein gewann, daß die Settlements von Bestand wären und keine bloße Prospekte bedeuteten, wurde der schützende Militärgrenzkordon über sie hinausverlegt. Außerdem bildeten die aus Landeseingeborenen und Terrainkundigen bestehenden Texas-Rangers unter bewährten Führern die geeignete Spezialwaffe gegenüber den Indianern, welche auch im mexikanischen Kriege gegen die Guerrillas die wesentlichsten Dienste geleistet hatte. Die Deutschen pflegten zu dieser wohlbesoldeten und wohlgehaltenen Truppe von reitenden Jägern des Staates Texas ein bedeutendes Kontingent zu stellen. Dennoch gelang es den schlauen Rothäuten, bei der Weite des Raumes und dem teilweise sehr koupierten Terrain durch den Kordon zu schlüpfen, bis an und in die Settlements zu dringen. Mondscheinnächte und die Frühstunden benutzten sie zum Ueberfall. Bei ihrem Rückzuge oder Rücktreiben suchten sie namentlich in dem von Schluchten durchzackten oberen Guadaloupe-Gebirge rechtzeitig die geradere und ebenere Linien bietenden Wasserscheiden zu gewinnen, um schnell die Beute und Pferde zu bergen. Jahre waren verstrichen, manches Pferd war im Geröll der Ravinen zu Schanden geritten, bis der Hinterwäldler Hilmar Degener hinter den Schlich kam. Zeitenweise waren Ueberfälle und Einzelkämpfe der Ansiedler in den fünfziger Jahren an der Tagesordnung, die Anzahl der Gefallenen war aber keine sehr große, meist solche, welche zu Fuß waren oder schlechte Pferde hatten; ein nachhaltiges Hindernis für die fortschreitende Kultur des Landes erwuchs aus den Indianer-Raubzügen weder in Friedens- noch in Kriegszeiten. Der Indianer mußte unterliegen und sich in das Unvermeidliche fügen. Der Indianer hat längst aufgehört, einen selbständigen Faktor in der amerikanischen Geschichte zu bilden, er gibt bloß noch den Appendix ab, und bald vertreten die Indianergeschichten am nächtlichen Herdfeuer des Farmers unsere Gespenstergeschichten. Für die texanischen Stämme sind die letzten Tage ihrer Unabhängigkeit da. Die Apatschen rechnen nicht mehr mit. Die Komantschen, die ehemaligen Herren von Texas, können zusammen mit ihren Verbündeten, den Kiowähs, schwerlich noch 3000 Mann ins Feld stellen, und der Ausbau der südlichen Pacificbahn (Texas-Pacific-Railway) wird der „Nation" den Todesstoß geben, da die Bahn ihr letztes Jagdgebiet durchschneidet. Die von den Komantschen in den Jahren 1867 und 1874 unternommenen letzten Feldzüge sind unglücklich für die Indianer ausgefallen. 600 Komantschen sind schon seit längerer Zeit in einer Reservation am Clearfork des Brazos untergebracht und mit Ackerbau beschäftigt.

E. v. W.

in seinem Hause in Neu-Braunfels, wo er eine elegante Bar hielt, von Bölker erschossen wurde. Die Seele der Darmstädter Gesellschaft war Friedrich Hofmann, genannt der „schwarze Fritz" Surveyor und Ingenieur, während des Bürgerkrieges bei einer Pulverexplosion in San Antonio umgekommen; ein sicherer Schütz, ein kundiger Bienenjäger und ein Mann von Wort war Jakob Küchler, Forstkandidat aus dem Spessart, jetzt Gutsbesitzer bei Friedrichsburg; der genialste von allen war Dr. v. Herff, praktischer Arzt und Operateur in San Antonio.

Briefe aus Neu-Mexico.

Von Adolf Bandelier.

(Fortsetzung.)

Ein furchtbares Gewitter tobte im Rio-Grande-Thal als ich von Bernalillo nach Albuquerque zurückkehrte. Es klärte aber die Atmosphäre und ermöglichte einen Ausflug nach Süden, in das frühere Gebiet der Piros bei Socorro.

Eine Kette vulkanischer Auftreibungen säumt den Fluß bis in die Nähe von Belén. Es sind einzelne Kuppen, Cerros genannt, die in Abständen die Dünen unterbrechen. Nur von Corrales bis Isleta, eine Entfernung von cirka 30 Mln., erstreckt sich ein sogen. Malpaïs auf dem rechten Stromufer, und die drei Cerros de Albuquerque, letzterer Stadt gegenüber, sollen Ueberbleibsel eines früheren Kraters sein. Die Niederung dem Fuße dieses Lava-Plateau's entlang ist nicht breit, aber fruchtbar, von Atrisco, wo die Brücke bei Albuquerque übersetzt, bis Isleta ist das östliche Ufer mit kleinen Häusergruppen besetzt, während das westliche, kahl, öde und baumlos, in schiefer Ebene 25 Mln. ansteigt bis an den Fuß der öden Sierra del Manzáno. Der höchste Gipfel dieser Fortsetzung der Fluß-Cordillere überragt denjenigen der Sierra de Sandia; er erreicht 11,000 F. Meereshöhe und sinkt dann in zackigem Kamme herab zum Puerto de Abó und den düsteren Wällen der Sierra Oscura.

Von Isleta an bis Belén (18 Mln.) sind beide Flußufer gleich bewohnt und die Niederungen gleichmäßig fruchtbar. Es stehen auf der Ostseite: Valencia, Jomé, Casa Colorada; am Westufer: Los Lunas, Los Lentes, Los Chavez; endlich das 6 Mln. lange, weit zerstreute Belén. Die Lava-Kuppen haben ihre südlichsten Vorposten, rechts und links, bei Los Lunas und Jomé. Diese ganze Niederung war noch vor siebzig Jahren mit Bäumen und Gestrüppe von Flußpappeln, Mezquite, Juniperus und Weiden bewachsen, heute sind es lauter Felder; der Mexicaner erhält den Schatten nicht, den ihm die Pflanzenwelt spendet.

Zu Sabinal, 14 Mln. südlich von Belén, unterbricht die Mündung des Rio Puerco mit gewaltigen Hügeln von Geschiebe und Drift das Ackerland, und die steinigen Dünen nähern sich fortan dem Strombette. Die Existenz der dortigen Bewohner und derjenigen von La Joya erleidet häufige Wandelungen durch die Launen beider Wasserzüge, des permanenten Rio Grande sowohl, wie des versandeten Puerco. Selbst der Rio Grande ist beim Sabinal schon gänzlich eingetrocknet, dann hat er wieder, gleichsam im Handumdrehen, Kirche und Dorf in die größte Gefahr gebracht, Felder und Weinberge zerstört. Hier auch erscheinen die Berggestalten des südlichen Neu-Mexico zum Teil, die isolierte Pyramide der Ladrona,[1] die Magdalena, sie drängen ihre Vorberge hart an den westlichen Rand des Flusses. Auch die Sierra Oscura schiebt von Osten her felsige Lomas, Hügel von Sand und Geröll westwärts und es entsteht so eine Flußenge bei Alamillo und bis jenseit Limitar. Die Anpflanzungen und Häusergruppen sind auf kleine Becken — Ancones — beschränkt, denen die Berge Schutz bieten gegen den kalten Navajó, Wind aus Nordwesten. Hat man das Thal von Limitar und die Dünen des Barro (oder der Escondida) hinter sich, so öffnet sich der Ausblick nach Südwest, eine 3 Mln. breite Terrasse entsteigt einem Flußdickicht von Pappeln und Weiden, sie ist mit Feldern und Wohnungen übersäet, die sich zu einem freundlichen Städtchen verdichten. Domförmige Kuppen, wohl 3000 F. höher denn die Fläche der sie entsteigen, ragen wild und schroff empor in pittoreskem Kontraste mit den friedlichen Ebenen ihrer Basis, sie enden nach Süden in vulkanischen Tafelbergen. Es sind die Cerros de Socorro, die kleine Stadt ist Socorro selbst, eine rasch emporblühende Ortschaft, das alte Pilabó der Piros-Indianer.

An den Staffeln der Cerros kleben weiße Gebäude; es sind die Schuppen der Silberminen. Rauchende Schlote verleihen dem Städtchen den Anstrich moderner Industrie. Doch stehen heute die Gruben stille, warum, ahnt man nicht gerne laut! Wohl zeigt das Gestein reichlich die grünen und blauen Spuren des kohlensauren Kupfers, die so zuversichtlich als Beweis reicher Silberadern angesehen werden, jedoch bis zu meiner nächsten Reise wird es sich wohl entschieden haben, inwiefern Socorro in den eigenen Minen eine Zukunft blüht.

Schon im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts wurde von Silbererzen zu Socorro gesprochen. Die Spanier haben auch hier gearbeitet und gesucht. Daß es ihnen in Neu-Mexico überhaupt nicht gelungen ist, Schätze zu erraffen, wird von den Anglo-Amerikanern dem Mangel an technischer Fähigkeit und der Indolenz zugeschrieben. Seit den letzten Jahren (1879—82) haben die Anglo-Amerikaner Neu-Mexico überflutet mit Erfindungen aller Art zur Herstellung edler Metalle und an spekulativer Unternehmung hat es nicht gemangelt. Und doch fehlten bis dahin die praktischen Resultate! Raubbau ist vielfach betrieben worden, und nachdem das Loch einige Proben reinen Silbers hergestellt, hat der glückliche Finder unglückliche Abnehmer dafür gefunden, die in kostspieliger, aber sinnig ausgedachter Maschinerie noch vielmehr verausgabt als der an und für sich theure Besitz gekostet. Manche dieser Unternehmungen stehen schon heute stille, so liegt z. B. der ganze Bezirk von Cerrillos südwestlich von Santa Fé darnieder und, vor zwei Jahren, wie sprach man nicht von dessen Aussichten? White Oaks, östlich von Socorro an der Sierra del Carrizo, sollte im Jahre 1880 ein zweites Erzgebirge sein, kein Metall der Erde erschien dort nicht ergiebig vertreten, heute ist dessen Bevölkerung geschmolzen, zum Teil verschwunden, der Erzreichtum hat aufgehört öffentliches Gespräch zu sein. „Es bezahlt sich nicht!“ „Wird es sich in Socorro bezahlen?“ Dem Sprichwort: „Nicht alles was glänzt, ist Gold“, läßt sich in Neu-Mexico ein zweites an die Seite stellen: „Nicht alles was blau und grün ist, hält Silber!“

Allein Socorro ist nicht auf Bergbau allein angewiesen. Die junge Stadt besitzt an dem Feldbau der Flußniederung eine sicherere Hülfsquelle. Sodann ist es der Ausgangspunkt für die Verteilung der Lebensbedürf-

[1] Sierra de los Ladrones, oft in Ladrona abgekürzt.

nisse, welche die Eisenbahn aus dem Osten befördert, an die zerstreuten Ansiedlungen im westlichen Innern sowohl als gegen die Gebirge zu, die sich zwischen dem Rio Grande und dem Pecos ausdehnen und wo schon kleine Ortschaften entstanden sind. Socorro hat eine Zukunft auch ohne das Silber, welche seine Cerros vielleicht enthalten.

Aber diese Zukunft ist, wie diejenige von Neu-Mexico überhaupt, eher europäischer denn anglo-amerikanischer Natur. Sie kann nicht erspekuliert werden, sie muß sich erarbeiten! So wenig seinerzeit die Normannen mit ihrer wilden Energie den Süden Europa's zu bezwingen und umzugestalten vermochten, so wenig wird es den Anglo-Amerikanern (diesen Normannen des Geschäftslebens) gelingen, in südlichen Breiten, in dieser eigentümlichen Natur das ruhelose Treiben und Jagen der östlichen und Zentralstaaten mit Frucht für sich und das Land einzubürgern.

Das östliche Ufer des Rio Grande, Socorro gegenüber, fährt fort in trostloser Oede von Drifthügeln und sandigen Runsen. In diesen Runsen sind Granate (sogar Almandin), Carneole, Katzenaugen, Topase und einzelne Korunde aufgelesen worden. Natürlich hat man vielfach auch nach Erz gesucht. Da wo Wasser hingeleitet werden kann, gedeihen Feldfrüchte gleichfalls, doch sind die Wohnungen spärlich, denn die Ancones sind furchtbar heiß im Sommer, die Anhöhen schattenlos. Nur dorniges Gestrüpp (Mezquite) bedeckt die Hügel. Permanentes Wasser, vom Rio Grande abgesehen, findet sich nur im Arroyo de la Parida, sowie an dessen Ausmündung, gegenüber dem Barro und Escondida de Limitar, wo auch Schilf, Weiden und Pappeln den reißenden Lauf des Stromes säumen.

Und doch waren vor 300 Jahren beide Ufer des Flusses gleich besetzt mit kleinen indianischen Pueblos. Wo das Städtchen heute gebaut ist, stand Pilabó, die Zentralmission der Piros, um das Jahr 1626 errichtet durch Fray Alonzo de Benavides, der die Kirche zu Nuestra Señora del Socorro dort erbauen ließ. Auf den Hügeln des Barro steht eine kleine Ruine, bei den heißen Quellen am Fuße der Cerros eine andere. Trümmer von Pueblos finden sich am Lomas entlang am Ostufer. Den Lauf des Parida-Baches nach Nordosten verfolgend, stößt man auf nicht weniger denn fünf, ehe man die Chupaderos erreicht, und bei der Mündung des Arroyo, an die Dünen angelehnt, steht das Wohnhaus von Juan Domingo Sylva inmitten der Ruinen eines Dorfes, welches aus zwei- oder mehrstöckigen Häusern aus Adobe bestand. Sodann sind zahlreiche Ueberreste von kleinen Gebäuden aus Stein vorhanden, verschieden von den gewöhnlichen Pueblos. Ich hatte solche Casas chicas schon mehrfach getroffen: im Pecos-Thale, auf dem Potrero chiato bei Cochiti, in der Nähe von Acoma, Cubero und in der sogen. Ventana südlich von San Rafael. Ich hielt sie aber bloß für Ueberbleibsel sogen. Ranchos, d. h. Sommerhäuser, in die der Indianer zur besseren Bewachung seiner Saaten zieht.

Hier traf ich aber, von dem Hause des Fährmanns Sylva nicht 500 Schritte entfernt, auf dem Gipfel der Düne, die dieses Haus und die dasselbe umschließende Ruine überragt, ein Dörfchen solcher „kleinen Häuser"; allerdings zerfallen uud auf bloße Grundmauern reduziert, doch mit reichlichen Ueberresten an Thonscherben, Flint- und Steingeräten und sogar mit verkohlten Maiskolben und Kernen. Diese Funde hatten an und für sich nichts Auffallendes, denn sie begleiten alle Ruinen von Neu-Mexico, allein sonderbar erschien es, daß die Topfscherben, die ich dort oben fand, zwar ähnlich denjenigen waren, die bei den kleinen Häusern an anderen Orten herumgelegen hatten, jedoch ganz verschieden von den Bruchstücken, welche in den Ruinen der großen Häuser am Fuße herumlagen. Erstere waren auf weißem, grauem oder rothem Grunde zierlich schwarz bemalt und ohne Glanz, letztere hingegen trugen den gemeinsamen Charakter der Töpferware um Bernalillo, Pecos, Santa Fé und der größeren Ruinen bei Cochiti, nämlich auf vielfarbigerem (rot, gelb, braun, weiß) Grunde, rohere Zeichnungen mit einem glänzenden, dicken Firniß überzogen. Der Unterschied war so auffallend, daß er mehr bedeuten mußte, denn eine bloße Scheidung in Stammwohnung (großes Haus) und Sommeraufenthalt (kleines Gebäude). Es liegt in diesen kleinen Häusern ein eigener Typus eingeborener Architektur vor, und da die Spanier im 16. Jahrhundert nur Pueblos von großen, mehrstöckigen Wohnungen vorfanden, und die Indianer auch seither nur in solchen gelebt, so ergiebt sich der Schluß, daß die Dörfer, die aus zerstreuten, kleinen Häusern bestehen, eine ältere Form sind, aus der sich die großen Häuser später entwickelt haben oder im Laufe der Zeit ganz durch die letzteren verdrängt und ersetzt worden ist.

Ob nun die Erbauer der kleinen Häuser anderen linguistischen Gruppen angehörten als die Bewohner der mehrstöckigen Pueblos, ist noch nicht möglich zu entscheiden. Nur so viel ist sicher, daß unter den Indianern von Cochiti, wie auch unter denjenigen von Acoma, die Sage geht, ihre Vorfahren hätten früher in solchen kleinen Dörfchen ebenfalls gewohnt und sich erst zur Verteidigung die großen, hohen Wohnungen erbaut. Eine entstellte und mannigfach verfälschte Version des Berichtes, den Antonio de Espejo über seine Reise nach Neu-Mexico im Jahre 1583 abfaßte, die Hackluyt in seinem „Divers Voiages" veröffentlichte, spricht von den festen, kleinen Häusern der Jumanos, im heutigen Chihuahua, und bezeichnet sie als de calicanto. Dieser Ausdruck findet sich nicht in dem Originalberichte und die Thatsache ist daher zum wenigsten zweifelhaft. Hingegen habe ich mich vollkommen überzeugt, daß die sogen. Cliff-houses größtenteils nur kleine Gebäude der soeben beschriebenen Art sind, die aber, statt auf der Ebene und verhältnismäßig frei, der Sicherheit wegen auf Felsvorsprüngen und in Grotten hineingebaut sind.

Die Piros-Indianer wohnten, soviel ist sicher, zur

Zeit Coronado's in mehrstöckigen Pueblos. Im Jahre 1628 bestanden deren vierzehn, von welchen die bedeutendsten waren: Sevilleta (das heutige La Joya unterhalb Belén), Pilabó und endlich Senecú, 18 Mln. südlich von Socorro und nunmehr San Antonio geheißen. Alle verschwanden nach 1680, der Stamm zerstreute sich unter den übrigen Pueblos, nur ein Teil folgte den Spaniern nach El Paso del Norte, wo er in Senecú im Staate Chihuahua und zu Socorro del Sur auf dem texanischen Ufer des Rio Grande eine neue Heimat fand. Letztere Ansiedelung ist kürzlich ganz eingegangen, und in Senecú wohnen nur noch die Abkömmlinge solcher Piros, welche bis zu der großen Empörung das schöne Thal von Abó, 60 Mln. nordöstlich von Socorro, und die noch entfernter gelegene Ansiedelung Jeppanâ (auch Gran Quivira genannt) bevölkerten.

Von Socorro aus vermehrt sich graduell der Eindruck von Trostlosigkeit auf dem linken Ufer, und auch auf der Westseite kehrt das Bild der pflanzlichen Oede wieder, sobald die hohen Gebirge in den Hintergrund zurücktreten. Der Anblick der Magdalena ist ein majestätischer von Süden aus. Die Cordillere im Osten behält den Charakter eines niedrigen, düstern Vorhanges bei, der ganz die Bezeichnung Sierra oscura (das dunkle Gebirge) rechtfertigt. Auf die Oscura folgt die kahle Sierra de San Andrés, über ihr ragt ein stolzer Gebirgszug aus weiter Ferner, selbst im Sommer oft schneegekrönt, die Sierra Blanca, 12,000 Fuß hoch über dem Meeresspiegel. An ihrem Fuße wohnen die Apaches-Mescaleros.

(Schluß folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* In Venezuela macht die Zivilisation neuerdings bedeutende Fortschritte, namentlich was die Verbesserungen im Verkehrswesen anbelangt. Die Arbeiten an dem Bau des Wellenbrechers von La Guayra an der Küste schreiten rasch zur Vollendung. Der vollständige Wellenbrecher wird 40 Millionen Dollars kosten; man wird zu seinen Fundamenten Zementblöcke von 500 Tonnen Gewicht auf den Meeresgrund versenken. Dennoch entsteht daraus kein Aufwand für den Staatsschatz, denn die Londoner Aktiengesellschaft hat sich nur das Recht gesichert, von jedem Fahrzeug, welches innerhalb des Wogenbrechers innerhalb 99 Jahren nach seiner Vollendung einläuft, eine gewisse, im Verhältnis zu seiner Ladung stehende Abgabe zu erheben. Die Regierung hat jüngst einen wichtigen Vertrag zwischen dem General Guzman Blanco und Herrn Miguel Tejera über die künftige Ausbeutung der Regionen am oberen Orinoco und Amazonas abschließen lassen. Herr Tejera macht sich anheischig: 1. zwei schmalspurige Eisenbahnen zum Umgehen der Wasserfälle von Atures und des Maipure am Orinoco zu erbauen; 2. eine Dampferlinie auf dem oberen Orinoco und seinen Nebenflüssen einzurichten; 3. in die genannten Gebiete jährlich wenigstens 500 Einwanderer einzuführen, gegen eine Zuweisung von sechs Hektaren für jeden niedergelassenen Einwanderer; 4. eine vollständige wissenschaftliche Erforschung und Studie des Landes zu veranstalten und dessen natürliche Hülfsquellen zu ermitteln. Die Dauer der Konzession ist auf 35 Jahre festgestellt. Eine andere Konzession von 99 Jahren ist Herrn Heinrich Rudloff für die Erbauung einer Eisenbahn zwischen Puerto-Cabello und San Felipe, im Staat Lara, verliehen worden. Die Telegraphenlinie von Ciudad Bolivar ist bereits hergestellt und setzt diese Stadt mit der Hauptstadt Carácas in Verbindung. Herr Fiern ist in Begleitung einer Kommission von Ingenieuren von Ciudad Bolivar abgereist, um die Studien zu einer Eisenbahn vorzunehmen, welche San Felix mit Callao in Verbindung setzen soll. (G. g.)

* Dr. Néis' Reisen in Laos. Ueber die Forschungen des Dr. Néis in Laos in den Jahren 1883 bis 1884 sind nun weitere Einzelheiten erschienen, welche über die ursprünglich veröffentlichten Schilderungen hinausgehen und neben bedeutenden Verbesserungen der Kartographie sehr interessante Notizen enthalten. Als der genannte Reisende den Fluß Nam-u erreichte, welchen er zuerst erforschte, wurden mehrere eigentümliche Höhlen entdeckt. Eine derselben liegt in einem spitzen steilen Hügel und wird mittelst einer Treppe erreicht, deren Stufen in den Felsen gehauen sind. Eine zweite benachbarte, aber weit höhere Höhle ist schwer zugänglich, verlohnt aber sehr einen Besuch. Die Thür, mit welcher ihr Eingang versehen ist, hängt zwischen zwei ungeheuren Stalaktiten und führt in einen Gang von ungefähr 25 Fuß Länge, nach welchem sich die Höhle zu einer großen Halle von 70 Fuß Durchmesser und mit einem ziemlich ebenen Boden erweitert. Die Decke konnte bei dem Licht der sechs Kerzen der Erforscher nicht unterschieden werden. Ueberall nehmen die stalagmitischen Niederschläge die sonderbarsten Gestalten, z. B. von Vorhängen und Figuren, an. Jede Ecke war mit Figuren von Buddha angefüllt, die einen in Holz, viele in Erz, einige sehr große aus Backsteinen erbaut und mit sorgfältig vergoldetem Zement bedeckt. Ein Fieberanfall, welcher von der Kälte der Höhlenatmosphäre herrührte, ward von den Führern dem Zorne einer Höhlengottheit zugeschrieben. Ein dieser gebrachtes Opfer und eine starke Dosis Chinin stellten die Gesundheit des Doktors für eine Weile wieder her. Unterhalb dem Dorfe Puk-u sind einige Stromschnellen, welche Keng-Luang heißen und wo der Fluß eine Strecke weit mit Felsblöcken versperrt ist. Als unser Reisender sich diesen näherte, konnte er kaum seinen Augen trauen, denn die Blöcke schienen ausgehauenen Figuren zu gleichen. Beim Näherkommen zeigte sich, daß sie Büffel, Elefanten, Tiger, Krokodile und selbst Menschengestalten und Gruppen von unzüchtigem Charakter darstellten. Die natürliche Gestalt des Felsens war immer

hiezu benützt, und die Figuren waren auf eine Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten vollkommen erkennbar (auf geringere Entfernung weniger), mit Ausnahme der Augen, welche erst kürzlich eingehauen worden zu sein schienen, wahrscheinlich bei dem erst jüngst gefeierten Feste der Gewässer. Weder die Bootsleute noch die Bewohner des benachbarten Dorfes, wo die Reisegesellschaft lagerte, wollten irgend eine Erklärung über diese ausgehauenen Figuren abgeben noch auch nur davon reden. In diesem Dorfe war um die Pagoden herum eine Art Teppichgärtnerei zu sehen, bei welcher Pflanzen die Umrisse verschiedener Figuren bildeten, und die Bäume am Flußufer waren in Gestalt von Statuen beschnitten. Eine sehr scharfsinnig beschnittene Gruppe stellte einen Elefanten dar, wobei ein Schlinggewächs sorgfältig so gezogen war, daß es den Rüssel desselben bildete. Auf einigen Felsen in der Nähe sah man Bilder von fünf Personen, von denen zwei ganz frisch aufgemalte Haare und Bärte hatten. Allein auch über den Zweck oder den Gebrauch dieser Malereien war keine Aufklärung zu erhalten. Oberhalb des Dorfes Kokhan war ein 800—900 Fuß hoher Hügel, der sogenannte Elefantenberg, welcher täuschend einem ruhenden Elefanten glich. Das Auge, wozu ein kahler Fleck am Hügelhang benützt worden war, schien durch die Priester des Ortes sorgfältig in Ordnung gehalten zu werden. Die Bewohner dieser Hügelregion bauen und verkaufen viel Reis, Tabak, Baumwolle, Lack und die adstringierende Rinde, welche die Laotier unter ihren Betel mischen, und sammeln Goldstaub. Wenn diese Leute sich miteinander unterhalten, fragen sie nicht: Woher (aus welchem Bezirk oder welcher Stadt) kommst Du? sondern: Was für ein Wasser trinkst Du? Denn alle Stämme, Städte, Ortschaften 2c. sind nach dem Flusse oder Bache benannt, an welchem sie gelegen sind. Die Dörfer dieses Volkes liegen gewöhnlich auf irgend einem kleinen Hügel, der mit einer Verpfählung umgeben ist, innerhalb deren die einzelnen Häuser, um größerer Sicherheit willen, auf Pfählen stehen. Dieses Volk nennt sich Khas. Wenn ein Fremder kommt, wird ihm immer ein aus Reis gebrautes Bier kredenzt, und der erste, welcher trinkt, muß ihrem Glauben nach als der erste aus der Gesellschaft sterben. In Fällen, wo es auf große Ehrerbietung abgesehen ist, trinkt die ganze Familie zuerst, bevor man dem Gast den Ehrentrunk anbietet. Sie scheinen zu einer wahrscheinlich eingeborenen und ursprünglichen Rasse mit den Mois und anderen Stämmen der indochinesischen Gebirge anzugehören. Sie sind intelligent, tapfer und rührig und fürchten sich nicht vor den Hos oder chinesischen Seeräubern, welche gelegentlich hier landen, die laotischen Dörfer verheeren und der Schrecken dieser Völkerschaften sind. In einer großen Stadt, Muong-song, fand Dr. Néis den Fluß buchstäblich mit Flößen bedeckt, auf welchen regelrechte Häuser erbaut waren. Selbst der hier als Statthalter amtende Mandarin wohnte auf einem Floß. Auf ein gegebenes Allarmzeichen waren alle bereit, die Ankertaue zu kappen und den Fluß hinabzutreiben, um den gefürchteten Hos auszuweichen. Da die Laotier weniger zahlreich sind als die Khas, haben sie es aufgegeben, in den gefährdeten Bezirken Reis zu bauen, und kaufen denselben von den Khas, denen sie dafür Zinn, Blech und Irdenwaren, baumwollene und wollene Tücher, Werkzeuge und Geräte in Tausch geben; sie sagen, eine Reisernte zu erzielen, wäre ein sicheres Mittel, die Hos zu einem Raubzuge einzuladen. Infolge der unruhigen Zustände im Lande mußte unser Forschungsreisender, nachdem er manche wichtige Erhebungen angestellt hatte, umkehren und gelangte wohlbehalten mit allen seinen Notizen, Karten und Sammlungen wieder nach Bangkok. (Sc.)

* Die Reise von Dr. Oskar Lenz nach dem Kongo. Nach den neuesten Nachrichten ist Dr. Lenz in Leopoldville angekommen; er war sehr krank, aber nun vollkommen wieder hergestellt und bereitete sich auf die Fortsetzung seiner Reise nach dem Innern vor.

* Der neueste Staat der nordamerikanischen Union. Die Zahl der Vereinigten Staaten der nordamerikanischen Union wird sich nun auf 39 erhöhen, weil ein Teil des Gebietes von Dakota zum Staate erhoben wird. Der nördliche Teil wird im Verhältnis eines Territoriums bleiben, aber den Namen „Territorium von Lincoln" annehmen. Die Gründung von Dakota reicht auf 1861 zurück; sein Flächengehalt wird auf 149,110 e. Q.-Mln. geschätzt, übertrifft also denjenigen der anderen Territorien um vieles. Der neue Staat wird 47 Counties oder Grafschaften, das neue Territorium nur 33 Counties umfassen. Das steuerpflichtige Vermögen wird für den erstern auf 49 Millionen Dollars, für das letztere auf 43 Millionen Dollars geschätzt. Die Steuern für das ganze alte Territorium haben im Jahre 1884 273,000 Dollars, die Staatsschuld 262,000 Dollars betragen. Die bedeutendsten Städte sind: Yankton (bis 1883 die Hauptstadt), Bismarck, Fargo, Sioux-Falls, Jamestown, Bon-Homme, Grande Forks und Deadwood. Im Jahre 1880 betrug die Bevölkerung nur 135,177 Einwohner, muß sich aber, wenn man die Wahlen vom November 1884 zu Grunde legt, an welchen 86,764 Individuen teilgenommen haben, nun zwischen 600,000 und 700,000 Seelen betragen. Der neue Staat, im Westen vom Missouri, im Osten vom Red River bespült, grenzt an die Dominion von Canada, die ihn im Norden begrenzt. Nach Osten grenzt er an Minnesota, im Westen an Montana und im Norden direkt an das Territorium Lincoln.

Notizen.

Vereine, Gesellschaften, Museen 2c.

* Geographische Gesellschaft in München. In der allgemeinen Versammlung, welche am 27. Mai unter dem Ehrenpräsidium Sr. k. H. des Prinzen Ludwig abgehalten wurde, hielt Herr Dr. Edmund Naumann einen Vortrag über Japan. Der Herr Vortragende, welcher zehn Jahre als Direktor der geologi-

schen Landesaufnahme in Japan zugebracht hatte, besprach nach einigen einleitenden Bemerkungen über den Reichtum Japans an landschaftlichen Schönheiten, den bedeutenden klimatischen Unterschied, der infolge der beträchtlichen Breitenerstreckung zwischen den einzelnen Teilen des Reiches herrscht; so starrt z. B. die Nordinsel Jesso noch von Eis und Schnee, während im Süden die Orangenbäume blühen. Jesso wird noch von den Ainos, einem von den Japanern nach Sprache und Körpermerkmalen (sie zeichnen sich im Gegensatz zu den meist bartlosen Japanern durch eine starke Behaarung aus) durchaus verschiedenen Volke bewohnt. Vor der Einwanderung der Japaner hatten die Ainos auch den Süden Japans inne, und manche Ortsnamen erinnern dort noch heute an ihre einstige Anwesenheit. Schon im 13. Jahrhundert hatte man in Europa durch Marco Polo von dem Wunderlande „Zipangu" Kunde erhalten, aber erst im 16. Jahrhundert kamen Europäer selbst dorthin und rasch faßte dort das Christentum durch die Bemühungen des Franz Xaver und anderer Missionäre Wurzel. Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts begann eine Periode der Reaktion, welche durch Vertreibung der Fremden und blutige Christenverfolgung eingeleitet wurde und die gänzliche Abschließung des Landes nach außen zur Folge hatte. In den Jahren 1790—1792 hielt sich der Deutsche Engelbert Kämpfer in Japan auf, dessen verdienstvolles Werk bis auf Siebold die Hauptquelle unserer Kenntnis von Japan bildete und für die Kunde der Zustände Japans im 17. Jahrhundert noch heute von unschätzbarem Werte ist. Die damalige Verfassung, nach welcher Japan einen nominellen, abgöttisch verehrten Kaiser ohne politische Macht, den Mikado, und daneben einen thatsächlichen Machthaber, den Kronfeldherrn oder Shogun, besaß, wurde durch den Aufstand der Daïmios (Lehensfürsten) beseitigt, welcher dem Mikado seine Macht zurückgab. Seit dieser Zeit hat sich Japan mehr dem Verkehr mit der Außenwelt und der europäischen Zivilisation erschlossen — eine Thatsache, die jedoch nicht als Frucht selbständiger Entwickelung, sondern als eine Folge des Druckes von außen zu betrachten ist. Redner erzählte hierauf seinen Ausflug von Tokio auf den Fusi-no-jama, den höchsten Berg Japans (3748 m.), welcher seiner religiösen Bedeutung wegen von zahlreichen Pilgern besucht wird, und schilderte in besonders schönen Worten das prachtvolle Schauspiel, welches der anbrechende Morgen von der Höhe des Berges bot. Weiter berichtete Herr Dr. Naumann über seine Reise nach und auf der Insel Sikok, die ihm vielfache Gelegenheit zur Beobachtung japanischen Lebens gewährte, und im Anschluß hieran über das japanische Familienleben, als dessen hervortretender Grundzug, wie bei allen Ostasiaten, die Pietät gegen die Eltern zu bezeichnen ist. Die Stellung der Frau wurde durch Mitteilung einzelner bestimmter Fälle erläutert. Polygamie ist keineswegs allgemein üblich, doch bestehen zu Gunsten der höheren Stände hierin mehrfache gesetzliche Vorrechte. Die älteste und nationale Religion Japans ist der Shintoismus, neben dem seit dem 6. Jahrhundert der Buddhismus ausgedehnte Verbreitung erlangte. Die buddhistischen Priester sind in Japan angesehener als in China. Auch die Religion des Confucius zählt viele Anhänger, während der (von Laotse begründete) Taoismus keine hervorragende Bedeutung gewann. Ein Gesamtblick auf die japanische Kultur im Vergleich zur europäischen läßt dieselbe in vielen Stücken als das Gegenbild der letzteren erscheinen; um so mehr ist es zu bedauern, daß bei der Aufnahme europäischer Kultur-Elemente häufig mit Uebereilung und Oberflächlichkeit vorgegangen und den heimischen Anschauungen und Ueberlieferungen zu wenig Rechnung getragen wird. Zur bildlichen Erläuterung seines Vortrages hatte Herr Dr. Naumann außer einer großen, selbst entworfenen Uebersichtskarte eine Anzahl sehr instruktiver Aquarelle, sowie eine interessante Sammlung japanischer Volkstypen (aus einem japanischen Album), endlich auch eine große Auswahl von Photographien vorgelegt, wodurch noch längere Zeit nach Beendigung des Vortrages das Interesse der Anwesenden gefesselt wurde. (Allg. Ztg.)

* Die Deutsche Brasilianische Gesellschaft, welche sich in Berlin gebildet hat, um Ländereien in Südbrasilien anzukaufen und Deutsche darauf anzusiedeln, hat sich von dem Widerstand, welchen sie anfangs von Seiten der preußischen Behörden fand, nicht zurückhalten lassen, sondern im Gegenteil ihre Aufgabe energisch verfolgt und bereits einen Vertreter der Kolonisations-Gesellschaft ausgesandt. Dieser, Herr Sozaux, war mit der Vollmacht versehen, die Ländereien der Kolonie San Feliciano, welche derselben Provinz angehört, anzukaufen. Von seiner Reise zurückgekehrt, hat Herr Sozaux sich von der Bodenqualität dieser Provinzial-Domäne und von ihrer Lage in Beziehung auf die großen Mittelpunkte von Rio Grande sehr befriedigt erklärt. Nachdem er noch den Camaquan-Fluß, welcher die Kolonie durchströmt, genau untersucht, hat Herr Sozaux beschlossen, der deutschen Gesellschaft den Betrieb der Schifffahrt bis zur Stadt Mendonça anzuempfehlen.

Nachtrag zu einer Recension in Nr. 10.

Auf Reklamation des Herrn Dr. C. Appel in Berlin, des Bearbeiters des in Nr. 10 besprochenen Werkes von Oscar Montelius: „Die Kultur Schwedens in vorchristlicher Zeit" (Berlin, Georg Reimer), bemerken wir nachträglich, daß die Ergänzung der ersten Auflage des Originals in Text und Illustrationen nur von dem schwedischen Verfasser herrührt, der in der gefälligsten und opferwilligsten Weise auch die Illustrationen zu der deutschen Ausgabe hergeliehen hat, was wir, um Mißverständnisse, wie sie aus unserer Darstellung auf S. 199 herausgedeutet werden könnten, zu vermeiden, hier nachträglich bemerken wollen.

Die Red.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 28. Stuttgart, 12. Juli. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

England und seine Kolonien.

Von Emil Jung.

Zwei Männer, beide vielgereist und welterfahren, aber von verschiedener Nationalität und entgegengesetzten politischen Ansichten huldigend, haben in jüngster Zeit die großen Kolonien Englands durchreist, in der ausgesprochenen Absicht, die dortigen Verhältnisse zu studieren. Es galt hauptsächlich, über die zukünftigen Beziehungen zwischen dem Mutterstaat und seinen Tochterländern eine Prognose zu gewinnen. Beide sind, so weit sie auch in vielem voneinander abweichen, zu dem einen bestimmten Resultat gelangt, daß die Weltherrschaft Englands, ja seine ganze wirtschaftliche Existenz, auf seinem Kolonialbesitz beruhe, und sie haben uns dieses Resultat in zwei ebenso anziehenden als lehrreichen Reisewerken übergeben.[1]

Die Briten nennen sich mit nicht unberechtigtem Stolz Herren eines Reiches, in dem die Sonne niemals untergeht. Ihre Besitzungen umspannen den ganzen Erdball; sie reichen hinauf zum eisigen Norden und strecken sich weithin gegen den Südpol. Mehr als ein Sechstel der ganzen Erdoberfläche, nahezu ein Fünftel ihrer gesamten Bevölkerung gehorcht der britischen Königin oder, sagen wir lieber, ihren jeweiligen Beratern.

Dieses weite Britische Reich erzeugt in seiner alle Zonen, alle Menschenrassen umspannenden Ausdehnung alles was der Mensch zu seines Leibes Notdurft und Nahrung bedarf, es ist eine sich selbst genügende Welt, die sich nach außen hermetisch abzuschließen vermöchte, ohne irgendeiner der notwendigen Lebensbedingungen verlustig zu gehen. Innerhalb seiner weitgezogenen Grenzen erstrecken sich noch unendliche Räume, fruchtbar, hoffnungsreich, das natürliche Erbteil eines Volkes, dem seine ursprüngliche Heimat längst zu enge wurde. Keine andere Nation, auch die russische nicht, hat ein so weites Feld zur Ausbreitung, solche Aussicht auf Erhaltung der eigenen Sprache und Sitte durch überwältigende Zahlen zu einer alle anderen überragenden Stellung. Wahrlich, man sollte meinen, eine beneidenswerte Gegenwart und eine noch mehr beneidenswertere Zukunft.

Und doch hat es in England unter den leitenden Politikern, mochten nun Whigs oder Tories das Staatsruder führen, ebenso wie in den Kreisen theoretisierender Volkswirte und Gelehrten, Männer genug gegeben, denen ein eng mit dem Mutterlande verbundener Kolonialbesitz, denen ein Greater Britain, wie es Dilke mit Stolz nannte, keineswegs als etwas so Wertvolles und mit allen Mitteln, sei es der Diplomatie, sei es der ultima ratio regum, zu Haltendes erscheinen wollte.

Als einst ein etwas kurz angebundener australischer Delegierter, der mit anderen den damals als Kolonialminister fungierenden Herzog von Newcastle zur Bewilligung ziemlich bescheidener Wünsche vergebens zu stimmen suchte, endlich erregt ausrief, es könnte diese Weigerung

[1] Oceana or England and her colonies, by James Anthony Froude. London. Longmans, Green & Co. 1886. — A travers l'Empire Britannique (1883—1884), par le Baron de Hübner. 2 vols. Paris, Hachette et Co.

eine Sezession der australischen Kolonien zur Folge haben, erhielt er die trockene Antwort, das englische Ministerium werde, falls man in Australien sich zu diesem Schritte entschließen wolle, den Kolonisten zur Verwirklichung desselben in jeder Weise behülflich sein. Den Australiern, wie allen übrigen Kolonisten, wäre indes eine Trennung vom Mutterlande durchaus nicht erwünscht, sie betrachten sich noch immer als Teile eines großen Ganzen und fühlen sich bitter verletzt, wenn man sie, wie es im Parlament und in der Presse Englands früher öfters geschah, nur als britische Staatsbürger zweiter Klasse gelten lassen will.

In England entstand schon vor der Mitte dieses Jahrhunderts eine Partei, welche sich einzubilden anfing, man könne des „roten Fadens" seiner nationalen Größe fernerhin entraten. Die Kriege gegen Kaffern und Maoris hatten viel englisches Geld gekostet, und man fragte, welchen Nutzen denn eigentlich Kolonien böten, die keinen Penny an den englischen Staatsschatz sendeten, dabei aber dem britischen Steuerzahler beständig zur Last fielen. Als Absatzmärkte für seine Industrie-Produkte waren sie allerdings dem Mutterlande von Vorteil gewesen, aber nachdem England sich zum Freihandelssystem bekannt hatte, war dieser Vorteil nicht mehr abhängig von einer politischen Zugehörigkeit, als selbständige Staaten würden sie ebenso gute Käufer britischer Industrie-Erzeugnisse sein. Im Kriegsfalle müßte England seine Kolonien verteidigen und so seine Kräfte zersplittern. Sie gaben dem Mutterlande nichts, kosteten aber sehr viel und luden ihm eine nutzlose Verantwortlichkeit auf. Durch ihre unangenehmen Erfahrungen in Downingstreet waren beide Parteien im Staate, sonst prinzipiell zu entgegengesetzten Anschauungen sich bekennend, darin einig, daß man die Kolonien sich selber überlassen müsse. Die britischen Truppen wurden zurückgezogen, das Land den kolonialen Regierungen überantwortet, denen man eine der eigenen nachgebildete Gestaltung gab, und ziemlich deutlich wurde die Hoffnung ausgesprochen, daß dem Mutterstaat keine größere Freude erwachsen könne, als seine Sprößlinge recht bald auf eigenen Füßen zu sehen.

So schildert Englands gegenwärtig bedeutendster Geschichtsschreiber Froude die Anschauungen, welche die englischen Staatsmänner vor 15 Jahren privatim offen aussprachen und zu denen sie sich öffentlich halb und halb bekannten. Denn ganz offen mit solchen Ansichten vor die britischen Wähler zu treten, wagten sie denn doch nicht. Aber in Regierungskreisen war die Sprache deutlich genug. Froude selbst war immer ein entschiedener Gegner dieser Politik. Im Kolonialministerium wollte man ihn nicht hören. Man sagte ihm, die Sache sei bereits abgemacht, die definitive Trennung der Kolonien vom Mutterlande sei nur noch eine Frage von ein paar Jahren; es verlohne sich nicht mehr, darüber ein Wort zu verlieren.

Man hatte damals von den Kolonien eine sehr geringe Meinung, und wie wenig nach der Ansicht englischer Beamtenkreise für den Posten eines Kolonialministers genügte, wie entfernt man auch dort davon war, die englischen Kolonien als Teile des großen Reiches zu betrachten, davon gibt uns unser Gewährsmann aus eigener Erfahrung einige drastische Beispiele. Selbst ein so vielseitiger Mann wie Lord Palmerston hatte keine Ahnung von der Bedeutung des englischen Kolonialbesitzes, über dessen geographische Verhältnisse sogar seine Anschauungen höchst unklar waren.

In den letzten Jahren hat sich aber, namentlich durch das Vorgehen Frankreichs und Deutschlands, das britische Volk so entschieden gegen eine Preisgabe irgendeines Teiles seines großen Kolonialreiches ausgesprochen, daß kein Staatsmann es wagen würde, dieser Stimmung entgegenzutreten. Man hat im Gegenteil versucht, andere Nationen von kolonialen Erwerbungen zurückzuhalten; freilich vergebens. Das Ausland kümmert sich nicht um das Hands off! eines Gladstone, dessen bald durch Barschheit Anstoß gebende, bald durch Zurückweichen Mißachtung erweckende Politik mehr dazu beigetragen hat, Englands Namen bei den europäischen Mächten wie bei den englischen Kolonisten in Mißkredit zu bringen, als ein noch so unglücklich geführter Krieg es vermocht hätte. Die Zeiten, in denen Palmerston behaupten konnte, es dürfe in Europa keine Kanone ohne die Zustimmung Englands gelöst werden, sind längst vorüber, wenn sie je da waren; aber heute würde im englischen Parlament ein Redner, der sich einer solchen kühnen Hyperbel bedienen wollte, ganz unzweifelhaft selbst bei seinen eigenen Parteigenossen nur ironische Cheers einernten. Damals aber war der auf allen Seiten des Hauses sich Luft machende Enthusiasmus ein wahrer, ernster, aus voller Ueberzeugung stammender. Tempora mutantur!

Kann England seine alte Stellung wiedergewinnen? Sicherlich nicht, wenn es seine Kolonien aufgibt, wenn es, zufrieden die große Werkstatt des ganzen Erdballs zu sich auf seine kleine europäische Inselwelt beschränkt und wirklich zu der Nation boutiquière herabsinkt, als welche sie der erste Napoleon sehr zu seinem Schaden erkannte; wenn es durch immer weiter sich ausdehnende Fabrikanlagen mit ihrem Rauch und Ruß, mit ihrer Geist und Körper verkümmernden Beschäftigung das britische Gesamtvermögen zwar höher und höher steigert, aber den Kreis der sich menschenwürdigen Daseins Erfreuenden immer mehr verengert und die Kluft zwischen den unermeßlich Reichen und den unsäglich Armen immer tiefer und weiter reißt, während der Mittelstand, während der Bauernstand aus seinen Populationsregistern mehr und mehr verschwindet.

Dürfen wir unserem Gewährsmann vertrauen — und sein Name, seine genaue Bekanntschaft mit den englischen Kolonialangelegenheiten berechtigt uns dazu — so ist den britischen Kolonien von sämtlichen Kabinetten, welche einander in Downingstreet folgten, eine Behandlung geworden, wie sie unverständiger nicht gedacht werden kann.

Am schlimmsten aber ist das Kapland gefahren. Was der Unverstand und schwankende Willkür irgend thun konnten, ein mit dem ihm aufgedrungenen Geschick sich loyal abfindendes Volk zu erbittern und gegen die englische Regierung feindlich zu stimmen, das ist von London aus im vollsten Maße geschehen.

Die von England am Kap den holländischen Kolonisten wie den Eingeborenen gegenüber befolgte Politik hat von mehr als einer Seite die schärfste Verurteilung erfahren, aber von niemandem ist sie rücksichtsloser in ihrer ganzen Verkehrtheit dargestellt worden als von Froude, dem heute vielleicht besten Kenner der südafrikanischen Verhältnisse. Vergleicht man Englands Behandlung unzivilisierter Völkerschaften mit der von Holland befolgten, so erscheint die letztere schärfer, vielleicht härter, und doch hatten die Holläuder weit weniger Kriege mit den von ihnen unterworfenen Völkerschaften zu bestehen als die Engländer. Von Vergewaltigungen der Eingeborenen und rücksichtsloser Ermordung derselben in ganzen Massen erzählt uns die englische Kolonialgeschichte ebenso häufig, wie solche Vorkommnisse in der holländischen selten sind. Und doch hat England sich selbst immer als den Beschützer der Hottentotten und Kaffern, die Holländer als deren Bedrücker darzustellen versucht und in diesem Sinne handelnd ohne Aufhören die blutigsten Vernichtungskriege heraufbeschworen.

Der Wiener Kongreß, der die Karte von Europa so gewaltthätig veränderte und Völker hier zersplitterte, dort buntscheckig zusammenwarf, teilte die Holländer Südafrika's an England zu. Sie waren nicht gefragt worden, sie leisteten Widerstand, mußten sich aber der Uebermacht fügen und widerwillig das englische Joch auf sich nehmen. Denn ein Joch war es, was man ihnen zu tragen gab; nichts geschah, die Besiegten der neuen Herrschaft zu gewinnen, viel, um ihnen dieselbe unleidlich zu machen.

Die Holländer hatten die Hottentotten einer Art Haussklaverei unterworfen, ganz etwas anderes als beispielsweise die Sklaverei auf den englischen Pflanzungen in Westindien mit allen ihren haarsträubenden Entsetzlichkeiten. Am Kap betrachtete man den eingeborenen Diener als ein Glied der Familie, die Behandlung war eine milde, aber feste, die einzig richtige unzivilisierten Stämmen gegenüber. Man verbot den Hottentotten das Wanderleben; sie hatten an einem Platz zu bleiben und sich ihren Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu verdienen. Die Engländer warfen alle diese verständigen Einrichtungen über den Haufen.

Als das britische Parlament die Abschaffung der Sklaverei beschloß, wurde den holländischen Buren aufgegeben, ihre Hörigen zu entlassen. Sie kamen dem Gebot nach und verschmähten es in den meisten Fällen sogar, die ihnen zuerkannte Geldentschädigung anzunehmen, weil sie durch ihre Annahme nicht die Ungerechtigkeit legalisieren wollten, mit der man sie behandelt hatte. Das britische Parlament bewilligte eine Anleihe von 20 Mill. Pfund Sterling zum Loskauf sämtlicher Sklaven in den Kolonien; aber während die englischen Sklavenhalter sehr reichlich entschädigt wurden, maß man den Buren mit sehr knappem Maß. Den Eingeborenen wurde volle Freiheit der Bewegung wieder gegeben, sie entarteten zu diebischen Strolchen und verkamen durch Trunk und Faulheit, statt durch Arbeit herangezogen und erhalten zu werden, wie es die strengeren und weiseren Maßregeln der Holländer bezweckten.

Froude gehört zu den wenigen Engländern, welche den Holländern Südafrika's gerecht werden. Er kann unter dem einfachen, rauhen Aeußeren die Eigenschaften entdecken, welche ein Volk groß machen. „Vor allen menschlichen Wesen auf unserem Planeten entsprechen die Buren am nächsten der Beschreibung, welche uns Horaz von den römischen Bauern gibt, denen Pyrrhus' und Hannibal's Macht erlag. Hier allein finden wir noch einen Gehorsam gegen Eltern, streng wie bei den alten Sabinern, die severa mater, deren Söhne auf ihr Geheiß gehen und kommen, die, wenn ihre Söhne in den Kampf für's Vaterland ziehen, ihnen die Büchse reicht und sie mahnt, mit den Waffen in der Hand zurückzukehren — oder auf immer ihr Haus zu meiden. Hier ist noch einfache, strenge Religiosität, freigebige Unterstützung der Kirche und das Bestreben, der aufwachsenden Generation die Segnungen des Unterrichts zuteil werden zu lassen. Die Buren sind rauh, aber sie besitzen rauhe Tugenden, die darum nicht weniger Tugenden sind, weil sie in diesen unseren Tagen immer seltener werden."

Wie diese Buren durch allerlei Plackereien der englischen Behörden immer mehr erbittert wurden, so daß eine Schar nach der anderen die Kapkolonie verließ, um Natal, den Oranje-Freistaat und die Transvaal-Republik zu gründen, wie die Engländer sie überall, wohin sie giengen, verfolgten, immer wieder und teilweise mit Erfolg bestrebt, sie unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, wie die Verträge, welche die englische Regierung mit ihnen schloß, gebrochen wurden, sobald ein Vorteil zu Gunsten Englands und zum Nachteil der freien Staaten aus solchem Bruch zu erwarten war, das ist den Lesern dieses Blattes wohl zur Genüge bekannt. Ein neues Licht wirft Froude's Darstellung aber auf das Verhalten der Bewohner der Kapkolonie in diesen Wirren.

(Schluß folgt.)

Die Andamanen und ihre Bewohner.

Von Carl Lüders.

Ein besonderes Interesse bieten diejenigen Gegenden unserer Erde, von denen man annehmen kann, daß sie von einer Urbevölkerung bewohnt werden, und es deuten hierauf viele Anzeichen bei den Andaman-Inseln hin. Es

gibt zwischen diesen Inseln und Australien mancherlei Verbindungen, sind dieselben doch die nördlichsten derjenigen im fernen Osten, welche eine schwarze Bevölkerung haben; aber noch mehr, Bleek vertrat die Meinung, daß die australische Sprache am meisten den südindischen Dialekten ähnelte. Ist dies der Fall, so kann man die Andamanesen als einen Uebergang zwischen den Urvölkern der Inder und der Australier auffassen.

Aber nicht nur ethnographisch sind die Andaman-Inseln beachtenswert, sondern auch geographisch; sie bilden mit den Coco- und Nicobar-Inseln in der Richtung von Nordost nach Südwest eine Verbindung zwischen dem nördlichen Festlande und dem Malaiischen Archipel, besonders Sumatra, die sich dann auf die Länder der Papuas und Australier fortsetzt. Es ist auch schon die Frage aufgeworfen worden, ob nicht in uralter Zeit hier ein großer Kontinent gelegen habe, von welchem die jetzigen vielen Inseln und Inselchen ein Bestandteil sind. Im großen und ganzen macht die Andamanen-Gruppe den Eindruck, als ob sie die über Wasser gebliebenen Spitzen eines Gebirges sind, während das übrige Land im Meere versunken ist.

Die nördlichste Gruppe, die Coco-Inseln, besteht aus mehreren kleinen Inseln: Groß- und Klein-Coco, Skipper-Insel und Table-Insel, letztere ist die nördlichste und es befindet sich auf derselben ein für die Schifffahrt sehr wichtiger Leuchtturm. Die beiden ersteren haben ihre Namen von den ca. 70,000 auf ihnen wachsenden Cocos-Palmen.

Die südlichste Gruppe bilden die Nicobaren, welche ca. 31 Inseln zählt, von denen die größeren Groß- und Klein-Nicobar, Kattschall, Nangkauri, Kamorta, Teressa und Kar-Nicobar sind. Der Flächeninhalt der ganzen Inselgruppe wird auf 1772 Q.-Km. oder 32.18 g. Q.-Mln. berechnet, mit 5000 Einwohnern.[1] Die Nicobaren waren bis 1848 im Besitze der Dänen, welche dieselben zu kolonisieren versuchten, aber nur Mißerfolge hatten. Bis zum Jahre 1869 waren die Inseln herrenlos, doch dann erfolgte eine Annexion seitens England, und dasselbe kann jetzt bessere Erfolge in der Kolonisation aufweisen, wie Dänemark.

Die mittlere Gruppe sind die Andaman-Inseln und es liegen dieselben zwischen 14° 14′ bis 10° 34′ n. Br. und 92° 16′ bis 93° 20′ ö. L. v. Gr.; sie setzt sich aus mehreren großen und ca. 50 kleineren Inseln zusammen. Das Areal wird auf 6497 Q.-Km. oder 118 d. geogr. Q.-Mln. angegeben und die Einwohnerzahl auf 14,500.[2]

Groß-Andaman ist ungefähr ca. 125 Seemeilen lang, 4866 Q.-Km. groß und liegt in der Richtung von Nord nach Süd. Diese Gruppe besteht aus drei Inseln, durch die Namen Nord-, Mittel- und Süd-Andaman von einander unterschieden. Ein 12 Seemeilen langer Kanal, der sich in der Richtung von Nordwest nach Südost erstreckt und eine Breite von einer Viertels-Seemeile hat, trennt die Süd- und Mittel-Insel. Zwischen der Nord- und Süd-Insel befindet sich ein Labyrinth enger Kanäle, aber eine eigentliche Durchfahrt ist nicht vorhanden. Das Land erreicht auf der Ostseite der Insel seine höchste Höhe und fällt allmählich nach Westen ab. Auf der Nord-Insel hat der Sattelberg eine Höhe von etwas über 920 m.[1] An der Ostküste der Südinsel überschreiten die Hügel die Höhe von 370 m. nicht. Zu den größeren Inseln muß auch Klein-Andaman gezählt werden, deren Charakter den vorigen ähnelt; die Größe derselben beträgt 954 Q.-Km. Unter den kleineren Inseln erreichen Landfall und East Island beide ungefähr 30 m. Höhe, sowie North Centinel, worauf sich der kleine Hafen Port Mouat mit Verbrecherstation befindet, 46 m. über dem Meeresspiegel. Dagegen findet man auf Ruthland einen Berg mit Namen Foord, 427 m. hoch.[2] Im Osten der Mittelinsel liegt die Barren-Insel (unter 12° 15′ 7″ n. Br. und 93° 49′ ö. L. v. Gr.), auf welcher sich ein etwa 600 m. hoher Vulkan befindet, dessen Thätigkeit ganz gewaltig ist. Zur Zeit seiner Entdeckung im Jahre 1791 warf er beständig Rauchsäulen und glühende Steine aus, und die Kommission zur Erforschung der Andaman-Inseln fand den Vulkan am 19. Dezember 1857 noch glühend von dem letzten Ausbruche. Die Gruppe der Andamanen ist von einem Korallenriff umgeben, an welchem die See zur Flutzeit brandet.

Infolge der Lage im Bengalischen Meerbusen herrscht auf den Andamanen-Inseln ein tropisches Inselklima. Dr. S. Kurz, Inspektor am Botanischen Garten zu Calcutta, hat während seines Aufenthaltes beobachtet, daß die Regenzeit am 10. Mai begann, und es stand das Thermometer dann des Morgens auf 25.56° C. und stieg gegen Mittag auf 26.67—27.22° C. Im Monat Juni war der Regen am stärksten und von Gewittern begleitet; auch waren Stürme zu allen Stunden des Tages häufig. Am größten ist die Hitze in der letzten Hälfte der Monate Mai und Juli; man beobachtet dann im Mittel Morgens 27.02° C., Mittags 28.68° C. und Abends 27.27° C. Die heftigen Regen ließen während der ersten Hälfte des Juli nach und es kamen mehrere schöne, obgleich bewölkte Tage vor, abwechselnd mit Regentagen, und hielt sich das Wetter dann in dieser Weise bis zur zweiten Hälfte des Dezember, wo der Regen wieder heftig wurde. Selbst während der Monate Januar und Februar ist noch Regen gefallen.

Nach einer Beobachtung in Port Blair auf der Süd-Insel fand man als Jahresmittel eine Temperatur von 26.30° C., als Maximum 33.9° C. und als Minimum 19.4° C. Eine Regenmenge von 2630.2 mm. verteilte sich

[1] Behm und Wagner: „Bevölkerung der Erde." VII. 1882.
[2] „Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde." 1879. Band 14, S. 1.

[1] „Hydrographische Mitteilungen." 1874. S. 15.
[2] „Annalen der Hydrographie." 1878.

auf 159 Regentage, und es gab im Januar, Februar, März und April am wenigsten Regentage, durchschnittlich 2—3 im Monat, im Juli und September dagegen 27—28.

Im Frühling, März und April, werden die Südost-Winde häufig und bilden den Uebergang zu den Südwest-Winden, die ununterbrochen vom Juni bis September wehen.

Sämtliche Inseln sind vom Ufer bis zu den Spitzen der Berge dicht bewaldet, und der Anblick von der See aus ist ein wirklich prachtvoller und großartiger. Viele Bäume erreichen eine Höhe von 100—110 Fuß und bilden mit ihren aneinander schließenden, dunkelgrünen Laubkronen ein Dach, durch welches die Sonnenstrahlen nur mühsam dringen können. Rotang und andere Schlingpflanzen umranken die mächtigen Stämme, und auch das dichte Unterholz bereitet dem Wanderer viele Schwierigkeiten. Teak-, Ebenholz-, Eisen-, Mango-, Rotholz- und Terpentin-Bäume, die hohe Areca-Palme und der Eucalyptus bilden die Hauptbestandteile des Waldes. Im Urwald herrschen besonders die „Koupalis" genannten Bäume vor, die ganz gerade emporwachsen und eine Höhe von 25 m. haben. Erst bei 12—15 m. beginnen die Stämme sich zu verästeln und dieselben besitzen einen mittleren Umfang von 3.65—4.25 m., zuweilen sogar von 5.80 m. Es ist merkwürdig, daß diese üppige Vegetation in einer auf Sandstein liegenden, sehr dünnen Humuslage ruht, aber die dichten Laubkronen schützen den dünnen Erdboden vor den sengenden Sonnenstrahlen, der während der regenlosen Zeit sonst sicher austrocknen und nicht die Kraft besitzen würde, um die Bäume aufrecht zu halten.

Da das Land wellenförmig ist, so stürzen die gewaltigen Regenmengen sehr schnell abwärts und führen Schlammmassen mit sich, die auf den Korallenriffen abgelagert werden, und diesem Boden beginnen dann die nur im Salzwasser wachsenden Mangroven zu entsprießen. Die sich ineinander verschlingenden Luftwurzeln dieses Baumes halten den später angeschwemmten Schlamm fest, so daß der Boden sich mit der Zeit erhöht. Wenn das Meerwasser bei Flut nicht mehr darüber spülen kann, so vergeht die Zeit der Mangrove, und dieselbe macht dem Pandanus Platz; später wachsen hier dann auch Laubhölzer und die Erde kann von den Menschen mit Leichtigkeit zum Ackerbau benutzt werden. Solches dem Meere abgewonnenes Land trifft man überall in allen Stadien auf den Andamanen.

Durch die isolierte Lage der Inseln ist eine eigenartige Fauna bedingt. An Säugetieren findet man nur zwei größere Arten: das Wildschwein, Sus Andaman und den Rollmarder, Paradoxurus Andaman. Ratten sind auch vorhanden, doch ist wohl sicher anzunehmen, daß dieselben nicht einheimisch, sondern von Schiffen eingeschleppt sind. Fledermäuse gibt es in zahlreichen Arten, worunter der fliegende Hund bemerkenswert ist. Die Vogelwelt ist durch ungefähr 120 Arten vertreten, und halten sich an den Küsten Seeschwalben, Seeadler und Eisvögel in bunten Farben auf. Unter den Waldvögeln sind natürlich Papageien, jedoch nur unansehnlich und mit häßlichem Geschrei, am zahlreichsten; ferner gibt es Waldtauben, Falken, Eulen und Krähen ꝛc. Von Schlangen sind mehrere Arten vorhanden, aber nur der Biß einer einzigen (Ophiophagus) ist absolut tötlich. Von Käfern fand Ad. de Roepstorff, der die Inseln bereist hat, und welchem wir schätzenswerte Nachrichten über dieselben verdanken, 784 Arten. In dem „Journal of the Zoological Society", London, werden 232 Arten Schmetterlinge angegeben, während auf den Nicobaren nur 43 Arten gefunden wurden, von denen acht auf beiden Inselgruppen vorkommen.

Im großen und ganzen muß man die Landfauna der Andamanen als eine nur wenige Arten zählende betrachten, dagegen ist diejenige des Meeres um so reichhaltiger. Haifische und Walfische schwimmen längs den Küsten und auch der Dugong soll sich dort aufhalten. Es wimmelt von unzähligen Fischen in phantastischen Formen und Farben, denn die vielen sicheren und tiefen Häfen der Inseln bieten gute Laichstellen für dieselben. Meeresschildkröten, Austern, viele Arten Krebse und große Krabben vervollständigen die Liste der Meeresbewohner. Interessant sind die Eremitenkrebse, welche besonders in der Nacht in großer Zahl auf das Land gehen und alles eßbare vertilgen.

Lange Zeit hindurch war man im Zweifel, zu welchem Völkerstamme die Bewohner der Andamanen zu zählen seien; bald wurden dieselben zu den afrikanischen Negern, bald zu den Papuas oder Australiern gerechnet. Neuere Forschungen lassen die Annahme als richtig erkennen, daß man es hier mit den Resten eines untergegangenen Volkes zu thun hat, und die Negritos der Philippinen zeigen unter den bekannten schwarzen Rassen die nächste Verwandtschaft mit ihnen. Alle Forscher stimmen darin überein, daß die Andamanesen eine besonders kleine Rasse sind, obgleich es einzelne Männer gibt, welche beträchtlich höher und kräftiger sind wie die Weiber. Sie haben eine ganz schwarze Hautfarbe und krauses Wollhaar. Durchschnittlich ist ihre Größe 56—59". Diese Wilden stehen auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, denn sie besitzen zum Teil nicht einmal feste Wohnsitze, sondern leben in Erdlöchern, unter Felsvorsprüngen oder bauen sich aus Zweigen eine Art Schutzvorrichtung gegen Wind und Wetter, die man nicht einmal Hütte nennen kann. Speere, Bogen und Pfeile sind ihre einzigen Waffen, aber dieselben sind von einer Schönheit der Ausführung, die nichts zu wünschen übrig läßt, und sind mit Verzierungen aus linearen Einkerbungen geschmückt. Die Bogen werden aus Mangrove und auch anderen Holzarten angefertigt und sind von verschiedener Länge. Die größeren sind 178—182 cm. lang, in der Mitte drehrund oder plattrund, an den Seitenteilen platt und 6—7 cm. breit.[1] Die kleineren sind 108 cm. lang

[1] „Zeitschrift für Ethnologie." 1878. S. 106.

und bis 4.5 cm. breit. Die Pfeile sind ebenfalls verschieden; da die Eingeborenen jedoch ziemlich verträglich unter einander sind, so benützen sie dieselben nur wenig zum Krieg, sondern hauptsächlich auf der Jagd. Die Pfeilspitzen sind aus Eisen, das aber nicht auf den Inseln gefunden wird, sondern von den Wracks gestrandeter Schiffe herrührt. Offenbar ist das Eisen erst seit dem Bekanntwerden mit den Europäern in Gebrauch. Die Knaben üben sich schon früh in der Benützung der Bogen und die Männer erlangen eine große Geschicklichkeit im Treffen. Ihre Boote werden aus einem Baumstamm hergestellt, welcher mit Hülfe des Feuers und Beiles ausgehöhlt wird. Letzteres bestand in früherer Zeit aus Stein, gewöhnlich einem weißen Quarz, jetzt aber aus Eisen, das mit Riemen an ein gebogenes Stück Holz befestigt ist. Die zur Schildkrötenjagd benutzten Boote werden zur Verhütung des Umschlagens mit einem Ausleger versehen.

Auf den Andaman-Inseln wurden sogen. Kjökkenmöddinger, große Haufen von Küchenabfällen, wie sie zuerst an den nördlichen Küsten Seelands und Jütlands aufgefunden wurden, entdeckt, und dieselben wurden von Dr. Stoliczka, Ad. de Roepstorff und Dr. F. Jagor untersucht. Die Hauptmasse dieser Haufen besteht aus großen Muscheln, welche fast alle an einer bestimmten Stelle aufgeschlagen sind, um den Inhalt herausnehmen zu können. Außerdem findet man eine große Anzahl anderer Abfälle von Nahrungsmitteln, verschiedene Arten Fische, Skeletteile von Schildkröten, Schweinen u. s. w. Das merkwürdigste aber sind sehr viele Topfscherben mit Verzierungen, von sonst in Ostasien und Ozeanien nicht gefundenen Formen. Es sind eingeritzte lineare Zeichnungen, entweder parallele Vertikal- oder Horizontalstriche oder parallele wellenförmige Linien oder auch Reihen eckiger Punkte. Virchow findet, daß diese Ornamente eine große Aehnlichkeit mit denjenigen der letzten vorchristlichen slavischen Periode haben. Solche Haufen von Küchenabfällen, wie die beschriebenen, werden auch noch heute von den Andamanesen errichtet, denn sie holen zum größten Teil ihre Nahrung aus der See, aber es ergibt sich nun eine sonderbare Thatsache. Während sich in den älteren Haufen reichverzierte Topfscherben vorfinden, ist die Töpferei heutzutage bei den Bewohnern der Andamanen so weit in Vergessenheit geraten, daß Töpfe nur noch von sehr wenigen Weibern angefertigt werden, die ihre Kunst als eine Art Geheimnis bewahren. Die jetzt fabrizierten Töpfe werden aus schwach gebranntem Thon hergestellt, zeigen aber nicht die sorgfältige Ornamentierung der gefundenen Scherben, und man kann daher wohl annehmen, daß die Töpferei sehr zurückgegangen und die Kunst der Ornamentierung verloren gegangen ist. Diejenigen Stämme der Andamanen, welche mit den Engländern verkehren, erhalten von denselben Metallgefäße, wodurch die einheimische Topffabrikation natürlich verdrängt wird.

Die Eingeborenen bemalen sich mit weißem Thon, gelbem oder rotem Ocker in verschiedener Weise, wobei sie sich anscheinend ganz nach ihrem Geschmacke richten. Die beiden ersteren Farbstoffe werden mit Wasser angerührt, dagegen der letztere mit Schildkröten- oder Schweinefett. Mit dem Finger und nicht mit einem Pinsel werden die Farben aufgetragen und die Malerei besteht gewöhnlich aus breiten oder schmalen Streifen, entweder regelmäßig oder unregelmäßig oder Muster bildend, oder aber in Reihen kurzer Striche, die mit dem Nagel des Zeigefingers aufgetragen werden. Das Haar wird bei den Männern und Knaben vollständig abrasiert oder man läßt auf der Mittellinie des Hinterkopfes vom Nacken bis zum Scheitel eine Reihe Haarbüschel nicht größer als Pfefferkörner stehen, die oben in einen Stern endigt, oder auch zwei Reihen, die sich oben in einen Bogen vereinigen.[1] Mitunter wird auch die glatte Schädelplatte durch ein in rotem Ocker ausgeführtes ovales Schild geschmückt. Die Weiber rasieren in der Regel nur den Rand des Haares, so daß der Kopf oben mit Haaren bedeckt bleibt.

Männer und Frauen machen sich kleine Einschnitte mit Glassplittern, die aus europäischen Flaschen gemacht werden, in die Haut, nicht nur zur Verzierung, sondern auch als Heilmittel bei Unwohlsein. Aber noch einen anderen Zweck haben diese Einschnitte. Beim Heilen der Wunden bilden sich harte Narben und die Gliedmassen der Andamanesen werden hiedurch vor dem Zerreißen durch Dornen geschützt, was bei ihrem vielen Herumstreifen im Walde sehr leicht der Fall ist.

Ueber Kleidung und Schmuck läßt sich nur wenig sagen. Diejenigen Eingeborenen, welche mit den Europäern nicht in Berührung kommen, gehen fast vollständig nackt. Die Frauen tragen eine Schürze aus Feigenblättern, welche durch einen eng um den Leib liegenden Reif festgehalten werden. In der Nähe der Strafkolonie erhalten die Weiber von der englischen Regierung Jacken und Röcke von weißem Baumwollenstoff; aber trotzdem tragen sie ihre Schürze von Blättern, denn es gilt für unanständig ohne eine solche zu gehen; selbst einjährige Mädchen sind damit versehen.

Die Schmuckgegenstände werden gewöhnlich an einem Ring aus Pflanzenfasern getragen, und bestehen aus Quasten von Blättern und Fasern oder Aufreihungen von Muscheln. Ein anderer merkwürdiger Schmuck ist aus menschlichen Gebeinen hergestellt, die durch Pflanzenfasern mit einander verbunden sind, und der häufig um den Hals getragen wird. Größtenteils sind es menschliche Schlüsselbeine und Wirbelknochen, die hiezu benutzt werden, und die Gebeine rühren von verstorbenen Verwandten der Träger her. Auch das Tragen eines ganzen Schädels als Schmuck hängt hiemit zusammen, doch ist man über den Grund noch nicht vollständig im klaren. Es wird angegeben, daß es Witwen sind, welche die Schädel ihrer

[1] „Zeitschrift für Ethnologie.“ IX. 1877. S. 55.

verstorbenen Männer so lange mit sich führen, bis sie sich wieder verheiraten. Die Schädel werden mit kleinen Linien und Einschnitten versehen und dann mit roter Farbe überzogen. Sind die Andamanesen in größerer Zahl versammelt, so veranstalten sie oftmals einen Tanz, bei welchem ein schildförmiges Schallbrett, Pakuda genannt, als Musikinstrument dient. Ein festlich bemalter Mann stampft mit dem linken Fuße den Takt, während die übrigen Burschen um ihn herumsitzen und einförmige Gesänge anstimmen. Den Männern gegenüber sammeln sich die Mädchen und nach dem Takte der Holztrommel tanzen sie bald einzeln, bald mehrere zusammen den Sängern mit vorgestreckten Armen und gefalteten Händen entgegen. Wenn die Tänzerinnen die Trommel erreicht haben, kehren sie um, und der Tanz beginnt in derselben Weise. Sind die Mädchen ermüdet, so setzen sie sich und singen, und es folgt der Tanz der jungen Männer. Zur Seite des Festplatzes sitzen die alten und verheirateten Leute, indem sie Bogen und Pfeile schnitzen und auch mit den Kindern spielen. Dr. F. Jagor gibt von den Feierlichkeiten bei der Hochzeit folgende Beschreibung:[1] „Die Hochzeit findet Abends statt. Am Boden lodert ein Feuer, in einiger Entfernung liegt eine Matte; die Männer stehen festlich bemalt, mit Pfeilen und Bogen bewaffnet, um das Feuer, während die Weiber einen Tanz aufführen und dazu singen. Einige verheiratete Männer verlassen dann die Gesellschaft, um die Braut zu suchen, die sich versteckt hält. Ist sie aufgefunden, so sträubt sie sich, wird aber endlich von den Männern herbeigebracht und mit ausgestreckten Beinen auf die Matte gesetzt. Dieselben Männer ziehen abermals aus, um den Bräutigam zu holen, der sich gleichfalls verborgen hält, und nur widerstrebend folgt. Er wird der Braut auf den Schooß gesetzt, so daß seine linke Seite die Brust der Braut berührt. Dieselbe umfaßt ihn, und muß etwa eine halbe Stunde lang weinen und schluchzen, während die Weiber das Paar umtanzen. Dann stellt der Bräutigam sich wieder unter die Männer." Die Ehe wird sehr streng gehalten und es sollen die Weiber in der Regel nicht schlecht behandelt und nie geschlagen werden.

Bei Todesfällen wird tagelang geweint und die Leichen je nach der Todesart bestattet, und zwar unterscheiden die Andamanesen drei Arten: 1. Jurulentud (heiß und kalt); 2. Abied (Fieber); 3. Alum changelah taj (böser Geist[2]). Diejenigen, welche an der ersteren Art sterben, werden begraben, die Leichen der zweiten auf ein Gerüst, entfernt von den Wohnungen, gelegt, und die der dritten ins Meer gesenkt. Nach einigen Monaten werden die Leichen der beiden ersten Klassen aus ihren Ruhestätten hervorgeholt, die Knochen und Schädel gereinigt und von den Verwandten in der schon beschriebenen Art als Schmuck benutzt. Körper erschlagener Feinde werden verbrannt.

[1] „Zeitschrift für Ethnologie." IX. 1877. S. 51.
[2] A. a. O. S. 56.

Die Angehörigen des Toten halten eine zwei bis drei Monate dauernde Trauerzeit, während welcher sie kein Schweinefleisch, sowie keinen Honig und andere Leckerbissen essen dürfen, und auch nur wenig sprechen. Der Kopf wird dann mit einer dicken Thonkruste bedeckt und der Körper mit grauem Thonschlamm eingerieben.

Der Charakter der Andamanesen ist wild und mißtrauisch, doch sind sie auch gutmütig, fröhlich und offenherzig. Die Jagd ist ihre Hauptbeschäftigung, und sie sind auch ausgezeichnete Schwimmer. Bei der Jagd auf Wildschweine bedienen sie sich einer Art Hunde, welche vor noch nicht langer Zeit eingeführt sind, sich aber schon jetzt auf der Inselgruppe weit verbreitet haben, und selbst bei den sonst nicht mit den Europäern verkehrenden Stämmen vorkommen. Angelhaken sind ihnen unbekannt, sie schießen die größeren Fische mit Pfeil und Bogen, die kleineren werden mit Handnetzen gefangen. Ihre Geschicklichkeit im Schießen auf Gegenstände unter Wasser ist so groß, daß sie Fische treffen, die kein Europäer sehen kann. Die Bewohner der Andamanen besitzen eine ungeheuer scharfe Sehkraft und einen lautlosen Gang.

Ihr geistiges Leben steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Von Unsterblichkeit wissen sie nichts und von einer Götterlehre haben sie nur geringe Spuren. Die Andamanesen kennen einen guten und einen bösen Geist. In der Nacht verlassen sie nicht gern ihr Lager, da sie sich vor dem bösen Geiste fürchten, der dann sein Wesen treibt. Ein Mittel, um Feuer anzuzünden, hatten die Eingeborenen früher nicht, und dasselbe wurde daher mit großer Sorgfalt glimmend erhalten. Jetzt freilich kennen sie die von den Weißen benutzten Zündhölzer und eine Schachtel derselben ist stets ein willkommenes Geschenk. Ueberlieferungen, Erzählungen, Sagen und Lieder sind nicht vorhanden; wenn mitunter gesungen wird, so sind es nur Gelegenheitsgedichte, welche keinen großen Wert besitzen. Im Zählen haben die Eingeborenen es nicht weit gebracht, sie kennen die Zahlen nur bis drei.

Nahrungsmittel liefert die Natur den Bewohnern dieser Inselgruppe in sehr reicher Weise. Sie essen wilden Honig, Obst, Fische, Schildkröten, Muscheln, Schweinefleisch u. s. w. Beim Verzehren der Schweine herrschen eigentümliche Gebräuche. Kinder und Schwächlinge essen womöglich Ferkel, ältere Knaben und Mädchen halbausgewachsene Tiere und Erwachsene ziehen vollwüchsige Eber vor. Fleisch oder Fische werden an spitzen Stöcken gebraten oder in Blätter gewickelt und auf erhitzten Steinen geröstet. Gekochte Speisen werden wenig verzehrt, schon aus dem Grunde, weil Kochtöpfe sehr selten sind.

Berauschende Getränke und narkotische Reizmittel besitzen die Andamanesen nicht, doch jetzt rauchen die mit den Engländern verkehrenden Eingeborenen leidenschaftlich Tabak und trinken auch gern Branntwein, wenn sie solchen erhalten können. Ihre Gesundheit und Lebensdauer scheint unter dem Verkehr mit den europäischen Niederlassungen

zu leiden. Faules Leben bei oft sehr reichlicher Nahrung, Mißbrauch des Tabaks und Verweichlichung des Körpers gegen Witterungseinflüsse sind Hauptgründe der großen Sterblichkeit; besonders fordern Fieber und Lungenleiden viele Opfer.

Die Zahl der Eingeborenen kann nicht genau angegeben werden, doch glaubt man, daß etwa 5000 die Inselgruppe bewohnen. Sie teilen sich in acht Stämme, welche verschiedene Sprachen sprechen, aber es ist wohl anzunehmen, daß dieselben eines Ursprungs sind. Die Namen der Stämme sind wie folgt: 1. Die Bojingyida, sie bewohnen die Insel Süd-Andaman, wo sich die Strafkolonie Port Blair befindet. 2. Die Bojigiab, bewohnen den südlichen Teil von Mittel-Andaman, während zwei Stämme den nördlichen Teil inne haben. 3. Die Akakol auf der Ostküste. 4. Die Awkojuwai auf der Westseite. 5. Die Balowa haben ihre Wohnsitze auf den kleinen Inseln östlich der größeren. Nord-Andaman enthält zwei Stämme: 6. Die Akachariar in dem nördlichen Teil, 7. die Akjaro im südlichen Teil. Der letzte Stamm, die Jarawa oder Juruwaddah, wie Jagor sie nennt, wohnt auf Klein-Andaman und den naheliegenden Inseln.

Nur der erste Stamm ist mit den Europäern in nähere Verbindung getreten, die übrigen ziehen sich noch immer in die Schatten ihrer Wälder zurück, aber ein Bekanntwerden mit ihnen würde noch reiches ethnographisches Material zu Tage fördern.

Ueber die Juruwadda besitzen wir durch den schon mehrfach erwähnten Dr. F. Jagor verschiedene Mitteilungen, welche demselben durch einen Beamten der Strafkolonie, einen der besten Kenner der Andamanen und ihrer Bewohner, geworden sind. Diese sollen nicht so wild sein wie die übrigen Stämme, doch sind sie sehr scheu; Männer und Weiber gehen vollständig nackt, ihr Haar ist ganz wollig und wird nicht geschoren. Sie leben in bienenkorbartigen Hütten, deren Dächer fast bis zum Boden reichen.

Schließlich mögen noch einige Bemerkungen über die englische Strafkolonie auf den Andamanen folgen. Schon im Jahre 1791 wurde von der Englisch-Ostindischen Kompagnie ein Versuch gemacht, die Inseln als Strafkolonie zu benutzen, und der Marine-Lieutenant Blair wählte den nach ihm benannten Hafen auf Süd-Andaman als einen passenden Platz für dieselbe. Da jedoch die Sterblichkeit unter den Sträflingen und Aufsehern sehr groß war, wurde nach zwei Jahren die Kolonie nach Port Cornwallis an der Ostküste von Nord-Andaman verlegt. Doch auch hier glückte der Versuch nicht, und da die Kolonie auch große Kosten verursachte, wurde dieselbe 1796 aufgegeben und 60 Jahre lang blieben die Andamanen ohne Herrschaft. Als aber der indische Aufstand unterdrückt war und die Gefängnisse auf dem Festlande überfüllt wurden, sandte die englische Regierung eine Expedition nach der Andamanen-Gruppe ab, die den Hafen Port Blair abermals als günstig für die Anlage einer Strafkolonie bezeichnete, und im März 1858 landeten 200 Rebellen, deren Zahl durch Nachsendung im Juni schon auf 773 stieg. Die Leitung der Kolonie führte ein Dr. Walker, welcher in der ersten Zeit mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, aber doch dieselbe über Wasser hielt. Jetzt hat sich die Kolonie auf das Beste entwickelt und ist die größte unter den augenblicklich existierenden Strafkolonien. Die sanitären Verhältnisse haben sich sehr verbessert; es wurden Hospitäler errichtet und der Urwald in der Nähe der Ansiedelungen ausgerottet und dafür Felder und Gärten angelegt. Im Jahre 1875 sind von 8867 Gefangenen 317 gestorben, also 3.38 %. 1879 war die Anzahl der Deportierten 9579 Personen, wovon 180 auf den Nicobaren angesiedelt waren. Die militärische Bedeckung bestand aus 139 europäischen und 727 indischen Soldaten, im ganzen 866 Mann. Unterstützt werden dieselben durch 669 Sträflinge, die als Jemardes und Pendals, und 121, die in den Bureaux als Clerks verwendet werden. 1826 Sträflinge, darunter 486 Frauen, erhalten sich selbst, und in den Schulen wurden 168 Knaben und 154 Mädchen unterrichtet.[1] Die Kosten der Kolonie sollen sich jährlich auf 100,000 Lstrl. belaufen. In Port Blair befindet sich eine Kohlenstation für Regierungsdampfer und es können hier auch kleinere Reparaturen an Schiffen ausgeführt werden, da sich viele chinesische Zimmerleute hier befinden. Mit Calcutta, Rangun und den Nicobaren wird eine monatliche Dampferverbindung unterhalten.

Die Kanal-Inseln.[2]

Mit einer Illustration.

Bevor wir England verlassen, müssen wir noch einige Worte über die lieblichen und interessanten Kanal-Inseln: Jersey und Guernsey nebst den kleineren Alderney (Aurigny), Serk und Herm, sagen, welche mit Southampton durch einen regelmäßigen Dampfbootdienst in Verbindung stehen, aber auch von den näher gelegenen Hafenstädten der französischen Nordküste aus leicht zu erreichen sind. Die Ueberfahrt von Southampton aus ist übrigens eine der unangenehmsten Seereisen, welche man machen kann, wenn das Wetter nur ein wenig windig und das Meer bewegt ist. Namentlich im Winter aber,

[1] Behm und Wagner, „Bevölkerung der Erde." VI.

[2] Aus dem schon mehrfach erwähnten Prachtwerke: „L'Angleterre, l'Ecosse et l'Irlande," par P. Villars (Paris, A. Quantin), 1886. Dieses gediegene Werk bildet den ersten Band einer Sammlung von pittoresken Länderbeschreibungen, die in dem genannten Verlage unter dem Titel: „Le Monde pittoresque et monumental" in zwanglosen Bänden erscheinen wird. Die Verlagshandlung ist in der ganzen Welt rühmlichst bekannt für die meisterhafte Illustration, die solide Ausstattung und den litterarisch-wertvollen Gehalt ihrer Verlagswerke, und gedenkt in diesem neuen Unternehmen ihr Bestes zu thun und ihr Renommé noch zu steigern. D. Red.

zur Zeit der Nebel, ist die Ueberfahrt sogar ziemlich gefährlich wegen des Gürtels von Riffen und halb unterseeischen Felsen, welche diese anglo-normännischen Inseln umgeben, und wegen der Strömungen, welche die Fahrzeuge denselben entgegentreiben.

Die vorgenannten Inseln mit einigen noch kleineren nehmen einen Flächenraum von zusammen 195 Q.-Km. ein und haben eine Bevölkerung, welche im Jahre 1871 etwa 90,500 Seelen, im Jahre 1884 aber nur etwa 87,800 Seelen betrug. Sie umfassen zwei Verwaltungsbezirke, nämlich die Aemter Jersey und Guernsey, denen die kleineren Inseln zugeteilt sind. Die Kanal-Inseln sind keine Kolonien im strengen Sinne des Wortes, werden aber auch nicht als zum Verbande der Vereinigten Königreiche gehörend betrachtet, sondern hängen nur von der Krone Englands ab und sind die einzigen Teile des alten Herzogtums Normandie, welche gegenwärtig noch England gehören. Vom administrativen Gesichtspunkte aus stehen sie unter der Leitung eines Lieutenant-Gouverneurs, welcher die Königin vertritt, und haben ein eigenes Parlament, die States of Deliberation (beratenden Stände) genannt, bestehend aus dem von der Krone ernannten Bailiff oder Oberrichter, dem Staatsprokurator, 12 Schöffen oder Jurats, den 8 Pfarrherren und 15 von den Gemeinden gewählten Mitgliedern. Jersey hat 52 und Guernsey 37 Abgeordnete zu wählen. Außerdem besteht noch ein Obergericht, und die Gemeinde-Angelegenheiten werden von den sogen. „Zwölfern", Douzaines, verwaltet, weil früher jedes Kirchspiel deren zwölf zu wählen hatte. Die amtliche Sprache der beratenden Stände und der Gerichte ist die französische; die gebildeten und wohlhabenden Klassen sprechen Englisch, das Volk eine normannisch-französische Mundart, welche jedoch immer mehr englische Worte aufnimmt und allmählich ganz der englischen Sprache weichen wird. Im allgemeinen aber verstehen die meisten Einwohner der Kanal-Inseln Französisch und Englisch.

Diese Inseln sind in ihrem politischen Verhältnis zur britischen Krone ziemlich unabhängig, denn alle diejenigen Parlamentsakten, in welchen von den Kanal-Inseln die Rede ist, haben nur dann Gesetzeskraft, wann sie auf den Inseln registriert worden sind. Auch bezahlen alle auswärtigen Erzeugnisse hier keinen Eingangszoll, sondern nur die Spirituosen unterliegen einer Accise, und das Leben ist infolge davon hier wohlfeiler als in England und Frankreich. Dagegen herrscht hier allgemeine Wehrpflicht, und jeder Bürger ist vom 16. bis zum 65. Lebensjahr zum Dienste in der Miliz verpflichtet, welche nominell aus 15,000 Mann besteht, von denen aber kaum 1000 unter den Waffen sind. Als britische Garnison liegt jedoch auf Jersey ein Regiment Linien-Infanterie und auf Guernsey eine Batterie Artillerie.

In kirchlicher Beziehung sind die Kanal-Inseln dem Sprengel des Bischofs von Winchester zugeteilt.

Das Klima ist sehr gleichartig und mild und der Boden im allgemeinen fruchtbar; zwei Drittel der Insel Guernsey z. B. bestehen aus Acker- und Gartenland, welches jedoch unter sehr viele Besitzer verteilt ist, so daß es nur wenige Leute gibt, welche mehr als 40 Acres ihr Eigen nennen. Getreide, Hülsenfrüchte, Gemüse und Obst (namentlich Aepfel und Birnen) gedeihen vorzüglich, und da die Einwohner tüchtige Landwirte sind und neuerdings ihren Feldbau auch mit mehr Eifer und Verständnis betreiben, so erzielen sie schöne Ergebnisse und haben den Boden sehr ertragsfähig gemacht. Außerdem wird eine zahlreiche lebhafte Viehzucht, besonders von Rindern und Schweinen, und eine rührige Milchwirtschaft betrieben und Butter und Käse in Menge nach England ausgeführt. Während man auf Guernsey meist spanische Rinder und Kühe züchtet, pflegt man auf Jersey mit Vorliebe den ausgezeichneten Schlag der Alderney-Rinder, und hat, um diese Zucht rein zu erhalten, die Einfuhr fremden Rindviehs verboten. Auf Guernsey und Jersey werden auch Pferde gezüchtet, ein kleiner, aber lebhafter und sehr ausdauernder Schlag. Schafe findet man sehr selten, und die zum Schlachten bestimmten werden meist aus England eingeführt.

Infolge des gleichartigen, milden Klima's, der schönen Natur und des wohlfeilen und angenehmen Lebens sind die Kanal-Inseln, zumal im Winter, der Aufenthalt zahlreicher Kranken und das ganze Jahr hindurch der Wohnsitz zahlreicher Familien von pensionierten, englischen Offizieren und Beamten, welche hier die sogen. „Gesellschaft" bilden.

Der Gewerbefleiß ist nicht sehr entwickelt und beschränkt sich auf Schifffahrt, Fischerei, Seifen- und Seilfabrikation, sowie in Guernsey auf die Ausbeutung der dortigen Steinbrüche, welche ein vorzügliches Material zur Straßenpflasterung liefern.

Beide Inseln führen große Mengen Obst nach England aus, namentlich Aepfel, Birnen und Weintrauben, ferner auch Getreide und Kartoffeln. Die Ausfuhr einheimischer Produkte belief sich im Jahre 1882 auf 849,000 Lstrl., die Einfuhr an englischen und anderen ausländischen Erzeugnissen und Waren auf 787,480 Lstrl., was eine sehr günstige finanzielle Lage bezeugt, da die Ausfuhr die Einfuhr wesentlich übersteigt. Außerdem wird ein großer Teil des hier erzeugten Obstes im Inlande verbraucht, nämlich zur Bereitung von Apfelwein, welcher auf allen Inseln das gemeinübliche Getränke ist.

Jersey, die größte, ist zugleich auch die der französischen Küste zunächst gelegene Insel. Der Boden derselben ist uneben und ihr nördlicher Teil bietet eine Kette von Hügeln dar, welche sich sanft gen Süden absenken. Kleine Wasserläufe schlängeln sich durch hübsche Thälchen, und der gut bewaldete zentrale Teil der Insel wird von zahlreichen, schattigen Straßen durchschnitten, welche von lebenden Hecken eingefaßt sind. Die südliche Küste ist zerrissen und zerklüftet und voll Riffe, welche das Einlaufen in die Häfen sehr erschweren. Jersey ist ohne Widerrede einer

der malerischesten Orte in Europa. Die Hauptstadt der Insel, Saint Hélier, hat ungefähr 20,000 Einwohner, macht jedoch auf den Ankömmling keinen allzu günstigen Eindruck, denn man muß zuerst enge, schmutzige Gäßchen durchwandern, welche keine schmeichelhaften Erwartungen erwecken. Bald aber folgen auf diese engen Zugänge reinliche, wohlgepflasterte, breite Straßen, besetzt mit schönen Häusern und hübschen, reichgefüllten Läden. Die zwischen zwei Gärten stehenden Wohnhäuser haben beinahe alle ein Gewächshaus, und das milde Klima verrät sich alsbald darin, daß Hortensien, Camellien, Fuchsien und vor allem Geranien hier den Winter im Freien aushalten und blühen, wie in Gibraltar oder Malaga; auch Rhododendren und Azaleen und portugiesischer Lorbeer halten hier im Freien aus und Magnolien nehmen den Umfang von Bäumen an, Myrten und Wistarien klettern an den Wänden der Häuser, umrahmen Thüren und Fenster und ranken sich sogar noch um die Schornsteine. Saint Hélier ist eine kleine Provinzialstadt, welche kein erwähnenswertes altes oder neues Baudenkmal besitzt, mit Ausnahme des Forts Regent, welches sich östlich vom Hafen auf einer felsigen Anhöhe erhebt und welchem Elizabeth-Castle, auf einem von Wasser umgebenen Felsen erbaut, aber mittelst einer bei Ebbe trocken liegenden Straße zugänglich, gegenüber liegt. In der Nähe des letzteren steht eine unter dem Namen der Eremitage bekannte Ruine, eine Art von Zelle, welche der Sage nach früher vom heiligen Hélier selbst bewohnt gewesen sein soll.

Saint Peter's Port auf Guernsey.

In den Umgebungen der Stadt sind zwei schöne Thäler, das Val de Vaux und das Grand Val. Das erstere, vier oder fünf e. Mln. lang, wird von einem kleinen Flusse bewässert, an welchem mehrere Mühlen liegen; auch sieht man hier einen modernen Turm auf einem kleinen Hügel erbaut, welchen man für einen antiken Grabhügel hält; von der Höhe des Turmes überschaut man den größten Teil von Jersey, dessen Gelände sich in anmutigen Hügelwellen entfaltet.

Die Bucht von Grouville, östlich von Saint Hélier, ist wahrhaft malerisch; hier liegt das kleine Fischerdorf Gorey, dessen Bewohner sich vorzugsweise mit dem Austernfang beschäftigen, und am nördlichen Ende der Bucht erheben sich auf einem Vorgebirge von Granitgestein die imposanten Ruinen von Mont-Orgueil, einer ehedem gewaltigen Feste. Auf drei Seiten von Meer umgeben und mit den Inseln nur durch eine schmale Landzunge verbunden, verteidigt durch Festungswerke, welche in den Felsen gehauen sind, bietet diese alte Burg, deren Ursprung man bis auf die Zeit Julius Cäsar's zurückführen will, noch heute einen imposanten Anblick und mit ihren stolzen Trümmern kontrastieren lebhaft die freundlichen, modernen Gebäude des gleichnamigen kleinen Städtchens, welche sich an ihrem Fuße dem Strand entlang ausbreiten und im Sommer von zahlreichen Badegästen bewohnt sind. Unter der Regierung des Königs Johann war Mont-Orgueil eine starke Feste, und als Karl II. sich nach Jersey flüchtete, bewohnte er hier einige Gemächer, welche man noch heute zeigt. Die merkwürdigsten Teile dieses Burgschlosses außer den eben erwähnten Gemächern sind der angeblich noch

aus der Römerzeit stammende tiefe Ziehbrunnen und die Trümmer der alten Verließe oder Gefängnisse.

Guernsey, 25 e. Mln. nordwestlich von Jersey gelegen, ist die bedeutendste Insel einer kleinen Gruppe von felsigen Eilanden, welche durch ziemlich seichte Meerengen von einander geschieden sind. Die Insel, deren höherer Teil an der Südseite liegt, dacht sich in nördlicher Richtung ab und die Südküste ist steil und unzugänglich. Der Boden ist ziemlich flach, ohne namhafte Anhöhen und von kleinen Thälern durchschnitten wie Jersey; nur ist Guernsey weniger bewaldet als seine Nebenbuhlerin und im ganzen minder malerisch, wenn auch durchaus lieblich. Gleichwohl hat es in gewissen Regionen einige Gegenden und Landschaften von wilder Großartigkeit aufzuweisen. Hinsichtlich der Gesetzgebung, Verwaltung, des Landbaues, Handels und Gewerbefleißes, stimmt es ganz mit Jersey überein. Die Hauptstadt von Guernsey ist Saint-Pierre le Port oder Saint Peter's Port, von etwa 20,000 Einwohnern, eine hübsche, kleine Stadt, welche sich etwa eine Meile lang am Meeresstrande hinzieht und terrassenförmig vom Wasser aufsteigt. Der untere, geschäftliche Teil der Stadt hat enge und steile Straßen, aber in den Vorstädten, die sich gegen Süden und Westen ausdehnen, sieht man viele schöne Villen, von reizenden Gärten umgeben. Die Stadt ist ungemein reich an Kirchen, denn sie besitzt fünf Gotteshäuser der englischen Hochkirche, dreizehn der verschiedenen protestantischen Sekten und eine römisch-katholische Kirche. Das einzig interessante dieser Gotteshäuser ist die eigentliche Pfarrkirche in rein spätgotischem Styl. Außer der ziemlich schlecht gebauten High-Street oder Grande Rue hat die Stadt noch zwei schöne Straßen, Grange Road und Hauteville, welche durch eine schöne Schlucht voneinander getrennt werden. In der letzteren Straße, die, wie ihr Name andeutet, den höchsten Teil der Stadt bildet, steht Hauteville-House, woselbst der berühmte französische Dichter Victor Hugo während seiner beinahe zwanzigjährigen Verbannung gewohnt hat. Er hat in seinen „Meerarbeitern“ vortreffliche Schilderungen von Guernsey und dessen Umgebungen geliefert. Die Stadt hat gute Lehranstalten, einige gelehrte Gesellschaften, mehrere Zeitungen (worunter eine französische) und ein Theater, und ist gewissermaßen der geistige Mittelpunkt der Kanal-Inseln und auch der Haupthafen derselben.

Saint Peter's Port gegenüber liegen die Eilande Herm und Jethon. Die erstere, einem Privatmann gehörig, ward zur Zeit der Ausführung der Dekrete gegen die religiösen Gemeinschaften in Frankreich von den Mönchen der Grande-Chartreuse angekauft, ist aber im Jahre 1884 von denselben wieder verkauft worden. Sark (Sarg, Serk oder Gers), etwas südlich von der Insel Herm gelegen, ist ein Felseneiland, aus zwei Teilen (Groß- und Klein-Sark) bestehend, welche durch einen schmalen, 384 F. hohen Felsenkamm oder Landenge, la Coupée genannt, mit einander verbunden sind. Die Seitenwände dieser Landenge fallen beinahe senkrecht ab und man hat an ihnen eine Fahrstraße erbaut, welche beide Teile der Insel verbindet. Die Küsten beider Inselteile fallen in steilen Abstürzen von 200—400 F. Höhe ab und können nur an einigen wenigen Punkten erstiegen werden; der gewöhnliche Weg auf das gut angebaute Plateau führt aber durch einen in den Granitfelsen gehauenen Tunnel von dem kleinen Hafen le Creux empor. Die etwa 500 Bewohner beschäftigen sich mit Ackerbau und Fischfang und haben eine eigene Verfassung. Vor etwa 50 Jahren wurde hier mit Glück ein Bergwerk auf Silber- und Blei-Erze betrieben. Die Höhlen von Sark, ihre Klippen und besonders die unter dem Namen les Autelets (Altärchen) bekannten Felsenpyramiden sind berühmte Naturmerkwürdigkeiten.

Bedeutender und bevölkerter als Sark und der am weitesten vorgeschobene Vorposten von England ist die Insel Alderney oder Aurigny, 15 e. Mln. von Guernsey, 7 e. Mln. vom Kap la Hogue entfernt, und nur durch den gefährlichen Alderney-Kanal (Raz Blanchart) vom französischen Festland geschieden, berühmt durch ihre Kühe, den Alderney-Rindviehschlag. Die Insel hat etwa acht englische Meilen im Umfang, erhebt sich im Südosten in schroffen Klippen von 100—280 F. Höhe und dacht sich nach Norden hin. Die Krone England hat hier seit 1846 einen gewaltigen, wohlbefestigten Kriegshafen erbauen lassen, der über anderthalb Millionen Lstrl. gekostet hat, mit seinen Forts und Batterien auf eine Strecke von 5 e. Mln. sich am Strande hinzieht und eine Gegendemonstration gegen das nahe Cherbourg bilden soll. Der einzige Ort der Insel ist Sainte-Anne, etwa eine halbe englische Mle. vom Hafen gelegen. Die etwa 2500 Einwohner der Insel gelten für träge und müssen ihren Bedarf an Lebensmitteln größtenteils von auswärts beziehen.

Die eingeborenen Rassen des östlichen Indo-China.

Von Raoul Postel.

Wir können uns zwar nicht rühmen, daß wir die Rassen der großen französischen Kolonie in Südasien gründlich kennen, aber wir besitzen wenigstens zahlreiche Nachrichten über sie, welche vorzugsweise von den mutigen französischen Marine-Aerzten, den Doktoren Mondière, Morice, Harmand, Paul Néis u. a. herrühren. Wir wollen hier das zusammenfassen, was uns diese geduldigen Beobachter Interessantes und Zuverlässiges über jene Rassen berichtet haben.

Wenn man von den Siamesen und Birmanen absieht, erkennt man in Indo-China als Gruppen von deutlich geschiedenen Nationen nur die Annamiten, Kambodschier und Laotier an. Allein der ethnische Wert dieser Gruppen, wie die Elemente, aus welchen sie bestehen, bleiben immer zu wenig deutlich bestimmt, und mindestens zwei von ihnen sind beinahe neue Ankömmlinge, deren Ursprung uns nur

durch einige Traditionen enthüllt wird, denn Indo-China erwartet noch immer seinen Champollion.

Cochinchina ist von mehreren Rassen eingenommen worden, und der Grundstock seiner Urbevölkerung wird noch jetzt vertreten durch verschiedene Stämme von sogenannten „Wilden", welche sich heutzutage der Mehrzahl nach auf die Gebirge und Wälder im Innern des Landes beschränken. Wo aber diese Wilden sind, das kann uns niemand sagen, nur steht außer allem Zweifel, daß sie ursprünglich verschiedenen deutlichen Urstämmen angehört haben. Harmand sagt von ihnen: „Ihr Typus ist so wandelbar, daß man nur schwer eine allgemeine Schilderung von ihnen geben kann. Es ist, als sei ein wahrer babylonischer Turm im Mekhong-Thale zusammengestürzt und habe seine Trümmer über den Boden hin verstreut."

Das gesamte Tongkin ist von diesen Stämmen umgeben. Sie gehen durch den Süden dieses Landes bis in das Meer in den Gebirgen des Ninh-Binh und des Thanh-Hoa und erstrecken sich dann in fortlaufender Kette bis an das Ende der Halbinsel, an das Kap St. Jacques. Diese Kette ist auf der Höhe der Biegung, welche der Mekhong unter 18° n. Br. gegen Westen macht, auf einen schmalen Streif zusammengedrängt und erbreitert sich nach Süden hin in der Weise, daß sie auf dem linken Ufer des Großen Flusses ein mächtiges, beinahe noch unerforschtes Massiv bildet. Auf dem rechten Ufer nehmen die wilden Stämme mehrere Provinzen in dem südlichen Becken des Flusses Ubon ein, wo sie sich übrigens mit den Kambodschiern verschmelzen, und behaupten das Gebirgsmassiv von Punsât und den nordöstlichen Winkel des Golfs von Siam. Das ganze obere Me-Nam und der Süden von Birma sind von ihnen bedeckt. Man bezeichnet alle diese Wilden in den französischen Besitzungen und Schutzländern mit dem gemeinsamen Namen Moïs, in Laos mit dem Namen Khâs, und sie scheinen alle eine ziemlich gleichartige soziale Organisation zu besitzen.

Dr. Harmand betrachtet diejenigen, welche Attopeu bewohnen, für die physisch reinsten. Im Süden unterscheiden sie sich unter dem Namen Kuys wenig von den Kambodschiern und sind stark mit den Malaien vermischt; ja es gibt sogar echte Malaien unter ihnen. Dies sind Shams, Tsiams oder Tsiampoas, die unter die Annamiten des Nordostens und besonders unter die Kambodschier eingesprengt sind, unter denen sie sich Einfluß verschafft haben und den Chinesen eine ernsthafte Konkurrenz machen. Sie sind Muselmänner. Ihre Sprache soll nach Dr. Morice aus einem Drittel malaiischer Worte, einigen annamitischen und kambodschischen Worten, aber mehr als zur Hälfte aus Worten bestehen, die aus einer unbekannten Quelle stammen. Nach Kapitän Aymonnier sollen die Bewohner der Provinzen Qui-Nhon und Binh-Thuan Shams sein, obwohl sie Annamitisch sprechen und insgeheim den Gebrauch der Sprache und der Zeremonien ihrer Ahnen unter sich forterhalten. Der Wuchs der Shams soll höher, kräftiger, wohlgestalteter, ihre Backenknochen minder vorspringend als bei den Annamiten, ihre Haut im Vergleich zu den letztern dunkler, aber heller als bei den Kambodschiern sein. Ihre Züge sind minder platt, ihre Augen stehen minder nahe beisammen und sie zeigen keinen Prognathismus. Ihre Weiber sollen eine starke Einsattelung und eine Entwicklung der Lenden zeigen, welche an die Steatopygie der Buschmannsweiber erinnert. Dr. Morice hat ferner ermittelt, daß ihre Hütten immer auf hohen Pfählen erbaut sind und mittelst Leitern mit dem Boden in Verbindung stehen.

Die Moïs oder Khâs, kurzum die „Wilden", sollen mehr vom annamitischen Typus abweichen. Sie sind nach Harmand im allgemeinen von kleinem Wuchs; ihre Haut ist dunkler und röter als die der Laotier; obschon in manchen Wäldern ihre Weiber zuweilen so weiß sein sollen als diejenigen von Laos. Die Augen stehen nicht schief, noch nahe beisammen, wenigstens nicht bei den reinsten, sondern sind häufig gut geöffnet und schön. Ihre schmale, hohe und gewölbte Stirne überragt ein ziemlich breites Gesicht mit etwas schwachen, aber deutlich gezeichneten Backenknochen. Sie haben vom Schädel abstehende Ohren, straffe oder leicht gewellte Haare, dünnen Bart, hagere Formen und einen längeren (dolichokephalen) Schädel als die anderen Rassen. Ihre Idiome sind einsilbig, hart, zerstückt, reich an r, an Aspirationen und Kehllauten. Sie haben keine Schrift und können dennoch Inschriften machen und ihre Rechnungen stellen mittelst eingekerbter Brettchen. Sie bilden kaum Stämme, denn sie haben unter sich keinen anderen Verband oder keine andere politische Einheit als das Dorf; sie wissen sich kaum durch Eigennamen von einander zu unterscheiden. Ihre Dörfer sind in schwer zugänglichen Orten verstärkt und mit Hecken und Gräben umgeben; manche ihrer Häuser sind „wahre Taubenschläge." Bei manchen Stämmen der Kambodschier lebt jedes Dorf in Gütergemeinschaft. Sie treiben einigen Ackerbau, indem sie alle zwei oder drei Jahre einige Waldstücke roden oder niederbrennen, allein ohne den Boden umzugraben, in welchem sie nur Löcher für die Samen machen. Sie haben keine Religion, sondern nur mancherlei Aberglauben, welche alles, was sie umgibt, beleben und sie mit Furcht gegen die Natur und die Geister der Verstorbenen erfüllen. Viele Khâs haben von den Laotiern die Gewohnheit der Leichenverbrennung angenommen, bewahren aber die Asche in Töpfen oder in Körbchen von Rotang auf. „Ich habe gesehen," sagt Dr. Harmand, „wie sie mehr als zehnmal täglich vor diesen geheiligten Ueberresten niederknieten und Gebete hersagten, namentlich um diese Manen zu bitten, daß sie keinen Anstoß nehmen an der Anwesenheit eines solch sonderbaren Wesens, wie es ein europäischer Forscher sein kann." Sie leben im allgemeinen monogamisch und führen keinen Krieg untereinander, außer wenn die Not sie dazu treibt, denn sie üben keinerlei Vorsicht und Fürsorge für die Zukunft, oder um Gefangene zu machen,

welche sie dann als Sklaven an die Laotier verkaufen, die dieselben hauptsächlich nach Siam und nach Kambodscha bringen. Die Franzosen haben allerdings in dem Bereich ihrer Schutzherrschaft diesem scheußlichen Handel ein Ende gemacht; allein es wird schwerer halten, die Sklaverei und den Sklavenhandel in Siam abzuschaffen, dessen nordöstlicher Teil thatsächlich unabhängig ist. Fügen wir noch hinzu, daß die Khâs eine annähernde Idee von Gewerbefleiß haben, da sie das Eisen einigermaßen zu bearbeiten und anzuwenden verstehen. Ihre Waffen bestehen in Speeren, Säbeln und Armbrüsten. Ebenso haben sie auch einige plumpe Musikinstrumente.

Die Kambodschier oder Khmers können wohl demselben Völkerstamme angehören wie diese „Wilden." Dr. Harmand hält es für das Wahrscheinlichste, daß sie das Ergebnis der Anhäufung mehrerer wilden Stämme sind, analog den Kuys, aber verschieden von den echten Khâs, Moïs oder Penongs durch eine unvergleichlich größere Proportion von malaiischem Blut. Das ganze südliche Indo-China hat früher dieser Rasse angehört. Man ist nach Dr. Mondière dahin übereingekommen, auch bei den Shams — Malaien — die autochthonen Kambodschier zu suchen, denn diese haben eine sehr große Anzahl Worte mit den „Wilden" gemein. Sie unterscheiden sich von diesen hauptsächlich durch ihren abgerundeten Kopf. Sie sind größer und stärker als die Siamesen und Annamiten, haben eine dunklere Haut, ein minder breites Gesicht, minder nahe beisammenstehende Augen und eine an der Basis mehr vorspringende Nase. Trotz dem gleichsam zivilisierten Anschein ihrer politischen Organisation stehen sie dem wilden Zustand sehr nahe und streben mehr und mehr zum Waldleben zurückzukehren, das ihr natürliches Element zu sein scheint. Jenes Volk, welches die so merkwürdigen Denkmäler von Ang-Kor und den übrigen Ruinenstädten Kambodscha's errichten ließ, ist ein Volk, dessen vorübergehende Herrschaft sich plötzlich unter dem Hauch des wilden Zustandes der Besiegten gegründet hat und dessen Zivilisation sicher indischen und buddhistischen Ursprungs ist. Das Alphabet der kambodschischen Inschriften, das Mittelding zwischen den Alphabeten des südlichen Indien und dem heutigen Khmer-Alphabet und dem alten Alphabet von Java sehr nahestehend, welches ebenfalls selbst indischen Ursprungs ist, war das Werkzeug einer Sprache, die selbst die Gelehrten von Kambodscha heute nicht mehr verstehen. Allein die Beherrscher des alten Khmer-Reiches bedienten sich des Sanskrit neben dieser Volkssprache, so daß man vermittelst der zweisprachigen Inschriften diese verschwundene Sprache zu entziffern vermocht hat. Wir besitzen daher infolge davon eine gewisse Anzahl sicherer Daten bezüglich der alten kambodschischen Zivilisation, unabhängig von den Nachrichten, welche aus den chinesischen Geschichtsschreibern gezogen wurden. Das Studium dieser sprachlichen Denkmäler ist ein langsames, allein es liefert trotzdem von Jahr zu Jahr reichere Ergebnisse.

Der laotische Volksstamm hat in den französischen Besitzungen des äußersten Orients nur wenige Vertreter; so selten diese aber auch sind, so erfordern doch auch sie eine kurze Schilderung. Nach Dr. Harmand ist das Volk von Laos unbestreitbar nichts anderes als ein Zweig der Thaï- oder siamesischen Rasse, welche sich auf der Wanderung verspätet hat und im Mekhong-Thale zurückgeblieben ist, anstatt bis an das Meer vorzudringen. Seit jenem fernen Zeitpunkt dürfte es sich in unauflösbarer Weise mit den sämtlichen benachbarten Rassen, namentlich mit den „Wilden", vermischt haben, deren Oberherrschaft es lange Zeit getragen hat. Allerdings äußert Karl Bock eine entgegengesetzte Ansicht und behauptet, die Laotier seien wahrscheinlich von derselben Herkunft wie die Malaien und schreiben sich beide aus der fernen Periode her, wo Sumatra und Borneo noch zu einem Festlande verbunden waren. Ein Unterschied sei aber jedenfalls vorhanden, nämlich, daß die Siamesen wie die Festlandsmalaien sich mit den Chinesen, Kambodschiern, Peguanern u. a. vermischt haben, während die Laotier von jeder Vermischung unberührt geblieben sind und eine reine Rasse darstellen.

Das sind zwei widersprechende und unvereinbare Behauptungen, zwischen denen Partei zu nehmen wir uns sehr hüten werden; aber unsere persönliche Ansicht geht gleichwohl dahin, daß das „wilde" Element auf die Laotier einen bemerkenswerten Einfluß ausgeübt hat, während sich auch die Anwesenheit von Menschen mit verlängertem Schädel unter ihnen kundgibt. Wir wollen jedoch diesen schwierigen Streit hiemit auf sich beruhen lassen und uns damit begnügen, die physischen Merkmale dieser zweifelhaften Individuen zu analysieren. Der Ausdruck ihres Gesichts ist sanfter als derjenige bei den Malaien, ihre Stirn ist breit und hoch; sie sind größer und schlanker als die Annamiten, haben minder große und vorstehende Backenknochen und eine minder platte Nase, aber ihre Augen stehen ebenso nahe bei einander. Sie sind ein schöner Menschenschlag, welcher plastisch den anderen Indo-Chinesen überlegen ist. Die Männer tätowieren sich vom Nabel bis über die Wade und schmücken sich auf diese Weise anmutig mit komplizierten Zeichnungen, deren Gegenstände den buddhistischen Sagen entlehnt sind. Ihr Buddhismus ist jedoch allerdings sehr mit abergläubischen Bräuchen vermischt und ein unbewußter Fetischismus, der ihnen die Stelle der Religion vertritt.

Wenden wir uns jedoch zu den Annamiten, die nach ihren Ueberlieferungen ebenfalls wie die Siamesen von den Grenzen von Tibet herkommen sollen, so daß sie wohl eine gemeinsame Abstammung mit diesen und den Birmanen haben könnten. Vor ihrer Ankunft war Indo-China beinahe ganz von Malayen kolonisiert gewesen, ja dieses könnte sogar, mehr als die Halbinsel Malakka, die Wiege des vorherrschenden Elements der malayischen Rasse gewesen sein. Sie blieben daher bis zum fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung auf das Tongking beschränkt. Zu Anfang

jenes Jahrhunderts verdrängte ein Einfall der Chinesen sie nach dem Süden und sie gerieten dann in Krieg mit dem malayischen Reiche der Tsiampoas, von deren zersprengten Ueberbleibseln wir schon oben gesprochen haben. Nach der Vernichtung dieser griffen sie die Kambodschier an, welche allmählich zurückgedrängt wurden, so daß sie im Jahre 1841 das ganze untere Cochinchina verloren hatten.

Die Annamiten bilden also heutzutage die Hauptbevölkerung des Tongking, des Reiches Annam und des französischen Cochinchina. und auf ihnen beruht die Zukunft der französischen Herrschaft. Ihr langer Streit mit den Chinesen hat zur Folge gehabt, sie miteinander zu vermengen, ihnen Zusammenhalt zu geben und aus ihnen eine wirkliche Nation zu machen. Sie haben übrigens — freiwillig oder gezwungen — die chinesische Organisation und Zivilisation angenommen. Ueber diesen Gegenstand hat ein Reisender mit Recht geäußert: „Man kann sagen, China hat der annamitischen Rasse eine analoge aber noch unvergleichlich stärkere Wirkung aufgeprägt, als diejenige, welche die Römer auf die Gallier ausgeübt haben." Hievon rührt ihre Ueberlegenheit über die anderen Rassen her, die sie auf ihrem Wege vernichtete, indem sie den Boden für die Bedürfnisse ihrer Kulturen umgewandelt hat. Dr. Harmand sagt: „Dieser stärkeren, am besten politisch konstituierten Rasse, welche sich durch ihr eigenes Genie von einer Art erschöpfender Theokratie loszumachen oder es zu vermeiden wußte, in eine solche zu verfallen, gehört die Zukunft. Wenn die Franzosen dieselbe in diesem schwierigen Werke zu leiten wissen, wenn sie imstande sind, durch den Volksunterricht, durch eine beharrliche Politik von großer Tragweite von seinem Wege die größte der dasselbe bedrohenden Gefahren, nämlich die Erdrückung durch die Südchinesen, zu entfernen, so ist es dieses Volk, das den größten Teil von Indo-China kolonisieren muß". Dieser Worte, welche ein ganzes Programm bilden, muß man im jetzigen Augenblick eingedenk sein. Ich meinesteils schließe mich denselben vollständig an. Es ist Zeit, auf der ganzen Ausdehnung der großen und reichen französischen Besitzungen in Indo-China diese intelligente und tapfere Rasse zu zentralisieren und für den unmittelbaren französischen Vorteil nutzbar zu machen, sowie dieselbe so rasch wie möglich an die Stelle des chinesischen Elements zu setzen, welches die Franzosen unklugerweise allzu sehr begünstigt hatten.

Vom physischen Gesichtspunkte aus mißfällt der Annamite auf den ersten Blick, allein mit Unrecht zählt Dr. Harmand ihn zu den häßlichsten Völkern der Erde. Die Europäer haben allerdings Mühe, sich an ihn zu gewöhnen, allein wahrscheinlich tragen der ekelhafte Gebrauch des Betelkauens und die Unreinlichkeit in den Hütten dieser Leute viel zu dem Widerwillen bei, welchen sie den Europäern einflößen. Man gewöhnt sich übrigens bald an ihr Aeußeres. Sie sind von kleinem Wuchs, kurzen Beinen, gut entwickeltem Torso, breiten Schultern und breitem Becken; sie haben einen schaukelnden Gang, einen runden Schädel, eine platte und an der Basis breitgedrückte Nase, und sehr kleine nahe beisammenstehende Augen. Man trifft unter ihnen häufig aber auch angenehme Typen, besonders junge Leute und wenn sie sich bequemen, sich des Betelkauens zu enthalten, und viele ihrer Frauen sind sogar hübsch und verhältnismäßig weiß. Im ganzen übertreibt man die Häßlichkeit dieser Rasse, welche eilfertige Reisende nur zu leicht nach den häßlichen Menschen-Exemplaren beurteilen, von denen die Häfen und die Umgebungen der Märkte wimmeln, ungefähr wie wenn ein Asiate ausschließlich die Franzosen nach den zerlumpten Bettlern und Halunken-Gesichtern beurteilen wollte, welche er beim Gang durch die Straßen von Paris sehen würde.

Unbestreitbar und unleugbar ist dagegen die tiefe Verkommenheit der annamitischen Sitten. Man hat sie durch die Erklärung zu beschönigen versucht, daß sie nur im Vergleich zu uns Abendländern vorhanden sei, weil die Völkerschaften des äußersten Orients im allgemeinen unseren Begriffen von Scham und Sitte fremd seien. Allein dieses Palliativ entschuldigt gar nichts, und es steht fest, daß die annamitische Unsittlichkeit gar keine Grenzen kennt. Monseigneur Michel, welcher 1873 als Bischof in Saigun starb, äußerte nach vierzigjährigem Aufenthalt in Assam: „Wenn ein annamitisches Mädchen mit zwölf Jahren noch Jungfer ist, so muß sie keinen Bruder haben." Wir wollen dies nicht in Abrede ziehen. Dr. Harmand und die anderen Forscher habe keine unmögliche Rechtfertigung über diesen Punkt gewagt. Was aber noch mehr zu bedauern, das ist, daß die Franzosen nicht einmal eine Abhülfe zu treffen versucht haben.

Im ganzen hat Dr. Harmand diesen merkwürdigen Typus in folgender Weise zusammengefaßt: „Der Annamite ist vom moralischen Standpunkt aus eine Art stehengebliebener minder kultivierter Chinese, eine archaische Form des Chinesen; ebenso sehr auch wegen seiner sozialen Organisation. Er ist allerdings bildungsfähiger und eher zu vervollkommnen, als der Chinese, aber von Grund aus ein Schurke, ohne Mitleid, Pietät und Gewissen, bis zum Exzeß ehrgeizig und eitel, ein Schönschwätzer, Spieler, unverschämt, servil; — andererseits intelligent, begabt mit einer großen natürlichen Philosophie gegenüber von Entbehrungen, je nach Tagen oder Umständen sehr tapfer oder sehr furchtsam, weiß er mit einer stoischen Ergebung zu sterben. Man kann aus ihm großen Vorteil ziehen unter der Bedingung, daß man gegen ihn immer sehr streng, aber ohne Härte verfährt." Dieses Bild ist allerdings nicht ohne Schatten, aber es bietet, meines Erachtens, auch einige gute Eigenschaften dar, und es ist schwer, in jenem Lande mehr zu verlangen. Das sind die eingeborenen Bevölkerungen des französischen Indo-China.

Briefe aus Neu-Mexico.

Von Adolf Bandelier.

(Schluß.)

Im Westen sind mittlerweile die Bergketten weit hinaus geflohen in die Ferne. Die Sierra Mimbres begrenzt den Horizont, im Südwesten erhebt sich der steile Zahn von Cooks Peak. Näher gerückt steht ein Gewirr dunkler Gebirge, die Sierra de San Matéo und Sierra Fra Cristóbal. Gen Süden scheint sich die Aussicht weit und monoton zu öffnen, Lavaflächen treten auf am linken Ufer, sie gehen über in den Rücken einer pechschwarzen Mesa. Das rechte Ufer, welches von San Antonio an nur in einem schmalen Streifen fruchtbar geblieben, weitet sich aus zum Becken. Hat man das Schlachtfeld von Valverde (1862) überschritten, ragt die Mesa prieta (schwarzer Tafelberg) steil auf über dem Rio Grande, der ihren Fuß immer brausend umfließt, so liegt die kleine Ebene von San Marcial mit den beiden gleichnamigen Ortschaften zur Rechten. Die Ebene ist leicht zu bewässern und besitzt guten Boden. Hier erscheint wieder Baumwuchs, allein im Süden gewahrt man schon den engen Cañon, in den sich der Rio Grande allmählich zwängt, die fernen Gebirge sind kahl und schroff, nur die Mimbres kleiden sich in Tannengehölze. So freundlich Alt-San Marcial, der mexicanische Ort, auch sonst gelegen wäre, diese großartige kahle Natur stört den Eindruck, und auf dem neuen amerikanischen Dorfe ruht bis spät am Tage der Schatten der wilden vulkanischen Mesa.

Ein Teil des Oertchens Neu-San Marcial nimmt die Stelle ein, wo früher ein alter Pueblo stand. Ich habe Gründe zu vermuten, daß es derjenige war, den Oñate in seinem Tagebuch Irenaquel nennt. Hier, oder vielmehr zwischen hier und Fort Craig, finden sich die südlichsten Ueberreste der sogen. großen Häuser. Weiter hinab, dem Rio Grande entlang, ist diese Form der Architektur nicht gedrungen und alle spanischen Berichte von Coronado's Zeiten bis zur vollständigen Unterwerfung des Landes führen zum gleichen Schlusse. Die Piros erstreckten sich daher, dem Rio Grande entlang, von San Marcial bis Los Lunas im Norden, eine Entfernung von 75 Meilen, und die Gesamtbevölkerung betrug nicht 6000 Seelen, ohne die Bewohner der vom Strome entfernten Nebenzweige zu Abó, der Mesa Jumana und der sogen. Quivira. Auch hier fand nach der Eroberung des Landes eine Konzentration der Bevölkerung statt in die drei Ortschaften von San Antonio del Senecú, Nuestra Señora del Socorro de Pilabó und San Luis Obispo de Sevilleta; die kleinen Dörfer um San Marcial wurden also schon im Anfange des 17. Jahrhunderts aufgegeben und verlassen.

Die hohe Mesa von San Marcial, eine Masse von schwarzem, braunem und grauem Trapp und von blasiger Lava, ist eine höchst auffallende Erscheinung. Sie überragt den Fluß wohl 300 Fuß und zwingt ihn, beinahe einen Halbkreis zu beschreiben. Gleichsam zürnend über den Umweg, der ihm aufgedrungen, braust der Strom, der sonst meistens ruhig fließt, stets wild zwischen der Mesa und dem neuen Städtchen am Westufer. Die Eisenbahn setzt hier wieder auf die Ostseite und entfernt sich dann, um die Enge zwischen Fort Craig und Rincon zu vermeiden, in südlicher Richtung, während der Rio Grande einen Bogen beschreibt, nach Westen, dann nach Südosten zurückkehrt, um 75 Mln. von San Marcial die Bahn wieder zu treffen.

Der nördliche und westliche Abfall der „Mesilla de Guinéa“ wie schon Oñate 1598 den Tafelberg zu San Marcial nannte, ist steil, allein keineswegs senkrecht. Auf Lavablöcken emporkletternd, gelangt man leicht zum Gipfel. Der Lohn der Mühe besteht in einer weiten Aussicht, die nach Süden und Osten hin den drückenden Eindruck der Trostlosigkeit, der Dürre, des starren Todes in der Natur erzeugt. Im Westen und Norden bietet das grünende Thal, der Kranz hoher Berge, denen die Sierra Magdalena majestätisch entsteigt, Leben und Abwechslung. Im Osten fliehen die kahlen Höhenzüge von San Andrés, die baumlose Soledad, weit nach dem südöstlichen Horizont, wo die Zacken der Organos gespenstisch auftauchen. Der ganze Süden ist ein weißes Lichtmeer von Sand und dürrem Grase, starr und tot. Wie gebleichte Gebeine liegen zerstreute Lavahaufen im Vordergrunde, die Sierra Fra Christóbal, die Sierra del Caballo, sie türmen sich am westlichen Rande wild und schwarz, einer Einfassung riesiger Leichensteine gleich. Dies ist die vielberüchtigte „Gespensterreise“, das Grab so mancher Karawane aus und nach dem Süden, die noch vor kurzer Zeit mit Recht gefürchtete „Jornada del Muerto“.

Siebzig Meilen lang und fünfzig Meilen breit, achtundfünfzig Meilen ohne Wasser in der heißesten Zeit des Jahres, war die Jornada selbst in Zeiten des Friedens eine gefährliche Reise. Allein Friedenszeiten hat Neu-Mexico wenige genossen bis vor ein paar Jahren zurück. Die Apatschen haben dem Lande keine Ruhe gelassen. Noch vor zwei Monaten haben sie westlich von den Mimbres bis an die Grenze von Arizona hin gemordet und geraubt. Der Name „Reise des Toten“, „Wanderung des Gespenstes (el muerto ist ein Gespenst, an das unter den Mexicanern vielfach geglaubt wird) ist der Jornada nicht sowohl infolge ihrer Dürre und Oede gegeben worden, als vielmehr weil, nachdem die Dürre ertragen und die Oede überwunden war, bei den heißersehnten Gewässern des „Ojo del Muerto“, des Perillo, ein Hinterhalt von Apatschen des erschöpften Reisenden mordlustig harrte.

Die frühesten Nachrichten, die von den Apatschen durch die Spanier aufbewahrt sind, heißen dieses Volk die Querechos. Erst Oñate nennt sie Apades. Sie selbst heißen sich N'de, während der Hauptstamm, Na-va-jó, d. h. Leute welche pflanzen, genannt, sich Din-né tituliert. Daß das Wort Apache der Sprache der Zuñi entnommen ist,

in welcher Apa-chu einen Navajó-Indianer bezeichnet, ist bekannt. Von den Pueblos werden sie, je nach der Sprache, verschieden benannt. Die heutigen Bezeichnungen aber, die man den Unterabteilungen der Apatschen gibt, sind, wie diese Unterabteilungen selbst, neueren Ursprungs. Im Anfange des 17. Jahrhunderts wohnte ein Teil der Apatschen, von den Spaniern „del Perrillo" genannt, in den Gebirgen am Südende der Jornada. Erst vor wenigen Jahren ist diese Gegend von ihnen aufgegeben worden, denn dort und an beiden Ufern des Rio Grande, wo derselbe den großen Bogen beschreibt, ist die als Mescal bekannte Agave-Art sehr häufig. Sie bildet ein Hauptnahrungsmittel des wandernden Stammes (überhaupt südlicher Indianer, wie der Pimas, Opatas 2c.), der den Blütenstengel in Stücke schneidet, schält und im Boden bei langsamem Feuer bäckt. Das Resultat ist eine Zucker-Conserve, die der nach allem Süßen sehr lüsterne Indianer außerordentlich liebt. Die Apatschen benützten ihre Anwesenheit behufs Mescal-Gewinnung, um den Reisenden bei den einzigen zwei Wassertümpeln der Jornada aufzulauern, und da auf der Reise längs des Rio Grande dies der einzige Durchpaß ist, so waren sie stets sicher, Beute zu treffen. War der Konvoi zu zahlreich, um direkt angegriffen zu werden, so versuchte man wenigstens die Zugtiere zu überrumpeln und wegzutreiben, was dann manchmal den Tod der ganzen Karawane durch Durst und Hunger gleichfalls zur Folge hatte. Die Jornada war daher eine sichere und ausgiebige Hülfsquelle für die Herren Apatschen und sie wurde von ihnen mit Zähigkeit behauptet.

Häufige Gewitter, von heftigen Windstößen begleitet, machen Untersuchungen in dieser Region beschwerlich und gern kehrt man aus den heißen Gegenden, die den Wüstencharakter nicht verleugnen können und wo die Spuren des früheren Völkerlebens spärlich anzutreffen sind, in den Norden zurück. Wenn auch dort sich die meteorologischen Erscheinungen des Regenfalls auf wenige Monate zusammendrängen, und ein Teil der Schwierigkeiten sich also auch dort wiederholt, so ist doch die Atmosphäre leichter, die Luft nie schwül wie im Thal des mittleren Rio Grande, die kühlen Nächte gewähren erquickenden Schlummer, von keinem lästigen Ungeziefer gestört.

Von den Pueblo-Stämmen hat sich wohl keiner an der großen Empörung von 1680 so energisch und mit solcher Bitterkeit beteiligt wie derjenige der Janos. Sie sprechen das Idiom der Jehuas, die heute noch im Norden von Santa Fé sechs Dörfer bewohnen. Die Ruinen, auf denen ein kleiner Teil der Stadt Santa Fé steht, sind diejenigen eines früheren Janos-Pueblo, Cuk-P'oo-ge (das Korallen-Wässerchen) genannt. Es ist nicht bestimmt, ob dieser Pueblo zur Zeit der Eroberung noch bewohnt war oder nicht, denn die Gegend von Santa Fé spielt keine Rolle in den spanischen Annalen bis nach 1608, dennoch wurde sie von den Janos-Indianern zu ihrem Gebiet gerechnet, obschon sie selbst hauptsächlich südlich davon wohnten in dem sog. Bassin von Galistéo. Das neuere Städtchen dieses Namens, erst im Anfange des 19. Jahrhunderts eigentlich gegründet, ist nur von Mexicanern und einigen Anglo-Amerikanern bewohnt.

Es sind 24 Meilen von Santa-Fé bis nach Galistéo, und die ganze Straße ist ein beinahe ununterbrochener Fall von 1100 Fuß. Hat man das Plateau überschritten, auf dem die Hauptstadt steht und wo um diese Zeit Opuntia arborescens eine wunderbare Farbenpracht karmoisinroter Blüten entfaltet (meine Frau hat auch eine weißblühende Spielart gefunden), so erblickt man den scharfgezahnten Kamm des sogen. Cuchillo jenseit einer baumlosen Tiefebene. Die vulkanischen Kegel der Cerrillos liegen zur Rechten und bleiben zurück; desto großartiger aber entfalten sich im Südwesten das Gebirge der Nuevos Placeres und die Sierra San Francisco. Zwischen ersterem und dem Cuchillo fließt der sogen. Arroyo de Galistéo oder vielmehr liegt sein vielgewundenes Bett, durch das er sich bei Santo Domingo dem Rio Grande anschließt. Der Bach führt nur Wasser, wenn es regnet, allein sein Bett ist von 500 bis 1500 Fuß breit und füllt sich mit erstaunlicher Schnelligkeit. Mit seinen Seitenarmen drainiert er einen Teil der hohen Mesa von Pecos, und wenn er anschwillt, verursachen seine trüben Fluten gewaltigen Schaden, selbst der Eisenbahn.

Wo der Arroyo nördlich von Cuchillo fließt, ist er nicht ohne Grund „del Infierno" (Höllenbach) genannt worden. In späterer frommer Anwandlung hat man diese Bezeichnung in den Namen Arroyo de los Angeles umgetauft. Die Abänderung hat jedoch die bösen Gewohnheiten des Bächleins keineswegs gebessert. Als ich am 5. Juli d. J. mit meiner Gattin von Santa Fé nach Galistéo fuhr, überraschte uns in dem völlig trockenen Bette plötzlich ein Gewittersturm. Ehe wir Schutz suchen konnten, rieselten die Wasser überall hervor, jeder Stein verwandelte sich in eine Quelle. Nach wenigen Minuten ereilte uns schon die Flut und hob den leichten Einspänner. Starker Hagel peitschte das Pferd, allein das vortreffliche, kostbare Tier, das mir Herr Swope von Santa Fé anvertraut, zog uns sicher an den Rand des Baches hinauf und rettete so unser Leben. Es war hohe Zeit, wenige Minuten später vereinigten sich die Wasser des Arroyo de San Cristóbal mit denjenigen des Höllenbaches im Hauptbette und die brausenden Fluten wälzten Baumäste und schwere Geschiebe. Nicht eine Viertelmeile südlich vom Arroyo in der Ebene von Galistéo war kein Tropfen Wasser gefallen und als ich drei Stunden später zu Fuß nach der Ruine des alten Pueblo ging, setzte ich über das Bett des Infierno ohne die geringste Schwierigkeit; bis auf wenige feuchte Stellen war jede Spur des Ungewitters verschwunden.

Auch dem Südrande der Galistéo-Ebene entlang zieht sich ein scharfer niedriger Kamm und schließt sie ab von den wasserarmen Llanos, welche den Uebergang zu den

Salzlachen des Manzano bilden. Somit ist Galistéo ein baumloses Becken, zwischen zwei parallelen Cuchillos eingeschlossen, im Osten von der Mesa de Pecos, im Westen von den Nuevos Placeres eingedämmt. Es ist aber nicht nur baumlos, sondern auch vollständig wasserlos. Denn die östlichen Zuflüsse der bösen Runse entziehen ihm den Ablauf des Pecos-Tafellandes und der Arroyo de San Lázaro, der den Abhängen der westlichen Berge entspringt, fließt nach Nordwest und verhindert so die Drainage jener Falten daran, das Becken zu erreichen. Treffend beschreibt schon Espejo (1583) die Gegend: „... Hier ist kein Fluß, sie haben keine fließenden Bäche noch Quellen; sie ziehen viel Mais und Truthühner und andere Nahrungsmittel wie in der Provinz, die ich vorher erwähnt, ... diese Provinz stößt an diejenige an, deren Kühe man die Kühe von Cibola nennt."

Bison americanus war also in früherer Zeit bis hart an die Fluß-Cordillere hin verbreitet. Auch der Name Ojo del Cibolo (Büffelquelle), den einer der drei Wassertümpel dort trägt, deutet darauf hin. Die Antilope ist heute noch so häufig, daß sie hier und da sogar sich in den Flecken Galistéo verläuft.

Auch war die ursprüngliche Bevölkerung, die Jâ-nu-ge oder Janos im Norden, an den drei Zweigen des Arroyo nur angesiedelt. Im äußersten Osten, am Fuß der Abhänge der Mesa de Pecos, liegen die Ruinen von San Cristóbal mit einer kleinen Kirche aus Stein, deren Mauern zum Teil noch stehen. Am Höllenbache bezeichnen rote Schutthaufen die Stätte, wo Santa Cruz de Galistéo einst stand. Von dem Tempel, den die Janos Anno 1680 verbrannten, ist keine äußere Spur mehr vorhanden. In jenem Tempel ermordeten die Eingeborenen damals zwei Priester, Fray Juan Bernal und Fray Domingo de Vera. Der Fuß der Nuevos Placeres trägt die Trümmer von San Lázaro, am unteren Lauf des Arroyo selbst gegen die Cerrillos zu, steht San Márcos. Alle diese vier Pueblos waren gleichzeitig bewohnt. Zweifelhaft ist es jedoch, ob die großen Ruinen, die dem südlichen Cuchillo entlang in ostwestlicher Richtung liegen, ebenfalls zu spanischen Zeiten bewohnt waren. Sie erstreckten sich auf einer Linie vom Pueblo Largo am Fuß des San Francisco-Gebirges bis nahe an den Pecos-Fluß hin, und nur so viel ist gewiß, daß sie einst den Janos gehörten. Die Ansiedelungen der letzteren reichten auch bis ins Rio Grande-Thal nordwestlich der Sierra de Sandía, und die kleinen Dörfer des Juerto und Valverde zwischen dieser Bergkette und derjenigen von San Francisco gehörten wahrscheinlich ihnen ebenfalls an. Sie waren im Jahre 1598 noch bewohnt. Mit den Queres lebten die Ja-nu-ge im Frieden, zwischen ihnen und den Jiguas aber herrschte bittere Feindschaft in vorspanischer Zeit, die nach 1680 aufs neue zu blutiger Fehde ausbrach. Bei der Ankunft von Vargas 1692 (und auch noch 1694) hielten die Janos Santa Fé besetzt und leisteten wütenden Widerstand. Nur die Minderzahl kehrte in ihre Dörfer zurück, die meisten flohen zu den Jehuas, Queres, Jemez und endlich (1696) zu den Moqui in Arizona. Ueberall reizten sie zum Widerstand gegen die Spanier. Schließlich setzten sie sich unter den Moqui fest und bauten einen eigenen Pueblo, in dem noch heute die Jehua-Sprache gesprochen wird und der deshalb auch den Namen Jegua führt. Seine Bewohner sind gegen alle Weißen mißtrauisch, gegen die Mexicaner höchst feindselig gestimmt.

Die zurückgebliebenen Janos wandten sich wieder Galistéo zu. Anno 1748 befanden sich im alten Pueblo und zu San Márcos noch etwa fünfzig Familien. Die Komantschen plagten auch diese aufs fürchterlichste, so daß sie sich ganz nach San Márcos flüchten mußten. Dort dezimierten sie die Pocken, der Rest vermischte sich mit den Queres von Santo Domingo.

* * *

Mit diesem Ausfluge nach Galistéo habe ich meine zweite Reise nach Neu-Mexico beschlossen und steure heimwärts auf einige Monate, um mit Ende des Herbstes wieder zurückzukehren. Dann haben sich auch die Apatschen-Unruhen gelegt und ich darf daran denken, nach Süden zu gehen. Vorderhand sind es die wenig bekannten Regionen des Südostens von Neu-Mexico, die beinahe fabelhafte Gran Quivira, die mich zuerst beschäftigen werden. Dorthin muß man im Winter, wenn Schnee auf den Hochebenen liegt. So beschwerlich und unter gewissen Umständen auch gefährlich es sein mag, in jener Jahreszeit solche Einöden aufzusuchen, so ist man doch nicht gezwungen, Wasservorrat mitzuschleppen.

Die Aufgabe des Archäologen ist im spanischen Amerika vielfach diejenige eines Ikonoklasten. Er zerstört, indem er die Wahrheit aufsucht und der Nüchternheit huldigt, die Luftgebilde, mit denen örtliche Märchen sowohl als mißverstandene und oberflächliche Benutzung der spanischen Dokumente die Geschichte weiter Länderstrecken bevölkert haben. An solchen Luftgebilden hält das Publikum mit erstaunlicher Zähigkeit fest. Es ist kaum möglich, in den Vereinigten Staaten z. B. die Glaubenssätze umzustoßen: daß Santa Fé die älteste Ansiedelung der Republik sei, daß an dessen Stelle einst eine „Hauptstadt" für alle Indianer Neu-Mexico's gestanden, daß die Pueblo-Indianer „Azteken" oder „Tolteken" seien, daß das Gold, welches die Spanier in Mexico fanden, aus Neu-Mexico und Arizona stamme 2c. Schon eine bloße nüchterne Betrachtung des Landes, ohne jeden wissenschaftlichen Fachzweck, widerlegt viele dieser Märchen. Gründliches, besonders aber vorurteilsfreies Studium der spanischen und kirchlichen Geschichtsquellen und aufmerksame Beobachtung der Eingeborenen, indem man lebt, wie sie leben, und denken lernt, wie sie denken, zerstört vollständig den Rest.

Ein üppig wucherndes Märchenfeld bilden u. a. auch

die Ruinen von Gran Quivira. Daß sie die Ueberreste des früheren Pueblo der Piros-Indianer, Tey-pa-nâ geheißen, ist viel zu einfach, als daß es leicht Eingang fände unter dem Publikum. Man zieht es vor, eine „große Stadt" geheimnisvollen Ursprungs darin zu suchen und diese mit vergrabenen Schätzen zu bevölkern. Solche Verirrungen sind aber nicht gleichgültig für die praktischen Entwickelungen des Landes und Volkes. Sie führen, allerdings vorerst zur unmittelbaren, dann aber auch zu einer mittelbaren Schatzgräberei. Letztere ist viel ausgedehnter und weit gefährlicher, denn erstere; denn während diese bloß dem Gesuchten an Ort und Stelle nachgeht und daher sich auf Einzelfälle beschränkt, sucht jene die Fundorte aufs Geratewohl, in der Hoffnung noch mehr zu erlangen als der fabelhafte Schatz selbst betragen sollte, zersplittert und vergeudet daher eine Summe nützlicher Kräfte unter dem ehrlich geglaubten Trugbilde, den Erzreichtum des Landes zu eröffnen. Die Quivira ist bloß ein Beispiel dieser verderblichen Wirkung geschichtlicher Unkenntnis archäologischer Exaltation.

Von der Gran Quivira hoffe ich dann Neu-Mexico bis an dessen Westgrenze zu durchziehen, und in Zuñi an der Hand meines Freundes Cushing das Material zu erlangen, um die Lage des alten Cibola zweifellos festzustellen. Zuñi bildet zugleich den Ausgangspunkt für die Betretung von Arizona in der Richtung nach Südwesten. Zwei Aufgaben sind es vorzüglich, die ich dabei zu erledigen hoffe: die Feststellung der westlichen Grenze, bis an welche die permanenten Wohnungen der Eingeborenen je gedrungen, also die Umschreibung des Areals, das die relativ sedentären Stämme hier behauptet, und die Veränderungen in der Architektur, bedingt durch Klima und Natur.

Also: Adios einstweilen und auf Wiedertreffen nächsten Winter!

Geographische Neuigkeiten.

* Forschungen in Perak. Herr Errington de la Croix, welcher mehrere Jahre auf der Halbinsel Malakka als Bergwerks-Ingenieur verbracht hat, veröffentlicht neuerdings interessante Notizen über den dortigen Bergbau auf Zinn. Dieses kommt aus dem Schutt des granitoiden Gesteins, welches den Rückgrat jener Halbinsel bildet. Die Erzkörner sind sehr rein und werden durch Waschen mittelst Schleusen von dem Kies geschieden, von dem sie etwa sechs Prozent bilden; das gewaschene Erz enthält 65—70 Proz. reines Zinn. Die Arbeit wird ausschließlich von Kulies versehen, denn die Eingeborenen des Landes, Sakayas und Malaien, verrichten keine Handarbeit und geben sich kaum genug Mühe, um Obstbäume und Reis zu pflanzen, die ihnen mehr liefern, als was sie zu ihrem eigenen Unterhalt bedürfen. Viele sind Fischer, einige betreiben die Jagd und man hält auch einiges Hausgeflügel und Schweine. Die Chinesen haben den Aberglauben der Malaien bezüglich der Geister angenommen, welche die Bergwerke hüten sollen. Der Besucher muß seine Schuhe ablegen und seinen Sonnenschirm schließen, sonst entflieht der Geist der Grube und nimmt alles Erz mit sich fort. An jeder Oertlichkeit wird die oberflächliche Erdschichte beseitigt und der Kies bis zur Tiefe von etwa 25 Fuß in offenen Einschnitten ausgegraben. Bei jeder Grube ist der örtlichen Gottheit ein Altar errichtet, auf welchem die Chinesen Früchte und Thee opfern und dem Geiste zu Ehren Schwärmer und Mordschläge abbrennen. Hie und da findet man seltsame Hügel von Kalkstein mit beinahe senkrecht abfallenden Seiten, welche meist zu steil zum Besteigen sind — die Ueberreste von Niederschlagsgestein, das einst große Strecken bedeckt zu haben scheint. Am Fuße von jedem dieser Hügel werden gewöhnlich Grotten gefunden, welche interessante Krystallgebilde und pleistozene Fossilien aufweisen. Das Land ist weithin bedeckt mit dichten Wäldern, mit Strichen von Dschungeln und Sümpfen und nur wenigen natürlichen Lichtungen. Diese Wälder entbehren beinahe alles organischen Lebens, denn man findet in ihnen nur wenige Blumen, die überdieß meist farblos sind; Vögel und Säugetiere fehlen und finden sich nur auf den Lichtungen, die von gewaltigen Heerden von Wildschweinen, von Hirschen, von großen Abgottschlangen und von denjenigen reißenden Tieren wimmeln, die jenen nachstellen. Die größte Landplage sind die Blutegel, von denen es zwei Arten giebt: die eine bewohnt feuchte Oertlichkeiten, die andere hält sich in Buschwerk auf und scheint ein sehr scharfes Wahrnehmungsvermögen zu besitzen, denn beim geringsten Geräusch merken sie auf, richten sich auf den Zweigen empor, schaukeln ihre Körper hin und her und sind zum Angriff bereit. Sie sind einen bis anderthalb Zoll lang, sehr schlank, und zwängen sich leicht durch locker gewobene Zeuge und das Bettzeug hindurch. Die Bisse bluten lange nach und bilden oft böse Geschwüre, welche schwer heilen. Die Reisen zu Lande geschehen meist auf Elefanten. Herr Errington bestätigt mit Erstaunen die geistigen Fähigkeiten dieser Tiere und erklärt, daß alle die Geschichten, welche er von dem Scharfsinn, der Findigkeit und Anstelligkeit derselben gehört habe, noch hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Die Zinnproduktion in diesem Lande hat in den jüngsten Jahren einen ungeheuren Fortschritt gemacht und ist unter der englischen Schutzherrschaft und durch den Erlaß günstigerer Gesetze von 2000 Tonnen im Jahre 1876 auf 7000 Tonnen Blockzinn im Jahre 1883 gestiegen. Große und wohlgebaute Städte sind entstanden und die Zukunft des Landes gestaltet sich zu einer sehr hoffnungsvollen und bedarf zu ihrem vollen Erfolg nur der Einfuhr genügender Arbeitskräfte und passender Kulturen von landwirtschaftlichen und Handelsgewächsen, die es auf eine dauernde gedeihliche Basis stellen werden. (Sc.)

* Dr. Sievers' Reisen in Venezuela. Laut

Nachrichten, die die Zeitungen von Carácas vom Monat Dezember bringen, befand sich der genannte deutsche Reisende nach den neuesten Erhebungen zu Bocono, wo er nach Barquisimete zu reisen gedachte, um die venezuelanischen Andes bis zur Halbinsel Paria zu erforschen. Unterwegs hat Dr. P. W. Sievers die Meereshöhe von verschiedenen Orten konstatiert. Nach ihm liegt Truxillo 746 m. über dem Meere, Merida 1482 m., San Cristobal 774 m., Bocono 1102 m. und Niquitao 2135 m. Der atmosphärische Druck in Truxillo beträgt um 10 Uhr Morgens 695 und um 4 Uhr Nachmittags 692.

* Eine neue deutsche Expedition nach Neu-Guinea. Der Deutsche Neu-Guinea-Verein organisierte kürzlich eine Expedition, welche sich im Monat März in Hamburg nach jener Insel eingeschifft haben dürfte. Die Leitung der Expedition ist dem Dr. Schrader von der deutschen Seewarte anvertraut, welcher bereits Vorstand einer ähnlichen Unternehmung, nämlich der im Jahre 1882 nach der südlichen Hemisphäre abgeschickten wissenschaftlichen Expedition war. Die Vorbereitungen waren schon zu Anfang Februar beinahe vollendet. Sechs erfahrene Forstleute sind vorausgeschickt worden. Man hat in Hamburg und in Norwegen fünfzehn hölzerne Häuser bauen lassen, welche man auseinander genommen mitführen wird und die man an denjenigen Oertlichkeiten wieder aufschlagen kann, welche die Erforscher in Neu-Guinea für tauglich erachten werden. Auf Java sind 40 Malaien gedungen worden, um Dienste als Träger rc. zu verrichten. Fünf in den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften erfahrene Spezialisten werden den wissenschaftlichen Stab der Expedition bilden. Die Forschungen des Unternehmens werden sich nur auf denjenigen Teil der Insel beschränken, welcher forthin unter dem Schutz des Deutschen Reiches steht, und die Dauer der Expedition soll voraussichtlich drei Jahre betragen.

* Die Expedition des Dr. Wolff nach dem Quango. Der jüngst nach Deutschland zurückgekehrte Reisende Dr. Wolff hat der Berliner Geographischen Gesellschaft Bericht über seine Reise von San Salvador nach Quango erstattet. Er hatte dieselbe mit dem Lieutenant Schulze und dem Dr. Büttner unternommen, um Land und Leute in diesem Teil des Kongo-Beckens kennen zu lernen. Am unteren Teil des Flusses ist ihm die Lage in Anbetracht der Unfruchtbarkeit des Bodens armselig erschienen. Die Grenzen des Elfenbeinhandels sind sehr beschränkte, das bedeutendste Haus in Vivi, die holländische Handelsgenootschap, führt jährlich nur 80 Tonnen Elfenbein aus. Auf dem Weg vom Kongo nach San Salvador traf der Reisende weder Bäume noch Sträucher und Büsche, die Eingeborenen befassen sich nicht mit Ackerbau, sondern leben lieber von dem, was sie den vorüberziehenden Karawanen abpressen. In San Salvador erfreut sich der König Totila noch eines gewissen Ansehens, obschon seine Macht thatsächlich eine sehr beschränkte ist. Von San Salvador ab, wo Dr. Wolff seinen Gefährten Schulz verlor, häuften sich die Schwierigkeiten bis nach Damba. Der Beherrscher dieses kleinen Ortes, Muene Puton, ein Jüngling von sechzehn Jahren, vermochte ihm keine genügende Anzahl von Trägern zu liefern, so daß er sich nur mit einem sehr kleinen Geleite nach dem Quango wenden konnte. Er setzte mehrmals über den Kuilu, welcher kein Zufluß des Kongo ist, sondern sich bei Ambrizette unmittelbar ins Meer ergießt. Steigendes Unwohlsein sowie die Unmöglichkeit, unter den Eingeborenen die erforderlichen Träger zu dingen, nötigten Dr. Wolff schließlich zur Umkehr nach San Salvador.

Notizen.

* Die Ermordung des französischen Forschungsreisenden Palat ist durch neuere Nachrichten aus Ghardaya in der Sahara bestätigt worden. Zwei Tage nachdem er Onsalah verlassen hatte, wurde er von seinen mohamedanischen Führern umgebracht, und man schreibt seinen Tod der senussischen Brüderschaft zu, jener fanatischen Verbindung, deren Mitglieder auch die Mörder des Obersten Flatters in derselben Region waren und für den Tod verschiedener anderer Forschungsreisenden verantwortlich gemacht werden.

* Nachdem die Russisch-englische Kommission die Grenzlinie in Afghanistan bestimmt hat, sollen viele von den Turkmenen, welche auf den fruchtbaren Abhängen der afghanischen Gebirge leben, nach der russischen Seite der Linie übersiedelt sein. Da das Gelände auf dieser Seite eine Wüste ist, so traut man ihnen das Vorhaben zu, sie wollen sich später Gelegenheit zu einem Raubzuge gegen die afghanischen Niederlassungen vom russischen Gebiet aus offen halten, ein Verfahren, welches wahrscheinlich, wenn von Rußland nicht energisch unterdrückt, von neuem manche internationale Verwickelungen hervorrufen würde.

* Die Lieutenants Ryder und Bloch von der dänischen Armee werden sich in diesem Sommer einer Reihe hydrographischer Erforschungen im Bezirk Upernawik im dänischen Grönland widmen.

* Herr Miklucho-Maclay, der berühmte Erforscher von Ozeanien, ist nach dem „Messager d'Odessa" an Bord des Dampfbootes „Cäsarewitsch" am 24. April (a. St.) in Odessa angekommen und hat aus Neu-Guinea zahlreiche Sammlungen in 22 Kisten mitgebracht; er begibt sich zunächst nach St. Petersburg, woselbst er sich ein Jahr aufzuhalten gedenkt.

* Annexion der Comoren durch die Franzosen. Man meldet aus Sansibar vom 18. Mai, daß Frankreich von sämtlichen Inseln der Comoren Besitz ergriffen hat. Der Vertrag hierüber ist am 21. April unterzeichnet worden.

* Dr. Hugo Zöller, bekannt durch seine Forschungsreisen in Südamerika und Westafrika, hat den jüngstvergangenen Winter zur Erholung und Wiederherstellung seiner Gesundheit in Italien zugebracht und gedenkt, im bevorstehenden Herbst eine neue größere Forschungsreise nach Neu-Guinea anzutreten. r.

* Dr. Elisejew, der bekannte Afrika-Reisende, wird diesen Sommer eine von der Russischen Geographischen Gesellschaft sowie von der Palästina-Gesellschaft bestrittene Forschungsreise in Kleinasien von Batum nach Mesopotamien unternehmen.

* Der bekannte Forscher Charles Soller reist in kürzester Zeit von Paris im Auftrag des Auswärtigen Ministeriums nach

Marokko. Er ist der Ueberträger einer wichtigen Mission nach dem Sous und Noûn. In diesen so wenig gekannten Gegenden ist ein solcher Auftrag schwierig und gefährlich, aber niemand zweifelt daran, daß dieser junge, unerschrockene Gelehrte sie glücklich zu Ende führen wird. Die ereignisvollen früheren Reisen des Mr. Charles Soller nach dem Sous, Noûn und dem Draâ-Thale sind genügend bekannt. Im Laufe einer dieser Expeditionen gelangte das Gerücht von seinem Tode nach Frankreich, einen Monat später kam aber die Nachricht, daß er, obgleich schwer verwundet, doch noch am Leben sei und durch wahre Heldenthaten das Leben seiner Kameraden vor den mörderischen Anfällen der Eingeborenen gerettet habe. E. B.

* Niederländische Bevölkerungs-Statistik. Herr Kupper veröffentlichte jüngst eine interessante Erörterung über die Bevölkerungs-Statistik des Königreichs der Niederlande. Es ergibt sich, daß die Bevölkerung durchschnittlich 121.6 Individuen für den Quadrat-Kilometer und 75.0 für die Niederungen beträgt und von 265.9 bis 44.6 Individuen für denselben Flächenraum schwankt. Die weibliche Bevölkerung übertrifft an Kopfzahl die männliche um ein bis zwei Prozent. Von der Gesamtbevölkerung sind 32 Proz. verheiratet; 61.55 Proz. sind Protestanten, 36.02 sind Katholiken und 2.04 Israeliten der Religion nach. Der Beschäftigung nach sind 20 Proz. Ackerbauer, 26 Proz. Taglöhner, 12 Proz. Kaufleute, 18 Proz. Handwerker oder Fabrikarbeiter, 2.5 Proz. Soldaten und 2.3 Proz. Geistliche, Gelehrte, Aerzte oder sonstige dem Gelehrtenstande Angehörige. Die Zunahme der Bevölkerung von 1860 bis 1880 schwankte von 12 Proz. in Limburg bis zu 30 Proz. im eigentlichen Holland. Von 38 Zentren mit mehr als 10,000 Einwohnern hat eines (Delfthaven) sich verdoppelt, 17 haben um mehr als 25 Proz. zugenommen und bei 12 anderen betrug die Zunahme im selben Zeitraum von 10 bis zu 25 Proz. Eine wertvolle Zugabe des Werkes ist eine lehrreiche Karte, welche für den genannten Zeitraum die Zunahme der Bevölkerung für einzelne Sprengel zeigt, ein Verfahren welches nur in einem so kleinen Lande wie Holland thunlich ist. r.

* Die Suche nach Mammuten im Lena-Delta. Dr. Bunge hat eine Karte des Lena-Deltas nach St. Petersburg gesandt, welche er während der von ihm veranstalteten zahlreichen und langen Reisen auf der Forschung nach eingefrorenen Mammuten berichtigt hat. Seine Reisen waren ergebnisreicher für die Geographie als für die Biologie, denn er fand nur ein einziges Skelett und an diesem fehlten sogar der Kopf und ein Vorderfuß. Es war zehn Jahre lang den Angriffen von Hunden, Füchsen und Eingeborenen ausgesetzt gewesen, war aber ursprünglich mit einer dichten Haarschicht bedeckt, welche es sogar gegen das damalige Klima des Deltas geschützt haben würde, vorausgesetzt daß das Tier dort seine geeignete Nahrung hätte finden können. r.

* Eine submarine Petroleum-Quelle. Kapitän Eden, von dem britischen Schooner „Stormking“, auf der Fahrt von Utilla nach New-Orleans, berichtet, er sei am Donnerstag den 11. März über eine unterseeische Petroleumquelle hingefahren, welche unter seinem Fahrzeug emporgesprudelt und sich über einen Flächenraum von 150 bis 200 m. ausgebreitet habe. Dies geschah unter 25⁰ 48′ n. Br. und 86⁰ 20′ w. L., ungefähr 250 Mln. südöstlich von den Pässen. Um 11 Uhr Vormittags waren sie über der eigentlichen Quelle und um 11 Uhr 30 Min. außerhalb des Umfanges des Oelkreises. Man vermutet, diese Quelle sei entweder die Oelladung eines untergegangenen Schiffes, welche die Fässer gesprengt und dieses eigentümliche Vorkommen im Meere verursacht habe, oder es könne auch eine natürliche Erscheinung sein. r.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 29. Stuttgart, 19. Juli. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/I, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Ein Schulfest der Deutschen und Schweizer Schulgemeinde in Therapia am Bosporus.

Die Deutsche und Schweizer Schule zu Konstantinopel feiert alljährlich Ende Mai oder Anfangs Juni ein ländliches Fest, das sich seit Jahren zu einem Tag fröhlicher Vereinigung für die ganze Kolonie gestaltet. Wer die bescheidenen Gebäulichkeiten der Deutschen Schule in der Nähe des altehrwürdigen, von den Genuesen erbauten Galaturmes zu Pera gesehen hat, der erstaunt über den schmucken Zug von über 300 Kindern, Knaben und Mädchen, welcher sich durch die engen Gassen stadtabwärts bewegt.

Um 7 Uhr war Versammlung im Schulhofe. Neun Knaben- und ebenso viele Mädchenklassen reihen sich aneinander, die kleinsten an der Spitze. Die lange Doppelreihe der Kinder sieht aus, wie eine bunt schillernde Riesenschlange. Hoch flattern die Fahnen im Winde, die jeder Klasse vorangetragen werden. Lehrer und Lehrerinnen begleiten, geschmückt mit Kokarden, die jugendlich frische Schar; sie tragen fast alle neue Sommerhüte, und wenn ich nicht irre, steckte sogar der strenge Mathematiker eine Rose ins Knopfloch und hat sich extra frisieren lassen. Daran erkennen wir die Pappenheimer unter den Pädagogen, daß sie sich an einem solchen Tage mit ihrer Jugend freuen, sich mitschmücken und mit ihr verjüngen.

Unter den Tritten Jungdeutschlands erdröhnt die hölzerne Brücke der Valide Sultana, welche über das „Goldene Horn" hinweg Galata mit Stambul verbindet; wie festgebannt bleiben die Passanten an den Geländern stehen: Türken, Perser, Griechen, Armenier und welches Völkerkonglomerat sich hier eben zusammenfindet; sie alle bewundern mit lächelnden Lippen das hier seltene Schauspiel eines solchen Kinderzuges, der jetzt links abschwenkt, um das an der Brücke bereit stehende Extradampfschiff der türkischen Gesellschaft Schirket-i-Haïriè zu beziehen. Der Dampfer scheint bereits voll zu sein; Angehörige der Kinder und Freunde der Schule haben sich zu Hunderten eingefunden, und nachdem Schüler und Schülerinnen die ihnen reservierten Plätze eingenommen haben, ist das Fahrzeug so besetzt, daß man fast um seine Tragfähigkeit besorgt sein könnte. Bald flattern vom Bord des Schiffes neben dem befreundeten Halbmond Deutsche und Schweizer Flaggen und sogar den „Berner Bär" spiegelt die blaue Flut.

Herr Bergrat Dr. Weiß, der verdiente, langjährige Schulratspräsident, zieht schmunzelnd seine Uhr heraus: „Ich denke wir warten nicht länger." Der Kapitän bläst durch's Sprachrohr, die Räder setzen sich in Bewegung, und in geschickten Windungen rauscht es an den tausend Masten und Segeln vorüber, die das „Goldene Horn" in buntem Gewühle beleben.

Dandolo, greiser Doge, der Du hier die Ketten sprengtest, die Deinen Galeeren, den letzten Trümmern venezianischen Stolzes, den Durchgang verwehren wollten, blinder Dandolo, Du würdest heute Deine Augen aufthun: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit."

Ein duftender Süd streicht von der Propontis herauf; er hat den Bergen Brussa's den Schleier vom Haupte

gezogen, die Aeste der Pinien auf der Serailspitze bewegt, daß sie den Kuppeln des großherrlichen Palastes den Morgengruß entbieten, und trägt aus den üppigen Gemächern Moschus- und Ambra-Duft durch die Gärten.

Auf unserem Schiffe werden die mannigfaltigsten Aeußerungen des Behagens und der Freude kund. Ein Hurrah! ein Jauchzer folgt dem anderen, Lieder um Lieder entströmen den jungen Kehlen, und manches Mütterchen, das als blühendes Mädchen seine Heimat verließ und seitdem nicht wiedersah, blickt jetzt die singende Tochter an und ihr Lied zaubert ihr die Heimat herauf. Der strenge Vater selbst wird weich: Bei meiner Treu, sagt er zum Nachbar, der auch so sinnend dasitzt, bei meiner Treu! ganz wie vor zwanzig Jahren; Du, es ist mir als schwämmen wir die Elbe hinauf.

Die Lustbarkeit und übermütige Laune der Kinder macht sich nach allen Seiten Luft; jeder vorbeisegelnde Dampfer wird enthusiastisch zur Kenntnis genommen. Mit besonderer Begeisterung wird die „Lorelei", der deutsche Stationär, begrüßt und seine Matrosen antworten lebhaft über die aufgeregten Wellen hinüber. Hoch über Funduklu ragt der majestätische Palast der Deutschen Gesandtschaft empor. Se. Exzellenz Herr v. Radowitz hat die Fahne aufziehen lassen, und auch dieser Umstand gibt zu lebhaften Akklamationen Anlaß. Nur auf Augenblicke vermögen die stolzen Schlösser der Sultane, wie der weltberühmte Dolmabagtsche-Palast, dann Beglerbeg, die luxuriöse Einsiedelei des unglücklichen Abdul-Aziz, die Sinne zu bemeistern, dann strömt das Frohgefühl der Kinder wieder aus in Sing und Sang.

Die Liederpausen benutzt der heimatkundige Rektor, indem er nach rechts und links expliziert, auf Schönheiten der Bosporus-Ufer hinweist und auf viele historisch-wissenswerte Dinge aufmerksam macht. Da liegt das „laternenerleuchtete" Kandili, einer der gottbegnadetsten Punkte des Bosporus, dessen Fensterscheiben im Strahle der Morgensonne glitzern; hier fahren wir vorbei an den gewaltigen Trümmern der Burgen von Anadoli- und Rumeli-Hissar, von wo aus die Kanone Orbans einer großen Nation ihr Sterbelied donnerte. Dort auf dem Vorgebirge verläßt der stolze Darius seinen vergoldeten Thron, denn seinen Befehlen gehorsam, hat Mandrokles von Samos die Brücke vollendet; der König ergreift die goldene Schale, „gefüllt bis zum Rande", wirft sie in die Flut, und der prunkende Troß der persischen Scharen schreitet über die bezähmten Wogen. So ziehen in buntem Wechsel an unserem Auge vorüber: Altertum, Mittelalter und Neuzeit. Kulturgeschichtliche Kontraste zeigen sich kaum irgendwo auffallender als hier. Auf den blühenden Ufern, welche einst das Blut der Rebellen rötete, die Amurats grausame Hand erschlug, da wandelt jetzt einträchtig der Muselmann mit dem Christen, der Franke mit dem Türken und alle erwidern neidlos die Grüße unserer Kinderschar.

Gegen 10 Uhr biegt der Dampfer in die Bucht von Therapia ein und legt mit staunenswerter Geschicklichkeit an der Skala an. Der Zug der Schüler wird rasch geordnet, eine Musikbande stellt sich an seine Spitze, und nun geht es dicht am Strande hin, dem schattenreichen Parke zu, der von der Deutschen Gesandtschaft in zuvorkommender Weise als Festplatz zur Verfügung gestellt wird. Dieser Park, welchen Sultan Abdul Hamid vor mehreren Jahren dem Kaiser Wilhelm I. schenkte, bedeckt einen ca. 300 Fuß hohen Hügel, ist reich an duftenden Thälern, schattigen Gehegen und herrlichen Baumgruppen. Im Mittelalter muß dieser Park, der schönste Teil des schon den Alten unter dem Namen „Linon" bekannten Thales, bereits als behaglicher Landsitz Verwendung gefunden haben; dafür reden Ueberreste gewaltiger Mauern an den Abhängen des Hügels, die jetzt längst bewachsen sind. Vor etwa 80 Jahren verkaufte ein walachischer Hospodar den Park mit einer ihm zugehörigen luxuriösen Villa an den Armenier Allach Verdi. Dessen neues Besitztum lernte Sultan Mahmud anläßlich eines Besuches in Therapia kennen und schätzen, worauf der Armenier nach einigen Tagen pflichtschuldigst starb. Aus den Händen Mahmuds empfing dessen Kriegsminister den Hügel als Geschenk, welches letzterer aber, nachdem er zu dessen Verschönerung große Summen verausgabt hatte, in die Hände des Großherrn zurücklegte, denn der Minister war ein Mann in den besten Jahren und wünschte sich ein langes Leben.

Auf diesem solchermaßen durch die Geschichte geweihten Boden lagern sich inzwischen auf der an Aussicht reichen Höhe des Parkes Schüler und Schülerinnen der Deutschen und Schweizer Schule auf Strohmatten, welche schon vor ihrer Ankunft hier in langer Reihe bereit gelegt wurden. Eltern und Angehörige der Jugend haben sich im Schatten der Bäume beliebig ihre Plätze gewählt und diese durch volle Proviantkörbe belegt. Die Ecke der Schweizer ist an strohumwundenen Flaschen besonders kenntlich; Herr B. hält hier sogar seinen besten „Kirsch" auf Lager.

Programmgemäß kommt Kuchen und Kaffee für die Kinder. Lehrer und Lehrerinnen, im Vereine mit dienstfertigen Mitgliedern des Schulrates, schaffen denselben auf großen Blechcabaretts herbei. Nach dem Frühstück brechen die Klassen unter Begleitung ihrer Lehrer auf; die einen unternehmen Spaziergänge, andere suchen sich Spielplätze, und bald sind die meisten Kinder vom Platze verschwunden, der nun den Alten überlassen bleibt, so daß diese jetzt pokulieren dürfen, ohne der Zensur ihrer Sprößlinge ausgesetzt zu sein. Um 1 Uhr ertönt das Horn und ruft die zerstreuten Scharen auf ihre Matten zurück, denn es ist Zeit zum Mittagessen. Da kommt denn bald hier, bald dort eine Klasse zum Vorschein, nicht in wilder Unordnung stürmen die jungen Leute heran, sondern marschieren in militärischer Ordnung zu Zweien auf; dennoch zeigen die geröteten Backen deutlich, wie unterhaltend die Spiele gewesen sein müssen, denen man sich auf irgend

einem versteckten Plätzchen hingeben durfte. Dem Lehrer selbst tropft der Schweiß von der Stirne. „Sie Aermster, das ist ein ermüdender Tag für Sie.“ — „Bah“, antwortete er mit einem Blick auf seine frohe Garde, „ich freue mich ja mit denen da.“ Nun erhalten die Kinder Risotto, Braten und Früchte, und alles mundet vortrefflich. Nach dieser Speisung erfolgt eine Verdauungspause. „Wie im Laub der Vogel spielet, mag sich jeder gütlich thun.“

Um 3 Uhr erscheint der von der deutschen Kolonie mit Recht gefeierte deutsche Gesandte mit seiner Familie und mehreren hervorragenden Persönlichkeiten auf dem Festplatz. Schüler und Schülerinnen versammeln sich zum Gesang unter Leitung ihres trefflichen Musiklehrers. Ein sich hier anschließendes Knaben-Freiturnen sucht an exakter Ausführung seines gleichen. Nachdem noch Mitglieder des Männer-Turnvereins einige Proben ihrer Kunst zum Besten gegeben haben und nachdem noch Limonade und Erdbeeren für die Kinder herumgereicht worden sind, ertönt das letzte Hornsignal, welches zum Aufbruch, zur Heimkehr mahnt.

Wir müssen uns leider mit einer sehr gedrängten Darstellung der Ergötzlichkeiten begnügen, welche dieser Tag Groß und Klein bot. Wir hätten sonst noch einer Polonaise zu gedenken, von den Kleinsten in anmutigster Weise ausgeführt ward, möchten die idyllische Bretterhütte am Ende des Festplatzes beschreiben, die eher der Behausung eines Pfahlbauers glich, als einem Büffet, würden eines vorübergehenden Regenschauers erwähnen, der wider Erwarten ganz humoristisch wirkte; wir müßten der Matrosen, der prächtigen Burschen von der „Lorelei“ gedenken, die mit einem Schiffstau auf dem Festplatze eintrafen um mit den Knaben um die Wette und — natürlich den Kürzeren zu ziehen und dürften endlich auch mehrerer „Alten“ nicht vergessen, die, in seliger Stimmung, kostbare Gruppen bildeten.

Der Rückzug gieng in musterhafter Ordnung von Statten. Die Begeisterung strömte wieder in Liedern und lauten Hurrahs aus. Da sah man keinen, vom Kleinsten bis zum Größten, der nicht ein Sträußchen trug oder einen Kranz um den Hut; da sah man kein Auge, das nicht Freude sprühte. Das Vollgefühl, einen herrlichen Tag verlebt zu haben, hatte sich aller bemeistert.

Um $^1/_2$8 Uhr kam man wieder in der Stadt an. „Mama, das war schön! wie schade, daß wir schon zu Hause sind!“ oder: „Ich bin nicht müde und möchte gleich wieder nach Therapia hinaus!“ konnte man allenthalben hören. Aber der liebe Vater war müder als sein Sohn oder sein Töchterchen; diese konnten ja morgen ausschlafen, denn am Tage nach dem Maifest ist keine Schule, aber der Papa muß ins Geschäft. Morgen ist sogar Posttag. Glückliche Jugend! welcher keine Sorge den Eindruck eines genußreichen Tages zu stören vermag.

Nicht jede Deutsche Schule im Auslande rühmt sich solcher Feste, aber auch nicht jeder Kolonie ist, wie der in Konstantinopel, Opfersinn und Einmütigkeit eigen, die solche Feste eben ermöglichen. Wenn Schulen im Auslande großer Stiftungen oder Zuschüsse von Seite der Landesregierung genießen oder von Legaten reicher Verstorbener zehren, so setzen sie Feste, ähnlich dem beschriebenen, ohne Verdienste in Szene. Hier aber gilt es, erst das nötige Geld aufzutreiben; da hängt es von der persönlichen Freigebigkeit einzelner Mitglieder einer im Durchschnitt nicht gerade reichen Gemeinde ab, ob ein Schulfest stattfindet oder nicht.

Die Deutsche und Schweizer Schulgemeinde zu Konstantinopel ist leider finanziell nicht auf Rosen gebettet. Das „Ausland“ müßte mir eine ganze Nummer zur Verfügung stellen, wenn ich die rührende Entstehungsgeschichte der Schule erzählen sollte, die Verdienste tapferer Männer nur anführen wollte, welche mit Daransetzung aller ihrer Kräfte dieselbe gründeten; wenn ich rühmen wollte, wie Deutsche und Schweizer ohne Sonderinteressen mit brüderlichem Gemeinsinn sich zusammengethan haben, um zunächst ihrem Nachwuchs eine Schule zu gründen, die heute keiner in den Mutterlanden nachsteht. Mit großem Kostenaufwand wurde im Jahre 1874 ein Schulgebäude erstellt. Hochherzige Schenkungen Sr. Maj. Kaiser Wilhelms I. halfen aus der Not, aber nur eine dauernde jährliche Reichsunterstützung konnte die Schule sicher stellen. In der That gelang es, eine solche in beträchtlicher Höhe zu gewinnen. Defizite mußten aber immer noch durch namhafte Beiträge von Gemeindemitgliedern gedeckt werden. Das hiesige „Auswärtige Amt“ hat aber seinen Zuschuß entsprechend dem an und für sich geringen Fonds, der zur Unterstützung Deutscher Schulen im Auslande dient, nach und nach derart verringern müssen, daß er jetzt nur noch 9000 Mark jährlich beträgt, und auch dieser scheint kaum auf die Dauer gesichert. Es erwachsen aus diesem Umstand der Gemeinde immer größere, ihre Unterstützungsfähigkeit fast übersteigende Opfer; doch die Hoffnung ist ja eine gerechte, die sich auf Verdienste stützt; darum wollen wir glauben, daß zur rechten Zeit im Reichstage ein neuer Menenius Agrippa sich erheben werde, um ihm eine wirkungsvolle Fabel zu erzählen von einem Baume etwa, der überallhin seine Aeste reckt, aber gerade seiner schönsten Blüte am Bosporus den Lebenssaft nicht zuströmen läßt.

Der Umstand, daß die Deutsche Schule in Konstantinopel in ihren Leistungen auf der Höhe steht und ihre Schüler so bildet, daß diejenigen, welche in der Heimat ihre Studien fortsetzen, der Schule Ehre machen und jene, welche sie verlassen, um, wie man sagt, direkt ins Leben zu treten, wahrhaft brauchbare Menschen werden müssen, damit man auch in der Fremde an ihnen erkenne, daß ihre Kraft in deutschem Boden wurzelt: das wird der Deutschen Schule zu Konstantinopel immer größeren Ruhm erwerben, der dem Vaterlande selbst zu gute kommt, wird aber auch das Mutterland zur anerkennenden Unterstützung

der deutschen Kolonie in Konstantinopel veranlassen, und zwar um so mehr, als dort die Zahl der Angehörigen fremder Nationen von Jahr zu Jahr wächst und jene eigene Schulen gründet, welche von ihren Regierungen — aus nationalem Ehrgefühl oder auf Grund politischer Erwägungen — der weitgehendsten Unterstützungen genießen.

Die ausländische Presse hat bis jetzt dem deutschen Charakter, wie er sich in Konstantinopel äußert, nicht vorwerfen können, daß er sich anders, als durch schätzenswerte Thatsachen bestätige, und die Superiorität der Deutschen Schule in Konstantinopel anerkannt. Der Berichterstatter einer einzigen ausländischen Zeitung, der den Blütezustand der genannten Schule aus einer besonders hohen finanzlichen Leistung der Landesregierung herleiten wollte, befindet sich, wie wir oben anführten, im Irrtum. Nein, wenn der auf geradestem Weg erworbene Ruf und gute Name der Deutschen Schule zu Konstantinopel nicht weiter reichen würde, als ihr Geld, so dürften ihre Klassen schwerlich voll sein. Uebrigens wollen wir auch der fremden intelligenten Bevölkerung Pera's und Stambuls, die ihre Söhne und Töchter der Deutschen und Schweizer Schule anvertrauen, nicht Unrecht thun, sondern glauben, daß sie geprüft und das Beste gewählt habe.

Das Bewußtsein aber, daß das, was auf wahrer, gediegener Basis ruht, stets blühen und gedeihen muß, wird auch die braven Männer, welche an der Spitze der Deutschen und Schweizer Kolonie zu Konstantinopel stehen und über das Wohl ihrer Schule beraten, aller äußeren Ungunst der Verhältnisse gegenüber ausharren machen und nicht umsonst hoffen lassen.

Uruguay.

Die jüngst in der südamerikanischen Republik Uruguay oder Banda-Oriental (Ostseite) ausgebrochene Revolution lenkt die Aufmerksamkeit unserer Nation mit Recht auf jenes fruchtbare und entwickelungsfähige Land, in welchem der deutsche Handel seit einigen Jahren immer mehr an Bedeutung gewinnt. Das Land, die ehemalige Provincia Cisplatina Brasiliens, hat einen Flächenraum von 186,920 Quadrat-Kilometer, liegt zwischen 30° und 34° 55′ s. Br. und bietet alle Vorteile eines fruchtbaren Bodens und zahlreicher schiffbarer Wasserläufe. Den bedeutendsten Handelsweg bilden der La Plata und dessen breite, golfartige Mündung und der Uruguay, welchen Fahrzeuge von 7–800 Tonnen bis Paysandu, und solche von 300 bis 400 Tonnen bis über den Salto hinaus zu Berg befahren können. Die Bevölkerung belief sich nach der Volkszählung von 1880 auf 438,245 Seelen, worunter 298,023 Einheimische und 140,222 Fremde, und ist eine so dünne, daß im Durchschnitt nur zwei Menschen auf 1 Q.-Km. kommen. Die Fremden bestanden 1880 aus 39,780 Spaniern, 36,303 Italienern, 20,178 Brasilianern, 15,546 Argentinern, 14,375 Franzosen, 2772 Engländern, 2125 Deutschen und 9143 anderen. Die Einwanderung soll dermalen ca. 18,000 Köpfe jährlich betragen, wovon die Italiener mit 7000 Köpfen die zahlreichsten, aber auch die am wenigsten beliebten sind und hier am besten gedeihen, weil sie beinahe dieselben klimatischen und sonstigen Lebensbedingungen finden, wie in ihrer Heimat. Die starke Einwanderung aus Südeuropa (jährlich nach französischen Quellen 5000 Spanier, 3000 Franzosen) gibt dort der lateinischen Rasse momentan das Uebergewicht, da nur 800 Deutsche, 700 Engländer und 500 Schweizer jährlich einwandern; allein die Stellung, welche die letzteren drei Nationen in den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes einnehmen, wiegt ihre Kopfzahl reichlich auf und sichert dort auch der germanischen Rasse eine bedeutende Zukunft, wenn der Strom der deutschen Auswanderung, der in den Vereinigten Staaten von Nordamerika von Jahr zu Jahr weniger Chancen mehr hat, sich mehr nach Uruguay wendet, denn diesem Lande mit seinem reichen, fruchtbaren Boden und schönen, gesunden Klima fehlt es nur an Menschenkräften und an Kapital zu einer bedeutenden Entwickelung.

Die Hauptstadt Montevideo, zugleich die größte Stadt des ganzen Landes, hatte im Jahre 1879 105,000 Einwohner, worunter ungefähr 45,000 Fremde, in deren Händen der ganze bedeutende Handel ist. Die Stadt ist hübsch gebaut und reinlich und erscheint wie eine italienische Kolonie, denn sie zählt unter ihren Einwohnern etwa 14,000 Italiener, welche vorzugsweise den ganzen Detail- und Einfuhrhandel, die Fischerei, den Gartenbau und viele Handwerke betreiben. Die Stadt gewinnt mehr und mehr ein europäisches und großstädtisches Ansehen, denn sie hat mit Inbegriff der Umgebung, wo die vielen Quintas oder von Gärten umgebenen Landhäuser der Wohlhabenden liegen, gegen 100 Km. Pferdebahnen mit einer jährlichen Beförderung von 9,900,000 Menschen, und 473 Km. Telephonlinien mit einem Abonnenten auf 100 Einwohner. An Eisenbahnen im Betriebe besitzt der Staat 478 Km., d. h. 1 Km. auf 1464 Einwohner, an Telegraphenlinien 1243 Km. mit 29 Stationen.

Der Grundbesitz des ganzen Landes ward auf 800 Millionen Mark geschätzt, wovon nahezu die Hälfte Eigentum von Fremden ist. Besonders begütert sind in Ländereien die Spanier, Franzosen und Italiener.

Das Klima ist angenehm, mild und gesund, im ganzen trocken und windig, die mittlere Temperatur zu Montevideo 16°,75 C. Schnee ist unbekannt, Gewitterstürme und rasche Temperaturwechsel aber sehr häufig. Der Boden ist meist terrassiert oder leicht gewellte Hochebene mit sehr wenigen Bäumen, im Osten granitisches, bergiges und bewaldetes Hochland. Das Land ist reich an Marmorarten, an Eisen-, Kupfer- und Bleierzen, an Achaten, Karneolen,

Amethysten; bei Cuñapirú, an der Nordgrenze, findet sich sogar eine von einer französischen Bergwerksgesellschaft betriebene Goldmine. Dem Bergbau wird vorerst noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Felsige Höhenzüge von geringer Höhe durchlaufen das ganze unebene, wellige Land, das meist nur Graswuchs zeigt und auf welchem sogar eigentliche Sträucher fehlen. Büsche und Niederholz findet man nur in den schmalen Thalfurchen der Bäche und kleinen Flüsse; eigentlichen Wald erst nordwärts vom Uruguay, hauptsächlich aus der nützlichen Cocos yatai bestehend, und in den feuchteren östlichen Landschaften, wo man einzelne wahrhaft tropische Urwälder trifft. Die Felder und Wege in der Nähe der Ortschaften sind mit Hecken von der amerikanischen Agave und dem über 3 m. hohen Säulencactus eingefaßt; die Hauptpflanze der Campos aber außer den Camposgräsern ist eine Distelart, die besonders auf höheren Stellen wächst und deren leichtbeschwingte Samen der Wind weit fortträgt. Wo genügend Feuchtigkeit vorhanden, da ist der Boden fruchtbar und leicht zu bearbeiten und für den Ackerbau ganz geeignet, obwohl dieser früher beinahe gar nicht betrieben wurde und erst neuerdings in Aufnahme kommt.

Man gewinnt alle Arten von subtropischen und südeuropäischen Gewächsen und von Getreide, im Norden auch Bananen, Zuckerrohr, trefflichen Tabak, Orangen und Zitronen; im Süden vorzüglichen Weizen, Mais, Tabak, Erdnüsse, Bataten, Kartoffeln, Bohnen, Hanf, Flachs und Alfagras, sowie ausgezeichnete Gemüse. Den Haupterwerb aber bildet noch immer die Viehzucht, welche ungeheure Dimensionen angenommen hat, denn man berechnet den dermaligen Viehstand des Staates Uruguay auf 8 Mill. Kühe und Ochsen, auf 20 Mill. Schafe und 1½ Mill. Pferde. Demgemäß hat man in der Nähe von Montevideo und in verschiedenen Gegenden des Landes 18 sogen. Saladeros oder große Schlächtereien errichtet, in welchen Rindvieh, Schafe und Pferde geschlachtet werden, im ganzen dermalen jährlich gegen 800,000 Stücke Rindvieh und etwa 30,000 Pferde. Das Rindfleisch wird meist leicht gesalzen, an der Luft getrocknet, und dann als Carne secca oder Chargue nach Brasilien und Westindien ausgeführt, um zur Ernährung der schwarzen Bevölkerung zu dienen. Der Rindertalg wird ausgeschmolzen und dient überall statt der Butter oder zur Kerzenbereitung, aus dem Knochenfett wird Seife bereitet, und die Knochen werden nach Europa ausgeführt. Das Pferdefett dient den ärmeren Klassen als hauptsächliches Beleuchtungsmaterial, und aus den Pferdeknochen verfertigen sie sich Seife für den Hausgebrauch. Die Häute (um derentwillen man die Pferde schlachtet) werden eingesalzen und mit den „Wildhäuten" des Rindviehs nach Europa ausgeführt. Von der Schlächterei von Fray-Bentos, am Uruguay, kommt der Liebig'sche Fleischextrakt.

Die Ausfuhr an Wolle betrug im Jahre 1883 31,807,515 Kgr., im Jahre 1884 26,799,384 Kgr. im Werte von etwa 29 Mill. Mark; die Ausfuhr an Häuten über 4 Mill. Dollars, an getrocknetem Rindfleisch 3½ Mill. Dollars, an Talg 1,800,000 Doll.

Grund und Boden sind noch immer ziemlich billig, obwohl seit der gewaltigen Hebung der Schafzucht der Preis der Weiden enorm gestiegen ist. In der Umgebung von Montevideo bezahlt man den zum Gemüsebau tauglichen Boden mit 400—600 Mark per Hektar; für die leichteren Böden schwankt der Preis zwischen 120—320 Mark per Hektar. Im Departement Canelones, das vorzugsweise zum Ackerbau geeignet ist, stellt sich der Wert des Bodens auf 72—160 Mark per Hektar. Im Innern wird dermalen gutes Weideland das Suerte (1992 Hkt.) mit 14,000 spanischen Thalern (Piastern) oder 48,000 Mk. bezahlt.

Das Leben ist wohlfeil, denn die Fleischpreise stellen sich in der Stadt auf 30—40 Pfennige, auf dem Land auf 12 bis 16 Pf. das Kilogramm. Die Mietspreise sind allerdings in Montevideo sehr hoch, aber die Arbeitslöhne sind auch sehr bedeutend, da ein Maurer täglich mit 6—8 Mark bezahlt wird und ein Diener, ein Acker- oder Gartenknecht nebst freier Kost und Wohnung 64—80 Mark monatlich als Lohn erhält.

Der auswärtige Handel von Uruguay belief sich im Jahre 1884 auf 188 Mill. Mark, nämlich 84 Mill. Einfuhr und 104 Mill. Ausfuhr. In diesem allgemeinen Verkehr nahm England die erste Stelle ein mit 49 Mill. Franken, worunter 16 Mill. Fr. Ein- und 33 Mill. Fr. Ausfuhr. Dann kam Frankreich mit 48 Mill. Fr., nämlich 30 Mill. Fr. Ein- und 18 Mill. Ausfuhr von 1883. Im Jahre 1884 stieg der Handelsverkehr Englands mit Uruguay auf 65 Mill. Fr. und der Frankreichs sank auf 45 Mill. Fr. Der deutsche Handelsverkehr mit Uruguay war im Jahre 1883 der fünft-bedeutendste mit 2,030,000 Pesos Ein- und 689,000 Pesos Ausfuhr. Die Ausfuhrprodukte stellen sich in folgenden Proportionen: Vieh-Produkte 90%, lebendes Vieh 5%, Ackerbau-Produkte 3%, sonstige Erzeugnisse 2%.

Der Schifffahrtsverkehr von Uruguay für 1885 stellte sich folgendermaßen heraus: ein- und ausgelaufen sind 28,132 Dampf- und Segelschiffe mit 5,969,715 Tonnen Last; von diesen kamen auf den Hafen von Montevideo allein 3,842,000 Tonnen, wovon 2,104,000 Tonnen für den langen Kurs und 1,738,000 Tonnen für die Küstenschifffahrt.

Das Budget für 1885 ergab für die Einnahmen 58 Mill. Fr., für die Ausgaben 57 Mill. Fr., mithin einen Ueberschuß von einer Million, das heißt seit 1880 einen Zuwachs von 18 Millionen oder eine Vermehrung von 45%, seit 1875 einen Zuwachs von 28 Mill. Fr. oder eine Vermehrung von 95% an Einnahmen. Diese Einnahmen rühren vorzugsweise von den Zöllen her. Die Staatsschuld betrug am 1. Januar 1883 61,579,204 Pesos (1 Peso = 4.34 Reichsmark), welche zu 5% verzinst und ½% amortisiert werden. Trotzdem aber, daß Uruguay

einer der verschuldetsten Staaten in der Welt ist, werden doch die Zinsen regelmäßig bezahlt, was von einem südamerikanischen Freistaate viel heißen will.

So sind die Zustände in Uruguay im ganzen ziemlich gute, ausgenommen daß für Unterrichtszwecke so wenig wie möglich geschieht, denn wenn in Montevideo auch eine Universität und mehrere höhere Schulen bestehen, so gibt es in den anderen kleinen Städten kaum Volks- und Elementar-Schulen, welche vom Staat besoldet werden, und die meisten Schulen sind vorerst noch Privatunternehmen.

England und seine Kolonien.

Von Emil Jung.

(Schluß.)

Englische Staatsmänner waren bis vor wenigen Jahren der Meinung, daß die Holländer mit unbedeutenden Ausnahmen die Kapkolonie verlassen hätten, die nun nahezu ausschließlich von englischen Kolonisten bewohnt sei. Sie hatten keine Ahnung davon, daß die Holländer noch immer die große Majorität der Bevölkerung bildeten, daß sie die eigentlichen Produzenten seien und daß sie durch ihre Zahl und ihren Einfluß jedem Kolonialministerium vorschreiben konnten, was es zu thun und was es zu lassen habe. Sie waren erstaunt über die Haltung der Regierung der Kapkolonie, welche es ablehnte, den dem Oranje-Freistaat gegen alles Recht und gegen jede Billigkeit geraubten, an Diamanten reichen Kimberley-Distrikt unter ihre eigene Verwaltung zu nehmen, solange die Regierung des Freistaats nicht formell und aus freien Stücken auf diesen Distrikt verzichtet habe. Und dennoch ließ sich das schwache Ministerium Gladstone, dessen Führer die aggressive Politik der Konservativen früher so scharf verurteilt hatte, durch die irregeleitete öffentliche Meinung in England dazu bestimmen, gegen die Buren des Transvaal zu Felde zu ziehen. Aber die gar nicht mißzuverstehende Stellung der Holländer in der Kapkolonie, die sichere Aussicht, im Falle des Beharrens auf dem unglücklich eingeschlagenen Pfade einen Rassenkampf im eigenen Hause heraufzubeschwören, nötigte das englische Kabinet, nach einer empfindlichen Schlappe das zu bewilligen, was früher die Buren zu Dank verpflichtet hätte, jetzt aber nur als die Errungenschaft des Siegers betrachtet wurde und zugleich die englische Bevölkerung des Kaplands in hohem Grade erbitterte. Und aus diesem schmerzenden Gefühl einer Niederlage, aus dem Wunsch, die Scharte von Wadschuba Hill auszuwetzen, entsprang die thörichte Expedition, welche England gegen den Willen der Kapkolonisten, selbst der einsichtigeren englischen, nach Betschuanaland entsandte, um die Buren daraus zu vertreiben. Es war dies, nach Froude's Ansicht, neben der ungerechten Annexion des Kimberley-Distrikts der gefährlichste Schritt, den England in Südafrika that, denn so hoch giengen zu jener Zeit bereits die Wogen der Erregung, daß der geringste Anlaß den Ausbruch eines Bürgerkrieges herbeiführen konnte. Diese Kalamität wurde dem Lande erspart. Sir Charles Warrent zog mit seinem Heere durch die Kapkolonie in das wüste Gebiet jenseit derselben und zog wieder heraus, ohne irgendetwas zu thun, denn er traf niemand auf dem umstrittenen Grund und Boden, England aber hatte für diese Donquichoterie die Summe von einer Million Pfund Sterling zu zahlen.

Englands Vorgehen in Südafrika ist eine fast ununterbrochene Reihe von Fehlern gewesen, wie sie der enragierteste Afrikander nicht größer wünschen konnte. Präsident Krüger versicherte Froude in London, daß jeder Schritt, den England in den letzten zwölf Jahren in Südafrika gethan habe, gerade ein solcher gewesen sei, wie er ihn selbst angeraten haben würde, wollte er die Verbindung mit England beendigt sehen. Er nehme davon nur die Entschädigung aus, welche Lord Carnarvon in Anerkennung des dem Oranje-Freistaate zugefügten Unrechts diesem gezahlt habe, denn allein durch die Erinnerung daran sei dieser Freistaat verhindert worden, sich dem Transvaal anzuschließen. Froude meint, daß die Holländer Südafrika's nur aus Furcht vor Deutschland, das sie keineswegs lieben, zu England halten, daß sie aber um deutsches Protektorat nachsuchen werden, wenn England sie dazu treibt und ihnen kein anderer Weg offen bleibt, um ihre Unabhängigkeit zu wahren. Auch die Eingeborenen sind mißtrauisch geworden, sie haben den Zulukrieg und das Schicksal der Waterboers nicht vergessen, und wenn einmal Weiße und Farbige aller Rassen sich vereint gegen England kehren, wird es schwer sein, das Land länger zu behaupten.

Australiens sieben oder acht Kolonien haben die Prüfungen nicht durchzumachen gehabt, unter denen das Kapland leiden mußte.

Die einstmals so bedrohliche Maori-Frage ist, nachdem sich die englische Regierung zurückgezogen hat, durch die Kolonisten selber wohl endgültig aus der Welt geschafft worden; mit dem schnellen Aussterben der Rasse verliert sich immer mehr die Wahrscheinlichkeit, daß sie je wieder aufleben werde. Auch hier arbeitet englischer Unverstand an dem Untergang eines von der Natur nicht gering begabten Volkes. Auf dem Australkontinent ist die Eingeborenenfrage von gar keiner praktischen Bedeutung.

Die australischen Kolonien sind daher mehr sich selber überlassen worden. Die einzige direkte Einwirkung, welche das englische Kabinet auf diese jungen, mächtig aufstrebenden Gemeinwesen ausübt, geschieht durch den von ihm ernannten Gouverneur. Welche Männer man früher meist und auch jetzt noch nicht selten für diese Posten bestimmte, das läßt uns Froude durch einige Anekdoten erraten. Ein englischer Lord war zum Gouverneur einer gewissen Kolonie ernannt. Froude fragte einen Herzog nach der

Qualifikation des Betreffenden und erhielt zur Antwort, der Gewählte sei ein bankerotter Peer. Man habe ihm, dem Herzog selber, eine solche Stellung angeboten, er habe aber erwidert, er sei nicht dazu geeignet, er sei noch zahlungsfähig. In Sydney traf Froude Lord Loftus als Gouverneur. Lord Loftus hatte vorher geraume Zeit den Gesandtschaftsposten in Berlin, Wien und St. Petersburg bekleidet, hatte sich also während seines ganzen vorhergegangenen Lebens in Kreisen bewegt, welche der Gesellschaft mit der er jetzt verkehren mußte, so unähnlich als möglich waren. Zu einem Gesandtschaftsposten erschien er nicht mehr geeignet, aber er bedurfte einer Versorgung, und so sandte man ihn hierher, um während der kurzen Dauer seiner Amtszeit sich möglichst in koloniale Verhältnisse hineinzuarbeiten und, wenn ihm dies glücklich gelungen, ihn wieder abzuberufen, um vielleicht an einem anderen Orte von neuem zu beginnen. Daß den Kolonisten dergleichen Repräsentanten der Königin nicht besonders imponieren, daß sie der Ansicht sind, es sei besser, der Gouverneur werde aus der Mitte ihrer bewährtesten Männer gewählt, darf demnach nicht wundernehmen.

Und Australien besitzt nach Froude's Ansicht eine große Anzahl von Persönlichkeiten, deren eminente Tüchtigkeit ihnen auch im Heimatlande eine nicht minder hervorragende Stellung sichern müßte, — Männer, welche die höchsten wissenschaftlichen Auszeichnungen in Oxford oder Cambridge errangen, denen aber diese alten, von dem engherzigen Geist der anglikanischen Kirche getragenen Bildungsstätten einen Lehrstuhl verweigerten, und welche gern in freierer Atmosphäre den bescheideneren Posten an einer der jungen australischen Universitäten annahmen. Aber auch Männer, welche, in der Kolonie geboren und erzogen, mit rastloser Energie und eisernem Fleiß den Umfang und die Tiefe ihres Wissens mehrten, bis sie ihren englischen Vorbildern in gleichen oder ähnlichen Stellungen sich würdig anreihen durften.

Die Australier sind ipsis Anglicis Angliciores, beiläufig eine für Altengland sehr schätzenswerte Eigenschaft seiner Kolonisten; nirgends hat man mit größerer Aufmerksamkeit alle Schritte der Gladstone'schen auswärtigen Politik verfolgt, nirgends hat man auch die demütigende Stellung Englands unter diesem Ministerium mit größerer Beschämung empfunden.[1] Man erinnert sich wohl, wie die Kolonie Neu-Südwales sich erbot, ein Truppenkontingent auf den ägyptischen Kriegsschauplatz zu entsenden, und wie dies Anerbieten angenommen wurde. Es war eine sehr kleine Truppe und sie ist niemals in eine Aktion gekommen, aber dennoch stehen wir hier vor einem wichtigen Faktum. Denn durch dies Anerbieten auf australischer Seite und durch dessen Annahme auf englischer Seite ist die Solidarität der Interessen der Kolonien mit dem Mutterlande in deutlichster Weise konstatiert worden. Man denkt selbst in Downing-street wohl schwerlich heute noch an eine Preisgebung der Kolonien.

Inzwischen bereitet sich in Australien selber eine engere Zusammenschließung der Kolonien zu einem Staatenbunde vor, wie sich eine solche bereits vor Jahren in Britisch-Nordamerika vollzogen hat. Leider stehen zwei der bedeutendsten Kolonien: Neu-Südwales und Neu-Seeland, halb und halb auch Südaustralien, dieser Bewegung noch wenig freundlich gegenüber. Auf dem kürzlich in Hobart, der Hauptstadt Tasmaniens, abgehaltenen interkolonialen Kongreß waren sie nicht vertreten. Indes werden sich die jetzigen Ministerien jener Kolonien den mit Sicherheit bald hervortretenden Forderungen der Bevölkerung nicht verschließen können. Die sieben australischen Kolonien werden eine Konföderation mit gemeinsamer Executive und Vertretung nach außen bilden. Aber selbst wenn das nicht in nächster Zeit geschähe, wird England sich überzeugen, daß es für seine Kolonien mit englischer Bevölkerung, also seine Ackerbaukolonien, um einen jetzt geläufigen Ausdruck zu gebrauchen, eine andere Form des Zusammenhangs wird suchen müssen, als die jetzt bestehende.

Aber welcher Art soll dieser Zusammenhang sein? Gleich dem verstorbenen Carlyle, seinem Freunde, ist Froude kein Bewunderer demokratischer Institutionen, die von der unhaltbaren Annahme ausgehen, daß alle Angehörigen eines Staates, Gute und Schlechte, Weise und Thoren, ein gleiches Recht haben, bei der Regierung des Landes mitzusprechen. Aber er glaubt, daß die Einigung der verschiedenen Bestandteile des Britischen Reiches gegenwärtig nur durch die Demokratie vollzogen werden könne. Wie in der gesetzgebenden Versammlung Frankreichs Vertreter der französischen Kolonien sitzen, so denkt er sich ein britisches Reichsparlament, in welchem, neben Engländern, Schotten und Irländern, auch Kanadier, Kapkolonisten, Australier ihre Sitze hätten. Daß die Kolonisten unter sich eine genügende Anzahl dazu befähigter Männer besitzen, das erklärt Froude ganz ausdrücklich. Auch dürfen wir daran erinnern, daß bereits mehr als ein in die Heimat zurückgekehrter Kolonist einen Sitz im britischen Parlament errungen hat, daß einer derselben mit Auszeichnung wiederholt einen Ministerposten im britischen Kabinet bekleidete und sogar in den Peersstand erhoben wurde. Das intellektuelle Material dazu ist sicherlich vorhanden, aber wird man es heranziehen, nicht nur zu Audienzen, Ueberreichung von Petitionen und Vorstellungen, wird man es zu wirklicher, maßgebender Mitarbeiterschaft heranziehen? Das ist die Frage, und die Lösung dieser Frage wird die Beziehungen des Mutterstaates zu seinen Töchtern bestimmen.

Auf dem Besitz seiner Kolonien beruht Englands Größe. Ohne sie sinkt es herab zu der großen Fabrik, welche, für die ganze Welt arbeitend, Reichtum auf Reichtum häufen

[1] Die Australier waren durch die Weigerung des englischen Kabinets, die von ihnen bereits vollzogene Annektierung der Osthälfte Neu-Guinea's gutzuheißen, keineswegs freundlich gegen dasselbe gestimmt. Und doch beeinträchtigte das ihre Loyalität durchaus nicht.

mag, dessen Bevölkerung aber unter dem Lärm der Maschinen, eingeengt in schmutzige Gassen, mit seltenen Ausblicken auf künstlich geschaffene Erholungsplätze an Stelle von Wald und Wiese, bei geistloser, mechanischer Arbeit sittlich und körperlich verkommen muß. Aetas parentum, pejor avis, tulit Nos nequiores, mox daturos Ingeniem vitiosorem. Diese dem verfallenen Rom gewidmete Horazische Prophezeihung wird, wie dort, auch für England in Erfüllung gehen; zum Teil ist sie ja bereits zur Wahrheit geworden.

Man spricht von den ungeheuren Fortschritten, die England macht, aber Froude mahnt daran, daß man auch bergab vorwärts schreiten könne: „Es ist einfach unmöglich," ruft er aus, „daß englische Männer und Frauen kommender Generationen der berühmten Rasse gleich oder auch nur nahe kommen, welche sich über den Erdball gebreitet hat, wenn sie in solchen Städten wie die heutigen Birmingham und Glasgow aufwachsen." Die britischen Kolonien geben der britischen Nation Raum, sich auszubreiten, sich zu vermehren, ohne zu degenerieren, denn eine Nation ist nur die Summe der Individuen, aus der sie zusammengesetzt ist, und jede Schwächung oder Stärkung des Einzelnen übt seine Rückwirkung auf die Gesamtheit. Ein gesundes, starkes England ist ohne seine Kolonien undenkbar.

Es wird um so weniger denkbar sein, wenn, was jetzt manche seiner Staatsmänner wollen, die Wehrkraft der englischen Flotte geschwächt wird. Wir werden sie nicht mehr brauchen, sagen diese kurzsichtigen Politiker, wenn wir keine Kolonien mehr zu beschützen haben, und diese Ersparnis wird eine ungeheure sein. Hören wir, was Baron Hübner in seinem soeben erschienenen Reisebericht darauf erwidert:

„England wird seine Kolonien so lange behalten, als das Parlament die nötigen Gelder für eine Flotte bewilligt, deren Stärke ihm den Vorrang auf den Meeren sichert. Sind einmal die Kolonien und Kohlenstationen verloren, so ist es mindestens zweifelhaft, ob solche Gelder zur Friedenszeit bewilligt werden; dann wird England allmählich und unmerkbar verlieren, was es seine Herrschaft zur See nennt. In anderen Worten, wenn England sein maritimes Uebergewicht verliert, so verliert es seine Kolonien? Verliert es seine Kolonien, so hört es auf, die führende Seemacht zu sein und verliert damit zugleich die hohe Stellung, die es jetzt im europäischen Konzert behauptet. In diesen Kreis ist die Größe des Britischen Reiches eingeschlossen."

Ein Vorschlag zur Verbesserung des Klima's der Ostküste der Vereinigten Staaten.

Vom amerikanischen Ingenieur John Goodbridge jun. wurde in jüngster Zeit die Ausführung eines Werkes vorgeschlagen, welches in Kühnheit und Großartigkeit alles bisher Dagewesene übertreffen würde. Sein Plan geht nämlich dahin, mittelst eines Ingenieur-Werkes die klimatischen Verhältnisse der östlichen Hälfte Nordamerika's, also des gegen das Atlantische Meer liegenden Küstenstriches, zu ändern. Der Plan ist im „Scientific American" auseinandergesetzt und des Näheren im letzterschienenen Hefte der Zeitschrift „Mitteilungen aus dem Gebiete des Seewesens" entwickelt, woraus wir einen kurzen Auszug bringen.

Bekanntlich besitzt der nordamerikanische Küstenstrich gegen das Atlantische Meer zu ein bedeutend kälteres Klima als der europäische. So hat New-York, obgleich unter dem nämlichen Breitegrade wie Madrid und der griechische Archipel liegend, kaum eine ebenso hohe jährliche mittlere Temperatur wie London, und die Halbinsel Labrador, deren Meer den größten Teil des Jahres mit Eis belegt ist, liegt unter dem nämlichen Breitegrad wie England und die Shetlands-Inseln. Die Ursache dieses bedeutenden Unterschiedes in den klimatischen Verhältnissen liegt bekanntlich in den Meeresströmungen. Nachdem der warme Golfstrom die Halbinsel Florida passiert hat, entfernt er sich immer weiter von der amerikanischen Küste und fließt an den britischen Inseln und an Norwegen vorüber in nordöstlicher Richtung, während der kalte Polarstrom, aus der Davisstraße kommend und durch den kalten Strom der Hudsons-Bay vergrößert, die Küste von Labrador entlang verläuft und durch die Straße bei Belle-Isle zwischen dem Festlande und der Insel New-Foundland in die St. Lorenz-Bucht tritt. Von dort fließt der kalte Strom gegen Süden, der Ostküste der Vereinigten Staaten entlang, welche er vom Golfstrom abschließt.

Der Polarstrom verläuft in der Straße bei Belle-Isle mit einer Geschwindigkeit von 3.7 Km. in der Stunde. Die Temperatur des Wassers ist den größten Teil des Jahres hindurch dem Gefrierpunkt am nächsten, und selbst im August ziehen Hunderte von Eisbergen die Küste entlang. Ingenieur Goodbridge's Plan geht nun dahin, dem Polarstrom eine andere Richtung zu geben und damit die klimatischen Verhältnisse total umzuwandeln. Dies will er mittels Absperrung der Straße bei Belle-Isle durch einen riesigen Damm erreichen. Gelingt dies Werk, dann muß der Polarstrom außerhalb New-Foundlands passieren, auf seinem Wege von dort nach Süden mit dem Golfstrom zusammenstoßen, unter diesen untersinken und ihn zum Teile in andere Richtung drängen. Die Küste des amerikanischen Festlandes wird dann von der Mündung des St. Lorenzstromes an von jener Eismasse frei werden, welche sie dermalen vom Golfstrom scheidet, und es werden an der amerikanischen Küste die gleichen klimatischen Verhältnisse eintreten, wie sie unter den korrespondierenden Breitegraden an der europäischen Küste des Atlantischen Meeres herrschen.

Ingenieur Goodbridge hat die Straße von Belle Isle

genau durchforscht und die Kosten der Ausführung des Werkes berechnet. Die Breite der Straße beträgt 17 Km., die durchschnittliche Tiefe 50 m. Als Abdämmungsmaterial gedenkt er das Gestein zu verwenden, welches auf beiden Seiten der hohen klippenreichen Küsten reichlich vorhanden ist. Die Kosten sind auf 40 Millionen Dollars veranschlagt. Es ist jedoch die Frage, ob nicht England und Norwegen und vielleicht noch einige andere europäische Staaten wider dieses Werk Einsprache erheben dürften, denn sollten sich die Amerikaner auf diese Weise ein milderes Klima zu schaffen vermögen, so wird es dagegen wahrscheinlich an den europäischen Küsten kälter werden, weil der Golfstrom bei seinem Zusammenstoß mit dem Polarstrom eine andere Richtung bekommen wird. Der größte Teil seiner Masse wird an der rücklaufenden Bewegung teilnehmen. Wird doch schon gegenwärtig ein Teil des Golfstromes in rückläufige Bewegung gegen die Kanarischen Inseln und in das Karaibische Meer gedrängt.

Für Norwegen ist der Golfstrom eine Lebensfrage. Man will hier sicherlich diese mächtige Wärmequelle nicht verwandelt oder abgeleitet und so das Land in ein Sibirien umgestaltet sehen. Die Frage ist daher für Skandinavien und Norwegen insbesondere von hohem Interesse, und es gilt, wachsam zu sein auf das, was die Amerikaner unternehmen, denn diese denken eben nur an ihr eigenes Interesse und kümmern sich wenig um Norwegen.

Vorläufig mag man sich dabei beruhigen, daß dieser kühne Plan wohl kaum zur Ausführung kommen wird. Sollte aber wider Vermuten ernstlich an dessen Ausführung gedacht werden, so müßte Norwegen frühzeitig genug die Folgen wissenschaftlich untersuchen und erforschen lassen und mit seinen Einsprüchen dagegen auftreten, welche ja eine internationale Angelegenheit von höchster Wichtigkeit sind. Das Projekt ist übrigens interessant genug, um, als in Großartigkeit und Kühnheit echt amerikanisch, Aufmerksamkeit zu verdienen.

E. K.

Eine Nachricht von Mr. H. O. Forbes aus Neu-Guinea.

Mrs. Forbes erhielt zu Anfang Januars d. J. nachstehenden Brief von ihrem Gatten; der darin erwähnte Lopez ist ein Malaie, welcher Herrn Forbes auf seiner Expedition nach Timor Laut begleitete:

„Du wirst wissen, daß ich nur drei Tage in Brisbane verweilte und keine Zeit hatte, mir befreundete Personen zu besuchen; die Zeit reichte kaum hin, meine Anordnungen über alle meine Bedürfnisse zu treffen, und ich mußte es Herrn Hennessy überlassen, mir alles zu überbringen. Es war gut, daß ich alle meine Leute mit mir nach Brisbane gebracht hatte, anstatt sie auf der Donnerstags-Insel zu lassen und sie wieder von dort abzuholen, denn ich hätte viel mehr für ein Fahrzeug von Brisbane über die Donnerstags-Insel bezahlen müssen, als direkt von Brisbane. Du wirst wissen, daß ich am 28. August Neu-Guinea erreichte und daß ich am 2. September nach Sogeré aufbrach, um meine Forschungen zu beginnen. Ich hatte eine angenehme Fahrt, sah die Lage von Land und Leuten, sprach mit ihnen und sie mit mir, kehrte dann nach Port Moresby zurück, um den „Herbert" mit meinen Leuten zu erwarten, ließ mein Gepäck verpacken und brach dann ernstlich nach Owen Stanley auf. Meine Malaien benahmen sich in Sachen der Fußwanderung sehr ärmlich und wir brauchten vier Tage zur Zurücklegung einer Strecke, welche ich in Einem Tage durchwandert hätte. Meine Lasten für 20 Männer wurden gelegentlich in Tragebürden für 60 verteilt, und wir wanderten über 100 Köpfe stark, Gefolge, Freunde und Häuptlinge, durch das Land. Ich muß jedoch gerechterweise sagen, daß meine Leute den Tag zuvor eine sehr harte Arbeit verrichtet hatten, daß sie faktisch über einen Monat lang eingesperrt gewesen und aus der Uebung gekommen waren. Unterwegs triangulierte ich bei jeder Gelegenheit und lagerte drei Tage lang im Astrolabe-Gebirge, um Messungen und Peilungen vorzunehmen, allein leider mußte ich gezwungenerweise wegen der fortwährenden Dichte der Atmosphäre, selbst bei einem wolkenlosen Himmel, damit aufhören. Als ich sie aufgegeben hatte, gab es kein anderes Mittel, sie wieder aufzunehmen, als wieder in die Bergkette zurückzukehren, um die bereits verzeichneten Linien von neuem festzustellen. Die erste Nacht also kampierten wir bei einem Wassercreek in der Ebene hinter Port Moresby — ich habe das Zelt bei mir; die Herren Hennessy und Andersen schlafen unter einem Segeltuch und die Leute unter dem Obdach eines Segels. Hier vergrößerte sich unsere Gesellschaft durch eine Anzahl von Eingeborenen, als wir den Schatten von Sagopalmen mit einem breiten Graben von sehr schwarzem und schmutzigem Wasser entdeckt hatten. Dann wanderten wir weiter nach dem Astrolabe-Gebirge, wo wir, wie erwähnt, drei Tage lang in einer Höhe von 2500 Fuß lagerten. Durch trübe Witterung vertrieben, schlugen wir dann unsern Kamp gerade jenseit des Dorfes Narianumu an einer lieblichen Stelle auf den Ufern eines schönen Stromes auf, der, nachdem er einige Meilen weit an uns vorübergeflossen, sich mit dem Laroki-See vereinigt und mit diesem dicht dabei in einem prächtigen Fall über eine 300 Fuß hohe Steilwand herabfällt. Ich besuchte diese Fälle wiederholt, um einige Peilungen aufzunehmen. Den nächsten Tag wanderten wir weiter und stießen nach einigen Stunden auf die Häuptlinge von Sogeré, die, im Walde gelagert und von etwa 150 bis 200 Männern begleitet, uns erwarteten. Man denke sich diese babylonische Verwirrung — unsere große Gesellschaft und die ihrige, alle zu gleicher Zeit sprechend und jeder versuchend, dem anderen seine guten Wünsche und Absichten in einer unverständlichen Sprache kund zu geben. Dieses Geschrei, dieses Auf-die-Hüften-Schlagen, dieses Gelächter und allgemeine Gewühl sind

mir unvergeßlich. Meine Malaien sahen eher erschrocken und entsetzt drein, allein Lopez war ihr Hauptanker inmitten dieser Mißstimmung. Der bedeutendste Häuptling nahm mich in Beschlag, den sie Lohiabada, ‚großen Häuptling' nennen, ein anderer hing sich an Herrn Hennessy ein dritter an Herrn Andersen, ein vierter an Lopez, und mit jedem möglichen Aufwand von Umarmung, Unter-den-Arm-nehmen und dem Gebrüll von „namo, namo" (gut, gut) beteuerte uns jeder, er wolle für immer sich als treuer Freund bewähren.

„Außer den Männern fanden wir hier noch vielleicht sechzig Weiber, welche mit Yams für den Unterhalt dieser Menge beladen waren, so daß, als wir endlich unsere Wanderung fortsetzten, der lange Gänsemarsch durch das Gras — das Alang-alang, welches Du in Amboina und Timor kennen gelernt hast — sich weit über die Strecke der Gegend verbreitete. Der Weg führt meist durch Felder, welche einst Wälder, dann Gärten gewesen, nun aber den Verheerungen jenes furchtbaren, messerähnlich schneidenden Grases preisgegeben sind. Die Eingeborenen sind die besten, unter denen ich jemals gewesen bin: freundlich, ehrlich und offen; wir stehen alle auf dem besten Fuße mit ihnen. Sie haben dasselbe allgemeine Aussehen wie die Eingeborenen von Timor Laut: hübsche Bursche mit einer schönen Haltung. Sie gehen ganz unbekleidet und tragen nur ein dünnes Stück Schnur um die Hüften; die Weiber aber tragen einen Unterrock von Gras. An jenem Abend, dem 30. September, lagerten wir an einem kleinen Fluß und erreichten am folgenden Tag um Mittag Sogeré. Ich ging nicht in das Dorf, sondern lagerte einige Zeit in einem Feld in der Nachbarschaft. Ich hatte nun die Reisträger und diejenigen abzulohnen, welche uns von Narianumu hierher gebracht hatten. Die Reisträger erhielten je eine Axt (im Wert von drei Shilling) und die anderen einen Kuchen Tabak. Peter, einer der Jungen von der Mission, der uns als Dolmetscher begleitete, erklärte allen, ich sei her gekommen, um ein Haus zu bauen und eine Zeit lang unter ihnen zu leben und habe eine Menge Salz und Tabak, um sie für ihre Kartoffeln und Früchte zu bezahlen. Sie waren darob sehr vergnügt und erboten sich sogleich die nötigen Häuser zu erbauen. Wir kamen über den Preis überein: jeder Mann sollte ein Messer, drei Schnüre Glasperlen, einen Becher Salz, eine Klafter Draht und fünf Pflöcke Tabak erhalten. Kannst Du Dir das Ausgeben und Messen, die lärmende Aufregung und die babylonische Verwirrung vergegenwärtigen?

„Ich hatte durch ungefähr dreißig Männer, welche ich bei meiner früheren Reise an der Küste bei mir gehabt hatte, achtundzwanzig Säcke Reis und zwei Säcke Salz hierher geschickt; diese waren bei meiner Ankunft wohlbehalten in Sogeré. Am folgenden Tag begaben wir uns alle nach der Stelle, welche ich bei meinem früheren Hiersein als Baustelle ausgesucht hatte. Ich steckte die Größe des Hauses ab, in wenigen Minuten war das Gras verschwunden und am Abend standen die vier Wände meines Hauses schon im Umriß da. Wie verschieden war dies von unserer Hausbau-Erfahrung auf der Insel Timor! Dies geschah Freitags; am Sonnabend wurde die Arbeit durch viele willige Hände fortgesetzt; am Sonntag ruhten wir und feierten den Tag, ‚wie die Briten (die Missionare) an der Küste thun'; Montag war wieder ein rühriger Arbeitstag, und der Abend sah das Haus schon so weit vorgeschritten, daß ich Peter entlassen und mit ihm 88 Mann nach der Küste schicken konnte, um das zu Port Moresby zurückgelassene Gepäck zu holen. Am Dienstag Abend schliefen wir schon in unserem neuen Hause, obwohl es noch nicht vollendet war; am Mittwoch war das Gebäude für die Leute unter Dach und ebenso auch das Haus für Aufbewahrung der Lebensmittel; am Donnerstag Morgen reiste ich mit Herrn Hennessy nach den Astrolabe-Bergen, um die unterbrochene Vermessung fortzusetzen. Wir legten die Entfernung von 27 Meilen beinahe in einem Tage zurück und lagerten an unserer früheren Stelle am Narinoko-Fluß für die Nacht. Als wir am anderen Morgen das Gebirge erreichten, hatten wir eine herrliche Aussicht auf die Hügel und die Ebene unter uns bis auf die Berge von Port Moresby und um die Küste herum, denn der Tag war vollkommen hell und glänzend klar. Wir waren imstande, die Triangulation befriedigend fortzuführen, und waren am anderen Morgen gerade im Aufbruch begriffen, um die Arbeit fortzusetzen, als die scharfen Augen der Eingeborenen auf einem fernen Hügel die Träger entdeckten, die ich nach der Küste geschickt hatte und die nun, Männer und Weiber in einer langen Linie, mit ihren Lasten zurückkehrten. Die Weiber sind die besten Trägerinnen und Lastträger ersten Ranges, sorgfältig und intelligent. Es gewährt übrigens einen traurigen Anblick, sie alle schweren Arbeiten verrichten zu sehen. Einige von denen, die an der Küste gewesen waren, hatten ihre kleinen Kinder mitgenommen, und wenn sie sich, ihre Ladungen — große, schwere Lasten — auf die Rücken geladen hatten, mit einem um die Stirn gelegten Strick festgehalten, legten sie das Kind in ein kleines sackartiges Netz, das dann über den Kopf geworfen wurde, und trugen den armen Wurm, nackt und unbeschützt, durch den glühenden Sonnenbrand. Wenn die Mutter Halt macht, um auszuruhen, hängt sie das Netz mit dem Kinde über die Schulter, läßt ihre Last fallen, säugt das Kind und legt es wieder in das Netz zurück. Diese Weiber sind etwas unappetitlich: zuweilen säugen sie an der einen Brust ein kleines Kind und an der anderen einen jungen Hund oder ein Schweinchen. Wenn sie kein Kind in ihrem Netz zu tragen haben, so ersetzen sie dasselbe durch einen jungen Hund und liebkosen diesen so zärtlich wie ihr eigenes Kind.

„Da meine Begleiter nicht hinter ihren Kameraden zurückbleiben wollten, die mit allen möglichen Neuigkeiten und den kleinen erhandelten Artikeln von der Küste zurückkehrten, so mußten wir tüchtig arbeiten, um am Samstag

Abend fertig zu werden, und folgten am Sonntag Morgen dicht auf der Ferse den anderen. Wir machten einen forcierten Marsch und erreichten mit Sonnenuntergang unser Lager, wo wir alles Gepäck in der Veranda aufgehäuft und das Haus für unsere Leute sowie das Vorratshaus vollendet, den ganzen Platz aufgeräumt und von ganz anziehendem Aussehen fanden. Die Aussicht geht auf den Fluß hinunter und jenseit desselben auf eine rauhe Linie waldbedeckter Hügel — ein malerischer Ausblick, an dem wir uns nicht bald satt sehen werden. Wir steckten dann am andern Morgen das Trockenhaus für die Pflanzen aus, an welchem, nebst der erforderlichen schließlichen Fertigstellung der übrigen Gebäude, bis zum 19. Oktober fortgearbeitet wurde.

„Bei unserer Rückkehr aus dem Gebirge begann nun das Sammeln ernstlich; Herr Andersen mit den Malaien ging auf Pflanzen, und Lopez und Anthony auf die Jagd nach Vögeln aus. Ich blieb zu Hause und leitete die letzten Anordnungen, verstaute unsere Vorräte und schrieb, während Herr Hennessy sich mit astronomischen Beobachtungen beschäftigte. Die täglichen Arbeiten haben mich vollkommen beschäftigt erhalten, und da ich die Ergebnisse aufzuschreiben habe, bin ich immer der letzte im Bett und lege mich nie vor Mitternacht schlafen. Unsere Zufuhr an Lebensmitteln ist ziemlich mangelhaft gewesen. Am 13. Oktober fiel der erste Regen, worauf 14 Tage lang täglich schwere Regen fielen, bis vor zwei Tagen, wo der Regen in die Nachtzeit fiel und wir bei Tage schönes, sonniges und nicht zu heißes Wetter hatten.

„Ich habe bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, nach Ebé zu gehen, jenem Orte, wo ein früherer Reisender infolge eines unglückseligen Streites mit den Eingeborenen umkehren mußte. Dies ist ein wahrer Unfall, denn es steckt vorläufig meinem weitern Vordringen ein Ziel. Einige der Häuptlinge aus dem nächsten Dorfe, die mit Ebé befreundet, sind hier zum Besuch gewesen und haben mir versprochen, sobald die Arbeitszeit in ihren Gärten vorüber sei, mich zu einer Zusammenkunft mit den Häuptlingen von Ebé zu begleiten, welche ich dann durch reiche Geschenke mir geneigt zu machen versuchen soll. Ich hoffe und glaube, daß alles noch recht werden wird, allein ich sehe mich zu dem Schlusse gezwungen, daß es mir in dieser Saison nicht mehr gelingen wird, die Besteigung des Owen Stanley vorzunehmen. Dagegen wollen wir zu Ende April, wenn die Regenzeit vorüber ist, den Versuch beginnen.

„Bis jetzt haben wir nur sehr wenig von Krankheit zu leiden gehabt; von den Männern haben einige Schwären und einige haben auch eine Stunde oder so Fieber gehabt, aber das ist alles. Der Ort scheint in der That sehr gesund zu sein. Wir sind nun einen Monat hier gewesen; wir haben beinahe keine Muskiten und können ganz ohne einen Vorhang schlafen.

„Hätte ich einen Monat früher hierher kommen können, wie es mir ohne den Unfall mit meinem Gepäck möglich gewesen wäre, so würde ich noch in dieser Saison den Owen Stanley erreicht haben, jetzt aber sehe ich wenig Hoffnung dazu voraus. Ich muß nun in einigen Tagen nach der Küste zurückkehren, um mich nach Lebensmitteln für unser langes Lagerleben hier umzusehen, und nach meiner Rückkehr werde ich dann nach Ebé gehen, um mir den Weg zu ebnen. Mittlerweile haben wir hier alle Hände voll zu thun; wenn ich über den Urwald um mich her hinausblicke, bin ich ganz hoffnungsvoll über alles, was noch in den Tiefen seines Schattens zu entdecken sein wird. Lopez ist diesen Morgen ausgezogen, um auf der Pürsch nach einer seltenen Paradiesvogel-Art auswärts zu lagern. Es spricht für die Ruhe der Gegend, daß er allein nach einem fernen Dorfe gehen kann, wo seine Sprache unbekannt ist. Er ist für mich ein großer Schatz und hat sich in der That sehr brav benommen. Als Führer und Dolmetscher ist er bei den Eingeborenen hoch angesehen und wird von uns allen als ein bedeutender Mann behandelt. Er hat schon einige englische Phrasen aufgeschnappt. Das Babel hier auf eine Dauer von zwölf Stunden täglich ist laut genug für ein Heer — Englisch, Holländisch, Malaiisch und Papuan — und du kennst ja das papuanische Geschnatter!

„14. November. Ich begann mein Schreiben in Sogeré, nun bin ich an Bord des „Governor Blackwall" unterwegs nach der Nordküste und dem Hüon-Golf. Ich verließ Sogeré, um Lebensmittel-Vorräte herbeizuschaffen, und unterwegs begegnete mir ein Bote, um mir zu sagen, daß General Sir Peter Scratchley unterwegs sei, um mir in Begleitung seines Privatsekretärs und des Hrn. Chalmers einen Besuch abzustatten. Ich setzte jedoch meine Reise fort, begegnete der Gesellschaft auf halbem Wege und kehrte mit derselben um. Sie erreichten mein Haus am Freitag und verweilten bis Montag Morgen. Der General war ganz entzückt von meinem Haus und von der Arbeit, die wir geleistet hatten, von demjenigen, was ich ihm zeigen konnte, und von dem freundlichen Einvernehmen, welches ich mit den Eingeborenen hergestellt hatte. Ich bin nun bei dem General, auf sein eigenes Ansuchen. Herr Hennessy ist in Sogeré zurückgeblieben, um die Aufsicht über das Lager zu führen."

* * *

Andere Nachrichten aus Neu-Guinea melden indirekt von dort und von Herrn Forbes. Der Korrespondent des „Sydney Morning Herald" meldet aus Port Moresby vom 18. Dezember: „Die lange anhaltende Trockenheit wird nun bedenklich. Sonst bringt der November gewöhnlich reichliche Regen, aber bis jetzt ist noch kein Tropfen gefallen. Die Gärten der Eingeborenen sehen kläglich aus und die Leute sind sehr in Sorgen wegen ihrer Yamswurzeln und Bananen. Der Wasservorrat wird sehr klein für den täglichen Bedarf, und jedes Mitglied der Reisegesellschaft sehnt sich gewaltig nach Regen."

„Herr Forbes begleitete den General Sir Peter Scratchley auf dessen jüngster Reise an die Nordostküste und kehrte am letzten Montag auf dem Kriegsschiff „Raven" mit Herrn Chalmers hierher zurück. Der Tod des Spezialkommissärs wird Herrn Forbes' Pläne ernstlich stören; seine Expedition hat ihren besten Freund und Beschützer verloren. Sir Peter begriff die Wichtigkeit von Herrn Forbes' Expedition und versprach ihm sowohl pekuniäre Hülfe wie moralische Unterstützung. Er besuchte ihn in seinem Lager in Sogeré und nahm ein tiefes Interesse an allem, was geschah. Sein Nachfolger mag vielleicht dasselbe praktische Interesse an der Expedition nehmen, allein in der Zwischenzeit ist Herrn Forbes' Lage eine schwierige und ängstliche. Die gegenwärtigen Kosten seiner ganzen Gesellschaft belaufen sich dermalen auf 70 Lstrl. monatlich, für welche er allein verantwortlich ist. Er muß nun vielleicht die Kopfzahl seiner Gesellschaft verringern und so die gegenwärtigen Ausgaben vermindern, allein er ist nicht der Mann, der seine Hauptabsicht, die Ersteigung des Owen Stanley, aufgibt. Er beabsichtigt diesen Versuch etwa in drei Monaten von jetzt oder wenn die Regen so ziemlich vorüber sind zu machen. Die botanische Sammlung von diesen bedeutenden Höhen wird sehr interessant und wertvoll sein. Ob es ihm daher sogleich gelingt oder nicht, die Ersteigung zu vollenden, so wird er sicherlich eine reiche Sammlung von Pflanzen mitbringen. Ein Malaie von seiner Gesellschaft ist tot; alle die anderen Mitglieder der Expedition sind gesund." (Sc. g. M.)

Die französischen Pyrenäen.

Von Richard Fritsche.

Ihren Namen führen die Pyrenäen von den Pics Nères, den schwarzen Spitzen, die über die weißen Schneefelder emporragen; nach anderen von den Biren oder Piren, den hochgelegenen Weiden dieser Berge. Wie eine mit einem Wurf entstandene Mauer zieht sich das Gebirge vom Mittelmeer zum Atlantischen Ozean in einer merkwürdig regelmäßigen 429 Km. langen Linie und scheidet bei der verhältnismäßig geringen Anzahl der Pässe und Straßen die Iberische Halbinsel viel strenger von Frankreich, als Deutschland durch die Alpen von Italien geschieden ist. Man unterscheidet die Ost-, Zentral- und die Westpyrenäen. Die Häupter der Zentralpyrenäen sind die breitschulterige Malabetta (3440 m.) mit dem Pic de Nethou (3510 m.), der dreiköpfige Vignemale (3250 m.), der Pic du Midi de Pau (2970 m.) und der Mont Perdu (3406 m.). Ueber die Zentralpyrenäen führen nur Fußpfade. Der bekannteste darunter ist die Rolandsbresche über dem Zirkusthale Gavarnie, die der sagenverherrlichte Paladin Karls des Großen auf dem Rückzuge der Franken aus Spanien mit einem Schlage seines Schwertes Durandel hier geöffnet hat. Nur in den Hochpyrenäen, und zwar nur auf der Nordseite derselben, finden sich Schneefelder und Gletscher, doch steht die Mächtigkeit derselben hinter der der Alpen weit zurück, wie auch die Alpengletscher diejenigen der Pyrenäen hinsichtlich des prangenden blaugrünen Farbenzaubers übertreffen. In den Ost- und Westpyrenäen kann man auf zwei Straßen nach Spanien gelangen, von denen die westliche von Bayonne nach Pamplona seit alter Zeit die besuchteste ist. Hannibal, Pompejus, die Westgothen, die Franken und Mauren sind über diese Straßen gezogen; Karl der Große hat auf der Höhe der Weststraße das hohe Kreuz, die Crux Caroli Magni, zur Warnung gegen die Sarazenen aufgestellt; Franz I. erreichte auf diesem Wege nach einjähriger Gefangenschaft nach dem von ihm gebrochenen Vertrage von Madrid sein Land wieder, und im Anfang dieses Jahrhunderts zogen diese Straße die Bourbonen Spaniens, die in Bayonne von Napoleon des Thrones für verlustig erklärt wurden.

Am günstigsten präsentieren sich die hohen Pyrenäen von der französischen Tiefebene aus. Vom Observatoire von Toulouse, von der Ebene von Tarbes, auch von der Terrasse von Pau steigen sie mit waldbedeckten Vorbergen zu einem riesigen Wall auf, über dem die Pics und Kämme wie gigantische Wächter dieser uneinnehmbaren Festung die Grenze des Landes behüten. Sie haben die mannigfaltigsten Formen. Da sie aus Kalk, Granit, Schiefer und Sandstein bestehen, so zeigen sie neben Kuppen und Rücken scharfe Nadeln, Pics, Hörner, und neben lieblichen Thälern schroff abfallende Paredes.

Höchst merkwürdig ist die freilich beschränkte Thalbildung des Gebirges. Man zählt nämlich kaum ein Dutzend Längenthäler, während der Hauptkamm nach Spanien und Frankreich hin von einer Menge Querthäler durchfurcht ist. Diese steigen oft in Terrassen amphitheatralisch auf und bilden so einen immer weiteren Zirkus. In den Bassins der einzelnen Etagen blinken meist von starrem Fels eingefaßte, dunkle, kleine Seen, ganz ähnlich den Meeraugen der Karpathen, aus denen der Gave, die Ache unserer Alpen entspringt, um in der Mitte des Kessels nach dem Thale sich zu stürzen. In den Hochpyrenäen sind diese Terrassen mit Schneefeldern und Gletschern bedeckt, über die dann die „Pics Nères" aufragen. Der weitaus größte Teil der Gaves strömt durch die Garonne, den Adour und die Nive nach dem Atlantischen Ozean, während nur etwa ein Fünftel der Gebirgswässer von der Wasserscheide durch die nackten spanischen Paredes dem Ebro und dem Mittelmeer zugeführt werden.

Die charakteristischen Bäume der Pyrenäen sind Tannen und Buchen. Eichen sind selten und wenig entwickelt; hoch oben gürtet oft ein lichter Kranz von Birken den Wald. Dann kommen die Bergweiden und endlich Geröll mit Rhododendron und Saxifragen. Am Fuße der Berge dagegen gedeihen in den warmen Thälern vorzüglicher Wein,

Kastanien, Oliven, Nüsse, Feigen und Mandeln, Mais Korn, Obst, und auch Orangen und Granaten erfreuen das Auge. Im Gebirge sind viele kräuterreiche Triften, auf denen heimische Blumen uns grüßen. Da erheben die würzigen Valerianen ihre Kronen, in denen Immenwolf und Rosenkäfer saugen und die Apollofalter umflattern. Aconitum und Digitalis blühen ringsum, Arnica und Gentianen fehlen nicht, Thymianflächen sind von Bienen umsummt, man meint sich in unsere Alpenwelt versetzt. Auch die Tierwelt ist die unserer südlichen Alpen.

Die Bevölkerung der Pyrenäen, die aus den aus Spanien eingewanderten Basken besteht, ist sehr schwach. Zwischen den einzelnen Badeorten stößt man oft stundenlang auf keine menschliche Ansiedelung. Es ist ein zierlicher und doch kräftiger Menschenschlag, unerschrocken und voll Selbstgefühl, höflich, doch durch den Verkehr mit den Fremden geldsüchtig geworden. Sie rühmen sich mit Recht, gute Montagnards zu sein, welchen Mäßigkeit und Ausdauer, feste Füße und schwindelfreier Kopf eignen muß. Viele von ihnen haben jahrelang auf den hohen Bergweiden die Schafe gehütet, haben da den Sommer über im Laubbett der ärmlichen Chalets geschlafen, wohl auch mit Wölfen gekämpft oder dem Isard nachgestellt und so in mancherlei Gefahren und Entbehrungen Leib und Seele gestählt. Mais und Kastanien sind ihre Hauptnahrung. Sind die Fremden nicht da, so finden sie wohl auf Wiesen und Aeckern oder in Steinbrüchen, dann in den Leinwand- und Barettfabriken der Ebene Arbeit, doch als Fremdenführer der Engländer ist ihr Erwerb viel einträglicher. Einzelne haben es zu einem kleinen, munteren Navarreser Pferde gebracht und bieten es nun jedem Touristen an. Nun können sie sich ihren Mais wohl schmecken lassen und an Festtagen wohl auch ein Spanferkel, geröstete Kastanien und einen Krug Wein auf den Tisch setzen. „Ma case“ nennt der Führer sein Haus, und da es ihm nun gut geht, so ist er heiter und beweglich, zu Neckereien und Spott geneigt und auch gern bereit, im Wirtshause den landesüblichen Tanz aufzuführen, der mit langsamem Pas beginnt und mit gellendem Jauchzen endet.

Das Sennerleben unserer Alpen fehlt in den Pyrenäen. Auf den Höhen begegnet man nur Schaf- und Ziegenheerden mit ihren Hirten und den großen Pyrenäenhunden. Man geht jedoch eben daran, die Viehzucht zu heben, und bei Luchon hat man schon die ersten Almstationen ins Leben gerufen.

Das Touristenwesen ist im Gebirge wenig entwickelt. Besteigen Romanen die leichter zu erreichenden Berggipfel, so geschieht es zu Roß oder zu Esel, sonst kommt ihnen eine Bergpartie viel zu beschwerlich vor. Die Bergbewohner wundern sich auch, wenn man nicht beritten ankommt, und trauen dem Fremden nicht viel zu. Auch der Straßenarbeiter beginnt davon zu reden, um schließlich eine Kleinigkeit pour boire zu verlangen. In den Pyrenäen wird überall gebettelt. In jedem Flecken stürzen Mädchen mit Blumensträußern aus den Häusern, um sie dem Fremden anzubieten. Auf jeder Aussicht wollen uns Knaben Mineralien und Insekten aufdrängen, und auch hoch oben auf den Bergen bittet der Schäfer um eine Kleinigkeit. Beim Eintritt in die Badeorte wird man von Führern, Pferdevermietern, Hotelbedienten belästigend angegangen. Die Wirte passen dem Touristen auf, um ihn an ihre Tafel zu locken. Es ist auch überall teuer, denn alles will im kurzen Sommer für den langen arbeitslosen Winter verdienen.

Auf den Höhen über den Dörfern und Städten erblickt man oft nun meist zerfallende Türme. Es sind Ueberreste alter Kastelle. Sie dienten schon den Kelten als Burgen und spielten in den Kämpfen der Normannen, Sarazenen, Engländer und dann in den Religionskriegen der Albigenser, Waldenser und Hugenotten eine große Rolle. Sie standen auch am Meere zum Schutze gegen Piraten, und von ihren Zinnen wurden Feuersignale gegeben, die zur Zeit der Not rings im Lande aufleuchteten.

Den Fremdenbesuch verdanken die Pyrenäen vornehmlich ihren berühmten Schwefelbädern. Wie reich ist doch das Gebirge an Mineralquellen! Die Namen Eaux-bonnes, Eaux-chaudes, Cauterets, Bigorre, Luchon, Barèges, Saint-Sauveur sind nur die Aushängeschilde der reichen Schätze, die diese Berge besitzen. Zählt man doch allein in den französischen Pyrenäen an fünfhundert Mineralquellen, von denen etwa ein Fünftel in Etablissements ausgenützt werden. In den größeren Orten sind die Badehäuser im antiken Stile aus grauem Pyrenäenmarmor mit Säulenportikus und Sälen, Badekabinets, Bassins, Douchen, Inhalationszimmern und Buvettes aufgeführt. In den Hauptbädern, wie in Cauterets und Luchon, stellen sich im Sommer an 2000 Kurgäste ein, und hier entfaltet sich dann das bunteste und regste Leben.

Durchfliegen wir nun die wichtigsten Punkte des Gebirges und beginnen wir mit dem berühmten Seebade Biarritz. Es liegt bei Bayonne am Atlantischen Ozean. Die Ausläufer der Pyrenäen fallen hier als hundert Fuß hohe, gelbe und braune, seltsam durchhöhlte Kalksteinfelsen zum Strande und in die offene See ab. Das Ufer ist mit luxuriös eingerichteten Hotels und den schönsten Villen besetzt. Im Hintergrunde türmt sich am Horizont das Hochgebirge auf, vor uns glänzt der unendliche Ozean. Man sieht die spanische Küste und kann von hier des Sonntags mit der Bahn in einer Stunde nach der Grenzfestung San Sebastian fahren und da in der Arena den Stierkampf ansehen. Am Strande liegen wie Meerungeheuer vielfach unterwaschene schwarze Klippen, die stets von den Wellen umschäumt und umtost werden. Auch bei Windstille ist die Brandung so stark, daß die Wogen wie eine lange weiße Mauer über die blaue Fläche dahergezogen kommen, um sich am Strande brausend und dampfend zu brechen. Man badet hier im offenen Meer, und zwar mit südlicher Ungeniertheit, beide Geschlechter zu gleicher

Zeit. Die Männer halten einander an den Händen, bilden so eine lange Kolonne und ihre höchste Lust ist, in den immer wieder daherrollenden Wogengischt unter lautem Freudengeschrei zu springen. Schon vom Ufer aus bietet dieses fröhliche Spiel der Badenden den ergötzlichsten Anblick, noch feiner ist es, selbst mitzubaden. An der Table d'hôte schwirrt die französische, spanische, englische und russische Sprache durch einander, eine Künstlerkapelle besorgt die Tafelmusik, und wer einmal in Biarritz ist, der kann sich von den Vergnügen, die dieses mit allen Reizen der Natur geschmückte Seebad bietet, nur sehr schwer trennen. Doch wir müssen endlich scheiden und fahren in drei Stunden mit der Bahn nach Pau, dem Geburtsorte des großen Königs Heinrichs IV. Im Schlosse zu Pau zeigt man eine große Schildkrötschale, die Wiege des Königs. Ohne Hut und mit bloßen Füßen kletterte der Prinz auf die Berge seiner Heimat. Die heitere Stadt liegt auf hoher Terrasse, deren Esplanade mit vornehmen Gasthöfen umgeben ist, und deren Fuß der Gave von Pau, die Hauptader der französischen Pyrenäen, hier dreihundert Schritte breit, bespült. Von der Terrasse entrollt sich die reizendste Landschaft vor unseren Blicken: das fruchtbare, vom Gave durchschlängelte Land, die waldbestandenen Vorberge der Pyrenäen, auf deren Höhe oft Schlösser der Reichen thronen, und im Hintergrunde das gewaltigste Hochgebirgspanorama vom Mont Perdu bis zum Pic du Midi. Die gleichmäßige, milde, feuchte Luft hat Pau zu einem der bevorzugten Winterkurorte gemacht, und vom November bis Mai sind die Hotels vornehmlich mit Brustkranken besetzt.

Wir eilen weiter nach Lourdes, dem bekannten neuen Wallfahrtsorte der Pyrenäen. Bernadotte Soubirouse, eine vierzehnjährige Müllerstochter des Ortes, hatte in der heute verherrlichten, am Gave von Lourdes gelegenen Grotte eine Erscheinung der heiligen Jungfrau, die sie mit dem Auftrage zu den Priestern schickte, man möge ihr über der Grotte eine Kirche bauen und sie an diesem Gnadenorte mit großen Prozessionen feiern. Man braucht nicht zu zweifeln, daß Bernadotte thatsächlich die Himmelskönigin gesehen und wirklich sprechen hörte, freilich nur auf der Bühne ihres erregten Seelenlebens. Von den Priestern wiederholt befragt, bestätigte sie in aller Einfalt die ihr gewordene Vision, das Wunder war geschehen und heute erhebt sich über der Grotte die schönste Kirche der Pyrenäen. Sie ist im gothischen Stile aufgeführt und mit weißen Marmorfließen bekleidet. Bei der Einweihung derselben am 1. Juli 1876 führten 35 Bischöfe die Prozession an und dreihundert Fahnen, die heute das Gewölbe über dem Hauptschiff der Kirche zieren, flatterten über den Tausenden der Pilger, die aus ganz Frankreich zu diesem Feste herbeigeeilt waren. Auch heute ist das interessanteste Schauspiel in Lourdes die Feier einer der drei großen Prozessionen, wie sie im Laufe des Sommers hier abgehalten werden, wozu die Geistlichkeit abwechselnd Nord-, Mittel- und Südfrankreich aufbietet. Im ganzen pilgern nun etwa 250,000 Menschen alljährlich nach Lourdes. Ich war bei der dritten Prozession gegen Ende August anwesend. Gedruckte Plakate thaten kund: **On fera la procession avec des flambeaux.** Also Abends sollte es losgehen. Schon den Tag zuvor war das Treiben in der Stadt äußerst lebhaft. Jeder Zug brachte Fremde. Die Nacht darauf und den kommenden Morgen wurde der Lärm immer toller. Der Pfiff der Lokomotive kündigte immer neue Pilgerscharen an. Der freie Platz vor der Grotte war nun stets mit Pilgern gefüllt. Man sah viele Schwerkranke, die hier Heilung suchen. Da ward von drei schwarzgekleideten Damen ein Rollsessel behutsam vorgeschoben. Darin saß ein junger französischer Offizier, der total gelähmt war. Er nimmt das Käppi ab und betet zur Maria, von der er die Heilung erfleht. Dort wird eine alte abgezehrte Dame in einer Sänfte vor das Grottengitter getragen; neben ihr erhält sich mühsam ein Betender mit seinen Krücken. Mit der fallenden Sucht Behaftete, Schwindsüchtige, Gemütskranke, sie umlagern, wie einst Jesum, nun seine Mutter. Jetzt bricht die Dunkelheit ein und das eigentliche Fest beginnt. Die Menge strömt nach der Kirche, die bald in einem Lichtmeer erglänzt. Sie kann die Wallfahrer nicht alle fassen und diese umdrängen sie von allen Seiten. Nun ist die Messe am Hochaltar beendigt, aus der Sakristei tritt die Geistlichkeit, von einem Baldachin überdeckt, die Musikkapellen treten in Reih und Glied, die Böller erdröhnen, die Kreuzesfahnen werden entfaltet, weißgekleidete, reich bekränzte Jungfrauen heben die von Lichtern umstrahlte Gottesmutter auf ihre Schultern, die Pilger zünden ihre Kerzen an und tausendstimmig wird der Preis der gebenedeiten aller Frauen gesungen. Der Zug geht zur Grotte, wo wieder Messe gelesen wird, und dann stimmen sie abermals das Ave Maria an.

Es ist ein bewegendes, ja mächtig ergreifendes Schauspiel, diese einfachen frommen Leute in solcher Menge mit den Lichtern in den Händen, mit vor Freude leuchtenden Augen und frischem Gesange zur heiligen Grotte wallen zu sehen. Es waren die südfranzösischen Pilger. Die Männer tragen da lange, dunkelblaue Tuchmäntel und flache, schildlose Baretts, die Frauen schwarze Kleider und weiße Hauben, und wenn man des Abends aus dem Fenster des Hotels auf die Pilger heruntersah, da konnte man sich der Täuschung hingeben, als ob hier tausend protestantische Pastoren mit zehntausend Nonnen sich ein Stelldichein gegeben haben. Als mich die Bahn weiterführte, da sagte ich mir: in Lourdes hast du keinen Tag verloren.

„Cauterets, Cauterets" — so ruft auf der Station Pierrefitte der Kondukteur der von hier nach diesem Bade abgehenden Postwagen den von Lourdes und Pau ankommenden Passagieren zu. Wir steigen gleich ein, denn ein Gewitter ist im Anzuge. „N'est-ce pas, papa, il faut faire comme-ça?" So sagte im Wagen, als der

Donner schon rollte, eine allerliebste Kleine zu ihrem Vater und bekreuzte sich dabei auf die anmutigste Weise. Papa winkt ihr lächelnd zu, das ganze Coupé sieht mit Wohlgefallen auf das Kind, das sich nun gegen jeden Unfall gefeit glaubt und sich sicher an Papa's Seite schmiegt, von wo es mit großen Augen forschend die fremde Gesellschaft anblickt. Im engen Thale geht es nun über dem tosenden Gave durch zwei Stunden aufwärts. Da erweitert sich das Thal, ein Buchenpark empfängt uns und gleich darauf fahren wir in das nette Städtchen ein. Der Hauptplatz ist wieder von großen Hotels umsäumt. Im Café liegen alle möglichen Blätter auf. Und welch' elegante Welt hat in Cauterets sich eingefunden! Auf der Promenade sprengen die Marquis und Comtessen einher, da stolzieren französische und spanische Salonmänner, englische Fabrikanten, russische Geheimräte, da prunkt die neueste Pariser Mode, da werden die großen Zeitereignisse und die kleinen Begebenheiten des Alltagslebens mit Wichtigkeit und Grazie und lächelnden Mienen besprochen. Cauterets ist ein Modebad mit 22 Bade-Etablissements. Es war schon den Römern bekannt, und das größte Badehaus heißt die Cäsarquelle, indem die Bewohner des Ortes zu erzählen wissen, daß Julius Cäsar hier gewesen sei. Margarethe von Valois, die Schwester Franz' I., hatte hier mit ihren Dichtern und Gelehrten im Hochsommer ihren Hof aufgeschlagen und von da datiert der Aufschwung des Bades. Die Mineralquellen haben schwefeligen Geruch und Geschmack, die Temperatur variiert von 16 bis 55 Graden. Man gebraucht sie im Vollbad, in der Wanne, gurgelnd und trinkend. Rheumatismen, Skropheln, Lähmungen werden dadurch gehoben. Die Umgebung des Ortes ist wunderschön. Von allen Seiten streben die Pics der nahen Berge auf und blicken in die Stadt an ihrem Fuße. In der Nähe ist das herrliche Hochthal von Lutour mit seinem garbenreichen, schon von weitem sichtbaren Wasserfall und seinen Seen, und das Hochthal von Géret, das zum Pont d'Espagne und zum Lac de Gaube führt. Im Thale von Géret steigt man im Tannicht an drei großen Wasserfällen vorüber hinauf. Der Weg wird steiler, nun vernimmt man ein dumpfes, dann stärkeres Dröhnen und Tosen und bald stehen wir an der spanischen Brücke, so genannt nach den spanischen Maultiertreibern, die darüberziehen, und erblicken zwischen jähen Felswänden unter uns den dahinbrausenden Gave und unmittelbar darüber zwei mächtige Fälle in die Tiefe jagen, während über uns ein Kranz von Pics den Horizont schließt. Und nun noch hinauf zum Lac de Gaube. Nach einer Stunde zieht sich der Wald zurück, ein scharfer Wind weht uns entgegen, wir übersteigen noch ein ödes Felsenriff, da liegt der See dunkel und still vor uns, umgeben von den gewaltigsten Bergen, über die alle der Vignemale, die Via mala, der höchste Berg der französischen Pyrenäen, emporragt, mit einem ausgedehnten zerklüfteten Gletscher bedeckt, aus dem die Spumouse, der schäumende Fall, entspringt, der den Lac de Gaube speist, um dann als Gave in das Thal zu fallen. Das Wasser des Sees ist überaus kalt und im Gegensatz zu den sonst forellenreichen Pyrenäen-Seen fast ausgestorben. Auch die Umgebung ist ohne Leben, doch großartig. Auf einem Felsenvorsprung am See ist ein einsames Grab, von eisernem Gitter umgeben. Die Inschrift des Grabsteines lautet: „William Pattison, Advokat aus London, und seine Gemahlin Sara, 31 und 26 Jahre alt, sind hier im See ertrunken." Sie hatten allein eine Kahnfahrt unternommen. Mitten im See wollte Pattison mit dem Ruder die Tiefe des Wassers messen. Er verliert das Gleichgewicht, stürzt kopfüber hinab und verschwindet. Die junge Frau blickt entsetzt ihm nach, sie springt verzweifelt auf, ringt die Hände, schreit um Hülfe, und als ihr Mann nicht mehr zum Vorschein kommt, stürzt auch sie sich in den See und stirbt mit ihm.

Der Weg von Cauterets zum Pont d'Espagne und Lac de Gaube ist an jedem schönen Sommertage mit vergnügten Menschen erfüllt. Wie schnell war doch die Zeit hier verflogen, wie dankbar verließen wir das liebe Cauterets!

Von der Bahnstation Pierrefitte führt eine zweite Straße nach dem Schwefelbade St. Sauveur, das wieder sein großes Badehaus hat, sonst aber ein kleiner Ort ist. Sechshundert Fuß unter der Fahrstraße rauscht unter einer steilen, mit üppigem Epheu bedeckten Wand der Gave dahin, der sich tosend und donnernd durch einen Felsenkorridor den Weg bahnt. Weiter hinaus werden die Berge zu beiden Seiten der Straße kahl, bis man Gèdres erreicht, das wieder im Grünen liegt. Hinter Gèdres kommt endlich das grandiose Kesselthal Gavarnie mit seinen vielen Wasserfällen, darunter dem 300 m. hohen, dem höchsten in Europa. Der Zirkus von Gavarnie umfaßt 3000 m. und 17 Kaskaden stürzen zerstäubend in diesem wunderbaren Amphitheater von den vertikalen Wänden, die in drei Etagen, mit Schneefeldern und Gletschern bedeckt, gleich künstlichen Mauern abfallen.

Auch von diesen Herrlichkeiten müssen wir scheiden und fahren mit der Bahn nach Bagnères de Bigorre, der am Adour sehr freundlich gelegenen Stadt. Gleich hinter dem monumentalen Badehause steigt der Mont Olivet, ein Vorberg der Pyrenäen, auf, an seinem Fuße von hochstämmigen Buchen beschattet, wo man auf den gebahnten Wegen ganzen Kavalkaden von Badegästen begegnet. Die Aussicht von der Höhe auf die roten Dächer der Stadt, auf die lachenden Fluren, die der Adour durchzieht, und auf der anderen Seite auf die Gipfel und Hörner der hohen Pyrenäen bietet großen Genuß. Bei Bigorre liegt das von Jean Paul verherrlichte Campanerthal, und auch der Ausflug nach dem Pic de Bigorre, wo nun ein Observatoire météorologique eingerichtet ist, ist leicht auszuführen. Auf der Höhe ist auch ein Wirtshaus, in dem man gut aufgehoben ist, während man sonst im Hochgebirge nur ärmliche Unterkunft findet.

Wir ziehen nun nach dem letzten und schönsten Pyrenäenbade, nach Luchon. Stierkampf, englische Reiter, Theatre Paré, Konzert, Ball, Promenademusik, passierende Menagerien, Gaukler, Seiltänzer, all diese Unterhaltungen bietet Luchon. Die Fremdenliste wimmelt wieder von Duchessen und Baronessen. Drei schattenreiche Alleen sind ein besonderer Schmuck der Stadt. Am Ende der mit Hotels und Cafés besetzten Hauptstraße glitzert ein kleiner hellgrüner See, mit einem Schwanenhaus in der Mitte, von englischen Rasen und Parks eingefaßt. Doch das schönste von Luchon ist die Natur ringsum. Vor der Stadt gleicht das mehr und mehr sich verengende Thal einem lieblichen Garten, mit Weinbergen und Maisfeldern üppig bestanden, mit Dörfern belebt, zu beiden Seiten von waldigen Bergen begleitet, in deren Einschnitten weißschäumende Bäche hernieder sich schlängeln. Hinter der Stadt scheinen zwei mächtige Bergzüge in einem spitzen Winkel das Thal zu schließen, und über diesen blinken die Firnen und Gletscher der hohen Pyrenäen. Zu den beliebtesten Ausflügen gehört der ins anmutige Lys-Thal, zum Lac d'Do und nach dem Thor von Venasque. Auf dem Wege ins Lys-Thal rollen Wagen auf Wagen an uns vorüber. Von Zeit zu Zeit sprengt eine heitere Gesellschaft von Reitern und Reiterinnen daher. Das Ende des Thales ist wieder ein Kessel, hier sanft aufsteigend, mit Tannenwald bestanden, dessen Mitte der Wasserfall des Gave durchrast, der aus dem Gletscher in der Höhe entspringt. Ein bequemer Weg führt zu den drei übereinander liegenden Brücken, von denen man zwischen den abgeschliffenen Felsen den Gouffre Infernal und die Rue d'Enfer mit Muße betrachten kann. Da braust und tobt und kocht es in der Tiefe. Da wälzen sich die unerschöpflich der Eisdecke entströmenden Wassermassen hier als mächtige Garben im Bogenstrahl, dort als Schleierfall ins Thal hinab. Und wie zerschellen und zerstieben die Wasser an der Felswand in Schaum, Kugeln und Perlen! Wie zaubert unten im Thale die Sonne die prächtigsten Regenbogen hervor, die bald eine breitere, bald kürzere Brücke über den Schlund spannen! Und über uns der phantastisch zerrissene Gletscher, von schwarzen Felshörnern überragt, um uns der dunkle Tannenwald und unter uns eine grüne Au, aus welcher weiße Häuschen blinken.

Auch die Partie nach dem Lac d'Do ist sehr dankbar; der lohnendste Ausflug von Luchon ist aber der nach dem Thor von Venasque, wo man, zwischen öden Felsmauern aufsteigend, mit einem Male die Maladetta in allem ihrem Glanze erblickt. Als eine ungeheure Masse breitet sich der Berg mit lang hingezogenem Rücken vor dem staunenden Auge aus. Ihren Namen trägt sie von ihrer Unwirtlichkeit und von den Stürmen, die sie so oft umtoben. Sie ist die Königin der Pyrenäen. Ihren Fuß bedecken spärliche Fichtenwälder, ihr Gürtel ist ein breites Schneefeld, ihre Brust ist mit Gletschern gepanzert, ihr Haupt sind die Kuppen und Hörner. Sie liegt schon ganz auf Spaniens Boden. Wie ein kolossales Bollwerk hält sie an der Grenze Wacht, blickt aber neugierig nach Frankreich hinüber, was es da wohl gäbe.

Nachdem wir uns an diesem erhabenen Schauspiel erquickt, verließen wir den Port de Venasque und bald auch Luchon und die Pyrenäen. Heute kann man von Perpignan und Bayonne aus schon mit der Bahn spanischen Boden erreichen; wie lange wird es dauern, so wird, wie durch den Mont Cenis, den St. Gotthard und den Arlberg, das Dampfroß auch die hohen Pyrenäen durchfliegen, und dann wird erst jenes Wort Ludwigs XIV. wahr werden: Il n'y a plus de Pyrénées.

Geographische Neuigkeiten.

* Das Neueste über den Panamá-Kanal. Angesichts der Anstrengungen, welche der unermüdliche Ferdinand v. Lesseps neuerdings wieder macht, um für die Weiterführung des Kanalbaues durch eine neue Anleihe von 600 Millionen Franken und eine großartige Lotterie Geldmittel zu beschaffen, hat sich die französische Regierung bekanntlich genötigt gesehen, einen ihrer ausgezeichnetsten und erfahrensten Ingenieure, Herrn Rousseau, nach der Landenge von Panamá zu schicken und sich einen genauen und unparteiischen Bericht über den Stand dieses Riesenunternehmens erstatten zu lassen, welches unter der Aegide Frankreichs unternommen wurde. Bekanntlich haben die britischen und nordamerikanischen Ingenieure und Reisenden sich über die Ausführbarkeit des Unternehmens und den Stand der Arbeiten an demselben so abgünstig und skeptisch geäußert, daß die Ansichten des Publikums dadurch sehr beeinflußt und die erheblichsten Zweifel an dem Gelingen des ganzen Unternehmens angeregt worden sind. Diese geteilten Ansichten zu berichtigen und klarzustellen ist nun ein Verdienst des Rousseau'schen Berichts, welcher jüngst an die Mitglieder der parlamentarischen Kommission verteilt worden ist und in folgenden Schlüssen und Ansichten des hervorragenden Ingenieurs, der den Stand der Sache aus eigener genauer Anschauung und Prüfung kennt, gipfelt. Er äußert am Schlusse:

„Im großen Ganzen bin ich der Ansicht, daß der Durchstich der Landenge von Panamá ein möglich**es** Werk und daß es heutzutage bis zu einem Punkt in Angriff genommen ist, wo man es nicht mehr aufgeben könnte. Dieses Aufgeben wäre in der That ein wahres Unglück, nicht allein für die Aktionäre der Gesellschaft, welche beinahe ausschließlich Franzosen sind, sondern auch sogar für den französischen Einfluß in ganz Amerika.

„Es erscheint mir nicht zweifelhaft, daß, wenn das Geschäft unter den Händen der französischen Gesellschaft fehlschlüge, es unmittelbar darauf von einer ausländischen Gesellschaft wieder aufgenommen werden würde, welche

die Früchte der seither gebrachten ungeheuren Opfer und der erzielten Ergebnisse nicht zu Grunde gehen lassen möchte. Die Panamá-Gesellschaft verdient überdies durch den Namen und die Vergangenheit der mit ihrer Leitung betrauten Männer, durch die hervorragenden Mitarbeiter, mit denen sie sich umgibt, durch den grandiosen und in vieler Beziehung humanitären Charakter des Werkes, das sie verfolgt, durch die ernsthaften Anstrengungen, welche sie schon gemacht hat und noch macht, um dieses Werk zu einem guten Ziele zu führen, das besondere Wohlwollen der öffentlichen Gewalten.

„Aus allen diesen Beweggründen bin ich der Ansicht, daß die Regierung es nicht allein sorgfältig vermeiden muß, dem Unternehmen Hindernisse in der Vollendung seines Werkes zu bereiten, sondern, daß sie ihm sogar nach Maßgabe seiner Stellung ihm gegenüber helfen sollte.

„Dieser Schritt muß aber notgedrungen genau bestimmt werden, um nicht unvorsichtiger Weise die Verantwortlichkeit des Staates dadurch zu verpflichten. Die Regierung kann und darf nach meinem Dafürhalten sich der administrativen und diplomatischen Mittel, über die sie verfügt, bedienen, um eine große französische Unternehmung aufrecht zu erhalten, welche ein eminent gemeinnütziges Ziel verfolgt und von achtungswürdigen Männern geleitet wird. Da sich ihr aber die Billigung der Pläne und der gethanen Schritte wie auch die Leitung der Arbeiten entzieht und da das Unternehmen überdies andere ernste Bedenken mit sich führt, so darf die Regierung der Gesellschaft weder Ratschläge noch irgendwelche Garantien leisten. Alles was sie thun soll, ist: sich zu versichern, daß die Gesellschaft ihr Werk ernstlich fortführt, daß sie den Schwierigkeiten desselben gegenüber nicht die Augen schließt, daß sie dieselben gewissenhaft zu lösen sucht und daß sie sich zu diesem Zweck die Einsicht und Erfahrung der durch ihr Wissen und ihr moralisches Ansehen bedeutenden Männer zu Nutze macht, welche ihre Berater bilden, daß sie mit Einem Wort alle Maßregeln, welche sie zu treffen berufen ist, einer strengen Untersuchung und Instruktion unterwirft.

„Dies erscheint mir um so unerläßlicher im gegenwärtigen Fall, so daß ich — wenn ich, wie gesagt, den Durchstich des Panamá-Kanals für möglich erachte — im Verlauf des vorliegenden Berichts nicht verhehlt habe, daß mir seine Vollendung mit den vorhergesehenen Hülfsmitteln und den angedeuteten Verzugsfristen mehr als problematisch erscheint, falls die Gesellschaft sich nicht entschließt, in ihren Plänen wichtige Reduzierungen und Vereinfachungen vorzunehmen. Die Regierung hat der Gesellschaft durchaus nicht anzudeuten, worin diese Vereinfachungen bestehen dürften; allein es kommt ihr zu, bevor sie die bei ihr erbetene Erlaubnis zur Aufnahme einer neuen Anleihe erteilt, in dieser Beziehung die eingehendste Rechenschaft zu verlangen. Demgemäß bin ich der Ansicht, daß die Regierung, ehe sie das Gesuch um die Erlaubnis zu einer neuen Anleihe vor die Kammern bringt, die Panamá-Gesellschaft erst einladen muß, die Ansicht ihrer obersten beratenden Kommission über die beiden nachstehenden Fragen einzuholen:

„1. Erheben sich gegen die Verwirklichung des Programms, welches die Gesellschaft sich entworfen hat, von technischem Gesichtspunkte aus nicht beinahe unüberwindliche Schwierigkeiten? Kann man im Ernste hoffen, daß dieses Programm unter den Bedingungen, welche man dem Publikum bei der Einladung zur Unterzeichnung der Anleihe vorlegt, verwirklicht werden kann?

„2. Wäre es nicht möglich, vom technischen Standpunkt aus in dem Plane Veränderungen und Vereinfachungen anzubringen, welche die Ausführung des Werkes erleichtern würden?

„Die Gesellschaft müßte natürlich ihrer beratenden Kommission als wesentliche Elemente ihrer Erwägungen die Ratschläge der Herren Jacquet und Boyer (jüngst gestorben) unterbreiten, derart daß alle Verantwortlichkeiten in dieser ernsten Angelegenheit treu und pflichtlich übernommen werden würden. Die Protokolle der Erwägungen der beratenden Kommission nebst den dazu gehörenden Berichten müßten der Regierung übergeben werden, die zu bemessen hätte, ob sich darin eine genügend solide Basis fände, um die Erörterung vor den Kammern eintreten zu lassen."

(Dies lautet ziemlich bedenklich für das Kanal-Unternehmen. Die Einzelheiten über den dermaligen Stand der Arbeiten und sonstige thatsächliche Verhältnisse hoffen wir nach der Veröffentlichung des Berichts mitteilen zu können.)

* **Die Expedition der Australischen Geographischen Gesellschaft nach Neu-Guinea.** Bekanntlich waren vor einigen Monaten beunruhigende Gerüchte über eine Expedition im Umlauf, welche die Australische Geographische Gesellschaft zur Erforschung von Neu-Guinea ausgeschickt hatte. Man hatte sogar angekündigt, die sämtlichen Teilnehmer der Expedition seien von den Eingeborenen ermordet worden. Es ist seither zwar keine Bestätigung dieser Gerüchte eingetroffen, aber man hat auch keine weiteren Nachrichten von der Expedition erhalten. Dagegen berichtet Herr Marie La Meslie, der Generalsekretär der Australischen Geographischen Gesellschaft, in einem Briefe vom 16. November an die Geographische Gesellschaft in Paris folgendes:

„Wie Sie wissen, war es von Anfang an bestimmt, daß die Bemühungen der im Werden begriffenen Gesellschaft sich auf Neu-Guinea lenken und daß der Ausschuß derselben versuchen sollte, die öffentliche Aufmerksamkeit in Australien und den anderen Kolonialregierungen auf die Notwendigkeit hinzulenlen, vom geographischen, wissenschaftlichen und kommerziellen Gesichtspunkte aus eine Expedition einzurichten, die aus lauter Spezialitäten bestehen würde, um die große Papua-Insel wissenschaftlich zu untersuchen. Es wurde daher beschlossen, eine Kommission zu

ernennen mit dem Auftrag, dieses Forschungs-Unternehmen genau zu studieren und auszuführen, in Rücksicht auf das die Regierungen von Neu-Südwales und Victoria bereits je einen Beitrag von 25,000 Franken beschlossen hatten. Die verfügbaren Mittel des Ausschusses stiegen rasch infolge einer zweiten Bewilligung von 25,000 Franken von Seiten der Regierung von Neu-Südwales und der Bewilligung derselben Summe von seiten der Regierung von Victoria auf einen Forschungsfonds von 100,000 Franken, der sich seither noch vermehrt hat. Es wurde beschlossen, einen kleinen Dampfer von 77 Tonnen, den „Bonito", vom Stapel laufen zu lassen, welcher für zwölf Monate verproviantiert und unter den Befehl des Leiters der Expedition, des Schiffskapitäns Henry Charles Everill, gestellt wurde, der früher Kapitän der königl. siamesischen Flotte und Pflanzer auf Sumatra gewesen, die tropischen Länder von Malaisien und Indochina gründlich kennt, ganz fertig Malaiisch spricht und nach allen Seiten hin vollkommen geeignet ist, ein schwieriges Unternehmen in einem Lande von gleichem Klima und ähnlichen Erzeugnissen wie diejenigen von Malaisien zu einem guten Ende zu führen. Kapitän Everill verfügte außerdem über ein Personal von elf Europäern. Auf der Donnerstags-Insel, Thursday-Island, sollten elf Malaien, welche in Batavia als Träger angeworben worden waren, zu der Expedition stoßen, welche außerdem eines ihrer Mitglieder, Herrn K. Broadbent, dort zurückließ, welcher zu leidend war, um dem Klima von Neu-Guinea trotzen zu können.

„Die derartig zusammengesetzte Unternehmung verließ, vollkommen verproviantiert und bewaffnet, am 11. Juni 1885 Sydney; ihr europäisches Personal war vollzählig und in vollkommener Gesundheit. Auf der Donnerstags-Insel schifften sich die elf Malaien an Bord des „Bonito" ein. Der der Regierung von Queensland gehörende Dampfer „Advance" begleitete den „Bonito" bis zur Insel Bampton, an der Mündung des Fly-Flusses. Der ehrenwerte John Douglas, Resident auf der Donnerstags-Insel, und der ehrwürdige Herr MacFarlane, Missionar auf Neu-Guinea, fuhren der Unternehmung bis Kastow und Sibiaï entgegen und verließen die Mitglieder derselben in bestem Wohlbefinden einige Meilen stromaufwärts von der Mündung des Fly-Flusses, woher die letzten sicheren Nachrichten über das Unternehmen stammen. Etliche Eingeborene der Insel Bampton, welche jüngst Sui, ein Dorf an der Mündung des Fly-Flusses, besuchten, erzählen: sie haben Leute von Samiut sich rühmen hören, alle Weißen erschlagen zu haben, deren Köpfe sie zu Hause verwahrten. Auf diese Kunde hin schickten die Katecheten (einheimischen Neubekehrten) von Bampton mehrere Eingeborene ab, um sich nach jenen Vorgängen zu erkundigen. Diese begaben sich in ein Dorf bei Samiut und erfuhren aus dem Munde einer dortigen Frau, daß alle Mitglieder der Expedition erschlagen worden seien und daß ihre Köpfe und das Walboot sich zu Samiut befinden. Die Sendlinge der Mission sahen Leute, welche frischpolierte und rostfreie Tisch- und Bowiemesser in ihrem Besitz hatten. — Dies sind die eingelaufenen Nachrichten. Obwohl man denselben in Sydney aus verschiedenen Gründen keinen vollen Glauben schenkt, so haben sie doch natürlich eine große Aufregung hervorgerufen. Man hat die nötigen Veranstaltungen getroffen, um ein Kriegsschiff nach dem Fly-Flusse zu schicken und eine genaue Nachforschung in Samiut einzuleiten, worauf man dann den erhaltenen Weisungen gemäß verfahren wird."

Glücklicherweise erwiesen sich diese Nachrichten als falsch, denn nach neueren zuverlässigen Berichten sind alle Mitglieder der Unternehmung, welche man schon verloren geglaubt hatte, am 23. November v. J. wohlbehalten auf der Rückreise in Cooktown in der Kolonie Queensland eingetroffen, mit Ausnahme eines einzigen von den elf Malaien, welcher im Verlauf der Reise gestorben war. Die Expedition war den Fly-Fluß auf eine Strecke von etwa 400 e. Mln. hinangefahren bis zu dem Gebiet, das jüngst unter den Schutz des Deutschen Reiches gestellt worden. Auf eine Entfernung von ungefähr 200 e. Mln. von der Südküste hat die Expedition einen wichtigen Zufluß des Fly entdeckt, welchem man den Namen Strickland gegeben hat (nach dem dermaligen Vorsitzenden der Geographischen Gesellschaft in Sydney, Herrn E. Strickland). Das Gebahren der Eingeborenen war feindselig und die Unternehmung war mehrfach genötigt, auf dieselben zu schießen. (G. g.)

Kleinere Mitteilungen.

Bemerkungen zur Flora und Fauna der Nikobaren-Inseln.

Das allen Inseln des Nikobaren-Archipels gemeinsame Klima müßte eigentlich auch eine gemeinsame Flora bedingen, und die sich dessenungeachtet ergebenden Unterschiede finden daher in dem vielfachen Wechsel der geognostischen Beschaffenheit des Bodens ihre Erklärung. Die größte Entwickelung der Fruchtbarkeit zeigt sich auf den Inseln, welchen die früher beschriebene Braunkohlen-Formation eigentümlich ist. Groß- und Klein-Nikobar, Kattschall und sämtliche kleinere, zu diesem System gehörige Inseln sind, mit Ausnahme einiger sehr steilen Abhänge, überall mit Wald bedeckt, in dem die Ficus-Arten die Oberhand haben. Nächst diesen sollen die Dipterocarpen unter den größeren Bäumen am häufigsten sein; diesen schließen sich Terminalia an. Bauhinia, Clerodendron, Boehmeria, Celtes, Baryngtonia speciosa, Hernandia ovigera schmücken diese Wälder. Wo die Berge ohne dazwischenliegendes Alluviallaud sich bis zum Meere erstrecken, findet man Casuarinen häufig. Laubholz ist diesen Inseln vorherrschend eigentümlich, während die üppige Palmenvegetation auf den nördlichen Inseln auftritt. In dem feuchten Schatten der mächtigen Blätterkronen wuchern Lycopodium elegans, Lycopodium phlegmaria, Polypodium nidus und zahllose Schlingpflanzen, namentlich aus den Familien der Asclepiaden und Bignonien, zu denen sich schlingende Cissus, Cissampelos, Ficus, Menispermum, Tournefortia, Cassyta gesellen. Aus den Palmen dieser südlichen Inseln erwähnen wir die Spezies Calamus, Calamus regis Daniae (Kamphövener). Unter den Gräsern

sind Panicum, Eleusine, Acrostichum am meisten vertreten. Auf den Inseln Nangkoory, Kamorta und Trinket, mit ihren plutonischen Bildungen, tragen die Thonhügel meist nur Gras, während der Wald teils die plutonischen Hügel, teils die Thäler zwischen jenen bedeckt. Ficus, Euphorbiaceen, Acanthaceen, Apocyneen, Laurineen, Leguminosen und am Rande der steilen Meeresabhänge Casuarinen sind die vorherrschenden Familien. Die Gräser gehören den Gattungen Panicum, Agrostis, Eleusine, Chloris, Paspalum, Mariseus, Gynerium, Andropogon, Fimbristylis, Kyllingia, den Sacharineen und den sclerienartigen Cyperaceen an. Viel allgemeiner als den südlichen Inseln sind den nördlichen die strauchartigen Pflanzen; dahin gehören Melastomen, Jasminen, Mimosen, Cassien, Ixoren, Ardesien, Malvaceen, Solaneen. Pandaneen und Palmen findet man im Walde wie auf den waldlosen Stellen. Zalacca, Areca catechu, Areca nibong sind überall verbreitet. Die isolierte Lage der Inselgruppe, das geringe Areal der einzelnen Inseln läßt schon eine Armut an Säugetieren vermuten. Eine kleine langschwänzige Affenart ist in den Wäldern der südlichen Inseln heimisch; auf Komorta, doch nur auf dieser, lebt eine große Büffelart. Die Schweine, welche im Walde herumlaufen, scheinen verwilderte und ursprünglich von den Eingeborenen gehaltene zu sein. Nager, besonders Mäuse und Ratten, sind häufig und die Höhlen der südlichen Inseln wimmeln von Fledermäusen. Reicher sind die Inseln an Vögeln. Unter den artenreichen Familien der Columbae zeichnet sich besonders Caloenas nicobaricus aus. Psittacus, Gracula, Totanus, Numenius, Charadrius sind die Gattungen, welche am zahlreichsten vertreten sind. Auf den südlichen Inseln und Kattschall tritt Crocodilus biporcatus auf. Unter den Schlangen findet man die Gattungen Python, Trigonocephalus (?). Termiten und Ameisen sind in ungeheurer Menge verbreitet, ebenso die Arachniden, besonders die Gattungen Epeira und Thomisus. Weniger allgemein sind Skorpione und Skolopender. Am zahlreichsten von allen Tierklassen zeigt sich die der Krustaceen, Mollusken und Polypen.

Damian Gronen.

*** Neue Einzelheiten über die Ermordung der Porro'schen Expedition.**

Der kühne Mailänder Reisende Alberto Pogliani, der im Jahre 1879 sich zuerst nach Harrar wandte, ist am 26. Mai in Genua angekommen und hat eine sehr interessante Nachricht mitgebracht. Gaetano Sacconi aus Piacenza, von welchem man glaubte, er sei mit der Porro'schen Expedition erschlagen worden, ist noch am Leben. Pogliani erzählt, er habe selbst anfangs dieser traurigen Kunde Glauben beigemessen, allein er hat seither erfahren, daß Sacconi von dem Emir von Harrar als Geisel zurückbehalten worden ist, welcher ihn am Ende freigab, und so befindet sich Herr Sacconi dermalen in Dschaldezzah. Herr Pogliani hat dem Mailänder „Secolo“ nachstehende Einzelheiten über den Tod des Grafen Porro mitgeteilt: Im Augenblick der Niedermetzelung gelang es dem Grafen Porro, obwohl er von zwei Kugeln in die Schulter getroffen war, aus dem Handgemenge zu entkommen; er spornte sein Pferd zur äußersten Eile und es gelang ihm, den Mördern zu entwischen. Nachdem er aber in einem dichten Gehölz umhergeirrt war, vermochte er den Ausweg aus demselben nicht mehr zu finden. Die furchtbare Niedermetzelung seiner Gefährten hatte ihn so sehr erschüttert, daß er sich nicht mehr zu orientieren und keinen sichern Weg zur Rettung mehr finden konnte. Da er sich jedoch gerettet wähnte, machte er Halt, um seine Wunden zu verbinden, welche reichlich bluteten. Nachdem er also abgestiegen war und sein Pferd an einen Baum gebunden hatte, versuchte er, sich so gut wie möglich zu verbinden. Von Blutverlust erschöpft und sehr ermüdet, wollte er sich etwas ausruhen, streckte sich am Fuße eines Baumes nieder und dachte über die Mittel nach, wie er aus dieser verwünschten Oertlichkeit entkommen könne. Ein Hirt der Jasa-Somali sah ihn, näherte sich ihm und stieß ihn mit seinem Speere an, um zu sehen, ob er lebend oder tot sei. Graf Porro, halb ohnmächtig, zog seinen Revolver und schoß auf den Hirten die beiden Schüsse ab, welche noch geladen waren. Der Somali parierte sie mit seinem Schilde und stieß dem Grafen den Speer in die Brust. Porro stieß einen Schrei aus und fiel um; nun ergriff der Hirte sein kurzes Schwert und wollte ihm den Gnadenstoß geben, aber Porro erfaßte ihn am Arme und nun rangen beide mit einander, bis andere Somali dazu kamen, welche den unglücklichen Grafen Porro vollends mit Lanzenstößen töteten. Dies erfuhr Sacconi von einem Somali und teilte es Pogliani mit.

Der Kohlenreichtum der Vereinigten Staaten.

Es gibt in den Vereinigten Staaten sieben Kohlenfelder von sehr verschiedener Größe in dem östlich vom Felsengebirge gelegenen Teile. Die zunächst zu nennenden beiden kleinsten Gebiete haben bisher den größten Teil der amerikanischen Kohlenproduktion geliefert. 1. Das Neu-England-Becken. Es liegt in Massachussetts und Rhode-Island und wird auf 750 Q.-Mln. geschätzt. Die Maximaldicke ist 23 Fuß. Bleihaltiger Anthrazit bildet die Masse. 2. Das Anthrazit-Bassin von Pennsylvanien. Dasselbe umfaßt nur 472 Q.-Mln., liefert aber die meiste der in den Industriedistrikten der Nordost-Staaten verbrauchten vorzüglichen Kohle und versorgt auch die Dampfschiffe der Häfen damit. 3. Das große Appalachian-Kohlenfeld erstreckt sich über acht Staaten, und hat in Pennsylvanien 12,302 Q.-Mln., in Maryland 550 Q.-Mln., in Ohio 10,000, in beiden Virginien 16,000, in Kentucky 8983, in Tennessee 5100, in Georgia 170, in Alabama 6000 Q.-Mln., Summa ca. 60,000 e. Q.-Mln. Die Mächtigkeit der Schichten geht bis zu 60 Fuß. Der Ohio durchfließt es von seiner Quelle bis zu Portsmouth in Ohio. Es erstreckt sich von der Quelle des Ohio im Norden bis Tuscalosa am Alabama-Flusse. 4. Das Michigan-Bassin ist 6700 Q.-Mln. groß und liegt wie ein Ei in der Mitte dieses Staates, südwestlich von der Sagenaw-Bay des Huronen-Sees, die es zum Teil einschließt, wodurch es Wasser-Kommunikation gewinnt. 5. Das Illinois-Bassin ist 47,188 Q.-Mln. groß und reicht von Rock Island am Mississippi in Wiskonsin bis Jefferson am Rock-Flusse, von Lafayette in Indiana und Mitchell ebenda bis Mascoutah in Illinois. Es kann somit den Westen und Nordwesten der Union mit Kohle versorgen. Der äußerste Westen hat aber noch ein eigenes gewaltiges Kohlenbassin: 6. Das Missouri-Bassin, welches 18,000 Q.-Mln. groß ist und und mit dem Texas-Bassin von 6000 Q.-Mln. im Zusammenhange steht Es liegt in der südwestlichen Hälfte von Jowa, greift westlich in Nebraska ein, füllt halb Kansas und einen Teil von Nordwest-Missouri, verbreitet sich in das Indian-Territory und in Arkansas bis Little Rock. Am oberen Red River berührt es das Texas-Bassin, das südlich bis San Antonio reicht. Somit hat die Union in allen Hauptteilen großartige Kohlenfelder, die der Industrie daselbst nahe den billigen Brennstoff liefern können.

D. Gronen.

Litteratur.

* Steub, Dr. Ludwig: Zur Namens- und Landeskunde der deutschen Alpen. Nördlingen, C. Beck'sche Buchhandlung, 1885. — Der gemütvolle humoristische Kenner und Schilderer der deutschen Alpenwelt, Dr. L. Steub, hat von jeher ein besonderes Interesse für die Entwickelungsgeschichte und die Namen der Alpendörfer und ihrer Bewohner bethätigt und dieser Vorliebe verdankt das vorliegende hübsche Büchlein seine Ent-

stehung. Steub hat die verschiedenen Essays und Abhandlungen, welche er im Laufe seines langen fleißigen Lebens bei verschiedenen Veranlassungen ausgearbeitet und in Zeitschriften herausgegeben, hier zu einem Ganzen vereinigt und damit die Anfänge einer interessanten kulturgeschichtlichen Forschung und die Anregung zu weiteren derartigen Untersuchungen, sowie die Direktive zur Veranstaltung von solchen und zur Fortarbeit gegeben. Der Freund der Alpenwelt findet in diesen einzelnen Aufsätzen mannigfache anziehende Belehrung und Anregung und vielseitige merkwürdige und lehrreiche Aufschlüsse, so z. B. über die Entwickelung der deutschen Alpendörfer, über ihre Namen und deren Rechtschreibung, über die oberdeutschen und tirolischen Familiennamen, von denen so viele auf romanischen und ladinischen Ursprung weisen, über die tirolischen Weistümer, das Deutschtum in Welschland, über die romanischen Ortsnamen im Herzogtum Salzburg und seiner Nachbarschaft, über die Ortsnamen in Oberbayern u. s. w. Auch in diesem Werkchen bethätigt Steub wiederum die Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Findigkeit des tüchtigen Forschers und seine ansprechende Originalität der Darstellung.

* Huber, Dr. F. C.: Die Ausstellungen und unsere Exportindustrie. Stuttgart, Paul Neff, 1886. — Wir sind in den jüngsten vier Jahrzehnten mit Ausstellungen größten und mittleren Umfanges buchstäblich überflutet worden, welche gleichwohl die Erwartungen nicht erfüllt haben, die man für die Hebung des Exportes und die Förderung unserer industriellen Thätigkeit davon erwartete. Die Leistungsfähigkeit unserer Industrie und das Streben nach Schönheit und Vervollkommnung unserer gewerblichen Erzeugnisse sind ohne Frage in diesem Wettbewerb der Nationen durch die Ausstellungen gefördert worden, die Ausstellungen sind eine unumgängliche Notwendigkeit — ein notwendiges „Uebel", wie manche sagen — geworden, aber der direkte und reelle greifbare Vorteil für unsere produktive Industrie ist ausgeblieben oder kommt speziell nur von den perennierenden Ausstellungen unserer Handelsmuseen und Export-Musterlager her. Diese vielfach schmerzlich gefühlte Thatsache konstatiert und weist der Verfasser des vorliegenden Werks, mehrjähriger Sekretär der Stuttgarter Handelskammer, in diesem Buche nach und führt sie auf ihre verschiedenen Ursachen zurück. Gleichzeitig aber zeigt er auch den Weg zur Reform, zu einer richtigen und rationellen Organisation derselben; er legt die von ihm gesammelten Erfahrungen und Anschauungen über Ausstellungswesen und deutsche Industrie dar und regt Vorschläge zur Hebung unseres Exports wie zu einer einheitlichen Ausstellungspolitik an, welche den Industriellen, den Kaufmann, den Exporteur, den Volkswirt, den Staatsmann und Parlamentarier, den Handelsgeographen und -Statistiker in hohem Grade interessieren werden. Das Werk ist somit ein eminent zeitgemäßes, das weit mehr leistet als sein Titel verspricht, und auf die verschiedensten Gebiete des öffentlichen, industriellen und merkantilen Lebens sich erstreckt und das wir somit vom wissenschaftlichen Standpunkt aus, wie von dem des praktischen Lebens, als hoch bedeutsam empfehlen dürfen.

* *William Gisborne:* New Zealand Rulers and Statesmen, 1840 to 1885. London, Sampson, Low and Co. — Wer sich mit der Geschicht der Kolonie Neu-Seeland, deren Gründung durch die New Zealand Company unter Kolonel Wakefield in das Jahr 1840 fällt, gründlich bekannt machen will, dem empfehlen wir dieses nach den zuverlässigsten Quellen bearbeitete Werk an erster Stelle. Den wichtigsten Staatsmännern sind Photographien beigegeben. Rühmend werden die vielen guten Eigenschaften der Eingeborenen, Maoris, hervorgehoben, und der Verfasser bedauert, daß der Untergang auch über ihnen schwebt. Gr.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 30. Stuttgart, 26. Juli. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6 II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die Zukunft der deutschen Auswanderung nach Süd-Amerika.

Die geringen Aussichten, welche sich in diesem Augenblick den deutschen Auswanderern in den Vereinigten Staaten darbieten, warnen vor der Uebersiedelung dahin und lenken, da eine erhebliche Abnahme der Auswanderungslust noch nicht wahrzunehmen ist, beinahe mit Naturnotwendigkeit die Aufmerksamkeit unserer Auswanderungslustigen auf die außertropischen Länder der südlichen Hemisphäre der neuen Welt. Der Beweis, daß dort der Deutsche ein gedeihliches Fortkommen findet, ist geliefert: einige Hunderttausend Deutsche haben in Südbrasilien nicht nur eine behagliche neue Heimat gefunden, sondern auch dort ihr Deutschtum erhalten und deutsche Kultur dorthin getragen. In Uruguay und den verschiedenen Provinzen der Argentinischen Republik ist die deutsche Einwanderung im Steigen begriffen und mit ihr wächst die Achtung der einheimischen Bevölkerung vor der deutschen Nation, deren Vertreter sich bald durch Fleiß, Genügsamkeit und Zusammenhalten die Achtung der Eingeborenen und Ansehen und Einfluß erringen. Auch in Paraguay versuchen von Jahr zu Jahr mehr deutsche Einwanderer ihr Heil, obwohl nach den Berichten von Augenzeugen die Ansiedelung der ersten deutschen Kolonisationsgesellschaft durch schlechte Wahl der Oertlichkeiten und unkaufmännische Leitung keine sehr ermunternden Erfolge erzielt hat. Allein es macht sich schon jetzt bemerklich einerseits, daß die deutsche Einwanderung nach jenen Ländern des außertropischen Südamerika den deutschen Manufakten einen sichtlich zunehmenden Absatz verschafft hat und daß der deutsche Handel dort breiteren Boden gewinnt, und andererseits, daß durch die dort angesiedelten Deutschen die Tauglichkeit von Boden und Klima für die germanische Rasse erwiesen wird und daß unsere dortigen Deutschen das Land und seine Zustände, Hülfsquellen und Bedürfnisse immer besser kennen lernen und bemüht sind, ihre Freunde und Bekannten dorthin zu locken und ihnen die Niederlassung nach Kräften zu erleichtern.

Wie viel in dieser Richtung zu Gunsten Südbrasiliens geschieht, um einen Arm von dem Strom der deutschen Auswanderung nach den Provinzen Rio Grande do Sul, Santa Catarina u. a. zu leiten, dürfen wir als bekannt voraussetzen, denn hierüber besteht ja bereits eine eigene Litteratur. Wer sich nur irgend für jene Länder interessiert, der findet in den älteren und neueren Schriften von C. v. Koseritz, Blumenau, G. Stutzer, H. A. Gruber, Dr. H. v. Jhering, Dr. W. Breitenbach u. a. m. genügende Belehrung und kann, wenn er die nötigen Geldmittel, Mut, Thatkraft und Arbeitsamkeit besitzt und sich der Landwirtschaft widmen will, schon jetzt die Uebersiedelung dorthin wagen, selbst wenn er dort noch keine Anknüpfungspunkte durch Freunde und Verwandte besitzt. Er wird dort bei Geduld und Ausdauer jedenfalls prosperieren und bald die Ueberzeugung gewinnen, daß jene Provinzen einer bedeutenden Zukunft entgegengehen, wovon später noch ein mehreres. Es sind verschiedene Unternehmungen

im Werke, um dort für deutsche Kolonisationsgesellschaften oder Konsortien größere Landstriche anzukaufen und durch Auswanderungs-Gesellschaften zu besiedeln; Prinz Friedrich von Hohenlohe-Oehringen hat im vorigen Jahre Südbrasilien eigens zu dem Zwecke bereist, aus eigener Anschauung geeignete Oertlichkeiten kennen zu lernen und einen größeren Landkauf anzubahnen, und seit kurzem ist C. v. Koseritz, der um die deutsche Kolonisation in Südbrasilien und um die Erhaltung des Deutschtums daselbst hochverdiente Herausgeber der „Deutschen Zeitung" in Porto Alegre, in Deutschland angekommen, um für die deutsche Ansiedelung in Südbrasilien zu werben und zu wirken. Niemand ist geeigneter, jenes Land zu schildern und zu empfehlen, als Herr v. Koseritz, der es aus fünfunddreißigjährigem Aufenthalt daselbst kennt und unbestreitbar in anerkennenswerter Aufopferung seither die deutschen Einwanderer mit Rat und That unterstützt und sich um die gelungene deutsche Ansiedelung daselbst ein hervorragendes Verdienst erworben, zu der gedeihlichen Entwickelung derselben und zu den geordneten Zuständen daselbst am wesentlichsten beigetragen hat.

Aber nicht in Südbrasilien allein entfaltet sich das deutsche Element mit solchem Erfolg. Erst vor wenigen Wochen hat die im Jahre 1882 in Leipzig gegründete Kolonisationsgesellschaft für die Provinz Misiones im Staate Corrientes (Argentinische Republik) ihren Rechenschaftsbericht herausgegeben (wir werden auf denselben noch ausführlicher zurückkommen), wonach dieselbe, die sich vorwiegend mit der dort üblichen und leicht zu betreibenden Viehzucht im Großen beschäftigt, trotz aller mit dem Beginn eines solchen Unternehmens verbundenen Schwierigkeiten und Unkosten schon im ersten Betriebsjahre eine Dividende von acht Prozent zu gewähren imstande war und bereits einen auf mehr als 130,000 Mk. gewerteten Bestand an Hornvieh und ein hübsches Vermögen an Land besitzt — ein unwiderleglicher Beweis für die Möglichkeit, daß ein solides, mit dem erforderlichen Kapital versehenes und mit Umsicht und kaufmännischem Geiste geleitetes Unternehmen dort prosperieren muß. Die Provinz Misiones, einst von den Jesuiten gegründet und mit einer Menge von Niederlassungen, sog. Reducciones, besiedelt, eignet sich vorzugsweise zum Estancia-Betrieb, d. h. zur Viehzucht, teilweise auch zum Ackerbau, der aber gegenwärtig nur auf Befriedigung des einheimischen Bedarfs angewiesen ist, weil es noch an Verkehrsmitteln fehlt. Allein dort ist noch Raum genug für einige Hunderttausend Ansiedler, ein guter Boden, ein gesundes Klima und die Möglichkeit, die gewonnenen Erzeugnisse auf den großen schiffbaren Strömen Paraná und Uruguay welche auf einer langen Strecke diese Provinz beiderseits begrenzen, dem Weltmarkt zuzuführen. Die meisten der genannten Reducciones sind im Lauf des jüngsten Jahrhunderts aufgegeben und verödet, aber noch an Spuren und Trümmern zu erkennen und leicht und mit Erfolg der Kultur wieder zu erobern, da sie schon ursprünglich auf ganz vorzüglichen, glücklich gewählten Punkten angelegt waren.

Aehnlich verhält es sich mit dem übrigen Argentinien, dessen ungeheure Ausdehnung bei ziemlich günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen und dem Vorhandensein mächtiger Ströme noch Ellbogenraum für viele Millionen Ansiedler darbietet. Wenn dorthin sich der Strom der deutschen Auswanderung ergießt, wenn deutsche Intelligenz, Kultur, Ausdauer, Sparsamkeit, Genügsamkeit, Thatkraft und Fleiß sich dort geltend machen, so wird das germanische Element binnen weniger Menschenalter das träge, verbummelte, verlotterte spanische und farbige Kreolentum überragen und eine neue solide und stramme Ordnung der Dinge einführen. Die dortigen Deutschen werden den Ueberfluß ihrer Naturerzeugnisse auf deutsche Märkte werfen und ihre Bedürfnisse an Manufakturwaren von Deutschland beziehen, denn jene Länder werden vorwiegend Agrikulturstaaten bleiben und ihre Bedürfnisse werden sich mit dem wachsenden Wohlstand vervielfältigen und dem deutschen Handel und der deutschen Schifffahrt einen mächtigen Aufschwung geben.

Was Argentinien dem Einwanderer schon jetzt bietet, darüber gibt die treffliche Schrift von Konsul **Karl Beck-Bernard**: „**Argentinien**", Gera, Weltpost-Verlag, Paul Gensel, eingehende Belehrung. Was dort aber noch nicht eingehend geschildert ist, das sind die neuen Gebiete im Gran Chaco, welche die Regierung der Argentinischen Republik dermalen der Kultur zu eröffnen bemüht ist, indem sie dieses unabsehbare Gelände wissenschaftlich erforschen und namentlich die zwei großen, das Gebiet von Nordwest nach Südost durchfließenden und sich in den Paraguay ergießenden Ströme, den Rio Vermejo und Rio Pilcomayo, auf ihre Schiffbarkeit untersuchen läßt. In beider Richtung hat man bisher nur günstige Resultate erzielt. Der ganze ebene und wellenförmige Landstrich zwischen dem Vermejo und dem Pilcomayo, ein Gebiet, das an Flächenraum dem gesamten Deutschen Reiche nahe kommt, ist dermalen nur von einigen nomadischen Stämmen von Eingeborenen bewohnt, welche früher den Weißen sehr feindlich waren und vorwiegend von dem Ertrag ihrer Raubzüge in die benachbarten besiedelten Länder lebten. Der Schrecken, welcher diese wilden Reiter- und Räuberstämme der Tobas u. s. w. umgab, hat nun aufgehört; diese Indianer sind im jüngsten Jahrzehnt zahmer geworden und einigermaßen in Schach gehalten; Kriege und Seuchen haben ihre Reihen gelichtet und ihnen auch die kriegerische Ueberlegenheit der Weißen dargethan; sie sind minder eifersüchtig auf ihr Jagdgebiet und wo nicht pazificiert, doch zur Vorsicht gezwungen, wie sie denn im bolivianischen Teile des Chaco bereits durch die begonnene Besiedelung zurückgedrängt und zur Ruhe verwiesen sind. Dieser Gran Chaco, eine Art Fortsetzung der Pampas, aber mit vielem und stellenweise üppigem Baumwuchs,

hat nur wenige sumpfige Gegenden, ist gesund, hat ein mildes Klima, demjenigen von Südeuropa ähnlich, und einen fruchtbaren Boden, namentlich da, wo Wasser vorhanden, und ist zu Viehzucht und Ackerbau vorzüglich geeignet. Dies haben die verschiedenen Forschungsexpeditionen dargethan, welche die argentinische Regierung unter der Leitung von Offizieren, unter militärischer Bedeckung und mit einem Stabe französischer, deutscher, englischer und einheimischer Gelehrten in den jüngsten Jahren nach dem Chaco gesandt hat und deren wir in diesen Blättern mehrfach erwähnt haben — Forschungsreisen, zu denen, wie man uns versichert, Professor Hermann Burmeister in Buenos-Ayres, unser verdienter Landsmann, zumeist die Anregung gegeben hat. Die gegenwärtige Regierung legt auf diese Forschungsreisen großen Wert und ist für den Gedanken gewonnen, jenes Gebiet über kurz oder lang der europäischen Auswanderung zu öffnen. Dies entnehmen wir den uns mitgeteilten Briefen eines jungen Deutschen, welcher mehrere dieser Expeditionen mitgemacht hat. Er schreibt: „Die Konfiguration des Landes hat mich vielfach an die Lombardei und an die Po-Ebene erinnert. Wir haben weite Strecken, wo die dichte wilde Vegetation, das Gestrüpp das uns bis zum Sattelknopf reichte, auf eine gewaltige Humusschicht, einen noch jungfräulichen Boden deutete. Andere Strecken zeigten einen Boden, der an denjenigen der Magdeburger Börde erinnerte und unwillkürlich auf den Gedanken brachte: was könnte bei einer nur einigermaßen sorgfältigen Kultur aus diesem Lande werden, wie viele Millionen deutscher Bauern würden hier ihr herrliches Auskommen finden? Immer mehr drängte sich mir der Gedanke auf, dieses Land könnte dem Ackerbau und der Besiedelung dieselben Vorteile bieten, wie die Präriestaaten Nordamerika's. Was wäre aus diesem Lande geworden, wenn vor dreihundert Jahren der fleißige, geduldige Deutsche anstatt des faulen, räuberischen und grausamen Spaniolen sich hier angesiedelt hätte? Wir sind Tage-lang geritten, ohne auch nur einen faustgroßen Stein zu sehen, dagegen in den Bodensenkungen und auf den Erhöhungen oft Gruppen und lichte Wäldchen von stattlichen Bäumen. Das Land ist selbst im Innern und ziemlich entfernt von den Flüssen nicht ganz wasserarm. In den Depressionen fanden wir mit dem Schraubebrunnen oft schon bei vier oder fünf Fuß reichlich Wasser, auf den Hügelwellen allerdings tiefer, aber nur an wenigen Stellen fehlte es gänzlich und überall fand sich eine mächtige Schicht dunklen Humus, mehr oder weniger sandigen Lehms. Es gab Stellen, wo wir durch Dickichte von Sonnenblumen und ähnlichen Gewächsen uns durcharbeiten mußten, deren Stengel durchschnittlich 3—4 m. hoch waren und so dicht standen, daß unsere Pferde sich im Schritt hindurch zwängen mußten — eine Geduldsprobe für den einheimischen Reiter, der beinahe keine andere Gangart kennt als gestreckten Galopp. . . . Alles in allem konnte ich mich der Idee nicht entschlagen: dieses Land ist wie für die deutsche Besiedelung prädestiniert. Diese mächtigen Flüsse, dieses wellige Land, wo man ohne Mühe, ohne Durch- und Einschnitt, ohne Aufdämmungen und Ueberbrückungen, ohne Tunnels Eisenbahnen von 400 bis 500 Km. Länge bauen könnte! . . ."

Unser Landsmann verhehlt sich aber auch die Schwierigkeiten nicht, die selbst unter günstigen Auspizien die Ausfuhr der Produkte dieser Zone haben würde. Die einzig bedeutenden Ausfuhrhäfen und Emporien für das unabsehbare Gebiet dieses Teils von Südamerika sind Buenos-Ayres und Montevideo, im Durchschnitt mehr als zehn Breitegrade südlicher gelegen, allerdings durch die mächtige Wasserstraße des Paraguay, Paraná und La Plata verbunden, auf deren Gewässern aber die Schifffahrt noch in ihren Anfängen steht, selbst wenn der Salado, Vermejo, Pilcomayo, Yobebiri u. s. w. mit Dampfern befahren sein werden. Diese Entfernung von den Ausfuhrhäfen und die dadurch bedingte hohe Fracht sind ja seither auch dem wirtschaftlichen Aufschwung des fruchtbaren, aber durch Krieg entvölkerten Staates Paraguay hinderlich gewesen, denn welche Produkte können lohnend werden und auf dem Weltmarkt mit denen der günstiger gelegenen Gegenden konkurrieren, wenn sie schon bis zum Ausfuhrplatze hohe Frachtspesen erleiden?

Allein dies wird in wenigen Jahrzehnten anders werden. Es hat sich in aller Stille ein Konsortium von einigen reichen Aristokraten und Finanzmännern gebildet, das sich mit einem kühnen Plane von großer Tragweite trägt. Wie wir unter der Hand erfahren, sind zwei tüchtige junge Ingenieure im Begriff, sich nach Südamerika einzuschiffen und auf Kosten jener Gesellschaft eingehende Studien über die Möglichkeit der Anlage einer Eisenbahn[1] zu machen, welche ungefähr unter dem 29.° s. Br. von einem zu einem Hafen geeigneten Punkte der Ostküste zunächst bis San Francisco de Borja oder Itaqui am Uruguay und von da quer durch das Territorium de las Misiones Occidentales an einen geeigneten Punkt am Paraná führen soll, in Luftlinie eine Strecke von 600 bis 650 m., welche der Landkarte nach keine bedeutenderen Terrain-Schwierigkeiten bieten und unter der Hand von Amerikanern ein Kinderspiel sein würde. Der scheinbaren Kühnheit dieses Unternehmens stehen aber unberechenbare Vorteile gegenüber. Diese Eisenbahn würde alle Hülfsquellen der Provinz Rio Grande do Sul, des Territoriums Misiones, des größten Teiles der Provinz Corrientes und eines großen Teiles von Paraguay erschließen und würde sich leicht bis Asuncion fortsetzen lassen. Die Eisenbahn würde zur rascheren Besiedelung der genannten Gegenden beitragen und den ganzen Handel in den Becken und Stromgebieten des oberen Uruguay und Paraná und des Paraguay mächtig heben und ihre segensreichen Wir-

[1] Neben der bereits bestehenden und begonnenen Bahn?
A. d. Red.

kungen bis in den Chaco hinein erstrecken. Die Erzeugnisse eines ungeheuren Flächenraums würden mit Umgehung des Zwischenverkehrs von Buenos-Ayres, Montevideo, Corrientes 2c. direkt der Ostküste zugeführt und so dem europäischen und, wie wir hoffen, namentlich dem deutschen Handelsverkehr näher geführt. Es wäre eine der segensreichsten und tiefgreifendsten Umwälzungen im ganzen wirtschaftlichen Zustand von Südamerika, eine Neuerung von unabsehbarer Tragweite auch für unseren deutschen Handel und unsere Auswanderung. Die Entwickelung der Vereinigten Staaten zeigt uns ja zur Genüge, wie viel eine solche Eisenbahnlinie zur Hebung der Besiedelung, des Wohlstandes und des Handels eines Landes beitragen kann. Wir können nur aus vollster Seele wünschen, daß diese großartige und kühne Idee sich bald verwirklichen möge, was ja in unseren Tagen kein Ding der Unmöglichkeit mehr ist!

Von welcher hohen Bedeutung überhaupt Südamerika für die Zukunft und die Bedeutung des deutschen Handels und der deutschen Industrie werden kann, das wird leider bei uns noch nicht klar genug eingesehen. Aber der erste Schritt ist gethan: unsere deutschen Waren und Fabrikate gewinnen in den südamerikanischen Staaten, besonders in Argentinien und Uruguay immer mehr Kredit und haben eine Zukunft, besonders wenn es unseren deutschen Handelshäusern gelingt, ihre Konkurrenten, in Buenos-Ayres die Engländer und Franzosen, in Montevideo die Italiener, zu überflügeln. Um die Möglichkeit einer derartigen erfolgreichen Konkurrenz darzuthun, geben wir nachstehend ein Zitat aus einer der neuesten Nummern der „Revue commerciale maritime et financière de Montevidéo.“ Dort ist zu lesen:

„Die französischen Möbel, welche lange Zeit auf unseren Märkten in hohem Ansehen standen, haben seit einigen Jahren viel von ihrer Wichtigkeit verloren. Die Möbel in laufenden und gewöhnlichen Qualitäten von französischer Fabrikation haben in unseren Gegenden früher einen großen Absatz gefunden, welchen jedoch seit einiger Zeit verschiedene Ursachen beeinträchtigt haben. Zuerst hat sich der lokale Gewerbefleiß sehr entwickelt und ist dahin gediehen, daß er zu ziemlich niedrigem Preis und unter Nachahmung französischer Muster alle Möbel der gewöhnlichen Art liefert. Dieser Gewerbszweig ist in Montevideo beinahe ganz in italienischen Händen und man bemerkt schon leicht die Verminderung in der Einfuhr französischer Möbel.

„Andererseits hat Deutschland in diesem Artikel, wie in vielen anderen, seine Erzeugnisse hier vorzuführen gesucht und eine Menge Möbel, hauptsächlich in vollständigen Ausstattungen von Schlaf- und Speisezimmern, hierher geschickt. Obwohl ihnen vielfach die französischen Modelle zum Muster gedient haben, merkt man den deutschen Möbeln immer ihren Ursprung an: sie sind schwer, massig, wenig elegant, suchen aber durch ihr Aussehen und ihre Solidität Effekt zu machen und können billiger verkauft werden als die Pariser Möbel. Den Hamburger Möbeln ist es sogar gelungen, sich auf unserem Markt Bahn zu brechen und sich eine gewisse Wertung zu verschaffen. Die Hamburger Waren haben nicht die Transportkosten bis zum Einschiffungsplatz zu tragen (welche in Frankreich bekanntlich ziemlich hoch sind); die Verpackung ist sehr wohlfeil, besonders wenn man sie mit dem vergleicht, was man in Paris bezahlen muß, so daß der Unterschied im Preis ernstlich ins Gewicht fällt, abgesehen von dem Preis der Handarbeit, welche die Selbstkosten der Artikel noch verringert. Angesichts all dieser Ursachen ist es daher nicht zu verwundern, daß man die deutschen Möbel hier einen solchen Absatz gewinnen sieht. Nordamerika ist hier schon lange durch eine Spezialität vertreten, die hier guten Absatz findet, nämlich durch Stühle und Sessel, durch Möbel von gefirnißtem Ahorn- und Nußbaumholz und von gebogenem Holze, welche eine große Vollkommenheit erlangt haben. Die Stühle kommen hier auseinandergenommen und in ganzen Schiffsladungen an, sind wegen ihrer Wohlfeilheit allgemein beliebt und trotzen jeder europäischen Konkurrenz.

„Die vorerwähnte lokale Industrie vermag, wenigstens in gewöhnlichen Möbeln, mit dem europäischen Fabrikat leicht zu konkurrieren, denn sie wird durch einen Einfuhrzoll von 40 Prozent des Wertes nach einer alljährlich im Zolltarif aufgestellten Schätzung geschützt. Dagegen vermag der einheimische Gewerbsfleiß in feineren und schön ausgeführten Möbeln den Parisern noch keine Konkurrenz zu machen und diese eleganteren und kunstreicheren Möbel in vollständigen Einrichtungen für Salons, Speise- und Schlafzimmer, sowie die Phantasie- und Ziermöbel finden hier noch immer Liebhaber und erzielen gute Preise. Unseres Erachtens würde es für die französische Möbel-Industrie genügen, wenn sie in ihren Operationen irgend eine Modifikation anbrächte, um die deutsche Mitbewerbung wirksam zu bekämpfen. Man müßte zwar den Geschmack und die Vollendung in den Artikeln beibehalten, ihnen aber ein gutes Ansehen zu geben und in der Herstellung alle möglichen Ersparnisse zu erzielen suchen, den Rabatt beschränken, die Verpackungskosten um vieles vermindern und die Frachtkosten auf ihren tiefstmöglichen Betrag reduzieren, um die üblichen Verkaufspreise zu erzielen und niedrigere Preise als bisher stellen zu können“ 2c.

Dies ist ein bedeutsamer Fingerzeig für unsere Industrie und unseren Handel, und nach der Mitteilung eines Handelshauses in Montevideo könnten die Deutschen daselbst nun auch in Messer- und Eisenwaren, Waffen, Küchengerätschaften, Sattelzeug, Wolldecken, Tafelzeug aus Leinen und Damast, in Spielwaren, kleineren Maschinen, eisernen Ketten 2c. mit den Franzosen und Engländern konkurrieren — lauter günstige Aussichten für die Zukunft, wenn erst die deutsche Einwanderung dort noch höher steigen wird.

Die Seen von Killarney.

Mit einer Illustration.[1]

Im südwestlichen Irland, in der Grafschaft Kerry der Provinz Munster, liegen die Mac Gillicuddy Reeks, die höchsten Bergzüge Irlands, mit dem 3400 Fuß hohen Carn Tual — eine ungemein malerische Region, welche man nicht mit Unrecht die „Irische Schweiz" genannt hat. Am östlichen Fuße der Reeks liegen die herrlichen Seen von Killarney, das landschaftliche Kleinod Irlands, zu welchen wir unsere Leser an der Hand unserer Illustration führen wollen. Von den drei Seen ist der obere (Upper Lake), 178 Hektaren groß, von steilen Felsen umgeben und beinahe eingeschlossen, steht nur durch einen schmalen Kanal, Colman's Eye genannt, mit dem mittleren See, dem Mucroß- oder Tork-Lake (weil er am Fuß des 494 m. hohen Tork liegt), 383 Hektaren groß, in Verbindung, der seinerseits nur durch eine schmale, waldige Landzunge von dem größten und nördlichsten der drei Seen, dem Lough Leane, geschieden wird. Dieser, mit einem Flächenraum von 2080 Hektaren, ist mit zahlreichen Inseln besäet und im Südwesten von malerischen, waldigen Bergen begrenzt (z. B. Shehy Mount, 521 m., Purple Mount, 781 m., ꝛc.) und bietet an seinen Gestaden manche malerische Ruinen von alten Burgen und kirchlichen Bauten. Alle drei Seen haben ihren Abfluß durch den Laune nach der Dingle-Bay. Die Seen sind von Queenstown oder Cork aus in wenigen Stunden mit der Eisenbahn zu erreichen. Soviel im allgemeinen über diese von der Dichtkunst so vielfach und mit Recht gefeierten Seen.

Cork liegt in geringer Entfernung von der malerischesten und angenehmsten Region von Irland, nämlich dem Thale von Blackwater und von den Bergen und Seen von Killarney, welche man leicht mittelst der Eisenbahn erreicht. Zwischen Cork und Mallow passiert man eine wenig interessante Gegend; sobald man aber letztere Stadt erreicht, befindet man sich im Thale des Blackwater, in welchem die Eisenbahn nach Killarney sich hinzieht zwischen felsengekrönten, hie und da von Schluchten zerrissenen Anhöhen und waldigen Hügeln, zwischen denen wasserreiche Flüßchen hervorbrechen. Bald unterscheidet man auch die Gipfel der Berge von Killarney, deren launenhaft zerrissene Kämme sich in der Ferne erheben und in einem warmen Dunste verschwimmen, von dem sich seltsam geformte Piks und Zacken abheben, deren sammettiefe Schatten allmählich durch die ganze Stufenleiter violetter Töne hindurchgehen. Bei ihrem Anblicke gibt man sich erst Rechenschaft von dem Effekt, welchen gewisse englische Landschaftsmaler hervorbringen wollten, und welche denjenigen, die diesen merkwürdigen Anblick noch nie genossen haben, von welchem weder Pinsel noch Feder einen genauen, richtigen Begriff zu geben vermögen, so außerordentlich erscheint.

Killarney ist ein Städtchen von 5200 Einwohnern, das seinen Wohlstand seinen Seen oder seinem See (denn die drei Seen bilden ja nur ein einziges Ganzes, da sie unter einander zusammenhängen) verdankt. Das Städtchen liegt an den Ufern des unteren Sees oder Lough Leane. Auf der dem Städtchen gegenüberliegenden Seite des Sees erhebt sich das Massiv der Berge von Killarney, welche einen Teil der Bergkette bilden, die sich westwärts bis zum Meere hindehnt. Die hauptsächlichsten Gipfel sind diejenigen der Toomirs-Berge, des Purple Mount, welcher sich dahinter erhebt, der Berge Glena, Tork und Mangerton.

Am Fuße dieser malerischen Berge ziehen sich die drei Seen hin. Die Dichter haben sie besungen, die Maler sie gemalt, und die Irländer behaupten mit einer entschuldbaren Uebertreibung, es gebe nichts in der Welt, was sich an Schönheit mit diesen Seen von Killarney vergleichen ließe. Man muß anerkennen, daß die Begeisterung der Einwohner des grünen Erin gerechtfertigt und daß es schwer ist, irgendwo ein so liebliches Fleckchen Erde zu entdecken.

Was den Lough Leane besonders schön macht, das ist die große Menge der dicht mit grünem Pflanzenwuchs bedeckten kleinen Inseln, die aus seinen Gewässern emporragen, und der schön bewaldeten Halbinsel Roß, welche die hübsche gleichnamige Bucht von der größeren des Castle Lough trennt. Die schönste Insel des Sees ist Innisfallen, welche eine merkwürdige Mannigfaltigkeit von Ansichten darbietet. An der einen Seite felsig und steil, ist sie an der anderen wundervoll bewaldet und blütenreich; da und dort erheben sich kleine Anhöhen und bilden anmutige Hügelwellen, zwischen denen reizende, schattige Thäler liegen.

Im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung gründete der heilige Finian der Aussätzige hier ein Kloster, von welchem noch einige Ruinen übrig sind. Später siedelten Augustiner-Mönche sich hier an, stifteten eine Abtei und schrieben Annalen, welche die wertvollsten geschichtlichen Urkunden sind, die man über Irland besitzt und die von seiner ältesten Zeit bis zum Jahre 1319 reichen. Es sind zwei Exemplare dieser Annalen vorhanden; das eine in der Bodley'schen Bibliothek in London, das andere in der Dubliner Universitäts-Bibliothek.

Die Halbinsel Roß, welche man mittelst eines künstlichen Kanals vom Lande abgegraben und zu einer Insel gemacht hat, wahrscheinlich um die Burg besser verteidigen zu können, möchte man einem Blumenkorb vergleichen. Das Schloß, in seinem Aeußeren noch ziemlich gut erhalten, ist im 14. Jahrhundert erbaut worden und gehört den Abkommen jenes O'Donoghue, welcher einst der Herr des Sees und der Inseln war — einer sagenhaften Persönlichkeit,

[1] Aus dem Prachtwerke von P. Villars: „L'Angleterre, l'Ecosse et l'Irlande;" Paris, P. A. Quantin, 1886, dessen wir schon mehrfach erwähnt haben und das durch seinen lehrreichen Text und seine vorzüglichen Illustrationen die Aufmerksamkeit der Freunde der Länder- und Völkerkunde in hohem Grade verdient.

Die Seen von Killarney:
1. der obere; 2. der mittlere; 3. der untere See.

welche nach dem Volksglauben noch heute „umgehen“ und alljährlich am ersten Mai erscheinen, nämlich, der Sage nach, auf einem schneeweißen Pferd über die Seefläche hinsprengen soll. Sein Schloß nimmt alsdann seine frühere Pracht, die Möbel und Tapeten ihre alte Stelle und ihren einstigen Glanz wieder an, Scharen von Dienern drängen sich in den ungeheuren Gängen und gewappnete Männer bewachen die Türme und Zinnen. Der gespenstige O'Donoghue dringt dann wieder in seine Burg ein, die er vom Keller bis zum Speicher untersucht, besteigt dann wieder sein Roß, reitet über das Wasser hin von dannen und verschwindet so plötzlich wie er gekommen ist.

Diese jährliche Besichtigung und Rundschau nimmt er nun schon seit Jahrhunderten regelmäßig vor und muß sie fortsetzen, bis die Reibung der Gewässer des Sees die silbernen Hufscheiben seines Rosses abgenützt hat; dann erst wird er aus jenem tiefen Loch unter dem Wasser des Sees erlöst, welches er bis zu jenem Augeablick gezwungen bewohnen muß.

Die Ufer des Sees sind reich besetzt mit hübschen Villen, reichen Herrengütern und malerischen Dörfern. Die Trümmer der Abtei Mucroß auf der gleichnamigen Halbinsel, welche den mittleren See von dem unteren scheidet, gehören zu den Sehenswürdigkeiten der Gegend. Dieses Franziskaner-Kloster wurde im 15. Jahrhundert gegründet und hat sich lange eines großen Gedeihens und Wohlstandes erfreut. Jetzt liegt es in Ruinen, aber diejenigen Teile desselben, welche noch stehen, das Schiff und der Turm der Kirche und vor allem der Kreuzgang, werden noch sorgfältig erhalten.

Der mittlere oder Mucroß-See ist viel kleiner als der untere, von dem er durch eine Halbinsel geschieden wird, von hübschen Buchten eingeschnitten und von anmutigen Wäldern umgeben, hinter welchen hohe Berge aufragen, deren ungleiche Gipfel in phantastischen Gestalten den Horizont begrenzen.

Ein schmaler, natürlicher Kanal von etwa 3 e. Mln. Länge verbindet diesen See mit dem oberen und verläuft zwischen zwei waldigen Ufern am Fuße des sogen. „Adlernestes", eines riesigen und über 1000 F. hohen Felsens. Auf diesem anfangs vielgewundenen Kanal, dem Colman's Eye, neben welchem teilweise die Straße hinführt, gelangt man endlich nach dem oberen See, welcher schmal und lang und von unregelmäßiger Gestalt ist. Als ein rechter Gebirgssee hat er nicht das lachende Aussehen der beiden anderen, sondern ist ernst, aber weit imposanter wegen seiner Lage inmitten eines Amphitheaters von Bergen, welche ihn vollständig umgeben. Hier sind es der Mount Purple, dem Mount Cromaglan gegenüber, dann die mit schwarzen Felsen gespickten Haiden und im Hintergrunde, gegen Westen hin, die Kette der MacGillycuddy's Reeks, die merkwürdigsten Berge von Irland. Wie in den beiden anderen Seen, so liegen auch in diesem eine Menge kleiner Eilande, bald mit Gras und Blumen, bald mit Erdbeer-Bäumen bedeckt, bald kahle, nackte Felsen von phantastischen Formen, welchen das Landvolk der Umgebung die seltsamsten Namen beilegt und die es mit den außerordentlichsten Sagen in Verbindung bringt.

Zwischen den Toomies und den MacGillycuddy's Reeks dehnt sich eine enge Schlucht hin, die sogen. Gap of Dunloe, durch welche man zu Wagen vom oberen See nach dem unteren und nach Killarney zurückkehren kann. Dieses enge Defilee enthält drei kleinere Seen oder Teiche und manche großartige oder malerische Partieen, darf sich aber nicht mit den Engpässen in Schottland oder auch nur mit den Gegenden im Seendistrikt von England vergleichen.

In der Umgebung des oberen Sees gibt es auch noch einige hübsche Wasserfälle und geognostische Merkwürdigkeiten, wie die Cores- und die Tork-Cascade und des Teufels Punschbowle 2c.

Ungefähr 40 e. Mln. südlich von Killarney liegt das hübscheste Thal von Irland, das Thal von Glengariff, welches man zu Wagen aufsuchen kann. Es liegt im Schooß der großen Bantry-Bucht, am Fuße malerischer, zuckerhutförmiger Berge und ist von dichten Wäldern umgeben. Thackeray, welcher sich darüber ärgerte, daß er sich bemüht hatte, den vielgerühmten Riesendamm zu sehen, kann sich gar nicht in genügenden Lobeserhebungen über Glengariff und die Bucht von Bantry ergehen, deren Klima allerdings zu den mildesten und angenehmsten von Irland gehört und von den Irländern in dem ihnen eigenen Sanguinismus häufig mit demjenigen von Genua verglichen wird. Jenun, dabei ist viele Aufschneiderei und Bramarbasie, und der Vergleich ist ungefähr so viel wert als derjenige von Killarney mit Schottland und der Schweiz — er beruht auf viel Eigenliebe und Uebertreibung, wie sie dem irischen Volkscharakter eigen sind.

Von Loango nach Majombe am Kwilu-Niadi.

Von H. Nipperdey.

Der Reisende an der Westküste Afrika's ist, wenn er nicht zu Fuß gehen will, auf die Beförderung mit der Hängematte angewiesen. Vier starke Neger, die sich paarweise abwechseln, sind nötig, um ihn in einer Hängematte zu tragen; dieselbe ist an einem langen Bambusstab (Blattstiel von Raphia vinifera) aufgehängt und zwei der Neger tragen denselben auf Schultern oder Kopf. Geübte Träger traben, wenn es ihnen das Terrain erlaubt, und so kommt man verhältnismäßig schnell, aber gehörig durchgeschüttelt an den Ort seiner Bestimmung.

Wir haben diesmal nur eine Strecke von vier Stunden in der Hängematte zu machen und unser Weg führt uns längs der Küste zur Mündung des Kwilu-Niadi, eines nicht unbedeutenden Flusses nördlich vom Kongo. Die dritte Nachmittagsstunde ist für unsere Abreise festgesetzt, dann brennt die Sonne nicht mehr gar zu heiß und wir haben niedriges Wasser. Letzteres ist eine Hauptbedingung für den Reisenden an der Küste. Der Atlantische Ozean spült bei hohem Wasser mit solcher Gewalt auf die Küste herauf, daß ein Gehen am Strande sehr erschwert wird. In der trockenen Jahreszeit und bei Mondwechsel tritt oft „Calemma" ein, dann werden ganze Wolken Salzwasserstaubes bis auf 40 und 50 m. weit ins Land hinein getragen und drohen auch da noch den Reisenden zu durchnässen. Unsere kleine Karawane, bestehend aus drei Weißen und zwölf Negern, setzt sich von Loango aus in Bewegung unter dem lebhaften Zuruf der uns tragenden Schwarzen:

„Ti-Bakelāe-jö-jë“. Links der weite unendliche Ozean, rechts auf der wenige Fuß höheren Düne spärliche Vegetation, niedriges Gehölz mit größeren Palmbeständen (Elaeis und Hyphaena) wechselnd. Hinter den Dünen, wo gelegentlich ein Bach, von den fernen Lehmhügeln kommend, sich ins Meer münden möchte, daran aber durch die hohen Dünen gehindert wird, bilden sich Sümpfe. Undurchdringliches Pandanus-Gestrüpp und hochaufschießende Papyrus-Stauden, beide mit rosablühenden Ipomäa-Winden umschlungen, lassen uns ahnen, daß wir einen Sumpf vor uns haben. Das Wasser bahnt sich in schmalen Rinnsalen seinen Weg durch die Düne zum Meer. Nur in der Regenzeit schwellen diese Sümpfe an und gleich kleinen Strömen ergießt sich ihr Wasser durch die Dünen ins Meer, 2—3 m. tiefe Rinnen grabend, die oft so breit sind, daß man sie nicht überspringen kann. Dies Wasser ist außer dem Flußwasser das einzige, was bis auf Meilen ins Innere an der Küste zu finden ist. Denn in den Lateriten der Westküste werden Quellen nicht gefunden. Der Weiße, der hier seinen Wohnsitz aufgeschlagen, muß mit demselben, gekocht und gefiltert, vorlieb nehmen, bis ihm die Regenzeit besseres bringt, was dann auch sorgfältig gesammelt wird. Während wir unserem Ziele zueilen, hat sich die Sonne am Horizont herabgesenkt und neigt sich zum Untergange. Die langen Wellenberge die langsam dem Strande zu rollen und sich schäumend überstürzen, scheinen aus flüssigem Golde zu bestehen, der dunkelrote Feuerball der Sonne taucht langsam ins Meer hinab und säumt dunkle Wolken am Horizont mit rosigen Rändern. Jetzt ist es hinunter das große Licht des Tages, der ganze Horizont strahlt in rötlichem Lichte, ein leichter Seewind neigt die Gipfel schlanker Palmen, die Brandung rauscht bald stärker, bald schwächer — das ewig schöne Schlummerlied in der Natur. Schnell wird es nun dunkel, doch wir sind unserem Ziele nahe und schon steht der bleiche Mond am östlichen Himmel und unzählige Sterne flimmern über uns am wolkenlosen Firmament. Am Kwilu treffen wir zunächst auf dem rechten Ufer die Station Rudolfstadt der belgischen Kongo-Gesellschaft, wir bitten den Stationschef um ein Boot, und wenige Minuten später gleiten wir über den stillen Fluß dahin. Nach halbstündiger Fahrt legen wir am linken Ufer an, bei der deutschen Faktorei der Firma J. C. Woermann, Hamburg. Daselbst finden wir freundliche Aufnahme für die Nacht.

Am anderen Morgen um 6 Uhr begeben wir uns auf den Dampfer „August“, um nun erst unsere kleine Reise ins Innere anzutreten. Wir stehen auf Deck und schauen rückwärts. Ganz in der Ferne das brandende Meer, dessen Rauschen wir noch deutlich hören, links Rudolfstadt, dann weiter herauf die amerikanische und portugiesische Faktorei. Rechts zunächst die deutsche Faktorei, dann auf einer kleinen Insel die holländische, beide mit weißen Thüren und Fenstern freundlich aus dem Grünen herauslugend. Langsam gehen wir den Fluß hinauf, unser Dampfer arbeitet mit ganzer Kraft gegen die starke Strömung an, da die angestauten Wassermassen nun mit der Ebbe dem Meere zuströmen. Mächtige Mangroven-Bäume, die ihre Luftwurzeln von den äußersten Spitzen der Zweige ins Wasser herabsenken, so daß sie wie auf Pfeilern zu stehen scheinen, begleiten den Fluß so lange sich Süß- und Salzwasser in ihm mischt. Herrlicher tropischer Wald, nicht wie in Europa aus einer Pflanzengattung bestehend — nein, Tausende der verschiedensten Baum-, Strauch- und Krautarten fassen ein solches Flußufer ein. Das Auge findet keine Zeit all' das Schöne und Interessante zu fassen, was sich ihm darbietet, und schwer ist es, eine ausreichende Beschreibung zu liefern. Zart gefiederte Leguminosen, die mit purpurroten oder gelben Blüten und fußlangen braunen Schoten über das Wasser hereinhängen, wechseln mit grotesken Fächerpalmen, Hyphaena, die mit ihren graugrünen Fächern in Form und Farbe gegen die übrige Vegetation kontrastieren. Hoch erheben sich andere Palmen mit luftiger Federkrone, ihre zarten gelbgerippten Blattwedel spannen leichte Bogen in dem blauen Aether. Wie die Fichte die norddeutsche Tiefebene, so charakterisiert die Palme die Tropen. Sie sondert sich in ihren herrlichen Formen von der übrigen Vegetation, die sie überragt, gleichsam als dünke sie sich einer anderen Sphäre angehörig. Doch mit weißen Blüten übersäte, weithin duftende Jasmin-Arten klettern hinauf zur stolzen Blätterkrone und purpurrote Cissus-Ranken schlingen luftige Festons von einer zur anderen. Wunderbar schön ist die Uferbildung, die Kontouren derselben sind die eines Wasserfalls. Vom höchsten Baume herab erst lange Fäden üppig grünender Schlingpflanzen, dicht aneinandergereiht, dann niedrige Bäume und Büsche, in schönen runden Formen sich heraushebend über die Horizontale des ruhig dahin strömenden Flusses. Nur ab und zu drängt sich die Krone einer jungen Palme aus diesen grünen Wellen hervor, gleich einem Farn im schäumenden Wasserfall der Heimat.

Vom linken Ufer des Flusses zweigen sich öfters schmale Arme ab, in dieselben eröffnet sich uns eine eigenartige Perspektive. Pandanus und Mangrove haben ein dichtes Dach über den „Creek“ gebildet, es ist als blicke man in eine dunkle Höhle, auf deren Grund dunkles Wasser dahinflutet. Die Luftwurzeln der obengenannten Bäume begleiten die Seiten des Creeks und hängen von der Decke herab wie in einer Tropfsteinhöhle die Tropfsteinsäulen. Dort ist eine Uferlichtung, bedeckt mit saftigem Gras. Purpurrote Hibiscus-Arten bilden die Grenze zwischen Wasser und Land, hellbraune Flußpferde äsen dort in Ruhe. Sobald sie aber unseren Dampfer kommen hören, stürzen sie sich mit ihren gewaltigen Leibern in den Fluß und verschwinden unter Wasser. Nur ab und zu steckt eines seinen gewaltigen Kopf mit den rosafarbenen Nasenlöchern aus dem Wasser heraus, um Luft zu schöpfen, und zu sehen, ob der Störenfried sich nicht schon entfernt

hat. Scharen grauer Papageien kreuzen mit lautem Gekreisch den Fluß, ab und zu hört man den Schrei eines Nashornvogels oder Pfefferfressers, dessen mächtiger Kopf und Schnabel beinahe die Hälfte seines ganzen Körpers ausmachen. Häufig sieht man Scharen kleiner Affen, die an schlanken Bäumen hinaufklettern und sich dann gemütlich auf herabhängenden Schlingpflanzenbogen schaukeln. Dort kommt ein alter Baumstamm langsam den Fluß herabgetrieben, lustiges Grün und rosafarbene Ipomäa-Ranken wuchern auf ihm, wie auf einer kleinen Insel. So sprießt in den Tropen auf faulenden Trümmern frisches junges Grün, ein lebendiges Bild der sich ewig verjüngenden Natur.

Wenn wir nun weiter den Fluß heraufkommen, wo die Berge dem Ufer näher rücken und gewaltige Basaltfelsen zwischen den Bäumen am Ufer erscheinen, können wir auch eher die Einzelheiten in der Vegetation unterscheiden. Die Natur malt hier in den herrlichsten Farben, vom dunkelgrünen bis zum hellgelben Blatt leicht gefiederter Leguminosen, vom leuchtenden Purpur bis zum zartesten Rosa junger Blatttriebe, dazwischen helles Braun mächtiger Baumstämme und düsteres Schwarz der Basaltfelsen, alles überspannt von dem herrlich blauen Himmel der Tropen, Farbenstimmungen, wie man sie eben nur in den Tropen findet. An jenem mächtigen Baumstamm klettert eine Rohrpalme (Calamus) hinauf und streckt ihr zartgefiedertes Blatt mit in langem Stachelschwanz auslaufenden Mittelrippen graziös in die Luft. Zu ihr gesellen sich schmarotzende Orchideen, welche die Spitzen der Zweige bewohnen, wie unsere Mistel, und stachelige Smilax, die von den Zweigen herabhängen und leise im Winde spielen. Herrliche Clerodendren mit feuerroten Brakteen, großblätterige Gurkengewächse mit gelber und andere mit weißer, zart gefranster Blüte hängen von den Zweigen aufs Wasser herab.

Jetzt eilt unser Boot um eine Krümmung des Flusses, und vor uns liegt, malerisch in eine Waldlichtung gebettet, von hohen Oelpalmen beschattet, ein Negerdorf, ein Complex von niedrigen Hütten aus Palmblättern und Bambus (Blattstiele der Raphia vinifera). Halbnackte schwarze Gestalten, nur mit einem Schurz um die Lenden gekleidet, stehen am Ufer und schauen neugierig nach dem Mtuka-Mtuka (Dampfer) des Msungu (weißer Mann) aus Mputu (Europa). Im Hintergrunde des Dorfes sieht man an den Hügeln die frischgrünen Cassada-Felder (Manihot utilissima) der Eingeborenen. Nicht weit vom Negerdorfe auf einem Hügel, der sanft zum Flusse abfällt, gewahren wir eine Faktorei, das Ziel unserer kleinen Reise. Das niedrige Bambus-Haus mit seiner freundlichen, weißen Gitterthür ist auf beiden Seiten von langen Speichern flankiert, die bestimmt sind, Afrika's Schätze in sich aufzunehmen. Vor ihm weht auf hohem Maste die deutsche Flagge, uns und den Dampfer zu grüßen.

Eben langt eine Karawane an, wir eilen ans Ufer, um selbst einen Einblick in den afrikanischen Handel zu bekommen. Der portugiesische Geschäftsführer, der dem Dampfer mit Freuden entgegengesehen hat, empfängt uns sehr zuvorkommend und geleitet uns in sein Haus, wo wir den landesüblichen „Maderbicho“,[1] den Empfangstrunk der Gäste, einnehmen. Hierauf begeben wir uns in den Lagerraum. Da liegen sie schon, die schönen Elfenbeinzähne und die schweren Säcke mit Gummi und Palmnüssen, der Reihe nach aufgeschichtet. Nun beginnt der eigentliche Handel, der Lingister oder Dolmetscher teilt den sich neugierig herandrängenden Schwarzen den Tagespreis mit, und dann geht es ans Abwiegen. Der eine oder andere der Neger, mit dem Preise nicht zufrieden, sucht auch die anderen für sich zu gewinnen, und geht endlich mit seinen Waren und Leuten davon. Doch keine Sorge, in einer Stunde oder zwei kommt er zurück und hat sich anders besonnen. Ist nun das Abwägen beendet und der Preis für die Ware berechnet, so geht es ans Bezahlen. Als Einheit gilt eine Flasche Rum oder ein Taschentuch, „eine Länge“ ist gleich drei Taschentüchern oder drei Flaschen Rum. Unter „Rum“ hat man sich nicht etwa guten Jamaika-Rum oder etwas ähnliches vorzustellen; es ist ganz gewöhnlicher „Trade-Rum“, dem noch $1/5$ Wasser zugefügt wird, so daß die Flasche vielleicht 15 Pfg. Wert hat. Jede der vorhandenen Waren, und da ist eine große Auswahl, wird nach diesen Einheiten berechnet. Da ist Salz, Pulver, Feuerschloßgewehre, die eigens zu diesem Zweck in Lüttich fabriziert werden, Kattune, alte Uniformröcke, Messer, Säbel, Bilder, Spiegel, Glasperlen, Tassen, Teller, Löffel, Kochtöpfe, Messinggefäße und Schalen, Glocken, Pfeifen zc., kurz alles, was man in einem kleinen Galanteriewaren-Laden nur finden kann. Der Neger kauft vieles, was ihm gefällt, wenn er auch nie daran denkt, es gebrauchen zu können. Die verschiedenen Obleute, die mit ihren Angehörigen und Sklaven die Karawane ausmachen, werden nun einzeln vorgelassen, um sich für ihren Betrag Ware auszuwählen. Dies geht nun niemals ohne „Palaver“ ab. Es gehört eine unendliche Geduld dazu, all das Gemäkel und Gefeilsche der Neger anzuhören, bis es endlich nach langem Hin- und Herreden zum Abschluß kommt. Endlich ist der letzte abgefertigt, und der Speicher wird geschlossen. Wir setzen uns zu einem einfachen Abendessen und haben eine schöne Suppe von Huhn, dann ein „Moamba“, ein mit Palmöl bereitetes Fleischgericht, das, mit Reis gegessen, vorzüglich schmeckt. Zum Nachtisch delikate kleine Silberbananen und prächtig duftende Ananas. Letztere kauft man hier zu 10 Pfg. Wert das Dutzend.

Es ist Nacht geworden, der Vollmond steht wieder am Himmel, er hüllt die ganze Gegend ringsum in silberiges Licht. Tiefer Friede ruht über der Natur; nur ab und zu kreischt einer jener nackthalsigen Geier oder eine große Fledermaus huscht gespenstig an uns vorüber. Wir

[1] Maderbicho bedeutet: Zur Tötung des Wurms, von dem man annimmt, daß er sich im Magen befinde und durch sein Nagen dort Durst erzeuge.

begeben uns an Bord unseres Dampfers, denn die kleine Faktorei ist nicht für zahlreichen Besuch eingerichtet. Früh am andern Morgen wird die Ladung des Dampfers vollendet und bald gleiten wir, nun mit dem Strom, verdoppelt schnell den Fluß hinab.

Die eingeborenen Stämme von Alaschka.

Der Amerikanische Naturforscher-Verein hielt im vorigen Jahre am 1. September und den folgenden Tagen seine allgemeine Versammlung in Ann Arbour, wo in den verschiedenen Sektionen eine Reihe höchst interessanter und lehrreicher Vorträge gehalten wurde. Unter diesen befand sich in der Anthropologischen Sektion auch ein solcher von Herrn W. H. Dall aus Washington, dem Vizepräsidenten dieser Sektion, über die „eingeborenen Stämme von Alaschka". Die erste Hälfte dieses Vortrages galt der Geschichte der Forschungen über die Anthropologie von Alaschka, welche er in drei Perioden einteilte. Die erste begann mit der Expedition von Bering und Chirikoff und erstreckte sich über den Rest des 18. Jahrhunderts. Die zweite begann mit der Errichtung der Russisch-amerikanischen Kompagnie und die dritte mit der Expedition von Mr. Rob. Kennicok. Der Rest des Vortrages umfaßte eine Schilderung der eingeborenen Stämme der betreffenden Region und schloß mit einem Versuche, die verschiedenen Stämme des fernen Nordwestens zu klassifizieren. Wir geben nachstehend denjenigen Teil des Vortrages, welcher von den Innuits handelt, beinahe ohne Abkürzung.

Die Mehrzahl der arktischen Innuits ist nicht in demselben Sinne in Stämme geschieden, wie es die Indianer der Vereinigten Staaten östlich vom Mississippi schon zur Zeit ihrer Entdeckung waren, noch auch in derselben Ausdehnung, wie es jene Innuits südlich vom Kotzebue-Sund an der Nordwestküste sind. Es sind Ausdrücke üblich zur Bezeichnung der Gruppen der durch einen unbewohnten Küstenstrich von einander geographisch geschiedenen Innuits, und diese Ausdrücke werden der Bequemlichkeit wegen auf sie als Stämme bezogen. Dies ist praktisch ihr eigenes Verfahren. Das Volk insgesamt ist als Innuits bekannt: diejenigen aus einer gewissen Oertlichkeit haben einen besonderen Namen, und diejenigen aus jedem Dorfe oder von jedem Fluße in diesem Distrikt führen noch einen spezielleren Namen. Es gibt aber keine Häuptlinge, keine Stammesverhältnisse im eigentlichen Sinne, und der einzig übliche, auf dieses Volk bezügliche Unterschied ist auf ihre Heimats- oder Ursprungs-Oertlichkeit begründet; sie wandern frei von Dorf zu Dorf, von einem Bezirk zum andern und werden nicht als Fremdlinge betrachtet, obwohl die Pflicht freier Gastfreundschaft für nicht verbindlich gilt in Bezug auf Fremde aus der Ferne, welche lange in einem anderen als ihrem heimatlichen Dorfe wohnhaft sind. Wir haben keine neueren Nachrichten über die Kopagmut oder über die Leute vom Colville-Fluß, ausgenommen einige Notizen über die Leute an der Barrowspitze, welche wir dem Professor John Murdoch aus der Zeit seines Aufenthaltes am Kap Smythe, als Mitglied von Lieutenant Ray's Gesellschaft während seines Dienstes auf der sogen. Polarstation Uglâaini, verdanken. Im Verlauf seiner ausgezeichneten ethnologischen Forschungen fand er, daß die Leute von der Barrowspitze die Gewohnheit haben, lieber den Plural als die kollektive Form zur Bezeichnung eines besonderen Volkes zu gebrauchen, und daß sie diejenigen aus dem Bezirk des Mackenzie-Flusses mit dem Ausdruck Kûpûng'-mi-ûm (Kopagmût) und diejenigen von dem Colville-Flusse als Kûng-mut'-ling (Kung-mâligmût) bezeichnen.

Für die Umwohner der Barrowspitze erlangten Prof. Murdoch und die anderen Mitglieder von Lieutenant Ray's Expedition mancherlei wichtige ethnologische Daten, welche demnächst veröffentlicht werden sollen. Einige interessante Thatsachen hat auch Kapitän Hooper vom Vereinigten-Staaten-Zollwachtschiff „Corwin" während mehrerer Besuche der Barrowspitze gesammelt und im Ganzen werden wir bald im Besitz sehr eingehender Belehrungen über jene vereinzelte Bande sein.

Von den Nûmâkákmût wissen wir seit 1877 nichts mehr, und über die Kuragmût sind nur einige Thatsachen von Lieutenant Cautwell von der Zollschutzflotte der Vereinigten Staaten während seiner Erforschung des Flusses im Jahre 1884 gesammelt worden. Er berichtet: der Lokalname dieses Flusses sei Kûrak, nicht Kówak, wie gewöhnlich auf den Karten zu lesen ist. Von Lieutenant Stoney, welcher ihm folgte und seither in jene Region zurückgekehrt ist, um eine ausgedehntere Erforschung vorzunehmen, dürfen wir in einer nahen Zukunft eine namhafte Bereicherung unserer Kunde von diesen Innuits erwarten.

Ueber die Innuits vom Kotzebue-Sund bis herum zum Norton-Sund ist einiges wenige, auf ihre Klassifikation oder Sprache Bezügliche ermittelt worden. Die Beobachtungen von Nordenskiöld und der Vega-Expedition zu Port Clarence im Jahr 1879 und die des Vortragenden in seiner Eigenschaft als Leiter der Küstenvermessungs-Expedition der Vereinigten Staaten von 1880 in Port Clarence und auf dem „Diomedes" ebensowohl als im Kotzebue-Sund und an der benachbarten asiatischen Küste, die von Hooper im „Corwin" 1878—80 und die der Jeannette-Expedition im Jahre 1879 haben zahlreiche neue Thatsachen ergeben, aber nur weniges auf ihre Verteilung und Klassifikation Bezügliche, was nicht schon zuvor bekannt gewesen wäre.

Die interessanteste Völkerschaft der Region in der Umgebung der Beringsstraße sind die Bewohner der asiatischen Küste, welche teilweise der koräkischen Rasse und teilweise der orarischen Gruppe angehören. In keiner anderen

Völkergruppe jener Region hat die Nachforschung lohnendere Resultate seit 1877 ergeben. Wir haben die bewundernswerten Beobachtungen der Reisegesellschaft der „Vega“, die emsigen Forschungen von Arthur und Aurel Krause und einige von mir selbst gemachte Wahrnehmungen, die alle zusammen wesentlich dazu beigetragen haben, eines der verworrensten ethnologischen Rätsel der Polarregion aufzuklären. Ich gebe die Resultate in übersichtlicher Kürze, da mir die Zeit nicht erlaubt, in Einzelheiten einzugehen. Die asiatische Küste zeigt uns die Tsaû-yû (im Plural Tsau-yuat) oder Tsau-tschû, eine Völkerschaft von koräkischer Abstammung, welche man gemeinhin unter dem Namen der seßhaften Tschuktschen, welche ihre Renntiere verloren, sich an der Küste niedergelassen, von den benachbarten Innuits viel von deren eigenartiger Kultur, aber nichts von deren Sprache angenommen haben. Diese Völkerschaft steht etwa in demselben Verhältnis zu den wandernden oder Renntier-Tschuktschen, wie die Fischfang oder Ackerbau treibenden Lappen zu den Gebirgslappen in Lappland. Unter ihnen, und zwar so, daß ihre Dörfer oft beinahe dicht neben einander liegen, findet man die asiatischen Innuits, welche sich (durch eine örtliche Verstümmelung des Rassenamens) Yuit nennen und (mit nur wenigen lokalen Unterschieden) wesentlich die Charakterzüge der westlichen Innuit von Amerika zeigen. Sie wandern mit den Jahreszeiten von Kap Olintorsk bis zum Ostkap, woselbst, soviel bekannt, ihr nördlichstes permanentes Dorf liegt. Die Tsau-tschû erstrecken sich längs der Nordküste von Sibirien viel weiter nach Norden und Westen. Die beiden Rassen sind gegen einander freundlich, vermischen sich unter einander durch Heirat und bedienen sich im Verkehr unter einander eines Jargons, welcher Worte aus beiden Dialekten enthält. Meines Bedünkens muß man jedoch immer im Auge behalten, daß die Kultur der Tsau-tschû, so sehr sie sich auch von der der wandernden Tschuktschen unterscheidet, deutlich eine abgeleitete Form von der älteren Kultur der Innuit-Rasse ist, obgleich die arktischen Völkerschaften beider Hemisphären und alle Rassen infolge ihrer Umgebungen viel mit einander gemein haben. Das Wort Tschuktschi, Tschuktschen ist so sehr mißbraucht worden, daß es beinahe bedeutungslos ist; allein in der strengen und genauen Bedeutung des Wortes gibt es keine Tschuktschen an der amerikanischen Küste, wie behauptet worden ist. Dieser Irrtum entstand aus der Verwechslung zwischen den Innuits und den Yuit einer- und den Tsau-tschû andererseits.

Ueber die Innuit-Völkerschaften auf der amerikanischen Küste am Norton-Sund und südwärts von der Halbinsel Alaschka ist hinsichtlich ihrer Klassifikation seit 1877 viele weitere Kunde ermittelt worden. Die im Bericht über Alaschka begriffene, in den Veröffentlichungen der Volkszählung der Vereinigten Staaten von 1880, ist in vielen Einzelheiten eher rück- als vorwärtsschreitend, da sie die Arbeit einer für diese Aufgabe ungeeigneten Person ist. Es sind aber von Turner, E. W. Nelson, W. J. Fischer, C. H. Mackay u. a. m. prachtvolle, auf den Kulturzustand dieser Völker bezügliche Sammlungen angelegt und dem Nationalmuseum der Vereinigten Staaten einverleibt worden. Allein die leidige Krankheit von Mr. Nelson und andere Umstände haben ihn an der Veröffentlichung seiner reichen und wertvollen Beobachtungen gehindert. Vieles ist auch durch die Sammlungen geleistet worden, welche Hooper und Nelson auf der Insel St. Lawrence und Turner, Dall u. a. auf den Aleuten veranstaltet haben.

Hinsichtlich der Stammesgrenzen der westlichen Innuits vom geographischen Standpunkte aus hat sich ergeben, daß sie sehr veränderlich sind und, besonders in den jüngsten Jahren, beständig in kleinen Einzelheiten sich verändert haben. Dies rührt von der Thatsache her, daß die geographische Gruppe, welche wir einen Stamm bei den Innuits genannt haben und für die sie in gewissen Fällen einen besonderen Namen besitzen, keine politische Organisation mit einem oder mehreren Häuptlingen, sondern einfach nur eine geographische Anhäufung von Menschen ist, welche durch Besitz gewisse de facto Rechte erlangt haben, auf einem gewissen Flächenraum zu jagen, zu fischen u. s. w. Die Eifersucht benachbarter Gruppen erhält die eingebildete Grenzlinie genau definiert, so daß sie aus Furcht vor Repressalien nicht verletzt wird. Als die Weißen in jene Gegenden eindrangen und allenthalben in denselben Posten errichteten, bedienten sie sich ebenfalls ihres Einflusses, um irgendwelche Streitigkeiten zu unterdrücken, welche überall dem Handel schädlich sind. Die Grenzen, welche nun ungestraft verletzt werden dürfen, fallen in Vergessenheit, und die thatkräftigsten Jäger und Fallensteller gehen wohin sie nur immer wollen. Auf diese Weise hören die oben geschilderten geographischen Gruppennamen bald auf, irgend eine ernste Bedeutung zu haben, und jeder neue ethnographische Besucher wird sich außerstande finden, die alten Grenzen der augenblicklichen Verteilung entsprechend zu machen. Gleichwohl zeigen im allgemeinen die alten Karten wie diejenigen von 1877 noch den Herd der früheren Gruppe oder des früheren Stammes an, und werden dies ohne Zweifel noch lange thun. Die Innuit-Stämme am Kuskokwin erstrecken sich, wie Nelson fand, noch viel weiter den Fluß hinauf, als man 1877 mutmaßte, und reichen beinahe oder ganz bis zu Kolmakoffs Handelsposten. Das auf der Karte der Volkszählung verzeichnete Vorrücken den Fluß hinauf ist, wenn erwiesen, aus neuester Zeit. Die Bewohner der Insel St. Lawrence sind den Innuits der amerikanischen Küste weit näher verwandt, als denen der Küste von Asien obwohl sie mit den letzteren und ihren koräkischen Nachbarn Handel treiben. Was die Innuits der Region zwischen dem Koyukuk- und dem Selawik-Flusse anlangt, so hat die auf der Volkszählungskarte angegebene Miscegeneration in der That keine Begründung. Der Irrtum entstand ohne Zweifel aus der Erlaubnis, welche die Innuits

besonderen Partien der Tinneh gegeben hatten, zu Handelszwecken in das Gebiet der letzteren zu kommen oder dasselbe zu durchziehen. Die nördliche Küste der Halbinsel östlich von Fort Möller ist auf der Volkszählungskarte als von Aleuten oder Unángun bewohnt dargestellt. Die Region ist aber in Wirklichkeit nicht bewohnt außer in einigen zeitweiligen Jagdstationen, wo sich nur typische Innuits vorfinden. Trotz dieser und mancher anderen Irrtümer in dieser Kompilation ist es wahrscheinlich richtig, daß in derselben der Verbreitungsbezirk der Tinneh bis um den Selawik-See herum ausgedehnt wird, was eine nützliche Bereicherung unserer Kunde ist. Als ich im Jahre 1880 Cook's Inlet besuchte, vermochte ich die wesentliche Identität der eingeborenen Innuits von Kenat mit denen von Prince William's-Sund festzustellen, obwohl unter denselben viele Konia'gmût waren, welche aus Handelszwecken zur Zeit der Seeotterjagd dorthin gekommen waren.

Bezüglich der Aleuten ist der Grad von Zivilisation zu welchem sie sich hinaufgearbeitet haben, sehr vielversprechend. Die Leute sind nur zur Zeit ihrer Jagdpartien über den Archipel verbreitet. Auf den westlichen Aleuten-Inseln sind die einzigen permanenten Dörfer auf den Inseln Attu und Atka. Die Einteilung in Gruppen ist eher eine Sache der Ueberlieferung als der gegenwärtigen Wirklichkeit, denn in der Praxis sind dieselben ebenso gut Ein Volk als die Bewohner von zwei nebeneinander liegenden englischen Grafschaften.

Die östlichste Gruppe der Innuits sind die Chugachigmût von Prince William's-Sund. An ihrer östlichen Grenze hat lange eine Verwirrung geherrscht, welche ich schon 1874 aufzuklären geglaubt hatte, die aber schließlich nur durch genauere Nachweise geregelt worden ist, welche die Brüder Krause und ich im Jahre 1880 geliefert haben. Der Volkszählungs-Agent, welcher dieselben im Jahre 1881 besuchte, wurde durch einige lärmende Kundgebungen erschreckt, reiste bei Nacht in einem kleinen Kahne ab und verließ seine Bemannung nach einem Aufenthalt von etwa achtundvierzig Stunden. Demgemäß war von ihm wenig Auskunft zu erlangen und selbst diese nur von unzuverlässigem Charakter.

Dreierlei Stämme nähern sich gegenseitig an diesem Punkte: die Chugachimût-Innuits, die Tinneh vom Kupferfluß und der Chilkaht-Stamm der Tlinkit. Letztere betreiben eine Art gefährlichen Küstenhandels, denn alljährlich kommen einige Kähne in das Chilkaht- (oft auch Chilkhaak geschrieben) Dorf an der Controlle-Bay mittelbst der gefahrvollen Fahrt von Yakutat. Einer von Dr. Krause's indianischen Führern erzählte ihm, er sei den Fluß Altsekh (einen Arm des Atha- oder Kupferflusses), der in der Nähe des Chilkat-Flusses im Schooße des Lynn-Kanals entspringt, nach einem Dorf seines eigenen Stammes an dessen Mündung an der Küste hinabgefahren. Von den Besuchen des Ah-senâ-Stammes der Tinneh habe ich mich persönlich überzeugt, und daß die Chugachimût im Sommer auf dem Weg zu den Kayak-Inseln hier vorüberkommen, wird von allen Autoritäten bestätigt. Diese Belehrung erklärt die Verwirrung in den früheren Zeugnissen und zeigt, warum die Wörterverzeichnisse manchmal zu Gunsten der einen und ein andermal zu Gunsten einer anderen Ansicht Zeugnis abgelegt haben. Im Verkehr zwischen den Tlinkit und Innuits ist wahrscheinlich ein Jargon üblich. Daß aber eine ethnische Blutvermengung stattgefunden habe, das betrachte ich als zu unwahrscheinlich als daß es der Erwägung wert wäre, da ich mich persönlich von der Furcht und dem Haß überzeugt habe, welcher zwischen den beiden Volksstämmen herrscht. Auch zwischen den Tinneh und den Innuits herrscht einiges Mißtrauen wie auch anderwärts; aber die kühnen und kampflustigen Tlinkit haben sich soviele Ausschreitungen gegen die schüchternen und friedlichen Chugachikmût zu schulden kommen lassen, daß die Erbitterung hier eine weit größere ist.

Ich habe meine Gründe angegeben für die Annahme, daß die Innuits sich früher viel weiter nach Süden und Osten erstreckten. Seither ist nichts Neues ermmittelt worden, was materiell die Gründe meiner Annahme schwächt, und dieselbe bildet einen interessanten Gegenstand für künftige Nachforschungen. (Sc.)

Eine Expedition nach Neu-Guinea.

Die Expedition, welche die Geographical Society of Australasia in Sydney und Melbourne im Juni 1885 unter großem Eklat ausschickte, um den Westen des unter englischer Botmäßigkeit stehenden Neu-Guinea zu erforschen, ist zu Anfang Dezembers zurückgekehrt, und zwar, wie eine Nachricht besagt: „dissatisfied, undisciplined and demoralised“. Die hohen Erwartungen, die man an dieselbe gestellt hatte, haben sich nicht erfüllt. Die Expedition stand unter der Führung des Kapitäns Henry Charles Everill, und unter den neun begleitenden Europäern befanden sich Männer der Wissenschaft, wie der Zoologe Dr. Haacke, der Geologe Dr. Sidney Berneys, der Botaniker Bauerlen ꝛc. Man fuhr den in 8° 33′ s. Br. und 143° ö. L. von Gr. mündenden Fly River 400 e. Mln. hinauf. Aber der Italiener Signor L. M. d'Albertis, ein eminenter Explorer, war bereits vor zehn Jahren diesen mächtigen Fluß in dem kleinen Dampfer „Neva“ noch weiter bis 5° 30′ s. Br. und 141° 30′ ö. L. von Gr. hinauf gelangt und mußte dort umkehren, weil der Dampfer gegen die heftige Strömung machtlos wurde. Freilich hatte er sich dabei mit Pulver und Blei gegen die kannibalischen Eingeborenen Bahn gemacht. Sein Wahlspruch war: „Lieber als daß ich mich von diesen schwarzen Kerlen auffressen lasse, schieße ich sie nieder“, und er knallte immer tüchtig darauf los. Man hatte erwartet, daß die Expedition vom Flusse ab Exkursionen ins Innere unternehmen würde, allein man

kam nicht weiter als zwei englische Meilen, teils wegen des sehr dichten Dschungels, teils wegen der feindlichen Eingeborenen, welche immer auf der Lauer lagen. Das Land zeigte in dieser Ausdehnung, mit geringer Ausnahme, schlechten Boden. Ungefähr 200 e. Mln. den Fly hinauf mündete ein von Nordost herkommender Fluß ein, welchen Kapitän Everill nach dem Präsidenten der Geographical Society in Sydney den Strickland benannte. Es war ein mächtiger Arm, ebenso bedeutend wie der Fly selbst, den man, freilich unter vielen Schwierigkeiten, eine weite Strecke hinauffuhr. Einmal saß der kleine Dampfer „Bonito" der Gesellschaft acht Wochen lang auf einer Sandbank fest, bis er endlich durch einen starken Zufluß von Wasser wieder flott wurde. Wie Kapitän Everill vermutet, existieren im Norden nicht zwei, sondern mehrere Wasserscheiden. Eine hohe, mit Schnee bedeckte Bergspitze machte sich aus der Ferne bemerkbar. Daß das Klima von Neu-Guinea für europäische Ansiedelung nicht geeignet ist, bewies auch diese Reise wieder. Alle Mitglieder der Expedition wurden fortwährend von Fieber, bösen Hautausschlägen und Geschwüren heimgesucht und dadurch so geschwächt, daß sie zu schwerer Arbeit unfähig waren. Die Hitze, zwar nicht übermäßig hoch, ward doch unerträglich, weil sie ohne Abwechselung immer dieselbe blieb. Die Eingeborenen zeigten sich sehr feindlich gesinnt und bewarfen die Reisenden, wo sie konnten, mit Pfeilen und Speeren, ohne jedoch zu treffen. Man mußte sich mehreremale zur Abwehr der Schießwaffen bedienen. Wenn Kapitän Everill versichert, daß dabei kein Eingeborener ums Leben gekommen, so behaupten andere Mitglieder der Gesellschaft das Gegenteil. Wenn scharf geschossen wurde, werden auch wohl tötliche Verwundungen vorgekommen sein. Die mitgebrachten Sammlungen von Vögeln, Insekten und Pflanzen sollen nicht unbedeutend sein.

Wir fügen die Bemerkung hinzu, daß nach den neuesten Nachrichten aus Australien der erst kürzlich zum Oberkommissär über das englische Neu-Guinea ernannte Sir Peter Scratchley am Dschungelfieber gestorben ist. Er hatte von Port Moresby aus eine Exkursion ins Innere über die Astrolabe-Ranges, über 2000 Fuß hoch, unternommen. Dies zeugt wieder von dem bösen Klima. Nach allem, was bis jetzt über Neu-Guinea bekannt geworden, erscheint eine dortige europäische Ansiedelung mindestens sehr zweifelhaft. Gr.

Skizzen aus Nordamerika.

Ein geöffneter Mound.

Wenn der Reisende, der die Houston- und Texas-Centraleisenbahn benutzt, über Auckley hinausgekommen ist, so sieht er alsbald einen jener geheimnißvollen Gegenstände, deren Erforschung in den letzten Jahren in Süd-Missouri, Mississippi und Tennessee bereits etwas Licht in die Gewohnheiten und Beschäftigungen der früheren Bewohner des amerikanischen Continents gebracht hat, er sieht, nordwärts fahrend, zur linken Seite der Bahn in der Prairie einen einsamen Mound. Wie derselbe so aus der fast ganz ebenen Prairie herausragt, macht er zu jeder Zeit in seiner einsamen Nacktheit einen eigentümlichen Eindruck; wenn aber rings umher die große Fläche mit grünem Gras und mit Blumen aller Farben und Schattirungen bedeckt ist und das Sonnenlicht von dem rothen Sand, der seine Seiten deckt, zurückprallt, dann verweilt man unwillkürlich bei dem Gedanken, daß der scheinbar so junge amerikanische Boden in Wirklichkeit ein sehr alter Boden ist und daß dort, wo jetzt das Dampfroß schnaubt und der elektrische Telegraph seine Wunder verrichtet, ein anderes, jetzt vergessenes Geschlecht gelebt — ein Geschlecht, von dem auch nicht einmal die Sage eine Spur gelassen und für dessen Vorhandensein nur einer jener Sandhügel zeugt, die sich dauernder erwiesen haben als viele Werke der Zivilisation. Es ist noch nicht lange, daß der Herausgeber der „Houston Post" den gedachten Mound und seine Umgebung durchforschen ließ, und es war dem Schreiber dieses gestattet, sich an der Expedition betheiligen zu dürfen.

Die Prairie ist hier, das wurde schon bemerkt, eben, aber doch nicht so eben, als sie in der Entfernung erscheint. Südlich des Mounds freilich liegt sie, so weit das Auge reicht, flach und ungebrochen da und die zahlreichen Ponds (Teiche, natürliche und bisweilen einige Fuß tiefe Bodensenkungen, in denen sich das Regenwasser aus dem nächsten Umkreis sammelt) deuten darauf hin, daß das Land einst eine große „Marsch" gewesen; nördlich und südwestlich dagegen ist das Terrain wellenförmig, und zwar in der Form der langen Wellen, wie der Atlantische Ozean einen oder zwei Tage nach einem Sturm sie wirft. Auf dem höchsten Punkte nun der höchsten dieser „Landwellen" liegt der Mound. Südwestlich sieht man, eine Senkung bildend, einen Platz von einigen hundert Yards im Umfang und man schließt daraus, daß derselbe einstens das Bett eines Sees oder eines großen künstlichen Teichs gewesen. Von der Nordseite her steigt man allmählich zu der Spitze des Mound hinan, an der Südseite fällt er steil ab. Der eigentliche Mound hat eine Höhe von 40 Fuß, aber der Kamm, auf welchem er ruht, ragt ungefähr 70 Fuß über das südwärts gelegene Terrain hervor und deshalb fällt er von der Eisenbahn aus, die 6 bis 8 Mln. südöstlich vorüberzieht, so stark ins Auge. Das Aeußere des Mound gestattet keinen Schluß darauf, weshalb er hergestellt worden. Seine Oberfläche ist mit rotem Sand bedeckt, mit Stückchen Feuerstein untermischt, und dort, wo vorlängst einmal ein enger Graben seitwärts in den Mound, nahe an seiner Basis, eingeführt worden, fanden sich einige zerbrochene Pfeilspitzen und rings umher größere Stücke Feuerstein. Mit der ersten Ausgrabung wurde an der Nordwestseite begonnen; als man aber eine halbe Stunde lang in den Sand hineingearbeitet hatte und nur drei Pfeilspitzen zu Tage gefördert wurden, wendete man sich zur

entgegengesetzten Seite und begann etwa 5 Fuß oberhalb der Basis des Mound zu graben. Diesmal mit Erfolg. Denn dicht unter der Oberfläche, nur mit 18 Zoll Sand bedeckt, stieß man auf zwei (allerdings nicht vollständige) Skelette, auf der Seite liegend, die Gesichter der nur 6 Zoll von einander entfernten Köpfe einander zugekehrt und die Füsse nach Osten gerichtet. Das eine Skelett gehörte einem Mann, das andere einem Weibe an, Mann und Weib offenbar noch jung, aber beide vollständig entwickelt. Die Erde in welcher sie ruhten, war weniger fest, als an irgend einer anderen Stelle des Mound, und sie hatte die Gebeine nicht gegen die Feuchtigkeit schützen können — ein Umstand, der, zusammengehalten mit dem verhältnißmäßig gut erhaltenen Zustand der Skelette, zu der Vermutung berechtigen möchte, daß das Grab erst in verhältnißmäßig neuer Zeit von einem Stamm hergerichtet worden, der sehr lange nach dem Verschwinden der Mound-Erbauer hier seinen Sitz gehabt.

Es wurde weiter gegraben und etwa 12 Fuß unter der Oberfläche stieß die Schaufel auf einen Stein, der, als man ihn ein wenig von der Stelle rückte, sehr feine schwarze trockne Erde, durchaus verschieden von dem umlagernden rothen Sand, hervorrieseln ließ. Die Erde wurde sorgfältig fortgeräumt und es kam ein 3 Fuß langes, 18 Zoll breites und 1/2 Fuß hohes, einen viereckigen Raum einschließendes rohes Mauerwerk zum Vorschein. Seine Steine waren rauher Sandstein von 8 bis 12 Zoll im Durchmesser; von Kalk oder Mörtel fand sich nicht die mindeste Spur, die Steine wurden durch Erde, welche von außen an der Mauer aufgehäuft worden, in ihrer Lage erhalten. In dem viereckigen Raum fand man die Skelette einer Frau und eines Kindes, beide in sitzender Stellung, die Mutter auf dem Boden, das Kind, von ihrem rechten Arm gestützt, auf ihrem Schoße. Für die Brust von Mutter und Kind hatte das Mauerwerk eine Stütze gebildet und beide blickten, der Körper des Kindes ein wenig gegen die Mutter geneigt, nach Osten. Der Schädel der Frau hatte sich losgelöst und ruhte in ihrem Becken, der des Kindes, obwol ein wenig nach vorn geneigt, hatte seine richtige Lage. Auf dem Boden, innerhalb des Beckens und rings umher fand man die Reste eines ungebornen Kindes, innerhalb des Beckens namentlich ein Armbein von nicht ganz einer Fingerslänge und einen Schädelknochen nicht dicker als Papier.

Unmittelbar hinter dem eben beschriebenen Mauerwerk befand sich ein dreiseitiger Raum, angefüllt mit Knochen, meist denen der oberen und unteren Extremitäten, einige Wirbelbeine, Rippen, Schädel 2c. Es hatte den Anschein, als wäre das Alles bunt durcheinander dorthin geworfen, um die Gebeine vor der Zerstörung zu bewahren und sie dem Auge zu entziehen, als hätte man sie, nachdem sie mehrere Monate hindurch der Witterung ausgesetzt gewesen, von den Verwesungsgerüsten gesammelt; dafür sprach auch der Umstand, daß fast überall die kleinen Knochen der Hände und Füße fehlten. Der Fußboden des Mound — und er war zugleich der Fußboden sowohl des letzterwähnten dreiseitigen, als des früher genannten viereckigen Raumes — bestand aus einem Thon von merkwürdigem Zusammenhang und von solcher Festigkeit, daß nur die kräftigsten Hiebe mit der Hacke ihn zu brechen vermochten. Er sah sich an, als ob er gebacken sei und doch waren keine Sprünge darin, die der Prozeß des Dörrens hätte erzeugen müssen, er war vollständig glatt und machte den Eindruck, als sei er vor dem Trocknen mit einer Thonschichte in plastischem Zustand überzogen worden.

Es wurde noch etwas weiter gegraben, aber der lose Sand drohte herabzustürzen, und so wurde die Durchforschung auf dieser Seite aufgegeben und etwa 20 Fuß weiter rechts, genau an der Ostseite des Mound, die Schaufel angesetzt. Nicht lange, und man stieß auf einen großen platten Steinblock, hinter welchem die Ueberbleibsel eines menschlichen Gerippes in sitzender Stellung zum Vorschein kamen; die Knochen der rechten Hand ruhten auf dem Stein und nicht weit davon fand sich ein etwa 5 Zoll langer kleiner Stein, der einem Tomahawk glich. Alle Knochen hatten ihre natürliche Lage, sie waren aber stark verwittert und zerfielen, als sie an die Luft kamen, in Staub. Die das Gerippe deckende Erde war fest an die Knochen angedrückt und hatte sie so in ihrer Lage erhalten. Im Sande, aber unterhalb des Schädels, lag eine Anzahl kleiner Kügelchen von einer kreideartigen Masse. Damit waren auf dieser Seite die Funde erschöpft und man begann die Westseite des Mound in Angriff zu nehmen. Bald, etwas tiefer als auf der Ostseite, kam ein neues Gerippe, dem anderen ähnlich, zum Vorschein, aber die große Sandsteinplatte war nicht *vor* dem Körper aufgestellt, sondern zu seiner Rechten. Die rechte Hand ruhte auf diesem Stein und gerade vor der Hand befand sich ein Tomahawk, der ungefähr 7 Zoll lang gewesen, aber in zwei Stücke zerbrochen war, übrigens weit sorgfältiger und feiner ausgearbeitet, als der frühere. Auch am Halse *dieses* Gerippes wurden Kügelchen gefunden, von dem gleichen Material wie die anderen, aber viel kleiner und feiner. Eine Nachgrabung an der Nordseite des Mound förderte nichts zu Tage, aber an der Südseite kam abermals ein Gerippe, nach Osten gewendet, zum Vorschein, wieder mit (noch kleineren und feineren) Kügelchen am Halse und wieder mit der rechten Hand auf einem rechts stehenden Stein ruhend, der wieder auch einen, diesmal in 3 Stücke zerbrochenen Tomahawk trug, 8 Zoll lang und von noch feinerem Material und noch weit glatter gearbeitet. Weiter ergaben alle Nachgrabungen, die übrigens nicht ungefährlich waren, weil der rothe Sand bei jedem Spatenstiche nachzustürzen und den Grabenden zu begraben drohte, nichts als einige Pfeilspitzen und Stücke zerbrochener Töpferware.

Wie sind die Mounds entstanden? Die Gelehrten streiten noch darüber. Im allgemeinen hält man dafür,

der nordamerikanische Continent sei früher bis zu den Felsengebirgen vom Meere bedeckt gewesen und der jetzige Golfstrom habe seinen Weg durch das Mississippi-Thal nach den jetzigen großen Seen genommen; die Unebenheiten des Bodens hätten die Strömung stellenweise aufgehalten und dadurch eine wirbelnde Bewegung des Wassers erzeugt, welche die Ursache gewesen, daß der mitgeführte Sand sich dort in konischen Haufen abgelagert habe; als der Continent sich gehoben, sei natürlich dem Golfstrom seine jetzige Bahn angewiesen worden und die größeren Flüsse hätten sich alsbald ihr Bette ausgegraben; bevor aber auch die kleineren Flüsse das zuwege gebracht, sei das Land, besonders zur Zeit des Regens, noch sehr morastig gewesen und das habe die Bewohner veranlaßt, zu Begräbnißplätzen solche hochgelegene Stellen zu wählen. Möglicherweise sind aber auch die Grabhügel aufgeschüttet, wie etwa der Grabhügel des Achill oder (später) die der Wickinger; diese freilich zeigen selten den reinen Sand (wie der oben erwähnte), sondern die Erdart der Umgebung. Möglich endlich ist es auch, daß einem bereits vorhandenen Erdhügel später durch teilweises Abtragen seiner Seiten eine veränderte Gestalt gegeben wurde. Unser texanischer Mound ist aber zweifelsohne ein Produkt des Wassers, denn der ganze Küstenstrich zwischen dem Golf bis zu der ausgesprochenen Prairie trägt unverkennbare Spuren, daß er einst vom Brack-Wasser bedeckt gewesen; selbst heute noch, nur einige Meilen weiter südlich von jenem Mound, stößt bisweilen ein Ansiedler, wenn er einen Brunnen gräbt, auf Brack-Wasser, das bei großem Durst allenfalls zu trinken, aber weder zum Kochen noch zum Waschen zu verwenden ist, während vielleicht ein nur wenige Schritte entfernter Brunnen gutes süßes Wasser liefert. Daß der Mound, wie man hie und da geglaubt, vulkanischen Ursprungs sei, ist höchst unwahrscheinlich.

Uebrigens scheinen die Leichen, deren Skelette aufgefunden wurden, nicht von ihren Freunden bestattet zu sein, da sie zu nachlässig eingescharrt sind. Ob sie, nach der Schädelbildung, von Indianern oder Europäern herrührten, ist merkwürdigerweise nicht untersucht worden. Die aufgefundenen Steinplatten stammen vielleicht aus der Nähe; ungefähr eine Meile entfernt wenigstens ist ein Platz — die Cowboys kennen ihn unter dem Namen Rook-Hollow — wo schräg stehende Steinschichten etwas aus der Erde herausragen. Es ist versäumt worden, jene mit diesen zu vergleichen. G. W.

Die Arbeiterstadt Pullman.

Den Namen George Pullman's, des Reformators des gesamten Reisewesens, kennt die ganze Welt. Aber der über Millionen gebietende einflußreiche Präsident der aus einer kleinen Wagenbau-Werkstatt herausgewachsenen großen Pullman Company hat, nachdem er den Personenverkehr auf den Eisenbahnen revolutioniert, auch die Lösung eines sozialen Problems in Angriff genommen und in unmittelbarer Nähe von Chicago eine Arbeiterstadt gegründet, der er seinen Namen gegeben, der umfassendste Versuch jedenfalls, der bisher noch zur Verbesserung der Lage der Arbeiter unternommen worden.

Es sind kaum fünf Jahre her, daß die „Pullman Palace Car-Company" die Stadt unter George Pullman's eigener Leitung begründete und augenblicklich zählt sie schon nahezu 10,000 Einwohner. Pullman liegt kaum 10 e. Mln. von Chicago entfernt, und bei der rapiden Vergrößerung dieser „Metropole der Seen" könnte man den Ort schon heute für eine Vorstadt von Chicago halten, wenn ihm nicht durch einen eigenen Freibrief die vollste Selbständigkeit verbürgt wäre. Schon jetzt beherbergt er, außer den kolossalen Fabrikanlagen der „Pullman Palace Car Company", die Etablissements der „Allen Paper Carwheel Company" zur Herstellung der neuestens in Aufnahme gekommenen papierenen Eisenbahnwagenräder, die großen Werke der „Union Foundry", die Eisenbahnräder-Fabrik der „Pullman Car-Wheal Company" und eine lange Reihe anderer Anlagen, Stahlwerke, Schmieden, Eiskeller, Ziegeleien, Zimmerwerkstätten, eine Gasbereitungsanstalt ꝛc. In einer umfassenden Landwirtschaft finden die Fäkalien und Abfallstoffe Verwendung. Die Zahl der männlichen Arbeiter beziffert sich mit 4000, wovon 3000 allein von der „Pullman Palace Car Company" beschäftigt werden. Auf die Gesamtproduktion der Etablissements mag man daraus schließen, daß die Waggon-Fabrik, die übrigens noch einer bedeutenden Erweiterung entgegengeht, schon jetzt jährlich Personen- und Güterwagen im Werte von 7 bis 8 Millionen Dollars liefert, daß die Papierräder-Fabrik 15,000 Räder jährlich anfertigt, daß die Ziegeleien, deren Arbeiter im Winter mit der Eisgewinnung beschäftigt sind, täglich 220,000 Stück Ziegel produzieren und daß in den Zimmerwerkstätten mehr als 500 Arbeiter thätig sind. Freilich liegt die eigentliche Bedeutung der Stadt nicht in ihrer Entwickelung als Fabrikstadt, sondern in der dort angestrebten Verwirklichung sozialer Reformen, und es handelt sich also vor allen Dingen darum, was in dieser Richtung erreicht worden.

Bei einer flüchtigen Wanderung durch die Stadt gewinnt man einen vornweg einnehmenden Eindruck: nicht bloß für die eigentlichen Lebensbedürfnisse ist gesorgt, sondern auch auf Schönheit und Behaglichkeit ist Rücksicht genommen. Die Wohnstätten der Leute, die im buchstäblichsten Sinne im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen, können geradezu auf Eleganz Anspruch machen. Es gibt dort keinen bevorzugten Platz für die reichere Klasse; wo scheinbar solche Bevorzugungen zu Tage treten, sind es Wohnungen, die für Geistliche, Lehrer ꝛc. reserviert wurden. Alles atmet eine Ordnungsliebe und wirtschaftliche Sparsamkeit, wie die Arbeiterviertel sie sonst nicht aufzuweisen pflegen: ausgetretene Thürschwellen z. B. zerbrochene oder verklebte Fensterscheiben sieht man nirgends. Die Straßen sind breit und gut chaussiert, zu

beiden Seiten mit Bäumen bepflanzt und durchaus rein gehalten. Bei aller Einheitlichkeit des Bauplans findet sich eine das Auge erquickende Mannigfaltigkeit, obschon — einige größere Gebäude ausgeschlossen — die Häuser in Gruppen von zweien, dreien oder vieren zusammenstehen, läßt namentlich die verschiedenartige Dachkonstruktion den Gedanken an Kasernen nicht aufkommen. Durch gleichmäßig große und frischgrüne Rasenplätze sind alle Häuser von der Straße getrennt. Die Straßen selbst kreuzen sich allerdings regelmäßig im rechten Winkel, aber auch hier ist jede ermüdende Einförmigkeit vermieden, weil an passenden Stellen und ohne Störung des Verkehrs die gerade Linie durch freie Plätze oder größere Gebäude unterbrochen wird. Die längeren Straßen enden mit der Aussicht auf Wiesen oder Baumgruppen oder auf eine der freundlichen und sauberen Werkstätten. Mit Ausnahme der Kirche und des Pfarrhauses, für die auch ein in Chicago vielgesehener grüner Serpentin verwendet ist, sind alle Häuser in Backstein gebaut, dessen eintönige Färbung durch die Schieferdächer, sowie durch andersfarbigen Aufputz gehoben wird. Der Baustyl ist durchgehends eine modifizierte Spätgothik. Jedes Haus wird nur von einer einzigen Familie bewohnt.

Das Innere entspricht dem Aeußeren. Selbst die bescheidenste Wohnung ist mit Gas- und Wasserleitung und den für die Gesundheit und Reinlichkeit erforderlichen Einrichtungen versehen. Die meist zweistöckigen Häuser enthalten in der Regel fünf Zimmer, Küche, Speise, Keller 2c., doch gibt es auch größere Wohnungen von sieben Zimmern, unter welchen jedesmal auch ein Badezimmer.

Fleisch und Gemüse werden in einer Markthalle feilgeboten, die außer dem Kellergeschoß zwei Stockwerke hat; ein breiter Durchgang von Osten nach Westen führt durch sie hindurch. Das schönste Gebäude der Stadt aber ist die große Verkaufshalle mit einem Glasdach über dem breiten mittleren Durchgang; außer den zahlreichen Verkaufsläden befinden sich dort auch verschiedene Bureaux, die Bank, das Theater, die öffentliche Bibliothek 2c. Da außerhalb der Markt- und der Verkaufshalle keine Kaufläden existieren dürfen, so können alle Einkäufe im geschlossenen Raum und in kürzester Zeit gemacht werden. Das, wie bereits bemerkt, in der Verkaufshalle befindliche Theater faßt 800 Personen und ist sehr geschmackvoll ausgestattet: alle 14 Tage findet eine Vorstellung statt, geeignet — Unflätigkeiten sind absolut ausgeschlossen — zugleich zu unterhalten und zu belehren. Die luxuriös eingerichtete Bibliothek (künstlerische Wandmalerei, Velour-Teppiche, Plüsch-Sessel 2c.) zählt 6000 Bände und zahlreiche Zeitschriften, namentlich die dem Bedürfnisse des Handwerkerstandes entsprechende Fach-Litteratur. Nichts ist übrigens unentgeltlich; man geht von dem Erfahrungssatz aus, daß das Dargebotene den meisten wertvoller erscheint, wenn sie ein Opfer dafür zu bringen haben.

Für den öffentlichen Unterricht ist in derselben Weise vorgesorgt, wie in den anderen amerikanischen Städten gleicher Größe. Die Bürger wählen die Lehrer und die Gesellschaft reserviert für sie ein ansehnliches Haus.

Die Stadt hat endlich auch ein Hotel, ein stattliches und auf drei Seiten von Anpflanzungen umgebenes Gebäude, und in diesem Hotel befindet sich die einzige Schankwirtschaft die geduldet wird.

Pullman hat gegenwärtig mehr als 1500 Häuser, deren Gesamtkosten (einschließlich der Fabrik-Etablissements) sich auf 8 Millionen Dollars stellen. Die Mietpreise variieren (für amerikanische Verhältnisse sehr mäßig) zwischen 4 1/2 Doll. monatlich für die kleinste Wohnung von nur zwei Zimmern, und 100 Doll. monatlich für das größte existierende Haus; ein Familienhaus mit fünf Zimmern wird zu 17 Doll. monatlich vermietet. Uebrigens ist in Pullman alles und jedes Eigentum, resp. Monopol der unter dem Namen George M. Pullman's vereinigten Gesellschaften. Kein Quadratmeter ist Privatbesitz, selbst Kirche und Schule sind gemietet und, die Leitung des öffentlichen Unterrichts ausgenommen, befindet sich jede städtische Angelegenheit, sogar die Vornahme der Volkszählungen, in den Händen jener Gesellschaften. Politisch indes bildet Pullman einen Teil der Gemeinde Hyde Park.

Nach den bisherigen Erfahrungen hat sich die Arbeiterstadt als ein wahrhaft philanthropisches (freilich auch sehr rentables) Unternehmen erwiesen. Der den Arbeitern gebotene gesunde und angenehme Aufenthalt hat nicht nur ihr körperliches und geistiges Wohlbefinden und also auch ihre Leistungsfähigkeit gesteigert, sondern auch die Sterblichkeitsziffern wesentlich vermindert. Indes hängt natürlich auch hier viel von dem Fleiß und der Geschicklichkeit des Einzelnen ab, denn die Löhne sind wohl nicht niedriger, aber auch nicht höher als anderswo. Für die unfähigen und trägen Arbeiter bleibt die soziale Frage ungelöst. Sie leben zusammengedrängt in den billigsten, schlechtesten und entlegensten Häusern und haben von Seiten der Stadt auf keine Unterstützung zu rechnen, während dem tüchtigen und fleißigen Arbeiter unter allen Umständen genügender Verdienst verschafft wird und diejenigen, welche durch Verletzungen zeitweilig arbeitsunfähig geworden, ihren vollen Lohn oder, falls sie die Verletzung durch grobe Fahrlässigkeit selbst verschuldeten, wenigstens einen Teil desselben erhalten. Die Zahlung der Löhne erfolgt, um den Arbeiter an die Benützung dieses Instituts und ans Sparen zu gewöhnen, in Anweisungen auf die von der Gesellschaft errichtete Spar- und Leihbank.

Das eingehende Interesse, welches in solcher Weise die Gesellschaft für alles bethätigt, was durch einen praktischen oder ästhetischen Wert die angestrebten idealen Ziele zu fördern geeignet, hat insbesondere auch schon den Erfolg gehabt, daß die Arbeiter in ihrem Verkehr untereinander sich wärmer und brüderlicher zusammenschließen; sie üben herzliche Gastfreundschaft, sie widmen sich hingebend der Armen- und Krankenpflege, sie sind mit Eifer sogar bemüht, den weniger gebildeten Genossen durch Beispiel

und Anleitung, wo es die Verschönerung des Lebens und speziell die Ausschmückung der Wohnräume betrifft, mit allem zu Hülfe zu kommen, was der ausgebildetere Geschmack auch mit bescheidenen Mitteln zu leisten vermag. Daß sich freilich neben den im allgemeinen mustergiltigen Einrichtungen auch Uebelstände geltend machen, kann nicht befremden. Unzufriedenheit wird in erster Reihe durch den Absolutismus hervorgerufen, von welchem das ganze milde und humane System getragen wird; die fortwährende, wenn auch noch so wohlgemeinte Bevormundung widerstrebt niemandem mehr als den Amerikanern, welchen die individuelle Selbständigkeit mehr gilt, als die bequeme Ruhe unter einem allerdings wohlgeordneten, aber dem Wesen nach doch entschieden despotischen Regiment. Daneben ist in Betracht zu ziehen, daß, weil es in Pullman kein Eigentum gibt, sondern nur ein noch dazu kurzdauerndes Mietverhältnis, die Bevölkerung dort nicht ihre echte und rechte Heimat zu erkennen vermag. Indes der Anfang ist vielversprechend gemacht und im Laufe der Zeit wird sich das Vorhandene sicher weiter entwickeln. Schon werden auf einer anstoßenden Fläche billige Bauplätze zum Verkaufe ausgeboten und Arbeiter, die sich dort anzubauen beabsichtigen, finden Aufmunterung und Unterstützung. Zudem wird die Errichtung neuer Fabrik-Etablissements vorbereitet und die daraus sich ergebende größere Ausdehnung und Mannigfaltigkeit der Industrie wird die Stellung der Arbeiter weniger abhängig gestalten. Man sucht ferner Mittel und Wege, Frauen und jugendliche Arbeiter passend zu beschäftigen. Endlich aber ist die Gründung einer Schule für den Unterricht in Handfertigkeiten und die Errichtung einer höheren Lehranstalt in Vorbereitung. Und so mag man denn mit hohem Interesse der Zukunft eines Unternehmens entgegensehen, welches freilich nur dann ganz gelingen kann, wenn Sorge getragen wird, es von der Lebensdauer seines Begründers unabhängig zu machen, wenn in irgendeiner Weise die Sicherheit gegeben ist, daß es fortbesteht, auch wenn George Pullman zu seinen Vätern versammelt worden. G. W.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Schaffung einer neuen Oase Merw. Die Russen beschäftigen sich dermaßen in Turkestan mit einem neuen Unternehmen, auf welches die englischen und indischen Staatsmänner nicht ohne Eifersucht und Befürchtungen blicken werden. Es handelt sich nämlich um nichts Geringeres, als um die Bildung einer neuen Oase, etwa von der Größe derjenigen von Merw, längs der neuen Grenze am Oxus, welche die afghanische Grenzregulierungs-Kommission abstecken wird, sobald die Frühlingswitterung ihr erlauben wird, ihre Winterquartiere in Tschamschambe zu verlassen. Es ist einfach ein nüchterner Ingenieur-Entwurf, der, in allen Einzelheiten vollständig und von den Feldmessern des Generals Annenkoff (des Erbauers der Transkaspischen Eisenbahn) an Ort und Stelle aufgenommen, nichts Geringeres bezweckt als den Durchstich der Ufer des Oxus bei Tschardjui, um dessen Wasser von neuem in einige alte Kanäle zu leiten, welche sich in der Richtung nach Merw hinziehen. Der Gedanke ist eigentlich kein neuer, da die Oase von Khiwa ganz durch ein Gelände gebildet wird, welches bewässert wird durch ein mühsames System von Kanälen, welche vom Oxus in der Nähe seiner Einmündung in die Kaspisee ausgehen, während die Oase von Merw einen ähnlichen Charakter zeigt und alles Wasser des Murghab verbraucht. Die Kanäle laufen bereits, wie erwähnt, bei Tschardjui in die Wüste hin, und eine Reihe sorgfältig aufgenommener Nivellierungen im vorigen Herbst hat dargethan, daß wenn die Uferböschung durchstochen und die Kanäle an einigen Stellen von ihrer Verschlämmung gereinigt worden, das Wasser freiwillig 60—70 e. Mln. weit fließen wird. Man kann es alsdann den Nomaden überlassen, das Weitere selbst zu besorgen, denn die Eingeborenen von Merw und Khiwa sind äußerst geschickt in der Herstellung von Bewässerungs-Kanälen und würden rasch ein Netzwerk von solchen herstellen und die nun vegetationslose lehmige Fläche in eine grüne Oase verwandeln, welche so fruchtbar wäre, als irgend eine in Zentral-Asien. Die Leser der Werke von O'Donovan und Marwin über Merw werden nicht vergessen haben, daß überall, wohin die Turkmenen Wasser aus dem Murghab leiten können, eine überraschende Fruchtbarkeit und ein wucherndes Pflanzenleben herrschen, während unmittelbar daneben noch Wüste ist. Das einzige Erfordernis ist daher, aus dem Oxus eine genügende Wassermenge abzuleiten (und Annenkoff's Berechnungen zeigen, daß ein Ueberfluß davon entbehrt werden kann), und ein einziges Jahr würde dann hinreichen, um eine Oase zu schaffen, welche imstande wäre, eine Viertelmillion Menschen zu ernähren. In diesem Falle könnte Rußland Heere von Askabad und Merw bis in die fernsten Teile von Turkestan marschieren lassen und dafür die Streitkräfte von Taschkent und Samarkand durch Bukhara nach Merw und Seraks schicken, ohne daß sie irgend eine Wüste zu passieren hätten, und die Verbindung der neuen Grenze entlang würde vollkommen sein. Da die Kosten nur auf etwa 3,200,000 Mark veranschlagt sind, so herrscht in Rußland gar kein Zweifel mehr darüber, daß der Vorschlag Annenkoff's angenommen und sein Plan verwirklicht werden wird. (Eng.)

* Erdbeben in Guatemala. Ein Brief aus Panamá vom 24. Januar meldet, daß die Regierung von Guatemala eine aus Professor Rockstroh und Herrn Walker bestehende Kommission ausgeschickt hat, um über die Wahrscheinlichkeit eines Ausbruchs des Vulkans Pacaya zu berichten. Die Ermittelungen dieser Herren ergeben, daß das Dorf San Vincente Pacaya durch Erdstöße ganz

zerstört worden ist. Etwa 44 mit Ziegeln gedeckte Häuser stürzten vollständig zusammen und verursachten eine solche Staubwolke, daß sie zu dem Glauben veranlaßte, es habe sich ein neuer Krater geöffnet. Die heißen Quellen in der Umgebung des Sees Amatitlan ergossen eine größere Wassermasse und von höherer Temperatur als gewöhnlich. Der Krater von Pacaya ist aber unverändert geblieben, während derjenige von Fuego sehr thätig gewesen ist.

* Die russische Eisenbahn nach Zentral-Asien. Die von uns schon mehrfach erwähnte Transkaspische Eisenbahn hat unter der Direktion des Generals Annenkoff merkwürdige Fortschritte gemacht. Zu Anfang dieses Jahres erstreckte sie sich von Michailowsk, an der gleichnamigen Bucht, bis Ghiaurs, einer kleinen Station einige Meilen jenseit Askabad. Von da bis Merw war der Bahnkörper vollendet und die Stationen und Brücken gebaut, und wahrscheinlich fahren schon in diesem Augenblick die Züge bis Merw, und die Bahn wird bis zum Hochsommer bis an den Amu Darja bei Tschardjui, auf einer Total-Strecke von 1041 Km., vollendet sein. Der Hafen von Michailowsk ist sehr seicht und das tiefe Wasser zu Krasnowodsk zu entfernt; aber man hat einen anderen Punkt, 24 Km. von Michailowsk, gefunden, woselbst nach einiger mäßigen Ausbaggerung die größten Fahrzeuge des Kaspischen Meeres bis an die neue im Bau begriffene Anlände anfahren können. Für das andere Ende der Linie und die Verbindung der beiden Eisenbahnen werden nun Dampfer von einem besonderen Typus erbaut, welche dazu geeignet sind, es mit den rasch strömenden und seichten Gewässern des Amu Darja aufzunehmen. Der Schwierigkeit, welchen der Triebsand in der Wüste verursacht, gedenkt man durch Einführung von Pflanzen entgegen zu wirken, welche man bereits in den heißen öden Wüstenstrichen Algeriens erprobt hat, und von welchen auf den Hauptstationen bereits große Mengen in Vermehrungshäusern nachgezogen werden. Die ganze Unternehmung ist eine Militärstraße, entworfen und erbaut von Offizieren des Generalstabs und Kriegsministeriums unter Beihülfe von Soldaten, Tartaren aus dem Kaukasus, Turkmenen und anderen Bewohnern jener Region. Die Hauptschwierigkeit war nicht der Wüstensand, sondern der Wassermangel, denn die vorhandenen Brunnen liegen weit auseinander und enthalten nur wenig brackisches Wasser, welches kaum für die gewöhnlichen Zwecke der Karawanen hinreicht. Es ist jedoch durch Versuche ermittelt worden, daß in einer gewissen Tiefe Wasser in genügender Menge im Boden vorhanden ist und sich in größeren Tiefen noch mehrt. Man gedenkt daher artesische Brunnen zu graben, für welche die nötige Maschinerie schon an Ort und Stelle vorhanden ist. Der schlimmste Teil der gewählten Linie ist die Wüste, welche sich etwas über 200 Km. östlich von der Oase von Merw hindehnt. Diese ist zwar heiß, dürr und sandig, erzeugt aber in Menge ein beinahe holziges Strauchgewächs, den sogen. „Saxaul" (Kaloxylon amodendron), und anderes diesem nahe verwandte Strauchwerk, welche nur in einer Entfernung von etwa 40 Km. vom Amu Darja verschwinden. Wenn man die kleinere Wüste bei Michailowsk passiert und die Station Kisil Arwat erreicht hat, nimmt die Eisenbahn eine dem Kopeth-Gebirge, das mit den Grenzen von Persien zusammenfällt, parallele Richtung an. Sie durchläuft die Oase Akhal und passiert unter den Mauern von Geok Tepe wenige Meter von der Stelle des Angriffs, durch welchen die Feste genommen wurde. Die bedeutendste Station ist Askabad, eine erst drei Jahre alte blühende Stadt, welche sich jedoch eines wichtigen Handels mit dem nördlichen Khorassan erfreut. Weiterhin passiert die Linie das persische Dorf Lutfabad auf eine Entfernung von zwei Kilometern und tritt dann in die Oase von Attek ein, welche sich nun unter der durch den russischen Schutz gewährten Sicherheit rasch wieder erholt. Duschak, 391 Km. von Kisil Arwat, ist der südlichste Punkt der Bahnlinie, von wo die Wege nach Seraks, Hesched und Herat abzweigen. Hier wendet sich die Bahn nun gegen Merw und tritt in einer nordwestlichen Richtung in die Wüste ein. Es gibt hier weder Bäche noch Quellen, allein aus den Bergen nach Südost hin kommen zwei bedeutende Flüsse, der Tadschand oder Heri-Rud und der Murghab. Der erstere ist im Winter trocken, hat aber im Sommer den doppelten Umfang des Murghab. Nach Nordwesten verlieren beide Flüsse sich im Sande der Wüste. Ueber den Heri-Rud führt eine Brücke von etwa 95 m. Länge. Von diesem Punkte aus bestand früher eine Entfernung von 90 Km. bis zum nächsten frischen Wasser; dieselbe ist jedoch auf 48 Km. verkürzt worden durch einen Kanal, den General Annenkoff im vorigen Sommer erbauen ließ und worin er einen Teil des Murghab dorthin ableitete, der aber nicht fortgeführt werden konnte. Unähnlich dem Heri-Rud trocknet der Murghab nicht ein, sondern führt im Winter noch 75 Cm. Wasser in der Sekunde mit sich, gegen 300 im Sommer. Er enthält ungefähr zwei Prozent erdige Stoffe, was in der jährlichen Ueberschwemmungs-Periode ungefähr fünfzig Millionen Kubikmeter Schlamm ausmacht, welcher durch die zahllosen Bewässerungskanäle über die Oberfläche der Oase Merw verbreitet wird. Die im Jahre 1874 stattgefundene Zerstörung des großen Dammes von Sultan Bend hat die bewässerte und fruchtbare Fläche sehr gemindert. Die russische Regierung hat für die Wiedererrichtung dieses Dammes 60,000 Rubel ausgesetzt, und man erwartet, daß durch diese Arbeit zunächst 400,000 Acres Landes und mit Zeit und Weile beinahe viermal soviel wieder zurückgewonnen werden. Durch die Bewässerung erhält dieses Land eine ungemeine Fruchtbarkeit, denn der Weizen trägt hier hundertfältig. Merw wächst schnell heran; es werden Baustellen von einem gewissen Umfang unentgeltlich abgegeben unter der Bedingung, daß der Empfänger sogleich darauf baue. Die Straßen sind geräumig, mit breiten Bürgersteigen, mit Bäumen bepflanzt und mit kleinen

Kanälen begrenzt. Man darf zuversichtlich erwarten, daß die Oase in einer nahen Zukunft einen bedeutenden Aufschwung nehmen wird. (Sc.)

* Patagonien. Der französische Reisende Fauveth, welcher schon seit mehreren Jahren die Küsten Patagoniens zu dem Zwecke erforscht, alles auf den Fischfang und die Guanolager Bezügliche zu studieren, meldet, er habe auf seiner letzten Reise etwa unter dem 46.⁰ s. B. auf einem gewissen Teil der Küste, dessen Formation auf die plutonische Epoche zurückweist, bei tiefer Ebbe zwei Röhren von gebranntem Thon mit einem Durchmesser von 4—5 Zoll in einem Konglomerat inkrustiert gefunden, an einem Ort, welcher die Kraterlöcher eines erloschenen Vulkans trägt. Von der anschwellenden Flut überrascht, mußte er sich zurückziehen, ohne imstande gewesen zu sein, diesen seltenen Fund genauer zu untersuchen; er kehrte jedoch den anderen Tag an denselben Ort zurück und konnte sich überzeugen, daß die von ihm gefundenen Gegenstände wirklich Röhren von gebranntem Thon waren. Wie sich aber in jenen Gewässern derartige Gegenstände gefunden haben, welche auf gewerbliche Arbeit deuten, darüber vermag sich Herr Fauveth auch keine Rechenschaft zu geben. Auf derselben Reise hat Herr Fauveth eine andere, nicht minder merkwürdige Entdeckung gemacht: er hat nämlich kolossale Austern gefunden, welche auf einem der zahllosen Eilande, die sich im Golf von St. Georges befinden, inkrustiert waren. Da der Reisende nicht die nötigen Werkzeuge hatte, um eine dieser Muschelschalen abzulösen, die 30—31 Fuß im Umfange maß, so begnügte er sich, den Ort zu bezeichnen, wo dieses kolossale versteinerte Weichtier liegt. Er hat jedoch ein Stück von der Schale einer anderen Auster mitgebracht, welche ebenfalls erstaunliche Dimensionen hat und die sich in denselben Gewässern fand. Er hat dieses Stück dem Professor Dr. Burmeister, dem Direktor des naturgeschichtlichen Museums zu Buenos-Ayres, übergeben, welcher nun die Absicht hat, für Rechnung des Museums eine Expedition hinzuschicken und diese kolossale Auster ablösen zu lassen. (G. g.)

Litteratur.

* Bernhardi, Th. v.: Reise-Erinnerungen aus Spanien. Blätter aus einem Tagebuche. Berlin, W. Hertz (Besser'sche Buchhandlung), 1886. — Wir haben seit einer Reihe von Jahren die deutschen Reiseschilderungen aus Spanien ziemlich aufmerksam verfolgt und beinahe alle gelesen, allein wir müssen gestehen, daß wir seit den nun fast vergessenen „Skizzen aus Spanien" von V. A. Huber, einem anerkannten Meisterwerke, kaum mehr ein Werk kennen gelernt haben, welches uns so hoch befriedigt und so sehr gefesselt hätte, wie das vorliegende von Th. v. Bernhardi. Das sind nicht flüchtige Skizzen eines flüchtig-Reisenden, das ist kein Buch aus Büchern, sondern dies sind die gesammelten Eindrücke eines Mannes, welcher, mit der Sprache, der Geschichte, Geographie, Litteratur und Kunst des Landes vertraut, in demselben länger geweilt und es mit Umsicht, Nutzen und zahlreichen Empfehlungen und Anknüpfungspunkten bereist und gründlich kennen gelernt hat. Land und Leute, Volksleben, Natur, Handel und Industrie, Landbau, Verkehr, Theater, Litteratur, besonders aber Baukunst und Malerei auf der iberischen Halbinsel werden von einem feinbeobachtenden, hochgebildeten, forschungsgewandten und wißbegierigen Manne hier nach den einem sorgfältig gehaltenen Tagebuche anvertrauten frischen Eindrücken äußerst lebendig, vorurteilsfrei und objektiv geschildert, und diese wertvollen, fesselnden Reise-Erinnerungen erstrecken sich beinahe über ganz Spanien, vergleichen Vergangenheit und Gegenwart und ergänzen in ihrem reichen thatsächlichen Gehalt die wenigen Reisehandbücher, welche wir über das schöne, aber arg verkommene Land besitzen. Wir dürfen das Buch unbedingt als einen der wichtigsten neueren Beiträge zur Kunde von Spanien bezeichnen, obwohl seine Schilderungen sich um einige Jahre zurückdatieren. Es liest sich vorzüglich, versetzt den Leser mitten in die Sache hinein und belehrt in der fesselndsten Weise. Wir bedauern nur eines: den Mangel eines Inhaltsverzeichnisses und alphabetischen Registers, welche den Wert des Werkes noch wesentlich erhöhen würden.

* Katscher, Leopold: Aus England. Bilder und Skizzen. Leipzig, Phil. Reclam jun. — Katscher, Leopold: Nebelland und Themsestrand. Studien und Schilderungen aus der Heimat John Bulls. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, 1886. — Leopold Katscher ist neuerdings als einer der feinsten Beobachter und gewandtesten Zeichner britischen Lebens bekannt geworden und bestätigt dieses Verdienst auch durch die vorliegenden beiden Werke, welche teils einige Skizzen über dieselben Gegenstände enthalten, teils sich gegenseitig ergänzen. Die erstgenannte kleinere Schrift, in der bekannten Reclam'schen „Universal-Bibliothek" erschienen, enthält neun verschiedene mehr flüchtige Skizzen, eigentliche Augenblicks-Photographien, über Studentenleben, Presse, Seligmacher-Armee, unterseeische Eisenbahn, deutsches Leben an der Themse u. s. w. In dem zweiten umfangreicheren Werke begegnen wir mehreren von diesen Stoffen wieder in breiterer und vertiefter Ausführung, namentlich den Thematen: Heilsarmee, Deutsche in London, Deutsche Litteratur in England und britisches Zeitungswesen; der Kanaltunnel, gegen den sich in England eine so vorurteilsvolle Opposition erhebt, beschließt den Abschnitt der sogenannten „Studien". Die beiden folgenden Abschnitte „Bilder und Skizzen" und „Fliegende Blätter" enthalten dann eine Reihe höchst lebendiger, pikanter und geistvoller Feuilletons über die verschiedensten Seiten und Facetten britischen Lebens, denen wir das Verdienst zuerkennen müssen, ebenso anschaulich und vorurteilsfrei wie lehrreich und unterhaltend zu sein, so daß sie eine in jeder Beziehung anziehende und pikante Lektüre bilden, indem der Verfasser das entschiedene Talent zur angenehmen Plauderei mit der feinen und geübten Gabe der Beobachtung und treuen Schilderung verbindet.

* Europäische Wanderbilder, Heft 87, 88: Heidelberg, von Karl Pfaff. Heft 96—98; Glarnerland und Wallensee, von Ernst Buß. Zürich, Orell, Füßli und Comp. — Jedermann kennt die praktischen, zuverlässigen, hübsch illustrierten Spezialführer für einzelne Großstädte, Bäder und interessante Gegenden, welche von der rühmlichst bekannten Züricher Firma unter dem obigen Gesamttitel herausgegeben werden und sich allgemeinster Beliebtheit erfreuen. Diese verdienen denn auch die beiden vorliegenden Lieferungen. Heidelberg und seine Umgebungen sind ebenso anziehend wie treu geschildert und fördern ebenso sehr die Orientierung des Ankömmlings, wie sie zur Belebung und Fixierung der gewonnenen Eindrücke dienen. In gleich hohem Grade gilt dies von Pfarrer Buß' „Glarnerland und Wallensee", worin uns eine der interessantesten und schönsten Partien der Schweiz, ein wahres Juwel von Landschaft, in ebenso anziehender wie lehrreicher Weise geschildert und zu genußreicher Bereisung empfohlen

wird, unterstützt von 57 trefflichen Illustrationen und zwei guten Karten. Die hier geschilderte Landschaft, sozusagen auf der Schwelle der inneren Schweiz liegend und leicht zu erreichen, ladet ganz besonders zu einem Besuche ein, der an der Hand dieses reizenden, auf gründlicher Ortskenntnis beruhenden Führers sich zu einem um so anziehenderen und lohnenderen gestalten wird. Beide Bändchen zählen unter die vorzüglichsten dieser verdienstvollen Sammlung und sind durch die innige Verbindung von Wort und Bild von bleibendem Wert.

* Wönig, Franz: Die Pflanzen im alten Aegypten. Ihre Heimat, Geschichte, Kultur und ihre mannigfache Verwendung im sozialen Leben, in Kultus, Sitten, Gebräuchen, Medizin, Kunst. Nach den eigenen bildlichen Darstellungen der alten Aegypter, Pflanzenresten und Gräberfunden, Zeugnissen alter Schriftsteller und den Ergebnissen der neuen Forschungen. Mit zahlreichen Original-Abbildungen. Leipzig, W. Friedrich, Hofbuchhändler, 1886. — Das vorliegende fleißige Werk ist ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte und zur Botanik des alten Aegyptens, aber auch zu seiner Landeskunde, indem es uns die einheimischen und eingeführten Nähr- und Nutzgewächse und ihre Verwendung und Verwertung in einem übersichtlichen Gesamtbilde in folgenden Abschnitten vorführt: Sumpfpflanzen, Ackerbau, Brotpflanzen und Brotbäckerei, die Kultur des Leins, Gemüsebau und Gemüsepflanzen, Gewürzpflanzen, Gartenanlagen, Garten- und Kranzblumen, Weinbau, Sträucher und Bäume, Heilkunde und Heilgewächse im alten Aegypten, und Pflanzenformen im Dienste der altägyptischen Kunst. Die ganze Darstellung gründet auf den sichersten und unanfechtbarsten Quellen, welche mit musterhaftem Fleiße und Takt benutzt worden sind, und so ist ein Werk entstanden, das ebenso lehrreich und anziehend für den Leser wie als Denkmal deutschen Gelehrten- und Forscherfleißes anerkennens- und lobenswert ist.

* Deutsche Encyklopädie, ein Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow, 1886. — Von diesem Werk liegen uns wieder die Lieferungen 6—10 vor, die von Algenfisch bis Aspinwall reichen und ein höchst günstiges Zeugnis von der Gewissenhaftigkeit und Geschicklichkeit der Verfasser der einzelnen Artikel, lauter bewährter Fachmänner, wie von der Trefflichkeit des Systems ablegen, welches dieser neuen Encyklopädie zu Grunde liegt. Bündige Kürze und Klarheit, gewandte ansprechende Darstellungsweise, wissenschaftliche Genauigkeit und praktische Lehrhaftigkeit geben jedem einzelnen Artikel sein Gepräge. Da der gesamte Umfang des Werkes auf 100 Lieferungen berechnet ist, so liegt uns somit etwa der zehnte Teil des Ganzen nun vor und läßt schon jetzt die Vorzüge genau erkennen, welche das Werk vor anderen Encyklopädien auszeichnet, nämlich Vollständigkeit bei weiser Beschränkung des Stoffs, allgemeine Brauchbarkeit, auch für den nicht wissenschaftlich Gebildeten, Vertretung des wissenschaftlichen Höhepunktes unserer Zeit. Wir werden uns ein Vergnügen daraus machen, über die Fortsetzung des Werkes zu berichten, dem wir den größtmöglichen Absatz wünschen und das niemand künftig wird entbehren können.

* Nordenskiöld, Adolf Erik Freiherr v.: Grönland; seine Eiswüsten im Innern und seine Ostküste. Schilderung der zweiten Dickson'schen Expedition, ausgeführt im Jahre 1883. Autorisierte deutsche Ausgabe, mit über 200 Abbildungen und 6 Karten. Leipzig, Brockhaus, 1886. — Der berühmt gewordene kühne Nordpolfahrer schildert in dem vorliegenden höchst lehrreichen und trefflich illustrierten Bande von mehr als 500 Seiten die gefahrvolle aber höchst interessante Reise, welche er vom 23. Mai bis zum 27. September 1883 nach dem eisigen Grönland in der Absicht gemacht hat, verschiedene noch streitige geographische Fragen genau festzustellen und vor allem die Zugänglichkeit der Ostküste und die Möglichkeit zu ermitteln, ob man über die Eiswüsten und Gletscher der Küste zu einer eisfreien Region im Innern vordringen könne, von deren Vorhandensein alte Sagen berichten. Die Reise dahin ging von Gotenburg aus über die Faröer und Island, welche ebenfalls besichtigt und untersucht wurden und einleitend geschildert sind, und umfaßte einen großen Teil der noch wenig bekannten und teilweise unnahbaren Ostküste, sowie einen kleinen Teil des Binnenlandes, in welches man aber nicht weit einzudringen vermochte. Wegen aller Einzelschilderungen verweisen wir auf das Buch selbst, welches mit seiner reichen trefflichen Illustration, seinen Karten und seinem gehaltvollen Texte wohl die beste Spezialschilderung von Grönland nach seiner wildgroßartigen dürftigen Natur und nach Land und Leuten, Erzeugnissen, Verkehr u. s. w. darbietet, welche bis jetzt vorhanden ist. Neben dem vorzüglichen geognostischen und geologischen Teile und der Schilderung des ganzen Verlaufes der Reise selbst mit ihren Gefahren und Abenteuern ꝛc. interessiert aber den Leser wohl zumeist die eingehende ethnographische Studie über die Eskimos, welche beinahe ein Fünftel des ganzen Buches einnimmt und wohl das Vollständigste und Lehrreichste ist, was über diesen merkwürdigen arktischen Stamm jemals geschrieben worden ist. So liefert uns der berühmte schwedische Polarforscher auch in diesem Werke wieder einen hochwichtigen Beitrag zur Kunde jenes Teils des hohen Nordens, welcher neuerdings gerade durch ihn dem Interesse der Forscher und den Studien der Geographen nahe gelegt und zum Ziele weiterer Untersuchungen von Seiten der dänischen Regierung gemacht worden. Das höchst gediegen und schön ausgestattete Werk bildet einen der wertvollsten Bände des berühmten Brockhaus'schen Verlags.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 31. Stuttgart, 2. August. 1886.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Früchte der Pflege der Ethnologie für die vergleichende Rechtswissenschaft.[1]

Unter den Ländern, in welchen der Geographie als Unterrichtsgegenstand schon seit Jahren wenigstens an manchen Anstalten ein so weites Feld zugewiesen ist, wie sie es sich in vielen anderen erst noch erobern muß, steht Holland wohl mit obenan; seit langer Zeit schon werden an den Einrichtungen, welche bestimmt sind, die Beamten und Offiziere für den indischen Dienst auszubilden, die Fächer indische Geographie, Sprachenkunde und Ethnographie auf derselben Lehrkanzel vorgetragen.

Es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn jüngst, als ein den Lesern dieser Blätter schon seit dem Jahre 1881 bekannter,[2] noch ziemlich junger Gelehrter, Dr. G. A. Wilken, das Professorat in den eben genannten Fächern an der Universität zu Leiden am 16. September antrat, er seine Thätigkeit mit einer Rede eröffnete, deren Gegenstand so recht zeigt, welche Bedeutung die geographische Wissenschaft heutzutage gewonnen hat und welche Gegenstände sie in den Bereich ihres Arbeitsfeldes zieht.

Es hätte gewiß der übrigens sehr klaren Einleitung, in welcher der Verfasser die Veränderungen hervorhebt, welche u. a. das Arbeitsfeld der Ethnographie erfahren hat, nicht bedurft, um das auseinander zu setzen; die Wahl des Thema's selbst zeigt es zur Genüge. Trotzdem können wir es uns nicht versagen, hier wenigstens einen Teil der Einleitung kurz zu skizzieren.

. . . „So ist überall viel für die Ethnologie geschehen, und glücklich, daß dies der Fall ist, denn die Naturvölker verschwinden mehr und mehr; doch nicht nur das Material hat man gesammelt, es ist auch viel geschehen, um dasselbe zu bearbeiten und die für die Entwicklung der Völker maßgebenden Gesetze zu ergründen. Daß hierbei zuweilen Fehler begangen worden sind, liegt auf der Hand; doch die in der Vergangenheit begangenen Fehler haben häufig den in späterer Zeit gewonnenen Sieg vorbereitet. Daß die Ethnologie in kurzer Zeit so weit in den Vordergrund getreten ist, muß man in einem Jahrhundert, in welchem die Darwin'sche Entwicklungstheorie mit so viel Beifall aufgenommen worden ist, sehr erklärlich finden. Diese Theorie, welche man jetzt auf jedes Gebiet zu übertragen geneigt ist, findet auch in der Sociologie eine immer größere Anwendung. Daher kommt es, daß wir bei denjenigen uns bekannten Völkern, welche am niedrigsten stehen, jetzt dieselbe Entwicklungsstufe zu erkennen glauben, auf welcher die am höchsten entwickelten Völker vor wer weiß wie viel Jahrtausenden gestanden haben. Wenn man von diesem Gedanken ausgeht, wird man es erklärlich finden, daß auch andere Wissenschaften die Ethnologie und ihre Fortschritte mit Aufmerksamkeit verfolgen. Die Geschichte der Gottesdienste verdankt ihr viel und hat das auch gern anerkannt. Weniger Interesse hat bis jetzt die Rechtswissenschaft für die Ethnologie bewiesen, obwohl auch für

[1] De vrucht van de beoefening der Ethnologie voor de vergelijkende Rechtswetenschap. Redevvering door Dr. G. A. Wilken. 1885.

[2] „Ausland", 1881, S. 851 ff.

die Rechtsgeschichte die Resultate der letzteren wichtig genug sind, und diese Verbindung zwischen beiden nun beabsichtigt der Verfasser näher auseinanderzusetzen.

Er muß einräumen, daß die Juristen bis jetzt nur ausnahmsweise den Nutzen, welchen die Kenntnis des Rechtes der Naturvölker bei rechtsgeschichtlichen Untersuchungen bringen kann, zugeben, im Gegenteil, es gibt viele, welche sich ohne Rückhalt gegen eine derartige Methode erklären. Manche thun es, weil sie ein crimen laesae majestatis darin sehen, die armen Barbaren, die wir Naturvölker nennen, mit den hochentwickelten Kulturvölkern, denen wir so manche Gesetze von bleibendem Wert verdanken, gewissermaßen in einem Atem zu nennen, außerdem aber, weil sie als Anhänger der Rückschrittstheorie keinen bei solchen Völkern vorkommenden Erscheinungen einige Aufmerksamkeit schenken wollen. Ernstlicher ist der Einwand, den andere machen. Sie meinen, daß das Material, welches man sich verschaffen kann, nicht immer zuverlässig ist, da es in den meisten Fällen durch Personen gesammelt wird, die nicht einmal mit den Gesetzen ihres eigenen Landes vollkommen vertraut und daher nicht imstande sind, die rechtlichen Zustände bei fremden Völkern zu beurteilen. Der Einwand ist wichtig genug, um ihn näher zu untersuchen. Allerdings besteht bei manchen der Völker, die hier in Frage kommen — doch bleibt es immer noch eine Ausnahme — ein geschriebenes Recht; im allgemeinen aber muß man das Recht ganz aus der mündlichen Ueberlieferung kennen lernen. Wenn nun die verschiedenen Bestimmungen ein einigermaßen verwickeltes System bildeten, würde das Sammeln derselben dem Ethnographen unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen. Doch auch hier gilt das von Herbert Spencer aufgestellte Evolutionsgesetz, nach welchem das Homogene in Heterogenes umgesetzt wird. Mit der Entwicklung erst tritt auch die Verwicklung durch vielfache Spaltung ein; so z. B. kennen die Naturvölker keine Trennung des bürgerlichen und des Kriminalrechts, weil es sich bei ihnen durchaus nicht um eine Sühnung des gekränkten Rechtgefühls, sondern nur um eine Entschädigung der benachteiligten Person handelt. Außerdem aber fallen die vielen Unterschiede fort, welche das Gesetz der zivilisierten Völker kennt; so z. B. heißt bei den Malaien bangun die Buße, welche bei einem Totschlag, pampas diejenige, welche bei einer Verwundung zu bezahlen ist, und das ganze Gesetz für solche Fälle ist in wenige Worte zusammengefaßt: Wer tötet zahlt bangun, wer verwundet zahlt pampas. Man sieht also, daß eine solche einfache Sammlung von Gesetzen leicht zu übersehen ist und dem Ethnographen keine besonderen Schwierigkeiten bereiten kann; übrigens würde man, wenn man für dieses Studium juristische Kenntnisse als durchaus nötig voraussetzen wollte, auch von demjenigen, welcher sich mit dem Gottesdienst der Naturvölker beschäftigen will, eine vollkommene Bekanntschaft mit dem Christentum fordern müssen. Natürlich soll hiermit durchaus nicht etwa gesagt werden, daß der Jurist alles durch den Ethnographen gesammelte Material auf Treue und Glauben annehmen soll, im Gegenteil ist eine sehr genaue Prüfung und wohlüberlegte Kritik nötig. Unter dieser Voraussetzung aber werden gewiß die Angaben der Ethnologen durch die Juristen verwendet werden können. Das haben denn deutsche Juristen — um von den Ethnologen und namentlich von ihrem Fürsten, Bastian, nicht zu sprechen — auch gethan, und es mögen einige Namen genannt sein, z. B. Dr. Alb. Herm. Post, der 1872 die Bahn brach, daneben Dr. Jos. Kohler, Professor zu Würzburg, Dr. Lothar Dargun, Professor zu Krakau, dessen Abhandlung über „Mutterrecht und Raubehe" in Gierke's „Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte" eine Stelle gefunden hat. Außerhalb Deutschlands sind es namentlich de Laveleye, Bachofen, Giraud Teulon, Mac Lennan, Sir John Lubbock und Morgan, die hier genannt werden müssen. Auch Herbert Spencer und Eduard B. Tylor haben den Rechtsgebräuchen der Naturvölker ihre Aufmerksamkeit zugewendet.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen geht Professor G. A. Wilken dazu über, an einem Beispiel nachzuweisen, was die „ethnologische Jurisprudenz" für die Rechtsgeschichte ans Licht gebracht hat; er hat hiefür eine ziemlich verwickelte Frage gewählt, nämlich die agnatio.

Woher kommt, fragt er, die vollkommene Ausschließung der Mitglieder der weiblichen Linie von dem Familienverbande, während man die Aufnahme von Fremden, durch Adoption z. B., zuließ?

Zur Beantwortung dieser Frage haben die Juristen die patria potestas hineingezogen, alle die Personen gehörten zur Familie, welche der potestas, im Falle der gemeinschaftliche Stammvater noch lebte, unterworfen wären; beide fingen miteinander an und endigten miteinander.

Hierdurch will man ausdrücken, daß die Nachkommen in der weiblichen Linie nicht zur patria potestas gehörten, weil die der männlichen Linie jede andere notwendigerweise ausschloß. Nach Professor Wilken ist diese von Maine gegebene Erklärung eigentlich keine Erklärung zu nennen, da man jetzt auf die Frage stößt, wie hat sich die potestas gebildet und wie kommt es, daß auf diese und nicht auf eigentliche Blutsverwandtschaft die Zusammenstellung der Familie begründet ist? Die Frage ist nun zunächst: ist dies eine ursprüngliche Einrichtung oder hat sie sich erst später entwickelt? Die Ethnologie, sagt Professor Wilken, vermag die Antwort auf diese Fragen zu geben.

Es ist bekannt, daß die agnatische Familie nicht die einzige ist, die bei den Naturvölkern angetroffen wird; daneben findet sich eine andere, bei der die Abstammung gerade in der weiblichen Linie erforscht wird, das Matriarchat. Ueber den Ursprung desselben braucht hier nicht weiter gesprochen zu werden; es kommt nur darauf an, festzustellen, welche Form die ältere gewesen. Wenige Ethnologen wird man finden, die nicht das Patriarchat

für jünger halten. Von vielen wilden und halbwilden Völkern wird berichtet, daß sie jetzt noch das Matriarchat besitzen oder doch dasselbe besessen haben. Hiemit ist allerdings noch nicht bewiesen, daß diese Einrichtung im Besitz aller auf einer gewissen Kulturstufe stehenden Völker gewesen, und daß das Patriarchat sich aus derselben entwickelt haben muß. Und doch scheint für diese Vermutung genügender Grund zu bestehen. Ein allgemeiner Grundsatz des biologischen Evolutionsgesetzes sagt, daß die höhere Form, die sich aus einer niedrigeren entwickelt hat, die Spuren derselben tragen muß, und wirklich trägt das Patriarchat Spuren der älteren, ursprünglichen Form. Man trifft nämlich überall bei der agnatio Gedanken und Gebräuche, die, dem Charakter dieser Sitte ganz fremd, sich nur durch die Annahme erklären lassen, daß sie aus früherer Zeit herstammen, als die Familie sich noch nach der Abstammung in der weiblichen Linie regelte. Es würde zu weit führen, hiefür Beispiele beizubringen Es wird genügen, nur das Resultat mitzuteilen.

Zum besseren Verständnis der Art und Weise, wie sich aus dem ursprünglichen Matriarchat das Patriarchat geformt hat, ist es nötig, an einige Eigentümlichkeiten des ersteren zu erinnern. Wo dasselbe besteht, kommt auch die Exogamie vor; der Mann bleibt dabei seinem Stamm, die Frau dem ihrigen angehörig. Es ist deutlich, daß der erstere weder über die Frau, noch über die Kinder etwas zu sagen hat; letztere haben in dem Bruder der Mutter einen natürlichen Beschützer, der ebenso, wie die anderen Verwandten der Frau, dem Gatten entgegentritt, wenn derselbe irgendwelche Autorität gelten lassen will. Man darf wohl voraussetzen, daß dieser Zustand schon frühe die Gatten dazu geführt hat, den Versuch zu machen, die Frau und die Kinder von den Familienbanden der ersteren loszulösen, und höchst wahrscheinlich war gewaltsame Entführung das Mittel, um diesen Zweck zu erreichen; in dieser Weise wurde der Grund zu der patria potestas gelegt. Später trat an Stelle der gewaltsamen Entführung auch der Frauenkauf; der Brautschatz diente den beleidigten Verwandten der Frau anfänglich zur Sühne, später aber wurde er ganz und gar zur Vergütung für den Verlust, den die Verwandten der Frau dadurch erlitten, daß letztere dem Stamme des Mannes folgte, alles andere wurde zu einer toten Zeremonie.

Dies ist der Uebergang vom Matriarchat zum Patriarchat; daß man hiebei von keiner Blutsverwandtschaft durch die Frau mehr wissen wollte, liegt auf der Hand, ja man leugnete mehr oder weniger jeden Antheil der Mutter an den Kindern. Hat man während des Matriarchats alles auf die Frau und ihre Familie zurückgeführt, hat man namentlich dem Bruder der Frau in dieser Hinsicht eine wichtige Rolle zugeteilt — man erinnere sich an die Bedeutung, die der chál auch heutzutage noch bei den Arabern besitzt — so änderte sich dies später ganz und gar, bis schließlich, wie schon angedeutet, jede Beziehung der Mutter zum Kinde gänzlich geleugnet wurde.

Trotzdem aber blieb der alte Grundsatz bestehen, daß die Kinder dem Vater nur gehören, weil er Herr der Frau ist, nicht qua Erzeuger, wofür viele Belege aus dem malaiischen Archipel angeführt werden. Nur diejenigen Kinder, für deren Mutter der volle Brautschatz bezahlt ist, gehören dem Stamm des Vaters, sonst folgen sie dem der Mutter. Hie und da genügt die Bezahlung einer kleinen Geldsumme, um den Anspruch des Vaters auf wenigstens einige Kinder zu sichern.

Auch bei den Kulturvölkern finden wir diese Grundsätze in aller Strenge angewendet.

Im Gesetzbuche des Manu heißt es, daß, wie dem Eigentümer des Feldes das Gewächs zukommt, wer die Saat auch gesäet haben mag, so gehört auch das Kind dem Besitzer der Mutter, gleichgültig wer der Vater ist. Hie und da werden die Rechte des wirklichen Erzeugers (wie z. B. im keltisch-irischen Recht) insofern anerkannt, als es ihm erlaubt ist, sich das Kind gegen Bezahlung einer gewissen Summe an den Mann der Mutter zuzueignen; man erinnere sich der indischen Einrichtung der Niyoga, wovon sich auch bei anderen Völkern Spuren finden. Im Laufe der Zeiten bildete sich dann die Ansicht, daß ein Niyoga-Kind auf Erden dem Manne der Mutter, im Himmel dem wirklichen Vater zugehöre.

Der Kauf der Frau war also auf einer gewissen Kulturstufe ernstlich gemeint. Hiedurch wurde sie ganz von ihrer eigenen Familie losgemacht und der Familie und dem Stamme des Mannes verbunden.

Aus diesem Verhältnisse lassen sich wieder gewisse Erscheinungen, wie z. B. die auch aus dem semitischen Altertum bekannte Leviratsheirat, erklären. Die alten Gesetze wissen, wie Maine so treffend bemerkt hat, nichts von Individuen mit eigener Willensäußerung, eigenen Verbindungen, sondern jeder Vertrag wird auf eine Gruppe, als auf ein Ganzes bezogen. Nicht die einzelne Person, nur die Gruppe als solche besitzt Rechte. Verträge werden zwischen den Stämmen, nicht zwischen den Mitgliedern derselben geschlossen. Nach und nach erst tritt der Mensch in den Vordergrund, wird ein selbständiges Wesen, welches handelt und Verträge nach eigenem Gutdünken schließt. Dies geschah auch in Hinsicht auf die Heirat, und bei den Alfuren von Buru findet es jetzt noch statt. Hier ist es der Stamm des Mannes, welcher den Brautschatz zahlt, und der der Frau, welcher denselben erhält. Aehnliches wird in den altindischen Gesetzen ausgesprochen (Agastamba), wo es heißt: die Braut wird an die Familie des Mannes, nicht an den Mann allein gegeben. Daher ist in diesem Fall mit dem Tode des Mannes die Heirat nicht gelöst, sondern die Frau geht auf einen der Stammesgenossen, gewöhnlich einen Bruder des Mannes, über; als Regel kommt eine solche Heirat bei einer Anzahl von Völkern vor, welche die agnatische Verwandtschaft haben.

Das Angeführte scheint genügend, um den Beweis zu liefern, daß die Ethnologie wohl imstande ist, über rechtsgeschichtliche Fragen Licht zu verbreiten und auch wo sie selbst nicht imstande ist eine Aufklärung zu geben, uns wenigstens schützt gegen irrtümliche Auslegungen. Zur Erläuterung führt Professor Wilken nochmals die Frage von der agnatischen Verwandtschaft an, in Bezug auf welche die Ethnologie die von anderer Seite versuchten Erklärungsversuche nachdrücklichst wiederlegt. Er weist hier auf die von Fustel de Coulanges in seinem Werke „La cité antique“ entwickelte und von Hearn in „The Aryan Household“ verteidigte Theorie, daß die Familie durch einen alten Gottesdienst, wenn auch nicht ins Leben gerufen, so doch in ihrer Zusammenstellung durch denselben bedingt worden sei. Die Familie erklärt ersterer für eine association religieuse, keine association de nature. Der älteste Gottesdienst bestand in der Totenverehrung, man brachte den Verstorbenen Opfer, doch — und es ist der Auffassung F. de Coulanges' nach gerade das charakteristische — nur den Vorvätern in der männlichen Linie; diejenigen also, welche dieselben Götter verehrten, bildeten eine Familie und dieselbe war daher eine agnatio. Es ist dies eine gewiß sehr scharfsinnige Erklärung, die jedoch durch die Ethnologie für hinfällig erklärt wird. Wenn dieselbe richtig wäre, müßte überall, wo der Ahnendienst besteht, auch die agnatio und zwar die agnatio allein, auftreten, was jedoch bekanntlich durchaus nicht der Fall ist, da Ahnenverehrung und Matriarchat häufig nebeneinander auftreten. F. de Coulanges hat denn hier auch irrtümlicherweise als Ursache vorgestellt, was selbst erst eine Folge ist. Die Römer, Griechen und Indier hatten nicht die agnatio, weil sie die Ahnen in der männlichen Linie verehrten, doch sie thaten das letztere, weil erstere bei ihnen bestand. Wie uns die Ethnologie lehrt, besteht doch die Regel, daß der Totendienst ausschließlich durch den Mann oder die Frau fortgesetzt wird, je nachdem die Verwandtschaft aus dem Patriarchat oder dem Matriarchat besteht. Es genügt, hier auf den Totemismus hinzuweisen, welcher z. B. bei den Indianern Nordamerika's sich durch die Frau fortpflanzt; bei vielen Völkern in Ostindien jedoch, die im Patriarchat leben, geht die Verehrung der Tiervoreltern ausschließlich in der männlichen Linie auf die Nachkommen über.

Natürlich ist es nicht die Frage der agnatio allein, über welche die Ethnologie Licht verbreitet. Um nur Einzelnes zu erwähnen, denke man daran, welches Licht das Studium des Landbesitzes bei den Naturvölkern über die Entwicklungsgeschichte dieser Einrichtung verbreitet hat; kann man nicht bei dem Studium des Strafrechts die Entwicklung desselben aus einem ursprünglichen „Racherecht“ der Naturvölker nachweisen. Wie viel Licht hat die Ethnologie über Gottesurteile, Eid, Unschuldseid, den Beweis durch Zeugen und durch Indicien verbreitet. Doch genug, das Angeführte wird genügen, den Wunsch zu begründen, den Professor Wilken am Schluß seiner Rede ausspricht, daß nämlich auch andere Wissenschaften aus dem von der Ethnologie beschafften Material Nutzen ziehen mögen. Man lasse sich nicht dadurch zurückhalten, daß wohl einmal Theorien zu hastig und mit ungenügendem Material aufgestellt sind. Es wird immer noch genug Thatsächliches übrig bleiben, um auch auf die Behandlung anderer Wissenschaften befruchtend einwirken zu können.

M.

Unter den Mongolen.

Das mittelasiatische Steppen- und Wüstenland, welches dem chinesischen Szepter unterthan ist, bildet noch immer ein kaum oder gar nicht bekanntes Gebiet. Von um so größerem Interesse sind die mit ausgezeichneter Treue verfaßten Berichte, welche der Kasaner Professor Dr. Radloff in seinem jüngst erschienenen, gehalt- und lebensvoll geschriebenen Werke: „Aus Sibirien“ (im Verlage von T. O. Weigel in Leipzig) über den von ihm bereisten Teil dieses Landstriches veröffentlicht. Wir heben aus dem zweiten Bande des Werkes eine episodische Schilderung, welche das Interesse unserer Leser für das vortreffliche Werk erwecken dürfte, das sich in anschaulicher Weise über alle möglichen Verhältnisse Mittelasiens auf Grund zehnjähriger Forschungsreisen verbreitet. Die nachfolgende Mitteilung stammt aus des Verfassers Tagebuch vom 25. Juli 1862:

(Den 25. Juli.) Am Morgen früh stellte sich bei uns der neue Geleit-Soldat ein; er war ganz wie der gestrige mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, machte aber einen so erbärmlichen Eindruck, daß der Gedanke, dieser Krieger solle uns bewachen, uns alle in eine wahrhaft komische Stimmung versetzte. Er war ein ganz kleines, über 60 Jahre altes Männchen mit schneeweißem Zopfe, so dürr und wackelig, daß er nur mit Mühe gehen konnte; er ritt auf einer kaum dreijährigen, scheckigen Füllenstute, die ebenso schwach schien wie der Reiter. Dabei hatte er sich einen dicken, ganz neuen, riesigen Schafpelz als Unterlage auf den Sattel gelegt, so daß er fast einen halben Fuß über dem Rücken seines Pferdes saß. Mein Kosak, wie auch die Kirgisen, ließen ihren Witzen freien Lauf. Der Solone befahl aber kurz und brummig, man solle schnell satteln und ihm folgen, was auch gethan wurde, da ich selbst zur Eile trieb. Ohne Aufenthalt ritten wir in ziemlich scharfem Trabe bis zum Ufer des Desök, eines sehr breiten und reißenden Flusses, der nach Regenwetter fast unpassierbar ist, so daß die Reisenden hier oft mehrere Tage das Fallen des Wassers abwarten müssen. Das Durchreiten der Furt des Desök gehört zu den schwierigsten Flußpassagen, die ich gesehen habe. Man muß sich mit untergeschlagenen Füßen auf den Sattel setzen oder knieen, denn das Wasser reicht bis über das Sattelkissen; dabei

hat der Fluß eine so starke Strömung, daß es scheint, das Wasser reiße das Pferd mit sich fort, obgleich man in einem Winkel von 45 Grad gegen die Strömung reitet. Während der Passage erhoben meine Genossen ein lautes Geschrei, einerseits um die Pferde anzutreiben, andererseits um sich selbst zu ermutigen. Unser Geleit-Soldat war etwas zurückgeblieben und langte erst am jenseitigen Ufer des Oesök an, als wir den Fluß schon passiert hatten. Wir riefen ihm zu, wir wollten ihm ein besseres Pferd hinübersenden; er schien aber dadurch in seiner Würde beleidigt und sprang, ohne auf uns zu achten, in den Fluß. Hier geschah, was wir alle vorausgesehen hatten: der Strom erfaßte das Pferdchen und riß es mit sich fort, und bald sahen wir Reiter, Pferd und Pelz an drei verschiedenen Stellen des Flusses. Ich schickte sogleich zwei Kirgisen in den Strom; dieselben ritten aber auf Pferd und Pelz zu, ohne sich um den schreienden Reiter zu bekümmern. Erst nach wiederholtem Rufen meinerseits wandten sie sich diesem zu. Mein Dolmetsch Tutai packte den Alten unbarmherzig am Zopfe und zog ihn aus der Strömung, dann erst nahm er ihn hinter sich auf's Pferd. Als ich meine Leute ihrer Rohheit halber zur Rede stellte, meinten sie, der Pelz und das Pferd seien doch viel mehr wert als der Kerl. Gar erbärmlich sah das Männchen aus als es so von Wasser triefend vor uns stand. Meine Kirgisen zogen ihm Hemd und Kaftan ab und rangen sie aus, dann breiteten sie beides ein wenig in der Sonne aus. Dabei zeigte sich, daß unsere Pässe ganz durchnäßt waren. Ich übergab sie daher Tutai, der sie vorsichtig auf der Handfläche hielt, bis sie trocken geworden waren. Nachdem das Wasser aus Stiefeln, Bogentasche und Köcher gegossen war und die Kleider ein wenig trocken geworden, stiegen wir wieder zu Pferde und setzten unseren Weg fort. Jetzt waren auch die Pässe bald getrocknet, aber so zusammengeklebt, daß ich nicht weiß, wie man sie wieder öffnen wird.

Einige Werst jenseit des Oesök wurde das Land fruchtbarer und wir trafen schon Felder an, die mit Hirse oder Weizen besäet waren. Das Getreide war schon zum größten Teile abgemäht und in hohen Schobern aufgeschichtet. Plötzlich hieß uns unser Geleit-Soldat den Weg verlassen und etwa eine Werst nach Süden reiten, dann hielten wir vor einer Jurte, in der sich der hiesige Befehlshaber, ein Fundu-Boschku, aufhielt. Man forderte mich auf, in die Jurte zu treten, und hier fand ich einen Mann in Arbeitskleidung sitzen, der einen der Pässe öffnete, las und uns dann sehr stolz mit den Augen musterte. Plötzlich fing er an, uns auf Kirgisisch zu schimpfen: was wir hier wollten, wir seien gewiß Spione und wollten das Land des großen Kaisers ausspionieren. Wütend über dieses unwürdige Betragen, erklärte ich, ich würde direkt nach Süden, zu dem nächsten Orte, der einige Werst vor uns lag, reiten und mich bei den dortigen Behörden beschweren; ich leide ein solches Betragen nicht, der Konsul müsse mir Recht verschaffen. Darauf verließ ich die Jurte und stieg zu Pferde. Der Boschko zog nun andere Saiten auf, er habe nur gescherzt, ich solle doch bei ihm eine Schale Thee trinken. Ich kümmerte mich aber nicht weiter um ihn, sondern stieg zu Pferde, hieß meine Begleiter dasselbe thun und setzte ruhig meinen Weg fort. Unser kleiner Geleit-Soldat kam bald hinter uns hergeritten und bat, den Boschko zu entschuldigen, er habe nicht gewußt, daß ich ein Offizier sei u. s. w.

Jenseit des Oesök wendet sich der Weg noch mehr nach Süden. Die Ebene des Ili-Thales dehnt sich offen vor unseren Blicken aus. Die Felder werden häufiger, auf den Wegen begegnet man vielen Arbeitern, die mit Harken und Sicheln versehen sind. Männer und Weiber, alle in großen, flachen Strohhüten und in einer der kalmückischen oder chinesischen ähnlichen Tracht: die Männer in kurzen Jacken oder langen Kaftanen, die Weiber in einfachen, langen Hemden. Nach der Aussage Tutai's sollen dies alles Sojonen sein, die hier oben ihre Felder haben. Die nach Süden liegenden schwarzen Flecke, die sich in weiter Ferne wie dunkle Nebelwolken ausnehmen, sollen die Städte der Sojonen sein, während die kleineren dunklen Stellen, die sich in der Ebene überall zeigen, einzelne Gehöfte und Meierhöfe sind, die überall von Fruchtgärten und künstlichen Baumpflanzungen umgeben sein sollen. Je weiter wir nach Südwesten vordrangen, um so dichter wurden die Aecker und um so häufiger die Strohhütten, Garbenschober und die Feldarbeiter.

Ziemlich spät am Abend langten wir bei dem nächsten Piket an, das sich nicht weit von der Thalsenkung des Korgos-Flusses befindet. Es besteht aus zwei kleinen Lehmhütten, von denen die eine halb zerfallen ist und weder Thür noch Fenster hat. Dicht bei diesen Häusern ist ein kleiner Garten, der mit einer Lehmmauer umgeben ist, und in diesem soll sich ein kleiner Tempel befinden. In dem Piket fanden wir keinen Menschen. Unser Geleit-Soldat sagte mir, ich möchte in dem einen Lehmhause mein Bett aufstellen lassen, da es unbewohnt sei. Meine Leute lagerten dicht neben dem Hause und stellten die Kessel zurecht. Die Pferde wurden gekoppelt, und, da hier viel Diebstahl vorkommen soll, die ganze Nacht hindurch bewacht. Als wir uns schon an's Essen gemacht hatten, traf endlich ein chinesischer Soldat ein. Er entschuldigte sich, daß seine Leute bei der Feldarbeit beschäftigt seien, er sei jetzt allein im Piket und wolle uns bis zum nächsten Karaul geleiten. Es sei besser, wenn wir die Stadt Korgos vermeiden würden. Tutai widersprach ihm und bestand darauf, daß wir Korgos passieren müßten. Er teilte mir nachher die Gründe seiner Forderung mit. Es sei immer gefährlich, die große Straße zu verlassen und besonders in der Nähe einer Stadt wie Korgos, außerdem sei es ein großer Umweg. Der Solone dieses Pikets war viel freundlicher als die früheren Geleit-Soldaten. Tutai, den ich darüber befragte, meinte, daß man vor mir Respekt

bekommen habe, nachdem ich den Boschko abgetrumpft hätte. Der hiesige Soldat hätte ihn schon gefragt, ob ich ein Amban (General) sei, und er habe dies bestätigt. Da sich unser alter Geleit-Soldat auch freundlich gezeigt hatte, hieß ich ihn mit meinen Leuten zu Abend essen und gab ihm ein kleines Geschenk, wofür er sich unter vielen Verneigungen bedankte.

(Den 26. Juli.) Etwa 6 Uhr Morgens verließen wir das Piket und erreichten bald die Stadt Korgos; der Reisende bemerkt kaum, daß er das Stadtgebiet betritt. Zuerst gewahrt man dichte Aecker und zwischen diesen einzelne, mit Lehmmauern umgebene Gehöfte, Wäldchen, Gärten und Fruchtbäume, dann sieht man auf dem Wege Arbeiter, Fußgänger und reitet allmählich in eine von ziemlich hohen Lehmmauern begrenzte Straße, auf der auch noch ein sehr geringer Verkehr bemerkbar ist. Plötzlich macht die letztere eine Biegung und wir erblicken hohe Bäume; nachdem wir nun durch eine schmale Gasse etwa noch 50 Schritte geritten, sehen wir wie mit einem Zauberschlage sich die ganze Szenerie verändern. Wir befinden uns plötzlich auf einer ziemlich breiten Marktstraße, auf der sich ein dichter Menschenknäuel bewegt; zu beiden Seiten eine lange Reihe von offenen Läden und Werkstätten. Schuster und Schneider, Schmiede und Tischler, alle arbeiten fast auf offener Straße, dazwischen sind allerlei Läden mit Eßwaren, Gefäßen und Holzwaren; überall große Aushängeschilder mit mächtigen chinesischen Inschriften. Dazwischen Speisehäuser, die durch als Schild aushängende riesige Fische schon von weitem kenntlich sind. In der Mitte ist ein etwas erhöhter Fahrweg, auf dem sich große zweiräderige Wagen (Arba), Reiter und kleine Karren sowie Packpferde bewegen. Auf der Straße gehen allerlei Händler umher, die ihre Waren auf Brettern tragen und durch lautes Ausrufen die Käufer aufmerksam machen; zerlumpte und verkommene Bettler, Frauen mit schön frisierten Haaren und Blumen auf dem Kopfe, gut gekleidete Spaziergänger mit riesigen Brillen und Sonnenschirmen; Kalmücken, viele Tataren und Kirgisen strömen an uns vorüber, kurz, ein ungemein buntes Gewühl, an dem sich das an die einsame Steppe gewöhnte Auge gar nicht satt sehen konnte. Trotz der Fremdheit des Bildes muß ich gestehen, daß ich mich hier ordentlich angeheimelt fühlte. Man sah sich hier wenigstens von Leben und Arbeit umgeben, gerade wie in einer europäischen Stadt, wenn auch das Kolorit ein fremdartiges war. Ich fühlte mich aus der öden, eintönigen Steppe wiederum in ein Kulturleben versetzt, das Zivilisierte erst dann richtig schätzen lernen, wenn sie dasselbe entbehren müssen. Da unsere kleine Karawane viele Neugierige herbeizog, so waren wir bald von einer dichten Menschenmasse umgeben, so daß wir nicht vor- und nicht rückwärts konnten. Vergebens sah ich mich nach unserem Geleit-Soldaten um, er war verschwunden; auch Tutai war etwas abseits geblieben und sprach mit einem Kirgisen. Kaum hatte er aber unsere Not gesehen, als er uns zu Hülfe eilte, und ohne weitere Umstände mit seiner Knute auf die Umstehenden loshieb, indem er ausrief: „Drus Amban!“ Dieser energische Eingriff schaffte uns bald Luft, der Haufe zerteilte sich, die Leute gaben uns Raum, wenn auch unter heftigem Schreien und Fluchen, wobei sich recht deutlich ein echt russisches Kraftwort, wenn auch chinesisch entstellt, doch noch verständlich genug vernehmen ließ. Tutai hatte uns schon vorher darauf aufmerksam gemacht, daß man sich in chinesischen Städten sehr vor Diebstahl in Acht zu nehmen habe, und ich hatte daher allen befohlen, sich dicht zusammen zu halten. Die Vorsicht erwies sich als recht nötig, beinahe hätte ein diebischer Mitbürger des himmlischen Reiches meinen Mantel vom Sattel geschnallt; zwei Riemen waren schon gelöst als ich die Sache bemerkte, ich folgte daher Tutai's energischem Beispiele und ließ, ohne ein Wort zu sagen, meine Knute auf den Rücken des Frechen herabsausen. Erschrocken sprang er seitwärts und rief mir zu, er habe den Rock festschnallen wollen; trotzdem aber drängte er sich doch schnell unter die Menge und erhob keinen weiteren Protest. Da wir uns bis Kuldscha nicht mehr aufhalten wollten, beschloß ich, hier in Korgos zu frühstücken und befahl Tutai, uns zu einem anständigen Wirtshause zu bringen. Auf sein Geheiß öffnete sich der Thorweg neben einem ziemlich ansehnlichen Gasthause, und unsere Pferde wurden dort von einigen Dienern in Empfang genommen. Ein Chinese führte mich in die Gaststube und hier wurde mir Thee und ungesäuertes Weißbrot, süßes Gebäck, dann Bier in einer Kanne und ein süßlicher Branntwein vorgesetzt; darauf ein gebratenes Huhn und eine Art Ragout, alles sehr fein geschnitten und sauber serviert. Der Branntwein war warm und sehr stark, und wurde in ganz kleinen Schalen gereicht.

Das Essen mit den Elfenbeinstäben machte mir freilich nicht geringe Mühe. Auch den Pferden wurde Futter vorgeworfen und meine Leute beköstigt. Für die ganze Zeche hatte ich 2 Rubel 45 Kopeken zu zahlen; der Wirt nahm russisches Geld an. Tutai behauptete, ich wäre bedeutend übervorteilt worden; er drängte jetzt zum Aufbruch, der Weg sei noch sehr weit und wir hätten außerdem noch einen Geleitwechsel, was immer einen kleinen Aufenthalt mache. So traten wir wieder auf den Hof, stiegen unter vielen Bücklingen der Diener des Gasthauses zu Pferde und ritten wieder in das Menschengewirr der Straße. Bald bogen wir in eine Seitengasse, da es besser war, einen Umweg zu machen, als über den Markt dem geraderen Wege zu folgen. Im ganzen hatte ich den Eindruck empfangen, als ob die Menge durchaus nicht liebenswürdig auf den Fremdling sähe, ich hatte wenige Gesichter gesehen, in denen nicht ein Zug von Abneigung und vielleicht Haß oder Verachtung zu entdecken gewesen wäre. Dies kann ich aber in Betreff der Wirtsleute nicht sagen: bei ihnen war das Interesse für das Geschäft vorwiegend. Ich glaube, die Abneigung der Menge wird durch die Abgeschlossenheit, in der die Regierung sie prinzipmäßig von

allem Fremden fernhält, künstlich geweckt, denn alles selten Gesehene erscheint ihnen fremd und unheimlich.

Kaum hatten wir die Stadt verlassen, als sich unser Geleit-Soldat wieder zu uns gesellte; er hatte sich von uns nur deswegen getrennt, weil er seine Gläubiger zu Korgos fürchtete; dieselben, meinte er, hätten ihn unbarmherzig festgehalten, obgleich er im Dienste wäre; wie hätte er sich dann vor seinen Vorgesetzten verantworten sollen. Ich erwähne die Sache nur, da sie uns beweist, wie wenig die chinesischen Kaufleute sich vor der Soldatesca fürchten; ich höre, sie sollen auch vor den niedrigen Beamten sehr wenig Respekt haben.

Von Korgos aus ging unser Weg durch eine fast ununterbrochene Reihe von Gärten, Aeckern, Gehöften und kleineren Dörfern. Die Straße war fast überall schlecht, aber recht belebt. Fußgänger, Packträger, beladene Esel, Arben (Wagen) und Kameele begegneten uns aller Orten. Ueberall ist künstliche Bewaldung. Häufig passierten wir Gasthäuser, die alle voll von Besuchern waren. Reiter, Beamte und Soldaten ritten bei uns vorüber, ohne uns auch nur die geringste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Kinder liefen entweder schreiend fort oder sie stellten sich neben den Weg und riefen uns nicht sehr freundlich klingende Worte zu. Ueberall fröhliches, bewegtes Treiben. Die Aecker schienen alle in vortrefflichem Zustande; die Gärten sind voll von Obstbäumen, die voller Früchte hängen: meist Aepfel, Aprikosen und Pfirsiche. Die Gehöfte sind von sehr verschiedener Größe, einige von so bedeutendem Umfange, daß man die Wohlhabenheit des Besitzers leicht erkennen kann. An einzelnen Stellen trafen wir ganz nackte Arbeiter; diese wurden mir von Tutai als Tschämpän bezeichnet. Ich fange auch schon jetzt an, mich an die Kostüme zu gewöhnen und kann bereits chinesische Kaufleute von Solonen-Soldaten sehr wohl unterscheiden. Von den chinesischen Frauen haben die meisten kleine Füße, auch selbst in den mittleren Ständen und Frauen von Landbauern. Alle haben sorgfältig frisierte Köpfe und tragen Blumen im Haar, wie mangelhaft sie auch oft im übrigen gekleidet sein mögen.

Uebersicht der Oberflächengestaltung Afrika's nach den neuesten Forschungen.

Von H. Habenicht.

Man hat die Form Afrika's sehr glücklich mit der eines umgestürzten Tellers verglichen. Der Boden des Tellers stellt das flache, beckenartige Hochland, der erhabene, ringförmige Fuß das Randgebirge, der Rand des Tellers endlich den Küstenabfall dar. Der Vergleich charakterisiert zugleich die schablonenartige plumpe Einförmigkeit dieses gewaltigen Kontinents.

Dieser Vergleich ist selbstverständlich nur ganz im allgemeinen zutreffend, in den Details zeichnen sich zahlreiche Abweichungen von der Musterschablone. Schon die halbkreisförmige Krümmung des Kontinents, deren konvexe Seite nach Nordosten gerichtet ist, weicht stark genug von der Tellerform ab. Diese Krümmung zeigt sich gleichmäßig in den annähernd parallellaufenden Südwest- und Nordost-Küsten und -Randgebirgen, sowie in den Wasserscheiden und Gebirgen von Dar-Fur, Tarso, Tümmo und dem Tasili-Plateau. Das Zentrum des Halbkreises liegt ungefähr bei der Insel St. Helena. Eine gerade Linie von hier über die vulkanische Spalte der Inseln St. Thome, Fernando Po und des Kamerun-Gebirges gezogen, würde ungefähr den mittleren Radius darstellen.

Die Randgebirge zeigen große Lücken und sonstige Unregelmäßigkeiten. Die hauptsächlichsten Lücken befinden sich in der Nähe der beiden Syrten, zwischen dem Westende des Atlas und den nördlichsten Ausläufern des Kong-Gebirges, bei den Durchbrüchen des Limpopo und Sambesi und beim Nil-Delta. Die Randgebirge tragen zuweilen den ausgeprägten Charakter von Parallelkettengebirgen (Atlas, Nord-Abessinien, Kapland) und bilden dann zugleich die größten Erhebungen, an anderen Stellen bauen sie sich aus mehreren Terrassen zu geringeren Höhen auf. Wenn sie in letzterem Fall von hohen Gipfeln gekrönt werden (wie im äquatorialen Ostafrika), so sind diese vulkanischen Ursprungs, also keine integrierenden Teile des tektonischen Baues ihrer Unterlage.

Das Innere von Afrika zerfällt in einige mehr oder weniger scharf von einander getrennte Becken, welche mit der Verbreiterung des Kontinents von Süden nach Norden an Größe zu-, an Höhe aber abnehmen. Das südlichste und höchstgelegene dieser Becken ist das des Orange-Flusses, es ist von dem des Ngami-Sees nur durch schwache Bodenanschwellungen getrennt. Dieses wird von dem Kongo-Becken durch jenes breite, über 1000 m. hohe Plateau geschieden, welches Südafrika gegen Aequatorialafrika abschließt und sich in der ostafrikanischen Seenplatte, sowie dem Plateau von Abessinien fortsetzt. Das Kongo-Becken dürfte von dem des Tsad-Sees wiederum nur durch geringe Erhebungen getrennt sein. Dieses senkt sich in den Bodele-Oasen schon unter 200 m. Meereshöhe. Im Westen des Tsad-See-Beckens endlich liegt das Flußgebiet des mittleren und oberen Nigers, dessen westliche Fortsetzung sich fast ununterbrochen bis zum Meeresspiegel senkt.

Die ostafrikanischen Seen sind meist in gewaltige, der nordsüdlichen Richtung des Plateau's folgende Längsspalten gebettet. Die Natron-Seen der Nguruman-Steppe und von Manjara sind wohl Reste eines früheren dem Tanganika ähnlichen größeren Sees. Die annähernd kreisrunde Form des Victoria-Nyanza erinnert dagegen mehr an Seebetten vulkanischen Ursprungs.

Das Hochland von Abessinien mit seinen cañonartig eingeschnittenen Flußthälern bildet die höchste Massenerhebung Afrika's. Es entsendet einen Ausläufer nach

der Nordküste des Somali-Landes, steht im Süden wahrscheinlich mit den hohen, von Thomson besuchten und erkundeten Gebirgen Elgon, Lekakisera rc. in Verbindung und löst sich im Norden in eine Anzahl paralleler Kettengebirge auf. Diese einerseits, die Gebirge von Dar-Fur mit der sich südlich daranschließenden Wasserscheide zwischen Nil und Kongo, die Tarso- und Tümmo-Gebirge andererseits, umgrenzen das Becken des Nils samt der Libyschen Wüste. Hier senkt sich der Boden mehr und mehr, an einigen Stellen sogar bis unter den Meeresspiegel. An der Nord- und Westküste Afrika's sind die einzigen Stellen, wo die das Hochland umsäumende Tiefebene sich zu größerer Breite ausdehnt.

Der Afrika umgebende Meeresboden bildet in der Hauptsache eine grandiose Fortsetzung der Küstenabfälle des Hochlandes. Der Meeresspiegel könnte sich um 3000 m. senken und dennoch würde die charakteristische Form des heutigen Afrika sofort zu erkennen sein, die Trennung von Europa wäre noch deutlich markiert; er brauchte sich aber nur um 500 m. zu heben, und die größere Hälfte des heutigen Festlandes wäre verschwunden, der Kontinent bestände nur noch aus einem südlichen inselartigen Festland mit drei nördlich davon auslaufenden schlangenartigen Halbinseln, denen verschiedene größere und kleinere Inseln vorgelagert wären.

Skizzen aus Nordamerika.

Die Seidenzucht in den Vereinigten Staaten.

Im Süden der Vereinigten Staaten beschäftigt man sich neuestens stark mit der Seidenzucht-Frage. Die ersten Experimente auf diesem Gebiete fanden nicht in den Südstaaten, sondern in den Yankee- und Mittelstaaten statt und unmittelbar nach dem Revolutionskriege war man dort thätig, wenigstens die Nähseide für den Hausgebrauch zu gewinnen. Fast mit Leidenschaft wurden Maulbeerbäume angepflanzt und der Staat Connecticut bewilligte dafür Preise aus der Staatskasse. Um das Jahr 1793 wurde in Philadelphia die Fabrikation von seidenen Fransen, Quasten und Kutschenverzierungen schwunghaft betrieben und bald wurden auch alle übrigen Arten von Besatzstücken angefertigt. Von 1810 bis 1829 traten in Pennsylvanien mehrere kleine, mit Wasserkraft betriebene Spinnereien und Webereien ins Leben, aber eine größere Ausdehnung gewann die Seidenzucht erst, als der Kongreß sich für die Sache interessierte und der damalige Schatzamtssekretär in einem Handbuch der gesamten Seiden-Industrie die Details der Zucht und der Fabrikation von Seide veröffentlichte; ein gleichzeitiger Versuch freilich, die Bundesregierung zur Gründung einer Fachschule zu veranlassen, scheiterte im Kongreß an konstitutionellen Bedenken. Indes bald war die Seidenzucht so erstarkt, daß sie der Hülfe des Bundes nicht mehr bedurfte, und die Jahre 1830 bis 1837 bezeichnen die Periode des großen „Buhms“ für Maulbeerpflanzungen in den Vereinigten Staaten. Der weiße (Morus alba), der schwarze (Morus nigra) und der auf der westlichen Hemisphäre bereits heimische rote Maulbeerbaum (Morus rubra) wurden um die Wette gepflegt, um zu ermitteln, wer von ihnen am schnellsten wachse und wer für die Seidenraupe die meiste und die beste Nahrung liefere. Da kam plötzlich der aus China und Japan eingeführte Maulbeerbaum Morus multicaulis in Aufnahme und große Plantagen wurden mit ihm bestockt; die treffliche und reichliche Nahrung seiner Blätter sollte jährlich zwei Seidenernten erzielen lassen. Eine eigene amerikanische Litteratur legte sich um diesen Wunderbaum, der sich namentlich im Süden einbürgerte, die Anlagen mehrten sich reißend überall, die Staatsgesetzgebungen bewilligten Mittel zur Verbreitung der Handbücher und Bounties für Cocons und Rohseide, nationale Seiden-Convente wurden abgehalten und die Spekulation auf diesem Gebiete steigerte sich maßlos. Im Jahre 1838 beispielsweise hatte die Stadt Burlington in Vermont bereits 300,000 „chinesische“ Maulbeerbäume gepflanzt und der Preis der Schnittlinge stieg von einigen Cents auf 1 Dollar das Stück. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Im Jahre 1839 fiel in allen Nordstaaten der chinesische Maulbeerbaum unter dem Einfluß des Klima's plötzlich zurück und begann abzusterben, und als im Jahre 1864 alle Maulbeerbaum-Arten, auch der ausdauerndste von allen, der weiße Maulbeerbaum, schwer vom Froste litten, konnte man glauben, mit der Seidenzucht sei es zu Ende. Indes, wenngleich auch außerdem der Bürgerkrieg der Entwickelung der Industrie hinderlich war, existierten doch zu Ende des Jahres 1874 in den Vereinigten Staaten 180 Seidenfabriken mit 41,479 Arbeitern, darunter in Neu-Jersey 42 mit 5414 und in New-York 70 mit 3378 Arbeitern. Nach dem Zensus aber von 1880 gab es 382 Seidenfabriken mit einer Jahreserzeugung im Werte von 19,125,300 Dollars, darunter 151 Fabriken, welche für 4,696,775 Dollars produzierten, in New-York, und 106 Fabriken mit einem Produktionswert von 6,952,325 Doll. in Neu-Jersey. Der letztgenannte Staat steht überhaupt in diesem Industriezweig in erster Linie, dann folgt New-York und dann Connecticut.

Jetzt aber haben plötzlich die Südstaaten, die übrigens schon in den letzten Jahren Massen von Cocons an die Fabriken des Nordens geliefert, sich wieder aufgerafft, sowohl die Erzeugung des Rohmaterials als dessen Verarbeitung auf eigene Hand und im Großen zu betreiben, und Kenner der dortigen Verhältnisse wollen behaupten, daß, wenn die Seidenkultur in Süden nach den sehr erfolgreichen Versuchen noch in der Kolonialzeit (in Louisiana im Jahre 1718, in Georgia von deutschen Ansiedlern am Savannah im Jahre 1743, in Südcarolina von Schweizern bei Perrysburg im Jahre 1764) seither ihren Fortgang

genommen hätte, die dortige Seidenproduktion jetzt zu den bedeutendsten der Welt zählen würde, weil das Klima sie begünstige wie sonst nirgends. Der nordamerikanische Süden — so lautet der Orakelspruch — ist geschaffen, in der Erzeugung der Seide ein zweites China, in ihrer Verarbeitung ein zweites Frankreich zu werden.

Die Schneeziege.

Ausschließlich den amerikanischen Wildnissen gehört die Schneeziege (Capra lanigera) an; sie steht genau so vereinzelt da, wie die ebenfalls in den Felsengebirgen (Rocky Mountains) hausende Gabelgemse. Man zählt sie, da ihr rundes, kantenloses Gehörne sie der Antilope nähert, zu den Halbziegen, aber ihr sonstiger Bau ist ganz der der Ziege. Auch in der Größe ist sie der gewöhnlichen Hausziege gleich, nur die Behaarung ist anders, denn mit Ausnahme des Vorderkopfes und der Ohren ist das Tier überall mit einem dichten und langen Pelz bedeckt. Die Farbe ist durchweg gelblichweiß. Eigentümlich ist noch eine vom Nacken bis zur Schwanzspitze reichende, sehr scharf abgegrenzte Mähne, die dem Tiere ein wildes Ansehen gibt und es auch bedeutend größer erscheinen läßt, als es wirklich ist.

Die Schneeziege bewohnt den nördlichen Teil der Rocky Mountains und ist am häufigsten im Quellengebiet des Columbia-Flusses. In den höchsten Regionen dieser wilden Berge haust sie im Sommer und weidet die spärlichen Flechten, Moose und Alpenpflanzen ab, am liebsten an der Grenze des ewigen Schnees, um bei drohender Gefahr sogleich in der mit ihrem Kleide gleichfarbigen Schneewildnis verschwinden zu können. In kühnen Sätzen, ein Tier hinter dem anderen, ein führender alter Bock voran, geht es dann über Schluchten und Grate oft am Rande schauerlich gähnender Abgründe vorüber; die Ziege klettert und springt ebenso gewandt als sicher und ihre Füße scheinen dabei kaum den Boden zu berühren. Diese Behendigkeit, mit der sich große Vorsicht und überaus scharfe Sinne paaren, machen es außerordentlich schwierig, den Tieren beizukommen und nur sehr passionierte Bergjäger stellen ihnen nach. Die Indianer neuestens weniger, denn selbst diesen wenig verwöhnten Naturen sagt der starke Bockgeschmack des Fleisches nicht zu und das früher viel getragene Pelzwerk ist aus der Mode gekommen und wird also nur schlecht bezahlt.

Außer dem Menschen hat die Schneeziege den Bär, den Luchs und den Wolf zu fürchten; auch macht ihr bisweilen das stärkere Berg- oder Dickhornschaf die Weideplätze streitig. Nur in der äußersten Not des strengen Winters steigt sie von den verhältnismäßig sicheren Hochalpen in die tieferen Waldregionen herab, aber selbst hier ist die Jagd auf sie äußerst schwierig und nur ein sehr geübter Jäger darf auf Erfolg hoffen.

Der gefährlichste Feind ist indes der Wolf. Oft betritt ein Trupp Ziegen einen Wald: die Wachen haben das Terrain vorsichtig ausgekundschaftet, nichts Verdächtiges hat sich gezeigt, weder Ohr noch Nase haben einen Ruhestörer gewittert. So wagen sich denn die Tiere an die Stellen, wo unter dichtem Nadeldach, noch schneefrei, das Moos hervorsieht; einige von der Heerde beziehen die Wache und auch die äsenden Ziegen blicken von Zeit zu Zeit scharf umher. Aber der Wolf ist nicht weniger schlau und vorsichtig. Die Vorposten des Rudels sind weit umher geschweift, ein Teil von ihnen ist ohne Resultat zurückgekehrt und von der hungrigen Gesellschaft heulend empfangen worden. Da plötzlich trabt, mit allen Zeichen freudiger Erregung, noch ein Genosse heran. Er hat auf seinem Streifzug Witterung von der Ziegenheerde bekommen, hat sich unter dem Winde vorsichtig angeschlichen und sich genau orientiert. Ohne Zweifel hätte er am liebsten gleich eines der Tiere gepackt, aber diese vermeiden es sorgfältig, sich einem Gegenstand zu nähern, der einen Feind verbergen könnte. Der Wolf eilt zu seinem Rudel zurück und zeigt den Weg zur willkommenen Beute; die anderen folgen lautlos, aber rasch der Fährte. Sobald sie Witterung von der Heerde bekommen, mäßigen sie ihren Lauf; zwei lange Flügel werden entsendet, die Opfer zu umgehen, immer weiter Abstand von ihm nehmend, je mehr es ihnen in den Wind kommen könnte. So schleichen sie, stets Deckung suchend, still um die Heerde herum; die zurückgebliebenen verschlingen die arglos weidenden Tiere zunächst mit den Blicken. Inzwischen ziehen sich die beiden Flügel immer enger zusammen, und in dem Augenblick, wo sie sich in Sicht kommen, stürzen sie in rasendem Lauf, in schiefer Linie sich einander nähernd, auf die Heerde los. Diese, durch die Signale ihrer Wachen aufgeschreckt, fliehen nach der entgegengesetzten Seite, aber hier stoßen sie auf den Feind, der die ersten Flüchtigen bereits niederreißt. Sie prallen zurück, aber wohin sie sich auch wenden, auf allen Seiten naht das Verderben. In wildester Verwirrung rennt alles durcheinander, nirgends eine rettende Spalte oder ein steiler Felsen, über den der Feind nicht folgen könnte; nur einigen wenigen gelingt es, die furchtbare Kette, die sie umschlossen hält, zu durchbrechen. Bald ist auch das letzte Tier zu Boden gerissen und nur noch Wolle, Blut und Knochenreste bezeichnen den Schauplatz der Schlächterei.

Die Geheimnisse des Niagara.

Der „König der Wasserfälle," der Niagara-Fall, hat ein noch erhöhtes Interesse gewonnen, seit ihn die Gesetzgebung in einen internationalen Park verwandelte, und seitdem sieht man mit noch mehr Spannung als früher der Enträtselung seiner Mysterien entgegen — der Lösung von Rätseln, welche heute noch nicht weiter gediehen ist als im Jahre 1842, wo Professor John Hall von New-York die ersten Vermessungen versuchte.

Der geheimnißvollste Teil des Wunderstroms ist unbedingt der „Whirlpool," der sich weit unterhalb der Fälle

befindet, aber in enger Verbindung mit ihnen steht und nur verhältnißmäßig Wenigen bekannt ist. Alles Wasser, das von den Fällen kommt, schießt mit unglaublicher Schnelligkeit in diesen dämonischen Schlund, dreht sich wie ein Kreisel und setzt dann durch die Niagara-Schlucht seinen rasenden Lauf fort: der dabei ausgeübte Druck ist ein so furchtbarer, daß der Strudel bis in seine untersten Tiefen in wirbelnde Bewegung gerät. Die Tiefe des Strudels kann mit einer 1000 Fuß langen Schnur noch nicht gemessen werden: tote Tiere und Baumstämme, die man hineinwirft, brauchen 9 Tage, bis sie wieder an die Oberfläche gewirbelt werden.

Wohin der ganze Inhalt dieser Wasserhölle kommt, ist noch nicht erforscht worden. Die Hypothese, der Strudel bilde einen unterirdischen Ausfluß für die großen Seen, ist schwerlich haltbar, denn wo ist die Kraft — keine unterirdische Quelle wäre einer solchen Aufgabe gewachsen — die ein so ungeheures Wasser-Volumen wieder in die Höhe zu wirbeln vermöchte? Am meisten empfiehlt sich noch immer die Vermutung, daß der kolossale Wasserberg, der sich in den Strudel stürzt, ihn auch regelmäßig wieder verläßt und durch die Niagara-Schlucht in den See Ontario sich ergießt. Welche enorme Wassermasse dieser See von dem Niagara empfängt, mag das folgende darthun. Der Niagara hat eine Geschwindigkeit von 10 Mln. die Stunde bis zu 2 Mln. die Minute, und das Wasser, welches mit dieser rasenden Schnelligkeit in den Ontario-See braust, bildet unter der oberhalb der Fälle liegenden Brücke eine Würfelfläche von 36,000 Quadratfuß! Der Ontario erhält also so viel Zufluß, daß er sich notwendig in sehr kurzen Zwischenräumen entleeren muß und er gibt seinen Ueberfluß an den St. Lawrence-Strom ab, der also füglich vorwiegend als ein Geschöpf des Niagara gelten kann. Der Wasserdruck ist im Niagara seiner ganzen Länge nach ein unglaublicher und er setzt sich auch noch im Ontario fort. Die Tiefe des Stroms wechselt (vom „Whirlpool" abgesehen) von 199 bis zu mehr als 400 Fuß; wenn man aber die nur durch den Strom gebildeten steilen Felswände miteinrechnet, so ergibt sich eine Strombett-Tiefe von 300 bis zu 700 Fuß.

Die Niagara-Schlucht erweitert sich von Jahr zu Jahr und der Niagara-Fall weicht langsam zurück. Der reißende Strom reißt ungeheure Massen Erde, Kiesel und Schiefer aus seinem Bette fort; im Ontario-See, einige Meilen von der Einmündung des Niagara, häufen sich diese Auswürfe an und bilden riesige und unausgesetzt zunehmende Untiefen, die unter dem Namen „Brick-Bats" bekannt sind. Mit dieser enormen Abnützung mag auch die Entstehung des „Whirlpool" zusammenhängen, denn die Fälle befanden sich augenscheinlich früher hier. Die niederstürzenden Wasserberge schwemmten überhaupt viel, das meiste Gerölle aber unten fort, und so bildete sich im Laufe zahlloser Jahrtausende der unheimliche Abgrund, während oben die Fälle allmählich zurückwichen. Gelehrte — wir müssen ihnen freilich die Verantwortlichkeit für ihre etwas allzu genauen Berechnungen überlassen — haben ausgerechnet, daß der Niagara-Fall 1,267,000 Jahre brauchte, bis er dorthin gelangte, wo er jetzt ist, und daß er noch weitere 3,169,885 Jahre brauchen wird, bis er bei Buffalo ankommt. Es werden also noch recht zahlreiche Generationen das Wunder der Welt bewundern können.

Es wurde schon Eingangs angedeutet, daß — es hatte sich zur Durchführung des Plans eine besondere „Niagara-Falls-Association" gebildet — seit kurzem Goat Island, Bath-Island, die „drei Schwestern," Bird Island, Luna Island und die angrenzenden kleinen Inseln, sowie das Bett des Niagara bis zur canadischen Grenze, der Prospekt Park und ein schmaler Streifen Uferlands bis zum Fort Day beinahe dem Staat gehören, der das Alles für fast 1½ Millionen Doll. angekauft und daraus einen für Jedermann frei zugänglichen Park gebildet hat. Es ist ein Gesamt-Areal von 118 Acres und außerhalb dieses Areals ist ein Ausblick auf die Fälle unmöglich. Die Eigentümer verlangten ursprünglich den enormen Preis von 20 Mill. Doll., einschließlich der bisher meist noch unbenutzten Wasserkraft der Fälle. Nachdem die Abschätzer aber erklärt hatten, der Niagara sei ein öffentliches Gewässer und sein Bette und Wasser gehöre dem Staate, wurde jene Forderung auf 4 Millionen Doll. ermäßigt, aber auch diese Summe erachteten die Abschätzer noch viel zu hoch und sie erkannten schließlich auf die oben erwähnten 1½ Millionen.

Richthofen's Führer für Forschungsreisende.

Es ist ein guter alter Bekannter in neuer Gestalt, über den wir heute berichten. Richthofen's Buch ging aus dem von ihm bearbeiteten Abschnitt „Geologie" in Neumayer's „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen" hervor, und wir müssen der Verlagsbuchhandlung lebhaften Dank wissen, daß sie den Autor zu dieser Erweiterung und Umgestaltung veranlaßt hat. Denn das, was wir heute vor uns haben, ist weit mehr als es der Titel besagt, es ist ein von originellen Gesichtspunkten ausgehendes Kompendium der Morphologie der Erdoberfläche, gleich wertvoll für den Reisenden wie für den Forscher in der Heimat, welches auch neben den zahlreichen zusammenfassenden Darstellungen unseres Wissens in Geologie und physikalischer Geographie stets seinen eigenartigen Wert behaupten wird.

Vor einem Vierteljahrhundert erschienen Richthofen's glänzende Arbeiten über den Bau Vorarlbergs und der Nordtiroler Kalkalpen und über das Eruptivgebiet des Monzoni, die eine seltene Meisterschaft in der Auffassung der verschiedenartigsten geologischen Erscheinungen an den Tag legten. Seither hat den damaligen Jünger der

Wiener Geologischen Reichsanstalt ein mühevolles Wanderleben auf Inseln und Küsten, auf alte Tafelländer und junge Gebirge geführt — auf Zeylon und Formosa, in Japan und Californien, und endlich in dem weiten Reich der Mitte hatte er Gelegenheit, geologische Erfahrungen zu sammeln; fürwahr eine seltene Vorbereitung für einen akademischen Vertreter der Erdkunde, die sich auch in dem vorliegenden Buche widerspiegelt. Schon in der Gliederung des reichen Stoffes zeigt sich die Erfahrung des Verfassers: er behält immer den Gesichtspunkt im Auge, in der Natur zusammen Vorkommendes auch zusammen zu besprechen, daher die vielfachen Abweichungen von der Systematik, wie sie in unseren Lehrbüchern befolgt wird. Er zeigt dem, der geologische Beobachtungen machen will, auf was er an einem See, einem Flusse, einem Gletscher zu achten hat, ja er stellt ihn vor die höchsten Probleme der Wissenschaft, um die die Meister heute innerhalb und außerhalb Iliums streiten, nicht ohne aber nachdrücklich eine Warnungstafel aufzustellen: Jeder nach seinen Kräften, das heißt nach seiner Vorbereitung. Wer das geognostische Rüstzeug nicht beherrscht, der lasse die Hand von weittragenden Schlüssen und bescheide sich, das zu berichten, was er gesehen. Unumwunden bezeichnet Richthofen einen gewissen Grad petrographischer und paläontologischer Kenntnis als unerläßliche Bedingung für den, der geologische Beobachtungen anstellen will. Wenn ein vielgenannter Afrikareisender dem staunenden Europa berichtete, daß auch in Afrika der Basalt unter dem Hammer klinge, gleichzeitig aber versichert, daß man aus den von ihm aufgehäuften Notizen schlankweg eine geologische Karte des von ihm durchreisten Gebietes entwerfen könne, so zeigt er, wie sehr Richthofen Recht hat, diese Notwendigkeit ausdrücklich zu betonen.

In der Einleitung gibt Richthofen allgemeine praktische Winke über Reise-Ausrüstung und Reise-Methoden, über die wichtigsten Messungen zur Festlegung der Route und über meteorologische Beobachtungen. Der erste Hauptteil behandelt die äußerlich umgestaltenden Vorgänge, jenen Teil der dynamischen Geologie, den Geikie unter dem Namen epigene Wirkungen zusammenfaßt. Die Zersetzung der Gesteine durch Frost und Temperaturdifferenzen, durch chemische Agentien, wird sehr anschaulich erörtert. Darauf folgen Kapitel über die mechanische Arbeit der fließenden Gewässer, über Eis und Gletscher, über die Seen, über Meeresküsten und Inseln. Den Schluß bildet ein Abschnitt über die geologischen Wirkungen der atmosphärischen Strömungen. Der zweite Hauptteil des Buches ist dem Bau der Erdrinde gewidmet. Erst wird der lockere Erdboden behandelt, dann das eigentliche Felsgerüst der Erde. Es werden die wichtigsten Gesteine vorgeführt, dann folgt ein Kapitel über Vulkane und ein weiteres über Gebirgsbau.

Ein umfangreicher Abschnitt bespricht sodann die Hauptformen der Bodenplastik. Hier tritt das morphologische Element in den Vordergrund, zum ersten Male haben wir hier einen Versuch, auch die großen Oberflächenformen des Festen, Gebirge und Ebenen, einer systematischen Klassifikation auf geologischer Grundlage zu unterwerfen. Dieser Versuch ist auch von methodischem Interesse. Soviel Wertvolles nach jener Glanzepoche physikalischer Erdkunde, der Friedrich Hoffmann und Studer angehörten, auch geleistet wurde, das geologische Moment trat entschieden in den Hintergrund, und als es zu Ende der sechziger Jahre speziell behufs Schaffung einer genetischen Morphologie der Erdoberfläche von den Fachgeographen wieder herangezogen wurde, da waren es doch eigentlich nur minder wesentliche Züge in der Bodenplastik, die erörtert wurden, Deltas und Fjorde u. dgl. Von Ebenen steht in Peschel-Leipoldt's „Physischer Erdkunde" kein Wort, soweit nicht ihre organische Bedeckung in Betracht kommt, von Gebirgen nur sehr Unzulängliches. Richthofen wurde wohl durch seine akademische Lehrthätigkeit veranlaßt, diese Lücke auszufüllen.

Eine Fülle weittragender Probleme wird hier dem Fachmann eröffnet; freilich gehört wohl Meisterschaft und Erfahrung dazu, um auf diesem Gebiete Erfolge zu erzielen. Sehr anziehend ist die unter dem Titel „Elemente des äußeren Gebirgsbaues" gegebene Diskussion der Grundbegriffe der Orographie. Hier wie bei der Betrachtung der Küsten zeigt es sich, daß bei der konsequenten Befolgung eines rein geologischen, von keinerlei Beziehung auf den Menschen und seine Kultur beeinflußten Einteilungsprinzips diese Beziehungen um so klarer und schärfer hervortreten. In diesem Umstand liegt ein wesentlicher Vorzug der Richthofen'schen Betrachtungsweise. Den Schluß bildet ein knapp gehaltenes, aber sehr klares Kapitel über nutzbare Mineralien.

Bei der Fülle des Gebotenen ist es schwer, dem Buche im Rahmen eines Referates gerecht zu werden. Nur auf eines möchte der Referent noch hinweisen, auf das Kapitel über den lockeren Erdboden, das in dieser Gestalt zum ersten Male als selbständiges Glied eines geologischen Kompendiums erscheint.

Schon in seiner Leipziger akademischen Antrittsrede betonte Richthofen, daß die Schaffung einer geographischen Bodenkunde ein leider unerfülltes Bedürfnis sei. Ist es ja doch im Grunde genommen der lockere Erdboden, an den das organische Leben gebunden ist. Derselbe Wunsch hat sich nicht selten auch bei Vertretern anderer Wissenszweige geltend gemacht. Das Abhängigkeitsverhältnis, in dem die großen endemischen Krankheiten der Tropen zu der Bodenunterlage stehen, widerspiegelt sich nicht auf geologischen, sondern nur auf Bodenkarten. Man braucht nur die fesselnden Schilderungen Nordenskjöld's und seiner Gefährten von der „Vega" zu lesen, um die tiefgreifenden Verschiedenheiten in den Zersetzungsvorgängen unter verschiedenen Klimaten zu würdigen. Richthofens Auseinandersetzung der hierher gehörigen Erscheinungen, welche

vielfach die von ihm und Pumpelly früher gegebenen Ausführungen erweitert, wird ohne Zweifel zu zahlreichen Beobachtungen anregen.

Und hiemit sei Richthofen's Buch dem Leserkreise des „Ausland" auf's Beste empfohlen. Möge es in diesen Tagen des Wiederauflebens deutscher Wanderfreude alsbald hinauswandern nach allen Richtungen der Windrose als treuer und nützlicher Begleiter des Forschungsreisenden, möge es aber auch in der Heimat das Verständnis des heimischen Bodens befördern! A. R.

Eine Fahrt den Niger hinauf nach dem zentralen Sudan.

In Briefen an einen Freund.

Von Josef Thompson.[1]

I.

Von Liverpool nach der Nigermündung.

In der Nähe von Akassa, 12. März.

Während der vergangenen Woche war es mir eine Frage von täglich wachsender Dringlichkeit: „Was soll ich thun, um die Zeit zu töten?" Denn über einen Monat bin ich in die engen Grenzen eines westafrikanischen Handelsdampfers eingepfercht gewesen. Ich habe seine dürftige Sammlung von Romanen erschöpft; ich bin des mir selbst vorgesetzten Zeitvertreibes müde geworden, mir zu bemerken, wie viele Ballen oder Päcke nützlicher Artikel die Kaufleute des zivilisierten Europa den unglücklichen Negern liefern, und dieselben mit den verderblicheren Handelsartikeln zu vergleichen. Dies hat sich als ein sehr einseitiges Geschäft erwiesen. In jedem Hafen, wo man anlegte, wird das Auge verwirrt, wenn es sieht, wie Tausende von Kisten Genever, Hunderte Korbflaschen (Demijohns) voll Rum, Kisten auf Kisten voll Schießgewehren, ungezählte Fäßchen Schießpulver, Myriaden von Thonpfeifen ausgeladen werden, während man dagegen nur wie zufällig einmal einen Ballen Tuch ausladen sieht. Ebenso wenig ist mir mein beharrlicher Versuch gelungen, eine Abwechslung in den charakteristischen Merkmalen der Küste wahrzunehmen, in welcher nur die äußerste Monotonie herrscht. Hier liegt das dunkelblaue Meer, ewig unterbrochen von den Wogen, welche vom Atlantischen Ozean herein rollen; in der Nähe der Küste erscheint ein blendend weißer Streifen der Brandung, welche unaufhörlich mit zorniger Wucht gegen eine schimmernde Fläche von weißem Sand anprallt; jenseit derselben erhebt sich, wie von dem wolkenlosen Himmel abgezeichnet, ein Streifen von Kokospalmen oder Mangroven. Dies sind die dauernden Elemente der westafrikanischen Küstenlandschaft. Um die Sache noch schlimmer zu machen, sind die Reisenden, welche mit mir aufbrachen, alle, einer um den anderen, abgefallen und bin beinahe allein zurückgeblieben, um über die ungebührliche Länge der Reise zu murren, unaufhörlich wie ein gefangenes Tier im Käfig den für die Reisenden vorbehaltenen kleinen Raum abzuwandeln oder, wenn ich dieses Vergnügens überdrüssig bin, in einen Verdeckstuhl zu sinken und meine Füße zu jenem Niveau zu erheben, welches ungenierte Amerikaner angeblich lieben sollen, und mich selbst halb unbewußt zu fragen, wann dies alles enden und ich mich wieder als freier Mann fühlen werde.

In diesen Stimmungen habe ich natürlich oft an Sie gedacht, und es hat sich in meinem Geiste der Gedanke herausgestaltet, daß ich nichts besseres thun könnte, als eine Reihe von Briefen in dem leichten, vertraulichen Stile früherer Zeit zu beginnen, Ihnen hie und da einen Begriff von meinen Kreuz- und Querwanderungen zu geben und jene afrikanische Gegenstände leicht zu berühren, von denen ich weiß, daß Sie sich dafür interessieren. Es liegt ein gewisser wahrer Genuß darin, daß man in dieser Weise an einen Freund schreibt, ein wesentlich anderes Gefühl, als wenn man für ein kritisches Publikum schreibt, welches von allen Dingen etwas wissen will und annimmt, man sei eine lebendige Encyklopädie. Ich weiß, ich brauche Ihnen nur über das zu schreiben, was mich selbst interessiert, und darf alles andere Beliebige unerwähnt lassen.

Indem ich mich entschlossen in dieses Vorhaben hineinstürze, kann ich ein vergnügtes Lächeln nicht unterdrücken bei dem Gedanken an Ihr Erstaunen, wenn Sie in meinen wohlbekannten Krakelfüßen die Aufschrift lesen: „In der Nähe von Akassa." — Akassa? ei, das liegt ja an der Mündung des Niger? — Ja, so ist es. Sie haben sich mich vorgestellt als Einen, der schon seit einigen Wochen an den Küsten des Mittelländischen Meeres herumschlendere und sich nach den Krankheiten und Mühsalen meiner Masai-Reise erhole; allein statt daß ich nun alle die Reize genieße, welche mit jenen klassischen Ländern verbunden sind, finden Sie mich abermals unter einer tropischen Sonne, angezogen von dem unwiderstehlichen Einflusse eines, wenn auch tötlichen, so doch bezaubernden Kontinents.

Sie fragen sich natürlich verwundert, was mich möglicherweise so schnell und insgeheim hierhergezogen haben könne? Jenun, die Geschichte ist zu lang, um sie einzeln zu erzählen und ich will Sie über die Beweggründe dazu nicht mystifizieren. Wenn ich Ihnen andeute, daß meine Zwecke teils politischer, teils merkantiler Natur sind und

[1] Der verdienstvolle Verfasser der Reise „Durch Masai-Land" schildert in den nachstehenden Blättern das Wesentlichste seiner jüngsten Reise den Niger hinauf nach dem zentralen Sudan. Auf seiner Rückreise hatte er das von anderen Mißgeschicken begleitete Unglück, daß ihm seine Tagebücher gestohlen wurden. Der Aufforderung eines Freundes gemäß sollte er diese Fahrt nun schildern. Da er sich aber nicht ganz auf sein Gedächtnis und seine Einbildungskraft verlassen wollte, so hielt er es unter diesen Umständen für das Beste, auf gewisse Briefe zurückzugreifen, welche er während der Fahrt geschrieben hatte; er gab dieselben natürlich in dem Nachstehenden nicht wortgetreu, sondern behielt nur ihren ursprünglichen Stil und Charakter und die Briefform bei, ergänzte dieselben aber zu einem abgerundeten Ganzen.

daß ich zur Erreichung derselben die Sultane von Sokoto und Gandu zu besuchen habe, so wissen Sie im Wesentlichen alles was ich Ihnen zu sagen für notwendig erachte, denn ich muß unter gegebenen Umständen notgedrungen ein gewisses Maß diplomatischer Zurückhaltung beobachten.

Lassen Sie mich nach der Erläuterung dieser Umstände in der üblichen Form am Anfange einer solchen Schilderung beginnen, wie ich sie Ihnen vorzubringen mich notgedrungen fühlen mag.

Denken Sie sich also mich, wie ich mich am 2. Februar in Liverpool an Bord des Dampfer „Opobo" begab. Dies geschah unter den charakteristischsten der tintenschwarzen Wolken, welche so oft unsere geliebte Insel einhüllen. Meine Empfindungen in jenem Augenblick fanden einen passenden Ausdruck in dem aus den düsteren Wolken niederrieselnden Regen, welcher für diejenigen, welche der Heimat Lebewohl zu sagen im Begriff standen, eine wahlverwandte Atmosphäre aufrecht erhielt. Abgehärtetere Gemüter mochten jedoch ohne Zweifel die Sache in einem anderen Lichte betrachten, denn wir hörten mehr als einen erfahrenen Reisenden Gott danken, daß er bald aus einem solch erbärmlichen Klima entrückt sein würde.

Nach einem tüchtigen Wind im Kanal waren wir imstande, uns in das alltägliche Leben an Bord zu finden und uns gegenseitig zu mustern. Ich war allerdings neugierig, die verschiedenen Elemente kennen zu lernen, aus denen die weiße Gesellschaft der Westküste von Afrika bestand, welche man mir als aus den „Rücksichtslosen, Verzweifelten und Infamen" bestehend geschildert und von denen man mir gesagt hatte, die Händler seien im Vertrauen als „Palmöl-Schurken" bekannt. Nach einem pflichtgemäßen Studium meiner Reisegefährten, welche deutlich eine repräsentative Bande waren, muß ich gestehen, daß ich mir nicht erklären konnte, wie sie und ihre Klasse so charakterisiert werden konnten, denn außer einer gewissen Freiheit des Ausdrucks und Stärke der Sprache, wie sie nach dem Kanon der guten Gesellschaft in unserer Heimat nicht gestattet ist, konnte sie als eine so gute, gebildete und ehrenhafte Truppe von Menschen betrachtet werden, wie man sie zu treffen nur wünschen konnte.

Ich brauche Sie nicht mit einer Schilderung der Art und Weise zu ermüden, wie wir uns in der herkömmlichen britischen Methode am Lande auf Madeira, Teneriffa und Canaria amüsierten oder wie wir die französische Insel Gorée besuchten und in Bathurst am Gambia-Flusse landeten. Allerdings hatte dieser letztere Ort für mich als afrikanischen Reisenden keinen geringen Reiz. Es war klassischer Boden und es gewährte mir große Genugthuung, daß ich imstande war das Haus zu besuchen, das Mungo Park bewohnt hatte, als er seine wunderbare Laufbahn begann. Ich gelobte mir, womöglich auch den Schauplatz seines Todes zu besuchen, und dachte mit einigem Stolze daran, daß wenn meine gegenwärtige Sendung erfolgreich sei, sie dazu beitragen werde, dem englischen Handel die Erfolge der Bemühungen von so vielen unserer besten Reisenden zu sichern, welche bestrebt gewesen waren und in diesem Streben sogar ihr Leben hingegeben hatten, damit der Niger und die angrenzenden Regionen dem britischen Einfluß und Handel erschlossen werden.

Von Bathurst begaben wir uns nach Sierra Leone, dessen Hauptstadt Freetown und ihre Umgebungen ich nicht zu beschreiben brauche. Mir gab sie den Gedanken ein, daß, wenn ich auf meinen Reisen ein solches Land — angenommen es wäre noch unbekannt gewesen — getroffen hätte, ich vor Vergnügen emporgesprungen wäre und die stärksten Adjektive gebraucht hätte, um seine hohen Berge mit ihren kühlen Winden und köstlichen perlenden Quellen, seiner kräftigenden, reinen Seeluft und der allgemeinen Abwesenheit von irgend welchen größeren Strecken von Sümpfen mit Malaria zu beschreiben. Natürlich würde ich in der überzeugendsten Weise nachgewiesen haben, daß das Land gesund sein müsse, daß es kein Brutplatz für Fieber sei, daß bei solch vollkommenem Wesen keine Möglichkeit vorhanden sei, die Ruhr zu bekommen — kurzum, daß es ein mustergültiger Ort für Kolonisation sei. Wie nahe ich dabei der Wahrheit gekommen wäre, brauche ich nicht zu sagen, denn die Annalen des Bezirks sind zu gut bekannt. Ich will hier aber dennoch einen leisen Wink zu geben wagen: man nehme die hastig gegebenen Urteile von Reisenden, welche nach der raschen Bereisung eines gesund aussehenden Bezirkes denselben auch für gesund erklären und über dessen Geeignetheit zu kolonialen Zwecken täuschende Berichte nach Hause schicken, nur mit großer Vorsicht auf.

Trotz des tötlichen Klima's von Freetown findet man hier doch manches zu bewundern. Man fühlt sich stolz, einer Rasse anzugehören, welche imstande war, trotz Tod und Krankheit eine derartige Stadt zu errichten, die zwar die Arbeiter töten mag, aber den unbezwinglichen Willen und die Hartnäckigkeit nicht unterdrücken kann, welche die Lücken rasch mit eifrigen Nachfolgern ausfüllt.

Sie kennen wahrscheinlich die hohe Stellung nicht welche Sierra Leone als die „Leuchte" und der Mittelpunkt von Licht und Führung in dem dunklen Kontinente einnimmt. Das junge Sierra Leone wirft sich in innere Positur und fordert einen auf, es zu betrachten, um zu sehen, wessen der bisher verachtete „Nigger" fähig ist. Und er gewährt in der That einen köstlichen Anblick mit seinen Beinkleidern von französischem Schnitt, seinem Reichtum von schneeweißer Wäsche, seinem zierlichen Spazierstock, seinem weichen Filzhut, welcher verwegen und herausfordernd auf der einen Seite des Kopfes sitzt und so durch offenkundige und äußere Zeichen ahnen läßt, wie er sich für gehoben und wiedergeboren hält. Mit Stolz deutet er auf das Fourah Bay College, von welchem „Holdseligkeit und Licht" ausgehen, um sich mittelst eingeborener Missionare und Agenten über Afrika zu verbreiten. Angesichts derartiger Ideen von ihrer Stellung und Mission

in Afrika kann man die in der Gesellschaft von Sierra Leone sich kundgebende rührige Bewegung begreifen, welche das Erscheinen eines Hirtenbriefes von ihrem Bischof hervorrief, worin er ihnen in der deutlichsten Sprache sagt, ihre Religion sei eine bloße Form, und erklärt — vielleicht wie David in seiner Hast — daß selbst noch schlimmere Laster ohne Verdammung angesehen werden. Dieser kühne Würdenträger schließt seinen demütigenden Brief mit der Anzeige, er erwarte täglich einige neue Missionare für sie. Darin lag für sie die höchste Kränkung! Das erleuchtete, gebildete und gut gekleidete Sierra Leone über Einen Kamm zu scheeren mit der unbekleideten Barbarei. Worte sind zu schwach, um die Wirkung dieser Bombe von bischöflicher Uebereilung zu schildern.

Meine Reise der Küste entlang und meine Besuche in den bedeutendsten Orten haben mir eine große Ueberraschung bereitet. Ich sah mit Vergnügen einem Studium des Einflusses entgegen, welchen die ein Jahrhundert alte Berührung mit der Zivilisation auf die barbarischen Stämme der Meeresküste ausgeübt haben. Der Erfolg ist jedoch ein unaussprechlich enttäuschender gewesen. Wenn die Städte Sierra Leone und Lagos außer Betrachtung gelassen werden, wo die Bedingungen abnorm gewesen sind, so hat sich überall ein Bestreben in der Richtung des Herunterkommens gezeigt. Es gibt absolut keinen einzelnen Ort, wo die Eingeborenen ihrem eigenen freien Willen überlassen sind, in welchem auch nur der mindeste Beweis für einen Wunsch nach besseren Dingen sich kundgibt. Die schlimmsten Laster und Krankheiten Europa's haben hier einen günstigen Boden gefunden, und das Verlangen nach Spirituosen ist außer allem Verhältnis zu ihrem Verlangen nach Kleidung gestiegen, dem Maßstab für Besserung und Vervollkommnung, welchen manche darin sehen wollen.

Die Untauglichkeit der Eingeborenen zur Zivilisation zeigt sich nirgends deutlicher als unter den Kru-boys, einem Stamm, der nach allgemeiner Annahme der gelehrigste, der am leichtesten zu handhabende und der intelligenteste an der ganzen Küste ist. Die Kru-boys haben Mann für Mann Jahre-lang in Berührung mit solchen verbessernden Einflüssen gelebt, wie sie in diesen Gegenden gefunden werden, und doch haben sich ihre Geschmäcke nicht höher erhoben als zu einem Verlangen nach Gin, Schießpulver und Tabak. Wenn sie diese als Lohn für die Arbeit einiger Monate oder eines Jahres erhalten, so kehren sie nach Hause zurück und genießen einige kurze Tage eine teuflische Festzeit. Ich besuchte eines ihrer Dörfer, und ein solches Schauspiel von Schmutz und Elend habe ich noch selten gesehen. Und doch sagt man — und meines Erachtens mit Wahrheit — daß, wenn man einen Kru-boy länger als ein Jahr in dem allerbehaglichsten Heimwesen eines Händlers zurückbehalte, er krank werde und sterbe; so sehr sehne er sich nach seiner wilden und schmutzigen Heimat.

In diesen Dörfern wird man von Männern, Weibern und Kindern, welche kaum einen Fetzen Zeug auf dem Leibe haben, buchstäblich verfolgt, wie sie um etwas Gin oder Tabak betteln. Ewig nur Gin, Tabak oder Schießpulver! Diese sind die einzigen Bedürfnisse, welche ein Jahrhundert des Handels und der Berührung mit Weißen in ihnen erweckt hat! Und doch, wie wird diese Region uns in Europa geschildert? Jenun, als ein „zur Ernte reifes Feld." Der Afrikaner wird geschildert, als erwarte er von unserer Regierung eine geordnete Herrschaft, als rufe er unseren Kirchen zu: „Kommt herüber und helft uns!" — unseren Kaufleuten: „Wir haben Oel, Kautschuk und Elfenbein, gebt uns in Tausch dagegen euer Tuch und eure Eisenwaren! — ihr seht uns nackt und ihr kleidet uns nicht!" — und dem Menschenfreunde: „Wir sind fähig und willig, zu arbeiten; kommt nur und zeigt uns den Weg!" Ich bitte Sie, verbannen Sie allen solchen Unsinn aus Ihrem Geiste, denn er ist reine Fabel.

Wenn man weiter nach Süden geht, so findet man überall denselben Stand der Dinge, und in vielen Bezirken werden der Reichtum und die Bedeutung der Dörfer nur nach der Größe der Pyramiden von leeren Schnapsflaschen gemessen, welche sie besitzen.

Noch eine andere Thatsache fällt dem Fremden sehr auf: alle Niederlassungen an der Küste sind mit einem Kordon umgeben, welcher das Eindringen in das Innere gänzlich verhindert. Weder der Kaufmann, noch der Reisende, noch der Missionar können denselben passieren, wenn das Handelsmonopol der Eingeborenen der Küste als Mittelsmänner nicht gebrochen und aufgehoben wird. Auf diese Art fördert unsere erleuchtete Regierung die Zivilisation. Sie versucht die Eingeborenen von Westafrika von London aus zu regieren, und thut dies, indem sie die Gesetze vorgeschrittener Gemeinwesen auf ihren Fall anwendet. Die Folge davon ist, daß wir von den kleinen Stämmen ausgelacht und unsere Gouverneure gezwungen werden, ihre Zeit wie eine Schar alter Weiber in endlosen Palav'rn über die trivialsten Fragen zu vergeuden. Die Rechte der Eingeborenen dürfen um keinen Preis beeinträchtigt werden. Deshalb sehen wir uns nach all diesen langen Jahren des Besitzes auf den tötlichen Küstenstrich beschränkt, ohne die mindeste Möglichkeit, den Binnenhandel zu entwickeln. Wir müssen uns damit begnügen, abzuwarten, bis derselbe durch die Hände der umliegenden Stämme hindurchsickert. Und nun bietet sich uns das eigentümliche Schauspiel dar, wie ein mohamedanischer Fürst vom Inneren aus das thut, was wir schon vor Jahren von der Küste aus hätten thun sollen. Er zieht, wie ich höre, mit einem gewaltigen Heere gegen Sierra Leone herab, um dem weißen Manne die Hand zu schütteln und den Kordon zu brechen, welcher ihn von den vollen Wohlthaten des Handels abgeschlossen hat. Zu unserer Beschämung beabsichtigt er, für uns einen Weg zu bahnen, „auf welchem

ein Kind sicher mit einer Börse von Gold gehen kann." Möge den tapferen Fürsten der vollständigste Erfolg begleiten und mögen unsere Gouverneure bald mehr diskretionäre Gewalt bekommen, um sich sein Beispiel zum Muster zu nehmen. Unter dem gegenwärtigen System ist absolut keine Hoffnung für irgend eine weitere Entwicklung des Handels vorhanden.

Wenn wir nach den allgemeinen Klagen der „Weißen" urteilen, sind die Beziehungen zwischen ihnen und den Schwarzen so unbefriedigend als sie nur sein können. Der Neger wird als absolut auf demselben Niveau wie der Weiße stehend behandelt, mit der Folge, daß er ganz die Oberhand hat. Man versichert mich, es könne kaum ein Neger einer Schuld überführt werden, und es soll mehr als Ein Weißer das Leben eingebüßt haben, weil er Eingeborene verurteilte, und eine leichte Weise zur Befriedigung der gewünschten Rache sei, das Boot umschlagen zu lassen, worin der Weiße die gefährliche, für diese Küste eigentümliche Brandung passiere. Die Händler beklagen sich bitterlich darüber, daß sie ihre Diener nicht mit der Rute oder Faust züchtigen dürfen, und erzählen als einen konklusiven Beweis für das Schmachvolle ihrer Stellung die kaum zu glaubende Thatsache, daß sie dieselben nicht einmal zu schelten wagen dürfen. Wenn nun die letztere Behauptung richtig ist, wofür ich sie halte, wer wagte da zu bezweifeln, daß ihr Fall in der That ein harter ist? Bei Ausübung einiger Herrschaft dürften sie die Oberhand behalten; allein wie man von ihnen erwarten kann, daß sie den in einem heißen Klima so nötigen Gebrauch der Zunge unterdrücken sollen, ist eines von den unbegreiflichen Dingen.

Ich habe schon auf die tötliche Beschaffenheit des Klima's hingedeutet, aber Sie werden mit Befremden hören, daß man es als eine Auszeichnung betrachtet, der ungesundeste Ort an der ganzen Küste zu sein. Es ist ein beständiger Streitpunkt, welchem Teile das Verdienst gebührt, des „Weißen Grab" genannt zu werden....

Doch halt! Sie müssen sich wundern, wohin meine Erzählung mich führt. Ich gestehe mit Beschämung, daß ich über den Fragen, welche neuerdings alle meine Gedanken absorbierten, mich selbst ganz vergessen habe. Meine einzige Entschuldigung ist, daß eine solche Reise wie die meinige schon unzählige Male geschildert worden ist, während einige der von mir berührten Punkte nur zu oft unbeachtet geblieben sind. Ich werde jedoch versuchen, künftighin weniger abschweifend zu sein und mich mehr an meine Erzählung zu halten. Vorerst muß ich innehalten, denn unsere Seereise ist beinahe zu Ende. Wir sind im Begriff, über die Akassa-Barre zu fahren und in den Niger einzulaufen...

Akassa, 16. März.

Ich erfuhr soeben, daß der „Opobo" sogleich wieder abfährt, und ich beeile mich, meinen Brief zu vollenden und mit demselben abgehen zu lassen.

Ich bin wiederum auf der terra firma, wenn ich eine nicht sehr dauerhafte Landspitze oder Sandinsel, die auf drei Seiten von Sümpfen und auf der vierten von einem Arme des Niger umgeben ist, so zu nennen wagen darf. Mit einem Wort, ich bin in Akassa, der Niederlage und dem Hauptquartier der Nationalen Afrikanischen Gesellschaft, deren bescheidener Diener ich vorerst bin.

Ich brach meinen Brief ab, als wir uns der Barre von Akassa näherten und stieg auf Deck, um zu finden, daß wir in den Niger einliefen unter denselben physischen Bedingungen, unter denen wir den Mersey verließen, nur mit dem Unterschiede, daß an dem einen Ort eine übermäßige Hitze herrscht, anstatt der Kälte am anderen. Alles sah erbärmlich und öde aus — eine dunstige, dampfende Atmosphäre, Regen, Donner, Blitz und die allerdrohendsten Wolken. Einige Minuten lang schlingerte der „Opobo" entsetzlich, dann lagen wir mit einem Male still; wir hatten den unruhigen Ozean verlassen und glitten gemächlich über die glatten Gewässer des Niger hin.

Die Szene, welche sich unserem Auge darbot, als wir naß und düster unter dem triefenden Zeltdach standen, rief in uns sogleich die innige Ueberzeugung hervor, daß nur der Niger und kein anderer Ort das „Grab der Weißen" sei. Vor uns lag eine trübe, farblose Strecke Wasser, in zahlreiche Arme geteilt und in eine dunkle, eintönige Masse von Mangrovenwald auslaufend, welche den Ausblick nach allen Richtungen begrenzte. Alles deutete auf Fieber, Leberkrankheiten und Ruhr, und ich wäre zu entschuldigen gewesen, wenn ich einen sehnsüchtigen Blick nach dem offenen Ozean hinaus gerichtet hätte. Allein die Würfel waren geworfen, und Sie mögen sich beliebig mich vergegenwärtigen, wie ich entschlossen dem Meere den Rücken wandte und mein Gesicht nach dem Binnenlande, und mich entschlossen in eine Haltung warf, welche Ergebung in dasjenige ausdrückte, was das Schicksal mir zusenden würde, und gleich den römischen Gladiatoren dem bösen Geist des Ortes zurief: „Wir, die wir sterben sollen, begrüßen dich." Dies wenigstens hätte ich thun sollen; allein es wäre zu prosaisch, zu erwähnen, was ich wirklich that. In ganz kurzer Zeit waren wir der Faktorei und Anlände von Akassa gegenüber, wo der Anker ausgeworfen wurde und meine Reise vorüber war.

Sie mögen überzeugt sein, daß ich den Ort mit Interesse musterte, obwohl wenig daran zu bemerken war. Nehme ich die Elemente der Szene der Reihe nach, so lag hier der Strand malerisch bestreut mit alten Schiffen, Dampfern und Barken, welche ihre Zeit ausgedient hatten und nun das Abspülen der Sandbank hinderten, auf welcher Akassa erbaut ist. Hier ragte auch die alte hölzerne Anlände ins Wasser hinein, die nun durch einen daneben aufwachsenden Eisenbau, welcher gleichzeitig als Hafendamm und Lagerbau dienen soll, rasch in den Schatten gestellt wird. Am Strande lagen Haufen von alten Proviantkisten, Palmölfässern und anderen Handelsartikeln und unmittelbar dahinter erhob sich eine Reihe geräumiger Lagerhäuser von gewelltem Eisenblech. Seewärts stand

das kühle, behagliche Haus der Agenten auf Pfeilern und mit einer geräumigen Veranda: hier das Billardzimmer, dort die Küche, ein kleiner, grüner Rasenfleck und als Rahmen um das Ganze herum eine dunkle, undurchdringliche Masse riesiger Mangroven.

Das ist die Szene, welche in Akassa dem Auge begegnet. Ich sende Ihnen einige Photographien, welche Ihnen einen bessern Begriff von dem Orte zu geben vermögen, als ganze Briefseiten. Erscheint dies nicht wie der Inbegriff alles Idyllischen? Und doch ist der Ort ein Sumpf; allein ich eile meiner Erzählung voran, obgleich nur wenig mehr zu sagen ist.

Ich war bald am Lande, und da das Wetter sich aufgehellt hatte, war auch unsere Stimmung eine bessere geworden und ist auch nicht gedämpft worden durch die spätere Bekanntschaft mit den Herren „Palmölschuften", welche in der kühlen, am Niger üblichen Kleidung von Flanelljacke und Pyjamah herbeieilten, um mich zu begrüßen. Sie sahen auch gar nicht, wie ich erwartet hatte, aus, als ob sie schon mit dem einen Fuß im Grabe stünden, und man belehrte mich rasch, daß niemand von ihrem Gesellschaftskreise am Flusse seit sechs Jahren gestorben sei. Eine gemeinsame Mahlzeit, endlose Erzählungen und eine Partie Billard befriedigten mich vollkommen über meinen ersten Einblick in das Leben am Niger.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Die Vulkane von Java. Herr van Gruns, Oberingenieur und Inspektor der öffentlichen Arbeiten der holländischen Kolonie auf Java, ist kürzlich von einem Ausflug zurückgekehrt, welchen er expreß nach den bedeutendsten Inseln des Sunda-Archipels gemacht hat, und hat jüngst die Schilderung der Thatsachen veröffentlicht, deren Zeuge er war und deren wesentlichen Inhalt wir nachstehend geben. Seit der großen Katastrophe, welche im Sommer 1883 einen beträchtlichen Teil der Insel Krakatau vernichtet und an den Küsten der Sundastraße so gewaltige Verheerungen angerichtet hat, leben die Bevölkerungen in einem verhältnismäßigen Zustande der Ruhe und Sicherheit. Die Ruhe ist jedoch nur eine scheinbare, denn die vulkanischen Ausbrüche sind noch immer zahlreich und unaufhörlich, wenn auch minder bedeutend, als die Zeitungen sie vor vier oder fünf Monaten geschildert hatten. Namentlich die Vulkane von Java zeigen eine große Thätigkeit, welche aber nicht so weit geht, daß sie ernste Erdstöße und Kataklysmen erzeugt. Der Smerok, welcher den höchsten Berg der Insel einnimmt, und seine Nachbarn, der Brömo und der Lamonyon, sind diejenigen, welche von Zeit zu Zeit die meisten vulkanischen Stoffe ausspeien. Im Jahre 1885 hat der Smerok Asche und Lava ausgeworfen, welche mehrere Pflanzungen zerstört und einer gewissen Anzahl Menschen das Leben gekostet haben. In der Mitte der Insel gibt der Merapi beständig Lebenszeichen von sich; man darf aber nicht vergessen, daß dies beinahe immer stattgefunden hat. Jede Nacht bemerkt man auf dem Gipfel des Vulkans Funkenfeuer, gefolgt von Ausstößen von Dampf und Rauch. Die Lava tritt über den Kraterrand, fließt an den Hängen des Berges herab, füllt die großen und kleinen Thäler aus und erlischt dann ruhig in den Wäldern der Umgebung. Eines der merkwürdigsten Phänomene vollzieht sich dermalen, wie Herr v. Gruns am Schlusse bemerkt, auf der Insel Java. Nach einer Periode außerordentlicher Trockenheit haben fortwährende Wasserhosen einen Teil der Insel überschwemmt, während sich an den anderen Orten, die sonst Wasser im Ueberfluß gehabt haben würden, ein beinahe absoluter Regenmangel geltend macht. Diese Anomalie wird durch die Monsune veranlaßt, welche in diesem Teil der Erde auf eine ganz unregelmäßige Weise herrschen. Die Javaner klagen daher noch weit mehr über die unregelmäßigen Monsune als über die Thätigkeit der Vulkane, an welche sie gewöhnt sind. Während der ersten Januarwochen von 1885 sind mehrere Orte überschwemmt worden und die Ernten zu Grunde gegangen. (G. g.)

* Eine Handelsstraße zwischen Bolivia und der Argentinischen Republik. Der französische Reisende Thouar, der schon seit mehreren Jahren den Gran Chaco bereist und erst kürzlich wieder eine Forschungsreise am Pilcomajo beendet hat, meldet nun seine wohlbehaltene Rückkehr und die erfolgreiche Vollendung seines unternommenen Werkes. Seine Gesellschaft, bestehend aus dreiundzwanzig Mann nebst zwei Offizieren der argentinischen Armee und einem Freiwilligen, Herrn Wilfrid Gillibert, verließ Fotheringham am 5. Oktober und erreichte die Oertlichkeit Namens El Dorado, zwei Meilen über den Stromschnellen, am 12. November. Es hatten zuvor schon einige Zusammenstöße mit den wilden Indianern stattgefunden, aber hier stießen unsere Forscher auf einen vollkommenen Ameisenhaufen von Tobas. Sie trafen hier über zweihundert Hütten und über fünfzehnhundert Indianer, gegen welche ein siegreiches Gefecht gewagt wurde, worin der erste Häuptling der Tobas fiel. Nach dem Gefecht blieben die Forscher noch sechs Tage an Ort und Stelle gelagert, untersuchten genau die Hindernisse im Flusse und verfertigten sich Kähne, mit denen sie am 18. November aufbrachen, den Fluß hinabfuhren, und am 5. Dezember nach zwei Monaten großer Mühsalen und Strapazen den Paraguay erreichten. Sie verloren einen Mann, der getötet worden war, und hatten drei Mann, welche durch Wunden oder Ruhr wehrlos geworden waren. Der Zweck ihrer Forschungsreise war, den Charakter der Hindernisse der Schifffahrt zu ermitteln, von welchen Major Feilberg berichtet hatte, und daher die Möglichkeit zu erforschen, ob man sich des Pilcomajo als Handelsstraße

zwischen Bolivia und dem Argentinischen Staatenbunde bedienen könne. Kurzum, der Schluß, zu welchem Thouar kam, ist der, daß die sogen. Stromschnellen von keinem ernsten Charakter sind, daß sie aus weichem, leicht zu entfernendem tertiärem Gestein bestehen und sogar in ihrem dermaligen Zustande nicht unpassierbar sind, wie denn auch Pater Patiño sie schon im Jahre 1721 mit seinen Booten hinanfuhr und wohlbehalten die Grenzen von Bolivia erreichte. Die mittlere Tiefe des Flusses bis zu diesem Punkt hinauf beträgt bei niedrigem Wasserstand acht Fuß, weiter stromaufwärts beinahe fünf Fuß, mit einem Steigen von zwanzig Fuß zur Zeit der Hochwasser. Das Strombett enthält verhältnißmäßig wenig versenkte Baumstämme und Sandbänke. Das Fahrwasser wird auch bei Ueberschwemmungen deutlich bezeichnet durch die Reihen von hohen Bäumen, welch dasselbe begrenzen, selbst wenn die Ebenen jenseit des Fahrwassers ganz überflutet sind. Das Fahrwasser ist ungefähr 30 m. breit und die Strömung beträgt im Mittel zwei e. Ml. per Stunde. Dampfboote von 200 Tonnen Last mit einem Tiefgang von nicht mehr als zwei und einem halben Fuß könnten leicht bei jedem Wasserstande bis zu der bolivianischen Mission Solano den Fluß hinanfahren. Auf Grund dieses günstigen Berichts hat sich ein internationaler Ausschuß gebildet, bestehend aus bolivianischen und argentinischen Beamten, Ingenieuren und Kapitalisten, um diese Wasserstraße dem Handel zu eröffnen. Die Grenze soll bestimmt werden, und die Operationen werden dann sogleich beginnen.

Der bolivianische Kongreß hat die Dienste des Herrn Thouar dadurch anerkannt, daß ihm als Ehrengeschenk eine goldene Denkmünze, fünf Quadratleguas Land und 30,000 Franken für die Veröffentlichung seiner Karten und Berichte zuerkannt wurden. Die argentinische Regierung hat die Offiziere seiner Geleitsmannschaft befördert und den gemeinen Soldaten eine Monatslöhnung als Extra-Vergütung gereicht. Der Erforscher selbst wird sich fortan der Vervollkommnung der Methoden widmen, welche er für die Förderung des Handels auf dem Pilcomajo projektiert. (Sc.)

* **Die Uapè-Indianer des Amazonas.** Dem französischen Reisenden Henri Coudreau, dem der Pariser Verein für Handelsgeographie am 16. März einen seiner großen Preise für 1885 zuerkannt hat, verdanken wir einige interessante Notizen über die alte Rasse der unter dem Namen Uapè (Wape) bekannten amazonischen Indianer. Diese Völkerschaft ist im allgemeinen unter der mittleren Größe der Europäer und ihre Hautfarbe schwankt zwischen Hellbraun und einer Art dunkler Chocoladefarbe; ihr Haar ist schwarz und glatt, in seltenen Ausnahmen rötlich oder sogar blond. Sie besitzen einen persönlichen Duft der Ausdünstung, welcher beinahe so stark und unangenehm ist wie bei manchen Afrikanern, aber nicht vom Mangel an Reinlichkeit herrührt, denn sie baden sich mehrmals am Tage. Obwohl in ihren Manieren sanft, sind sie doch in ihrem Gebahren unabhängig und in dem bei ihnen häufigen betrunkenen Zustande frech, unverschämt, heftig und grausam. Sie haben religiöse und weltliche Festlichkeiten, welche respektive Cachiri und Dabucuri heißen und hauptsächlich aus Tanz und Trinkgelagen mit berauschenden Getränken von Coca, wildem Hanf und anderen Gewächsen und in zeremoniellem Tabakrauchen bestehen. Das Getränke zum Cachiri wird in einem kahnförmigen hölzernen Gefäß bereitet, um welches beide Geschlechter in einer Art Prozession herumtanzen, wobei jedes Individuum seine rechte Hand auf die Schulter des ihm voranschreitenden legt. Der Reigen wird von dem singenden Häuptling angeführt, während die übrigen in einen Schlußreim einstimmen. Sie sind treulos, arglistig und trügerisch und tragen kein Bedenken, sich gegen Feinde des von ihnen bereiteten Gifts zu bedienen. Das Gift wird aus einer Arum-Art ausgezogen und verursacht schon in kleinen Dosen Tod durch Blutlosigkeit und Mangel an Ernährung binnen einem oder zwei Monaten; starke Dosen verursachen unmittelbar Wahnsinn. Ihre Nahrung besteht aus Wildpret, Fischen, Früchten und Maniokmehl (Farinha). Sie verzehren besonders gerne mehrere große Ameisen-Arten. Ihre Häuser sind von Holz erbaut, lang, mit einer Thür an jedem Ende, strohgedeckt und geben nicht weniger als fünfzehn Familien unter Einem Dache Unterkunft. Sie sind im allgemeinen schmutzig und stinkend. Ihr Hausgerät besteht aus Hängematten, Töpfen, Truhen von brasilianischer Arbeit und einer Menge Dingen aller Art neben ihren Waffen, Netzen und Körben. An der einen Seite ist ein kleiner Schuppen, worin die Farinha auf einem Herde gekocht wird. Den Bewohnern einer Hütte gehört zuweilen ein ganzes Geschwader von Kähnen, in deren Verfertigung sie sehr geschickt und von denen manche so groß sind, daß dreißig Personen darin sitzen können und die sie in den brasilianischen Städten leicht um einen hübschen Preis verkaufen. Ihre eigentümlichste Gewerbsamkeit ist diejenige, durch welche sie sich ihr Salz verschaffen: im Bezirk Carurù wächst eine Pflanze, ein anderthalb Fuß hoher stämmiger Strauch, welcher ausgerissen und verbrannt, und dessen Asche mit Wasser ausgelaugt wird. Auf dieser Lauge sammelt sich reichlicher Schaum, der entfernt und getrocknet wird. Dies ist das Salz, welches anfangs weiß ist und später graulich wird; es schmeckt etwas bitter, ersetzt aber gewöhnliches Salz für alle Zwecke. Es ist höchst merkwürdig, daß solche unzivilisierte Leute ein derartiges Verfahren entdeckt haben sollten. (Sc.)

* **Erdstöße in Chimbo.** Nach einem Telegramm aus Guayaquil vom 20. Januar hat man Erdstöße und Spuren von einem Erdbeben in Chimbo gleichzeitig mit einem erneuerten Ausbruch des Vulkans Cotopaxi beobachtet.

Die australischen Kolonien im Jahre 1884/85.

Von Henry Greffrath.

Die nachfolgende Tabelle unterrichtet uns über die Bevölkerung, den Handelsverkehr, die Produktion und die Verkehrsmittel der australischen Kolonien am Schlusse des Jahres 1884, resp. (in der Agrikultur- und Viehstatistik) am 31. März 1885.

Im Vergleich zum Vorjahre macht sich nicht durchweg ein Fortschritt bemerkbar.

Kolonie.	Flächeninhalt in deutschen Qu.-Mln.	Bevölkerung.	Einnahme in £.	Ausgabe in £.	Import in £.	Export in £.
Victoria	4,133.23	961,276	5,934,687	5,715,293	19,201,633	16,050,465
Neu-Südwales . .	14,540.67	921,268	7,117,592	6,853,189	22,826,985	18,251,506
Queensland . . .	31,426.94	309,913	2,673,554	2,751,851	6,381,976	4,673,864
Südaustralien . . .	42,488.57	312,781	2,024,928	2,398,191	5,749,353	6,623,704
Westaustralien . . .	45,898.04	32,958	290,319	291,307	521,167	405,693
Total Australien . .	138,487.45	2,538,196	18,041,080	18,009,831	54,681,114	46,005,232
Tasmanien . . .	1,240.43	130,541	549,262	584,047	1,656,118	1,475,857
Neu-Seeland . . .	4,910.13	564,304	3,707,488	4,101,318	7,663,888	7,091,667
Total-Australasien .	144,638.01	3,233,041	22,297,830	22,695,196	64,001,120	54,572,756

Kolonie.	Staatsschuld in £.	Schiffsbewegung. Tonnen.	Land unter Kultur. Acres (40.46 Ar).	Weizen. Bushel.	Gerste. Bushel.	Hafer. Bushel.
Victoria	27,226,667	3,151,587	2,323,493	10,433,146	1,082,430	4,392,695
Neu-Südwales . .	24,001,959	4,660,958	852,017	4,203,394	148,869	425,920
Queensland . . .	16,419,850	1,152,112	199,580	195,727	16,964	2,170
Südaustralien . . .	15,473,800	1,834,532	2,785,490	14,621,755	211,207	88,639
Westaustralien . . .	765,000	442,886	79,669	382,400	92,660	26,140
Total Australien . .	84,787,276	11,242,075	6,240,249	29,836,422	1,552,130	4,935,564
Tasmanien . . .	3,202,300	614,198	425,845	654,638	167,036	829,611
Neu-Seeland . . .	32,860,982	1,063,430	1,348,235	6,866,777	1,205,906	12,360,449
Total Australasien .	120,850,558	12,919,703	8,014,329	37,357,837	2,925,072	18,125,624

Kolonie.	Pferde.	Rinder.	Schafe.	Schweine.	Eisenbahnen. engl. Meilen.	Telegraphen. engl. Meilen.
Victoria	293,846	1,287,945	10,637,412	234,347	1,663	4,020
Neu-Südwales . .	330,603	1,336,329	30,379,871	211,656	1,653	9,755
Queensland . . .	253,116	4,266,172	9,308,911	51,796	1,207	6,979
Südaustralien . . .	168,420	389,726	6,696,406	163,807	1,059	5,230
Westaustralien . . .	37,111	71,102	1,547,061	20,039	118	1,885
Total Australien . .	1,083,096	7,351,274	58,569,661	681,645	5,700	27,869
Tasmanien . . .	27,188	128,834	1,720,027	57,303	215	1,313
Neu-Seeland . . .	161,736	698,637	14,056,266	200,083	1,570	4,264
Total Australasien .	1,272,020	8,178,745	74,345,954	939,031	7,485	33,446

Die Bevölkerung von Neu-Südwales (diese Kolonie importierte im Jahre 1884 auf ihre Kosten 7,568 Einwanderer aus Europa) erhielt einen Zuwachs von 51,958, gegen das Vorjahr, und war am 1. Juli 1885 auf 947,986 gestiegen und damit nur noch um 25,417 geringer als die von Victoria. In Queensland, welches im Jahre 1884 auf seine Kosten über 14,000 Einwanderer aus Europa einführte, wuchs die Bevölkerung um 22,438 und belief sich am 1. Juli 1885 auf 318,850. In Südaustralien mehrte sie sich um nicht mehr als 8,266. Die Zustände dieser Kolonie sind zur Zeit recht traurige und laden weit mehr zur Auswanderung ein als zur Einwanderung. In den ersten sieben Monaten 1885 verließen 11,443 Personen die Kolonie und nur 8007 langten an.

Die Gesamtrevenue der 7 Kolonien nahm gegen das Vorjahr um 822,477 Lstrl. zu. Neu-Südwales (+ 647,251 Lstrl.), Victoria (+ 323,434 Lstrl.) und Queensland (+ 90,110 Lstrl.) erzielten eine Mehreinnahme von zusammen 1,060,795 Lstrl., die vier übrigen Kolonien dagegen eine Mindereinnahme von 238,318 Lstrl., von welcher 163,779 auf Neu-Seeland entfielen. Die Gesamtrevenue blieb hinter den Ausgaben um 397,366 Lstrl. zurück. Mit Ausnahme von Neu-Südwales

und Victoria, deren Jahresbudget mit einem Plus von resp. 264,403 Lstrl. und 219,934 Lstrl. abschloß, überschritten die übrigen Kolonien ihren Etat, Neu-Seeland mit 393,840 Lstrl., Südaustralien mit 373,263 Lstrl., Queensland mit 78,297 Lstrl. 2c.

Der Gesamtimport ergab im Durchschnitt 20 Lstrl. 5 sh., der Export 17 Lstrl. 5 sh. pro Kopf der Bevölkerung. Der wichtigste Exportartikel ist Wolle. Es wurden davon von Juli 1884 bis dahin 1885 im ganzen 1,111,846 Ballen à 350 engl. Pfund exportiert, gegen 1,104,783 im Vorjahre.

Bedeutenden Fortschritt machten die Kolonien in ihrer Staatsschuld; sie ist im Jahre 1884 um 11,728,163 Lstrl. gewachsen. Es bedeutet dieses eine öffentliche Schuld von 37 Lstrl. 7 sh. oder 747 Mark pro Kopf der Bevölkerung, und die Kolonien rangieren damit, nach ihrer Seelenzahl, als die höchst verschuldeten Staaten. Neu-Seeland mit 1165, Queensland mit 1060 und Südaustralien mit 990 Mark pro Kopf stehen zu oberst. Die 12,046 Km. fertigen Eisenbahnen, welche sie dafür haben, verzinsen das Anlagekapital nicht; die Einnahmen aus den 53,825 Km. Telegraphenlinien decken nicht einmal den Betrieb u. s. w.

Im Jahre 1884 wurden weitere 275,045 Acres (ein Acre = 40.46 Ar) unter Kultur gebracht. Dennoch erlitt der Ertrag an Weizen, der Hauptfrucht, eine Einbuße von 7,880,713 Bushels gegen das Vorjahr. Ein Bushel enthält 36.35 Liter. Im Viehstapel mehrten sich die Pferde um 36,303 und die Schweine um 114,799, dagegen verminderten sich die Rinder um 219,035 und die Schafe gar um 2,904.216. Die lange anhaltende Dürre richtete diesen Schaden an.

Die Eisenbahnen haben sich im Jahre 1884 um 1312, die Telegraphenlinien um 2591 Km. verlängert. Spätestens im Jahre 1887 werden die Hauptstädte Adelaide, Melbourne, Sydney und Brisbane durch eine Eisenbahn verbunden sein. Zwischen Melbourne und Sydney, eine Entfernung von 923 Km., besteht bereits seit dem 14. Juni 1883 eine Eisenbahnverbindung.

Die Zustände Australiens sind gegenwärtig, infolge der sehr niedrigen Preise für Wolle, Fleisch, Getreide, Kupfer und Zinn, die Stapelprodukte der Kolonien, durchwegs keine erfreulichen, und wir können vor einer Auswanderung dahin zur Zeit nur warnen.

Kleinere Mitteilungen.

Die österreichisch-ungarische Industrie und ihre Absatzwege.

Ueber diesen Gegenstand finden wir eine interessante Notiz im „Journal de la Chambre de commerce à Constantinople“, der wir folgendes entlehnen:

„Um sich einen genauen Begriff von den Fortschritten der österreichischen Industrie zu machen, muß man dieselbe in zwei verschiedene Kategorien teilen:

„1. in die eigentliche Wiener Industrie, welche die Erzeugnisse der in der Stadt oder in ihrer nächsten Umgebung befindlichen Fabriken umfaßt, und

„2) in die Industrie der Provinzen.

„Die Wiener Industrie besteht in der Fabrikation von Luxus- oder Mode-Artikeln aus Holz, Leder, Kupfer 2c. und aus Quincaillerie. Wien hat in manchen dieser Artikel bedeutende Fortschritte gemacht, in anderen aber eingebüßt. So ist sie z. B. in Luxusartikeln und anderen in Leder, in der Quincaillerie, den Eisenwaren 2c. auf den fremden Märkten wie auf ihrem eigenen Gebiet von Deutschland überflügelt worden, dessen Erzeugnisse sich hier in Konstantinopel in sehr großer Menge verkaufen. Dies rührt von den Ansprüchen der Wiener Arbeiter her, die verhältnismäßig viel zu hoch sind, weil das Leben in Wien teurer ist, als anderwärts, wogegen die Berliner Arbeiter sich mit einem geringeren Lohn begnügen, weil dort das Leben wohlfeiler ist. Aus diesem Grunde sind mehrere österreichische Fabrikanten nach Berlin oder in die Nähe der Grenzen übersiedelt, um ihre Konkurrenten mit deren eigenen Waffen zu schlagen. In Modeartikeln gibt Wien vielleicht zwar nicht den Ton an, nimmt aber als Lieferant für alle Märkte des Südens trotzdem den ersten Rang ein. Paris gibt in der Mode den Ton an, aber Wien monopolisiert die Fabrikation.

„In der Industrie der Provinzen ist der Fortschritt ungeheuer. Böhmen z. B. ist für Oesterreich das, was für England die großen Fabrikstädte Bradford, Leeds, Dundee und Manchester sind. Man kann sich keinen Begriff von dem machen, was dieses Land Gutes produziert, und von der Konkurrenz, welche es England macht und zu machen berufen ist. Zucker-, Glas- und Töpferwaren, Porzellan, Gewebe in Leinen, Wolle, Seide und Baumwolle werden in diesem Teil des Reiches in großer Menge und zu unendlich niedrigeren Preisen erzeugt, als die ähnlichen ausländischen Produkte. Die Chenille-Teppiche, welche nur in Belgien und England fabriziert wurden, werden nun auch in Böhmen gefertigt. In den jüngsten fünf Jahren hat Böhmen in der Fabrikation der Baumwollwaren einen ungeheuren Fortschritt gemacht, und ohne Zweifel wird es binnen kurzem imstande sein, die englische Ware auf den Märkten der Donaustaaten zu ersetzen. Dieser Aufschwung der böhmischen Industrie rührt nur von den mäßigen Arbeitslöhnen, von der unermüdlichen Rührigkeit der Bewohner dieses Landes und besonders von dem Ueberfluß an Holz und Kohle her, welche einen der großen Reichtümer des Landes bilden und denen die Regierung einen besonderen wirksamen Schutz angedeihen läßt. Auch der Fortschritt in der Glaswaren-Fabrikation darf hier nicht unerwähnt bleiben, denn man sieht davon im Museum Proben ausgestellt, welche häufig Meisterwerke von Kunst und Geschmack sind.

„In Ungarn befindet sich die Industrie in einem augenblicklichen Stillstand, dagegen sind Ackerbau, Viehzucht und auch Holzhandel in vollem Fortschritt begriffen, und besonders in diesem Jahr erwartet man mehr als eine Mittelernte. Der Holzhandel bildet eine der Haupteinnahmequellen des Landes. Ueberall, wo der Boden nicht dem Ackerbau erschlossen ist, sieht man die ungeheuren Anpflanzungen von Bäumen, welche durch strenge Gesetze gegen Beschädigung gesichert werden. Der ganzen Eisenbahn entlang sieht man nur ungeheure Hochwälder, welche schon vom Ingenieur zum Schlagen bestimmt worden sind und deren Holz mit wenigen Kosten und einer großen Leichtigkeit nach allen beliebigen Punkten hin verführt werden kann.

„Der österreichische Handel konzentriert sich in Wien, wo die mehr als zweitausend Fabriken des ganzen Reiches ihre Agenten oder Vertreter haben. Der gegenwärtige Zustand des Handels ist ein normaler, obwohl vor Jahr und Tag die unerwartete Vermehrung der Rübenzucker-Fabrikation einen Augenblick eine sehr gespannte Lage hervorgerufen hat, welche aber seither wieder in

ihren normalen Zustand zurückgegangen ist. Oesterreich bezieht aus dem Auslande die Baumwolle, Wolle, den Hanf und Flachs, die es für seine Fabriken bedarf, und führt außerdem viele Zitronen, Orangen und andere Früchte ein.

„Die Türkei führt sehr wenig in Oesterreich ein, empfängt aber von diesem eine Menge Erzeugnisse. Die orientalischen Artikel, wie Teppiche und Waffen, kommen hier kaum in Betracht, dagegen könnten die Rohstoffe der Türkei: wie Hanf, Flachs, geringe Seide, Getreide u. s. w., eine lohnende Absatzquelle in Oesterreich finden.“ r.

Ein madagassischer Paß.

Ein rechtwinkeliges Stück Pappe, 7.5 auf 5.5 cm. groß, das auf der einen Seite mit rotem und auf der anderen Seite mit grünem Papier bekleidet ist, so zeigt sich das Aeußere eines madagassischen Passes. Auf der roten Seite ist die königliche Krone abgebildet und um dieses Bild herum liest man die Worte: Ranavalomanjaka, Königin von Madagascar ꝛc. Hierunter ist folgende Formel gedruckt:

In Hova-Sprache:	Uebersetzung:
Izay mandray ity ka tsy mitondra azy amin, izay asaina anolorany ity, fa mitahiry na mivarotra ity, dia diso izay manao izany.	Derjenige, der dieses erhält und es nicht demjenigen bringt, dem er verpflichtet ist, es vorzuzeigen, sondern es behält oder verkauft, derjenige ist wahrhaft strafbar.

Die grüne Seite trägt in großen gothischen Buchstaben die Initialen P. M. und die Worte: Rainilaiarivony, Premier-Minister und Oberbefehlshaber. Der darauffolgende Text ist derselbe wie auf der anderen Seite. Der Europäer, dort Vazaha benannt, ist nicht gezwungen, sich zum Reisen in Madagascar einen solchen Paß zu verschaffen; hierzu verpflichtet sind nur die sogenannten Borizanas, Gepäckträger. Ein solches Pappstückchen kostet 80 Centimes. E. V.

Litteratur.

* Henne am Rhyn, Dr. Otto: Kulturgeschichte des deutschen Volkes. Mit vielen Tafeln, Farbendrucken und zahlreichen Abbildungen im Text. Erste und zweite Abteilung. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung, 1886. — Kulturgeschichte ist die Lieblingswissenschaft unserer Zeit und diejenige Disziplin, welche sich heutzutage der eifrigsten Bearbeitung und der regsten Teilnahme erfreut. Aus diesem Grunde ist speziell eine neue und reich illustrierte Kulturgeschichte des deutschen Volkes nicht nur ein Postulat und Bedürfnis unserer Zeit, sondern auch ein Unternehmen, welches der allgemeinsten Teilnahme im voraus sicher ist. Diese seither vielfach gefühlte Lücke unserer Litteratur wird in der befriedigendsten Weise ausgefüllt durch das oben erwähnte Werk, welches aus der vereinigten Thätigkeit des rühmlichst bekannten Staatsarchivars in St. Gallen und der umsichtigen und ideenreichen, durch ihren geläuterten Geschmack in Herausgabe illustrierter Werke berühmten Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin hervorging. Der Grundgedanke dieses Unternehmens war, die gesamte Entwickelung der Kultur des deutschen Volkes ebenso anziehend als lehrreich durch eine innige Verbindung von Wort und Bild in einem eigenartigen wirklichen Prachtwerk so vorzuführen, wie der bekannte Bibliophile Jakob Lacroix dies in mehreren französischen populären Büchern über Kulturgeschichte gethan hat; aber das deutsche Werk atmet deutschen Geist, deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, deutschen Fleiß und trägt eine vollendete künstlerische Form, in welcher die Illustration nicht nur Augenweide, sondern entschiedenes Vehikel der Belehrung ist. Die beiden ersten vorliegenden Abteilungen umfassen 350 Seiten Royaloktav und behandeln nach der allgemeinen archäologischen Einleitung die älteste germanische Periode und das Mittelalter bis zu den Vorboten der Reformation und zum beginnenden Zerfall des Reiches nach allen Richtungen und Zuständen, nach Sprache, Religion, Recht, Volksleben, Baukunst, Kriegswesen, Litteratur und Kunst, Gliederung der Gesellschaft, Gewerbe, Landwirtschaft, Handel, Pflege der Wissenschaft und allen Phasen der Entwickelung deutschen Lebens und deutscher Kultur. Der Text ist klar, bündig, lehrreich und anschaulich, die Illustration nur den litterarischen Erzeugnissen und Kunstdenkmälern ihrer Zeit entlehnt und auf der Höhe unserer heutigen graphischen Künste so ausgeführt, daß aus dieser innigen Vereinigung von Wort und Bild die vollendetste Belehrung hervorgeht. So ist ein Werk entstanden, wie es in Deutschland bisher beinahe unerreicht dasteht, ein Werk, welches die doppelten Vorzüge eines wissenschaftlichen Hand- und Lehrbuches und eines kulturhistorischen Museums darbietet. Das vollständige Werk wird in fünf Abteilungen noch vor Ablauf des Jahres erscheinen und etwa 800 Seiten umfassen. Die vorliegenden beiden ersten Abteilungen enthalten allein 33 Beilagen und Tafeln in Farbendruck und Holzschnitt und gegen 260 Holzschnitte im Text, worunter ungemein viele Facsimiles von alten Handschriften und Drucken. So wird dem Gebildeten hier ein Werk geboten, das eine Zierde unserer Litteratur und Wissenschaft und ein Ehrendenkmal für die heutige deutsche graphische Kunst ist und das in jeder gebildeten Familie ein Hausbuch werden sollte, ein Buch, dessen weiterer Fortsetzung jeder Leser mit Begierde und gespannter Erwartung entgegensehen wird und über dessen weitere Lieferungen und Vollendung wir dann einen eingehenderen Bericht erstatten werden.

* Unter dem Titel *„Bibliotheca Germanica“* erscheint demnächst, von Alwin Weise herausgegeben, im Verlag von H. Le Soudier in Paris und Leipzig ein Verzeichnis aller auf Deutschland und Deutsch-Oesterreich bezüglichen Originalwerke, sowie der bemerkenswertesten Artikel, welche in den hervorragenderen periodischen Schriften in den Jahren 1880—1885 im gesamten Ausland erschienen sind — eine bibliographische Arbeit, welche eine tiefgefühlte Lücke in unserer Litteratur auszufüllen bestimmt ist. Der Verfasser, Herr Alwin Weise, 1 Rue de Tournon, wird mit Dank alle Notizen über Arbeiten entgegennehmen, welche in dieses Gebiet einschlagen, um seinem Werkchen die größtmögliche Vollständigkeit zu sichern und die Uebersicht zu erleichtern. r.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 32. Stuttgart, 9. August. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die Absichten Frankreichs auf Formosa.

Aus Veranlassung ihres unglückseligen Tonkin-Krieges haben die Franzosen in den Jahren 1884—1885 bekanntlich auch mit China angebunden, den chinesischen Kriegshafen Fu-tscheu bombardiert und auch einige chinesische Hafenplätze auf der Insel Formosa vorübergehend blockiert und besetzt, und zwar alles ohne Kriegserklärung. Da namentlich der Handstreich gegen die Insel Formosa anfangs auf einen festen Plan der Franzosen deutete, sich dieser Insel zu bemächtigen, um sie eventuell als Pfand für die Kriegskosten zu okkupieren und ganz zu behalten, so bemerkte man später mit Verwunderung, daß dieser Plan nicht mit der nötigen Energie und Umsicht durchgeführt, sondern vielmehr in rätselhafter Weise aufgegeben wurde. Es liegt nicht in unserer Absicht, nach den Gründen zu forschen, aus welchen dieser Plan, wenn ein solcher wirklich bestand, aufgegeben wurde. Wir wollen hier jedoch nachweisen, daß die französische Politik sich schon seit nahezu dreihundert Jahren angelegentlich mit der Insel Formosa beschäftigt, die Vorteile der Lage und des Besitzes derselben erkannt und sich mit der Absicht getragen hat, sich derselben bei der ersten günstigen Gelegenheit zu bemächtigen. Wer weiß, ob nicht nach der Pazifikation des Tonkin die Eroberung von Formosa früher oder später einmal wieder auf der Bildfläche der unternehmenden auswärtigen Politik der Franzosen erscheint!

Thatsache ist jedenfalls, daß die Franzosen die ersten waren, welchen wir eingehendere litterarische Kunde über Formosa verdanken. Auf diese Insel war schon unter Ludwig XIV. die Aufmerksamkeit der Geographen und der Staatsmänner gerichtet. Wie wir in einem früheren Artikel im vorigen Jahrgang (Nr. 22 ff.) geschildert, hatten die Holländer im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts die schon vor 1570 von den Portugiesen entdeckte Insel besetzt und kolonisiert und waren im Jahre 1662 durch einen chinesischen Seeräuber aus Fo-Kien vertrieben worden, welcher an der Spitze einiger Rebellenhaufen gegen die Mandschu-Eroberung hier einen Zufluchtsort vor der Tartarenherrschaft gesucht hatte. Schon in Thevenot's „Recueil de voyages" (zwei starke Foliobände, 1699) finden wir eine kurze Schilderung der Insel Formosa aus der Feder eines Franzosen, Mr. de la Marinière, welcher zur Zeit der holländischen Herrschaft fünf Jahre auf Formosa gelebt hatte, und einen aus dem Holländischen übersetzten „Bericht über die Einnahme der Insel Formosa durch die Chinesen am 5. Juli 1661." Ein anderer „Recueil des voyages", Rouen 1726, enthält ebenfalls mehrere Aufsätze und Schilderungen dieser Insel, welche bis auf die Jahre 1628, 1630 und 1675 zurückreichen und teilweise auf holländische Quellen zurückzuführen sind. Andere holländische Werke, z. B. „Oud en Nieuw Oost-Indiën" von François Valentyn (Dordrecht 1724) sind ebenfalls in den von Formosa handelnden Teilen ins Französische übersetzt worden. Besonders aber haben sich auch die Jesuiten eingehend mit Formosa beschäftigt, und ein Pater de Mailla hat in einem aus Kiéu-kian-fu datierten Briefe vom August 1715, welcher in den „Lettres

édifiantes", XIV, 1 der ersten Ausgabe abgedruckt ist, auf die Bedeutung Formosa's für Handel, Schifffahrt und Kolonisation hingewiesen.

Der bekannte Abenteurer Graf Moritz August Benjowski, welcher auf der Flucht aus den russischen Gefängnissen von Kamtschatka im Jahre 1771 die Ostküste von Formosa besucht haben will und sich mit dem Gedanken trug, dort neue europäische Niederlassungen zu gründen, hat dem König Ludwig XV. und seinen Ministern eine Denkschrift über Formosa als Kolonisationspunkt eingereicht, deren Schicksal jedoch unbekannt geblieben ist.

Während das ganze übrige Europa sich um die Insel Formosa nicht kümmerte, ward in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Aufmerksamkeit Ludwigs XVI. und seiner Minister von mehreren Seiten auf diese Insel gelenkt, namentlich durch die Denkschrift eines gewissen Vieillard über diesen Gegenstand, welche noch im Archiv des französischen Ministeriums des Auswärtigen vorhanden und vom 20. Dezember 1784 aus dem französischen Konsulat zu Kanton datiert ist. Dieser Herr Vieillard, etwa um 1745 in Paris geboren als Sohn eines Professors der Medizin an der Pariser Universität, war jung in den Dienst der französisch-indischen Kompagnie getreten und von derselben in ihren chinesischen Komptoirs beschäftigt worden. So war er 1769 nach Kanton gekommen und im Oktober 1776 zum Kanzler des französischen Konsulats daselbst avanciert, das er nach dem Tode des Konsuls Vauquelin (23. Septemebr 1782) provisorisch verwaltete. Herr Vieillard war ein tüchtiger Beamter, ein feiner Kopf und voll Umsicht und Beobachtungsgabe und kannte namentlich die Chinesen, ihr Land und ihre Regierung genau. Diesen aus eigener Anschauung erworbenen Kenntnissen der chinesischen Zustände entsprang die erwähnte Denkschrift über Formosa, die er der Regierung Ludwigs XVI. einreichte. In dieser schildert er zunächst die Insel und ihre natürlichen Verhältnisse, ihre Häfen und Produkte, ihre Bewohner und deren Verhältnisse zur chinesischen Regierung, die Hülfsquellen der Insel, die Erwerbsverhältnisse, den Kunstfleiß und Handel der Bewohner und vor allem deren Wunsch, sich von dem chinesischen Joch zu befreien. Dann bespricht er die vorhandenen Erzeugnisse und diejenigen, die man etwa dort noch gewinnen könnte, die Ausfuhr der Insel und ihren Handel nach außen, die Wichtigkeit der Insel für die Chinesen, die Vorsichtsmaßregeln, welche dieselben treffen, um sich die Insel zu erhalten; die Folge des Verlustes derselben und die Unzulänglichkeit der Mittel für den Fall, daß eine europäische Nation sich derselben bemächtigen wollte, unter gleichzeitiger Hinweisung auf Macao, dessen Erwerbung durch die Portugiesen und den Nutzen, welchen diese daraus ziehen 2c.

Die ganze Denkschrift ist geeignet, eine nach überseeischen Kolonien lüsterne Regierung mit dem Gedanken einer Eroberung dieser Insel zu befreunden. Die Denkschrift wurde in Abschrift dem Admiral de la Pérouse mitgeteilt, wie dieser in einem Brief vom 7. April 1787 erwähnt, wo er sich nicht eben günstig über Vieillard und das Personal von dessen Konsulat äußert, das er auf Macao getroffen hatte. La Pérouse gibt in seiner Reise um die Welt nur eine ganz kurze und gedrängte Schilderung von Formosa, welche gewissermassen unter Segel und auf hoher See geschrieben ist und gar nichts neues bietet, während die Denkschrift Vieillard's voll wichtiger Winke und ganz im Einklang mit den Schilderungen des Paters de Mailla und der früheren Reisenden ist, wenn auch nicht erwiesen werden kann, daß Vieillard die Insel selbst besucht und aus eigener Anschauung beschrieben hat.

Daß in jenen Tagen Vieillard's Arbeit ihren Zweck verfehlte, ist sehr erklärlich. Wie verlockend auch die Vorteile sein mochten, welche die Eroberung von Formosa Frankreich bringen konnten, so durfte in jenen Zeiten der inneren Unruhen und des drohenden Staatsbankerotts doch die französische Regierung nicht an eine derartige gewagte Expedition nach dem fernen Osten denken. Die Denkschrift fand daher ihr Grab in den Akten des Archivs des Auswärtigen Ministeriums.

Allein die Idee, welche die Denkschrift eingegeben hatte, lebte in anderen Köpfen fort, die ihr Augenmerk fest auf die Insel Formosa geheftet hielten. Genau fünfundzwanzig Jahre später überreicht der bekannte Geograph Konrad Maltebrun (eigentlich Malthe Bruun), geb. 1775 zu Thisted in Jütland, welcher als Flüchtling in Paris lebte, dem Kaiser Napoleon I. eine „Denkschrift über die Kolonisation der Insel Formosa", welche nichts Geringeres enthält, als die Idee eines Flibustierzuges von Seiten einiger Hundert kühner und unternehmender Europäer, besonders Dänen, welche der patriotische Maltebrun für dieses Unternehmen gewinnen zu können hoffte, nach Formosa. Diese Abenteurer sollten, wohlbewaffnet und mit allen Mitteln zur Kolonisation versehen, sich in aller Stille nach dem fernen Osten begeben, auf Formosa landen und sich festsetzen, die Chinesen verdrängen, sich mit den unabhängigen Eingeborenen verbünden, die Insel für unabhängig erklären und diese und sich selbst dann unter das Protektorat des Kaisers der Franzosen stellen. Die nächste Folge dieser Kolonie würde dann sein, daß sie sich zum Nachteile Englands (welches der ältere Maltebrun als glühender dänischer Patriot wegen des zweimaligen Bombardements von Kopenhagen, 1801 und 1807, unversöhnlich haßte) des ganzen Handels mit Thee, Rohseide und Nanking bemächtigen würde, während sie anfangs die Eifersucht Englands nicht erregen und dann, wenn diese Eifersucht wachgerufen wäre, imstande sein würde, derselben zu trotzen.

Maltebrun glaubte seinen Zeitpunkt hiefür glücklich gewählt zu haben: Napoleon I. stand damals beinahe im Zenith seiner Macht: er hatte am 6. Juli die Schlacht von Wagram gewonnen, am 14. Oktober den Wiener Vertrag unterzeichnet, welcher der fünften Koalition ein

Ziel steckte, und am 15. August waren die Engländer auf der Insel Walcheren gelandet. Englands Handel und Industrie lagen damals unter der Kontinentalsperre, welche schon über ein Jahr gedauert hatte, schwer darnieder. Der Gedanke, dem englischen Handel auch im fernen Osten eine schwere Schlappe beizubringen und den Engländern eine Insel im Voraus wegzunehmen, auf die sie sicher geheime Pläne hatten, — dies mußte Napoleon einleuchten und ihn für diese Idee gewinnen. Maltebrun beleuchtete daher in seiner Denkschrift die verschiedensten Gesichtspunkte: die Handelsvorteile für Frankreich, wenn man sich der chinesischen Ausfuhr bemächtige, die riesigen Zolleinkünfte, die Möglichkeit, einen Teil der chinesischen Industrie nach Formosa herüberzuziehen, sich des Opiumhandels zu bemächtigen, den Handel mit Japan und Korea, welche den Europäern verschlossen waren, an sich zu ziehen, den Anbau der Gewürzbäume und Handelspflanzen nach Formosa zu verlegen u. s. w., kurzum, den größten Teil des indischen Handels der Engländer an sich zu reißen und den Schutz und die Ausbeutung der chinesischen Industrie in die Hand zu bekommen. Maltebrun suchte darzuthun, daß selbst ein Krieg mit China, welcher der Gründung einer europäischen Kolonie auf Formosa folgen könnte, nicht zu fürchten sein würde, weil die Chinesen keinerlei Kriegsflotte und eine armselige Artillerie haben, weil die Engländer momentan Herren von Macao seien und an dieser Stelle allen Streitkräften China's trotzen, das in diesem Augenblick gar nicht die Mittel haben werde, Formosa wieder zu erobern; weil man in China alles mit Geld abmachen könne und durch ein Jahresgehalt an den Vizekönig von Fokin diesen veranlassen könne, am Hofe von Peking die Wiedereroberung der Insel als unmöglich darzustellen, so daß sich die chinesische Regierung, wie bei Macao, mit einem kleinen jährlichen Tribute begnügen werde. Maltebrun setzte ferner auseinander, daß den Chinesen vorerst nicht einmal die Hälfte der Insel gehöre und man eine bedeutende Niederlassung darauf gründen könnte, ehe man mit denselben in Berührung käme, und daß die Chinesen keine anderen Rechte auf die Insel hätten, als diejenigen, welche ihnen bei ihrer Eroberung derselben abgetreten worden seien. Ueberdies sei Formosa den Chinesen nur schwach unterworfen und die Eingeborenen oft im Aufstand gegen dieselben.

Eigentlich könne keine europäische Macht sich Formosa's offen bemächtigen, ohne Englands Herrschaft zur See herauszufordern. Rußland und Frankreich hätten zwar die Macht dazu, aber Rußland habe offenbar kein Interesse daran. Es liege ihm näher, sich der Zugänge zu Japan und Korea zu bemächtigen. Die Franzosen aber könnten keinen derartigen Schritt wagen, ohne die heftigste Unruhe und Aufregung in England hervorzurufen, denn schon der Gedanke einer französischen Niederlassung auf dieser Insel würde ein Kriegsgeschrei in beiden britischen Häusern erwecken, und die im Frieden und Vertrauen auf die Verträge abgereisten französischen Ansiedler würden bei ihrer Ankunft die Opfer irgend einer insularen Treulosigkeit werden. Frankreich könne also nur indirekt eine Unternehmung auf Formosa unterstützen.

Um den Groll der englischen Politik wenigstens im Anfang einzuschläfern, müsse diese Unternehmung sich anscheinend als das Werk *einiger nicht französischen Privaten* darstellen; die scheinbaren Motive müssen eine *kaufmännische Spekulation* und der Enthusiasmus einiger Abenteurer und der äußere Anschein der Expedition dürfe *kein militärischer*, der Ausgangspunkt müsse ein *schwaches* und der Rivalität mit England wenig verdächtiges Land sein. Endlich müsse das Unternehmen sich in den öffentlichen Blättern als eine reine Thorheit und Spielerei ankündigen, und alle diese Eigenschaften, welche nötig seien, um die englische Politik zu täuschen, finden sich in dem Plane vereinigt, den er hienach dem Kaiser unterbreite.

Dieser Plan nun ist derjenige eines wahren Wikingerzuges, abenteuerlich und nicht ohne Geist und Scharfblick ausgedacht und besonders auf die Abenteurer gebaut, die damals Europa verließen, um einen größeren Wirkungskreis zu suchen, und sollte womöglich von einem amerikanischen Hafen ausgehen, um sich auch der Amerikaner gegen die Engländer zu bedienen. Maltebrun sagt: „In den ersten Augenblicken eines Friedens oder eines Waffenstillstandes zur See würde ich mit der Erlaubnis der betreffenden Regierungen anzeigen, daß dänische, schwedische und norwegische Kaufleute, Seeleute und Kapitalisten sich zu einem Unternehmen vereinigt haben, das durch Gründung einer Kolonie den Handel ihres Vaterlandes wieder zu beleben strebt; daß eine Macht ihnen ein fruchtbares und angenehmes Gebiet abgetreten hat und sie Schiffe ausrüsten, welche sie als Kolonisten dorthin bringen sollen, daß sie in ihre Gesellschaft jeden unbescholtenen Mann aufnehmen wollen, der ein Kapital von mindestens 3000 Franken mitbringen kann, für welches er in der Kolonie einen Wert von 30,000 Franken in Grund und Boden erhalten werde. Ich würde achtbare Patrioten, ausgezeichnete Offiziere, Verwandte und Freunde gewinnen, würde meine ganze bekannte Thatkraft darauf verwenden und den Einfluß ausbeuten, welchen ich früher bei einem großen Teil meiner Landsleute hatte. Es würde neben dem sichtbaren Haupt der Unternehmung noch ein geheimer französischer Agent vorhanden sein, welcher mit Vollmachten von seiner Regierung versehen wäre und ein Kapital von 500,000 Franken zu seiner Verfügung hätte, welches er zur Ausrüstung der ersten Fahrzeuge anwenden würde. Und da Beispiel und Begeisterung ansteckend sind, so wäre möglicherweise nicht die ganze Summe notwendig, und der Agent würde seiner Regierung davon Rechenschaft ablegen. Die Kolonie wird vereinigt, sie reist ab in der Kopfzahl von 1500 waffenfähigen Männern; sie wendet sich nach der Ile de France oder besser nach der Küste von Madagaskar,

hier stoßen zu ihr drei Fahrzeuge, welche unter dem angeblichen Namen irgend eines Handelshauses auf Kosten von Frankreich ausgerüstet, aus Amsterdam ausgelaufen wären und eine kleine gewöhnliche Ladung von indischen Einfuhrartikeln, dagegen im Raum die nötigen groben Geschütze und Munitionen für die erste Niederlassung und einige französische Artilleristen und zwei Ingenieure, als Passagiere verkleidet, an Bord haben würden.... In der That, wer wird 1500 nur leidlich vertrauensvolle mutige und wohlbewaffnete Europäer hindern, sich im östlichen Teile von Formosa niederzulassen unter Völkerschaften, welche keine Künste, keine Disziplin, keine Artillerie haben, sich zu Herren derselben aufzuwerfen, sich von denselben gleichzeitig geliebt und gefürchtet zu machen, indem man sie allmählich einem besseren Zustand entgegenführt und gegen die Chinesen beschützt? Wer wird sie hindern können, sich mit Hülfe der Eingeborenen den chinesischen Teil der Insel zu unterwerfen und die Gesamtheit derselben zu einer schönen und nützlichen Kolonie zu vereinigen?... Der Leiter der Expedition wird, sobald er ein oder zwei Rückladungen von Waren haben wird, Sorge tragen, dieselben nach den Vereinigten Staaten zu senden, den Amerikanern den freien Eintritt anzubieten, ihnen eine ausschließliche Freundschaft zu bezeugen und die Landeserzeugnisse zu niedrigen Preisen anzubieten unter der einzigen Bedingung, daß sie Waffen und Munition einführen und Leute nach Formosa schicken. Wie vermöchten die New-Yorker Spekulanten einer solchen Versuchung zu widerstehen? Sie würden ihr letztes Gewehr bringen, um wohlfeilen Thee zu bekommen. Sie haben nicht allein in ihrem eigenen Lande einen großen Verbrauch davon, sondern es ist bekannt, daß ihre Schmuggler noch eine sehr große Menge Thee in England, Schottland und Irland einführen. Wenn der Gewinn dieses Handels noch gesteigert wird durch die Konzessionen, die wir ihnen machen werden, so wird ihre Rührigkeit noch in demselben Verhältnis steigen. Auf diese Weise werden die Amerikaner die Bewaffnung der Kolonie Formosa vervollständigen, und dies teilweise auf Kosten Englands. Bevor drei Jahre vergehen, wird Formosa, durch Kunst und Natur befestigt, organisiert und bewaffnet, einen Rang unter den am schwierigsten anzugreifenden europäischen Kolonien einnehmen. Später, aber zu spät, wird England es bemerken, überwachen, belästigen. Jedenfalls aber, wenn sich die Interessen nicht allzu direkt kreuzen, die Formosaner sich expreß jedes gegen die Küsten von Britisch-Indien gerichteten Anschlages enthalten, ruhig bleiben und jene Zeit dazu anwenden werden, sich eine innere militärische Organisation zu geben, welche ihr Vaterland unangreifbar macht, und mit den Koreanern, Japanern und mit Cochinchina, wo bereits sechzigtausend Katholiken unter der Leitung einiger Hundert französischer Missionare, Seeleute und Kaufleute den Kern einer Kolonie bilden, Freundschaftsbündnisse abschließen und jeden Streit mit Europäern vermeiden und ihren Mut und ihre Thatkraft an den Seeräubern von Mindanao erproben, wird der vergebliche Groll Englands nichts vermögen gegen dieses neue Batavia, dieses Napoleonia-Taywan, das in Friedenszeiten unzählige Kauffahrteischiffe aufnehmen und in Kriegszeiten eine Menge Kaperschiffe über alle östlichen Meere aussenden wird. Die Engländer werden in China sagen: ‚Eine französische Kolonie hält das chinesische Reich unter dem Joch!‘ Sie werden im Parlament schreien: ‚Unser Handel von Kanton ist nicht mehr sicher!‘ Aber Formosa, verteidigt durch seine Klippen, seine Gebirge, seine Batterien und tapferen Bewohner, wird ihr Mütchen abkühlen oder sie wenigstens zu ungeheuren Rüstungen nötigen."

Wie beredt aber auch der dänische Patriot, welcher den zweifachen Brand von Kopenhagen an den englischen Weltunterdrückern zu rächen glühte, diesen vorgeschlagenen Wikingerzug zu motivieren suchte, bei Napoleon I. fand derselbe keinen Anklang. Das Unternehmen erschien ihm von allzu langer Hand und von allzu problematischem Erfolg, und er scheint Maltebrun gar keiner Antwort gewürdigt zu haben. Dagegen ist es Thatsache, daß man seither von Seiten der französischen Ministerien des Auswärtigen und der Kolonien stets der Insel Formosa ein besonderes Interesse schenkt und in den Archiven derselben sorgfältig alles sammelt, was auf die Kunde der Insel Bezug hat. Die Expedition nach Formosa während des Tonkinkrieges und der Verwickelungen mit China hatte gewiß auch einen tieferen Zweck als einen bloßen Besuch oder eine Recognoszierung, und was der Ferry'schen Politik nicht gelang, wird vielleicht in einer späteren, sorglicher vorbereiteten Expedition zu erreichen versucht werden, denn Frankreich erkennt klar und deutlich die Vorteile, welche der Besitz von Formosa jeder Seemacht im fernen Osten bringen muß, wo es, sozusagen, vor den Thoren von China, Korea, Japan und den Philippinen liegt.

Mitteilungen aus dem russischen Petroleum-Eldorado.

Von E. B.

Briefe aus Baku.

I.

Alter Freund! Du fragst mich, wie denn eigentlich dieses merkwürdige Baku, wo ich mich jetzt befinde, beschaffen? — Die Frage ist sehr einfach, aber nicht so leicht zu beantworten, da ich voraussetzen muß, daß Deine Kenntnisse von Baku wohl nicht diejenigen sehr bedeutend übersteigen dürften, welche ich selbst besaß, als ich vor drei Jahren nach hier kam. Meine erste Bekanntschaft dieses Platzes datierte aus P....'s Geographie, wo unter Städten am Kaspischen Meere „Baku mit ewig brennenden Feuern" aufgenommen stand und wobei unser gemein-

schaftlicher Lehrer Dr. L.... die höchst wunderbare Erklärung abgab, „die ganze Gegend ist ein enorm großer Morast, welcher so von Gasen durchtränkt ist, daß man ein Rohr in den Boden hineinstecken, und die durch dieses Rohr ausströmenden Gase anzünden und darüber sein Essen kochen kann." Woher unser guter Lehrer diese Nachrichten hatte, hat er uns nie genannt, aber gewiß, seine Beschreibung trifft ein, wenn man davon ausnimmt, „daß ein Morast gar nicht existiert, daß man folglich auch kein Rohr hineinstecken kann, und daß das Essenkochen hier nicht auf die von ihm angedeutete Weise besorgt wird."

Nein, so leicht geht es nicht und man muß sich doch etwas mehr Mühe geben, um hier sein Essen kochen zu können!

Ich will nun gern Deine Frage beantworten, und obgleich schon manches in neuester Zeit über hier geschrieben worden, so möchte ich Dich doch darauf aufmerksam gemacht haben, daß einiges hiervon, welches mir zu Gesicht gekommen, ein ganz falsches Bild der hiesigen Verhältnisse geben muß — welche, nebenbei gesagt, interessant genug für jeden sind, jedoch speziell für solche, welche hier Freunde, Bekannte oder andere Verbindungen haben.

Die gewaltige kaukasische Gebirgskette, mit ihren ewig schneebedeckten Spitzen, welche sich oft dem Blicke durch Wolken verbergen, mußte ja schon im grauen Altertum als die äußerste Grenze der Welt angesehen werden. Noch in der Zeit als die Zivilisation ihr erstes Licht über die Welt verbreitete, zur Zeit als Homer sang, bildete der Kaukasus diesen Abschluß. Hier erreichte Ulysses die äußerste Grenze des Reiches Neptuns, als er von Circe zur Ratfragung des Orakels bei den Göttern der Unterwelt gesandt wurde.

Hinter der westlichsten Spitze dieser Gebirgskette in der Gegend des jetzigen Kertsch und Taman lebten die Menschen in einem Lande der ewigen Nacht und überhaupt „grauenvollen Zuständen". Aber die schlecht riechenden Wasser, die schädlichen Gase, die schrecklichen Schlamm-Vulkane und Naphtha-Quellen, welche damals so furchtbar erschienen, zeigen sich jetzt in einem anderen Licht denjenigen, welche aus ihnen goldene Ernten suchen.

An den Kaukasus gekettet wurde Prometheus seiner Verwegenheit wegen.

Am Fuße dieses Gebirges strömte der Fluß Phasis über sein reiches Bett und nach hier segelte Jason, das goldene Fließ zu suchen. Der Kaukasus bildete die Ostgrenze des stolzen römischen Reiches. Wie anstürmende Wogen überschwemmten später wilde Horden aus den geheimnisvollen Steppen des Ostens diese Berge, und wahrscheinlich daher finden wir noch heute so viele verschiedene Völker in dieser Gegend, denn in allen Zeiten haben die Unterdrückten ihre Rettung in den Bergen gesucht.

Siebenzig verschiedene Sprachen werden noch im Kaukasus gesprochen und wenigstens die Hälfte hiervon finden wir in Baku wieder. In dieser wie in mancher anderen Hinsicht ist der Kaukasus reich gesegnet. Welches großartige Feld für Sprachstreitigkeiten, wenn hier einmal das Nationalgefühl erwachen sollte! Wie arm erscheinen dagegen andere Länder!

Der länger als siebenzigjährige, verzweifelte Kampf der Bergvölker gegen die russische Uebermacht hat im Gedächtnis der jetzt lebenden Generation einen unauslöschlichen Glanz über das Tscherkessentum verbreitet, und wohl noch Jahrhunderte lang wird der Name Schamyl's, des Heldenpropheten, auf den Lippen der Dichter fortleben.

Noch einmal ist der Kaukasus der Punkt geworden, worauf sich die Augen Rußlands heften, aber diesesmal ist es eine Erwerbung auf friedlichem Wege, nicht die des Krieges, welche bezweckt wird. Es ist nicht mehr die Kriegsfackel, welche ihr unheimliches Licht in die Gegend wirft, sondern im Gegenteil, es sollen die in der Erde verborgenen Lichtschätze gewonnen werden.

Mit einem Gefühle der Ueberraschung hat Rußland erfahren, daß solche unermeßliche Reichtümer vorhanden seien, welche nur darauf warten, erbeutet zu werden.

Die Russen haben lange Zeit die kommerziellen Fortschritte anderer Länder ansehen müssen, ohne selbst eingreifen zu können, daher sprechen sie jetzt mit einem zufriedenen Lächeln von Baku und seiner großartigen Petroleum-Industrie, welche in so kurzer Zeit entstanden. Im Eisenbahnwagen, in den Restaurationen oder wo überhaupt die Menschen aufeinanderstoßen, kommt die Unterhaltung früher oder später immer wieder auf das Thema über die kommerzielle Lage Rußlands und seine Petroleum-Industrie zurück.

Es ist auch die erste Industrie, worin Rußland einen entschiedenen Fortschritt schon gemacht hat und erst recht machen wird; man kann dieselbe daher mit vollem Recht als den Anfang zu glücklicheren Zeiten und einem ausgedehnten Handel ansehen.

Ohne Uebertreibung kann behauptet werden, daß diese Industrie von einem Manne geschaffen worden ist, dessen Name im Reiche wohl heute jedermann kennt. Dieser Mann ist Nobel.

Ehe er sich mit der Naphtha-Industrie beschäftigte, war er schon als hervorragender Ingenieur bekannt, welcher für die Regierung Waffen, Projektile rc. verfertigte. Aber durch seine Energie, seinen Unternehmungsgeist und seine Kenntnisse auf dem Gebiete der friedlichen Industrie hat er sich einen noch mehr hervorragenden Platz in Rußland erworben. In jeder industriellen Frage ist sein Wort gewichtig, er ist der Skobeleff der russischen Industrie geworden, und wie bedeutend diese ist und in der Zukunft werden kann, sowie auch welche Stadien der Entwicklung dieselbe durchlaufen, wird aus folgendem ersichtlich.

Schon früher, ehe man an die Wolga gelangt, d. h. schon in St. Petersburg und Moskau, trifft man Gegenstände, welche in Verbindung mit der großartigen Organisation zur Verbreitung des Erdöls stehen. Ungeheure

Reservoire aus Eisen, den Gasometern ähnlich, sind in der Nähe der Stationen errichtet und ganze Eisenbahnzüge mit eigentümlichen Zisternenwagen, alle mit der Nobel'schen Firma gemarkt, kennzeichnen die Großartigkeit des Unternehmens. Daß enorme Quantitäten vorhanden sein müssen, wenn solche Reservoire nötig, anstatt der bekannten blauen Petroleumfässer, ist eine vollständig richtige Voraussetzung.

Auf der ganzen Fahrt von Nischnij-Nowgorod an der oberen Wolga, bis zur Mündung derselben in Astrachan, bemerkt man das Eingreifen und Vorhandensein der Naphtha-Produkte in dieser oder jener Form.

Das Heizungsmaterial, wodurch der Dampf hervorgebracht wird, ist in Wirklichkeit ein Naphtha-Produkt. Man sucht vergebens auf den Schiffen nach schweißtriefenden Heizern u. s. w., welche Kohlen oder Holz heranschaffen. Ein Heizer, in größter Gemütsruhe das sich selbst speisende Feuer betrachtend, ist so wenig von seiner Arbeit in Anspruch genommen, daß er gerne demjenigen, welcher den Maschinenraum besucht, Aufklärung über das neue System und dessen Vorteile erteilt. Seine beinahe einzige Arbeit besteht darin, dann und wann mittelst einer kleinen Dampfpumpe das Feuerungsmaterial aus einem niedrigen Aufbewahrungsplatz in ein kleineres, höheres Reservoir zu pumpen, von wo aus dasselbe in die sogen. Pulverisatoren gelangt. Dann und wann reguliert derselbe auch die lange Flamme, welche mit zischendem Laut den Heizungsraum durchzieht.

So geht der Tag hin, und ehe man noch in Astrachan angelangt, hat man Zeit zu vergleichenden Betrachtungen über das alte Heizungsmaterial, das Holz, welches früher unter stundenlangen Martern der ungeduldigen Passagiere aus einem am Strande liegenden Dorfe herangetragen werden mußte, und dem neuen System, wodurch im Laufe einer halben Stunde von einer an der Seite des Schiffes herangefahrenen Barke die Feuerung heraufgepumpt wird. Solche Feuerung wird auch ausschließlich auf den Dampfern, welche das Kaspische Meer befahren, angewendet, und welche den Reisenden nach der Urquelle — Baku — bringen.

Die Stadt Baku liegt an einer Bucht des Kaspischen Meeres, südlich von der Apsheron'schen Halbinsel, welche durch den Bergrücken des Kaukasus gebildet, sich allmählich in das Meer verläuft.

Die Apsheron'sche Halbinsel hat eine Länge von 50 bis 60 Werst und eine Breite von 20—25 Werst. Die Südseite derselben besteht aus trockenen, unfruchtbaren Strecken, auf der Nordseite dagegen findet man Gärten und auf großen Strecken sogar sehr kräftig wachsenden Wein.

Die Gegend um Baku herum ist eine vollkommene Wüste. Westlich von der Stadt erstrecken sich Gebirge, Ausläufer der Kaukasus-Kette, welche sich gegen Osten verflachen und ein ungefähr 200 Fuß hoch über dem Meere liegendes Plateau bilden. Weiter östlich senkt sich dieses, mehr und mehr eine Sandfläche bildend, welche nach Süden zu sich etwas erhöht. Eine Insel, Nargen genannt, liegt am Eingange der tiefen Bucht und schützt diese gegen die oft hier herrschenden Stürme aus Süden. Die Stadt Baku liegt am westlichen Strande dieser Bucht, ungefähr 4 Werst weiter nach Osten lagert ein dunkler Rauch über die sogen. Schwarze Stadt, wo sich die Petroleum-Raffinerien befinden.

Baku ist noch immer eine echt orientalische Stadt, obgleich sie in dieser Hinsicht schon etwas durch ihr rasches Emporblühen der letzten Jahre verloren. Der älteste Teil der Stadt bildet eine Feste mit Wällen und Türmen.

Die mohamedanische Bevölkerung wohnt hauptsächlich in dieser Feste, wo auch die Moscheen sich befinden, deren Minarete, obgleich ein wenig schwerfällig, eigentümliche und hübsche Verzierungen, welche in das Gestein eingehauen sind, aufzuweisen haben. Die schmalen und winkeligen Gassen, die flachen Dächer und die an den Gebäuden entlang aufgebauten Veranden, die gegen neugierige Blicke stets geschlossenen Thüren, sowie ganz enorm hohe, weißgetünchte Schornsteine, welche das blendende Sonnenlicht zurückwerfen, lenken die Aufmerksamkeit des Fremden auf sich. In den Bazaren sitzen Tartaren und Perser, nach orientalischer Weise mit gekreuzten Beinen, ihre Kunden und Kauflustige erwartend, ernst und feierlich ihren Tschibuk oder Kaljan rauchend. Lange Tartaren, auf kleinen Eseln reitend, bis an die Zähne bewaffnete Bergbewohner mit den prachtvollsten Banditengesichtern, tief verschleierte Frauengestalten bewegen sich zwischen russischen Soldaten, Matrosen und uniformierten Beamten, ein reiches und wechselndes Bild bietend.

Von den 46,000 Einwohnern der Stadt sind ungefähr 10,000 Russen, 10,000 Armenier und die übrigen Tartaren, Perser, Bergvölker von den verschiedensten Gegenden und Fremde, worunter wiederum hauptsächlich Deutsche, Finnländer und Schweden. Das Klima ist äußerst trocken, der Niederschlag beträgt jährlich nur 9 1/2 Zoll und trotzdem kann dasselbe ein gutes und sehr gesundes genannt werden.

Der Sommer ist sehr heiß, wenigstens für einen Nordbewohner, dagegen ist der Winter herrlich und vollständig so warm wie in Süd-Frankreich. Die häufigen, sehr heftigen Winde sind eine Eigentümlichkeit dieser Gegend und daher auch der Name Baku, im Persischen „die Stadt der Winde" bedeutend. Die Stürme folgen rasch aufeinander und der aufgewirbelte Staub lagert wie eine helle Wolke über die Stadt, beinahe ebenso konstant und unangenehm, wie der dunkle schwarze Rauch in der Nachbarschaft über die „Schwarze Stadt".

Allgemein vorherrschend sind die Nord- und Südwinde, d. h. dem kaspischen Meere entlang; selten wehen Winde der Breite nach.

Vor ca. 70 Jahren kam Baku definitiv an Rußland, aber Gesetze, Rechte und geordnete Verhältnisse sind noch immer sehr unklare Begriffe bei der Bevölkerung, welche

schon von Kindheit auf an Unordnung und Gewaltthätigkeit gewöhnt ist. Die Wege werden von Räubern belagert und die Sicherheit für Leben und Gut ist nicht ganz absolut, im Gegenteil Diebstahl, Mord und Raub sind tägliche Vorkommnisse, wovon man kaum redet. Die Stadthäupter bleiben einfach aus den Versammlungen weg, weil sie es nicht wagen, nach eingetretener Dunkelheit sich nach Hause zu begeben. Es ist auch gar nicht so selten, daß ganze Familien umgebracht werden. Inmitten einer solchen Bevölkerung muß die Industrie sich, so gut es geht, durchfinden, und man sieht daher überall die Arbeiter bis an die Zähne bewaffnet bei ihrer täglichen Beschäftigung. Die wilden Sitten und Gebräuche der Bevölkerung sind heute noch wie früher vorhanden; selten können Arbeiter aus verschiedenen Nachbardörfern zur gemeinschaftlichen Arbeit gebracht werden. Die Blutrache erhält sich heute noch wie sie vor Hunderten von Jahren existierte. Grausam, blutdürstig und betrügerisch, erkennen diese Völker nur ein Gesetz, das der rohen Kraft.

II.

Naphtha in dieser oder wechselnder Form ist den Menschen schon seit urdenklichen Zeiten bekannt gewesen. Ein Wissenschaftsmann der Jetztzeit behauptet, daß der Asphalt schon in der Bibel genannt wird, und daß dieses Wort fälschlich in „Salz“ übersetzt worden sei. An den Ufern des toten Meeres und auf anderen Stellen ist die Materie in der ältesten Vorzeit vorgefunden worden.

Die persischen Feueranbeter, die sogen. Gebern, kannten die natürlichen Gasquellen, i Surachani (übersetzt: das Feuerhaus), in der Nähe von Baku und erbauten hier ihre Altäre. Ihre Nachfolger, die persischen Priester, haben Jahrhunderte durch, bis in die neueste Zeit, diese Altäre unterhalten und den Tempeldienst beim blau-fahlen Licht der brennenden Gase verrichtet. Hierdurch entstand die Benennung „Ewige Feuer“, welche man so oft in den Beschreibungen der Reisenden dieser Gegenden wiederfindet. Heute sind diese Feuer weder ewig, noch heilig. Der Tempel ist bald nur eine Ruine mehr, die Betzellen sind verlassen und die Priester verschwunden; die jetzt noch immer aus der Erde dringenden Gase werden zum Kalkbrennen und um Dampf zu erzeugen verwendet. Die Bevölkerung verlegt nach hier die Prometheus-Mythe, und zu einem so alltäglichen Gebrauch ist nun das vom Himmel gestohlene Feuer erniedrigt.

Von allen in Kaukasien existierenden Oelquellen haben stets diejenigen des von Baku ca. 12 Werst nördlich gelegenen Dorfes Balachani die größten Massen geliefert. Schon seit unvordenklichen Zeiten wurden hier Gruben gegraben, worin die grünbraune Flüssigkeit, Naphtha genannt, sich ansammelte; diese wurde dann in von Ziegen- oder anderen Tierfellen gemachten Säcken auf Kameelen nach den Ortschaften im Innern des Landes transportiert. Auch heute noch wird dieses Geschäft betrieben und man sieht lange Kameelreihen, manchmal bis zu Hunderten, mit solchen Säcken belastet, in verschiedene Richtungen die Steppe durchziehen. Später kamen Fässer in Verwendung.

Auf den unwirtlichen Küstenstrecken des Kaspischen Meeres kommt kein Wald vor, und auf den Steppen Südrußlands, so reich und fruchtbar die Erde hier auch ist, ist der Wald schon vor langer Zeit durch das Beil und Feuer verschwunden. Das Holz zu Fässern mußte daher auf der Wolga, Kama und anderen Flüssen aus mehr nördlichen, waldreichen Distrikten herbeigeholt werden, wurde aber durch den ungeheuer weiten Transport zu teuer. Die Fässer, mit der rohen Naphtha gefüllt, wurden auf der „Arba“ nach Baku gebracht und von dort aus nach Persien und anderen Plätzen am Kaspischen Meer verschifft. Zur Zeit Marco Polo's wurde schon ein solcher Handel getrieben und wahrscheinlich auf angeführte Weise.

Die „Arba“ ist wohl das merkwürdigste Fuhrwerk, vor das ein Pferd gespannt worden, und ich möchte denjenigen sehen, der den Mut hätte, in derselben eine Spazierfahrt, z. B. in Paris, vorzunehmen. Das Fuhrwerk besteht aus zwei enormen Rädern, gegen 4 Ellen (2.50 m.) hoch an einer Holzachse befestigt, welche mit den Rädern zusammen sich dreht. Direkt auf der Achse sind die Deichseln befestigt und zwischen diesen eine Art Platform aus Holz. Die zu transportierenden Gegenstände werden nun teilweise auf dieser Platform plaziert und teilweise hängend unter der Achse mit Tauen befestigt. Nicht das kleinste Eisenstück ist an der ganzen Einrichtung zu finden. Man denke sich nun zu oberst auf ein so aufgebautes Fuder einen riesenlangen Tartaren mit einer womöglich im Verhältnis noch riesigeren hohen Schaffellmütze, wenn der Thermometer im Schatten so um 50° C. zeigt und dazu die durch Mark und Bein gehende „Friktions-Musik“, welche durch die sich mit den Rädern drehende Achse entsteht, so ist das Bild vollständig.

Die Entdeckung der Petroleumquellen in Amerika im August 1859 und das dadurch entstandene Spekulationsfieber waren auch nicht ohne Einfluß auf die Verhältnisse in Baku. Ganz allmählich, wenn auch im Anfange sehr langsam begannen auch hiesige Spekulanten Verbesserungen der bis dahin angewendeten Methoden einzuführen. Doch vorausgesetzt, sie hätten den nötigen Unternehmungsgeist und die hierzu erforderlichen Kenntnisse gehabt, so konnte doch wenig ausgerichtet werden, so lange ein von der Regierung auf diese Industrie gelegtes Monopol existierte. Ein Armenier, Namens Mersoijeff, hatte sich dieses Monopol, d. h. den Alleinverkauf aller gewonnenen Naphtha, erworben und die Entwickelung dieser Industrie war daher vollständig hoffnungslos. Eine hierdurch entstandene allgemeine Unzufriedenheit mit der Lage der Dinge führte 1867 zur Zusammenberufung einer Kommission, die Frage zu untersuchen, und das Resultat hievon wurde die Aufhebung des Monopols im Jahre 1872, wogegen aber eine Produktionssteuer auf Naphthaprodukte oder Kerosin, wie

das Petroleum hier genannt wird, eingeführt wurde. 1878 wurde auch schließlich die Abgabe aufgehoben und die Naphtha-Industrie stand nun frei und ungebunden, nur geregelt von kommerziellen Verhältnissen, da. Kurz vorher hatte Herr Nobel seine Aufmerksamkeit diesen Verhältnissen zugewandt und gerade infolge seiner Bemühungen beschloß die Regierung, diesen Schritt zu thun, der unglaublich rasch zum Emporblühen der Naphtha-Industrie führte und welches folgende Fakta am besten beleuchten:

Die erbeutete Naphtha-Menge betrug im Jahre 1850 ca. 1,300,000 Gallons, im Jahre 1860 1,500,000 Gallons, 1870 betrug sie schon 8,572,000 und 1880 gar 140,000,000 Gallons. Schließlich, im Jahre 1882 wurde die fabelhafte Summe von 200,000,000 Gallons hier gewonnen, während im selben Jahre die amerikanischen Quellen 1,200,000,000 gegeben haben. Es würde an diesem Platz etwas zu weit führen, über die Schwierigkeiten u. s. w. zu berichten, die Herr Nobel erst zu überwinden hatte; ich bemerke nur, daß bei seiner Ankunft hier die ganze Industrie auf eine so äußerst primitive Weise, wie sie sich nur denken läßt, betrieben wurde, und daß er in der kurzen Zeit von einigen Jahren mit Hülfe seines Bruders Robert eine in alle Details gehende vollständige Organisation der Naphtha-Industrie vollbracht hat.

Die Naphtha-Fabriken der Gebrüder Nobel in der „Schwarzen Stadt“ sind die größten der Welt und erregen sogar die Bewunderung der Amerikaner, welche von Pennsylvanien nach hier gekommen sind, um diese Fabriken kennen zu lernen.

III.

Das Gewinnen der Naphtha geschieht ungefähr folgendermaßen: Alle Oelquellen, welche bis jetzt gebohrt wurden, befinden sich auf der Ebene von Balachani. Ueber die geologischen Formationen dieses Terrains werde ich weiterhin noch einiges sagen; vorläufig bemerke ich nur, daß die ganze Strecke, wo Bohrungen jetzt vorgenommen werden, höchstens 10 Quadrat-Werst ausmacht.

Soviel jetzt bekannt, dürfte dieses einen verschwindend kleinen Teil der Fläche ausmachen, wo Naphtha zu finden wäre, aber da die bis jetzt erhaltenen Quantitäten so enorm gewesen, hat keiner das Risiko laufen wollen, außerhalb dieser Grenze sein Glück zu versuchen. Auf dieser Ebene von Balachani findet man an 400 Bohrlöcher und immer neue kommen hinzu. Die Tiefe derselben ist sehr verschieden; während der Periode als dieselben noch ohne Anwendung von Maschinen gebohrt wurden, war deren Tiefe nur von 30 bis 150 Fuß; später als solche in Verwendung kamen, findet man die Bohrlöcher bis 900 Fuß tief, welches, beiläufig bemerkt, in Amerika nicht als sehr tief gelten würde, da dort Löcher von 3000 Fuß und mehr vorkommen. Das Bohren wird nach verschiedenen Systemen ausgeführt; das allgemeinste ist ein modifiziertes amerikanisches. Zuerst wird ein Turmbau aus Holz von ungefähr 70 Fuß Höhe über dem Platz, wo das Loch gebohrt werden soll, aufgeführt und in der Nähe wird eine Dampfmaschine, welche die Arbeit verrichten soll, aufgestellt.

Ueber eine Scheibe, welche oben auf dem Turm angebracht ist, läuft ein starkes Manila-Seil, an dessen einem Ende das Bohrinstrument (ca. 70 russ. Pud) angebracht ist, das andere Ende dagegen wird an einem Balancier-Balken befestigt, welcher wiederum durch die Dampfmaschine in Bewegung gesetzt wird und wodurch das Bohrinstrument auf- und niederbewegt wird. Das entstehende Loch wird mit schmiedeisernen Röhren gegen das Einstürzen der Erde gesichert. Im Anfang wird ein Rohr von 15 Zoll Durchmesser hineingetrieben, und wenn dieses durch den Erddruck oder andere Ursache nicht mehr weiter will, wird in dieses ein zweites Rohr von 12 1/2 Zoll hineingebracht. Will auch das nicht mehr weiter, so werden 10 zöllige Rohre verwendet und, wenn nötig, schließlich noch solche von 8 Zoll. Diese letzteren sind ganz besonders stark gearbeitet und es muß eine ganz bedeutende Kraft in Anwendung kommen, um dieselben herunter zu forcieren.

Die Erd- und Gebirgsformationen, welche durchbohrt werden müssen, sind äußerst unregelmäßig, so daß eine Berechnung, auf welcher Tiefe das Oel gefunden werden kann, unmöglich ist. Wenn einmal das Oel gefunden, wird dasselbe durch ein Rohr, welches an ein über die Scheibe laufendes Seil befestigt ist, herausgepumpt. Dieses Rohr hat am unteren Ende ein Ventil, das sich automatisch öffnet wenn dasselbe in die Naphtha gesenkt wird, und welches beim Heraufziehen desselben sich schließt. Ein solches Rohr, hier „Schalonka“ genannt, wird durch Dampfkraft herunter und hinauf bewegt und bringt je nach Größe 10—25 Pud Naphta aus der Tiefe. Ist die Schalonka gefüllt hinaufgezogen, so wird das Ventil geöffnet und das Oel strömt durch eine Rinne gewöhnlich in ein nebenan gegrabenes Loch. Von hier aus wird das Oel mittelst Dampfkraft durch eine Rohrleitung nach der sogen. „Zentralstation“ getrieben. Das soeben Beschriebene kann sich manchmal aber ganz anders stellen, wenn das Rohr das Oellager erreicht!

Es kommt vor, daß die von enormem Gasdruck eingesperrte Naphtha wie aus einer Kanone geschossen hervorspringt, das Bohrinstrument herausschleudernd, den Balancier-Balken zersplitternd und überhaupt alles im Wege sich Befindende mit sich reißend, und bis zu einer Höhe von über 200 Fuß emporsteigt, somit die wunderbarste Fontäne bildet. Das Brausen eines solchen Strahles gleicht dem eines schäumenden Wasserfalls und wird auf eine Entfernung von mehreren Werst gehört. Die Erde in der Nähe zittert unter den Füßen und das Ganze ist ein Schauspiel, welches, einmal gesehen, sich nicht so leicht vergißt.

Eine solche „Fontäne“ kann unaufhörlich nicht nur minuten- oder stundenlang, sondern Wochen und sogar Monate mit gigantischer Gewalt die Massen heraus-

schleudern, einige von ihnen haben auch ganz unglaubliche ans Sagenhafte grenzende Quantitäten Naphtha emporgeschleudert. Um sich vor hierdurch entstehenden Verlusten zu schützen, wird das obere Ende des Bohrrohres mit einem Ventil versehen, wodurch die eventuell herandrängende Naphtha abgesperrt werden kann; doch nicht immer glückt dieses, und zwar aus verschiedenen Ursachen. Ein solcher Fall traf 1883 durch eine der stärksten Fontänen ein und der hierdurch entstandene enorme Verlust an Naphtha erregte in ganz Rußland gerechten Verdruß. Diese Quelle oder richtiger Naphtha-Springbrunnen gehörte der armenischen Gesellschaft „Drushba", deren Inhaber durch den bei den Nachbarn verursachten Schaden beinahe ruiniert wurden.

Ungeheure Massen von Sand und Steinen werden mit dem Oel zusammen herausgeschleudert, und bei der ehemaligen Drushba-Fontäne sieht man heute einen großen Sandhügel, welcher damals entstanden. Die Eruption begann am 18. August und dauerte bis zum 14. Dezember.

Zwei den Gebr. Nobel gehörende Oel-Springquellen, mit Nr. 9 und Nr. 15 hier bezeichnet, haben wohl ungefähr dieselben fabelhaften Massen ausgeworfen. Die Quelle Nr. 15, 595 Fuß tief, begann im Juni 1884 Oel auszuwerfen und bis zum Ende des Jahres hat sie an 8,250,000 Pud produziert, und zwar mit sehr wenig Sand vermischt. Bei dieser trafen glückliche Verhältnisse ein und es konnte der Strahl während der ganzen Zeit durch das Ventil geregelt werden. Ganz so glücklich ging es mit der Quelle Nr. 9, welche 642 Fuß tief ist, nicht. In der Nacht auf den 17. Juli 1883 wurde durch den ungeheuren Druck im Innern das Rohr gesprengt und die herausgeworfenen Massen betrugen schon in den ersten 24 Stunden etwa 500,000 Pud, und im Laufe von 52 Tagen wurden im ganzen 7,500,000 Pud Naphtha herausgeschleudert.

Auch die Quantitäten Steine und Sand waren sehr beträchtlich. Mit vieler Mühe und Anstrengung gelang es schließlich, den Strom abzusperren; aber als dieses eben geglückt, brach sich die Naphtha an der Seite des Rohres durch und zu Ende des Jahres hatte diese Quelle an 10,250,000 Pud Naphtha gegeben. Glücklicherweise ging von der ganzen Menge nur der vierte Teil verloren, das Uebrige wurde aufgefangen. Aus einer Quelle Nr. 14 der genannten Herren wurde eine solche Menge Steine ausgeworfen, daß ein ganz respektables Gebäude von diesem Material aufgeführt werden konnte.

Sehr bemerkenswert war die Quelle Nr. 25. Nachdem aus dieser einige Millionen Pud Naphtha gewonnen waren, entdeckte man, daß dieselbe große Massen Gase unter 200 Pfund Druck pro Quadrat-Zoll enthielt und beschloß, diese zu benutzen.

Das Wasser aus den in der Nähe liegenden Dampfkesseln wurde abgelassen und statt dessen dieses Gas durch Rohre hineingeleitet, durch welches dann die Maschinen in Bewegung gesetzt wurden.

Es gewährte einen ganz eigentümlichen Anblick, die Dampfmaschinen ohne Feuer und Hitze und ohne Bedienung arbeiten zu sehen, und außerdem bei den Abflußröhren der Maschinen bei voller Sonnenhitze die Erde und andere Gegenstände mit Reif bedeckt zu erblicken; durch das Entweichen der äußerst flüchtigen Gase wurde die umgebende Luft rasch abgekühlt, und daher diese Erscheinung.

Die Gebrüder Nobel besitzen hier an 40 Quellen, die schon Naphtha geben, und stets 10 bis 12 neue solche, welche in Angriff genommen werden.

Bei solchen ungeheuren Massen Naphtha kam man bald zur Einsicht, daß der Transport in Fellen, Schläuchen und per Arba nicht mehr genügte oder vorteilhaft war. Herr Nobel machte daher den Oelquellenbesitzern den Vorschlag, gemeinschaftlich eine Rohrleitung für das Ueberführen der Naphtha von Balachani bis zur „Schwarzen Stadt" anzulegen.

Diese Oelquellenbesitzer, meistens Eingeborene, konnten von der Möglichkeit einer solchen Einrichtung nicht überzeugt werden, und gingen hierauf nicht ein. Da baute Herr Nobel diese Leitung auf eigene Rechnung für sich allein. Durch diese Leitung entbrannte in der ersten Zeit ein kleiner Krieg. Die Fuhrleute, „Arobschicks", welche mit staunenden Augen diesen eigentümlichen Oeltransport mit ansehen mußten, kamen aber leider auch zu der Erkenntnis, daß nun ihr Verdienst ebenfalls verloren ging. Die Tausende und aber Tausende Fuhren per Arba, mit dem Preis von 15 Kopeken per Pud bezahlt, waren nun nicht mehr nötig. Sie beschlossen daher, die Leitung zu zerstören. Herr Nobel ließ sich aber nicht abschrecken, es wurden in aller Eile Wächterhäuschen an der ganzen Strecke aufgeführt, welche mit bewaffneten Mannschaften besetzt wurden, um die Leitung zu beschützen. Bald sahen die Arobschicks ein, daß sie nichts dagegen ausrichten konnten, und heute sind die Wachen nicht mehr nötig, denn inzwischen sind nicht weniger als neun Leitungen entstanden, wovon die beiden größten der Firma Gebrüder Nobel gehören, und diese beiden Leitungen können 250,000 Pud in 24 Stunden befördern. Dieser Transport stellt sich nur auf 1 ½ Kopeken per Pud. Dies ist als ein großer Fortschritt in der Naphtha-Industrie zu verzeichnen, indem die Fabriken der „Schwarzen Stadt" hierdurch eine gleichmäßige und billige Anfuhr des Rohmaterials erhalten können.

Dr. Ten Kate's neueste Reisen in Südamerika.

Dr. H. F. C. Ten Kate jun., über dessen vorletzte und für die Ethnographie der Indianerstämme so bedeutsame Reise in Nordamerika wir jüngst berichtet und dessen Studien über die Apachen wir in Nro. 8, 9 und 10 veröffentlicht haben, bereist seit dem Mai 1885 den Norden

von Südamerika zu gleichen wissenschaftlichen Zwecken. Prinz Roland Bonaparte erstattet nun auf Grund von drei Briefen des Dr. Ten Kate (vom 30. Juli, 19. September und 3. Dezember 1885) in der „Gazette géographique" einen kurzen Bericht über diese jüngste Reise des holländischen Forschers, welchen wir nachstehend wiedergeben.

Dr. Ten Kate hat im Mai v. Js. Europa verlassen und ist am 13. Juni in Paramaribo angekommen, nachdem er sich einige Tage in Demerara aufgehalten hatte. Er benützte seinen Aufenthalt in Paramaribo, um einige mehrtägige Ausflüge in die Umgebung zu machen und um im Hospital Gehirne und Schädel von Eingeborenen zu sammeln. Dann wandte er sich nach dem oberen Para, wo er zwei indianische Dörfer, Churbako und Sabacu, besuchte; im ersteren derselben traf er mehrere von jenen Eingeborenen, welche wir 1883 auf der Ausstellung zu Amsterdam zu studieren Gelegenheit hatten. Er besuchte hierauf die Ruinen an der oberen Cottica und am Paramacca, wo er vorzügliche Gelegenheit fand, die Aucaner-Buschneger und die seltenen Arrowaken-Stämme der Umgebungen zu studieren und zahlreiche zoologische Sammlungen, namentlich von niederen Tieren zu machen.

Diese Regionen sind aus Mangel an Straßen wenig zugänglich und nur auf langen und mühsamen Kahnfahrten zu erreichen.

Er begab sich einige Zeit später nach Coronie, um Nachgrabungen auf der Stelle ehemaliger Indianerniederlassungen zu veranstalten. Die Umgebungen von Coronie bilden eine der schönsten Regionen des surinamischen Küstengebietes, sind aber von den Muskitten schwer heimgesucht.

Dr. Ten Kate's Nachgrabungen an mehreren Orten lieferten aber keine Ergebnisse, welche irgendwie der aufgewendeten Mühe entsprachen, denn er fand nur zwei Schädel und einige Bruchstücke von Knochen und Steinärten.

Von Coronie aus begab sich Dr. Ten Kate nach der oberen Saramacca, um daselbst die Beku- oder Businga-Buschneger zu studieren; er verweilte ziemlich lange zu Maripaston, dem Aufenthalt des Granman oder obersten Häuptlings dieser Neger. Es gelang ihm, einige Individuen zu messen, allein er erklärt, daß diese schwarzen Völkerschaften vom ethnographischen Gesichtspunkt aus viel von ihrer Originalität verloren haben.

Am 10. September trat Dr. Ten Kate in Begleitung des Herrn Kalff, eines Beamten, und zehn weiterer Männer (Ruderer und Diener) eine neue Reise an, welche achtundsiebzig Tage währte. Sie verfolgten erst die Wanica-Creek, welche den Suriname mit der Saramacca verbindet, und liefen dann in den Kopename-Fluß ein. Am 11. hielten sie an einer Indianer-Kamp ganz nahe beim Ametali- oder Kalebaß-Creek. Diese Indianer sind stark mit Negerblut gemischt, und man nennt sie in Surinam Karbugers; sie selbst aber nennen sich Kalinas (Galinas = Karaiben). Diese Mestizen bieten ein seltsames Gemenge von indianischen und Negercharakterzügen dar, und da der Doktor eine ziemliche Anzahl von ihnen gemessen hat, so werden seine Beobachtungen vielleicht einige merkwürdige Thatsachen enthüllen. Von diesem Punkte aus begab sich unser Forschungsreisender nach dem Tibiti und besuchte die indianischen Dörfer, welche hier auf Cateau van Rosevelt's schöner Karte von Surinam bezeichnet sind.

Am 17. liefen unsere Reisenden in den Fluß Wayombo ein und hielten unterwegs an mehreren Kamps von Karaiben, welche vom Gesichtspunkte der Rasse sich ebenfalls als sehr gemischt erwiesen.

Am 20. September erreichten sie ein bedeutenderes Dorf der Arrowaken. Diese Ansiedelung liegt in der Sawanne, welche den Dondee-Creek oder Acuracalli von dem Kayeraudo trennt, auf dem rechten Ufer des Wayombo.

Die Reisenden schickten ihr Boot und sieben Männer nach Paramaribo zurück und richteten sich in dem Dorfe ein, um hier einige Tage zu bleiben.

Der Wayombo ist ein schöner Fluß mit einer Vegetation, welche einen ziemlich verschiedenen Charakter von derjenigen der anderen Flüsse der Kolonie darbietet. Die Arrowaken dieser Gegend haben viel von ihrer Originalität verloren, sogar noch viel mehr als die Karaiben, und es ist daher schwer, bei ihnen gute ethnographische Sammlungen zu machen. Die Arrowaken haben die alte Einrichtung der nordamerikanischen Rothäute behalten; am Acuracalli allein gab es Vertreter von sieben Clans, obwohl die Arrowaken allein deren nicht weniger als 50 zählen. Unser Reisender maß hier beinahe die ganze erwachsene Bevölkerung dieses Dorfes.

Am 28. Dezember verließen unsere Forscher ihr Hauptquartier, um den Oberlauf des Nickerie, eines noch wenig bekannten Flusses, zu besuchen. Sie fuhren in zwei Korjalen (Kähnen) und hatten fünf Männer bei sich. Auf der Fahrt durch den Arrawarra, einen kleinen Wasserlauf, welcher den Wayombo mit dem Nickerie verbindet, schlugen sie noch am Tage ihrer Abreise ihren Kamp am oberen Nickerie auf, den sie dann fünf Tage lang bis zum dritten Wasserfall, d. h. bis zu einem Punkte hinanfuhren, welcher weit oberhalb des letzten bekannten und auf den neuen Karten bezeichneten Punktes liegt. Hier konnten sie nicht weiter fahren, da der Fluß nicht mehr genug Wasser hatte; überdem machten Fieberanfälle den Forschungsreisenden die Fahrt sehr beschwerlich.

Die von dem oberen Nickerie bewässerte Region ist eine sehr waldige Wildnis und vollständig unbewohnt. Das Uferland besteht aus lehmigem Grunde; allein die im Flusse befindlichen zahlreichen Felsen sind granitisch.

Die ziemlich erkrankten Reisenden kehrten am 7. Oktober wieder nach dem Arrowakendorf zurück, wo sie sich einige Tage ausruhten.

Am 12. Oktober reiste Herr Kalff ab, um sich wieder nach Paramaribo zurückzubegeben, und Dr. Ten Kate fuhr mit seiner Negerdienerschaft den unteren Nickerie hinab in

einem großen Kahn, welcher auf seine Weisung während seiner Abwesenheit erbaut worden war. Die Fahrt bis Nickerie ist durchaus nicht interessant und diese Stadt gewissermaßen eine tote.

Am 18. Oktober fuhr Dr. Ten Kate den Fluß Corentin hinan, um sich nach Oreola, einer Indianer-Mission auf dem englischen Ufer des genannten Flusses, zu begeben; als er jedoch in die Nähe der Robinson-Insel gekommen war, fühlte unser Reisender sich so unwohl, daß er sich genötigt sah, nach Nickerie zurückzukehren, wo das Fieber ihn drei Tage lang zurückhielt. Er verließ diese Oertlichkeit am frühen Morgen des 22. Oktober und war am Abend in Oreola. Hier begegnete er zum erstenmal den Warrons-Indianern. Ihr Dorf liegt auf einer hohen, den Fluß begrenzenden Kreideklippe und besteht aus Hütten, welche denen der Kalinas auffallend gleichen.

Nachdem er sich einige Tage auf der Mission aufgehalten hatte, begab sich Dr. Ten Kate nach Epira, einem Arrowakendorf, welches südlich von Oreola auf dem britischen Ufer des Corentin liegt.

Am 2. November erreichte der Doktor auf der Rückreise wieder Nickerie, durfte sich aber nicht ausschiffen, weil die Kolonialregierung alle von der britischen Küste kommenden Boote mit Quarantäne belegt hatte, da daselbst angeblich das gelbe Fieber herrsche. Er mußte daher umkehren und 33 Stunden in seiner Korjal zubringen, bevor er Skeldon im britischen Guiana erreichte. Von hier begab er sich sodann zu Lande nach Georgetown und benützte seinen Aufenthalt in dieser Stadt, um einige Ausflüge auf dem Essequibo und dem Massaruni zu machen. Am 27. November war er dann wieder zurück in Paramaribo.

Am 1. Dezember hatte Dr. Ten Kate schon in sehr eingehender Weise 106 Individuen: Kalinas, Arrowaken, Karbugres, Buschneger und hinduische Kulies, gemessen.

In seinem letzten Briefe meldet Dr. Ten Kate: er hoffe den Suriname hinauffahren zu können, um daselbst die Indianer zu studieren, und dann den Maroni hinauf, um dort die Buschneger zu besuchen. Von da gedenkt er einen Abstecher nach Britisch-Guiana zu machen, namentlich auf dem Pomerun-Flusse, wo er mit Herrn Im Turm zusammentreffen muß, welcher ihm seine vollste Unterstützung versprochen hat. Von da wird er nach der Insel Trinidad gehen, um dort die schwachen Ueberbleibsel der eingeborenen Bevölkerung zu besichtigen, worauf er sich nach Westen wenden und Venezuela besuchen wird, um hier die Guaranos zu studieren und über Land nach Caracas zu gelangen. Von hier wird er sich nach Florida begeben, um zu untersuchen, ob die Seminolen wirklich zur Karaiben-Familie gehören. Auf diese Weise wird dann wahrscheinlich diese Rundreise inmitten von Völkerschaften von mehr oder minder karaibischem Ursprung endigen, welche uns in den Stand setzen dürfte, einen vollständigen Begriff von diesen Völkerstämmen zu bekommen, da sie alle von demselben Beobachter besichtigt worden sein werden.

Die anthropologischen und naturgeschichtlichen Sammlungen, welche Dr. Ten Kate mitbringen wird, sind teilweise für die niederländischen Museen bestimmt, den anderen Teil bekommt Prinz Roland Bonaparte, welcher die französischen Nationalmuseen damit zu beschenken gedenkt.

Skizzen aus Nordamerika.

Lake George.

Amerika hat schwerlich einen schöneren See als den Lake George im nordöstlichen Teil des Staates New-York. Die Indianer nannten ihn Horison, d. h. Silberwasser, die Franzosen, als sie im Jahre 1609 ihn entdeckten, tauften ihn St. Sacrament. Der See erstreckt sich in einer Länge von 36 Mln. von Süd nach Nord und ist nur 2 bis 3 Mln. breit; bei Ticonderoga vereinigt er sich mit dem Champlain-See. So klar und durchsichtig ist sein Wasser — es wimmelt übrigens von Fischen der besten Arten — daß man in einer Tiefe von mehreren Faden deutlich auf den Grund schaut.

Ganz besonders reich an Naturschönheiten ist die Landschaft, welche das Städtchen Coldwell am südlichen Ufer des Sees umgibt, 62 Mln. nördlich von der Staatshauptstadt Albany. Man sieht dort noch die Ruinen der Forts William Henry und George, welche im indianisch-französischen und später im Revolutionskriege eine Rolle spielten, und es knüpfen sich an den See überhaupt vielfache historische Erinnerungen. Im Jahre 1755 verloren am Südende des Sees die Franzosen ein Treffen gegen die Engländer und im Jahre 1756 wurde das Fort William Henry von General Montcalm belagert und die nach tapferster Gegenwehr zur Uebergabe gezwungene Besatzung von den an der Seite der Franzosen kämpfenden Indianern niedergemetzelt. Aber nicht bloß an den Ufern, sondern auch auf den zahlreichen reizenden Inseln des Sees wütete der Krieg. Diamond Island sah im Jahre 1777 ein heftiges Gefecht zwischen den Truppen der Armee Burgoyne's; bei Long Island in der Marais-Bay ankerte im Jahre 1757 die Boot-Flottille Montcalm's; auf Dom Island biwakierten Putnam's Truppen, während er selbst für den General Webb die Bewegungen des Feindes auskundschaftete.

An der Stelle, wo der See am breitesten, liegt das Städtchen Bolton. Von dem höchsten Berge in der Nähe hat man eine bezaubernde Aussicht auf den Champlain-See und dessen Umgebung; dann erreicht man den „Young Mountain" und den hinter ihm aufsteigenden „Black Mountain", weiter, am östlichen Ufer, „Shelving Rock", die „Palissaden" des Sees und vorliegend das „Vierzehn Meilen Island", und endlich kommen die „Narrows", wo

sich der Lake George verengert und in den Champlain-See abfließt.

Der Lake George ist von den prächtigsten Wäldern eingesäumt, ebenso mannigfaltig in Art, Gruppierung und Farbenmischung, als in den Formen von Aesten, Laub und Blüten. Zwischen dem wechselnden Grün der zahlreichen Eichen-Arten und des stolzen, hochgeschwungenen Ahorns ragen die dunklen Coniferen, die leuchtende Silberpappel und der glutrote Sumach, um saftige Platanen zittern die schlanken Espen, und buntfarbige Spechte und zahlreiche andere schillernde Waldvögel flattern um die duftige Frische des wunderbaren Walddunkels. Schwarzes Moos deckt den Boden, übereinander gestürzte Baumstämme und -Aeste sind von Sumpf- und Schlingpflanzen überwuchert und dazwischen bricht der junge Ausschlag wieder durch und saugt mit seinen üppigen Sprossen gierig Luft und Freiheit; neben ihnen stehen, gestützt von der jüngeren Generation, noch dürre Baum-Leichen aufrecht und bleiche Flechtenzöpfe hängen von ihren entlaubten Zweigen herab, oder die Wipfel der Bäume neigen sich über einen schäumenden Wildbach zu einander und wilde Reben schwingen sich herüber und hinüber und wölben eine Reihe hoher grüner Grotten. Es herrscht hier ein gar eigenes Leben und Wirtschaften der Bäume und Pflanzen, man tritt in eine abgeschlossene geschäftige Welt.

Das ist der Lake George, im Osten das Ziel ganzer Touristen-Schwärme. In der Mitte der wunderbar klare Wasserspiegel, aus ihm heraustauchend eine Reihe felsiger Eilande, ringsum die von finsteren Schluchten durchbrochenen ernsten Gebirge, die eine Felswand auf die andere, einen Pik auf den anderen türmen und ihren waldbedeckten Fuß im See baden. Wer den Lake George gesehen, hat eine der schönsten Szenerien der Vereinigten Staaten gesehen.

Ausrottung amerikanischer Tiere und Wälder.

Die Zivilisation der „weißen Leute" hat sich bisher allen Rassen anderer Farbe als nichts weniger denn förderlich erwiesen; wohin diese weißen Leute ihren Fuß setzen, bringen sie Genüsse und Gewohnheiten mit, welche die gelben, schwarzen oder roten Menschen der Vernichtung entgegenführen. In den Vereinigten Staaten ist es nicht anders, ihre Indianer werden bald nur noch der Sage angehören: die den Tod im Kampfe um ihre Jagdgründe gefunden, sind eine geringe Zahl gegen die, welche das gebrannte Wasser und der — für Halbwilde noch schädlichere — Müssiggang dahingerafft. Indes ist das bei uns Yankees eine schon zu alte Erscheinung, als daß wir darüber noch ein Bedauern empfänden oder auch nur darüber nachdächten oder gar auf Abhülfe sännen; wohl aber denken wir sehr ernsthaft darüber nach, wie der erst neuestens allgemeiner beachteten traurigen Thatsache ein Ziel zu setzen, daß die stetig westwärts schreitende Zivilisation auch eine ganze Reihe des edelsten Wildes verschwinden macht. Es mag das zum Teil nicht zu vermeiden gewesen sein, aber Vieles hat auch eine sinnlose Verwüstung verschuldet.

Noch sind es nicht 25 Jahre her, daß die großen Prärien von Büffeln völlig überdeckt waren; wurden doch die Dampfer am oberen Missouri nicht selten durch ganze schwimmende Heerden dieser Tiere aufgehalten. Aber der Ausbau der Pacific-Eisenbahn gab den Anlaß, die Tiere nahezu auszurotten. Aehnlich ist es mit dem Elenntier, dem „Moose", und dem Hirsch geschehen und speziell das Elenntier, das noch vor acht Jahren in dem Wind River-Gebirge und in den Ebenen des Sweetwater zu Tausenden zu finden war, ist jetzt in seinen letzten Zufluchtsort getrieben, auf das Plateau der südlichen Rocky Mountains.

Aber nicht bloß das Tierleben des festen Landes geht zurück. Die Seehunde, die sonst in großer Zahl den Atlantischen Ozean bis zur Küste südlich des Kap May bevölkerten, haben sich an die Küste von Newfoundland und Labrador zurückgezogen. Die Auster wird an der atlantischen Küste immer seltener. Das Flugwild, insbesondere das Präriehuhn, die Wildente und anderes Geflügel, nimmt reißend ab.

Die amerikanische Geographische Gesellschaft hat in Würdigung dieser Verhältnisse die Gesetzgebung in Anspruch genommen, um einen bisher vernachlässigten entsprechenden Schutz für das noch vorhandene Wild, zunächst durch Beschränkung der Erlaubnis des Jagens auf seine edelsten Spezies, zu erwirken.

Aber nicht blos die lebende Welt ist Gegenstand fortgesetzter Verwüstung, auch die Wälder, namentlich im Bereich der Zivilisation, bedürfen immer dringender eines ausgiebigen Schutzes. Der Staat New-York hat denn auch bereits Anlaß genommen, eine eigene Forst-Commission unter dem Vorsitz der größten einheimischen Autorität auf diesem Gebiet, des Professors Sargent, niederzusetzen, und dieselbe hat sich zunächst eingehend mit den Waldungen des Adirondack-Gebirges beschäftigt. Aus dem mit photographischen Aufnahmen und einer sehr sorgfältig gearbeiteten Karte ausgestatteten Bericht dieser Kommission ersieht man, wo der Wald noch seinen ursprünglichen Charakter trägt, wo eine Durchforstung stattgefunden, wo die Berge vollständig blos liegen und wo, was nur ganz ausnahmsweise der Fall, das ehemalige Waldland in Ackerland umgewandelt worden. Es wird konstatiert, daß die Verwüstungen schon so weit vorgeschritten sind, daß sich die Wassermenge der dortigen Rinnsale um 30 bis 50 Prozent vermindert hat, und das ist um so sprechender, als die Holzfäller oder Kohlenbrenner die hohen Berge, in welchen die großen Flüsse entspringen, noch gar nicht erreicht haben. Welche Interessen aber, wenn der Verwüstung nicht endlich Einhalt geboten wird, auf dem Spiele stehen, mag sich schon daraus ergeben, daß dem Hochplateau der nördlichen Adirondacks der Hudson, der Mohawk und die Mehrzahl der Flüsse entströmen, welche den Erie-Kanal mit Wasser speisen. Auch das Holzgeschäft ist für die

Zukunft einfach in Frage gestellt. In einzelnen Gegenden haben Gesellschaften Dämme errichtet, welche ganze Thäler unter Wasser setzen; statt des üppigen Waldwuchses sieht man nur noch tote nackte Wipfel. In anderen Gegenden sind die Berglehnen, blos um Kohlen brennen zu können, der herrlichsten Bäume beraubt und der Boden, auf dem sie gestanden, ist mit verloren gegangen. Dazu kommt das unvorsichtige Hantieren mit den Lagerfeuern und endlich die Gewohnheit kleiner Ansiedler, bevor sie ihren dürftigen Farm-Betrieb beginnen, den Wald niederzubrennen; ganze Quadratmeilen werden dadurch ihrer ebenso schönen als wertvollen Bekleidung beraubt.

Ein Dorf auf Pfählen.

Mitten in den Sumpfmarschen von Louisiana steht ein merkwürdiges Dorf, ein Malaiendorf, acht Holzhäuser, alle auf hohen Pfählen. Jedes Haus ist 30 Fuß lang und 18 Fuß breit, besteht aus je drei primitiv eingerichteten Räumen mit zusammen nur Einer Thür und wird von 6—8 Malaien bewohnt. Vor etwa 25 Jahren desertierten einige Matrosen malaiischer Rasse ihren in New-Orleans ankernden Schiffen, gerieten in das öde Sumpfgebiet und fanden dasselbe nach ihrem Geschmack, richteten hart am Ufer Pfahlbauten auf und lebten von Fischfang und Jagd. Später erhielten sie Zuzug von anderen Stammesgenossen. Es ist nicht ganz ungefährlich, die Kolonie zu betreten; die Insassen greifen bei dem geringsten Anlaß zu ihren langen Messern und wir wählten deshalb zu unserem Besuche eine Tageszeit, wo nur ein paar alte, verwitterte Männer, unter Scharen von Moskitos ihre Pfeifen rauchend und ein kaum verständliches Spanisch sprechend, anwesend waren. Kein einziges weibliches Wesen existiert dort, ein — ungeschriebenes — Gesetz hat ihre Zulassung unbedingt verboten, und das erklärt sich wie folgt. Bald nach der Gründung der Niederlassung machte sich das Bedürfnis nach weiblicher Gesellschaft geltend und eine schwarze Schöne ließ sich erbitten es zu befriedigen. Aber mit ihr zog der Unfrieden ein. Man riß sich um ihre Gunst und fast täglich floß Blut. Da traten die Aeltesten zusammen und beschlossen das Weib fortzuschaffen. Es wurde so weit als möglich in den Sumpf hineingeschleppt, dort an einen Pfahl gebunden und ihrem Schicksal, von den Moskitos bis auf die Knochen aufgezehrt zu werden, überlassen. Seitdem darf kein Weib mehr, auch vorübergehend nicht, ins Dorf, und daß es nicht ausstirbt, verhindert nur ein gelegentlicher Zuzug. Mit der Zivilisation ringsum kommen die Bewohner in gar keine Berührung, sie haben einen Patriarchen, der alle Streitigkeiten schlichtet und überhaupt das entscheidende Wort spricht. In ihren Mußestunden spielen sie Karten. Möbel gibt es in den Häusern nicht, die Leute schlafen auf dem Bretterboden und breiten eine Art Pferdedecke über sich aus. Auf unbehauenen Klötzen — sie stellen die Tische dar — wird gegessen und gespielt. Wohin die Toten kommen, weiß man nicht; wahrscheinlich werden sie ins Wasser versenkt. Das ist die Pfahlkolonie, selbst in Louisiana so unbekannt, als befände sie sich auf einem anderen Planeten. Sie bekümmert sich um niemanden, und niemand bekümmert sich um sie.

Die Gerichtssprache.

Wir lesen hier in den Vereinigten Staaten mit Staunen, daß man es speziell in Oesterreich, neuestens auch in Deutschland (hier mit Rücksicht auf die französischen, polnischen und dänischen Bevölkerungsbruchteile) als einen die fremden Nationalitäten vergewaltigenden Uebergriff bezeichnet, wenn diese fremden Nationalitäten gezwungen werden, vor Gericht ihr Recht in deutscher Sprache zu suchen und zu nehmen. Soll denn, was in den Vereinigten Staaten umgekehrt längst Rechtens ist, in Oesterreich, resp. Deutschland Unrechtens sein? Das Kreisgericht in Milwaukee verhandelte vor einigen Monaten einen Prozeß. Der Richter (er hieß Lübke) ist ein Deutscher, die beiden streitenden Parteien, die beiderseitigen Advokaten und sämtliche Geschworene waren ebenfalls Deutsche und da einzelne Zeugen des Englischen nicht mächtig waren, so stellte, um das zeitraubende Verdolmetschen zu vermeiden und die Verhandlungen möglichst zu vereinfachen, der Vertreter des Klägers den Antrag, diese Verhandlungen in deutscher Sprache zu führen. Der (deutsche) Richter wies den Antrag mit der Motivierung ab, daß nach dem Gesetz jede gerichtliche Verhandlung in englischer Sprache zu führen sei, und keiner der beteiligten Deutschen hat die Abweisung bemängelt und in ihr ein Verbrechen am Deutschtum erblickt. Warum wäre es denn ein Verbrechen am Czechen-, Polen-, Franzosen- oder Dänentum, wenn in den nichtdeutschen Teilen Oesterreichs und Deutschlands die Gerichtssprache nicht czechisch, polnisch, französisch oder dänisch, sondern ohne Unterschied deutsch wäre?

Eine Fahrt den Niger hinauf nach dem zentralen Sudan.

In Briefen an einen Freund.

Von Josef Thompson.

(Fortsetzung.)

II.

Mit dem Dampfboot nach Rabba.

Im Niger-Delta, 20. März.

Ich kann meines Erachtens nichts Besseres thun, als diesen Brief mit der Schilderung der Umstände beginnen, unter denen ich Ihnen schreibe. Vergegenwärtigen Sie sich also mich, wenn Sie können, wie ich in einem so kühlen Negligee, wie nur eine Flanelljacke und ein Paar Pyjamahs sie geben können, in der schmelzenden Hitze des Nigers — einer Hitze, welche in diesem Fall durch meine Lage noch erhöht wird — dasitze. Ich sitze nämlich in der kleinen Kajüte des der Nationalen Afri-

kanischen Gesellschaft gehörenden kleinen Dampfbootes „Français", und unmittelbar hinter dem Maschinenraum. Die Folge davon ist, daß ich in Schweiß gebadet und davon beinahe geblendet bin. So leicht aber auch mein Kostüm sein mag, so bin ich doch durchaus nicht in derjenigen behaglichen Stimmung, welche man davon erwarten sollte, sondern leide an Hitzbläschen und fühle meine Stimmung und Gedanken verbittert durch die wahrhaft teuflischen Angriffe einer großen Stechfliege. Wenn Sie daher in meinen Sätzen Verworrenheit oder Verstöße gegen die Grammatik erkennen, so wissen Sie nun um die Ursache davon. Soviel also über das vorläufige Persönliche.

Ich schreibe auf einem kleinen Tisch oder vielmehr Gestell in der Kajüte des „Français", inmitten des betäubenden Lärms der Maschinerie, die mit all der Zuversicht von zehn Ozeandampfern rasselt und schüttelt. Und als ob dies nicht genug wäre, ist neben dem „Français" noch eine andere nicht minder lärmende Launch angebunden, während unsere andere Seite durch eine lange schmale stählerne Barke gedeckt wird. Sie können sich leicht einbilden, daß wir auf diese Weise eine imposante Flottille bilden, wie wir so mit aufrührerischem Geräusch die Echos des Urwaldes wecken und die Affen und andere Baumbewohner weit in dessen Tiefen zurücktreiben. Gelegentlich höre ich den leitenden Agenten Befehle geben und hie und da einen unglücklichen Uebelthäter nach einer noch wärmeren Region wünschen, als der Niger ist. Sie mögen vielleicht über eine derartige Bemerkung den Kopf schütteln, allein Sie müssen sich erinnern, daß Sie noch ein „ungereister Reisender" sind. Wenn man einem Eingeborenen der Westküste einen Befehl gibt, der nicht mit einigen außergewöhnlich derben Kraftausdrücken gewürzt ist, so heißt dies „seine Sanftmut an die Wüstenluft vergeuden", denn ein solcher Bursche würde den Befehl nur für einen Wink nehmen und ihn demgemäß unberücksichtigt lassen.

Ich wollte, ich könnte Ihnen entsprechend die panoramische Szene schildern, welche sich vor uns eröffnet, wie der „Français" so stromaufwärts schnaubt. Ich denke mit Vergnügen und befriedigter Ueberraschung daran, wie sehr verschieden dies alles von dem ist, was meine Phantasie mir ausgemalt hatte. Ich sehe darin nicht länger mehr „des Weißen Grab", denn in einem einzigen kurzen Tag sind wir aus den faulen Sümpfen, pesterfüllten Morästen und der stinkenden Atmosphäre hinausgekommen, welche die Mündung des Flusses kennzeichnen und die in der öffentlichen Meinung gewissermaßen mit dem ganzen Niger in Ideenverbindung gebracht worden sind. Wir sind nun weit jenseit des Mangrovengürtels und inmitten eines Urwalds von außerordentlicher Dichte. Prachtvolle Seidenbaumwoll-Bäume (Bombax) wetteifern an Höhe mit anderen Bäumen von gleicher Schönheit, untermischt mit dem höheren Waldwuchs und frei von dem beinahe undurchdringlichen Dickicht stehen Oelpalmenbäume in Gruppen oder dehnen sich gleich Pflanzungen den Flußufern entlang aus. Wir passieren nun eine Lichtung, welche dem Anbau von Zuckerrohr, Bohnen oder Yamswurzeln gewidmet ist. Hie und da entdecken wir ein Dorf der Eingeborenen, bestehend aus Hütten von viereckiger Gestalt, die auf Pfählen ruhen, und in ihrem verkommenen Zustand malerisch schmutzig und doch dabei traulich und hübsch aussehen in ihrer schattigen Ecke des dunklen schützenden Waldes, gehoben durch einige Cocospalmen zwischen den Hütten. Wie wir uns diesen Dörfern nähern, stellen die Knaben, welche sich nackt wie am Tage ihrer Geburt im Wasser tummeln, ihr Spiel ein und schreien vor Freude; Weiber, welche sich selber waschen oder Wasser vom Flusse holen, stimmen in den schrillen Chor ein, während andere mit Kindern auf dem Rücken oder an den großen, ekelhaften, herabhängenden Brüsten, aus den Hütten stürzen. Die Männer sind ruhiger, stehen in Gruppen umher, erörtern unsere Fahrt und rufen sich ohne Zweifel die Zeiten ins Gedächtnis, wo sie solch frechen Eindringlingen in ihr Gebiet einen Hagel von Flintenkugeln nachgeschickt haben würden. Andere, auf Tauschverkehr erpicht, eilen zu ihren Kähnen herab und schwingen abwechselnd Fische in der Luft und rudern kräftig ihre Kähne. Wir fahren jedoch gleichgiltig an ihnen vorüber und lächeln über ihre rohen Fahrzeuge und ihre vergeblichen Bemühungen, uns einzuholen, wie wir so unter Lärmen und Pusten stromaufwärts fahren. Der Hauptverkehr der verschiedenen Dörfer und Pflanzungen untereinander scheint nur in Kähnen stattzufinden. An solchen kommen wir unaufhörlich vorüber: die einen gleiten leicht stromabwärts und verschwinden rasch, andere werden mühsam gegen die rasche Strömung gerudert und von uns schnell überholt, während das mißtönige Gekreisch der Affen aus dem Walde die armselige Anstrengung der Eingeborenen zu verhöhnen scheint. Hie und da können wir die Leute an den verschiedenen Beschäftigungen sehen, zu welchen sich selbst eine barbarische Rasse bequemen muß; einige bessern mit getretenem Schlamm ihre Häuser aus, und flicken deren Dächer im Hinblick auf die herannahende Regenzeit; andere bessern Kähne aus, einige fischen und andere sehen wir mit der Bereitung von Palmöl beschäftigt. Die Pflege der Anpflanzungen scheint ganz den Weibern zuzufallen.

Das Interesse des Schauspiels konzentriert sich nicht ganz auf das Land — auch der Niger selbst fesselt oft unsere Aufmerksamkeit. Bald liegt er glänzend vor uns da wie ein See, der anscheinend durch zwei scharfe Krümmungen des Fahrwassers abgeschlossen ist; ein Streifen von goldenem Sand umgibt die trügerische Wasserfläche; Inseln betüpfeln seine Oberfläche und der dunkle Wald umschließt alles wie ein passender Rahmen, um die Schönheit des Bildes zu erhöhen. Wiederum kann dann in weiter Ferne der gewundene Lauf des Stromes unterschieden werden, wie er fast einen silbernen Pfad bildet, unterbrochen und mannigfaltig gestaltet durch vorspringende Sandbänke und Inseln, während Kähne nach allen Rich-

tungen gerudert werden und der Szene Leben geben. Eine kräftige erfrischende Brise weht den Strom herab und macht die Bäume ächzen, stöhnen und zittern.

Jede Stunde eröffnet uns irgend eine neue Phase in dem Kaleidoskop des Nigers; der edle Strom, der Urwald, einige barbarische Eingeborene mit ihren Hütten und Kähnen und eine tropische Atmosphäre vermögen eine endlose Menge reizender Wirkungen hervorzubringen. Dies sind die hauptsächlichsten Bedingungen, unter denen wir unsere Fahrt nordwärts nach dem Sudan fortsetzen.

Allein es fehlt uns nicht an Ereignissen, Zwischenfällen und Schauspielen, welche uns noch tiefer aufregen und uns das Blut noch rascher durch die Adern treiben. Wenn wir irgend eine stille tiefe Strecke oder einen Damm vorüberfahren, entsteht gewiß eine Bewegung unter den Leuten an Bord, gefolgt von einem aufgeregten Rufe: „Thomson, bringt eure Büchse!" oder vielleicht stürzt ein Neger mit offenem Munde herein, um mir zu melden, daß dort ein Flußpferd sich zeige. Natürlich lege ich die Feder nieder, ergreife meine Büchse und eile hinaus, um nur für einen Augenblick in ziemlicher Entfernung einen unscheinbaren starken Gegenstand auf dem Wasser zu sehen, das einzige, was von dem gewaltigen Flußpferd zu erblicken ist. Bevor ich aber die Entfernung abschätzen und zielen kann, taucht der Kopf unter und eine Reihe von konzentrischen Ringeln ist alles was übrig bleibt, und erst nachdem wir schon eine geraume Strecke zurückgelegt haben, verkündigt uns ein tiefes Grunzen, daß jenes Flußpferd diesmal nicht geschossen werden kann.

Der „Français" dampft noch immer weiter und ich nehme meine Briefschreiberei wieder auf, jedoch nicht für lange. Der nächste Gegenstand, welcher die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, ist ein Krokodil, und ich eile wie gewöhnlich hinaus. Ich entdecke auf dem Rande der Sandbank nur einen Gegenstand, welcher wie ein gestrandeter und verfaulter Holzklotz aussieht. Unsere Ferngläser sagen uns jedoch etwas anderes, und ohne Mitleid lege ich die Büchse auf das abstoßende Geschöpf an. Beinahe gleichzeitig mit dem Knall kommt ein plötzliches Leben in den anscheinenden Klotz; er stürzt sich entweder mit einem Platsch in das Wasser oder wendet sich langsam um, schleicht sich ruhig davon und verschwindet. Im ersteren Falle ist es vermutlich mit seiner Siesta und mit seinem Leben zu Ende. Wir machen nicht Halt, um es zu untersuchen, und ich ziehe mich wiederum in meine Kajüte zurück.

Allein genug von meinen unmittelbaren Umgebungen und all den Ansichten, welche meinem Auge begegnen, so oft die Stechfliegen mich zwingen, im Unmute meine Feder niederzulegen, oder mich aus der Kajüte treiben, um mich geistig und körperlich abzukühlen.

Sie werden jedoch ohne Zweifel etwas mehr und etwas Positiveres über meine Bewegungen erfahren wollen. Lassen Sie uns daher nach Akassa zurückkehren. Sie werden sich erinnern, daß mein letzter Brief mich im Hauptquartier des Nigerhandels verließ. Da dort nichts weiter zur Förderung der Zwecke der Expedition geschehen konnte, als die nötigen persönlichen Vorräte auszusuchen und zu geeigneten Trägerlasten zusammenzupacken, so blieben wir nur drei Tage und gingen am 18. März an Bord des „Français".

Bevor ich fortfahre, lassen Sie mich Ihnen sagen, wen ich unter dem „Wir" verstehe. Ich habe, glaube ich, Ihnen seither noch nichts von der Existenz meines Freundes H. erwähnt, welcher mich nach Sokoto begleiten soll. Nach dem, was ich bis jetzt von ihm gesehen habe, scheint er mir ein ausgezeichneter Gefährte zu werden. Ein weiterer Mitreisender ist Mr. Sargent, der Zweitkommandierende auf dem Flusse, auf welchem derselbe schon zehn Jahre verlebt hat. Er begleitet uns eine gewisse Strecke weit, um uns mit seiner Erfahrung und seinem Ansehen bei Organisierung und Abgang unserer Karawane hülfreich zur Seite zu stehen. Der einzige weitere Europäer bin ich, und da ich Ihnen nicht vorgestellt zu werden brauche, so mache ich Ihnen einfach meine Verbeugung und nehme meine Erzählung wieder auf.

Es hatte seit unserer Landung jeden Tag geregnet und es goß wie aus Eimern, als wir aufbrachen, und so that es uns keineswegs leid, als wir Akassa endlich verließen. Für die erste Stunde führte uns unser Weg die breite seeartige Erweiterung der Nun-Mündung des Niger hinauf. Als wir uns dem nördlichen Ende derselben näherten, schienen wir einen Augenblick wahnsinnig in die Mangroven hineinzufahren und Schiffbruch und Unglück zu riskieren, als plötzlich eine Lichtung erschien. In diese steuerten wir hinein, um in eine anscheinend wirre Strecke Sumpf hineinzufahren, wo nur ein silbernes Netzwerk von offenem Wasser die Eintönigkeit unterbrach.

Wie wir nun so dahin dampften, konnte ich mich kaum überreden, in diesem schmalen Strom den Niger meiner Einbildungskraft, mit seinen gewaltigen Wassermassen aus dem fernen Norden, zu erkennen. Hier war nur ein Fluß von ungefähr 4.5 m. Tiefe und 30 m. Breite. Allerdings war hier Sumpf genug und kein Ende prächtiger Mangrovenbäume. Natürlich sagte mir ein kurzes Nachdenken, dies sei einer der vielen Arme, in welche der Niger sich teilt, sobald er sich dem Meere nähert. Als ich mich so vergewissert hatte, daß mir kein Streich gespielt werde, setzte ich mich mit wiederhergestelltem Gleichmut nieder und begann über die Wichtigkeit der vielgeschmähten Mangroven nachzugrübeln. Ich fühlte einen starken Drang, diesen Baum in den Augen der Welt wieder zu Ehren zu bringen, und nach einigem ernstlichen Nachdenken entledigte ich mich gegenüber von meinen Gefährten dieser Schlüsse. Ohne diese Mangroven könnte man durchaus nicht vom Meere aus in den Niger einlaufen, und wo jetzt das pestschwangere Delta liegt, da würde eine einzige große wechselnde Reihe von Untiefen vorhanden sein, über welche sich kein Seemann hinüberwagen würde. Die Gründe dafür liegen offen am Tage. Die Mangroven

mit ihren zahlreichen, aus dem Stamme hervortretenden Luftwurzeln haben das Delta geschaffen. Die Mangrove hat sich in dem Schlamm festgesetzt und ihn zusammengehalten, hat durch die Beschränkung der Gewalt der Strömung sie verursacht, die im Wasser enthaltenen festen Bestandteile niederzuschlagen und so das Land nach dem Meere hin anwachsen zu machen. Durch dieselben Mittel hat die Mangrove die Strömung gezwungen, gleichzeitig in gewisse Kanäle zu zerfallen, die Reibung zu vermehren und so dieselben offen und tief genug zu erhalten, daß Schiffe von bedeutendem Tiefgang darin fahren können.

Zufriedengestellt von der Wirkung dieser weisen Theorien nahm ich meine Untersuchung der Flußufer wieder auf, um nach weiteren Stoffen für mein Nachdenken zu forschen. Ich vertiefte mich bald in die Beobachtung der allmählichen Veränderung von Sumpf in das trockene Land. Zuerst war die Mangrove da und nichts anderes, abwechselnd bloßgelegt als pestschwangerer Sumpf oder vom Wasser bedeckt je nach dem Stande der Gezeiten. Dann aber, nach einer mehrstündigen Fahrt, erreichten wir eine Gegend, wo das Land auf gleichem Niveau mit den höchsten Fluten erschien. Hier zeigte die Mangrove ein minder kräftiges Wachstum, welches auf minder entsprechende Lebensbedingungen deutete, während sich unter die ersteren einige Palmen, harte Büsche und Schlinggewächse zu mengen begannen. Jede Meile Weges machte die Umwandlung deutlicher und das Land um einige Zoll höher. Hier nahmen die Landbäume, Sträucher und Farne bedeutend zu, die Mangroven wurden unscheinbarer, bis sie endlich ganz verschwanden und eine vollkommen undurchdringliche Masse von landliebenden baumähnlichen Gewächsen den ganzen Raum in Anspruch nahm. Doch war noch immer auf viele Meilen hin bemerkbar, daß die Waldbäume klein waren und mehr an ein rauhes Dickicht als sonst etwas erinnerten, und erst nachdem wir ziemlich weit den Fluß hinangekommen waren, nahm der Wald seinen idealen tropischen Typus an.

Wie wir den Strom hinauffuhren, wurde es sehr deutlich, daß der Strom rasch an Umfang, Breite und Tiefe zunahm, was mit der Erhöhung der Ufer zusammenfiel. Diese Erhöhung hatte das Aussehen der Steigung einer Eisenbahn, so gleichmäßig stieg die Höhe und deutete an, daß der Fluß je weniger er geteilt war, desto weniger während der Hochwasser der nassen Jahreszeit stieg, denn das Delta ist dann ganz überschwemmt. Gleichzeitig mit der Erhöhung der Ufer wurde auch eine andere Entwickelung der Szene dem Auge wahrnehmbar: Spuren von Einwohnern erschienen. Während der ersten acht Stunden unserer Dampffahrt war nicht die geringste Spur von Menschen zu unterscheiden gewesen. Keine Spur von Kähnen oder Fahrzeugen belebte den Spiegel des Stromes, keine Lücke in der Wand von Grün ließ eine Pflanzung ahnen. Nur einige Wasservögel und der gelegentliche Schrei eines Affen verkündeten das Vorhandensein irgend eines belebten Wesens. Gegen Abend jedoch kamen wir an einem verlassenen Fischfangswehr, dann an einer alten Pflanzung und nahe dabei an einer Lichtung vorüber, und unmittelbar darauf sahen wir zwei Weiber in einem Kahn heimwärts rudern. Endlich gegen Sonnenuntergang erblickten wir einige Dörfer.

Gleich darauf gingen wir für die Nacht vor Anker, wurden aber durch die Schwärme geflügelten Ungeziefers, welche uns bald angriffen, rasch hinter unsere Muskitenvorhänge getrieben.

Die Fahrt am dritten und vierten Tage war durch neue und einigermaßen unerwartete Entwickelungen gekennzeichnet. Nun lag der volle Umfang des Niger vor uns, und nichts mehr that seiner majestätischen Einheit Eintrag. Die Ufer erheben sich 20 bis 30 Fuß über die Grenze des Niederwassers und zwischen ihnen erstreckt sich eine breite Fläche glänzenden Wassers und gelben glitzernden Sandes in der Breite von 600 bis 1000 m.

Wie Meile auf Meile in unserer Fahrt stromaufwärts folgt, erscheint ein neuer Faktor auf der Szene. Ueberall sehen wir Zeichen, daß dieser Fluß, der noch vor wenigen Jahren der glückliche Jagdgrund des modernen fahrenden Ritters und Abenteurers war, nun in den Händen des Kaufmanns ist und, anstatt nur mit dem Fortwälzen seines goldenen Sandes beschäftigt zu sein, nun an seinem breiten Busen eine goldene Frucht von verschiedenem Charakter, ich meine Palmöl, trägt. Ich kann jedoch nicht umhin, einen Seufzer über dieses ungeheiligte Eindringen in die wilde Natur auszustoßen.

Ich versprach mir nämlich, ich würde Ihnen viel zu erzählen haben von unverfälschten Eingeborenen mit seltsamen Gewohnheiten und gefährlichem Gebahren, von romantischen Szenen und aufregenden Abenteuern, von heiter bestandenen Mühsalen und überwundenen Schwierigkeiten. Alle diese Erwartungen erscheinen mehr und mehr in die Ferne gerückt. Beinahe täglich unterbricht das laute Gerassel der Schrauben von Dampfern die Stille des Urwalds, vertreibt das Flußpferd und das Krokodil von ihren Mittags-Ruheplätzen und scheucht den Affen und den Leoparden in die fernen Tiefen des Waldesdunkels. Alle paar Meilen sieht man die schmuck- und anmutlose Front einer Faktorei mit ihrem philiströsen eisernen Wellblech, ihren weißgetünchten Mauern und ihrer europäischen Gestalt ohne Erröten aus dem hehren Halbdunkel der Waldeshallen hervortreten. Man landet an der Residenz eines Distrikts-Landagenten und wird nicht empfangen von malerischen brigantenähnlichen „Palmölschuften“, sondern von prosaischen Burschen in blendendweißen, wohlgestärkten Hemden vom neuesten Schnitt; man wird aufgefordert, ihr zweistöckiges Haus mit seinen Mahagoni-Möbeln zu bewundern und ihren Garten zu besichtigen, der nach englischer Art angelegt ist mit schattigen Lauben und endlosen Sonnenblumen. Ein freigebiges Mahl von kalten Speisen in der Wildnis wird Einem

vorgesetzt, welches durch seine Mannigfaltigkeit und Menge einer sorgsamen Hausfrau bei uns Erstaunen abnötigen würde.

Man findet dies alles zu gewöhnlich und eilt so rasch wie möglich hinaus mit dem Entschluß, im Studium des Naturmenschen in Gestalt des Nigernegers Trost zu finden, allein das Ergebnis davon ist nur die verwünschteste Enttäuschung. Man findet, daß der frühere Neger in einen „Nigger" entartet ist, einem „Guten Morgen" bietet, und einen niedern Strohhut mit einer daraufgestickten Sonnenblume trägt. Die neueste Mode am Flusse. Die einzige Thatsache, welche ihn vor deiner vernichtenden Verachtung rettet, ist der Gedanke, daß er ein Kannibale ist, sein Fleisch nur in halbverwestem Zustande liebt und auch sonst eine Menge seltsamer sozialer Bräuche hat. Die Nigger vom Niger sind arme elende Geschöpfe mit halbausgehungerten Körpern, welche besagen, daß sie einen harten Kampf mit der Natur führen, und mit einem wilden, trotzigen und unruhigen Blick und Ausdruck, der beweist, daß sie in einem ebenso harten Kampf ums Dasein mit ihren Mitmenschen stehen. Ich sah nur wenige von ihnen, darum will ich keine weitere Beschreibung versuchen. Mit der Zeit dürfte ohne Zweifel der bindende Einfluß des Handels die Anhäufung von Stämmen zusammenziehen, in welche die Eingeborenen am unteren Strome geteilt sind, und sie mögen finden, daß sie um ihrer eigenen Wohlfahrt willen ihre gegenseitigen Fehden beilegen und im Frieden leben sollten. Erst dann werden die fruchtbaren Ländereien am unteren Niger ihre reichsten Früchte liefern und, wie sie sollten, von Ueberfluß strotzen. Die dermalige Aussicht ist gewiß eine höchst hoffnungsvolle; ein bedeutender Umschlag hat bereits stattgefunden und ohne Zweifel darf noch ein weit bedeutenderer Fortschritt erwartet werden, wenn die britische Regierung ihre Verantwortlichkeiten als Beschützerin dieser Region richtig aufgefaßt und Vertreter aufgestellt hat, welche in den Fehden der Stämme machtgebietend auftreten.

Ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne noch ein anderes Thema zu berühren. Sie werden sich der strengen Ausdrücke erinnern, mit denen ich in meinem letzten Briefe des Handels in Gin und anderen Spirituosen an der Küste gedacht habe. Als wir weiter ins Binnenland kamen, habe ich mit großem Vergnügen eine ungeheure Umwandlung zum Besseren bemerkt, und nun ist es an Orten wie Abutschi ein wahres Vergnügen, durch die Warenhäuser zu gehen und die ungeheuren Vorräte von Tuchballen und einer großen Mannigfaltigkeit europäischer Eisenwaren und den verhältnismäßig unbedeutenden Vorrat von Branntwein zu sehen. Diese vielversprechende günstige Wendung verdankt man ganz dem verständigen Verfahren der Kompagnie, welche sich angelegentlich bemüht, den Branntweinhandel zu unterdrücken und die Sünden des alten Handelssystems wieder gut zu machen. Gegenwärtig kann die Kompagnie den Handel nicht absolut einstellen und sie gibt klugerweise den wilden Begierden des Volkes einigermaßen nach, da es andererseits nur die grundsatzlosesten Händler nach dem Niger einladen hieße, welche dann die armen Schwarzen nach Herzenslust mit dem feurigen Getränk versehen und jeden Versuch vereiteln würden, einen anständigen rechtmäßigen Handel einzuführen oder einen Wunsch nach besseren Zuständen zu wecken .... Ohne die Thatsache, daß der Handel am Niger dermalen nur von Einer Kompagnie betrieben wird, würde dieser Bezirk, wie viele andere Teile der Küste, durch den schändlichen Tauschhandel mit Branntwein überschwemmt werden. Seit ich das Gebahren der Kompagnie kennen gelernt habe, erfüllt mich der Gedanke mit Stolz, daß mindestens alles, was ich für die Eröffnung des Binnenlandes thun kann, zur Einführung nützlicher Artikel benützt werden wird.

Diesen letzteren Teil meines Briefes schreibe ich in den behaglichen Quartieren zu Abutschi, einer wichtigen Niederlage in der Nähe des besser bekannten Distrikts Onitscha. An diesem Orte sind wir am Scheitelpunkte des Delta's oder wenigstens der niedrigen alluvialen Ebene, welche der Schlamm des Nigers mit Hülfe der Mangroven allmählich aufgebaut hat. Der Strom ist hier anderthalb englische Meilen breit, obschon dermalen sehr durch Sandbänke und Inseln zusammengezogen. Er muß eine prachtvolle Wasserfläche bilden, wenn er Hochwasser hat, wobei er um mehr als zwanzig Fuß steigt. Dampfer von mehreren Hundert Tonnen Last erreichen übrigens zu allen Jahreszeiten Abutschi wohlbehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Das Indianer-Gebiet in den Vereinigten Staaten. Die Oberfläche des Indianergebiets beträgt 63,253 e. Q.-Mln. oder 40,481,600 Acres, von denen 477,610 noch nicht in das Kataster aufgenommen und über 10 Millionen Acres noch nicht besetzt sind. Die Gesamtbevölkerung beläuft sich auf nicht ganz 75,000 Einwohner. Die hauptsächlichsten Indianerstämme, welche das Gebiet bewohnen, sind die Cherokees in der Zahl von 19,000, die Choctaws 16,000, die Crees oder Creeks, 14,000, die Chicasaws 5000, und die verbündeten Seminolen, 6000. Die drei erstgenannten dieser Stämme haben Eigentumstitel auf das ganze Gebiet, allein man hat mittelst verschiedener allmählich mit ihnen abgeschlossener Verträge auch andere Stämme auf verschiedene Teile des Gebietes gesetzt. Das Indianer-Gebiet ist nicht wie die anderen Territorien organisiert; es ist nur in Beziehung auf Gerichtsbarkeit und Rechtspflege mit dem westlichen Bezirk des Staates Arkansas verbunden. Im Jahre 1870 haben die fünf zivilisierten Stämme eine Staatsregierung zu

bilden versucht, mit einem Gouverneur, einem Senat und einer Abgeordnetenkammer; allein die Eifersucht der kleinen Stämme bezüglich der Zusammensetzung des Senats vereitelte diesen Versuch. Andere Versuche in der Absicht, das Gebiet als ein Ganzes unter dem Namen des Territoriums Oklahoma zu organisieren, scheiterten an dem Widerstand der Indianer. Gegenwärtig hat jeder der fünf zivilisierten Stämme seine eigene Regierung, welche sich in drei Zweige: die vollziehende, die gesetzgebende und die richterliche Gewalt, teilt, und die Gerichte üben eine ausschließliche Rechtspflege aus, wenn die Parteien Bürger der Nation sind. Bei den zivilisierten Indianern verschwindet die früher übliche Stammesregierung immer mehr in demselben Maße wie sie Besitzer und Herren des von ihnen bewohnten Bodens werden. Unter diesen Stämmen waren im Jahre 1880 im Anbau 273,000 Acres, welche 565,400 Scheffel Getreide, 2,015,000 Scheffel Mais, 200,500 Scheffel Hafer und Gerste, 236,700 Scheffel Hülsenfrüchte und 176,500 Tonnen Heu lieferten. Ihr Viehstand belief sich auf 45,500 Pferde, 32,500 Maultiere, 272,000 Stück Rindvieh, 190,000 Schweine und 32,400 Schafe. Auch ernteten sie jährlich im Durchschnitt 2500 Ballen Baumwolle. Außer den zivilisierten Stämmen sind noch eine Anzahl wilder Indianer vorhanden, welche unter der Herrschaft der alten Stammesgesetze leben und deren Regierung aus einer oder mehreren Häuptlingen und einem Rate der Alten besteht. Die Erblichkeit der Häuptlingswürde ist zwar anerkannt, allein ein Häuptling kann auch verdrängt werden, und in diesem Falle wird sein Ersatzmann durch den gewöhnlichen Volksrat ernannt. Zu diesen Indianern gehören die Cheyennes, Arapahoes, Keiowäs, Komantschen, Osagen, Kaws, Knapans, Poncas und Nez-Percés. Sie sind zwar nicht zahlreich, gehören aber einer Unendlichkeit von Rassen an und sind aus allen Teilen der Vereinigten Staaten zusammengerafft worden. Auf ihrer Reserve sind erst 16,931 Acres in Kultur und ertragen 5840 Scheffel Getreide, 90,774 Scheffel Mais und 10,441 Scheffel Hülsenfrüchte; sie besitzen 19,052 Pferde und einen Viehstand von 12,684 Köpfen. Das Indianer-Gebiet umfaßt vielleicht die besten Ländereien der Vereinigten Staaten. Der östliche Teil ist fruchtbar und gut bewässert, und seine Oberfläche besteht hauptsächlich aus unabsehbaren Prärien mit breiten Strichen fetten Bodens den Flüssen entlang und einer Fülle von Wäldern mit gutem Bauholz. Diese Abteilung ist von der westlichen getrennt, welche einen ganz verschiedenen Anblick gewährt: sie enthält nämlich einen dichten Raum von Wäldern, den sog. Cross Timbers, welche in einer Breite von 40 bis 60 e. Mln. beinahe durch das ganze Gebiet von Nord nach Süd hinzieht. Im Westen dieser großen Wälder besteht das Land aus ungeheuren Ebenen, von denen ein Teil sich von den Felsengebirgen herabsenkt, um sich in der Richtung nach Osten zu entwickeln. Diese gänzlich baumlosen Ebenen gewähren einen eintönigen Anblick; das Klima ist dort verhältnismäßig trocken, denn der jährliche Regenfall beträgt nur 20 bis 25 Zoll. Wälder finden sich daselbst nur in den von Wasserläufen durchzogenen Thälern, sowie auf den Abhängen der Felsen und der Hügel. In die Prärie schneiden im Süden und Südosten Bergketten und Berggruppen ein, wie die Sandbois, Shawnee, die Washita-Berge u. s. w. (G. g.)

* Eine neue vulkanische Insel in der Südsee. Der Missionar S. W. Baker von Tonga berichtet an die Königl. Geographische Gesellschaft in London von einem unterseeischen vulkanischen Ausbruch, welcher im Oktober v. J. in der Nähe von Tongatabu stattfand, dessen Augenzeuge er war und dessen Folge das Erstehen einer Insel von ungefähr 3 e. Mln. Länge, 1 Ml. Breite und 150 Fuß Höhe war, welche an einem Punkte, 48 Mln. von Nukualofa in westlicher Richtung sich aus dem Meere emporhob. Der Ausbruch begann mit einem leichten Erdstoß, welcher am 11. Oktober in Tongatabu verspürt würde. Am 13. segelten auf die Bitte des Königs Herr Baker nnd eine Gesellschaft Europäer mit einigen Eingeborenen in der „Sandfly" nach der Gegend des Ausbruchs und machten aus der Entfernung von einigen Meilen eingehende Beobachtungen über die Erscheinung. Von der Meeresoberfläche aus ward eine ungemeine Menge verkleinerter vulkanischer Materie, untermischt mit Wolken von kohlensauren und schwefeligen Gasen, mit furchtbarer Gewalt zu einer Höhe von mehreren Tausend Fuß empor geschleudert; die schwereren Stoffe fielen rasch wieder herab, die Dünste breiteten sich oben in Wolken von blendender Weiße und von phantastischen Gestalten aus und der leichtere vulkanische Staub von hellbrauner Farbe trieb in einer großen Höhe hinweg. Diese Masse ausgeworfener Stoffe ward von drei großen und einer Anzahl kleinerer Röhren emporgeschleudert, die Säule aus der größten hob sich von Zeit zu Zeit empor wie eine solide Mauer von dunkler Materie und verzweigte sich oft wie ein Fichtenbaum. Wenn die Nacht einbrach, erschien die ausgeworfene Materie nicht mehr wie eine gewaltige Masse von schneeweißer Wolke, sondern verwandelte sich in Grau und rußiges Schwarz und zeigte keine Spur von Feuer mehr. Als am anderen Morgen (14. Okt.) die „Sandfly" näher hinzu fuhr, wurden Herr Baker und seine Gefährten durch den Anblick einer Insel belohnt, welche sich durch den Ausbruch während der Nacht gebildet hatte, die damals ungefähr 40 Fuß hoch und deren höchster Teil der Rand des Kraters an der Ecke der Insel war. Die Ausbrüche dauerten mit vermehrter Häufigkeit fort, und wenn man sie der Zeit nach abmaß, so ergab sich, daß jeder Auswurf, welcher Hunderte von Tonnen vulkanischen Stoffes enthielt, 12—16 Sekunden brauchte, um seine höchste Höhe zu erreichen. Um 8 Uhr 30 Min. Morgens wurde plötzlich alles ruhig, und als man näher heranfuhr, sah die Gesellschaft auf die Entfernung einer Meile

den Krater sehr deutlich und schätzte seinen Umfang auf ungefähr zwei e. Mln. Kurz darauf begann der Vulkan wieder seine Thätigkeit, als die „Sandfly" schon aus seinem Bereich gefahren war, und nun wurden Trümmer von erhitztem Gestein und Regen von Asche bis zu einer großen Höhe emporgeschleudert. Erst um 7 Uhr 30 Min. Abends wurden Zeichen von Feuer sichtbar und dauerten die ganze Nacht hindurch fort. Der neue Vulkan bildet einen von einer linearen Reihe von sechs in der Gruppe der Freundschafts-Inseln, von welchen der höchste, der Mount Kao, eine Höhe von 5000 Fuß erreicht. Nach einer Unterbrechung von mehreren Tagen begannen dann am 18. und 19. Oktober die Ausbrüche wieder so heftig wie jemals von neuem.

Neuere Nachrichten über diesen Ausbruch aus Fidschi bringt der „**Melbourne Argus**" vom 10. Dezember v. J. in nachstehender Weise: „Auf Ogea, einer der außenliegendsten und der Stelle des Ausbruchs zunächst liegenden Inseln, die von diesem nur etwa 175 Mln. in südwestlicher Richtung entfernt ist, wurden am 14. Oktober dumpfe Donner wie von Salven schwersten Geschützes gehört und dauerten in kurzen Zwischenräumen bis zum 17. fort. In Verbindung damit muß bemerkt werden, daß der Ausbruch (wie oben erwähnt) schon am 12. begann oder wenigstens auf Tonga zuerst bemerkt wurde, und daß man dort „ein dumpfes rumpelndes Geräusch in Zwischenräumen während der Nacht wahrnahm. Während dieser schweren Entladungen wurde Ogea häufig und sehr heftig von Erdstößen erschüttert, so daß die Bewohner in einen Zustand großer Bestürzung versetzt wurden. Zur Nachtzeit war ein roter Widerschein, wie von einer großen Feuersbrunst, in der Richtung von Tonga sichtbar und diese Erscheinungen gipfelten am Morgen des 17. in einem furchtbaren Getöse, wie es kaum durch das gleichzeitige Abfeuern von Tausenden grober Geschütze hätte hervorgebracht werden können. Am anderen Tag legte ein kleines Fahrzeug, das in hoher See zwischen den Gruppen der Fidschi- und den Freundschafts-Inseln gefahren war, auf Ogea an und berichtete, es sei durch ungeheure Massen von Bimsstein gefahren. Dies diente zur Bestätigung der allgemein vorwaltenden Idee, daß ein Unfall in Gestalt eines vulkanischen Ausbruchs Tonga ereilt und überwältigt habe. Es geht noch immer die Sage, die Insel Tofua in der Gruppe der Freundschafs-Inseln und nicht weit vom Schauplatz des gegenwärtigen Ausbruches entfernt, sei noch immer im Zustande vulkanischer Thätigkeit, und man glaubte, es habe dort ein Ausbruch in sehr großem Maßstabe stattgefunden. Die Leute brachten zugleich die so unverkennbar vor sich gehende Konvulsion in der Natur in Zusammenhang mit dem religiösen Schisma, welches jüngst die Methodistenkirche in Tonga über den Haufen geworfen hatte, und für ihre Einbildung war sie die sichtbare Offenbarung des göttlichen Zornes, der nun Tonga zerstörte, wie er einst Sodom und Gomorrha zerstört hatte. Diese Leute sind in ihrer schlichten Weise eifrige Bibelleser, und das Zusammentreffen des Schisma mit dem vulkanischen Ausbruch mußte sie notgedrungen überraschen."

Der Tonga-Korrespondent der „Fidschi-Times", der ebenfalls ein Augenzeuge des Ausbruchs war, hat der genannten Zeitung nachstehende Schilderung mitgeteilt. „In der Nacht von Sonntag dem 11. Oktober 1885 wurden mehrere leichte Erdstöße verspürt und in Pausen Blitze in verschiedenen Himmelsgegenden wahrgenommen. Mehrere Personen nahmen auch während der Nacht ein dumpfes rumpelndes Getöse wahr. Am Morgen des Montags des 12. Okt., mit Sonnenaufgang, berichteten die Eingeborenen, daß ein Dampfer einlaufe. Die Regierung von Tonga wurde veranlaßt, den Schuner „Sandfly" auszuschicken, und als gegen Mittag der Ausbruch zuerst bemerkt wurde, brachen Dr. Buckland, der erste Geistliche und verschiedene Beamte in dem Schuner auf, um den vulkanischen Ausbruch zu beobachten, welcher offenbar nun stattfand. Die „Sandfly" kehrte am 16. zurück und berichtete, sie habe den Schauplatz des Ausbruchs am 13. erreicht, aber zu spät, um noch etwas zu sehen, am folgenden Tag aber sei zum erstenmal ein kleines Eiland sichtbar gewesen und das Fahrzeug habe sich demselben bis auf ungefähr eine Meile genähert, sei aber durch eine starke Strömung an größerer Annäherung verhindert worden. Am 17. Oktober charterte eine Anzahl Ansässiger Tugiu einige Schuner, fuhr nach der Stelle des Ausbruchs und war am folgenden Morgen Zeuge eines Schauspiels von solcher alles übertreffenden Pracht und Großartigkeit, wie es zu erleben selten Menschen vergönnt ist. „Wir erblickten vor uns eine Insel, welche nach meiner Schätzung nicht weniger als neun engl. Qu.-Mln. Oberfläche hatte und, falls die von der „Sandfly" gemachten Beobachtungen richtig sind, innerhalb vier Tagen vom Meeresgrunde aus emporgetrieben worden ist. An ihrer Küste stieß ein unterseeischer Vulkan eine furchtbare Menge Auswurfsstoffe aus, welche ich für Dampf und Salzwasser hielt und schleuderte sie in die Höhe in einer Säule und einem Streukegel, welcher nach der Schätzung eines kompetenten Beobachters mindestens eine engl. Meile im Umfang hatte. Eine genaue Einzelbeschreibung von der Säule und dem Ausbruch zu geben, ist unmöglich. Die Gestalten, welche die Dampfwolken annahmen, nachdem sie ihre höchste Höhe erreicht hatten, waren unsäglich schön und in gewissem Grade phantastisch. Während diese Wolken sich noch ballten und wanden und hinrollten, schoß immer von neuem wieder Säule auf Säule in deutlich begrenzten Linien empor und erneuerte sich der Herabfall von flüssiger Masse und das Dahinrollen und die Ausbreitung der Wolken. Die Insel, von vielen „Fakaogo fei lagi" oder Fakaogo-Insel genannt, liegt ungefähr 16 bis 20 Mln. nordwestlich von Honga-Hapai. Ich habe keine Landkarte, auf welche ich verweisen kann, aber ich glaube, sie liegt auf der Stelle des Culdibras- (Culebras?) Riffs, welches auf der Karte

verzeichnet ist und in einiger Entfernung südlich von Tonga und Kao liegt. Fahrzeuge, welche von den Fidschi-Inseln hieher kommen, werden imstande sein, die Insel zu besuchen, ohne viel von ihrem Kurs abzuweichen. Zur Nachtzeit sieht man Flammen und Lichtblitze, allein ob dieselben von vulkanischem Feuer oder von der während der Kondensierung der Dampfmassen erzeugten Elektrizität herrühren, darüber mögen die Männer der Wissenschaft entscheiden. Wie die Insel gebildet worden sei, darüber herrschen viele und mannigfaltige Vermutungen, und können nur Vermutungen aufgestellt werden, bis man die Insel besuchen kann. Zur Zeit des Besuchs der „Sandfly" war die Insel 20 bis 30 Fuß hoch; als wir sie aber am Sonnabend sahen, schien sie 200—300 Fuß hoch zu sein."

Litteratur.

* Semler, Heinrich, in San Francisco: Das Reisen nach und in Nordamerika, den Tropenländern und der Wildnis, sowie die Tour um die Welt. Ein praktisches Handbuch mit einem Anhang: Wo bleiben die Vermißten? Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung. — Unser deutscher Landsmann Heinrich Semler in San Francisco, der sich seit einigen Jahrzehnten in allen Weltteilen umgesehen und eine Fülle der nützlichsten praktischen Erfahrungen gesammelt hat, gibt in dem vorliegenden Werke wieder eines der eminent praktischen Lehr- und Handbücher, welche wir seiner Feder entfließen zu sehen gewöhnt sind, nämlich ein förmliches Lehrbuch der Kunst, mit Erfolg und Genuß billig, gesund und sicher zu reisen. Es ist das erste derartige Werk in deutscher Sprache, das uns bekannt ist; die Engländer haben mehrere derartige Werke, welche dort das Bedürfnis hervorgerufen hat. Das Semler'sche Werk kommt aber recht zeitgemäß, denn die neuen Kolonisationsbestrebungen im Deutschen Reiche haben in unserer Jugend das Schwalbengefühl und den Drang in die Ferne gesteigert, und so bietet das obengenannte Werk eine nützliche, ja unentbehrliche Vorschule für jeden, welcher jenseit der Meere sein Heil versuchen und einen wesentlichen Teil jenes Lehrgeldes ersparen will, das jeder in fremden Landen zu zahlen hat. Was Semler hier an Winken und Ratschlägen für Reise und Verhalten im allgemeinen und besonderen auf Grund eigenster reicher Erfahrung bietet, ist von unberechenbarem Werte und selbst noch für solche lehrreich, welche schon ein gutes Stück von fremden Ländern gesehen haben. Wir haben hier ein unentbehrliches Vademecum für alle, welche größere Reisen beabsichtigen, ein Buch, das in jeder Hinsicht höchst beherzigenswert ist und seinen Lesern in jeder mit dem Reisen verbundenen Lage und Lebensfrage allzeit paraten und erprobten Rat zu geben imstande ist.

* Europa's Kolonien. Südafrika bis zum Sambesi und Kap Frio. Nach den neuesten Quellen geschildert von Dr. Hermann Roskoschny. Mit 69 Abbildungen und 6 Karten und Plänen. Leipzig, Greßner und Schramm, 1886. — Desselben: Das Kongo-Gebiet und seine Nachbarländer, mit 109 Abbildungen und 5 Karten; ebendaselbst. — Desselben: Ostafrika und das Seengebiet, mit 80 Abbildungen und 4 Karten; ebendaselbst. — Das geographische Prachtwerk, welches uns in den drei genannten Quartbänden vorliegt, dürfen wir mit der lebhaftesten Freude begrüßen, sowohl als ein erfreuliches Zeugnis von dem steigenden Interesse unserer gebildeten Stände für die Erweiterung des geographischen Wissens, wie als den Beweis für die Umsicht und Geschicklichkeit, mit welcher unser deutscher Buchhandel nun auch gediegene, lehrhafte und populäre illustrierte Werke für den großen Leserkreis herzustellen und einem entschiedenen Bedürfnis entgegen zu kommen versteht. Die richtige Begeisterung für die Kolonien und das urteilsvolle Verständnis für ihre Gemeinnützigkeit und dauernde Erhaltung kann sich nur auf eine genaue Kenntnis ihrer Natur, ihres Klimas und ihrer Hülfsquellen gründen, und diese dem Leser zu verschaffen, ist der Zweck, welchen der Verfasser nach einem wohlerwogenen einheitlichen Plan in der anmutendsten und anschaulichsten Form und durch enge Verbindung von Wort und Bild zu erreichen mit Erfolg sich bemüht hat. Zur Verwirklichung dieses Planes hat ihm die Verlagshandlung mit großer Liberalität die Hand geboten durch die ungemein reiche und vortrefflich gewählte Illustration mittelst meisterhaft vollendeter Holzschnitte. Auf diese Weise ist ein Werk entstanden, das nicht blos den ephemeren Wert eines Bilderbuchs hat und zum Durchblättern auf dem Salontisch bestimmt ist, sondern das dem großen Leserkreis den ganzen dunklen Erdteil in der anziehendsten und lehrreichsten Weise erschließt und einen bleibenden Wert hat. Jeder dieser drei Bände ist ein vollendetes, in sich abgeschlossenes Rundgemälde und vom fesselndsten Inhalt, mögen wir nun die unbeschreiblich schönen und reichen Gegenden des fruchtbaren Ostafrika und des Bereichs der gewaltigen Binnenseen studieren, oder den mächtigen Kongostrom auf seinem weiten Laufe durch die teilweise so dichtbevölkerte Region seines eigenen Beckens oder durch diejenigen seiner zahlreichen kolossalen Nebenströme verfolgen, oder die Wüsten, Steppen und Gebirge Südafrika's mit ihren wilden Stämmen kennen zu lernen suchen — überall quillt uns in diesen drei Bänden ein unerschöpflich reicher Born der wertvollsten Belehrung von bleibendem Wert, wie sie uns keine einzelne Reisebeschreibung zu bieten vermag. Darauf beruht das hohe und dauernde Verdienst dieses schönen und höchst empfehlenswerten Werkes, auf welches wir noch eingehender zu sprechen kommen werden.

* Von dem anziehenden, lehrreichen und unterhaltenden Werke von Miß Isabella Bird: Unbetretene Reisepfade in Japan, von dessen englischem Original in England binnen kurzer Zeit drei Auflagen (außer den amerikanischen Nachdrucken) erschienen sind, ist soeben die zweite Auflage einer autorisierten deutschen Ausgabe erschienen, auf welche wir in einer eingehenden Besprechung zurückkommen werden. Da Japan unter den Ländern des fernen Ostens dermalen unbedingt das interessanteste für uns ist, so darf das genannte, teilweise hübsch illustrierte zweibändige Werk, welches nicht nur die japanischen Hafenstädte, sondern auch eine Reise in das Innere des Landes und nach den heiligen Stätten von Nikko und Yezo schildert, um so mehr der Beachtung der gebildeten Lesewelt empfohlen werden, als die hochgebildete Verfasserin ihre große Welterfahrung, Menschenkenntnis und seltene Gabe der feinen Beobachtung und anziehenden und anschaulichen Schilderung in mehreren vorzüglichen Reisebeschreibungen bewährt hat; wir erinnern nur an ihre vielgelesenen Werke „Sechs Monate auf den Sandwichs-Inseln" und „Das Leben einer Dame in den Felsengebirgen", welche sie unter den vielen englischen Reiseschriftstellern in die erste Klasse rangieren. Das Buch schildert uns auf das frappanteste eine uns ganz neue Welt. r.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 33. Stuttgart, 16. August. 1886.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die Rechtspflege in den Vereinigten Staaten.

In den Vereinigten Staaten gibt es zweierlei Gerichtsbarkeit — die der Bundesgerichte und die der einzelnen Staaten.

Die Verwaltung der Bundesgerichte steht unter der Leitung des Generalanwalts, der Mitglied des Kabinets des Präsidenten ist. An der Spitze steht die Supreme Court, als höchster Appellhof, dessen Entscheidung in allen Rechts- und konstitutionellen Fragen endgültig ist. Nur für ausländische Konsuln hat dieser Gerichtshof Jurisdiktion in erster Instanz und für Gesandte, die sich als Kläger an denselben wenden. Er besteht aus einem Oberrichter und acht Richtern, die vom Präsidenten mit Genehmigung des Senats auf Lebenszeit ernannt werden; sie beziehen einen Gehalt von 10,000 Dollars das Jahr — der Oberrichter 500 Dollars mehr — der während ihrer Amtszeit nicht verringert werden kann. Die Kanzlei-Arbeiten werden von einem Clerk geleitet, dem eine Anzahl Assistenten beigegeben sind. Auch befindet sich an diesem Gerichtshof ein Reporter, der jeden Fall, der zur Verhandlung kommt und entschieden wird, in Kürze zusammenfaßt und, mit der Entscheidung der Richter wörtlich wiedergegeben, in Gesetzbuchform drucken und veröffentlichen läßt. Jedes Jahr wird ein solcher Band oder mehrere herausgegeben und an die verschiedenen Staaten verteilt. Die Entscheidungen dienen als Richtschnur und bilden einen Teil der Gesetze des Landes, nach denen sich alle anderen Gerichtshöfe richten. Die vollstreckende Gewalt ruht in den Händen des Marshals, dem auch mehrere Gehülfen zur Seite stehen; und der Generalanwalt vertritt die Sache der Regierung.

Die Supreme Court hat ihren Sitz in Washington und tritt einmal im Jahre zusammen, ist aber mit so vielen Geschäften überhäuft, daß es oft mehrere Jahre dauert, ehe ein Fall zur Entscheidung gelangt. Rechtsfälle, die in den Staatsgerichten entschieden worden sind, können nicht an diesen Gerichtshof appelliert werden, ausgenommen, wenn konstitutionelle Fragen in Betracht kommen. Die Ernennungen dieser Richter werden gewöhnlich mit Rücksicht auf die Partei gemacht, zu der der Präsident gehört, aber sie werden unter den ersten Juristen des Landes ausgesucht — Männer, die sich nicht allein durch ihre Kenntnisse, sondern auch durch hohen Charakter und Ruf auszeichnen. Als Richter stehen sie über jeder Partei, sie sind unabhängig und lassen sich nicht vom Parteigeist beeinflussen; sie bilden einen Gerichtshof, der dem Lande zur Zierde gereicht und auf den jedes andere Land stolz sein könnte.

Das ganze Land ist in große Gerichtskreise geteilt, die mehrere Staaten umfassen; in jedem Kreis ist ein Gerichtshof, die Circuit Court genannt, dem ein Richter vorsteht; aber zweimal im Jahre kommt ein Richter der Supreme Court, um mit diesem Richter zusammen Gericht zu halten.

Klagen von über 5000 Doll. können an diesem Gericht in erster Instanz eingereicht werden, für alle andern ist er nur Appellhof. Die anderen Beamten sind ein Staatsanwalt, ein Clerk und ein Marshal mit ihren Assistenten.

Der unterste Gerichtshof ist die District Court, mit einem Richter, Staatsanwalt, Clerk, Marshal und Gehülfen. Jeder Staat hat einen solchen Gerichtshof, die größeren zwei oder drei; die kleineren bilden mit anderen Staaten einen Distrikt oder Gerichtsbezirk. Die Gerichtssäle befinden sich gewöhnlich im Postgebäude der Stadt, wo sie ihre Sitzungen halten.

Die Advokaten, die an diesen Gerichtshöfen eine Sache vertreten können, müssen schon in den Staatsgerichtshöfen eine Zeit lang praktiziert haben, ehe sie die Konzession erhalten; sie gehören zu den besten ihres Standes, und nur hervorragende Advokaten treten an der Supreme Court auf.

Dazu kommen noch die Court of Claims und die Bundesgerichte der Territorien.

Die Court of Claims (Beschwerdegericht) hat ihren Sitz in Washington, besteht aus fünf Richtern und den übrigen Beamten und alle Ansprüche und Beschwerden gegen die Regierung werden von diesem Gerichtshof untersucht und entschieden. Denn in Amerika kann man nicht den Staat verklagen, auch nicht die einzelnen Staaten, höchstens die Beamten; aber man kann Beschwerde führen: gegen die Bundesregierung vor diesem Gerichtshof, gegen den Staat durch eine Petition an seine Legislatur.

Die Bundesgerichte der Territorien bestehen aus einem Oberrichter und zwei Richtern und die übrigen Beamten. In jedem Territorium ist ein solcher Gerichtshof, der an einem oder mehreren Plätzen des Territoriums Gericht hält.

Noch ein Beamter muß erwähnt werden, der mit diesen Gerichtshöfen in Verbindung steht, der United States Commissioner.

Er hat die Funktionen eines Friedensrichters, aber nicht wie dieser Gerichtsbarkeit. Er nimmt Anklagen an, erläßt Verhaftsbefehle, untersucht den Fall, ladet dazu Zeugen vor und entläßt den Angeklagten oder übergibt den Fall dem Staatsanwalt des Distrikts-Gerichts. Er muß aber den Angeklagten auf Bürgschaft bis aufs weitere entlassen, ausgenommen, wenn ein Kapitalverbrechen vorliegt. Sie sind gewöhnlich angesehene Advokaten an den Staatsgerichten.

Der Charakter der Bundesrichter ist ein sehr hoher und ihre Stellung sehr angesehen; die ersten und besten Advokaten bemühen sich darum. Die Richter der Territorialgerichte scheinen aber darin eine Ausnahme zu machen. Ihr jährlicher Gehalt ist von 4000—6000 Doll., und wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, 65 Jahre, so können sie ihre Entlassung nehmen und beziehen drei Viertel ihres Gehalts als Pension so lange sie leben. Sie werden vom Präsidenten mit Genehmigung des Senats auf Lebenszeit ernannt, und keine Gewalt kann sie absetzen, ausgenommen das Urteil des Senats. Anklagen auf Impeachment gegen Richter — wie gegen alle hohen Staatsbeamte, bis zum Präsidenten hinauf — müssen im Hause der Deputierten eingereicht und formuliert werden; dann übergibt das Haus sie dem Senat, und dieser als höchster Gerichtshof entscheidet darüber. Zwei Drittel Majorität des Senats ist zur Verurteilung nötig und die Strafe kann nur auf Absetzung und Unfähigkeit, irgend ein Amt wieder zu bekleiden, lauten; jedoch kann der Ueberführte nachher zur weiteren Bestrafung vor die Gerichte gefordert werden.

Die übrigen Beamten werden auch vom Präsidenten mit Genehmigung des Senats ernannt, aber nicht auf Lebenszeit. Gewöhnlich werden sie alle vier Jahre gewechselt oder schon früher entlassen, wenn ein anderer die Stelle wünscht und mehr Einfluß in Washington hat. Ihr Charakter ist auch meistens diesem System angemessen. Sie beziehen keinen Gehalt, sondern sind auf Gebühren angewiesen, die aber in den meisten Staaten ein hohes Einkommen erzielen.

Die Bundesgerichte haben ihre eigenen Gesetze, die vom Kongreß erlassen werden; in Zivilklagen wird aber nach den Staatsgesetzen geurteilt, wenn der Ort in der Sache von Wichtigkeit ist oder die Vereinbarung nach den Staatsgesetzen getroffen wurde; auch in Bezug auf Grundeigentum wird nach den Gesetzen des Staates, in dem es liegt, entschieden.

Die Grundlage der Gesetze ist das Englische Gemeine Recht, wie es zur Zeit der Revolution von 1775 bestand.

Wo die Statuten nicht ausreichen, fällt das Gericht auf dieses zurück und hält sich an alte Entscheidungen der englischen Gerichte.

Auch die Prozedur stammt aus dem Englischen, und ist überaus formell und schleppend, mit einem Ballast von unnötigem Wortschwall und Formenkram versehen.

Das Jurysystem ist ein Teil davon, und an den Gerichten erster Instanz gebräuchlich. Eine Grand Jury, aus 23 Mitgliedern, untersucht Anklagen, vom Staatsanwalt unterstützt; eine kleine Jury von 12 Mitgliedern entscheidet in Kriminal- und Zivilklagen.

Die richterliche Gewalt erstreckt sich auf alle Prozesse des Rechts und der Billigkeit; auf die Gesetze der Vereinigten Staaten und Verträge mit anderen Nationen; auf alle Rechtsfälle der Admiralität und der Seegerichtsbarkeit; auf Rechtsfälle zwischen zwei oder mehrere Staaten; auf Rechtsfälle zwischen Bürgern verschiedener Staaten oder eines und desselben Staates, wenn sie auf Landbewilligung anderer Staaten Anspruch machen; auf Prozesse zwischen einem Staat als Kläger und Bürgern anderer Staaten; auf Rechtsfälle von Staaten oder Bürgern gegen Staaten oder Bürger des Auslandes oder umgekehrt.

Auch Verbrechen gegen die Vereinigten Staaten kommen vor diese Gerichtshöfe, wie Hochverrat, Piraterie und Verbrechen auf hoher See begangen, Falschmünzerei, Unterschlagung von öffentlichen Geldern oder Briefen im Postdepartement, Verweigerungen der Steuern oder Betrügereien in dieser Hinsicht.

Die einzige Steuer, die noch im Inlande von der Bundesregierung erhoben wird, ist auf Spirituosen und

Tabak; die Hauptrevenuen bezieht die Regierung aber aus dem Eingangszoll, der sehr hoch ist. Ausfuhrsteuer gibt es nicht.

Die Gerichtsordnung in den Staaten ist, wie die Gesetze, in jedem Staate verschieden, aber im allgemeinen nach dem Muster der Bundesgerichte eingeteilt. Obenan steht in jedem Staate die Supreme Court, aus drei bis neun Richtern zusammengesetzt, von denen nur einer Oberrichter ist. Die Richter werden in einigen Staaten vom Volke erwählt, in anderen vom Gouverneur ernannt oder von der Legislatur erwählt. Ihre Amtszeit ist je nach den Staaten von vier bis zwölf Jahren, und ihr jährlicher Gehalt von 3000 bis 8000 Dollars. Pension wird in keinem Staat und an keinen Beamten gezahlt. Diese Supreme Courts sind nur Appellhöfe. Die übrigen Beamten sind der General-Staatsanwalt, welcher beim Gouverneur dieselbe Stelle einnimmt, wie der General-Anwalt beim Präsidenten, der Clerk, der Reporter, der Marshal und Gehülfen. Auch ein Bibliothekar ist angestellt, der die Gesetzbücher, die Entscheidungen der Supreme Courts aller Staaten und der Bundes-Supreme Court in seiner Obhut hat.

In jedem County des Staates ist ein Gerichtshof, die Superior Court oder District Court genannt, vor dem alle Klagen oder Prozesse des Rechts und der Billigkeit, die nicht vor den Friedensrichter gehören, anheischig gemacht und entschieden werden. Auch alle gröberen Vergehen und Verbrechen werden vor diesem Gericht verhandelt und verurteilt.

In den bevölkerten Counties besteht dieser Gerichtshof aus zwei oder mehreren Abteilungen mit je einem Richter; gewöhnlich ist aber nur ein Richter angestellt, der manchmal mehrere Counties unter sich hat und in jedem jährlich mehrere Sitzungen hält. Dieses Gericht hat seinen Sitz am Countysitz, der größten Stadt oder dem größten Ort des County.

Zu jeder Superior Court gehört ein Clerk mit seinen Assistenten, ein Sheriff mit seinen Gehülfen, und häufig ein Stenograph und Dolmetsch. Der Sheriff des County hat das Urteil des Gerichtshofes in Ausführung zu bringen, macht Vorladungen und Verhaftungen, nimmt Exekutionen vor, Verkäufe, Pfändungen u. dgl., und vollstreckt auch das Todesurteil durch Hängen. Das County-Gefängnis ist auch unter seiner Obhut, und er ernennt den Jailor, den Gefängniswart.

Jedes County hat auch ein Nachlaßgericht, die Probate Court genannt, mit einem Richter und Clerk.

In einigen Staaten ist dieses Gericht mit der Superior Court verbunden. Dieses Gericht hat die Ordnung von Erbschaftsangelegenheiten und das Vermögen von unmündigen Kindern unter seiner Aufsicht.

Der nächste Beamte ist der Recorder, der die Eintragung von Besitztiteln, Hypotheken, Mietskontrakten 2c. zu besorgen hat, und auch für die Sicherheit dieser Bücher verantwortlich ist. Dieselben liegen jedem zur Einsicht offen. Alle Dokumente, die auf Grundbesitz Bezug haben, auch gerichtliche Verkäufe, müssen hier wörtlich eingetragen werden, davon hängt ihre Gültigkeit gegen andere Personen ab, und es kommt dabei auf das Datum, ja auf die Minute der Anmeldung an. Dieser ist ein sehr guter Posten, da das Grundeigentum in den Vereinigten Staaten seine Besitzer so oft wechselt oder meistens verschuldet ist. Alle diese Beamten werden vom Volke des County gewählt, und bleiben gewöhnlich zwei oder vier Jahre im Amt, können aber wieder gewählt werden.

Die Richter beziehen einen Gehalt von jährlich 2000 bis 4000 Dollars, die übrigen sind meistens auf Gebühren angewiesen, die aber sehr hoch sind und ein viel größeres Einkommen abwerfen als der Gehalt des Richters; manche machen in einem Termine ein kleines Vermögen.

Dann hat jedes County einen öffentlichen Administrator, der die Hinterlassenschaft eines Verstorbenen an sich nimmt, wenn keine Verwandte da sind, und ordnet. Was nicht durch seine Gebühren, Gerichtskosten, Advokatengebühren oder sonstwie an seinen Fingern hängen bleibt, wird dem General-Staatsanwalt übergeben und verfällt nach fünf Jahren dem Staat.

Ueberall gibt es auch viele Notare, die vom Gouverneur des Staates ernannt werden, gewöhnlich auf zwei Jahre. Ihre Funktionen sind einfach geschäftlicher Art, das Protestieren von Wechseln ist ihnen überlassen, auch Beglaubigung von Urkunden, Besitztiteln u. dgl.; auch Depositionen oder schriftliche Zeugenaussagen können von ihnen aufgenommen und beglaubigt werden. Für ihre Bemühung beziehen sie kleine Gebühren. Viele Advokaten sind auch Notare; in jeder Bank ist gewöhnlich einer der Angestellten Notar, auch Grundeigentumsagenten werden dazu ernannt, alle der Bequemlichkeit halber. Der Commissioner of Deeds in den größeren Städten hat ähnliche Funktionen.

In jedem Township (und manches County hat deren viele, von 6 bis 18) ist ein Justice of the Peace (Friedensrichter) angestellt. Ein Constable unterstützt ihn als Gerichtsdiener, der seine Befehle ausführt, und im kleinen dem des Sheriffs ähnliche Funktionen hat. Dieselben werden auf zwei Jahre in ihren Townships gewählt und werden mit Gebühren bezahlt. In den Städten gibt es deren mehrere. Der Friedensrichter hat Gerichtsbarkeit in allen Zivilklagen bis zu einem gewissen Betrag, selten mehr wie 100 Dollars, in einem Staat sogar bis auf 300, und über alle Vergehen, die mit einer Strafe von 50 Dollars oder 30 Tagen Gefängnis, resp. 100 Dollars und 3 Monate Gefängnis, belegt sind. Alle diese Beamten stehen unter Bürgschaft und sind für jeden Schaden, der durch ihre Fahrlässigkeit oder Mißbrauch der Gewalt verursacht wird, verantwortlich, auch für ihre Gehülfen.

Jede größere Stadt hat dazu noch besondere Gerichtshöfe, wie die Munizipalgerichte, die Bürgermeistergerichte,

die Polizeigerichte, die Common Pleas, und wie sie alle heißen mögen.

Die Stadt New-York, mit einer Einwohnerzahl von 1 1/4 Millionen, gibt jedes Jahr 1 1/4 Millionen Dollars für seine Gerichthöfe aus.

Es mag dem Leser nicht uninteressant sein, zu erfahren, wie in einem freien Lande, wo das Volk regiert, das Volk mit Gerichtsbeamten geplagt ist, die doch nicht sind, was sie sein sollen. Ich stütze meine Angaben auf einen Bericht der „New-York Times“ vom 21. November 1885, auf dessen Zuverlässigkeit man bauen kann.

Demnach hat die Stadt New-York eine Supreme Court mit 7 Richtern, 13 Clerks, 8 Stenographen, 34 Gerichtsdiener, 1 Ausrufer und 1 Bibliothekar. Alle sind sehr liberal besoldet.

Dann die Court of Common Pleas mit 6 Richtern, 1 Clerk, 1 Deputy Clerk, 2 Assistenten, 3 Stenographen, und 16 Gerichtsdienern.

In der City Court sind 6 Richter, 3 Clerks, 3 Deputy Clerks, 10 Assistenten, 3 Stenographen, 1 Dolmetsch und 13 Gerichtsdiener.

In den General Sessions and Oyer and Terminer sind 3 Richter, 1 Clerk, 1 Deputy und 3 Assistenten, 2 Dolmetscher, 2 Stenographen und 36 Gerichtsdiener.

Dazu hat die Stadt noch verschiedene Polizeigerichte mit 10 Richtern, 1 Sekretär, 6 Clerks und 15 Assistenten, 1 Stenograph, 4 Dolmetschen und 1 Gerichtsdiener, während für die Special Sessions noch 1 Clerk, 1 Stenograph, 1 Dolmetsch, 1 Gerichtsbote und 3 Vorladungs-Clerks angestellt sind.

Dann hat die Stadt noch 11 Zivil-Distrikts-Gerichte, jedes mit einer Anzahl von Richtern, Clerks, Dolmetschen, Stenographen und Gerichtsdienern.

Die Gehälter, sagt der Bericht, sind alle sehr hoch und die Zahl der Beamten viel zu viel. Die Richter erhielten einen jährlichen Gehalt von 6000 Dollars, die Clerks von 3500 bis 6000, die Assistenten 2000 und 2500, die Stenographen dasselbe und könnten noch viel nebenbei machen, indem sie Abschriften lieferten, die Dolmetsche erhielten 1200 und die Gerichtsdiener 1000 und 1200 Dollars das Jahr.

An den Zivil-Distrikt-Gerichten wären die Richter nicht alle Advokaten, und die es sind, könnten noch nebenbei und in anderen Gerichten praktizieren und Geschäfte machen, da ihre Pflichten sie kaum drei Tage in der Woche in Anspruch nähmen. In einigen dieser Gerichte müßten die Stenographen ihren Gehalt und Nebeneinkünfte mit dem Richter teilen, auch würden viele von den Gerichtsdienern für den persönlichen Dienst der Richter verwendet.

Das Amt des Sheriffs der Stadt New-York soll von 60,000 bis 100,000 Dollars das Jahr abwerfen, das des Recorders auch nicht viel weniger.

Die Advokaten, die an den Staats-, County und Stadtgerichtshöfen praktizieren, werden von der Supreme Court des Staates ernannt. Sie müssen von unbescholtenem Charakter sein — so heißt es wenigstens — auf einer Rechtsschule studiert haben, und auf das Diplom der Schule hin werden sie ohne weiteres zur Praxis zugelassen. Alle anderen müssen ebenfalls von gutem Charakter sein, im Bureau eines Advokaten eine Zeit lang gearbeitet und studiert haben und sich dann einem Examen unterwerfen, entweder vor einer Prüfungskommission, öffentlich vor dem Richter, oder beides. Früher nahm man es nicht so genau damit, und im Süden und Westen ist es mehr oder weniger noch so; im Osten hingegen verfährt man jetzt strenger; jeder, der nicht auf einer Rechtsschule wenigstens zwei Jahre studiert und sein Examen bestanden hat, muß drei Jahre bei einem Advokaten gearbeitet und studiert haben, ehe er zum Examen zugelassen wird.

Die Zahl der Advokaten ist eine ungeheure. New-York hat allein über 3000 Advokaten. Eine Stadt im Westen von 126,000 Einwohnern hatte vor einigen Jahren an 600 Advokaten; eine Stadt mit 30,000 Einwohnern im Süden hatte über 90, und eine andere Stadt im fernen Westen mit 22,000 Einwohnern hatte an 110 Advokaten, die alle in ihrem Fach Geschäfte und Geld zu machen suchten.

Verschiedene Grade, wie in England, gibt es nicht, sondern jeder Advokat macht alle Geschäfte, die zu seinem Stand gehören, nur in den größeren Städten verlegen sich viele auf ein spezielles Fach. Kein Stand ist so überfüllt, in keinem gibt es so viele mittellose Leute, die durch Not schon zur Schlechtigkeit getrieben werden. Es dauert viele Jahre, ehe einer so viel zu thun hat, um anständig leben zu können; trotz aller Schliche und Gewissenlosigkeit, wodurch die meisten sich auszeichnen, ist doch kaum die Hälfte imstande, ohne Schulden durchzukommen; die meisten schlagen sich auf fragliche Weise durch; die aber Ruf und viel zu thun haben, erzielen oft fürstliche Einkommen. Es gibt in den großen Städten viele, deren Einkommen sich jährlich auf 20,000 bis 100,000 Dollars belaufen.

(Schluß folgt.)

Die Xingú-Expedition.

Wiederum ist durch deutschen Forscherfleiß ein umfangreiches und wichtiges Gebiet des tropischen Südamerika erschlossen worden, nämlich das innere Brasilien durch die Expedition des Dr. von den Steinen zur Erforschung des Flusses Xingú (sprich Schingú), dessen Reisebericht kürzlich in einer schönen, reich illustrierten Ausgabe[1] im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen ist — ein für die Geographie von Südamerika hochwichtiges Werk, auf welches wir im voraus aufmerksam zu machen uns erlauben, und auf dessen eingehende Besprechung wir zurückkommen werden.

[1] „Durch Zentral-Brasilien; Expedition zur Erforschung des Xingú im Jahre 1884“. Von Karl von den Steinen, med. Dr. Leipzig, F. A. Brockhaus, 1886.

Der Xingú ist ein brasilianischer Strom, welcher in der Provinz Mato Grosso entspringt, nordwärts fließt und sich in die Mündungsbucht des Amazonenstroms ergießt. Die von ihm durchströmte Region wurde im Jahre 1884 von einer Gesellschaft durchforscht, welche aus dem Dr. Karl von den Steinen, seinem Verwandten Wilhelm von den Steinen und dem Dr. O. Clauß bestand, welcher schon in der Dezember-Nummer 1885 der „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" einige der Ergebnisse der Expedition in einem gehaltvollen Aufsatz veröffentlicht und im V. Heft von „Petermann's Mitteilungen" einen Bericht über diese Expedition in Verbindung mit einer Spezialkarte dieses Stroms (Maßstab 1 : 500,000) gegeben hat. Wir verdanken, nach Dr. O. Clauß, den drei großen, vortreffliche Wasserstraßen darbietenden Strömen: dem Orinoco im Norden, dem Amazonas in der Mitte und dem La Plata im Süden, die rasche Erschließung des Innern von Südamerika. Die ungeheure Ebene oder Niederung jedoch, welche sich südwärts vom Amazonenstrom bis zu den Quellen des La Plata hindehnt, blieb bis auf den heutigen Tag ein unbekanntes Gebiet, denn die ungeheure Selva, die Urwaldwildnis an den Ufern des Amazonas und seiner Zuflüsse, hat alle Versuche vereitelt, in jene Regionen einzudringen, welche jenseit der unmittelbaren Nachbarschaft ihrer Ufer lagen. Mit den Läufen des Madeira, Tapajos, des Tocantins und neuerdings des Xingú war unsere geographische Kunde von diesem Teil des Reiches Brasilien erschöpft. Wir konnten uns jedoch durch die Betrachtung der Richtung dieser Wasserläufe einen mehr oder minder deutlichen Begriff von dem fraglichen Gebiete machen. Ein senkrechter Durchschnitt dem Xingú entlang im Maßstab von 1 : 740,000 gezogen, würde in einer Länge von zwei Meter als eine Falte von nicht ganz einem Millimeter an Höhe sich darstellen, und dies mag dazu dienen, die erstaunliche Gleichförmigkeit der Emporhebungen zu illustrieren. Die Meereshöhe dieser Ebenen beträgt nur etwa 500 m. und sie gehören zu zwei Formationen, deren Grenzen nach außen durch eine Senkung zwischen dem 10. und 13.° angegeben sind. Im Süden existiert ein Sandstein-Plateau, das sich auf den Linien der betreffenden Flußläufe bis zur Paraná und bis zum 20.° s. Br. hinzieht und das westwärts bis Bolivia und ostwärts bis zur Küste von Bahia verfolgt werden kann. Das Tiefland des Paraguay und des Flusses Cayobá von nur 200 m. Meereshöhe stellt einen tiefen Einschnitt in dieses Plateau dar. Bezüglich des Alters des Sandsteins hat man keine Daten, auf welche man einen Schluß bauen könnte. Gegen Norden, vom 10. bis zum 12.°, ist ein Bergwall von Granit vorhanden, welcher die südliche Grenze des Amazonas-Thales bildet, und die Stromschnellen des Tapajos und des Madeira bezeichnen annähernd, wie weit diese Granitmauer sich ausdehnt. Es mag hier auch gelegentlich erwähnt werden, daß die Zuflüsse des Amazonas oberhalb des Madeira vorzügliche Wasserstraßen bilden, welche beinahe bis zu ihren Quellen hinauf für Dampfboote befahrbar sind, wie z. B. der Rio Purus, der Rio Juruá und der Rio Javary. Sie gehören aber einem dünnbevölkerten und sehr ungesunden Teile von Brasilien an und haben daher bislang nur sehr wenig, wenn überhaupt, eine Berücksichtigung erfahren. Die Szenerie des Sandstein-Plateau's ist sehr eintönig. Vor dem Blicke des Reisenden breitet sich eine unabsehbar weite ebene Fläche aus, deren Anblick kaum eine gelegentliche dünne Decke von niederem Gebüsch und einzelnen Bäumen von verkrüppeltem Wuchs etwas Abwechslung geben. Aus diesem Plateau sind breite, seichte, beckenartige Depressionen ausgenagt, welche das Aussehen von Wiesengründen haben. Sie werden reichlich von den benachbarten Berghängen aus bewässert durch Flüsse, die in zahlreichen, mit Streifen von üppigem, saftigem Pflanzenwuchs und schönen Baumalleen begrenzten Kanälen dahin fließen. Auf der Wasserscheide zwischen den großen Becken gibt es abgesonderte Tafelländer, welche das Niveau der Hochebene um vielleicht 60—80 m. überragen. Die Hänge dieser Tafelberge sind steil und stark vom Wasser ausgewaschen; die Oberfläche ihrer Gipfel ist bewaldet, wie die der Hochebene selbst. Von dem Orte Tamitatoalla an dem gleichnamigen Nebenflusse des Xingù machte sich die Gesellschaft auf den Weg, um im Boote das Land stromabwärts zu erforschen. Die Fahrt war einigermaßen gefährlich, solange der Fluß noch zwischen den Bergen hinströmte, wegen der großen Menge der Stromschnellen. Diese hörten jedoch auf, sobald man unter $13\,^1/_2{}^0$ das Niveau des Bassins erreicht hatte. Hier fließt der Tamitatoalla ganz ohne Wasserfälle in unzähligen mäandrischen Krümmungen durch einen sandigen Boden hin, bis er unter 12° s. Br. den Hauptstrom erreicht. Die Länge dieses Zuflusses beträgt 440 Km. Der Xingú selbst hat einen geraderen und direkteren Lauf und unter der angeführten Vereinigung eine Breite von etwa 500 m. Bis zum 10.° fließt er über einen rein sandigen Boden hin. In der Regenzeit macht das häufige Vorkommen von Sandbänken die Fahrt selbst für Flachboote schwierig. Ein dichter breiter Gürtel von undurchdringlicher Dschungel folgt der Uferlinie. Ehe er in die Granitberge eintritt, nimmt der Xingú von rechts und links zwei majestätische Ströme auf und erlangt eine Breite von einem Kilometer. Beide Ufer bleiben von hier an hügelig, bis der Strom eine große Biegung unter dem 3.° macht. Diese Hügel, welche sich bis zu etwa 400 m. Meereshöhe erheben, fallen häufig jäh zum Strom ab und sind mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckt, über welchen die Gipfel der mannigfaltigen Palmenarten auf ihren schlanken Schäften hoch wie Blumensterne emporragen. Da, wo der Strom sich durch diese Bergkette hindurchwindet, wird er in eine ungeheure Kurve hineingezwängt und das Fahrwasser durch verschiedene Inseln und Felsenriffe und -Bänke zerteilt und in dieser Region hat er seine Stromschnellen und Katarakten. Er nimmt hier keine

bedeutenden Zuflüsse mehr auf, dagegen vermehren die zahlreichen Bäche, welche von den Berghängen herunterkommen und sich in ihn ergießen, seine Wassermasse noch erheblich. Vom 10. bis 3.° hat er einen Fall von ungefähr 200 m. Der mittlere und untere Lauf des Xingú sind durch die große Krümmung scharf von einander geschieden. Hier sinkt das Niveau des Wassers durch die großen Katarakte schnell um 90 m. tiefer zu dem Niveau des Amazonas und der Xingú endet als ein mächtiger Strom von 8 Km. Breite seinen Lauf unter 1 $^{3}/_{4}$° s. Br. Sein Unterlauf, der jedoch nur kurz, ist für Dampfer befahrbar.

Die mittlere Jahrestemperatur wird auf 25° C. angegeben. Der kälteste Monat war der Juni mit 20°, der wärmste der März mit 26°, was nur eine sehr unbedeutende durchschnittliche Fluktuation bedeutet. Rio de Janeiro, welches nur acht Grade südlicher, aber an der Küste liegt, hat 5 $^{1}/_{2}$° jährlicher Schwankung, und hieraus schließen wir auf den ozeanischen Charakter des Klima's im Innern. Die absoluten Extreme differierten von einander in Cuyabá bis auf 30°; diese liegen jedoch zeitenweise sehr nahe bei einander, da man im Juli 10° als Minimum und im August 41° als Maximum beobachtete. Ferner zeigt auch der reichliche Regenfall den rein ozeanischen Charakter des Klima's an. Die Zahlen für den jährlichen Regenfall sind 170, 140, 130 cm., so daß man 150 cm. als Mittel oder Durchschnitt annehmen kann (im norddeutschen Tiefland ist die durchschnittliche Regenmenge 61 cm.). Die Regen beginnen im September und währen bis zum März oder April. Sie fallen auf diese Weise gleichzeitig mit der Periode der Deklination der Sonne nach Süden. Im Januar, Februar und März ist der Regenfall am stärksten = 30 cm. und darüber. Gewitterstürme begleiten den Regenfall nur von August bis zum September. Hinsichtlich der Ergiebigkeit seiner Regen steht Cuyabá nicht weit hinter verschiedenen Punkten längs der Meeresküste zurück. So hat Pará 180, Rio 120 cm. und Cuyabá mit 150 cm. steht genau in der Mitte. Bahia, welches beinahe unter derselben Breite liegt, hat 200 cm.

Die Bewohner der fraglichen Regionen sind sehr eigenartig infolge ihrer Abgeschiedenheit von der übrigen Menschheit. Die Provinz Mato Grosso, die sich an Flächenraum mit der pyrenäischen Halbinsel messen kann, enthält kaum 100,000 Einwohner. Diese sind von gemischter Rasse und verschiedener Hautfarbe. Weiße, Schwarze und Indianer kreuzen und verheiraten sich unter einander und ihre Nachkommenschaft zeigt jede denkbare Schattierung von Farbe. Cuyabá, die Hauptstadt, mit 15,000 Einwohnern, bildet einen glänzenden Mittelpunkt der Zivilisation. Hier gibt sich der Regierungsbeamte und der Offizier schon ein ganz vornehmes und herrenmäßiges Ansehen, und da ferner die Provinz groß ist, so bedarf man hier eines großen Stabes von Zivilbeamten. Die Einkünfte reichen jedoch weitaus nicht zu den Bestreitungskosten hin, und die stolze kleine Gemeinde ist daher einzig von den Mitteln abhängig, welche allmonatlich von Rio de Janeiro aus dorthin geschickt werden. Der Flußdampfer, welcher jeden Monat einmal den Fluß heraufkommt, versetzt die Stadt in eine gewaltige Aufregung, und zwar in sehr natürlicher Weise, weil ihre ganze materielle Existenz von den Geldsendungen abhängt, welche an Bord sein mögen. Die eigenen Erzeugnisse von Mato Grosso reichen nicht zur Deckung der Bedürfnisse der Bewohner hin, selbst da, wo dieser Bedarf sich streng nur auf Artikel beschränken würde, welche das Land gern liefert, wie Bohnen, Maniok, Zucker, Reis, Kaffee und Tabak. Es dürfte daher keine kleine Aufgabe sein, das zu erwirken, daß die Provinz im allgemeinen Welthandel eine Rolle spielt. Die einzig wichtigen Ausfuhrartikel sind gegenwärtig Ipecacuanha und Ochsenhäute. Auf den Hochebenen gedeihen die Rindviehheerden vorzüglich, allein Pferde und Maultiere erliegen rasch klimatischen Krankheiten. Ipecacuanha wird nur in einigen wenigen und dazu meist nur ungesunden Landstrichen gewonnen.

Als die Gesellschaft von Cuyabá aus in die Hochebene eintrat, sah sie sich in dem Gebiet des räuberischen Stammes der Coroados, worin die Brasilianer zu einer gewissen Zeit einige kleine Niederlassungen gegründet hatten, welche nun aus Furcht vor den Indianern verlassen sind. Man findet jedoch auch einige größere Ansiedelungen, die für sich selbst bestehen können. Hier befinden sich ebenso einige Dörfer der sog. zahmen Indianer, der sog. Bakairi, welche Mais, Reis und Zucker anbauen, Rindviehzucht treiben, Kautschuk sammeln und ihre Erzeugnisse an Händler aus den Städten verkaufen. Unter sich selbst bedienen sie sich ihrer eigenen Mundart, aber im Verkehr mit den Brasilianern der portugiesischen Sprache, welche sie sehr gut kennen. Dr. von den Steinen machte sich dies zu Nutze, um seinen Vokabularien von indianischen Sprachen verschiedene wichtige Zusätze und sonstige Verbesserungen hinzuzufügen. Die Zahl der Indianerstämme, welche um die verschiedenen Quellen des Xingú herum wohnen, beträgt ungefähr fünfzehn, aber die gesamte Kopfzahl derselben übersteigt kaum 2000. Sie hängen hauptsächlich von dem Flusse ab, welcher sie mit Fischen versieht. Sie kommen niemals mit den Brasilianern in Berührung; ihre großen, solid und weitläufig gebauten Hütten und ihre Beschäftigung mit Ackerbau zeigen, daß sie das Nomadenleben mit einem seßhaften Dasein vertauscht haben. Dem Dr. von den Steinen ist es durch Vergleichung von mehr als hundert südamerikanisch-indianischen Sprachen unter einander gelungen, unter diesem Babel von Mundarten und Sprachen einige charakteristische Gruppen zu erkennen, und er ist dadurch zu dem interessanten Schluß gelangt, daß noch immer Vertreter aller dieser Gruppen am Xingú vorhanden sind, während man die denselben verwandten Dialekte oft in weit entlegenen Gegenden von Südamerika aufgesucht hat. Auf diese Weise zeigen sich die Bakairi unmittelbar verwandt mit den Karaiben Guyana's, die Kustenau mit

den Indianern von Bolivia, vom Madeira und Rio Negro, die Manitsaua mit den Tupy, die Sachá mit den Botokuden 2c. Kurzum, beinahe all' die verschiedenen Sprachgruppen aus allen Richtungen haben ein eigenes Plätzchen in der Xingú-Region.

Etwa 40 Meilen unterhalb Suyá, mitten in der bergigen Region, trifft man die erste Niederlassung der Jurunas, welchen das ganze Gelände am Mittellauf des Xingú gehört. Diese sind weit zivilisierter als die weiter stromaufwärts gelegenen Stämme. Da sie im Verkehr mit den Brasilianern stehen, so haben sie sich eiserne Werkzeuge und Geräte verschafft und bauen Bananen und verschiedene Fruchtbäume an. Ihre Hütten stehen mitten im Flusse, oft wie angeklebt auf kleinen Felsen zwischen den Wasserstürzen. Dies geschieht zum Schutze gegen ihre Feinde, die Carajas, welche den Bezirk zwischen dem Xingú und dem Tocantins unsicher machen. Das eigentliche Element der Jurunas ist das Wasser. In seinem starken, langen und breiten Kahn, der aus einem einzigen Stamm ausgehöhlt ist, kann der Juruna mit Weib und Kind wohnen und wohlbehalten die gefährlichsten Katarakten hinabfahren. Die Jurunas bereiten ein geistiges Getränk, Kaschiri genannt, aus einem Gemisch von Wasser und Maniokmehl, das durch Zusatz von zerquetschtem Maniok in Gährung versetzt wird. In einiger Entfernung vom Flusse sind die Lebensbedingungen nicht mehr so ganz angenehm. Die Leute sind dort faul, werden häufig von Fiebern hinweggerafft und von einer kleinen Mückenart zu Tode gestochen.

Die Kautschukhändler haben bereits ihren Weg bis über die Krümmung im Strome hinauf gefunden. Allein der Handelsverkehr von dem mittleren nach dem unteren Xingú ist so schwierig und kostspielig, daß, solange man am unteren Lauf des Stromes noch Kautschuk bekommen kann, der Mittellauf nicht damit zu konkurrieren im Stande sein wird, obwohl der Kautschukbaum hier bis zum 9.° oder sogar noch weiter hinauf gefunden werden kann. Ueberdies hat im vorigen Jahr Ueberproduktion einen Stillstand und Abschlag im Handel des Amazonas hervorgerufen. Allein im großen Ganzen ist Kautschuk noch immer das eigentliche Gold von Brasilien; man findet den wertvollen Baum, der diese gesuchte Drogue liefert, an allen Zuflüssen von der rechten Hand, ebenso wie an dem gewaltigen Strome selbst vorkommend. Ein Kautschukbaum liefert dreißig Jahre lang seinen Milchsaft. Die Erntezeit beschränkt sich auf die Monate der Trockenzeit: Juni bis Dezember. Die Inseln und Eilande sind die ganze andere Hälfte des Jahres überschwemmt und die Kautschuksammler ziehen sich alsdann nach den kleineren Städten Souzel und Porto de Mog zurück. (Sc. G. M.)

Die bucklige Welt.

Von Dr. G. Weisbrodt.

Die österreichischen Forscher in fremden Zonen und Landen stehen neuestens — wir erinnern nur an die gelehrte Durchforschung der Polarländer, Kleinasiens, Zentralasiens und des „dunklen Weltteils" — mit in erster Reihe der Diener und Helden der Wissenschaft, aber es ist fast eine Seltenheit, daß sie sich mit ihrem eigenen Oesterreich beschäftigen, das auch heute noch zum großen Teil, und selbst in der unmittelbaren Nähe der Hauptstadt Wien, eine terra incognita ist wie wenig andere Kulturstaaten. Jetzt indeß scheint es anders werden zu sollen. Die Landschaftsbilder heimischer Künstler, denen das Land in vielfacher Beziehung eine Schule war, haben uns eine lange Reihe bisher verborgener Reize erschlossen, die Betriebsamkeit und Einsicht der Bahnverwaltungen hat einzelne Landschaftspartien für intensivere Beachtung zu fixieren verstanden, und unsere Touristenvereine, die ein ganzes Heer von Bergsteigern, von ihnen meistens selbst erzogen, in sich schließen, sind durch Bezeichnung der Wege, durch heilsamen Druck auf die Gasthäuser 2c. der bisher schmerzlich entbehrten Reisebequemlichkeit in einer Ausdehnung entgegengekommen, daß sich nach und nach ein Strom von Reisenden auch in die von ihnen gebahnten Pfade ergießt. Folgen Sie mir an der Hand der Skizzen und Aufzeichnungen eines der feinstfühlenden Landschaftskenner, des Hofrats Becker, in einen der interessantesten Teile Niederösterreichs, in die „bucklige Welt".

Das sogenannte „Wiener Becken" ist, soweit es sich am rechten Ufer der Donau ausbreitet, von einem Bergland eingerahmt, das namentlich im Westen und Süden abwechselnd weitgedehnte, nach Süden hin ansteigende Höhen, zahlreiche Thäler und reichen Wald in sich schließt: vom Donau-Ufer bei Greifenstein bis an die linke Seite der Triesting — am rechten Ufer glaubt man schon in den Voralpen zu sein — heißt dieses Bergland der „Wienerwald". In diesem Teil des Berglandes ziehen aber vorzugsweise drei Thäler die Aufmerksamkeit des Naturfreundes auf sich, die „Neue Welt" an der „Hohen Wand" mit der Ruine Emerberg, das Buchberger Thal am Schneeberg und das Reichenauer Thal an der Rax, die ersten beiden Thäler fast noch jungfräulicher Boden und den eigentlichen Touristen-Schwärmen kaum bekannt. Die dem Zentral-Alpenzuge angehörenden Teile des Berglandes südlich vom Donaubecken tragen einen ganz anderen Charakter. Die Mittellinie dieses Berglandes geht vom „Stuhlegg" über den „Hohen Pfaff", den „Dürkogel" und „Umschuß" zum „Wechsel" und von dort in einer gegen Norden sich mehr verengenden Masse bis nahe an Wiener-Neustadt. Das längste, belebteste und an Naturschönheiten reichste Thal dieses Teils des Berglandes ist das von Kirchberg am „Wechsel"; der dort fließende Bach heißt im oberen Laufe der Tratenbach, weiter unten der Otterbach,

noch weiter der Kirchbergerbach und endlich nahe am Schloß Feistritz der Feistritzerbach; als solcher fließt er bei Warl in den Püttenbach ein und mit diesem Bache sind wir an der Grenze jenes Teils des Berglandes angelangt, für welchen der Volksmund schon in alter Zeit den Namen „die bucklige Welt“ (in der herrschenden Mundart „die buglete Welt“) gefunden hat und der, angesichts der vielen mannigfach gewundenen Thalfurchen, die diese „Welt“ durchziehen, und der dadurch gebotenen Notwendigkeit, den Verkehr von Thal zu Thal durch Bergpfade zu vermitteln, kaum zutreffender hätte gewählt werden können. Im Westen und teilweise auch im Norden bildet die Pütten die Grenze der „buckligen Welt“ (die Aspang-Bahn zieht sich hart an ihrem Rande hin), östlich und teilweise südlich wird sie, übrigens ohne Unterbrechung der Bodenform, von Ungarn und von Steiermark begrenzt.

Petrographisch ist die „bucklige Welt“ ein Glied der Zentral-Alpen, und zwar ihres östlichen Ausläufers mit dem „Wechsel“ (1738 m.) als letzter bedeutender Erhebung; die dem Urgebiet angehörenden krystallinischen Schiefer und die Grauwacke sind die grundlegenden Bestandteile und nur der äußerste westliche Rand ist Kalkgebiet. Südlich und im nördlichen Osten liegen der Landschaft größere Höhenzüge vor, dort der schon oben erwähnte massig aufragende „Wechsel“, hier der langgestreckte Rücken des „Kaiserwalds“, der Wechsel die Grenze gegen Ungarn, der Kaiserwald die Grenze gegen Steiermark. Der Name „Kaiserwald“ ist übrigens neuestens einem andern gewichen: seit zum Dank für die Abwendung der Pest auf dem höchsten Punkt eine Kapelle erbaut worden, die, obgleich der heil. Maria von Loretto geweiht, nach der heil. Rosalia, die speziell gegen die Pest Schutz gewährt, die Rosalienkapelle getauft wurde, heißt der ganze Höhenzug das „Rosaliengebirge“. Von der genannten Kapelle aus hat man eine Rundsicht, wie sie, auf wenig beschwerlichem Wege zu erreichen, umfassender kaum irgendwo geboten wird, und die namentlich durch die malerische Gruppierung des Mittelgrundes fesselt. Ostwärts schaut man auf das weite ungarische Raab-Donau-Land, auf den Spiegel des Neusiedler-Sees und auf das wellige, dunkle Hügelland des Bakonywaldes, westlich liegt die grüne Bergwelt des Wienerwaldes mit den mächtigen Kuppen des Schneebergs, der Rax, des Sonnenwendstein und des Otter bis südwestlich hin zum Wechsel, und zwischen ihnen schimmern die zahlreichen Ortschaften des weit herein sich breitenden Wiener Beckens. Von der Rosalienkapelle aus gesehen, zeigt die „bucklige Welt“ jene Eigentümlichkeit, die ihr das charakteristische Gepräge giebt und die in Niederösterreich auch nicht annähernd etwas ähnliches findet, am schärfsten, und von hier aus tritt die Scheidung der ganzen Landschaft in den stark kontrastierenden nördlichen und südlichen Teil mit besonderer Deutlichkeit hervor.

Am sogenannten „Markstein“, südlich von der Rosalienkapelle, zweigt der die Grenze bildende Höhenrücken nach Westen ab und verbreitert sich nach mäßiger Senkung als Hochwald von durchschnittlich 670 m. Seehöhe mit nach allen Seiten auslaufenden Thälern. Diese Hochfläche ist der nördliche und auch der bestbewohnte Teil der „buckligen Welt“. Hier liegen die bedeutendsten Kirchdörfer des Bezirks, die in ihren alten Namen noch auf die einfachen deutschen Uransiedler deuten, Hoch-Wolkersdorf (der erste Ansiedler hieß Wolfker), Wiesmat (auf die dort vorzugsweise betriebene erste Bodenkultur hinweisend), Hollenton (früheste Niederlassung an einer hohlen Tanne), Lichtenegg (nach der freien offenen Lage so genannt) und die, ein Stück ihnen allen gemeinsamer trauriger Geschichte erzählend, in ihren meist festungsartig gebauten Kirchen den Bewohnern der Umgegend eine Zuflucht boten vor den verwüstenden Einbrüchen der östlichen Nachbarn, der Ungarn, der Türken und der Kuruzzen.

Die Kultur dieser nördlichen Hälfte besteht fast ausschließlich in Ackerbau und Weidewirtschaft. Außer auf den Kuppen, welche die mittlere Höhe des Plateau's überragen, findet sich Wald auch noch an den Lehnen der zahlreichen Thäler, aber auch hier hat er schon vielfach den Bedürfnissen des Ackerbaues Platz gemacht. Die Besiedelung in den Thalgründen ist noch die alte einfache Einzelansiedelung, nur in einem einzigen Thal giebt es geschlossene Ortschaften, überall sonst sieht man nur einsame Köhlerhütten, Mühlen und Holzsägen. Erst wo die Thäler sich ihrem Ausgang nähern, liegen in ihrer Sohle Dörfer, deren Namen meist auf das fast durchweg mit raschem Gefäll und lautem Geriesel hineilende Wasser verweisen, auf den „Ofenbach“, der unterhalb des gleichnamigen Dorfes in die Leitha fällt, den „Klingenfurterbach“, der mit dem „Schlernzerbach“ zusammen bei Langenkirchen, und den „Walpersbach“, der bei Haderswörth ebenfalls in die Leitha mündet. Alle die in engen Thalrinnen nach Süden fließenden kleinen Bäche nimmt der „Schwerzenbach“ in sich auf, der unterhalb der Ortschaft gleichen Namens die ungarische Grenze erreicht. Das weiter oben genannte eine Thal, welches einen wesentlich verschiedenen Charakter aufweist, ist das „Schlatenthal“ (auch „In der Schlaten“ genannt). Der Name deutet darauf hin, daß dieses Thal einst ein Sumpf und mit großen Massen Röhricht bewachsen war (slate ist Schilfrohr), und in der That finden sich noch heute Spuren der moorigen Beschaffenheit, welche sich durch den geringen Fall des Bodens bei lebhaftem Wasserzulauf im oberen Teil und durch die scharfe Wendung des Bachlaufes im unteren Teil genügend erklärt; es ist sogar zu vermuten, daß der obere Thalkessel einst ganz mit Wasser gefüllt war, das das Wuchern des Röhrichts begünstigte. Die Spuren menschlicher Thätigkeit reichen aber gerade hier sehr weit zurück. Das Dorf Bromberg, an der Wendung des Thales gegen Westen, war um das Jahr 1414 schon lange der Pfarrort der Thalbevölkerung; an der linken Thallehne saß um dieselbe Zeit mit reichem Grundeigentum das edle Geschlecht der

Stickelberger (noch heute sieht man dort die Ruinen ihres Stammschlosses), und ihnen gegenüber, an der rechten Lehne des Thals, stand der ebenfalls heute noch als Ruine vorhandene Herrensitz der reichbegüterten Herren v. Schlaten. Das Schlatenthal ist übrigens noch jetzt der belebteste Teil im ganzen Ländchen; eine wohlgepflegte Straße durchzieht das Thal und drei große Ortschaften an der Straße legen Zeugnis ab für das frühe und entwickelte Kulturleben in diesem abgeschiedenen Teil des Gebirges, das schon genannte alte Bromberg, das noch ältere Thornberg mit seinem weithinschauenden Schloß und das wahrscheinlich ganz alte Scheiblingskirchen in prachtvoller Lage gerade am Ausgang des Thales.

Einen überraschenden Gegensatz zu der nördlichen Hälfte der „buckligen Welt" bildet in Bezug auf Bodenform und Besiedelungsverhältnisse seine südliche Hälfte. Charakteristisch ist hier eine tiefe und breite Thalung mit teilweise sanft ansteigenden Lehnen und mit Ortschaften in der Thalsohle oder, dieser ganz nahe, an der untersten Stufe der Thallehnen. Dieser südliche Teil weist die gleiche Naturschönheit auf wie der nördliche, er ist aber geschichtlich weit bedeutsamer, denn das bezeichnete Thal, das Thal des „Zöbernbachs", war einst das Bollwerk gegen alle Kriegsnot. Der zwischen dem Hartberg und dem Spitzriegel entspringende Bach hat im ganzen einen südöstlichen Lauf, biegt aber wiederholt nördlich ein und fließt schließlich mit einer scharfen Wendung nach Süden, unter verändertem Namen im ungarischen Tieflande, an den Städten Güns und Steinamanger vorüber, in die Raab. Der Name „Zöbernbach" lautet in den Lateinschriften des frühen Mittelalters „Sabaris" und stimmt merkwürdig mit dem Namen einer Kolonie „Sabaria" überein, die im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung von den Römern dort gegründet wurde, die spätere Hauptstadt Pannoniens, aus deren Trümmern dann die heutige Stadt Steinamanger erwuchs. Im 8. Jahrhundert hatten sich an der linksseitigen Berglehne Mönche aus Kremsmünster angesiedelt und in den Thalgründen hausten Mönche des Klosters Matsee, um die heidnischen Slawen zu bekehren.

Landschaftlich ist das Zöbernthal eine freundlich anmutende und an malerischen Einzelheiten reiche Szenerie. Die rechte Thallehne überschaut man am besten von der Höhe des Marktes Krumpach. Man sieht zunächst den uralten Herrensitz dieses Namens, das Stammschloß der Herren von Krumpach, der späteren Residenz der Potendorfe und dann der Puchheim, jetzt Eigentum der Grafen Palffy; im Fond des Thales liegt das Dorf Schönau mit seiner scharf markierten Kirche, die einst, wie fast alle Gotteshäuser dieses Grenzgebiets, gleichzeitig eine Festung war; fern im Hintergrunde tauchen die Mauerreste der Burg Kirchschlag auf, vorn über den Wald hinausragend, hinten wieder vom Walde überragt, während unten am Schloßberg, zu beiden Seiten der Zöbern, welche hier drei Quellbäche aufnimmt, der Ort Kirchschlag, nebst Krumpach der bedeutendste Ort des Gebiets, mit seiner alten Kirche sich ausbreitet; unterhalb Kirchschlag bezeichnen die Reste eines eigentümlichen Baues, der „Radegund" heißt, die Grenze gegen Ungarn. Die linke, die nördliche Thalseite überblickt man am besten aus den Fenstern von Schloß Krumpach; sie präsentiert sich, von der Höhe gesehen, als eine abwechselnd mit Feld, Wiesengrund und Wald besäete Fläche, nur selten durch zerstreut liegendes Gehöft unterbrochen; der untere Thalweg namentlich zeigt fast gar keine Häuser und ihn säumt ein ziemlich hoher Rand, über den sich westlich eine weite, sanft geneigte Thalmulde mit dem großen Markt Krumpach ausbreitet; nur im äußersten Osten haben sich zwei kleine geschlossene Dörfer angesetzt, beide Kirchschlag beinahe gegenüber, Stang auf der oberen und Lembach auf der unteren Stufe des Berglandes. Zwischen die höchste Stufe dieser Thallehne aber und den nördlichen Hochrücken der „buckligen Welt" schiebt sich noch ein von Westen nach Osten ziehender Bergrücken ein, zu dessen beiden Seiten, parallel mit dem Zöbernthal, langgestreckte tiefe Thäler in die Thalung der (ungarischen) Rabnitz, dort Blumauer Bach genannt, auslaufen. Auch dieser mittlere Theil der „buckligen Welt" hat wieder zahlreiche Einzelhöfe, aber keine geschlossene Ortschaft. Das nördliche Thal ist das Spratzathal oder die Spratzau (vielleicht von dem schaumsprühenden „Spratzeln" des durchfließenden Wassers so genannt), das südliche heißt oben die Holzau, weiter unten der Naßgraben, im untersten Teil, wie gemeinhin auch das ganze, einfach das „Thal".

Die südliche (rechtsseitige) Thallehne übersieht man am besten von der hochgelegenen Ruine Ziegersberg; sie weist nur eine einzige geschlossene Ortschaft auf, das Kirchdorf Zöbern, an dem Bache, dessen Namen es trägt. Der östliche Teil aber, von der Höhe des Schlosses Krumpach bis an den Kirchschlager Schloßberg, bietet markierte Formen mit vorspringenden Höhen, reiche Waldbestände, meist Laub- und Nadelholz gemischt, reichen Wasserzufluß und überwiegend geschlossene Ortschaften von hohem Alter und früher wirtschaftlicher Kultur. Dieser Teil der „buckligen Welt", der gleichzeitig der interessanteste und der wenigst besuchte und bekannte ist, hat erst in neuester Zeit Verkehrswege oder wenigstens bessere Verkehrswege erhalten; von der Sohle des Zöbernthales zieht eine neue Straße an Schloß Krumpach vorüber über Möltern und Hochneukirchen an die steierische Grenze, eine zweite Straße von Zöbern über Ziegersberg und Schlag verbindet den westlichen Teil, eine dritte von Kirchschlag nach Ungarbach den östlichen Teil der Hochfläche mit dem Thalgrund. Die Aussicht ist von fast allen höher gelegenen Punkten des Ländchens eine reizende, insbesondere vom Wandersteg, der von Schönau nach Hochneukirchen führt, einem uralten Ort mit wehrhafter Kirche, von Hartmannsdorf westlich von Hochneukirchen und vom Kirchdorf Gschaid am Fuße des 794 m. hohen Schneiderriegels. Aber am allerlohnendsten ist der Rundblick von der neuestens mit einer Aussichtswarte

ausgestatteten Kuppe der „Hutwisch“ (879 m.), östlich von Hochneukirchen; man schaut — und besonders anziehend ist der Wechsel und die malerische Gruppierung der Bilder des Mittelgrundes — auf der steirischen Seite bis an die Berge bei Riegersberg, auf der ungarischen Seite über den Neusiedlersee hinüber, endlich auf der österreichischen Seite im Westen über den „Wechsel“ mit seinen Vorbergen und im Norden über die ganze „bucklige Welt“.

Die Cedern auf dem Libanon.

Von Dr. Leo Anderlind.[1]

In der Mitte Syriens laufen die zwei Hauptgebirgszüge des Landes, der Libanon und Antilibanon, nur durch das 2—3 Stunden breite Thal der Bekaa (Cölesyrien) voneinander getrennt, in der Richtung von Nordost nach Südwest ungefähr 100 Km. fast parallel nebeneinander. Beide Gebirgszüge bestehen in der Hauptsache aus Kreidekalk; an mehreren Stellen ist derselbe von Gesteinen eruptiven Ursprungs (Melaphyren) durchbrochen. Wie aber der höchste Gipfel des Libanon, der Tismarun (3212 m.), den höchsten Gipfel des Antilibanon, den großen Hermon (2860 m.), nicht unbeträchtlich überragt, so ist der ganze Gebirgszug des Libanon massiger und fast durchgängig höher aufgebaut als der des Antilibanon.

Indes nicht blos durch seine majestätischen Formen übertrifft der Libanon den Antilibanon, sondern auch dadurch, daß er, obschon er im allgemeinen den Eindruck der Kahlheit macht, doch noch mehr Waldwuchs aufzuweisen hat als der Antilibanon. An den Westhängen des unteren Libanon, bei Beirut, finden sich besonders Pinien (P. pinea), teilweise sogar in geschlossenen Beständen, bei Tripolis die Seestrandskiefer (P. halepensis), an den Osthängen des unteren Libanon da und dort, vornehmlich zwischen Der el Achmar und Aineta und in nordöstlicher Richtung davon, als Niederwald oder Schneidelwald behandeltes Laubholz (vorzüglich zwei Eichenarten, dann Terebinthe [Pistacia Terebinthus, arabisch Butm] 2c.). Ja an drei Stellen kommt auch noch die Ceder (Cedrus Libani, arabisch Ahrs) vor, nämlich: 1. Bei Baruk, etwa 30 Km. südöstlich von Beirut; hier stehen die Cedern, wie ich hörte, nicht geschlossen, sondern vereinzelt. 2. 6 Km. ostsüdöstlich von Bscherre. 3. Etwa 30 Km. nördlich von dem letztgenannten Orte. Freilich sind dies im Vergleiche zu den in den Zeiten David's und Salomo's vorhanden gewesenen ausgedehnten Cedernwäldern nur sehr unbedeutende Partien.

Infolge des großen Gebrauchswertes des Holzes der Ceder, „des Baumes Gottes“, wie ihn der Psalmist nennt, wurden die Cedernwälder schon in früher Zeit stark angegriffen. Aus Cedernholz schnitzte man Götzenbilder (Jes. 44, 14 ff.); Cedernholz verwendete die Stadt Tyrus zu Masten und zur Herstellung von Kisten (Hesek. 27, 5. 24), David zum Bau seines Wohnhauses auf Zion (2. Sam., 5, 11). Einen geradezu vernichtenden Angriff auf einen unzweifelhaft großen Teil der damals noch vorhandenen Cedernwaldungen unternahm Salomo mit Hülfe des ihm befreundeten Königs Hiram, in dessen Besitz um diese Zeit der Libanon war. Ich nenne diesen Angriff vernichtend, weil an eine Verjüngung der abgetriebenen Bestände niemand dachte. Nach 2. Chron. 2, 17. 18 sandte Salomo 153,600 Mann zur Fällung und Abbringung von Cedernholz nach dem Libanon: 80,000 Holzhauer, 70,000 Holzträger und 3600 Aufseher, lauter Nichtisraeliten, Fremdlinge. Letzteres geschah entweder, weil die Israeliten es verschmähten, derartige Holzarbeiten zu verrichten, oder, was wahrscheinlicher ist, weil sie, wie heute noch, im allgemeinen zu derartigen Arbeiten körperlich zu schwach waren. Zu dieser Zahl Leute kamen noch die zum Teile aus Giblims (Leuten von Dschebeïl am Libanon) bestehenden Holzhauer des Königs Hiram, um deren Stellung Salomo letzteren gebeten hatte (1. Kön. 5, 6. 18). Das Holz wurde hinab ans Meer geschafft, auf Schiffe geladen und nach Joppe (Jaffa) geführt, von wo es Salomo hinauf nach Jerusalem bringen ließ. Das Holz diente zur Erbauung und Ausstattung des berühmten Salomonischen Tempels, eines Wohnhauses für Salomo und eines solchen für sein Weib, die Tochter des Pharao, einer Gerichtshalle und zur Anfertigung einer herrlichen Sänfte für Salomo. Dabei wurden unglaubliche Holzmassen verbraucht (1. Könige, Kap. 6 und 7). In jener Zeit hatte in Jerusalem so viel Cedernholz bei Herstellung von Gebäuden 2c. Verwendung gefunden, daß über die Stadt gesagt wurde: „Die du jetzt im Libanon wohnest und in Cedern nistest“ (Jer. 22. 23).

Die Angriffe auf die Cedernwälder wurden nach der Zeit Salomo's fortgesetzt. An Stelle des zerstörten ersten Tempels errichtete man einen neuen, allerdings weniger prächtigen, aus Cedernholz vom Libanon (Esra, 3, 7 und 6, 3). Auch müssen fremde Eroberer des Libanons bedeutende Verwüstungen in den Cedernwäldern angerichtet haben, da Jesaias über den Untergang des Königs zu Babel „die Tannen (Kiefernarten und Cypressen) und die Cedern auf dem Libanon sich freuen“ und sagen läßt: „weil du liegest, kommt niemand herauf, der uns abhaue“. Indes scheint es, daß schon zur Zeit des Jesaias die Zerstörung der Cedernwälder in der Hauptsache vollbracht war, denn Jesaias (33, 9; siehe auch 10, 34) schreibt: „Das Land liegt kläglich und jämmerlich, der Libanon steht schändlich zerhauen“. Dies schließt nicht aus, daß da und dort einige Cedernwälder von der Zerstörung zunächst noch verschont blieben und erst in späterer Zeit zur Fällung gelangten. So konnte das Getäfel des Daches der jüdischen Synagoge zu Toledo, welche erst unter der

[1] Auf Wunsch des Verfassers aus der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung“ hier abgedruckt.

Herrschaft der Gothenkönige erbaut wurde, noch aus Cedernholz hergestellt werden.

So erklärt es sich, daß uns nicht mehr als die oben bezeichneten kleinen Partien von Cedern überkommen sind.

Ich besuchte am 23. Oktober 1884 den oben an zweiter Stelle erwähnten, kleinen Cedernwald bei Bscherre und berichte zunächst die Ergebnisse des Befundes, um denselben sodann noch einige Vorschläge folgen zu lassen.

Das Cedernwäldchen bestockt einen Teil eines hügeligen, nur nach Westen, in der Richtung nach Bscherre offenen Gebirgskessels. Die völlig kahlen Ränder des letzteren erheben sich etwa 1000—1140 m. über den Grund des Kessels; der dem Wäldchen zunächst liegende Teil des Randgebirges ist der 3063 m. hohe Dahr el Kodieb. Das Cedernwäldchen selbst steht 1925 m. über dem Meere. Man hat ersteres neuerdings in der Hauptsache mit einer hohen, unübersteigbaren Mauer umgeben und an derselben zwei Thore angebracht. Der Boden, welchen das Wäldchen bedeckt, besteht aus sieben, 5 größeren, und 2 kleineren Hügeln, eine kleine Anzahl Cedern innerhalb der Mauer steht jedoch nicht auf einem Hügel des Kesselgrundes, sondern am Fuße des hier steil abfallenden Dahr el Kodieb. Außerhalb der Mauer finden sich nur acht Cedern. Der aus Kreidekalk bestehende Boden ist auf der steilen Nordseite der großen, nordwestlichen Bodenerhebung mit Gesteinsbrocken bedeckt. Im übrigen kommen Steine an der Bodenoberfläche nicht so häufig vor. Auf den Hügelrücken überlagert, wenigstens da, wo die Bäume geschlossen stehen, eine Mineralerde und Humusschichte das Grundgestein. Dies gilt mehr oder weniger auch von den meisten Hügelhängen; selbst an dem steilen Hange des Nordwesthügels findet sich einiger Humus zwischen den Steinen.

Auf diesem Hügel steht, beiläufig bemerkt, im Schatten der Cedern eine kleine maronitische (römisch-katholische) Kapelle.[1]

Im Habitus ähnelt die Libanonceder einigermaßen der Tanne, die Aeste stehen fast horizontal und die Kronen sind, bei hohem Alter der Cedern, nicht selten tellerförmig. Die Borke dagegen gleicht derjenigen der Kiefer und Lärche. Die Nadeln und Zweige haben große Aehnlichkeit mit denen der Lärche, sind jedoch wintergrün. Die Ceder ist nur wenig dichter benadelt als die Lärche, scheint mir daher auch ebenso lichtbedürftig zu sein als diese. Wo die Cedern gruppenweise und geschlossen stehen, machen sie zwar nach außen sehr lange, starke und ausgebreitete Aeste; im Innern der Gruppe aber finden sich keine oder nur abgestorbene Aeste. Im Schlusse erwachsen, stellen die Cedern meist schöne, gerade, aber wenig schlanke Stämme dar; schlank sind diese deshalb nicht, weil sie sehr stark, nicht aber sehr hoch werden. Ueber 25 m. hoch dürfte keine sein; die meisten erreichen nur eine Höhe von 14 bis 22 m.; eine Anzahl Bäume bleibt noch unter dieser Höhe.

Die Stärke der ältesten Bäume, deren Alter manche auf 3000 Jahre schätzen, ist sehr beträchtlich. Ich habe noch keine stärkeren Bäume gesehen. Schon war ich geneigt, die alte, nahe beim Roßmarkte in Damaskus stehende Platane, welche nach meiner Messung, 1.10 m. über dem Boden, etwa 11 m. im Umfange hat, für den stärksten Baum Syrien's und Palästina's zu halten. Da wurde ich im Cedernwalde eines andern belehrt. Die stärksten Cedern finden sich in der Nähe der Kapelle. Die Königin unter ihnen steht wenige Schritte nördlich von der Kapelle an dem steilen Hange. Meine Messung ergab in Brusthöhe einen Umfang von 14.56 m. Den Durchmesser des unteren Teiles der Baumkrone schätze ich auf 50 Schritte.

Solcher alten, besonders starken Bäume gibt es sieben. Wenn dieselben nicht einen so bedeutenden Eindruck auf den Beschauer machen, als dieser, von dem hohen Alter und großen Stärke der Bäume unterrichtet, erwartet, so liegt dies daran, daß die Stämme nur eine mäßige Höhe erreichen und überdies schon zwei bis vier Meter über dem Boden sich veräfteln.

Dieselbe Erscheinung, welche bei der Amalientanne (Abies Reginae Amaliae, *Heldreich.*) in Griechenland vorkommt, und welche ich an einer Fichte im Wildgarten zu Doppelburg, bei Teplitz, in Böhmen, im Herbste 1879 beobachtete (vgl. meinen Brief „Aus Griechenland" in der „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung" von 1883), habe ich auch an der Ceder wahrgenommen. Aus zwei rechtwinkelig vom Stamme abstehenden Aesten war je ein junger Stamm etwa 7—8 m. hoch kerzengerade emporgewachsen. Der Baum mit diesen Astsprößlingen gehört zu den sieben stärksten und mißt in Brusthöhe 9.58 m. im Umfange.

Alte Zapfen habe ich nicht einen einzigen zu sehen bekommen, weder an den Bäumen, noch am Boden. Dagegen fand ich einige Bäume, welche wenige Tage vor meiner Ankunft in Blüte gestanden haben mußten.

Die von mir vorgenommene Zählung der Stämme ergab die Zahl 397. Davon waren 24 unterdrückte, deren keiner mehr als 7 m. Höhe und in Brusthöhe 60 cm. Stärke hatte. Außerdem war es bei 6 Stämmen, von denen je zwei so dicht beieinander standen, daß sie sich berührten und einen Meter und mehr über dem Boden an der Berührungsstelle zusammengewachsen waren, zweifelhaft, ob sie sechs oder nur drei selbständige Bäume darstellten. Nehme ich letzteres an und ziehe ich außerdem von der Ziffer 397 die 24 unterdrückten ab, so stellt sich die Zahl der herrschenden Cedernbäume auf 370.

Die Frage, ob die Zahl der Cedern bei Bscherre im Laufe der letzten Jahrhunderte zu- oder abgenommen habe, ist im allgemeinen zu Gunsten der Zunahme zu entscheiden. Der Arzt und Botaniker Rauwolff, welcher im Jahre 1573 die Cedern zählte, fand nur 24, während der

[1] Der Libanon ist bis auf einige Tausend zur mohamedanischen Religion sich bekennende Drusen ganz von Christen (Maroniten) bewohnt, deren Zahl etwa 250,000 betragen dürfte.

Reisende Burkhardt im Jahre 1810 300 kleine, 50 mittelgroße und 25 sehr große, im ganzen also 375 zählte. Fast die gleiche Zahl ergab eine Auszählung, welche der Stuttgarter Geologe Fraas mit seinen Begleitern im Jahre 1874 vornahm.[1] Da meine Ermittelung einschließlich der unterdrückten Stämme und Zwieslinge 397 Stämme ergab, so ist für die letzten 300 Jahre eine wesentliche Zunahme festzustellen und für das laufende Jahrhundert nur bei Hinweglassung der 24 unterdrückten Stämme, eine nicht nennenswerte Abnahme.

Leicht wäre es jetzt, wo sämtliche Cedern, mit Ausnahme von acht, mit einer Mauer umgeben sind, die von der Mauer umschlossene Fläche, welche gegenwärtig nur etwa zur Hälfte mit Cedern bestockt ist, völlig zu besamen und das Cedernwäldchen zu schützen, zu pflegen und ordentlich zu behandeln. Man brauchte nur, da im Orient hierzu geeignete Personen fehlen, einen tüchtigen deutschen Waldaufseher anzustellen und ihm im Cedernwäldchen eine Wohnung zu errichten. Die Thore wären dann zu verschließen und die Schlüssel dem Aufseher mit dem Auftrage zur Verwahrung zu übergeben, nur zum Eintritte befugte Personen, insbesondere auch fremde Besucher, einzulassen. Eine regelrechte Verjüngung des Waldes auf natürlichem oder künstlichem Wege ist erst dann möglich, nicht gegenwärtig, weil aller Nachwuchs, jede Kultur, von Weidevieh (Ziegen, Schafen, Rindvieh), welches durch die dermalen stets offenen Thore in das Wäldchen gelangt, vertilgt wird. Ich habe am Boden des Wäldchens zwar viele einjährige Pflanzen, aber keine einzige mehrjährige gefunden. Außer für Herstellung einer Wohnung für den Waldaufseher wären besondere Geldmittel zur Verwirklichung meines Vorschlages nicht flüssig zu machen. Der Gehalt des Aufsehers kann leicht aus dem Ertrage des Cedernwaldes bestritten werden. Abgesehen von den sieben ganz alten starken Cedern könnten die übrigen dann allmählich zur Fällung gelangen. Nehmen wir einen 70-jährigen plänterweisen Umtrieb für das Wäldchen an, so könnten jährlich 5 größere Bäume genutzt werden. Für eine Ceder im Gewicht von nur 2000 Kgr. erhält man im Cedernwalde leicht 400 Mark, wahrscheinlich aber mehr; denn in Beirut zahlt man jetzt schon etwa 80 Mark für 200 Ocka (à 1.282 Kgr.) cedernes Astholz. Der Erlös für fünf Bäume bezifferte sich sonach mindestens auf 2000 Mk. Dazu käme der Ertrag aus dem Samen. Mit wachsendem Umfange des Waldes und zunehmender Vollkommenheit der Bestände würden sich die Erträge noch namhaft erhöhen, so daß die Bestellung eines Waldaufsehers auch vom blosen finanziellen Gesichtspunkte aus ratsam erscheint.

Vielleicht gelänge es dann auch, bei Anwendung weideausschließender Maßnahmen das sterile Weideland außerhalb der Mauer im weiteren Umkreise des Cedernwäldchens mit Cedern wieder zu bestocken und zunächst ein Revier, weiterhin ganz große Cedernwaldgebiete herzustellen und so vom Cedernwalde bei Bscherre aus nach und nach die dermaligen öd und nackt daliegenden Teile des Libanons wieder zu bewalden, was sich nicht blos vom forstfinanziellen, klimatischen und ästhetischen, sondern ganz besonders auch vom landwirtschaftlichen Gesichtspunkte empfehlen würde, weil die Fruchtbarkeit, insbesondere der Quellen- und Wasserreichtum des Libanongebietes, der Bekaa und des Orontesthales dann unzweifelhaft bedeutend zunehmen würde.

Zur Erreichung dieses Zieles halte ich indes den Unterbau schattenertragender Holzarten, etwa des wilden Johannisbrotbaumes (arabisch Karubh), der Wallnuß (arab. Dschaus), Quercus ilex ꝛc. ꝛc. unter die Cedern, also die Anlage dichter Unterbestände, durchaus für erforderlich, soll anders der Wald die wichtige Aufgabe, eine möglichst große Menge meteorischen Wassers festzuhalten und nur ganz allmählich wieder abfließen zu lassen, voll und ganz erfüllen.

Bei dem hohen Gebrauchswerte des Cedernholzes, welches nicht blos alle anderen Holzarten durch seinen feinen, von ätherischem Oele herrührenden Duft übertrifft, sondern auch, wie das Holz der namentlich auf dem cilicischen Taurus (Kleinasien) wachsenden Gabraniceder, sich nicht wirft und wie dieses wurmfrei ist, lohnte es sich wohl, in den den Gegenden des oberen Libanons klimatisch ungefähr gleich stehenden süd- und mitteldeutschen Mittelgebirgen größere Anbauversuche mit dieser Holzart zu machen. Daß die Ceder in den mäßig warmen Gegenden Europa's gut gedeiht, beweisen die aus Samen vom Libanon erzogenen Cedern in England, im botanischen Garten zu Paris (für welchen Tournefort im Anfange des 18. Jahrhunderts den Samen vom Libanon mitbrachte) und die 37 m. hohe Libanonceder bei Genf. Da ein schätzenswerter Landsmann von uns, Ingenieur Ernst aus Sachsen, der die Straße von Tripolis über Homs, Hamma, hierher nach Aleppo baut, nur eine Tagereise vom Cedernwalde zu Tripolis in Syrien wohnt, so kann man bei gehöriger Bezahlung durch dessen Vermittelung unzweifelhaft echten Samen, bezw. Zapfen, vom Cedernwalde bei Bscherre beziehen.

Der Golfstrom und das Klima von Norwegen.

In unserer Nr. 29 vom 19. Juli 1886 war unter der Ueberschrift „Ein Vorschlag zur Verbesserung des Klima's der Ostküste der Vereinigten Staaten" ein Plan besprochen, welcher in Amerika erdacht, durch Absperrung der Straße von Belle Isle zwischen der Nordspitze von Neu-Fundland und der Küste von Labrador das Klima der Ostküste der Vereinigten Staaten entlang zu verbessern dienen soll. Der

[1] Nach vom Rath, „Durch Italien und Griechenland nach dem heiligen Lande." 2. Band, 1882. S. 285.

Verfasser bringt bei Besprechung der Wirkungen, welche man sich von diesem Werke erhofft, zugleich die Besorgnis zum Ausdrucke, es könnten sich diese Wirkungen möglicherweise bis Skandinavien erstrecken, und er scheint insbesondere zu meinen, es sei der Golfstrom die Ursache des milden Klima's jener Reiche. Einsender dieser Zeilen erfuhr bei verschiedenen Anlässen, wie jene Meinung keineswegs vereinzelt dasteht, vielmehr von der großen Menge geteilt wird; es dürfte daher eine nähere Besprechung der thatsächlichen Verhältnisse von einigem Interesse sein.

Der Golfstrom ist sicherlich eine ganz gewaltige Erscheinung. Indem er aus der Straße von Florida strömt, nordöstlich vor Kap Hatteras vorüberläuft und gegen Neu-Schottland hinüberzieht, zieht er buchstäblich so, wie Tegnér sagt, „auf eigener Welle durch das Meer." Gleich einem plattgedrückten Schlauche (Wurst, norweg. polse) im Meere liegend, unterscheidet er sich dennoch sowohl in Temperatur und Wellenschlag, als auch in Farbe so deutlich von dem umgebenden Meerwasser, daß man beim Eintritte in den Golfstrom vom Schiffe aus die Grenzen längs der Schiffswand gegen Achter vorüberziehen sehen kann. Seine Schnelligkeit beträgt selbst in der Florida-Straße nicht mehr als beiläufig vier Knoten und nimmt nach und nach in dem Maße ab, in welchem er sich ausbreitet. Er trifft bei Neu-Fundland auf den kalten Strom, welcher aus Norden teils westlich von Grönland durch die Davisstraße, teils östlich von Grönland an Island vorüber kommt. Die Mengung des kalten Wassers mit dem warmen erzeugt die berüchtigten, an den Bänken Neu-Fundlands herrschenden Nebel. Von hier an hat der Golfstrom, als solcher, seine Rolle sozusagen zu Ende gespielt. Seine abgekühlten Gewässer mengen sich mit denen des Atlantischen Meeres und unterliegen mit diesem den aus anderweitigen Ursachen veranlaßten Bewegungen, und man darf annehmen, daß bereits vor der Hälfte der Strecke zwischen Amerika und Europa jede Spur des Golfstromes sich verloren hat.

So ist denn der Golfstrom ein Vollblut-Amerikaner, der Norwegen nichts angeht. Doch wäre man beinahe versucht, zu sagen: „diese haben selbst einen eigenen Golfstrom", und da wir einmal auf dem Thema der Meeresströmungen uns befinden, so wollen wir ein paar Worte jener norwegischen Strömung widmen, welche, insbesondere was Farbe und Temperatur betrifft, zwar minder ausgeprägt ist als der Golfstrom, aber dennoch in anderen Beziehungen demselben sehr gleicht. So beginnt denn auch der norwegische Strom, indem er in einer Bucht ein- und aus ihr austritt, worauf er ostwärts der Nordküste Jütlands entlang läuft, sodann den schwedischen Scheeren entlang nordwärts abbiegend bis Faerder fließt und nachdem er außerhalb der Mündung des Christiania-Fjords westwärts gedrängt wird, seinen großen Lauf längs der ganzen Küste Norwegens fortsetzt. Seine durchschnittliche Breite beträgt drei Meilen (zwischen zwei und fünf Meilen vom Lande) und obgleich er durch Sturm oder andauernde aus der nämlichen Weltgegend wehende Winde stark beeinflußt werden kann, läuft er dennoch mit großer Regelmäßigkeit und nicht geringer Schnelligkeit. Diese wurde einmal bei ruhigem Wetter außerhalb der Küste von Bergen mit $3\frac{1}{2}$ Knoten gemessen, also nicht um vieles verschieden von der Schnelligkeit des Golfstromes im Norden der Straße von Florida. Nachdem er Stadt passiert hat, liegt er etwas weiter von der Küste ab und verbreitert sich.

Aber es handelt sich um das Klima von Norwegen, welches wir besprechen wollen. Das unter südlicheren Breitegraden erwärmte Wasser des Atlantischen Meeres bewegt sich langsam aber stetig gegen Norden und legt sich ostwärts jener oben besprochenen Masse kalten Wassers vor, welche, an Jan Mayen, Island und Grönland vorüber südwärts gegen Neu-Fundland zieht und sich endlich zwischen den Golfstrom und die Ostküste Nordamerika's einkeilt. Das warme, nordwärts ziehende Wasser, schützt daher Europa's Westküste, erfüllt die Nord- und Ostsee, bespült die Küste von Norwegen, ergießt sich über das seichte Plateau zwischen Norwegen und Spitzbergen und keilt sich endlich zugespitzt in die Polargewässer westlich bei Spitzbergen ein. Mitten im nördlichen Teile des Atlantischen Meeres, westlich von Norwegen, liegt die Grenze zwischen der warmen östlichen und nordwärts ziehenden und der kalten westlichen, gegen Süden fließenden Wassermasse ziemlich scharf ausgeprägt, so daß man an einer bestimmten Stelle der Oberfläche 10—11° C. finden kann und bis auf 400—500 Faden Tiefe gehen muß, bevor man auf eiskaltes Wasser trifft, während man ganz nahe westwärts an der Oberfläche 2° C. und schon in einer Tiefe von 10—15 Faden eiskaltes Wasser findet. Die Ursachen des milden norwegischen Klima's liegen in dem Umstand, daß Norwegen erstens viele große und tiefe Fjorde besitzt, daß zweitens diese Fjorde entweder innerhalb oder außerhalb ihrer Mündungen durch Bänke oder Barrieren geschlossen sind, welche bis auf 100 Faden unter den Wasserspiegel reichen, und daß drittens das vorher besprochene und die norwegischen Küsten schützende Meer im Sommer eine Temperatur von 11—12° C. besitzt. Diese Temperatur nimmt gegen die Tiefe in der Weise ab, daß das Wasser bei 100 Faden Tiefe noch 7° Wärme hat und man erst bei einer Tiefe von 300—500 Faden 0° findet. Der oben besprochenen Barriere wegen vermag blos die obere, 7° warme Wasserschichte überzurinnen und die Fjorde zu füllen, woher es denn kommt, daß das Wasser auf dem Grunde des beinahe 700 Faden tiefen Sogne-Fjord 7° Wärme besitzt, während es außerhalb der Bank im Atlantischen Meere schon bei einer Tiefe von 300 Faden die Kälte des Eises hat.

Die nämlichen Erscheinungen zeigen sich in allen Fjorden und je nachdem das Wasser die Eigenschaft besitzt, ohne selbst in Temperatur verhältnismäßig zu- oder abzunehmen, große Mengen von Wärme sowohl aufnehmen als abgeben zu können, so übt dies einen so mächtig

temperierenden Einfluß. Die mit warmem Wasser erfüllten Fjorde sind die Oefen, welche die norwegischen milden Winter und die eisfreie Küste Norwegens schaffen.

Nichts an diesen Verhältnissen erfährt übrigens eine Aenderung, wenn die Amerikaner die Straße von Belle Isle verstopfen. Es bringt dies also keine Gefahr, wohl aber dürfte es für alle Küstenstriche ringsumher in der St. Lorenz-Bucht eine bedeutende Verbesserung des Klima's zur Folge haben. Ist der Plan einmal gefaßt, so dürfte seine Ausführung kaum mehr lange auf sich warten lassen. W.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Hydrographie des oberen Webi. Auf der ausgedehnten Somali-Halbinsel in Afrika hat die Geographie zwei wichtige hydrographische Probleme zu lösen, dasjenige des Webi und das des Jubb oder Jubba. Wir wollen uns hier nur mit dem ersteren beschäftigen. Schoa, Guraga und Harrar werden im Süden und Südosten durch eine Hochebene begrenzt, welche in südöstlicher Richtung gegen den Indischen Ozean abfällt. Diese Konfiguration des Landes bestimmt den Fall und die Richtung der Flüsse. In den Gebieten, welche von den Itu-, Ennia- und Arussi-Gallas bewohnt werden, sprechen die Eingeborenen von zwei gewaltigen Strömen, welche parallel zu einander von Nordwest nach Südost fließen. Der kleinere von beiden, der Wabi, liegt nördlich von dem anderen, welcher den Namen Webi führt und von zahlreichen Nebenflüssen gespeist werden soll, die ihm von links zukommen, und in welchen auf der Grenze zwischen den Gallas und den Karanle-Somali (etwa unter dem Punkte, wo sich der 6.° n. Br. und der 43.° ö. L. schneiden) ein großer Nebenstrom (der Wabi-Erer) münden soll, worauf er das Somali-Land bis zur Sansibar-See durchlaufe. Er kommt aus einem See in Guraga und fließt erst südwärts, dann südöstlich. Der Wabi soll auf den Abhängen der Itu-Berge entspringen und sich mit dem Webi vereinigen, worauf der vereinigte Strom den Namen Schebeli oder Leoparden-Fluß annimmt. Es erscheint sehr wahrscheinlich, daß der Uaira oder Waira, ein großer 1878 von Chiarini in Guraga entdeckter und von ihm unter 8° n. Br. und 39° ö. L. zweimal überschrittener Strom, der Oberlauf des Webi ist, und daß beide einer und derselbe Strom mit dem Webbe Schebeyli sind, über welchen die Gebrüder James etwa unter 5° 30′ n. Br. und 49° 20′ ö. L. kamen. Chiarini sagt ausdrücklich, der Waira-fließe nicht südwärts, um sich in den Gibié zu ergießen, sondern in einer ostsüdöstlichen Richtung bis über den 40.° ö. L. und ungefähr 10° 30′ n. Br. hinaus. Der Wabi wiederum nimmt, nachdem er das Gebiet der Itu in einer südöstlichen Richtung durchströmt hat, von der linken Seite her den Niederschlag und Ablauf des Bergsystems der Gara Mulata mittelst eines Zuflusses namens Ramis auf. Die Gewässer des Gara Konkuda-Systems werden durch den Fluß Erer gesammelt, welcher direkt nach Süden fließt und die Grenze zwischen den Ennie und den Ogades bildet, bis er sich mit dem Webi vereinigt. Der Hauptfluß im Lande der Ogades führt bei den Eingeborenen den Namen Faf oder Fafan, soll auf den östlichen Abhängen des Gara Konkuda entspringen und in den Wabi fließen. Der Behauptung seiner Vereinigung mit dem Wabi widersprechen jedoch die Ergebnisse der Expedition der Gebrüder James, welche behaupten, er verliere sich nach Süden hin in eine Reihefolge von Sümpfen und Morästen. Es gibt aber noch einen anderen Strom in dieser Region, dessen Lauf erst erforscht werden muß, ehe die Hydrographie des Landes genügend aufgeklärt werden kann. Dieser Strom ist unter dem Namen Nagobba bekannt und soll seine Gewässer in diejenigen des vereinigten Wabi-Erer ergießen, ehe derselbe in den Webi einmündet. Er dürfte mit dem Dokta identisch sein, der auf den östlichen Abhängen des Gara Konkuda entspringt, aber als einer der vier bedeutendsten Zuflüsse des Fafan erwähnt wird. (Nach Professor Dr. Paulitschke, in den Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, 1886, S. 207—214.)

* Das Neueste über Tasmanien. In einer der jüngsten Sitzungen des Royal Colonial Institute in London hat Herr W. L. Dobson, der Oberrichter von Tasmanien, einen Vortrag gehalten über „Tasmanien, wie es ist“. In der Einleitung dazu schilderte er im allgemeinen die Geschichte und die physischen Verhältnisse dieser entfernten Kolonie, welche er „eine der anziehendsten des britischen Reiches“ nennt. Er betrachtet es für ganz unbezweifelbar, daß diese heutige Insel seinerzeit einen Teil des Festlandes (Südost-Australien) bildete und daß die Inseln in der Baßstraße nur die Gipfel einstiger Bergketten sind, welche im Westen die Bergketten des Kap Otway mit den westlichen Gebirgen von Tasmanien (Van Diemensland) und im Osten Wilsons Vorgebirge mit den östlichen Bergketten von Tasmanien verbanden. Diese Insel ist etwa dreiviertelmal so groß wie Irland, hat einen Flächenraum von ungefähr 16 Millionen Acres und eine Bevölkerung von etwas mehr als 130,000 Seelen. Hobart oder Hobarttown, die Hauptstadt, hat beiläufig 25,000, Launceston, im Norden, gegen 15,000 Einwohner. Die Kolonie ist größtenteils bergig. Im Mittelpunkt der Insel liegt eine ziemlich flache und offene Hochebene, ungefähr 1000 Fuß über dem Meer, welche den großen Weidegrund der Kolonie bildet; an allen übrigen Orten haben die Ansiedler zum größten Teil mit einem mehr oder minder dichten Hochwald zu kämpfen. Die Bodenbeschaffenheit ist äußerst mannigfaltig und verschieden; an einigen Stellen ist der Boden dem besten gleich, den man nur an den fruchtbarsten Punkten der ganzen Erdoberfläche finden kann, während er an anderen Stellen nur öde Wüste ist (wie z. B. das Land an der Westküste, das den beständig

vom Ozean hereinwehenden Weststürmen ausgesetzt ist). Das Klima eignet sich vorzüglich für die Konstitution der Eingeborenen der britischen Inseln. Die mittlere Temperatur ist in der winterlichen Jahreshälfte 8,3° C., im Sommer 16,6° C.; Diese Temperatur, welche etwas wärmer ist als diejenige von England und mehr derjenigen von Jersey gleicht, gestattet europäisches Obst in Menge zu züchten. Die Sterblichkeitsziffer von 1884 war nur 15.50 per Tausend, also bedeutend günstiger als diejenige von England, wo die jährlichen Sterbefälle im Mittel über 21 per Tausend betragen. Bei Besprechung der Ureingeborenen der Insel wies Herr Dobson nach, daß dieselben eine von den dermaligen Eingeborenen und Wilden von Festland-Australien ganz verschiedene Rasse waren, denn die Tasmanier waren eine wollhaarige Rasse mit dicken wulstigen Lippen und mächtigen Gliedmaßen, die Männer oft über sechs Fuß hoch, während die Australier von einer glatthaarigen, kleinen, hageren Rasse mit schwachen Gliedmaßen sind. In den früheren Zeiten der Kolonie kam eine ganze Reihe von solchen Ereignissen und Vorfällen vor, wie man sie da nicht anders erwarten kann, wo eine ziemlich gesetzlose und verworfene Bevölkerung mit den einfachen und arglosen ursprünglichen Einwohnern eines Landes in Berührung gebracht wird. Als sich im Jahre 1835 der Rest der Ureinwohner, nur noch 200 Köpfe stark, der Regierung unterwarf, wurde er nach der Flinders-Insel in der Baßstraße verbracht, wo aber dieser Rest, obwohl man ihn gut in Häusern untergebracht, ernährt, gepflegt und sonst versorgt hatte, rasch an Kopfzahl abnahm. Im Jahre 1847 waren diese Leute auf 12 Männer, 22 Weiber und 11 Kinder zusammengeschmolzen und wurden nach Tasmanien zurück- und in Oyster-Cove, nahe bei der Mündung des Derwent-Flusses, untergebracht. Sie kehrten aber nur zurück, um zu sterben, sie hatten sich alle dem Trunk ergeben und überdies alle körperliche Anstrengung verlernt. Der letzte Mann dieser Rasse, William Lamoé, starb 1869, 34 Jahre alt, und endlich starb am 8. Mai 1876 mit einem Weibe, Truganini, die ganze Rasse aus. Ein Wörterverzeichnis, welches ungefähr 2000 Worte der Sprache der verschiedenen Stämme umfaßt, ist zwar erhalten worden, allein selbst mit Hülfe von diesem können die Ethnologen nicht genau ermitteln, woher die Tasmanier ursprünglich kamen oder welcher Rasse sie unmittelbar verwandt waren. Herr Dobson selbst ist der Ansicht, sie näherten sich mehr den Papuas von Neu-Guinea als irgend einer anderen Menschenrasse. Nachdem er ziemlich ausführlich die Verwaltung, die Erzeugnisse und den Mineralienreichtum Tasmaniens geschildert, verbreitete sich Herr Dobson noch über das dort herrschende Erziehungssystem, welches in einem ziemlich befriedigenden Zustand zu sein scheint, und schloß mit einigen Bemerkungen und Winken über die Aussichten, welche das Land den etwaigen Kolonisten darbietet.

* **Needham's Reise behufs der Lösung der Frage des San Po in Indien.** Die anglo-indische Zeitung „The Englishman“ vom 6. Februar ds. Js. enthält den Bericht über einen Forschungsausflug des Herrn T. F. Needham und einer kleinen Gesellschaft, welche vom nordöstlichen Winkel des Assamthales nach Tibet gegangen und vor Kurzem davon zurückgekehrt war. Herr Needham, der politische Agent von Sadiya, im Bezirke Lakhimpur, brach am 12. Dezember 1885 von der nordöstlichen Grenze des Bezirks auf in Begleitung des Kapitäns Molesworth, des Befehlshabers der Grenzpolizei. Sie hatten bei sich vier Ordonnanzen ohne Waffen und einen sehr bekannten Kampti-Häuptling, namens Chowsa, der ihnen als Führer diente, sowie 20 Kulies. Sie nahmen ihren Marsch dem Brahmaputra-Thal entlang in der Absicht, sich womöglich bis nach Tibet hinein vorzuwagen und die Frage des San Po zu lösen. Die Reise vollzog sich beinahe ganz auf dem Gebiete der Mischmi- und Digaru-Mischmi-Stämme und ließ die wilden Stämme der Abors im Westen liegen. Ueber die Einzelheiten dieser Reise werden wir erst Näheres erfahren, wenn der Bericht des Hrn. Needham erschienen sein wird. Es genügt, hier zu sagen, daß die Expedition unterwegs auf keine bedeutenden Schwierigkeiten stieß und die Stämme nur sehr wenig geneigt waren, ihr die Transportmittel zu liefern. Herr Needham ist ein Mann von vollendeter Erfahrung und hat sich bereits mehrfach dadurch ausgezeichnet, daß er sich friedlich in die Dörfer jenseit der Grenze wagte, wohin noch niemals ein Europäer gedrungen war, wenn nicht an der Spitze bewaffneter Abteilungen. Durch seine ruhige Gewandtheit und Ausdauer und Dank der unschätzbaren Hülfe seines treuen Kampti Chowsa wurden die Transport-Schwierigkeiten möglichst schnell überwunden, und obwohl in einigen Dörfern sich ein Zaudern darüber zeigte, ob sie die Reisenden als geehrte Gäste behandeln oder niedermetzeln sollten, konnten diese doch ohne Unfall passieren, und die Grenze von Tibet wurde am 1. Januar erreicht. Auf der ganzen Reise folgte die Expedition zwar nicht den steilen Böschungen des Brahmaputra, verließ aber wenigstens dessen Thal nicht und bahnte sich ihren Weg durch die nur von kleinen Mischmi-Dörfern unterbrochenen halbtropischen Dschungeln. Bei der Annäherung an Tibet änderte sich das Aussehen des Landes merklich, und die Anhöhen waren nicht länger mit dichten Dschungeln bedeckt, sondern zeigten sich kahl, von immer zahlreicheren Feldern auf Terrassen durchsetzt, und an der Stelle der gewöhnlichen Buschwälder erschienen Fichten und Kiefern.

Sobald man die tibetanische Grenze erreichte, hörte der Einfluß Chowsa's als Führer und Beschützer der Expedition auf und in ihrem Vorstoß über die Grenze mußten unsere Forscher sich nur auf ihre eigenen Hülfsquellen verlassen. In der Ansicht, daß es besser sei, jeden Anschein von verborgenen Absichten zu vermeiden, wagten sich unsere Reisenden ruhig nach Tibet hinein und kamen bis auf

wenige Stunden dem ersten Ziele, das sie sich vorgenommen hatten, dem Dorfe Rima, nahe. Sie sandten einen Boten voraus, um die Behörden von ihrem Kommen zu benachrichtigen, setzten ihren Weg fort und befanden sich am 4. Januar nur noch eine Meile von Rima, als ihnen plötzliche Flintenschüsse und wildes Geschrei die Anwesenheit mehrerer um sie herum postierten chinesischen Pikets enthüllten. Das Gewehrfeuer scheint eher die kleine Truppe einzuschüchtern, als ihre Mitglieder zu töten beabsichtigt zu haben, obwohl eine Kugel ganz nahe an Herrn Needham's Kopf vorüberpfiff, und gleich darauf eine Patrouille von 20—30 Reitern Miene machte sie zu umzingeln. Es gelang weder den Versprechungen noch den Verwahrungen des Herrn Needham, sich die Erlaubnis zum Einzug in Rima zu verschaffen, und obwohl die Eingeborenen sich bis dahin ziemlich artig benommen hatten, bestanden sie doch darauf, daß die kleine Truppe unter der Bewachung einer Abteilung chinesischer Soldaten hier lagere. Da die Herren Needham und Molesworth die Unmöglichkeit erkannten, in die Stadt einzudringen, so beschlossen sie, während der Nacht mit ihren Begleitern zu entfliehen und den Rückweg nach Sadiya anzutreten. Die Wachmannschaft bekam aber Wind davon und verfolgte die flüchtige Expedition im Galopp, ließ sie aber, nach einigem Hin- und Herreden, ihren Weg fortsetzen. Nach einem vierzehntägigen ununterbrochenen Marsch erreichten die Reisenden wieder Sadiya.

Ueber die verschiedenen Punkte bezüglich der Ergebnisse der Expedition haben wir vorerst nur Vermutungen; allein Herr Needham wird sich hoffentlich nicht mit der blosen Veröffentlichung der geographischen und wissenschaftlichen Einzelheiten seiner Entdeckungen begnügen, sondern seiner Schilderung auch die Erzählung der ihm aufgestoßenen Schwierigkeiten und der Zeremonien einverleiben, denen er in den Mischmi-Dörfern angewohnt hat. Obwohl die Reisenden Rima nicht erreichten, haben sie uns doch sicher manches über diese halb tartarischen und halb chinesischen (?) Tibetaner mit ihren tartarischen Reitern, ihren chinesischen Waffen, ihren alten Luntenflinten mit Auflegegabeln 2c. mitzuteilen. Ueber alles dies müssen wir den Bericht des Herrn Needham und die nicht minder wertvolle Schilderung abwarten, welche Kapitän Molesworth ohne Zweifel an das „Intelligence Department" der indischen Regierung einsenden und die uns gewiß geographische Belehrungen von der höchsten Wichtigkeit geben werden. Der letzte Erforscher dieser Region ist der berühmte indische Pandit (Gelehrte) A. K., welcher das Land von der anderen Seite, vom Himâlaya her, betrat und den Fluß San Po bis zu dem Augenblick verfolgte, wo die Feindseligkeit der Abors ihn in die Notwendigkeit versetzte, sich von demselben zu entfernen und geradeaus ostwärts zu wandern, was ihn nach Rima führte. Er scheint das Land verlassen, ohne das Gebiet der Mischmis besucht zu haben, und infolge davon hat die gegenwärtige Expedition über jene leere Stelle auf den Landkarten, welche zwischen dem nordöstlichen Winkel der britischen Besitzungen in Assam und dem Städtchen Rima liegt, einiges Licht verbreitet. Nach der Ansicht von A. K. ergießt sich der San Po in den Fluß Rima unterhalb dieses Städtchens und bildet die gerade Fortsetzung des Brahmaputra und nicht diejenige des Dihong oder des Irawaddy. Man glaubt, die Entdeckungen des Herrn Needham beweisen, daß sich kein Fluß, den man mit dem San Po identifizieren kann, zwischen Rima und Sadiya in den Brahmaputra ergießt, und daß daher der San Po westlich von Sadiya in den Brahmaputra mündet. Ueberdies erfahren wir aus den letzten am obern Dihong gemachten Reisen, daß der Dihong noch am höchsten erreichten Punkte ein großer, dem Punkte, wo A. K. den Brahmaputra verlassen hat, sehr nahe liegender Fluß ist. Wie dem nun auch sei, von den Berichten des Herrn Needham und den von ihm zur Unterstützung beigebrachten Plänen und Karten wird man eine definitive Entscheidung der so viel umstrittenen Frage des San Po zu erwarten haben und den Beweis erhalten, daß der bisher nur für einen Nebenfluß des großen Brahmaputra angesehene Dihong mit dem San Po identifiziert werden muß. Die Ergebnisse einer solch wichtigen geographischen Erforschung müssen das Eigentum des Publikums werden, und die indischen Behörden werden keinen Anstand nehmen, dieselben bekannt zu machen, anstatt sie in den Archiven des Intelligence Department zu begraben. Herr Needham selbst wird sich durch ihre Veröffentlichung nur Anspruch auf den Dank der wissenschaftlichen Welt erwerben.

Neuere Berichte bestätigen, daß der Yâru-Sanpo oder Sanbo mit dem Dihong identisch ist und als die Hauptquelle des Brahmaputra (nicht des Irawaddy) betrachtet werden kann.

Eine Fahrt den Niger hinauf nach dem zentralen Sudan.

In Briefen an einen Freund.

Von Josef Thompson.

(Fortsetzung.)

Lokoja, 28. März.

Ich schreibe Ihnen abermals in der kühlen Behaglichkeit eines unromantischen Händlerhauses. Diesmal aus Lokoja. Um mich her erheben sich im Kreise malerische Sandsteinhügel mit tischartig abgeflachten Gipfeln und vor mir breitet sich ein glänzender Wasserspiegel hin, aus dessen glatter Fläche sich grüne grasige Eilande erheben und sich einige Meilen weit bis hinüber zu den Bergen ausdehnen, welche die Aussicht nach Südosten begrenzen. Hier vereinigt sich die dunkle Wassermasse des Benuë (wörtlich „Mutter der Gewässer"); mit der grauen Flut des Kworra oder Niger, um dann, zu einem einzigen edlen Strom verbunden, gen Süden zu fließen durch

Urwald, alluviale Ebene und Mangrovensumpf, bis er sich in den Atlantischen Ozean ergießt. Ich brauche nur meine Augen von meinem Sitz unter der schattigen Veranda zu erheben, um den einen Strom von Osten, den anderen von Norden herankommen und sich zu einem gemeinsamen Wasserlauf vereinigen zu sehen.

Darüber, wie wir hierher gekommen sind, brauche ich nur wenig zu sagen. Die Schilderung meines zweiten Reisetages auf dem Dampfer sagt Ihnen beinahe alles, was ich von der Niger-Szenerie sagen könnte, wie sie sich uns in den hastigen flüchtigen Ansichten auf unserer Fahrt stromaufwärts darstellt. Nachdem wir Abutschi verlassen hatten, wurde die Gegend etwas unregelmäßiger und zeigte hie und da eine Klippe dem Ufer entlang. Die Schifffahrt wurde schwieriger infolge der Breite des Stromes und der zahlreichen Sandbänke, welche große Flächen einnahmen. Halbversenkte Baumstämme waren nichts seltenes, und ebenso machte es sich bemerklich, daß der Wald offener und minder üppig wurde und daß die Gegend dichter bevölkert war. Große gelichtete Stellen zeugten auch von einem erfolgreichen Versuch des Menschen, die Früchte der Erde für sich selbst ihrem fruchtbaren Schooße zu entringen.

Am 25. sagten wir den dampfenden Ebenen und der dabei eintönigen Landschaft Valet und bogen in einen malerischen Strich hoher, tischartig abgeflachter Berge ein, welche das Auge durch ihre verschiedenartigen Gestalten und zerklüfteten Fronten ergötzen, hier ernst und drohend in nackten Abstürzen, dort schön und lächelnd mit ihren Gruppen von Bäumen und Schlinggewächsen. Allein wenn auch angenehm für unser Auge, war dieser Teil der Fahrt doch nicht angenehm für unsern Schiffer, dessen ganzes Dichten und Trachten nur von der Gefahr der Schifffahrt in Anspruch genommen ward. Ueberall lagen verborgene Felsen, noch gefahrvoller gemacht durch heftige Strömungen von großer Gewalt, welche vor uns schon manchem Ruder- oder Dampfboot Verderben gebracht hatten. Wir kamen jedoch glücklich durch und erreichten am Abend des 25. Lokoja.

Am anderen Tag stieß zu uns der „König des Niger", Kapitän D. McIntosh, ein Mann, der unverdienterweise in weiteren Kreisen wenig bekannt ist und doch mehr als irgend ein anderer Mensch gethan hat, um den Niger kommerziell zu dem zu machen, was er jetzt ist. Als Hauptagent der Kompagnie hat er durch seine unbezwingliche Ausdauer, seinen Takt und Mut Wunder gewirkt, unter den Agenten und Kommis eine wahrhaft bewundernswerte Disziplin erhalten und sich selbst zum Gegenstand ihrer Hingebung gemacht. Ich möchte gerne noch mehr von ihm sagen, daß seine Bescheidenheit seinem Werte gleicht, und wenn niemand sein Lob singt, wird er sich mit dem Gedanken begnügen, daß die Tugend ihren Lohn in sich selbst findet. Allein ich muß in meiner Erzählung weiter eilen und einen anderen Zeitpunkt abwarten, um Ihnen mehr über ihn mitzuteilen.

Der Zeitpunkt zu rühriger Thätigkeit hat nun begonnen und es ist an uns die Notwendigkeit herangetreten, uns einen Begriff von unserer Lage und unseren Plänen für die Zukunft zu machen. Ich habe mit Bedauern vernommen, daß Mr. McIntosh nicht mit uns gehen kann. Schon sein bloßer Name würde Wunder gewirkt haben; allein er hat andere Arbeiten vor, die seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und er war so freundlich mir zu sagen, die Mission sei seines Erachtens in meinen Händen sicher.

Bei näherer Erwägung zeigt sich deutlich, daß, wenn der leiseste Wink von der Natur unseres Unternehmens lautbar wird, wir den kräftigsten Widerstand von Seiten des Königs von Nupé erwarten müssen, welcher zwar ein Vasall des Sultans von Gandu ist, aber es dahin zu bringen weiß, seinen Oberherrn hinsichtlich der Kompagnie ganz in Unwissenheit zu lassen und selbst die Geschenke einzustecken, welche jenem alljährlich gemacht werden. Er wird daher in jeder Gesandtschaft der Kompagnie nach Gandu Unheil für sich selbst wittern, und seine Macht ist eine derartige, daß er, auch ohne zu offener Gewalt seine Zuflucht zu nehmen, anscheinend alle unsere Versuche weiteren Vordringens vereiteln und uns aufhalten könnte.

Es ward daher für das Beste gehalten, daß ich einfach als Reisender auftreten solle, welchen die Kompagnie, in seinem Wunsche, Land und Leute zu sehen, unterstütze.

Der nächste Schluß, zu welchem wir kamen, ist die Notwendigkeit, so schnell und so still wie möglich stromaufwärts zu kommen, thatsächlich also jedermann zu überraschen. Zu diesem Zweck wurde es für wünschenswert erachtet, nicht eine gewisse Zeitvergeudung zu riskieren, welche erforderlich gewesen wäre, wenn wir eingeborene Träger anzuwerben versuchten, und so ward denn beschlossen, zu diesem Zweck die Faktorei-Arbeiter zu verwenden, welche meist aus Elmina, Akra, Braß kommen. Wir haben deren bereits eine ziemliche Anzahl zusammengebracht, und werden weiter stromaufwärts noch andere bekommen.

Die Waren, deren wir für die Karawane bedürfen, müssen nun ausgewählt und an Bord des kleinen Dampfers gebracht werden. Ein aus Bornu gebürtiger Araber ist als Dolmetscher für das Arabische angeworben worden; ebenso hat ein früherer Missionar, der nun als Kommis bei der Kompagnie angestellt ist, sich als Haussa-Dolmetscher unserem Stab angeschlossen neben zwei anderen Haussas, welche die Stellen eines Kassiers und eines Pferdeknechts bekleiden. Endlich hat sich uns noch ein neuer Begleiter angeschlossen in der Person eines jungen Mannes, W. J. Seago, welcher bereits sieben Jahre am Niger gelebt hat, ohne sich über Funktionsstörungen des Lebens beklagen zu müssen.

Morgen nehmen wir unsere Reise von Neuem auf. Mittlerweile haben wir Mühe und Arbeit, unsere Aufmerksamkeit auf das Zusammenpacken von Mannstrag-

lasten und sonstige Förderung unserer Vorbereitungen zu richten. Wir haben nun die barbarische heidnische Region hinter uns, und vor uns breiten sich die großen mohamedanischen Staaten des zentralen Sudan aus. Lokoja ist der südlichste Außenposten des Islamismus und der Anfang des Sultanats Gandu. Bereits erkennen wir den Einfluß dieser Religion in der begleitenden Zivilisation, welche ihre Bekenner auszeichnet, und ich sehe mit ebenso viel Interesse einem Studium des Einflusses der Mohamedaner auf die Heiden des Inneren entgegen, wie ich einst den Einfluß der Christen auf die Fetischanbeter der Küste kennen zu lernen begierig war.

Rabba, 9. April.

Ich schreibe in Eile und unter der ganzen Aufregung der Thatsache, daß wir morgen unsere Landreise antreten. Unter diesen Umständen muß ich kurz sein, da ich ganz müde bin und noch so viel zu thun ist, um unsere Vorbereitungen zu vollenden. Die beste Nachricht, welche ich Ihnen geben kann, ist, daß wir Maliké, den König von Nupé, überlistet haben, und während er sich noch in dem angenehmen Gedanken wiegt, daß ich mir erst eine Karawane von eingeborenen Trägern sammle — ein Geschäft, das, wie er wohl weiß, Monate erfordern würde — haben wir hier beinahe hundertundzwanzig Mann, ein Dutzend Pferde und alles andere für die Reise bereit. Die Häuptlinge und angeseheneren Männer sind ganz verblüfft, weil sie der Weisungen aus der Hauptstadt entbehren. Während sie uns nicht unterstützen, legen sie uns auch keine Hindernisse in den Weg, obgleich die Thatsache, daß wir keinen Boten des Königs als Führer bei uns haben, ihren Argwohn erregt. Inzwischen liegt die Hauptstadt Biba mehrere Tagereisen von hier, und ehe von dort her Weisungen eintreffen können, werden wir aus dem Bereich derselben sein.

Wir verließen Lokoja am 28. unter der Führung des Mr. Sargent. Launches und Barken sind gleicherweise mit Trägern angefüllt. Ich kann Sie versichern, hier war es nicht mehr möglich, auf Verdeckstühlen umher zu sitzen und die wechselnde Szenerie zu beobachten. Wir mußten uns im vollen Ernste daran machen, Ladungen in dem kleinen Schiffsraum des Dampfboots zu verstauen. Man hätte ebenso gut in einem Backofen gearbeitet, denn die Hitze war einfach furchtbar. Um einen Schlaganfall zu vermeiden, mußten wir, in Schweiß gebadet, alle paar Minuten heraufkommen und nach Luft schnappen.

In diesen Zwischenräumen hatten wir Zeit zu bemerken, daß der Niger nun in einem tiefen Thale floß, das in das Plateau eingeschnitten war und dessen Seitenwände sehr steil aufragten, während zwischen ihnen und dem eigentlichen Flußbett Streifen von sandigen Niederungen lagern, die bei Hochwasser überschwemmt waren. Die Ansicht war zuweilen sehr malerisch, obwohl der dichte Urwald merklich zu verschwinden begann.

Am 31. erreichten wir die wichtige Stadt Egga, wo wir einen eingeborenen Agenten Namens D. Viera aufnahmen, welcher uns als hauptsächlicher Dolmetscher und Vermittler bei Ein- und Verkauf dienen soll. Hier wurde ein Brief zurückgelassen, um an den König von Nupé in Biba bestellt zu werden und ihm zu sagen, daß der Reisende Thomson diesmal vorüberziehe, aber auf dem Rückwege sich das Vergnügen verschaffen werde, ihm einen Besuch zu machen. Mit Tagesanbruch fuhren wir weiter und so erfuhr niemand etwas von unseren umfangreichen Vorbereitungen.

Da wir womöglich eine Anzahl Haussa- oder Yoruba-Träger bekommen wollten, so landeten wir in Lafiaji, einem bedeutenden Handelsmittelpunkt, fanden aber, daß es nutzlos sein würde, mit diesem Versuch Zeit zu vergeuden. Dasselbe Schicksal traf uns in Schunga, einer Stadt, welche dadurch bemerkenswert ist, daß daselbst einige Monate früher der Naturforscher Forbes gestorben ist. Der Anblick, welcher mich an diesem Orte am meisten interessierte, war derjenige der weiblichen Yoruba- und Nupé-Händlerinnen. Die umfangreichen Kleidungsstücke, welche diese beiden Klassen trugen, wären geeignet, einem britischen Händler Freudenthränen zu entlocken. Es fiel mir ein, daß, weil über kurz oder lang die 40 Millionen Neger am Kongo Kleider brauchen dürften, irgend eine Idee von der für die Handelsinteressen vorteilhaftesten Art der Bekleidung wünschenswert sein würde. Der Gedanke durchblitzte mich, daß ich hier das Ideal der Negertracht der Zukunft vor mir habe, nämlich keines von unseren knappen europäischen Mustern, sondern Beinkleider, wozu fünfzehn Yards Baumwollenzeug, Frauenröcke und Kleider, wozu noch etwas mehr, Turbane, wozu ungefähr dreißig Yards Stoff erforderlich wären, dazu noch zehn Yards extra, im ganzen also siebzig Yards, für Sonntage sogar hundert Yards. Ich will diese einheimischen Trachten, namentlich die der angesehenen Frauen, nicht zu beschreiben suchen, sondern Ihnen womöglich Photographien davon schicken, wenn ich solche bekommen kann, aus denen sie sich dann einen Begriff von dem Einfluß der Mohamedaner auf den Heiden in Sachen der Kleidung zu machen im Stande sein werden.

Allein ich muß weitereilen! Am 8. April erreichten wir diesen Ort, und unsere Vorbereitungen waren so gut getroffen und unsere Pläne so gelegt worden, daß wir heute alles vollendeten und wir morgen aufbrechen können.

Noch ein Wort, bevor ich schließe. Dies ist die letzte Handelsstation und so dürfen wir darüber hinaus den echten unverfälschten Artikel erwarten. Ich hege keinen Zweifel, daß uns aufregende Zeiten erwarten werden, obschon ich noch nicht sagen kann, in welcher Gestalt sie an uns herantreten dürften. Erwarten Sie nicht so schnell einen weiteren Brief, da wir uns hinfort von den Annehmlichkeiten einer Postverbindung abgeschnitten sehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

* **Koloniales.** Die mächtige Ausdehnung, welche der so schnell wachsende Besitz deutscher Kolonialgesellschaften in Ostafrika heute bereits erreichte, sowie das Vorgehen anderer europäischer Mächte an jenen Küsten, die italienischen Kolonialunternehmungen in Massaua und Assab, die französischen in Obok und auf den Komoren, vereinigen sich mit der Niedermetzelung europäischer Reisender durch den Sultan von Harar, um gerade das mittlere Ostafrika bei den Freunden wie bei den Gegnern der Kolonialbestrebungen mehr und mehr in den Vordergrund des Interesses zu rücken. Eine sorgfältige und eingehende Spezialkarte von Deutsch-Ostafrika und den Nachbarländern darf daher bereits als ein Bedürfnis bezeichnet werden. Es wird deshalb viele unserer Leser die Mitteilung interessieren, daß das „Geographische Institut in Weimar" die Ausgabe einer solchen in seinem Verlage erscheinenden eingehenden Spezialkarte anzeigt. Dieselbe umfaßt 12 Blatt, im Maßstabe von 1 : 3,000,000, nebst einigen Kartons der wichtigsten Gebiete in noch größerem Maßstabe und wird in 6 Lieferungen à 2 Blatt ausgegeben. Der Abonnementspreis beträgt Mark 1.50 für eine Lieferung. Die erste Lieferung kann auch zur Ansicht durch jede Buchhandlung bezogen werden.

* **Die Identität des mittleren Meeresniveau's an den entgegengesetzten Enden der Kanäle von Suez und Panamá** ist nun durch genauere Beobachtungen festgestellt. Vor einigen Monaten erhielt der englische General J. T. Walker folgende Nachricht über diesen Gegenstand von dem Ingenieur des Suez-Kanals durch den Generalmajor Sir John Stokes: „1. Das jährliche mittlere Niveau des Mittelländischen Meeres in Port Said ist das gleiche wie das jährliche mittlere Niveau des Roten Meeres in Suez. 2. Nach den von der Panamá-Kanalgesellschaft veranlaßten Beobachtungen findet kein wesentlicher Unterschied zwischen den Niveaux des Atlantischen Ozeans bei Colon und des Stillen Ozeans bei Panamá statt."

* **Die Bevölkerung von Guatemala.** Nach der so eben ausgegebenen amtlichen Statistik von Guatemala stellten sich die Bevölkerungen der einzelnen Departements dieses Freistaates am 1. Januar 1886 folgendermaßen: Guatemala 134,325 Seelen, Amatitlan 33,559, Escuintlo 29,881, Sacatepequez 38,593, Chimaltenango 54,082, Nalalá 78,385, Totonicapam 149,379, Suchitepequez 33,767, Retalhuleu 22,885, Quezeltenango 96,268, San Marcos 80,416, Huehuetenango 124,475, Quiché 80,200, Baja-Verapaz 45,949, Alta-Verapaz 97,301, Petén 8373, Izabal 3728, Livingston 1439, Zacapa 40,401, Chiquimula 59,055, Jalapa 32,490, Jutrapa 44,319, Santa Rosa 33,454 Einwohner, im ganzen 1,322,544, was eine Zunahme um 37,940 Seelen über die Bevölkerung vom 1. Januar 1885 oder von beinahe 3% per Jahr, also eine höchst ungewöhnliche Rate von Zunahmen nachweist. Die Geburten werden für 1885 auf 63,687, die Todesfälle dagegen auf 25,747 angegeben.

* **Eine neue Expedition nach Grönland.** Wir erfahren aus Kopenhagen, daß die dänische Regierung beschlossen hat, in allernächster Zeit eine Expedition nach dem nördlichen Teile der Westküste von Grönland zu schicken, um Peilungen längs der Küste vorzunehmen und die Geologie und Topographie des Bezirks Upernivik zu studieren. Die Expedition wird unter die Leitung der Lieutenants C. H. Ryder und P. C. D. Bloch von der dänischen Flotte gestellt werden.

* Ueber die Navigation in den europäischen Polarmeeren während des Jahres 1885 ist der Geographischen Gesellschaft in Stockholm ein Aufsatz des Herrn P. Petersen in Tromsö zugegangen, worüber Professor A. Nordenskjöld in der letzten Sitzung der Geographischen Gesellschaft Bericht erstattete. Der Aufsatz enthält unter anderem eine Statistik der großen Tiere, welche von 31 aus dem Hafen Tromsö ausgelaufenen Fangfahrzeugen getötet wurden. Betreffs der Eisverhältnisse erwähnt Professor Nordenskjöld, daß aller Wahrscheinlichkeit nach während des letzten Sommers das Meer zwischen König-Karls-Land und Franz-Josefs-Land so frei von Eis gewesen, daß man möglicherweise hätte untersuchen können, ob hier eine Inselkette existiert oder nicht. Ueber die Eisverhältnisse im Kara-Meer gab der Professor einen Bericht vom Jahre 1875 bis jetzt ab, wobei er bemerkte, daß ebenfalls dieses Meer aller Wahrscheinlichkeit nach im August letzten Jahres eisfrei gewesen, wodurch das Vordringen der Fahrzeuge bis an die Mündungen des Jenisei und Ob möglich gewesen. Seiner Ansicht nach wäre Sibiriakoff zu früh nach dort abgereist. Um die Zeit, als er dort eintraf, hätte er erst von Gothenburg abreisen sollen. E. B.

* **Die sogen. Neusibirischen Inseln,** seit den Expeditionen des Lieutenants Anjou in den Jahren 1821—1823 von keinem Forscher besucht, sollen in diesem Jahre durch die Schweden Dr. Bunge und Freiherrn v. Toll erforscht werden. Diese Herren gedenken, von der Mündung des Yena-Flusses aus die Expedition zu unternehmen. E. B.

* Nach russischen Blättern hat man vor kurzem in Grotten bei Kiew verschiedenartige Spuren vorhistorischer Bewohner gefunden. Eine Menge geschliffener Werkzeuge aus der Steinzeit wurde ebenfalls vorgefunden.

* Der „Novosti" meldet, daß die russische Afrikareisende Frau Gantscharow nächstes Jahr eine Reise nach Zentralasien unternehmen wird. E. B.

* **Der Hafen von Libau.** Angeregt durch die Petitionen der russischen Getreide-Exporteure, Börsenmänner und Geschäftsleute, welche die Wichtigkeit dieses einzigen russischen Hafens der Ostsee, der nicht zufriert, hervorgehoben haben, und um den Import über Königsberg zu umgehen, hat der Kommunikationsminister dem „Novosti" zufolge jetzt ein Projekt zur Verbesserung dieses Hafens gutgeheißen. Um die nötigen Gelder hierfür (zwei Millionen Rubel) hat derselbe beim Reichsrat angehalten. Die Arbeiten, welche auf dem Unternehmungswege ausgeführt werden sollen, müssen 1890 beendet sein. Auch wird die Anlage eines Kriegshafens in Libau in Aussicht genommen. E. B.

* Von **Kaschgar** schreibt ein Korrespondent der „Overland China Mail", daß der Aufruhr dort immer größere Dimensionen annimmt, indem Rußland ganz offen die Insurgenten unterstützt. Wenn China, so schreibt er, nicht bald Truppen nach hier sendet, wird diese Provinz wohl bald dem himmlischen Reiche verloren gehen. Das „Journal de St.-Pétersbourg" dementiert dieses energisch. Letzteres behauptet, daß die Ursachen dieses Aufstandes in der mehr als barbarischen Regierungsform der Chinesen liegt und daß den Soldaten der Sold nicht ausbezahlt worden ist. Nach dem „Journal de St.-Pétersbourg" sollen die Russen ihrerseits alles gethan haben, um die Gemüter zu beruhigen, da die Handelsverbindungen mit Rußland durch den Aufruhr zu leiden haben. E. B.

* Die Bevölkerung der Kolonie Queensland ist im Jahre 1885 auf 326,916 gestiegen, gegen 309,913 im Vorjahre. Dies ergibt aber immerhin erst 10.40 auf der deutschen Quadratmeile. Die Kolonie nimmt damit ihrer Bevölkerung nach die dritte Stelle unter den Kolonien des australischen Kontinents ein, Victoria und Neu-Südwales gehen ihr voran. Die Geburten des Jahres überstiegen die Todesfälle um 5437 und die Einwanderung (meist durch freie Einwanderung aus Europa auf Kosten des Staates) die Auswanderung um 11,566. Der Export der Kolonie im Jahre 1885 bewertete 5,025,899 Lstrl. (+ 845,715 Lstrl. gegen das Vorjahr). An Gold wurden 330,381 Unzen (+ 68,557) zu Lstrl. 1,169,170 (+ 246,160 Lstrl.) exportiert; an Zucker 750,260 Ztr. (+ 381,634) zu 720,921 Lstrl. (+ 266,162 Lstrl.); an gewaschener

Wolle 10,886,499 engl. Pfd. (+ 1,855,798) zu 776,827 Lstrl. (+ 94,053 Lstrl.) und an ungewaschener 31,585,572 (+ 5,090,296) zu 1,405,089 Lstrl. (+ 198,359 Lstrl. gegen das Vorjahr). Gr.

* Der Revd. S. Macfarlane, welcher seit dem Jahre 1871 das Missionswesen an der Küste des südöstlichen Neu-Guinea (englisches Gebiet) und auf den anliegenden Inseln leitete, ist Mitte März 1886 zum bleibenden Aufenthalt nach England zurückgekehrt. Er ist der beste Kenner des Südostens von Neu-Guinea und glaubt, daß die Insel nicht eher von Europäern wird angesiedelt werden, als bis Gold in lohnender Menge entdeckt worden ist. Das Klima schildert auch er als den Weißen in hohem Grade gefährlich (Malaria). Die Eingeborenen nennt er eine im ganzen gut beanlagte Rasse. Gr.

Litteratur.

* Illustrierter Führer durch die Hohen Tauern, von Heinrich Heß. Mit 50 Illustrationen, 2 Panoramen und 3 Spezialkarten. I. Die Hohen Tauern. II. Die Groß-Glockner-Gruppe. III. Die Venediger-Gruppe. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag, 1886. — Die wertvolle Sammlung der Illustrierten Reiseführer der Firma Hartleben hat sich wieder um einen weiteren vermehrt, welcher von allen unseren Alpenfreunden und Hochgebirgswanderern mit eifrigem Beifall begrüßt werden wird. Die Hohen Tauern, diese gewaltige Bergkette zwischen Tirol, dem Salzkammergut und Kärnthen, sind derjenige Teil der deutschen Ostalpen, welcher sich am füglichsten mit den schönsten und großartigsten Punkten der Schweizeralpen messen kann und durch die reichere Bewaldung sogar noch malerischer wirkt. Wissenschaftlich geschildert und erschlossen hat uns diese Region in meisterhafter Weise der verstorbene Sonklar von Innstätten, allein unsere Touristen haben seither mit Schmerzen einen litterarischen Führer in diese hocherhabene, großartig wilde und doch vielfach auch so unsäglich liebliche Region vermißt, in welcher die Hochgebirgsnatur sich in ihrer ganzen Majestät entfaltet. Dieser speziell für das Bedürfnis des Touristen bearbeitete Führer ist nun in dem vorliegenden Buche geboten, welches in seiner übersichtlichen, gedrängten und lehrreichen Darstellung alles vereinigt, was der Naturfreund und Alpenwanderer zu wissen braucht, um diese Hochgebirgsregion zu bereisen, und das die Verlagshandlung mit ihrer bekannten Umsicht und Freigebigkeit ebenso gediegen wie praktisch mit Holzschnitt-Ansichten, Panoramen und Spezialkarten ausgestattet hat. Was zunächst den Text anlangt, so schildert der äußerst lokalkundige Verfasser nach einer kurzen allgemeinen Einleitung zunächst die nördlichen Tauernthäler, welche vom Pinzgau aus so leicht zu erreichen sind und so malerische und genußreiche Uebergänge zu den südlichen Tauernthälern bieten, denen der zweite Abschnitt gewidmet ist. Hierdurch ergibt sich zwanglos und naturgemäß die weitere Einteilung in die Hohen Tauern, die Groß-Glockner- und die Groß-Venediger-Gruppe, die je mit einer schönen, deutlichen und vollständigen Spezialkarte versehen und durch zahlreiche Ansichten der interessantesten Punkte und die Panoramen von der Schmittenhöhe und vom Groß-Glockner illustriert sind. Wenn, nach Diderot, jede erste Auflage auch nur ein Versuch ist, so ist das vorliegende Buch jedenfalls ein sehr gelungener Versuch, dem wir die aufrichtigste Anerkennung des darauf verwandten Fleißes und der größten Umsicht sowie der praktischsten Brauchbarkeit nicht versagen können, und der jedenfalls in Bälde weitere Auflagen folgen werden. Das Buch wird gerade jetzt bei Beginn der Reisezeit hoch willkommen sein.

* Semler, Heinrich: Die Tropische Agrikultur, ein Handbuch für Pflanzer und Kaufleute. Ersten Bandes erste Hälfte. Wismar, Hinstorff'sche Hofbuchhandlung, 1886. — Dieses Buch unseres viel erfahrenen Landsmannes Heinrich Semler in San Francisco erscheint gerade im rechten Augenblick und ist ein eminent zeitgemäßes. Die gegenwärtige Generation strebt nicht minder wie die frühere nach der Ferne und die positive und negative deutsche Thatkraft drängen unsere jungen Männer nach den überseeischen Ländern, wo sich ihnen noch ein ersprießlicher Wirkungskreis darbietet. Nordamerika stellt einen solchen künftighin nur noch in Mexico, in Zentral- und in Südamerika in Aussicht in tropischen und subtropischen Ländern, wo der Ackerbau ein ganz anderer, uns Deutschen wildfremder ist, in welchem wir erst eine lange und stets mit Opfern verbundene Lehrzeit durchmachen müssen. Um diese zu erleichtern und zu verkürzen und dem deutschen Auswanderer im voraus wenigstens theoretisch einen Begriff von dem Agrikulturbetrieb zu geben, welcher dort seiner wartet, ist der Zweck des vorliegenden Werkes, durch welches Semler sich ein unleugbares Verdienst erworben hat. Dasselbe ist auf drei Bände berechnet, von denen uns hier die erste Hälfte des ersten Bandes vorliegt und in klarer, bündiger und gedrängter Darstellung zunächst handelt von den allgemeinen Kulturarbeiten, wie Ansiedelung, Wegebau, Urbanmachung des Bodes, deren Hülfsmitteln und Werkzeugen (mit Illustrationen), der künstlichen Bewässerung und Entwässerung und der Vertilgung der Schädlinge, sowie von den Spezialkulturen, zunächst der Reizmittel: Kaffee, Cacao, Kolanüsse und Guarana. Die weiteren Bände werden sich dann befassen mit der Kultur von Thee, Yerba Maté und Coca, mit der Schilderung der nützlichen Palmen, mit dem Anbau der Südfrüchte, Handelsrinden, Gewürze, Oelfrüchte, Farbstoffe, Kautschuk und Guttapercha, der Wurzelgewächse, des Getreides, des Zuckerrohrs, des Tabaks, der Faserstoffe, Futterpflanzen, mit den Handelsprodukten wilder Gewächse, den nützlichen Wüstenpflanzen, und endlich der Zucht der Strauße und der Maultiere. Das was uns im fertigen Halbbande vorliegt, verdient alle Anerkennung und muß nicht nur den Pflanzer oder Kaufmann, der als Pionnier der Zivilisation in den heißen Süden geht, interessieren, sondern ist höchst lehrreich auch für den Geographen, den Botaniker, den Volkswirt und den Gebildeten überhaupt, und in seinem klaren gemeinfaßlichen Vortrage von hoher Lehrhaftigkeit. Wir dürfen das Semler'sche Werk mit gutem Gewissen und aus voller Ueberzeugung als ein höchst zeitgemäßes, praktisches, lehrreiches und gemeinnütziges bezeichnen, welches seiner Aufgabe in allen Teilen nachkommt und die allgemeinste Beachtung verdient. Wir sehen mit Begierde dem Erscheinen der Fortsetzung entgegen und werden nach Maßgabe des Erscheinens derselben darüber berichten. Es wird am wesentlichsten dazu beitragen, daß der deutsche Auswanderer auch in überseeischen und heißen Ländern sein Auskommen finden kann, und fördert somit die kolonialen Bestrebungen unserer Nation ungemein.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 34. Stuttgart, 23. August. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die geographische Evolution von Europa.

Von Professor James Geikie.[1]

Es ist einer der Gemeinplätze der Geologie, daß die Gegenwart aus den Trümmern der Vergangenheit aufgebaut ist. Jeder Fels unter unseren Füßen hat uns die Geschichte seiner Veränderungen zu erzählen. Berge, Thäler und Ebenen, Festländer und Inseln haben unzählige Wechselfälle durchgemacht und tragen in sich das Zeugnis einer allmählichen Entwickelung oder Evolution. Wenn man durch die Durchsicht der Vergangenheit zurückblickt, sieht man die trockenen Länder sich allmählich vom Ozean scheiden und sich nach einem bestimmten Plan zu kontinentalen Massen sammeln. Gerade dieses langsame Wachstum, diese erhabene Evolution, welche durch zahllose Aeonen fortgeführt wird, macht auf den Jünger der physischen Geologie den tiefsten Eindruck. Die Erde erscheint für die Zeit gleichsam mit Leben begabt und scheint wie eine Pflanze oder ein Tier durch ihre successiven Stadien der Entwickelung hindurch zu gehen, bis sie in der heutigen schönen Welt gipfelt. Diese Auffassung ist eine von verhältnismäßig neuer Entstehung in der Geschichte der geologischen Wissenschaft. Hutton, der Vater der physischen Geologie, hatte in der That deutlich bemerkt, daß das trockene Land unseres Erdballs reichlich aus den Trümmern früherer Landoberflächen zusammengesetzt war, daß abwechselnde Erhebungen und Depressionen der Erdrinde stattgefunden und bald das Vorwalten des Meeres, bald dasjenige des Landes über gegebene Flächenräume veranlaßt hatten. Allein die heute bekannten Thatsachen konnten möglicherweise zu diesen modernen Ideen geographischer Evolution, welche nur das Ergebnis der vielfältigen Beobachtung und Untersuchung späterer Jahre sind, nicht angeregt haben. Vielmehr verdanken wir dem Professor Dana, dem ausgezeichneten amerikanischen Geologen, die erste deutliche Aufzählung der Ansichten, welche ich nun zu illustrieren im Begriff bin. Nach ihm sind die großen ozeanischen Becken und kontinentalen Höhenzüge von uralter Entstehung — ihr Ursprung ist älter als derjenige unserer ältesten sedimentären Formationen. Es wird nicht behauptet, daß die gegenwärtigen Länder sich von je her über den Meeresspiegel erhoben haben. Es kann im Gegenteil bewiesen werden, daß viele Schwankungen des Niveau's innerhalb jedes kontinentalen Flächenraums stattgefunden haben, wodurch die Ausdehnung und die Umrisse des Landes immer und immer wieder modifiziert worden sind. Trotz derartiger Veränderungen dürften jedoch die großen kontinentalen Höhenzüge scheinbar schon von den frühesten geologischen Zeiten an als beherrschende Erhebungen der Erdrinde bestanden haben. Einzelne Teile von ihnen mögen, wie Dana bemerkt, zwar um Tausende von Fuß untergesunken sein, allein die Festländer haben niemals ihre Stellen mit den Ozeanen vertauscht.

Ich werde sogleich die Natur des Zeugnisses angeben, durch welches das ungeheure Alter unserer Festlands-

[1] Ein Vortrag, welchen der rühmlichst bekannte Geolog am 9. März 1886 in der Versammlung der Schottischen Geographischen Gesellschaft in Edinburgh gehalten hat.

massen zu beweisen versucht wird, allein zuvor wird es gut sein, noch einen Umriß von den Thatsachen zu geben, welche beweisen dürften, daß die ozeanischen Depressionen unseres Erdballs ebenfalls von urzeitlichem Alter sind.

Die denkwürdige Reise des „Challenger" hat wesentlich zur Vermehrung unserer Kunde von den Meerestiefen und den in der Tiefsee vorhandenen Anhäufungen beigetragen. Die Forschungen des wissenschaftlichen Stabes dieser Expedition und ganz besonders diejenigen des Herrn Murray haben in der That dem Studium der größeren Fragen der physischen Geologie und der Lehre von der Permanenz der ozeanischen Becken und kontinentalen Höhenzüge einen neuen Anstoß gegeben. Eine der wichtigsten Thatsachen, welche Herr Murray zu unserer Kenntnisnahme gebracht hat, ist die Abwesenheit irgend welcher vom Lande herstammenden Materialien in den Niederschlägen, welche sich nun in den tieferen Abgründen des Ozeans ansammeln. Die Küsten der Festländer und kontinentalen Inseln sind, wie jedermann weiß, mit dem Schutt und Bruch des Landes, mit Kies, Sand und Schlamm bestreut, welche von der Zerstörung unserer Felsen und Böden herrühren. Der gröbere Schutt sammelt sich auf Strandflächen und in flachen Küstengewässern an, während die feineren Stoffe durch die Gezeiten und andere Strömungen weiter ins Meer hinaus gefegt werden — der Niederschlag wird allmählich gesichtet und gesiebt, wenn er ins tiefere Wasser hinausgetragen wird, bis nur noch der feinste Sand und Schlick übrig bleibt, um fortgefegt zu werden. Da der Boden des Ozeans sich zu größeren Tiefen absenkt, so vermindert sich die fortschaffende Kraft der Strömungen allmählich, und die vom Lande stammenden Niederschläge hören endlich auf, zu erscheinen. Man kann sagen, solche erdgeborene Stoffe erstrecken sich von der Küstenzone hinunter bis zu Tiefen von 2000 Fuß und mehr und auf eine Entfernung von 60 bis 300 e. Mln. von der Küste. Sie beschränken sich daher auf einen vergleichsweise schmalen Gürtel um die Ränder der Festländer und Inseln. Und auf diese Art gibt es denn ungeheure Regionen von ozeanischen Depressionen, auf welchen sich keine von der Erde herstammenden Materialien ansammeln. Statt dieser treffen wir einen merkwürdigen roten Thon und verschiedene Arten von Schlamm, welche großenteils aus den Schalen von Foraminiferen, pelagischen Weichtieren, Radiolarien und den Frustulen der Diatomeen bestehen. Der rote Thon ist unter allen Niederschlägen der Meeresabgründe am weitesten ausgeteilt und scheint in der That eine gewisse Proportion von allem organischen Schlamm der Tiefsee zu bilden, so daß man sagen kann: er sei überall in den Abgrundsregionen der ozeanischen Becken vorhanden. Er ist ungemein feinkörnig und verdankt seine dunkelbraune oder rote Farbe der Anwesenheit von Mangan- und Eisen-Oxyd. Durch die sämtlichen Niederschläge zerstreut kommen Partikeln von verschiedenen Mineralien vulkanischen Ursprungs, zusammen mit Lapilli und Bimssteintrümmern, d. h. vulkanischen Auswurfsstoffen, vor. Diese Stoffe mögen von terrestrischen Vulkanen ausgeworfen und von den Winden fortgeführt oder von Strömungen fortgeschwemmt worden sein, bis sie vom Wasser durchtränkt waren und untersanken, oder sie mögen auch bis zu einer gewissen Ausdehnung die Ueberbleibsel von unterseeischen Ausbrüchen sein. Aus welcher Quelle sie aber auch unmittelbar stammen mögen, sie sind ohne alle Frage vulkanischen Ursprungs und nicht mit irgend einem wahrhaft erdgeborenen Niederschlag verwandt. Der rote Thon ist offenbar das Ergebnis der chemischen Einwirkung des Meerwassers auf vulkanische Erzeugnisse, und manche Thatsachen verbinden sich zu dem Beweis, daß seine Bildung ein überaus langsamer Prozeß ist. In gleicher Weise sind auch oft Ueberreste von Wirbeltieren, bestehend in den Ohrenknochen von Walfischen, den Schnäbeln von Xyphias (Schwertfisch), Haifischzähnen u. s. w. in Menge vorhanden, und es ist, wie die Herren Murray und Renard nachweisen, kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß diejenigen Teile des Ozeans, wo solche Ueberreste vorkommen, häufiger von Walen und Haien besucht werden als andere Regionen, wo ähnliche Ueberreste selten oder niemals aus der Tiefe heraufgeholt werden. Einige von diesen Ueberresten haben ganz das Aussehen, als haben sie schon eine sehr lange Zeit auf dem Meeresgrund gelegen, denn sie gehören ausgestorbenen Arten an und sind entweder teilweise mit einer dünnen Haut von Manganeisen überzogen oder ganz von dicken Schichten solchen Eisens umgeben. Im selben roten Thon kommen auch winzige metallische Kügelchen von kosmischem Ursprung, mit anderen Worten meteorischer Staub, vor. Die Anhäufung aller dieser Stoffe in solch verhältnismäßig großer Menge zeigt uns, daß die ozeanischen Becken seit einem ungeheuren Zeitraum unverändert geblieben sind, und versichert uns, daß die Bildung des roten Thons der Meeresabgründe eine außerordentlich langsame ist.

Wenn wir uns an die Untersuchung der Gesteine machen, welche das Gerüste der Festländer unserer Erde bilden, so finden wir, daß diese im allgemeinen unter folgende Kapitel klassifiziert werden können:

1. Irdische und wässerige (hydrogene) Gesteine;
2. feurige oder vulkanische (pyrogene) Gesteine und
3) krystallinische Schiefer.

Weitaus die größten Flächenräume des festen Landes bestehen aus Gesteinen, welche der ersten Klasse angehören. Diese bestehen hauptsächlich aus den mehr oder minder verhärteten Niederschlägen früherer Flüsse, Seen und Meere, nämlich Konglomeraten, Sandstein, Schieferthon, Kalkstein 2c. Und zwischengeschichtet oder mit eingesprengt in solchen hydrogenen Schichten finden wir Gesteine von terrestrischem Ursprung, wie Lignit, Kohle und den Schutt früherer Gletscherthätigkeit. Nun sind die meisten unserer hydrogenen Gesteine im Meer angehäuft gewesen, und so kommen wir zu dem Schlusse, daß die gegenwärtigen

Festland-Flächenräume von Zeit zu Zeit in hohem Maße überschwemmt gewesen sein müssen, daß das Meer häufig das bedeckt habe, was nun das trockene Land unseres Erdballs ist. Aber eine merkwürdige Thatsache macht sich geltend, und das ist die: Nirgends unter den sedimentären Gesteinen der Erdkruste begegnen wir irgendwelchen alten Niederschlägen, welche dem roten Thon verglichen werden können, der sich nur langsam in den tieferen Abgründen des Ozeans ansammelt. Es gibt keine Gesteine von abysmalem Ursprung. Viele unserer Kalkgesteine sind unbezweifelbar in tiefem klaren Wasser gebildet worden, allein keines von denselben ist abysmal, d. h. in den Abgründen des Ozeans entstanden. Teile von Europa mögen hin und wieder mehrere Tausend Fuß tief überschwemmt worden sein, allein kein Teil von diesem oder irgend einem anderen Festland ist, so viel wir bis jetzt wissen, innerhalb geologischer Zeit zu Tiefen deprimiert worden, die sich denjenigen der gegenwärtigen ozeanischen Becken vergleichen lassen. Ja weitaus der größere Teil unserer marinen Formationen hat sich in verhältnismäßig seichtem Wasser angesammelt und Sandsteine und Schieferthone (Sand und Schlamm) sind weitaus die gewöhnlichsten Gesteinsarten, welchen wir begegnen. Kurzum, hydrogene Schichten sind in der Regel in keiner großen Tiefe und in keiner großen Entfernung vom trockenen Lande niedergeschlagen worden; die Gesteine sind meist aus erdgeborenem Material aufgebaut worden, und selbst die reinen Kreide- und Kalkgesteine, die sich nach unserer Annahme in Meeren von mäßiger Tiefe angehäuft haben mögen, enthalten nicht unhäufig irgend ein terrestrisches Ueberbleibsel, welches nach dem Meer hinausgetrieben worden ist und ein weiteres Zeugnis liefert, um zu zeigen, daß das nächste Land niemals sehr weit entfernt war. Folgt man ihrem Zutagestreichen, so werden derartige Gesteine früher oder später mit gewöhnlichen Niederschlagsstoffen gemischt oder dazwischen geschichtet. So muß beispielsweise der dicke kohlenführende Kalkstein von Wales und den Midlands von England im klaren Wasser eines mäßig tiefen Meeres angehäuft worden sein. Verfolgt man aber diesen Kalkstein nordwärts nach Northumberland hinein, so beginnt er Einschaltungen von Sandstein und Thonschiefer aufzunehmen, welche immer bedeutender werden, bis sie in Schottland weitaus den größeren Teil der Serie bilden — die ungeheuren mächtigen Kalksteine des Südens werden nur durch einige unbedeutende Schichten vertreten, welche, nebst Säumen von Eisenstein und Kohle, in eine mächtige Aufeinanderfolge von Sandsteinen und Thonschiefern eingeschlossen sind.

Von den pyrogenen Gesteinen und den krystallinischen Schiefern brauche ich vorerst nicht zu sprechen, aber ich werde vor dem Schlusse mich noch mit ihnen zu beschäftigen haben.

Nachdem wir erfahren haben, daß keine wahrhaft abysmalen Gesteine an der Zusammensetzung unserer Festländer beteiligt sind, dürfen wir fragen: aus welcher Art von Gesteinen bestehen die Inseln? Jenun, einige von diesen Inseln sind aus genau denselben Stoffen aufgebaut, wie wir sie in den Festländern finden. Dies ist der Fall bei den meisten Inseln, welche von kontinentalen Flächen nicht durch besonders tiefe Meere getrennt sind. Auf diese Weise sind unsere Inseln mit ihren zahlreichen Satrapen geologisch eins mit dem nächstliegenden Festlande. Ihre gegenwärtige Trennung ist ein reiner Zufall. Wenn der Flächenraum von Europa mit dem zunächstliegenden Meeresgrund nur um einige Hundert Fuß emporgehoben werden könnte, so würden wir finden, daß Britannien und Irland geologisch nur einen Teil des Festlandes bilden würden. Dasselbe ist der Fall mit Nowaja Semlja und Spitzbergen im Norden und mit den Mittelmeer-Inseln im Süden. Es gibt jedoch noch eine andere große Klasse von Inseln, welche durch die gänzliche Abwesenheit irgend eines von jenen sedimentären Gesteinen gekennzeichnet werden, aus denen, wie bereits erwähnt, unsere Festländer und kontinentalen Inseln sich aufbauen. Diese gemeinten Inseln sind über den Busen des großen Ozeans zerstreut und von sehr tiefem Wasser umgeben. Einige bestehen anscheinend ganz aus Korallen, andere sind von vulkanischem Ursprung und wieder andere sind teils aus vulkanischem Gestein und teilweise aus Korallen gebildet. Auf diese Weise haben wir zwei deutlich verschiedene Arten von Inseln:

1. Inseln, welche zu einer Zeit unverkennbar mit nächstliegenden Festländern verbunden gewesen sind und welche daher kontinentale Inseln genannt werden, und
2. ozeanische Inseln, welche gleichsam aus bedeutenden Meerestiefen sich erheben und niemals einen Teil der Festländer gebildet haben.

Die Fauna und Flora der ersten Klasse stimmen mit derjenigen der benachbarten Festländer überein, obwohl wir auch einigen Modifikationen begegnen, besonders wenn die Insulation schon von langer Dauer gewesen ist. Wenn dies der Fall gewesen, so mögen die Arten von Tieren und Pflanzen beinahe ganz verschieden sein, allein trotzdem stimmen derartige alte kontinentale Inseln mit denjenigen überein, welche in neueren geologischen Zeiten von den Festländern getrennt worden sind, indem sie beide eingeborene Amphibien und Säugetiere enthalten. Ozeanische Inseln dagegen enthalten keine einheimischen Säugetiere oder Amphibien, sondern ihr Tierleben besteht hauptsächlich aus Insekten und Vögeln und gewöhnlich aus einigen Reptilien — also gerade einer solchen Fauna, wie sie durch den Einfluß von Winden und ozeanischen Strömungen, die Treibholz mit sich führen, eingeführt worden sein mag.

Thatsachen, wie die nun kurz aufgeführten, weisen deutlich auf den Schluß hin, daß die ozeanischen Becken und die Festlandsflächen von urzeitlichem Alter sind. Alle geologischen Thatsachen führen zu dem Beweise hin, daß die Gewässer des Abgrundes niemals über den nun vom

festen Lande eingenommenen Regionen obgewaltet haben; noch vermag irgend ein Zeugnis darzuthun, daß kontinentale Landmassen jemals in demjenigen vorhanden waren, was nun die tiefsten Teile des Ozeans sind. Die Eilande, welche über die weite Fläche des Stillen Ozeans und anderer großen Meere zerstreut, sind nicht Ueberbleibsel eines ungeheuren versunkenen Festlandes. Sie sind entweder die Gipfel unterseeischer vulkanischer Gebirge, oder sie sind Korallenbildungen, gegründet auf den Schultern abgestufter Vulkane und Gebirgsketten und bis zum Meeresspiegel aufgebaut durch die unermüdlichen Arbeiten des anspruchslosen Polypen. Wir kommen daher zu dem allgemeinen Schluß, daß ozeanische Becken und dazwischenliegende kontinentale Anhöhen die großen ursprünglichen Runzeln der Erdrinde sind, daß sie von dem Niedersinken jener Kruste auf den sich abkühlenden und zusammenziehenden Kern herrühren. Jene ungeheuren Runzeln waren lange vor der Bildung unserer ältesten geologischen Schichten ins Dasein getreten. Alle unsere Gesteine und Felsen können in Kürze betrachtet werden, als ob sie nur eine oberflächliche Haut bildeten, welche die krystallinischen Stoffe bedecken und verbergen, die ohne Zweifel die ursprüngliche Oberfläche der Erdrinde bildeten.

Nachdem ich so viel vorausgeschickt habe, gestatten Sie mir nun, die geologische Geschichte unseres eigenen Kontinents zu betrachten und versuchsweise die verschiedenen Stadien in seiner Entwickelung nachzuweisen. Natürlich vermag ich dies nur in einer sehr kurzen und allgemeinen Weise zu thun und kann mich unmöglich auf Einzelnheiten einlassen; wir werden jedoch finden, daß die Evolutionsgeschichte von Europa, selbst nur in mageren dürftigen Umrissen skizziert, voll Belehrung für den Jünger der physikalischen Geographie ist, und daß sie die Ansicht von der Dauerhaftigkeit und Permanenz der größeren Züge der Erdoberfläche reichlich unterstützt.

Die ältesten Gesteine, welche wir kennen, sind die krystallinischen Schiefer und Gneis, welche zu dem sogen. archaischen System gehören. Ueber den Ursprung dieser Gesteine sind die Ansichten noch geteilt. Die einen halten sie zum großen Teil für die chemischen Niederschläge eines urweltlichen Ozeans, andere behaupten, sie seien veränderte oder metamorphosierte Gesteine verschiedenen Ursprungs, indem ein großer Teil derselben ursprünglich aus wässerigen oder sedimentären Gesteinen, wie Sandstein und Schieferthon, bestanden habe, während nicht wenige von ihnen für ursprünglich eruptive feurige Gesteine gelten. Nach der ersten von diesen Ansichten stellen also die archaischen Gesteine die ersten auf die kontinentalen Anhöhen abgelagerten Niederschläge dar. Man nimmt an, jene Anhöhen haben sich da und dort über die Oberfläche eines kochenden oder stark erhitzten Ozeans erhoben, aus dessen Gewässern reichliche chemische Niederschläge stattfanden, während sich um die Küsten der urzeitlichen Länder Kies und grober Sand ablagerten. Der entgegengesetzten Ansicht zufolge wurden jedoch die archaischen Gesteine wahrscheinlich unter normalen Bedingungen abgelagert. Es wird bestritten, daß sie zum größeren Teile aus Niederschlägen bestehen, welche von irgend einer alten Landoberfläche abgespült und über den Boden eines alten Meeres verteilt worden seien, wie etwa Niederschläge in unseren Tagen weitergeschafft und abgelagert werden. Ihren gegenwärtigen krystallinischen Charakter mißt man späteren Veränderungen bei, hinzugefügt durch Hitze und Druck zu einer Zeit, wo die fragliche Schichte schon tief vergraben war unter späteren Formationen, welche seither hinweggespült worden seien. Diese letztere Ansicht wird wahrscheinlich mit einigen Modifikationen allfällig die Oberhand behalten; allein der Ursprung der archaischen Gesteine ist eine Frage, welche uns vorerst nicht zu beschäftigen braucht. Alles, was ich hier von ihnen sagen will, ist, daß sie geschichtet sind, daß sie auch ursprünglich in annähernd horizontalen Schichten abgelagert worden sein müssen und daß sie seit der Zeit ihrer Bildung auf die merkwürdigste Weise aufgerichtet, verworfen, gequetscht, zerdrückt und verbogen worden sind. Welcher nun auch ihr Ursprung gewesen sein mag, die Geologen sind darüber einig, daß die frühesten Landflächen, von deren Vorhandensein wir ganz überzeugt sein können, aus archaischen Gesteinen bestanden. Und dies bringt uns auf den Anfang einer zuverlässigen geologischen Geschichte.

Die ganze darauffolgende geologische Zeit — diejenige nämlich, von welcher uns in den Fossilien-führenden Schichten irgend eine verbürgte Kunde erhalten ist — wird eingeteilt in vier große Zeitalter, nämlich das paläozoische, das mesozoische, das kainozoische und das posttertiäre Alter, von denen jedes verschiedene Perioden in folgender Weise umfaßt:

Posttertiär.	Neu. Pleistozän.
Tertiär oder Kainozoisch.	Pliozän. Miozän. Oligozän. Eozän.
Sekundär od. Mesozoisch.	Kreidig. Jurassisch. Triassisch.
Primär oder Paläozoisch.	Permisch. Kohlenführend. Devonisch oder alter roter Sandstein. Silurisch. Cambrisch.
Archaisch	Fundamentaler Gneis.

Wenn wir das Archaische verlassen, so finden wir, daß die nächstältesten Schichten jene sind, welche sich während der cambrischen Periode ablagerten, auf welche dann die silurische, die devonische oder die des roten Sandsteins, die kohlenführende und die permische Periode folgten — alle dargestellt durch große Mächtigkeiten von Schichten, welche sich über weite Regionen erstrecken.

Wir sind nun in der Lage, durch Zeugnisse zu beweisen, daß im Beginn der cambrischen Periode die urzeitliche kontinentale Anhöhe noch stark unter Wasser war, da das trockene Land sich hauptsächlich im Norden bildete. In jener fernen Zeit erstreckte sich eine breite Landfläche von den äußeren Hebriden nordostwärts durch Skandinavien, Finnland und das nördliche Rußland. Um wie viel weiter nördlich und nordwestlich von den gegenwärtigen Grenzen Europa's jenes alte Land sich hingedehnt haben mag, vermögen wir nicht zu sagen; aber wahrscheinlich nahm es weite Regionen ein, welche nun in den seichten Gewässern des arktischen Ozeans versunken sind. Im Norden von Schottland war in cambrischen Zeiten ein großes Binnenmeer oder ein See vorhanden, und man kann mit einigem Grund mutmaßen, daß zu Anfang jener Periode ähnliche Seenverhältnisse auch auf dem Flächenraum von Wales obgewaltet haben. Südwärts von dem nördlichen Lande lag ein seichtes Meer, welches das ganze mittlere und südliche Europa bedeckte. Dieses Meer war jedoch hie und da mit einigen Inseln von archaischem Gestein bestreut, welche die Lage einiger Gebirge des mittleren Deutschlands, wie das Riesen-, das Erz-, das Fichtel-Gebirge 2c. und möglicherweise auch einige von den archaischen Bezirken Frankreichs und der Iberischen Halbinsel einnahmen.

Die darauffolgende Periode war eine von vorwiegend mariner Beschaffenheit, denn die weite Verbreitung der silurischen Schichten zeigt, daß während der Ablagerung derselben die ungeheuren Striche unseres Kontinents vom Meere überflutet waren. Keine von diesen Ablagerungen ist jedoch echten ozeanischen Ursprungs. Sie scheinen zumeist in seichten Meeren, die stellenweise auch mäßig tief gewesen sein mögen, sich niedergeschlagen zu haben. Während der Bildung des unteren Silurischen scheint die ganze britische Oberfläche, vielleicht mit Ausnahme einiger archaischer Striche des Nordwestens, unter Wasser gestanden zu haben. Die Ueberflutung hatte in cambrischen Zeiten begonnen und bis zum Schlusse der unteren silurischen Periode fortgedauert. Während dieser anhaltenden Periode der Ueberflutung offenbarte sich an verschiedenen Punkten vulkanische Thätigkeit — Großbritannien wurde damals dargestellt durch Gruppen von vulkanischen Inseln, welche über den Flächenraum des heutigen Wales zerstreut waren und sich westwärts in die britische Region hinein und nordwärts bis in die Bezirke von Cumberland und dem südlichen Ayrshire ausdehnten. Gegen Ende der unteren silurischen Periode fanden bedeutende Erdbewegungen statt, welche die Raumvermehrung des trockenen Landes sind, deren zusammenhängendste Masse oder Massen noch immer den nördlichen oder nordwestlichen Teil unseres Kontinents bilden. Zu Anfang der oberen silurischen Zeit bedeckte ein breites Meer den größten Teil des mittleren und wahrscheinlich das ganze südliche Europa. Es mögen jedoch anscheinend zahlreiche Inseln in solchen Gegenden, wie Wales und die verschiedenenen Striche der älteren paläozoischen und archaischen Gesteine von Süddeutschland, existiert haben. Viele von diesen Inseln waren jedoch teilweise und manche noch vor dem Ende der silurischen Periode unter Wasser.

Die nächste große Periode — diejenige nämlich, welche die Anhäufung der devonischen und der Schichten des alten roten Sandsteins ansah — stand in einiger Hinsicht in starkem Kontrast zu den vorhergehenden Perioden. Die silurischen Gesteine sind, wie schon erwähnt, vorwiegend marin. Die alten roten Sandsteine dagegen scheinen sich hauptsächlich in großen Seen oder Binnenmeeren abgelagert zu haben und bezeugen daher das frühere Vorhandensein ausgedehnter Länder, während die gleichzeitigen devonischen Schichten marinen Ursprungs sind. Gegen das Ende der oberen silurischen Periode also sind unseres Wissens bedeutende Emporhebungen im westlichen und nordwestlichen Europa erfolgt und weite Strecken des silurischen Meeresbodens in trockenes Land verwandelt worden. Die geographische Verteilung des Devonischen in Europa und das Verhältnis dieses Systems zum Silurischen zeigen, daß das devonische Meer keinen so großen Flächenraum bedeckte wie das obere silurische. Das Meer war seichter geworden und der Flächenraum des trockenen Landes hatte sich vergrößert, als die devonischen Schichten sich abzulagern anhuben. Wenn wir uns die Zustände zu vergegenwärtigen suchen, welche während der Bildung des devonischen und des alten roten Sandsteins herrschten, so können wir uns eine Zeit denken, wo der Atlantische Ozean sich ostwärts über den Süden von England und den Nordosten von Frankreich erstreckte, den größten Teil von Zentraleuropa einnahm und sich noch — wie weit, vermögen wir nicht zu sagen — nordostwärts nach Rußland hineinzog. Nördlich von diesem Meere breitete sich eine große Landoberfläche aus, in deren Senkungen große Seen oder Binnenmeere lagen, welche hin und wieder eine Verbindung mit dem offenen Ozean gehabt zu haben scheinen. In diesen Seen wurde der Sandstein abgelagert, während die devonischen oder marinen Gesteine sich in den weiten, gegen Süden hin gelegenen Gewässern bildeten. Unterseeische Vulkane waren zu dieser Zeit in Deutschland thätig, und in ähnlicher Weise waren auch in Schottland zahlreiche Vulkane vorhanden, wie diejenigen der Sidlaw-Hills und der Cheviots.

Das kohlenführende System enthält die urkundliche Geschichte einer langen und verwickelten Reihe von geographischen Veränderungen, allein die wichtigsten Hauptpunkte können für die vorliegende gedrängte Uebersicht kurz zusammengefaßt werden. Im ersten Teile dieser Periode herrschten marine Zustände vor. Zeugnisse beweisen, daß das Meer sich weiter nach Norden erstreckte, als während der vorangegangenen devonischen Periode. Während der Bildung des Bergkalks bedeckte ein tiefes Meer den größten Teil von England und Irland, ward

aber seichter sobald es in die schottische Area eindrang. Einige wenige Felseninseln waren alles, was damals Irland und England darstellte. Nach Osten streichend, scheint das Meer der kohlenbildenden Periode die Niederungen von Mitteleuropa und ungeheure Landstriche in Rußland bedeckt zu haben. Der tiefste Teil des Meeres lag auf der anglo-hibernischen und der franco-belgischen Area und wurde gegen Osten seichter. Dasselbe Meer überflutete wahrscheinlich das ganze südliche Europa, allein viele Inseln mögen seiner Oberfläche eine mannigfaltige Gestaltung gegeben haben, wie in der Bretagne, dem zentralen Frankreich, in Spanien und Portugal und auf den verschiedenen Gebieten alter paläozoischer und archaischer Gesteine im zentralen und südöstlichen Europa. In den späteren Stadien der kohlenführenden Periode waren die Grenzen des Meeres viel beschränkter und es traten ausgebreitete kontinentale Zustände ein. Ungeheure Sümpfe, Sumpf- und Urwälder verbreiteten sich nun über das neugebildete Land. Ein anderer Zug der kohlenführenden Periode war die große Anzahl von Vulkanen, unterseeischen und überirdischen, welche besonders in Schottland sehr häufig waren, hauptsächlich während der früheren Stadien dieser Periode.

(Schluß folgt.)

Nordamerikanische Tornados.

Von Dr. Emil Deckert.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß beinahe alle meteorologischen Phänomene in Nordamerika mit einer Heftigkeit und Vehemenz auftreten, wie sie bei uns unerhört ist. In Texas kann man es erleben, daß die Temperatur innerhalb eines einzigen Tages von 81° F. über dem Nullpunkte auf 18° F. unter dem Nullpunkte hinunter sinkt; in Florida stürzen häufig genug in dem Zeitraum von wenigen Stunden volle drei Zoll Regen aus den Wolken herab, und wer in New-York oder in New-Orleans eines von den daselbst üblichen Gewittern geschaut hat, der wird die schauerliche Wildheit und das Ungestüm derselben nicht so bald aus dem Gedächtnisse verlieren.

Die heftigsten und wildesten unter den meteorologischen Erscheinungen Nordamerika's sind aber ohne Zweifel die sogen. Tornados. Fegen dieselben doch in Illinois, Wisconsin, Ohio, Nebraska zc. zuweilen ganze Städte von dem Erdboden weg und ist der Wucht derselben doch beinahe nichts gewachsen, was Menschenwerk heißt und in irgend einer Weise gen Himmel emporragt und dem Sturm einen Angriffspunkt darbietet. Festgebaute Häuser aus Ziegelsteinen werden zertrümmert als wären es Kartenhäuser, Eisenbahnwagen werden von den Schienen geworfen, Bäume werden entwurzelt, Balken, Steine und eiserne Ketten werden weit fortgeschleudert, und auch der stärkste Mann, der sich in der Sturmbahn befindet, vermag dem Unwetter nicht zu widerstehen, sondern wird von ihm gepackt und fortgeführt, um anderswo zu Boden geworfen zu werden. Die Opfer, die ein Tornado an Menschenleben fordert, soll in gewissen Fällen die Zahl 1000 erreicht haben, und der Verlust, den die Ueberlebenden an ihrem Eigentum erleiden, wird häufig auf viele Millionen Dollars veranschlagt. Wo gäbe es in Europa und wo gäbe es selbst in den Tropen mitten im Lande Stürme von ähnlicher Furchtbarkeit?

Seiner Natur nach ist der Tornado ein Wirbelwind, dessen Rotationsgeschwindigkeit nach John P. Finley, der im U. St. Signal Service das Phänomen zu seinem Spezialstudium gemacht hat und der als die beste Autorität bezüglich desselben gelten muß, im Maximum zuweilen 2000 e. Mln. in der Stunde beträgt. Von den Cyklonen, die Nordamerika von Westindien her heimsuchen, unterscheidet er sich namentlich durch seinen lokaleren Charakter, durch den viel kürzeren Diameter seines Wirbels und durch eine Reihe von eigentümlichen Begleiterscheinungen. Ebenso ist er auch von den sogen. „Northers" und „Northeasters", die gleichfalls für das amerikanische Klima charakteristische Stürme sind, durchaus verschieden.

Während die westindischen Cyklonen, bezw. die westindischen „Hurricanes", in der Regel über das ganze atlantische Nordamerika bis gegen Neufundland und Grönland hinweg schreiten, hat sich die Gewalt der Tornados meist schon erschöpft, nachdem sie eine Bahn von 40—50 e. Mln. zurückgelegt haben. Nur ausnahmsweise erstrecken sich die Verheerungen der letzteren auf eine Entfernung von 180 engl. Meilen. Während sodann die Wirbel der Cyklonen meistens einen Durchmesser von mehreren Hundert Meilen haben, so haben diejenigen der Tornados selten einen Durchmesser von mehr als 500 Yards (ca. 1/2 Km.). Der Tornado, welcher im August 1885 Philadelphia und seine Vorstadt Kamden verwüstete, hatte sogar nur einen Wirbel von 100 Yards Durchmesser, und 80 Yards seitwärts von der Zentrallinie seiner Bahn wurde kaum ein Hauch von dem gewaltigen Zerstörer gefühlt. Der Reibungswiderstand, den die ruhigen Luftschichten in seiner nächsten Nachbarschaft ihm entgegensetzen, ist augenscheinlich auch die Hauptursache von seiner raschen Erschöpfung.

Hinsichtlich ihrer Begleiterscheinungen haben die Tornados eine große Aehnlichkeit mit den Gewittern, und insbesondere mit jenen Gewittern, die unser Volk als „Windgewitter" zu bezeichnen gewöhnt ist. Da heftige Wirbelwinde auch unseren Gewittern vorauszugehen pflegen, so könnten wir vielleicht sogar geneigt sein, zu sagen: die durch lokale Erhitzung verursachte Luftbewegung habe bei der Wasserdunstarmut der amerikanischen Zentralstaaten — die als die eigentliche Heimat der Tornados gelten müssen — nicht die genügenden Vorbedingungen und den erforderlichen Träger, um sich in größerem Umfange in Elektrizität umzusetzen, und die Tornados seien deshalb gewissermaßen nur „unfertige Gewitter". Ganz ebenso wie unseren Gewittern, so geht auch den amerikanischen Tornados eine

exzessive Hitze voraus, während ihnen eine sehr empfindliche Abkühlung der Atmosphäre auf dem Fuße folgt. Elektrische Entladungen, Blitz, Donner und Hagelschauer aber beobachtet man öfters einige Meilen seitwärts von ihrer Bahn, sobald der Wirbel vorüber ist. Charakteristisch ist für den Beginn des Tornado eine trichterförmige, dunkle Wolke, die in dem Wirbel oft mit großem Ungestüm hin- und herschwingt.

Die Zeit, in der die Tornados auftreten, beschränkt sich im allgemeinen auf die Sommermonate (April bis inkl. August) und auf die Nachmittagsstunden, 2—6 Uhr — zwei fernere Momente, die nach unserer Meinung für ihre nahe Verwandtschaft mit den Gewittern sprechen. Die westindischen Hurricanes sind im Gegenteil am häufigsten im September und Oktober und an keine bestimmte Tagesstunde gebunden. Was die geographische Verbreitung der Tornados betrifft, so kann man als ihr Hauptgebiet Westillinois, Südwisconsin, Südminnesota, Jowa, Missouri, Ostnebraska, Ostkansas, das Indianerterritorium und Nordwestarkansas bezeichnen. Jedoch überschreiten sie dieses Gebiet oft genug, und auch Ohio und Pennsylvanien, sowie selbst New-York, Massachussets und Connecticut werden gelegentlich von ihnen betroffen. Im allgemeinen darf man aber die nähere Nachbarschaft des Atlantischen Ozeans ebenso wie die Nachbarschaft des Stillen Ozeans und die Felsengebirgsgegend tornadofrei nennen. In den binnenländischen Distrikten von Alabama, Georgia und Süd- und Nordkarolina sind die Tornados häufiger, jedoch beobachtet man sie dort vorherrschend in den Monaten Januar, Februar und März. Von Cyklonen wird gerade die tornadofreie atlantische Küste am häufigsten und heftigsten betroffen.

Die Richtung der Tornados ist mit einer auffallenden Regelmäßigkeit eine südwest-nordöstliche, und dieselbe steht also mit der vorherrschenden Richtung der nordamerikanischen Winde in ziemlich vollkommener Uebereinstimmung.

Um den Gefahren, welche die Tornados mit sich bringen, zu begegnen, empfiehlt John P. Finley seinen Landsleuten nachdrücklich, ihr Eigentum gegen den Sturm zu versichern, in ähnlicher Weise, wie wir es gegen Feuersbrünste thun, und ihre Person nebst ihren Angehörigen in unterirdische Gewölbe oder Keller zu flüchten — Maßnahmen, die den fraglichen Stürmen gegenüber bei den Bewohnern der Zentralstaaten in der That seit lange in großem Umfange üblich sind. Wer aber im freien Felde von einem Tornado betroffen wird, der muß aus der Bahn desselben durch rasche Flucht seitwärts herauszukommen suchen, ähnlich wie es der von einem Hurricane oder Teifun betroffene Schiffer mit seinem Fahrzeuge zu thun versucht. Die Wetterwarte zu Washington (das bereits erwähnte U. St. Signal Service) hat sich behufs genauerer Untersuchung des Phänomens mit ca. 800 freiwilligen Berichterstattern (Tornado Reporters) in allen Teilen des Landes in Verbindung gesetzt.

Die verheerendsten Tornados der letzten Jahre waren der von Alabama und Georgia, am 19. Februar 1883, der nach dem Report des Signal Service nicht weniger als 1000 Menschen tötete, 2000 andere mehr oder minder schwer verwundete und ca. 13 Mill. Doll. an Eigentum vernichtete; der von Ohio am 8. September 1885, der die Stadt Washington (nicht zu verwechseln mit der Bundeshauptstadt Washington) von Grund aus zerstörte, und der von St. Cloud und Sauk Rapids in Minnesota am 14. April 1886. Wir selbst lernten aus eigener Anschauung einen Tornado in Nordkarolina kennen, der zwar nicht zu den allerschlimmsten gehörte, dessen Spuren in Feld und Wald und Stadt uns aber furchtbar genug dünkten, sobald wir sie mit denjenigen der europäischen Stürme verglichen.

Skizzen aus Nordamerika.

Der Viehstand in den Vereinigten Staaten.

Soeben veröffentlicht das Statistische Bureau des Ackerbauministeriums einen Bericht über die Zahl und den Wert der Haustiere in den Vereinigten Staaten. Wesentlich zugenommen (um 513,085 Stück) hat die Zahl der Pferde, was teils auf Rechnung der infolge der starken Nachfrage nach Zug- und Arbeitspferden bedeutend ausgedehnten Pferdezucht, teils auf Rechnung der vergrößerten Einfuhr renommierter europäischer Zuchtrassen, namentlich von Norman-, Percheron-, Clydesdale- und English Shire-Pferden. An dieser Steigerung der Pferdezahl partizipiert fast jeder einzelne Staat. Die Steigerung beträgt in Louisiana, Texas und Illinois 1 Prozent, in New-York, Virginia, Arkansas, Tennessee, West-Virginien, Ohio, Michigan und Wisconsin 2 Prozent. Die Staaten im Missouri-Thal mit ihrem raschen Wachstum haben eine bedeutend größere Zunahme aufzuweisen. Nebraska z. B. 10 und Dakota 15 Prozent. Auch in den Pacific-Staaten hat die Zahl der Pferde sich merklich gesteigert und ebenso in der Region der Felsengebirge, wo viele Pferderanchos angelegt wurden. Die meisten Pferde (1,048,759) hat Illinois, dann folgt (mit 998,862) Texas und dann (mit 945,445) Jowa; die geringste Zahl (nur 9681) hat Arizona. Im ganzen zählen die Vereinigten Staaten 12,077,657 Pferde gegen 11,564,572 im Jahre 1885. Maulesel gibt es 2,052,593 gegen 1,972,569 im Jahre 1885; die meisten (216,615) hat der Staat Missouri, die wenigsten (1008) das Territorium Washington. Die Zahl der Milchkühe hat infolge der niedrigen Preise der Molkereiprodukte in Vermont, in New-York und Ohio abgenommen, in den übrigen Staaten dagegen, namentlich in den westlichen, ist sie gestiegen. Die größte Zahl (1,510,300) hat New-York, dann folgt (mit 1,230,695) Jowa; Wyoming hat nur 6233. Die Gesamtzahl beträgt 14,235,388 gegen 13,904,722 im Jahre 1885. Von sonstigem Rindvieh gibt

es 31,275,242 Stück, gegen 29,866,573 im Jahre 1885; die größte Zahl (4,027,177 Stück) besitzt Texas, dann kommt Iowa mit 2,074,919 Stück, Ohio, Illinois, Missouri, Kansas, Nebraska, Colorado, Neu-Mexico und Wyoming haben je mehr als 1 Million, Rhode-Island nur 13,024 Stück. Die Zahl der Schafe hat gegen das Jahr 1885 um 2,037,912 Stück abgenommen; das Fallen der Wollpreise und die Billigkeit des Fleisches ist Schuld daran; in den Farm-Staaten werden, um der Fütterung überhoben zu sein, ganze Heerden geschlachtet oder nach dem Westen gesendet. Im ganzen sind in den Vereinigten Staaten noch 48,322,331 Schafe vorhanden (im Jahre 1885 50,360,243), die meisten (6,802,615) in Texas, worauf Californien mit 6,069,698 folgt, dann Ohio mit 4,753,034, Neu-Mexico mit 4,328,755, Oregon mit 2,469,551 und Michigan mit 2,269,607. Die wenigsten Schafe, nur 20,449, hat Rhode-Island. Die Zahl der Schweine ist gestiegen, von 45,142,657 im Jahre 1885 auf 46,092,043. Voran in der Schweinezucht steht Iowa mit 4,849,008 Stück, dann kommt Missouri mit 4,168,091, Illinois mit 3,967,961, Texas, Tennessee, Kentucky, Ohio, Indiana, Kansas und Nebraska haben je mehr als 2 Millionen; Wyoming besitzt nur 2500.

Die Preise für Pferde, Maulesel, Rindvieh, Schafe und Schweine sind seit zwei Jahren stetig gefallen, bei Pferden und Mauleseln um 3 Prozent, bei Rindvieh um 8, bei Schafen um 11 und bei Schweinen um 15 Prozent. Im laufenden Jahr ist der Gesamtwert um 91 1/4 Millionen Dollars gesunken, obgleich der Gesamtwert der Pferde und Maulesel um etwas gestiegen ist. Augenblicklich beziffert sich der Gesamtwert der Pferde auf stark 860 3/4 Millionen, der Maulesel auf stark 163 1/3, der Milchkühe auf nahezu 390, des anderen Rindviehs auf nahezu 662, der Schafe auf nahezu 92 1/2 und der Schweine auf stark 196 1/2 Millionen Dollars. Der Gesamtwert des Viehstandes stellt sich also stark auf 2 1/3 Milliarden Dollars.

Die Landfrage in den Vereinigten Staaten.

Die Verhältnisse des Landbesitzes in den Vereinigten Staaten haben sich in den letzten 25 Jahren derart gestaltet, daß die Agrarfrage, von der man bisher nur aus der alten Welt zu hören gewöhnt gewesen, bald auch hier drohend ihr Haupt erheben wird. Die Ursache liegt teils darin, daß die Zahl der großen Pachtungen sich alle drei Jahre verdoppelt, teils darin, daß Privatgesellschaften Ländereien von der Ausdehnung ganzer Staaten besitzen, teils endlich darin, daß ausländische Kapitalisten Millionen amerikanischer Aecker erworben haben. Schon die große Zahl der Pachtungen ist ein bedrohliches Moment. Nach dem Zensus von 1880 gab es in den Vereinigten Staaten nicht weniger als 1,027,000 Pächter, die also das Land Anderer bearbeiteten und natürlich eine entsprechende Anzahl Farmarbeiter beschäftigten. Die Schuld trägt die maßlose Verschwendung, mit welcher von Seiten des Bundes mit der Verleihung öffentlicher Länder vorgegangen wurde und wird. Die erste Landschenkung datiert aus dem Jahre 1850: damals erhielt die Illinois-Zentraleisenbahn einen Landkomplex von 2,595,000 Acres geschenkt. Bis zum Jahre 1861 wurden verschiedenen anderen Bahnen in Louisiana, Florida, Alabama und Mississippi gegen 12 Mill. Acres geschenkweise überlassen. Und doch war bis dahin die Verschleuderung noch eine verhältnismäßig geringe. Als aber im Jahre 1862 blos der Union Pacific nicht weniger als 12 Mill. Acres verliehen wurden, drängten sich alle massenhaft entstehenden Privatgesellschaften heran, auch ihren Teil aus der scheinbar unerschöpflichen Quelle der öffentlichen Domaine zu schöpfen; in den Zeiten des Bürgerkrieges drückte man vollends ein Auge zu, und bald hatten die Privatgesellschaften mehr als 100 Mill. Acres an sich gerissen, ein Areal, doppelt so groß, als alle Neu-England-Staaten zusammengenommen.

Wenn aber so kolossale Strecken Landes zur Unterstützung der Eisenbahnen verwilligt wurden, so war der Erwerb von Ländereien durch Private ebenso kolossal, das mögen annähernd die — wir schöpfen aus den natürlich authentischen Kongreßakten — Ziffern der nicht von Amerikanern, sondern von Ausländern erworbenen Ländereien erweisen. Ein englisches Syndikat (Nr. 3) in Texas erwarb 3 Mill. Acres, die Holland Land Company in Neu-Mexico 4 1/2 Mill., Sir Edward Reid und ein Syndikat in Florida 2 Mill., ein englisches Syndikat in Mississippi 1,800,000, der Marquis von Tweeddale 1,750,000, Phillips Marshall u. Co. in London 1,300,000, ein deutsches Syndikat 1 Mill., ein anglo-amerikanisches Syndikat in London 750,000, Byron H. Evan in London 700,000, der Herzog von Sutherland 425,000, die britische Land Company in Kansas 320,000, William Whalley, M.P. in Peterborough (England) 310,000, Missouri Land Co. in Edinburgh 300,000, Robert Tennon in London 230,000, Dundy Land Co. in Schottland 247,000, Lord Dunmore 120,000, Benjamin Newgas in Liverpool 100,000, ein englisches Syndikat in Wisconsin 110,000, Ellerhausen in Halifax (West-Virginien) 600,000, ein schottisches Syndikat in Florida 500,000, Missouri Land Co. in Edinburgh 165,000, Lord Houghton in Florida 60,000, englische Land Co. in Florida 60,000, englische Land Co. in Arkansas 50,000, Lord Dunraven in Colorado 60,000, Alexander Grant in London 35,000, Albert Peel, M.P. Leicestershire (England) 10,000, und Sir J. L. Key in Yorkshire (England) 5000 Acres, zusammen 20,647,000 Acres. Das ist ein in den Händen von nur 29 Eigentümern befindlicher Landbesitz von der Größe ganz Irlands. Und dazu treten ungezählte Millionen Acres, die von eingeborenen Amerikanern, je zu Hunderttausenden, besessen werden, wie denn ein erst kürzlich verstorbener Oberst Murphy allein 4 Mill. Acres sein eigen nannte. Nach genauen Berechnungen hatte der Kongreß vor 1850 über 900 Mill. Acres zu verfügen; von diesen sind bisher schon 700 Mill.

vergeben und es läßt sich also voraussehen, daß die Union mit Ende des laufenden Jahrhunderts gar keine öffentlichen Ländereien mehr zu veräußern hat. Auf der einen Seite nun eine Anzahl Großgrundbesitzer mit dem ganzen Troß von Pächtern und Lohnarbeiten, auf der anderen Seite bald kein Acre Land mehr, auf dem, wie jetzt noch, auch der weniger Bemittelte ansiedeln und mit seiner Hände Arbeit ein eigenes Heim gründen könnte — das ist die Situation

Das Zurückweichen der Wüste.

Es ist eine im allgemeinen schon längst konstatierte Thatsache, daß die Grenze des kultivierbaren Landes in den Vereinigten Staaten immer weiter westlich rückt und daß das Gebiet des sogen. wüsten Landes in der Region des 100. Längengrades sich infolge häufigerer Regenfälle stetig verengt; auf der ganzen Linie von Canada an bis hinunter nach dem südlichen Texas ist diese Erscheinung zu beobachten und speziell in Kansas habe ich sie persönlich beobachtet. Noch vor 10 Jahren war die ganze westliche Hälfte von Kansas höchstens stellenweise als Weideland zu verwenden, heute ist gerade sie das beste Kulturland des Staates. Der Boden war immer sehr dankbar, aber es fehlte ihm der befruchtende Regen. In der Gegend von Dodge City fielen früher nur 10 Zoll Regen jährlich, jetzt sind es bereits 30 Zoll. Dringt der Regen in dem bisherigen Verhältnis weiter nach Westen, so ist in fünfzehn Jahren die bisherige künstliche Bewässerung in Colorado überflüssig. Im vorigen Sommer hat denn auch die Besiedelung des westlichen Kansas reißende Fortschritte gemacht. Gegenden, die seither ödes Prärie-Land gewesen, bedecken sich mit Farm-Häusern, und allein in den letzten zwei Monaten ist die Grenze des Wüstenlandes um 20 Meilen zurückgewichen, resp. das Ackerland in diesem Verhältnis vorgedrungen. Dutzende anderer Zeugnisse bestätigen diese Wahrnehmungen. Ein offizieller Bericht über die Rindviehzucht im Westen sagt: „Es ist nachgewiesen, daß in den Staaten Kansas und Nebraska die Grenze des durch natürliche Bewässerung für Ackerbauzwecke brauchbar gemachten Landes heute 150—200 Meilen weiter nach Westen liegt, als vor 20 Jahren." Auch Nebraska habe ich selbst besucht. Ländereien in der Mitte des Staates, die vor 12 Jahren noch eine vollständige Wüste gewesen, liefern jetzt reiche Ernten; Hügel, die früher im Sand vergraben lagen, haben jetzt den schönsten Graswuchs und ernähren viele Tausend Stück Vieh. Bis zum Jahre 1878 war zwischen Beaver-Creek und Cedar-Creek nirgends Wasser zu finden, und heute ist dort eine Menge kleiner Teiche entstanden, in deren Umgebung der üppigste Graswuchs gedeiht. Auch aus den Hochländern im fernen Nordwesten wird ähnliches berichtet.... Ohne Zweifel sind alle diese Veränderungen der Zunahme des Regens zuzuschreiben und diese wiederum scheint in unmittelbarem Zusammenhang mit der Kultivierung des Bodens zu stehen. Die Regierung schickt sich an, diesen Zusammenhang wissenschaftlich zu erforschen und so vielleicht die Möglichkeit darzuthun, daß der Mensch einen erheblichen Einfluß auf die Witterungsverhältnisse zu üben imstande ist.

Die Rechtspflege in den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Jeder Staat hat seine eigenen Gesetze; die Grundlage derselben, sowie des Gerichtsverfahrens ist das englische Gemeine Recht; nur Louisiana macht darin eine Ausnahme, dort beruhen die Gesetze auf dem französischen Recht, auf dem Code Napoléon. Die Gesetze sind aber in neuerer Zeit so viel verändert worden, daß wenig mehr vom alten englischen Recht übrig geblieben ist, jedoch fällt man noch immer darauf zurück, wenn die Statuten nicht ausreichen.

Das beste Gesetz, das aus dem Englischen stammt und überall noch unverändert in Kraft steht, ist das Habeas Corpus-Gesetz, das nur zur Zeit eines Krieges oder Revolution suspendiert werden kann; es schützt jeden vor willkürlicher Gefangenschaft. Auf die eidliche Aussage irgend eines Mannes ist jeder Richter gezwungen (und hohe Strafe steht auf seiner Weigerung) einen Gefangenen vor sich bringen zu lassen und die Rechtsgültigkeit seiner Gefangenschaft zu untersuchen; liegt kein Recht vor, so muß er ihn sogleich in Freiheit setzen.

Die Gesetze in Bezug auf Mündigkeit der Kinder, auf Erbfolge, Wittum der Frau und ihre eigenen Vermögensverhältnisse, auf Schuldhaft und Exemptionen ꝛc. sind alle verändert und dem Bedürfnisse und der humanen Anschauung der neueren Zeit angepaßt worden. Im allgemeinen sind die Gesetze gut gemeint, aber sie sind oft sehr kompliziert und widersprechend, und in der Anwendung und Ausführung bleibt das Gute, das damit beabsichtigt wurde, weit zurück. Jedes Jahr werden neue Gesetze erlassen, alte aufgehoben oder verändert, und die verschiedenen Auslegungen und Entscheidungen der vielen Gerichtshöfe tragen nicht wenig dazu bei, Prozesse zu vermehren. Auch die Prozedur oder das Gerichtsverfahren hat man in neuerer Zeit durch Einfachheit und Kürze zu verbessern gesucht; in einigen Staaten hat man sich ganz von dem alten englischen System losgesagt und ein eigenes Verfahren nach festgestellten Regeln eingeführt.

In einigen der älteren Staaten ist noch das Verfahren in Rechtssachen von dem Verfahren in Sachen der Billigkeit getrennt, und man hat für die letzteren eigene Gerichtshöfe, die Court of Chancery, oder sie sind auch den anderen Gerichtshöfen unterstellt.

Immerhin ist das Verfahren in allen Staaten derart, daß man ohne Advokaten nicht als Kläger oder Verteidiger auftreten kann, selbst nicht in den kleinsten Fällen vor einem Friedensrichter, wo das Gesetz jedem das Recht gibt, seine eigene Sache zu führen.

Ein anderer großer Uebelstand ist, daß der Eid viel an Achtung und Feierlichkeit verloren hat, weil er zu häufig angewendet wird. In keinem Land wird so viel geschworen wie in Amerika, bei der kleinsten Gelegenheit, bei jedem offiziellen Akt oder Schriftstück wird der Eid angewendet; und man betrachtet es nur als Formsache, hebt die Hand auf oder auch nicht, hört etwas murmeln, küßt die Bibel oder thut nur so, zahlt die Gebühren und geht, die meisten wissen nicht, was sie beschworen haben. Man sagt allgemein, daß man für ein paar Dollars genug Leute bekommen kann, die irgend etwas beschwören. In keinem Lande wird so viel falsch geschworen und so wenig dafür bestraft; nur wenn jemand vor Gericht augenscheinlich falsches Zeugnis ablegt und der Richter ihn deswegen belangt oder der dadurch Beschädigte auf seine Verhaftung dringt, wird eine Anklage auf Meineid vor Gericht gebracht, und das höchst selten.

Eine Zivilklage beginnt mit einer Klageschrift, die der Advokat beim Clerk einreicht und die in einigen Fällen eidlich bekräftigt werden muß; darauf erläßt der Clerk eine Vorladung. Unter Umständen kann man sogleich mit Beschlagnahme von Eigentum des Verklagten beginnen oder, wenn kein Eigentum vorhanden, mit seiner Verhaftung. Gibt er genügend Bürgschaft, so wird er oder sein Eigentum freigegeben. Gewöhnlich aber muß man warten, bis man ein Urteil bekommt und 30 Tage darnach, ehe man Exekution herausnehmen kann.

In einigen älteren Staaten ist noch das Gesetz, daß der Gläubiger den Schuldner in Haft halten kann, so lange er für ihn Kostgeld bezahlt, und das ist sehr wenig; hat aber der Schuldner nichts und schwört den Armeneid, so muß er entlassen werden.

Auf die Klageschrift erfolgt eine Antwort des Verklagten, darauf eine Gegenantwort, bis sie auf einem Punkt angekommen sind, wo gewisse Ansprüche von der einen Seite verlangt und von der anderen verweigert, oder gewisse Thatsachen behauptet und verneint werden.

Gesetzliche Fragen der Unzulänglichkeit der Klage oder der Eingabe werden vor den Richter gebracht, argumentiert und entschieden. Solche Einwendungen werden immer gemacht, wenn auch kein Grund dazu vorhanden ist, um Zeit zu gewinnen oder die Sache zu verzögern und kostspieliger zu machen, damit dem Kläger, wenn er arm ist, der Atem ausgeht. Die geringsten technischen Versehen oder Formfehler sind genügend, die Sache über den Haufen zu werfen, und dann muß der Kläger die Kosten bezahlen und kann wieder von vorn anfangen.

Kommt die Sache endlich zur Verhandlung, so wird alles mögliche angewendet, um das Zeugnis der anderen Seite zu entkräften; die Advokaten stellen die Fragen und gehen immer so weit über die Sache hinaus, daß dem Zeugen die Geduld ausgeht, der Advokat sucht ihn in Widersprüche zu verwickeln, um ihn dann der Jury als Lügner und Meineidigen darzustellen. Die Zeugen werden oft beleidigt, in ihren persönlichen Angelegenheiten, die nichts mit der Sache zu thun haben, blos gestellt und lächerlich gemacht. Die andere Seite macht fortwährende Einwendungen, gleich liegen sich die Advokaten in den Haaren, zum großen Gaudium der Jury und der Zuschauer, die das Gerichtszimmer schon mehr als Unterhaltungslokal betrachten.

Der Richter auf seinem erhöhten Sitz hört zu und sagt nichts, er überläßt alles den Advokaten; nur wenn diese sich an ihn wenden mit einer Streitfrage, so gibt er seine Entscheidung. Nachher folgen bombastische Reden, stunden-, oft tagelang, wobei oft der größte Blödsinn in den höchsten Phrasen losgelassen wird, bis die Jury nicht mehr weiß, um was es sich eigentlich handelt, oder um den einen oder anderen von der Jury mürbe oder gefügig zu machen, denn der Advokat liest ihnen ihre Gedanken vom Gesicht ab.

Wie nun das Urteil ausfallen mag, selten geben sich die Parteien zufrieden; je länger es dauert, desto mehr Geld verdient der Advokat, und derjenige, der verloren hat, treibt es weiter, so lange er Geld aus seinen Klienten herausziehen kann; und die Gesetze begünstigen ihn darin. Auf die kleinlichsten Gründe hin, auf die Einwendungen, die er zu dem Zweck während der Verhandlung gemacht, auf die Instruktionen des Richters an die Jury verlangt er einen neuen Prozeß; die Frage wird nun vor dem Richter argumentiert, bewilligt oder abgewiesen.

Im letzteren Fall wird Appell eingelegt, die nötigen Papiere ausgestellt, Sicherheit zur Zahlung der Gerichtskosten gegeben und vor die Supreme Court gebracht, deren Sitz vielleicht sehr entfernt ist, wodurch die Kosten des Advokaten bedeutend vermehrt werden. Vielleicht wird hier der ganze Prozeß wegen einer Kleinigkeit umgeworfen, oder das Urteil wird zur Wiedererwägung zurückgeschickt, reduziert oder bestätigt. Oft dauert es lange Zeit, ehe das Urteil zurückkommt, und wenn es bestätigt ist und der Sieger nimmt Exekution heraus, so findet er vielleicht, daß der Verlierende sein Eigentum bei Seite geschafft hat, oder daß die Bürgen nichts wert sind. Alles, was der Kläger für sein Geld, für Zeitverlust und Aerger erhält, ist das Bewußtsein, den Prozeß gewonnen zu haben, und ein Urteil, das er sich aufheben kann, denn es ist gut für 17 Jahre. Sein Advokat hat sich dabei am besten gestanden, denn diesen muß er unter allen Umständen bezahlen.

In Kriminalfällen geht es nicht besser zu. Die Anklage stützt sich gewöhnlich auf die eidliche Aussage einer Person vor einem Friedensrichter. Dieser erläßt darauf einen Verhaftsbefehl, der Angeklagte wird vor ihn gebracht, der Fall untersucht, Zeugen vernommen, und der Angeklagte entweder freigegeben oder auf Bürgschaft entlassen. Im letzteren Falle übergibt der Friedensrichter die Papiere dem Staatsanwalt, und dieser legt sie, wenn die Zeit kommt, vor die Grand Jury.

Auch der Richter eines höheren Gerichtshofes kann einen Verhaftsbefehl erlassen und den Fall untersuchen; in einigen Staaten kann der Staatsanwalt auf seine Informationen hin einen Angeklagten vor Gericht bringen, ohne daß der Fall erst von der Grand Jury geprüft wird. Vor Gericht kommt nun alles auf die Advokaten an. Ist der Angeklagte ganz mittellos, so stellt das Gericht ihm einen Verteidiger; hat er Geld oder kommen ihm Freunde zu Hülfe, so stehen ihm die tüchtigsten und geriebensten Advokaten zu Diensten.

Der Zweck der Verteidigung ist nicht nur, einen Unschuldigen zu retten, oder einem Angeklagten sein Recht, welches das Gesetz ihm gibt, zu wahren und Milderungsgründe hervorzuheben, sondern auch einen Schuldigen vor verdienter Strafe zu sichern oder seine Strafe auf das geringste Maß herabzusetzen. Kann ein Advokat seinen Klienten frei machen, und wenn er zehnmal den Galgen verdient hätte, so ist er stolz darauf, und er gewinnt an Ruf und Vermögen. Er wendet nun alle Mittel an, die ihm zu Gebote stehen, um das zu erreichen. Technische Einwendungen, Verzögerung, falsche Zeugen, womöglich Bestechung eines Mitgliedes der Jury — alles das wird einem Advokaten nachgesehen, obschon das Gesetz es mit Strafe bedroht; aber „wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter", und dieses gilt besonders in Amerika. Das Hauptaugenmerk der Verteidigung ist darauf gerichtet, eine Jury zusammenzusetzen, welche dem Angeklagten günstig gestimmt oder so dumm ist, daß sie leicht zu verwirren ist.

Von 4 bis 10 Leuten kann der Advokat als Jury verwerfen, ohne irgend welchen Grund anzugeben, der Staatsanwalt auch. Denn alle, die durch Verwandtschaft, Feindschaft oder persönliches Interesse der Sache nahestehen, alle die eine vorgefaßte Meinung darüber haben, die darüber gehört, gelesen oder nachgedacht haben, können nicht an der Jury sitzen.

Nun liest in Amerika fast ein jeder die Zeitung und die Zeitungen veröffentlichen alles mit langen Berichten, was vorgeht und von Belang ist; es ist also sehr schwer, einen intelligenten Mann zu finden, der nicht über einen wichtigen Fall gelesen, gehört oder nachgedacht hat. Also nur die Dummen, oder die nicht lesen können, bleiben übrig.

Die besten Bürger, gerade die Leute, von denen man ein vernünftiges und unabhängiges Urteil erwarten kann, werden sehr selten zum Jurydienst gezogen; viele sind davon befreit, viele lassen sich entschuldigen; wie es gemacht wird, ist schwer zu sagen; Thatsache ist, daß die meisten Leute, die in der Jury sitzen, Leute aus den niederen Ständen sind. Früher gab es sogar Leute, die daraus ein Geschäft machten, Jurydienst zu thun; man sah sie den ganzen Tag am Gericht liegen und warten, bis sie gerufen wurden: ein gemeines Gesindel, das noch nicht ausgestorben ist.

Das größte Uebel ist, daß Stimmeneinheit von der Jury verlangt wird; also wenn ein einziger Querkopf oder Gekaufter darunter ist und mit den übrigen nicht übereinstimmt, so wird der ganze Prozeß über den Haufen geworfen und der Staatsanwalt kann wieder von neuem anfangen.

Wird der Angeklagte freigesprochen oder der Prozeß wird durch irgend ein Hindernis unterbrochen und kann nicht mehr unter denselben Umständen fortgesetzt werden, so kann der Angeklagte nicht zum zweitenmale auf dieselbe Anklage hin gerichtet werden. Denn die Konstitution verbietet, daß jemand zweimal wegen einer und derselben Sache auf Gefahr seines Lebens oder seiner Freiheit hin gerichtet werden kann. So viel Mißbrauch hat sich mit diesem Jurysystem eingeschlichen, daß überall die Ansicht laut wird, es ganz abzuschaffen; und in einigen Staaten steht es den Beteiligten frei, mit oder ohne Jury den Prozeß zu führen, oder es ist erlaubt, daß zwei Drittel der Jury ein Verdikt abgeben können.

So sehr auch die besseren Bürger es wünschen, solche Mißbräuche und Mängel abzustellen, die Advokaten sind dagegen: sie fischen am besten im Trüben, und die Richter und Staatsanwälte — sind ja auch Advokaten, die das Geschäft nicht verderben wollen. Man kann nicht sagen, daß die Richter sich offene Parteilichkeit oder Bestechung zu Schulden kommen lassen, solche Fälle sind höchst selten, das Uebel liegt mehr an dem ganzen Rechtswesen, an dem System.

Der Mangel eines gebildeten, hohen und unabhängigen Richterstandes und die zu große Freiheit und Macht der Advokaten sind die Klippen, an denen die Gerechtigkeit nur zu oft scheitert. Trotzdem, daß man den Unterschied an den Bundesgerichtshöfen, die sehr hoch stehen, täglich vor Augen hat, geschieht doch nichts, um ein ähnliches System in den Staaten einzuführen, und alles bleibt beim alten.

Die „New York Nation", eine Wochenzeitung, die in Amerika obenan steht, sagt in ihrer Nummer vom 29. Oktober 1885 in Bezug auf die Prozeßverhandlungen Ferdinand Wards, von der Bankfirma Grant und Ward, des größten Schwindlers Amerika's, wie folgt: „Richter Barrett erwirbt sich ein großes Verdienst damit, daß er die Advokaten in dem Ward'schen Prozeß in Schranken hält, ein Verdienst, das vom New-Yorker Richterstand zu oft vernachlässigt wird. Seine Zurechtweisung des geschmeidigen Mr. Bourke Cockran wegen eines ungerechtfertigten Angriffs auf James D. Fish, während er auf dem Zeugenstand war; seine bestimmte Weigerung, dem General Tracy Zeit zu geben, gewisse Bücher zu untersuchen, und seine Unterbrechung und peremptorisches Gebot des Schweigens, als derselbe Herr in seinem Redeschwall gegen die Erwähnung „des Namens jenes Mannes, der für sein Vaterland gefochten", auftrat, anderer Zurechtweisungen derselben Art gar nicht zu erwähnen, waren Versuche, einem Verfahren Einhalt zu thun, das zur nationalen Schande geworden ist, nämlich

der ungeheuren Länge, zu der Prozesse der einfachsten Art am Gericht ausgedehnt werden."

Meistens liegt die Schuld an der Schwäche und Aengstlichkeit der Richter gegen Mitglieder des Barreaus, verbunden mit deren Neigung zu Weitschweifigkeiten und Notorietät. Frivole und fortwährende Einwendungen im Zeugenverhör, fortgesetzte und ingeniöse Versuche, Zeugnis anzubringen, das der Richter schon zurückgewiesen hat, langweilige Reden im gemessenen und stentorischen Ton über Kleinigkeiten sind der Fluch und die Schande unseres Gerichtsverfahrens. Es ist ein Uebel, das dadurch noch verschlimmert wird, daß unerfahrene und mittelmäßige Männer auf den Richterstuhl gesetzt werden. Es bedarf geraume Zeit, selbst für den besten Advokaten, ehe er genug Sicherheit erlangt, um als Richter seine Schuldigkeit zu thun.

Wenn solches Verfahren an den höheren Gerichtshöfen im Gebrauch ist, wie muß es erst an den niederen zugehen! Die Polizeirichter, gewöhnlich Politiker der niedrigsten Sorte, Leute ohne Bildung, Kenntnisse, soziale Stellung oder Charakter, haben eine Gewalt, die oft in der brutalsten Weise angewendet wird, wenn der arme Teufel, der ihnen in die Klauen fällt, nicht Geld genug hat, um einen dem Richter beliebten oder von ihm gefürchteten Advokaten zu engagieren, oder wenn kein politischer Drahtzieher oder Schnapswirt sich für ihn verwendet; auf andere Weise aber ihre Gewalt dazu anwenden, um Uebelthäter vor verdienter Strafe zu schützen, wenn sie den „gehörigen Einfluß" auf sie anzuwenden imstande sind. Dann die Tausende von Friedensrichtern, die in jeder kleinen Stadt, in jeden Ort, in jedem Township sitzen, der Anständigkeit zum Hohn, der Gerechtigkeit zum Spott, was sind sie anders als Leute aus den niedrigsten Ständen, zu alt oder zu faul, um durch Arbeit ihr Leben zu machen, aber populär beim Volk, dabei schlecht oder dumm, gewöhnlich dem einen oder anderen Advokaten blind ergeben? Und diese Leute haben eine richterliche Gewalt, die hinreichend ist, einen armen Mann, der nicht zu ihren Freunden zählt, um sein bischen Verdienst oder um seine Freiheit zu bringen, gebildeten Leuten aber Verlegenheiten und Kosten bereiten. Die schlechtesten aller schlechten Advokaten praktizieren an diesen Gerichten, Winkeladvokaten, die an Kenntnissen arm, an gemeinen Spitzfindigkeiten und Kniffen aber reich sind. Ein ehrenhafter und anständiger Advokat kann nichts gegen diese Bande machen; selbst wenn er einen Dummkopf von Richter von der Gerechtigkeit seiner Sache überzeugen kann, so wissen diese Winkeladvokaten so viele Winkelzüge anzuwenden, die das Gerichtsverfahren erlaubt, und sie scheuen vor keinem Mittel zurück, um den Erfolg eines besseren Advokaten zu hintertreiben, um das Urteil zu seines Klienten Gunsten nutzlos zu machen.

Das gewöhnliche Verfahren ist, der Sache ihren Lauf zu lassen, dann sie auf dem Wege des Appells vor die Superior Court zu bringen, wo sie von neuem verhandelt wird, als ob sie vor keinem anderen Gericht gewesen wäre. Schon das Lokal oder das Zimmer, in dem diese Friedens- und Polizeirichter ihr Gericht halten, zeigt die Art von Gerechtigkeit, die dort geübt wird, deutlich an. Der Richter, die Constables, die Advokaten, die Jury, wenn eine verlangt wird, das Publikum, die ganze Umgebung — alles ist schmutzig und ordinär. Man wendet sich mit Ekel ab und ist froh, aus solcher Räuberhöhle zu entkommen.

In einem Lande, wo das Geld einen so großen Einfluß hat, kann von Gerechtigkeit nicht viel die Rede sein, auch nicht in den unteren Schichten, wo der Pöbel herrscht, und diesen Vorwurf kann man Amerika machen. Ohne Geld ist kein Recht zu erlangen, und wo Geld ist, da wird Recht und Gesetz zu Schanden gemacht. Der Arme mag Recht und Gesetz auf seiner Seite haben, ohne Geld kann er es nicht erlangen, selbst nicht in den kleinsten Fällen, und durch Geld entgeht das Verbrechen oft seiner verdienten Strafe.

Die üblen Folgen solcher Zustände werden nicht ausbleiben, jetzt werden sie noch von dem gesunden und rechtdenkenden Sinn der Mehrzahl der Bevölkerung und durch günstige Verhältnisse des Landes aufgehalten. Manchmal nehmen die besseren Bürger das Gesetz in ihre eigene Hand, entreißen einen Verbrecher den Beamten und machen kurzen Prozeß — knüpfen ihn am ersten besten Baum auf. Diese Fälle von Volksjustiz werden immer häufiger, nicht allein im fernen Westen an der Grenze der Zivilisation, sondern auch in den älteren Staaten. Das beweist, daß das Volk kein Vertrauen in seine Gerichtshöfe hat, aber das Rechte will.

Für diese Uebelstände ist der Advokatenstand am meisten verantwortlich. Kein Stand ist so mächtig wie dieser, kein Stand ist auch so verrufen. Die meisten Politiker, die das Volk leiten und Gesetze machen, sind Advokaten; die meisten Richter und höheren Beamten, die diese Gesetze ausführen, sind Advokaten, die höheren Richter werden alle aus diesem Stande gewählt und treten nach einigen Jahren wieder in diesen Stand zurück; die ersten Beamten der großen Korporationen sind meistens Advokaten, oder sie haben die tüchtigsten Advokaten in ihrem Dienst; an den wichtigsten geschäftlichen Transaktionen sind Advokaten mit ihrem Rat beteiligt; die ganze Rechtspflege und die Politik ist in ihren Händen. Da kein Gesetz ihnen in Bezug auf Gebühren Beschränkung auferlegt, so nehmen sie soviel wie sie können, womöglich alles. Brachte doch voriges Jahr ein jüdischer Advokat in New-York eine Klage gegen eine reiche Frau für 50,000 Doll., die er für seine Dienste beanspruchte, ein — Dienste, die mit 1000 Dollars vielleicht zu hoch bezahlt worden wären. Sie schröpfen das Volk, wo sie können, die angesehenen ganz offen durch hohe Gebühren, die kleinen durch alle nur möglichen Betrügereien, und richten es dabei moralisch zu Grunde.

Es kommt auch schon vor, daß die Advokaten beider

Teile sich verständigen und sich an den halten, der am besten bezahlen kann. Auf Erfolg kommt bei ihnen alles an, auf die Mittel, die sie anwenden, gar nicht. Einem Advokaten sieht man vieles durch die Finger, denn man erwartet von ihm, daß er seinen Prozeß gewinnt oder das Interesse seines Klienten unter allen Umständen wahrnimmt. Wie er es macht, ist seine Sache. Für Geld sind die meisten bereit, jede Sache zu übernehmen, für jede Schlechtigkeit ihre Hand zu bieten.

Ein junger Anfänger, der auf anständige und ehrenhafte Weise emporkommen will, der die Lehren hochdenkender Professoren in der Praxis anwenden will, kann verhungern, wenn ihm nicht Glück oder außerordentliches Talent zur Hülfe kommt, oder er über genügende Mittel verfügt, um auszuhalten bis er das Vertrauen der besseren Leute gewinnt, und darüber gehen viele Jahre hin.

Es sei fern von mir, den ganzen Stand zu verdammen, denn ich weiß, daß es auch edeldenkende und ehrenhafte Advokaten gibt, aber ich wage zu behaupten, daß die meisten ihrem Stande keine Ehre machen, hohe und niedrigere, daß die Uebelstände in der Politik, in der Gesetzgebung, im Gerichtsverfahren, ja im geschäftlichen Leben, ihnen hauptsächlich zuzuschreiben sind, daß sie die Bemühungen von Seiten rechtdenkender Bürger, diesen Uebelständen abzuhelfen, hintertreiben, weil sie vorziehen, im Trüben zu fischen, und ihr Geschäft und ihre Macht nicht beeinträchtigen wollen. Die vielen Advokaten und die vielen Wirte sind der Fluch des Landes, die Advokaten als Führer, die Wirte als ihre Handlanger, hinter ihnen steht der Pöbel, über ihnen das Geld. Daran wird das Land zu Grunde gehen, wenn denen nicht bei Zeiten das Handwerk gelegt wird.

Wenn man den Charakter eines Volkes nach der Art und Weise, wie seine Rechtspflege gehandhabt wird, beurteilt, wenn man mit diesem Maßstab den Grad der Zivilisation und Stärke einer Nation mißt, so bleibt das amerikanische Volk weit hinter jeder anderen zivilisierten Nation zurück, und alle die Vorzüge, die das Land besitzt, und all' das Gute, das man dem Volke nachsagen kann, und die Segnungen der Freiheit werden durch den Mangel einer streng gerechten und zuverlässigen Rechtspflege nicht aufgewogen.

Eine Fahrt den Niger hinauf nach dem zentralen Sudan.

In Briefen an einen Freund.

Von Josef Thompson.

(Fortsetzung.)

Kontokora, 22. April.

Ich kann mir Sie vergegenwärtigen, wie Sie in trauriger Verlegenheit die Ueberschrift dieses Briefes betrachten und bezweifeln, ob irgend eine der in Ihrem Besitz befindlichen Landkarten Sie über den Ort meines Aufenthaltes aufklären werde. Ich will daher dies lieber selbst thun. Sie brauchen nur Striche durch 10° 23′ n. Br. und 5° 12′ ö. L. zu ziehen, um unter dem Kreuzungspunkte dieser Striche die genaue Lage von Kontokora zu finden. In der Voraussetzung, daß Sie sich nun über diesen Punkt beruhigt haben werden, will ich die Schilderung meiner Wanderungen wieder aufnehmen.

Mit unserer Ankunft an diesem Ort haben wir die Anfangs-Schwierigkeiten unserer Reise überwunden. Wir sind jenseit der Gerichtsbarkeit des Maliké von Nupé und es drohen uns nun keine besonderen Schwierigkeiten mehr, denn unser Marsch nach Sokoto ist nun eine gesicherte Sache. Allein trotz dieser ermutigenden Aussichten bin ich nicht glücklich. Ich bin wie ein zerstoßenes Rohr, obwohl noch immer von männlichen Verhältnissen, und habe meine Selbstachtung verloren. Meine Gedanken haben einen gallichten Charakter angenommen und alles erscheint mir düster, wenn ich meine jüngste Geschichte überschaue. Können Sie sich mich vergegenwärtigen als einen Sklaventreiber mit einer Peitsche oder als einen Menschen mit der Zunge eines Kohlenausladers? Wo nicht, so stellen Sie mir gefälligst im Geiste das Zeugnis aus, daß ich im Grunde ein ziemlich gutmütiger, nicht zum Zorn geneigter Bursche und nicht von einem ungebührlichen Gebrauch der Zunge bin. Auf jeden Fall fühle ich die Notwendigkeit, meine Seele in Ihr sympathisches Ohr zu entlasten und das wohlwollende Mitleid eines Freundes anzurufen, denn unglücklicherweise ist unter den rohen Söhnen und Töchtern dieses Landes keine einzige Seele, welcher ich meine Kümmernisse anvertrauen kann.

Doch nun genug dieses Unsinns! Lassen Sie mich Ihnen in einfacher Sprache sagen, was dies bedeutet. Wenn ich mich recht entsinne, so erlaubte ich am Schlusse meines letzten Briefes mir die Kundgebung der Ansicht, es dürften uns auf unserer Landreise noch aufregende Zeiten bevorstehen. Diese erwarteten aufgeregten Zeiten sind allerdings gekommen, aber in einer Art und Weise, die ich kaum ahnte, und mit nichts weniger als romantischen Ergebnissen. Dieselben entstanden nicht durch die Einwohner oder Zustände des Landes, sondern durch unsere eigenen Leute. Drei Wochen lang führten Seago und ich einen höchst anwidernden Kampf um die Herrschaft mit unserer ganzen Karawane, und im Verlaufe desselben mußten wir unsere Revolver schwingen wie Theater-Banditen und unsere Fäuste und Zungen gebrauchen wie Fischweiber und stündlich die Leidenschaften in Fetzen zerreißen, während unsere Leute uns verhöhnten, uns zu ermorden und in tausenderlei Weise uns zu erschrecken und unsere Absichten zu einem verächtlichen Fehlschlagen zu bringen versuchten. Können Sie sich nun wundern, warum ich von mir als einem zerstoßenen Rohre sprach? Allein bemerken Sie wohl: wenn auch zerstoßen, bin ich doch nicht geknickt. Wir haben in der That bis jetzt

noch nicht die Oberhand, allein wir rücken dem Siege täglich näher, und wenn wir uns auch in dem notgedrungenen Kampfe unsere Knöchel zerschlagen, glauben wir es doch zu gewinnen und unseren Leuten jene Hochachtung für den weißen Mann einzupflanzen, welche die Eingeborenen unter einer thöricht nachsichtigen Regierung an der Küste zu erlangen versäumt haben.

Sie werden sich erinnern, daß wir unseren Marsch von Rabba aus am 9. antraten. Unser Weg führte beinahe genau nördlich nach dem Orte, von wo aus ich Ihnen nun schreibe, denn wir haben diese Richtung in der Hoffnung eingeschlagen, daß wir es möglich finden würden, direkt nach Sokoto zu wandern, anstatt den Umweg auf dem Fluß machen zu müssen. Als wir die Fronte der Hügelreihe hinanstiegen, die hier dem Fluß parallel verläuft, wurden wir unwillkürlich in Staunen versetzt durch die große Ausdehnung der Ruinen von Rabba, der früheren Hauptstadt von Nupé. Wo jetzt ein armseliges Dorf steht, da dehnte sich noch vor wenigen Jahren eine von Tausenden wimmelnde Stadt aus.

Eben hatten wir die kaum noch erkennbaren Mauern der einst bedeutenden Stadt verlassen, da wurden unsere Gedanken über deren gegenwärtige Verödung und früheres Leben und Bedeutung unterbrochen durch einen aufgeregten Boten, welcher von der Fronte die Nachricht brachte, daß Herr H. vom Pferde gestürzt sei und den Fuß gebrochen habe. Wir eilten voran und fanden die Unglücksbotschaft nur allzu wahr. Nachdem ich ihm alles gethan hatte, was in unseren Kräften stand, schickte ich ihn unter Herrn Seago's Schutz und Aufsicht nach Rabba zurück, während ich mit den Leuten nach unserem nächsten Lagerplatz vordrang. Eine schöne Quelle in der Nähe der halbverwüsteten Stadt Mokwa lieferte uns hiezu eine treffliche Oertlichkeit. Wir bekamen jedoch wenig Zeit, uns auszuruhen und die Schönheiten der Lage zu genießen. Die merkwürdige Thatsache, daß eine Karawane von solcher Bedeutung keinen Boten des Königs bei sich haben sollte, erregte den Argwohn des Steuereinnehmers von Bida (denn in allen diesen Dörfern gibt es nicht nur einen eingeborenen Häuptling, sondern auch einen Beamten des Königs, welcher alles überwacht und soviel Tribut eintreibt, als er nur aus den unglückseligen Einwohnern herauspressen kann). Dieser wichtige Beamte weigerte sich, uns irgend welche Lebensmittel zu verkaufen, allein durch die Anwendung einer sehr verständigen Mischung von Erläuterungen, Geschenken, Versprechungen und Drohungen wurde das Verbot zurückgenommen. Das war insoweit zufriedenstellend, allein das Ereignis rief doch einige sehr unangenehme Gedanken bezüglich der Folgen für uns hervor, falls die Häuptlinge Weisungen erhalten haben würden, den Verkauf der Lebensmittel einzustellen und uns Hindernisse in den Weg zu legen. Wir wagten uns nicht einmal im Stillen in diese Lage hineinzuversetzen; allein sanguinisch wie immer, hofften wir auf das Beste. Es war ja noch Zeit genug, Störungen zu befürchten, wenn sie kamen.

Wie um uns zu erproben, daß nichts fehlen sollte, um unsere Stimmung zu dämpfen, wurden wir ungefähr um Mitternacht von einem furchtbaren Tornado (Wirbelsturm) heimgesucht. Die Natur erschien uns in ihrer allergrauenerweckendsten Gestalt. Entsetzliche Windstöße, pechschwarze Finsternis, Donner und Blitz unmittelbar über uns, ein bis auf die Haut dringender Regen — alles trug seinen Anteil zu der großartigen Wirkung bei. Unsere Zelte wurden summarisch niedergerissen, und um das Entsetzen unserer Lage zu steigern, rissen sich unsere Pferde, lauter unzugerittene Hengste, los und kämpften trotz der Fußfesseln wütend miteinander. Man konnte gar nichts sehen außer während der heftigen Blitze, und selbst unsere eigenen Stimmen und das Wiehern der Pferde waren nur gelegentlich durch das Brausen des Sturmes hindurch zu vernehmen. Als der Tag anbrach, boten wir alle einen kläglichen Anblick dar, waren aber nicht in Schrecken gesetzt, sondern sammelten uns wieder, um unseren Marsch fortzusetzen. Ueber dem Auffinden und Einfangen der Pferde verging viele Zeit; dann entdeckten wir, daß ungefähr ein Dutzend einheimischer Träger und die Hälfte unserer Pferdejungen sich den Sturm zu Nutzen gemacht hatte, um uns zu entlaufen. Unter diesen mißlichen Umständen blieb uns nichts anderes übrig, als einige Ladungen zurückzuschicken; die anderen wurden auf unsere Reservepferde gepackt und so setzten wir uns wieder in Marsch.

Eine Tagereise von bedeutender Länge lag vor uns, und bevor viele Stunden vergangen waren, hatten wir allen Grund, im Geist über unsere Träger zu seufzen. Was ich in innerster Seele sehr gefürchtet hatte, begann sich jetzt als allzu wahr zu erweisen. Leute, welche zu der gewöhnlichen Arbeit in Fabriken oder auf Dampfschiffen gut genug waren, wurden beinahe nutzlos, wenn sie der von Karawanen-Trägern erforderten ängeren Anstrengung ausgesetzt wurden. Letztere Arbeit ist eine, welche von Jugend auf eine besondere Erziehung erheischt, die leider unsere Leute nicht bekommen hatten. Die Straße war bald mit Menschen bestreut, die anscheinend im letzten Stadium der Erschöpfung dalagen. Ich mußte jedoch trotz meinem Aerger heimlich in mich hinein lachen, wenn ich die komischen Bilder beobachtete, zu denen die aus der Reihe gefallenen schwarzen Bursche Anlaß gaben. Dort saß unter einem Busch einer als wahres Bild der Niedergeschlagenheit, Körper und Gesicht zusammengezogen, als habe er tötliche Kolikschmerzen. Neben ihm hockte ein Freund und hielt verzweiflungsvoll mit beiden Händen seinen Kopf, als ob derselbe in Stücke zu fallen drohte. Ein Dritter hatte soeben seine Last zu Boden geworfen und machte unter sonderbaren Verdrehungen lächerliche Anstrengungen, seinen Kopf wieder in irgend eine Lage zurückzuversetzen, aus welcher ihn die von ihm getragene Last gerückt hatte. Wenn ich diese Bursche erreichte, erhoben sie zu mir

schmerzverzogene Gesichter und beschworen mich in Blicken, welche weit beredter waren als Worte, vorwurfsvoll, zu erwägen, in welch fürchterliche Lage ich sie versetzt habe, und nicht selten hörte ich mich verzweifelnd anrufen: „Massa, wir leben nur, um zu sterben". Es half nichts, ihnen ermutigend oder liebreich zuzusprechen, und es war ebenso vergeblich, ihnen zu drohen. Sie rafften ihre Ladungen nur auf, um sich etwa fünfzig Schritte weiter zu schleppen und sie dann wieder hinzuwerfen mit Gesichtern voll stumpfem, maultierartigem Starrsinn. Hie und da halfen wir den schwächsten, indem wir vom Pferde stiegen und ihre Ladungen auf unsere Sättel legten, aber innerlich wünschte ich mir sehnlichst, eine Karawane von Suahili-Trägern zu haben, welche ich in meinem Mangel an Weltkenntnis in früheren Tagen weidlich verachtet hatte.

Um Mittag wurde Halt gemacht, um die Nachzügler zu sammeln und ich machte mir dies zu Nutze, um nach Bukani vorauszueilen und mir womöglich Unterstützung für die erschöpftesten von meinen Leuten zu holen. Es gelang mir, den Häuptling zu bewegen, daß er eine Anzahl Weiber zurücksandte, welche die Ladungen mannhaft auf sich nahmen und nach dem Nachtlager brachten. Die erschöpften armen Bursche schleppten sich einer um den anderen heran, waren aber zu sehr ermattet, um etwas anderes zu thun, als sich auf den Boden zu werfen und einzuschlafen. Seago und mir erging es kaum besser; wir hatten den ganzen Tag nichts zu essen bekommen, und wenn wir von unseren Dienern etwas verlangten, so antworteten sie uns mürrisch, sie müßten erst ausruhen. Wir bekamen zwar etwas zu essen, mußten uns aber dazu verstehen, selber über unsere Waren Wache zu halten. So bestanden wir ohne Obdach einen anderen furchtbaren Tornado, welcher die ganze Nacht fortdauerte.

Unsere Aussichten am nächsten Tag waren von der düstersten Art. Wir waren kaum zwei Tagreisen weit gekommen und mußten schon einen Rasttag machen, obwohl der Verlust eines einzelnen Marschtages unser ganzes weiteres Vordringen ruinieren konnte. Es war schon schlimm genug, daß unsere Leute schwächlich und unfähig waren, allein das schlimmste stand uns noch bevor. Enttäuscht bezüglich der vor ihnen liegenden Arbeit (denn sie hatten dies nur für eine Art Feiertag gehalten), ärgerten sie sich nun, und es brach ein meuterischer Geist unter ihnen aus. Sie erklärten einmütig, die landesübliche Nahrung nicht essen zu wollen; sie verlangten Reis und Fisch. Allein selbst die uns allein zugängliche landesübliche Nahrung machte uns noch Schwierigkeiten, denn sie erwies sich als äußerst selten und teuer und konnte — zur Verstärkung unserer Verlegenheiten — nicht um Tuch gekauft, sondern für derartige Einkäufe waren nur Kauri-Muscheln zugänglich. Wir aber hatten keine solchen, und als wir dazu nun unser Tuch zu verkaufen versuchten, fanden wir keinen Markt dafür, da sie so dürftig vorhanden waren.

Die Braß-Leute insbesondere waren unerträglich aufregend und hartnäckig. Sie wollten für die besten Träger in der Karawane angesehen sein und erwiesen sich als die schlechtesten. Sie erklärten einstimmig, kein Glied zu rühren, wenn man nicht jede Last unter zwei Mann verteile. Je weiter die Zeit vorrückte, desto beunruhigender und mächtiger drangen allerlei Schwierigkeiten auf uns ein. Wir begegneten auf allen Seiten nur Klagen und frechen Bemerkungen, und nur mit Mühe konnten wir unsere Ruhe bewahren oder unter den bewandten Umständen unseren Mut aufrecht erhalten. Wir erlangten jedoch an jenem Tage das Uebergewicht, indem wir gegen alle ihre Ansprüche entschieden Front machten. Die Braß-Leute wurden entwaffnet und ihnen erklärt, sie könnten nach Belieben weglaufen, wenn sie es wagten. Die Nacht aber brachte guten Rat und am nächsten Morgen beschlossen sie, sich dem Schicksal zu unterwerfen, dem sie, wie sie sahen, nicht entgehen konnten.

Als wir uns am anderen Morgen anschickten, unseren Marsch fortzusetzen, fanden wir, daß unsere übrigen Pferdejungen davongelaufen waren, und da niemand von den Küstenleuten die Pferde zu berühren wagte, so mußten wir selbst unsere Pferde besorgen. Noch ärgerlicher aber war unsere Entdeckung, nachdem die Leute aus dem Lager aufgebrochen waren, daß einige Ladungen zurückblieben. Zwei von diesen legte ich meinem eigenen Pferde auf und die anderen ließ ich unter Viera's Obhut zurück, bis ich Leute nach ihnen ausschicken würde.

Und nun wurden unsere Verhältnisse mit jedem Tage ernsthafter und schwieriger. Nahrungsmittel waren kaum zu erlangen und Kauries ebenso schwer zu kaufen. Die Männer brachen in offene Meuterei aus, nahmen die frechste Haltung an, beschimpften uns auf jede mögliche Weise, verhöhnten uns wegen unserer Erklärungen und verlangten die unmöglichsten Dinge. Vom Morgen bis zum Abend wurden wir in einem einzigen fortdauernden Zustand kochender Aufwallung erhalten. Es half nichts, mit ihnen zu rechten oder sie zu belehren — sie wollten uns nicht anhören oder sie hörten nur, um uns auszulachen. Wenn ein Mann gestraft werden sollte, mußten wir dies selbst besorgen, und die aufgeriebenen Knöchel, welche wir in der Heimlichkeit unserer Zelte wehmütig untersuchten, zeugten von der Natur der Strafe. Wir fühlten uns tötlich entwürdigt von der Sklaventreiber-Arbeit, die wir zu besorgen hatten, aber es blieb uns keine andere Wahl, wenn wir uns nicht entschließen wollten, das Spiel verloren zu geben, und wir waren entschlossen, uns durch keine wählerischen Skrupel zum Aufgeben unserer Mission und zu unserer schimpflichen Umkehr nach dem Flusse bestimmen zu lassen.

Als Beleg für das Aeußerste, wozu die Leute die Sachen treiben wollten, denken Sie sich nur, daß dieselben uns erklärten, wir müßten entweder unseren Zwieback mit ihnen teilen, oder sie würden uns verlassen. Als wir fest

blieben, liefen sie alle wie Ein Mann davon. Auf Seago, der sie zurückzuhalten versuchte, wurde eine geladene Büchse angeschlagen. Wir gaben natürlich am Ende so weit nach, daß wir die Hälfte der Zwiebacke mit ihnen teilten, einen auf jeden Mann, aber den Rest stahlen sie uns einige Tage später.

Die Lage in jenem Augenblick war die offenste Empörung. Die Leute ihrerseits sahen, daß es ihnen nicht gelungen war, uns zu ihren Spielzeugen zu machen oder uns zur Umkehr einzuschüchtern, zauderten aber zugleich, zu den äußersten Maßregeln zu greifen, nämlich uns entweder zu ermorden oder in Masse zu verlassen. Wir unsererseits waren gezwungen worden, die demütigendsten Zugeständnisse zu machen und geduldig tausenderlei Herausforderungen und Kränkungen zu ertragen, während wir die Leute Meile um Meile weiter ins Land hineinführten und so immer mehr in unsere Gewalt bekamen. Sogar jetzt begannen wir den Stiel gegen sie umzudrehen und unsere Selbstachtung wieder zu gewinnen; allein wir wußten nur zu gut, daß der endliche Kampf um die Oberherrschaft uns noch bevorsteht, und bis dieser vorüber ist, dürfen wir unsere Revolver bei Tag nicht beiseite legen und bei Nacht nur mit demselben unter unserem Kopf schlafen, obwohl wir hoffen, gerade durch diese Vorsichtsmaßregeln alles Blutvergießen vermeiden zu können.

Was unsere Verlegenheiten noch um so viel peinlicher gemacht hat, ist der Umstand, daß wir eine Gegend durchwandern, welche durch die Greuel eines kürzlichen Bürgerkrieges verwüstet worden ist. Wo einst Tausende und aber Tausende in Frieden und Ueberfluß wohnten, da sind nur noch ihrer zehn, welche halbverhungert und im stündlichen Schrecken vor der herrschenden Gewalt leben. Infolge davon wurden wir zuweilen dazu gebracht, an unseren Versuchen, Kauries gegen Tuch einzutauschen oder sogar (selbst wenn Kauries zu beschaffen waren) die nötigen Nahrungsmittel zu kaufen, zu verzweifeln. Oft jedoch, wenn unsere Versuche hoffnungslos erschienen und wir mit leeren Händen und schwerem Herzen einer scheltenden mürrischen und frechen Karawane gegenüber treten mußten, welche mit blutdürstigen Drohungen ihre vollen Rationen verlangte, stieß uns irgend etwas auf und verschob die Schwierigkeit um weitere vierundzwanzig Stunden.

Allein genug von diesen peinlichen Einzelheiten. Lassen Sie mich in der angenehmeren Aufgabe, irgend etwas von dem Lande zu beschreiben, nun Vergessenheit von unserem vielen Weh und Leid suchen.

Mit einem anderen Menschenschlage und weniger aufregenden Sorgen um Lebensmittel wäre unsere Reise bis Kontokora eine angenehme gewesen. Wir stießen auf keinen ungesunden Sumpf oder pestschwangere Schlammstrecke; kein dichter wirrer Wald oder Busch hemmte unser Vordringen, kein meilenweit sich erstreckendes Stein- oder Hügelland verzögerte unsere Schritte. Wir haben im Gegenteil Tag für Tag auf gewundenem Pfad offenen Wald durchwandert, welcher vorzugsweise aus den wertvollen Shea-Butterbäumen bestand, die aus einiger Entfernung einen an das Aussehen eines jungen Eichenwaldes erinnern. Hier herrscht jedoch keine Eintönigkeit in der Vegetation, und die Farben mengen sich reizend bunt in dem frischen Grün der zum Lichte strebenden jungen Blätter, untermischt mit den goldenen und kupferroten Farben des vorjährigen Laubes, dessen Abfallzeit nun gekommen ist, denn die Jahreszeit ist der tropische Frühling. Hie und da begegnen wir auf unserem Ritte nach Norden einem murmelnden Bache in seinem winzigen Thal. Die lebenspendende Feuchtigkeit hat eine natürliche Laube von herrlichen Bäumen und geschmeidigen Schlingpflanzen hervorgerufen, welche ihrerseits das Wasser vor der glühenden Sonne beschatten und kühl erhalten und gleichzeitig den müden Wanderer einladen, hier zu verweilen und seinen inneren und äußeren Menschen zu erfrischen. An solchen Orten gruppieren sich die Feuchtigkeit-liebenden Oelpalmenbäume zu angenehmen Hainen und geben dem Besitzer eine reiche Ernte an goldenen Früchten ab. Zu anderen Zeiten durchwandern wir auf unserem Marsch eine Lichtung, und nur allzu oft liefern uns ausgedehnte Ruinen großer Städte wehmütigen Stoff zum Nachdenken. Wenn man Clapperton's Schilderungen des oberen Nupé vor fünfzig Jahren liest und diese mit den Thatsachen seiner heutigen Zustände vergleicht, so wirkt dies ganz wehmütig. Er spricht eben von großen, von mehreren Zehntausenden bewohnten und von Handel und Wandel und Menschenleben wimmelnden Städten, von Dörfern, welche den Wanderer auf jeder Meile grüßen und von Gesang, Tanz und Festlichkeiten belebt werden, denn das Land strotzte von Reichtum. Das hat sich nun alles geändert. Du ziehst noch an der Lage großer Städte und zahlreicher Dörfer vorüber, allein ihre Bewohner sind erschlagen, als Sklaven verkauft oder aus dem Lande getrieben worden. Du siehst die Stellen, wo einst die Gärten und reichen Felder waren, allein sie sind jetzt den umgebenden Wüsten gleich geworden. Bürgerkriege haben dies verschuldet, und Maliké und seine Fillani-Krieger haben Sorge getragen, daß man in ihrer Zeit nicht mehr von einer Empörung hören wird. Es hat übrigens eine neue Aera für dieses zu Boden getretene Volk begonnen. Erst vor einem Monat ist Nupé unter britische Schutzherrschaft gestellt worden, und ohne Zweifel wird eines Tages ein starker Arm darüber ausgestreckt werden, um das Volk vor seinen Bedrückern zu schützen.

Unter den vielen kleinen Weilern, welche aus den Ruinen des Landes erstanden sind, findet sich noch vieles, was den Reisenden interessiert. Jeder Weiler steht unfehlbar in der Mitte der Ruinen einer früheren großen Stadt, um welche sich eine geräumige Lichtung erstreckt. Majestätische Seidenbaumwolle- und Baobab-Bäume erheben sich hie und da zwischen den Trümmern und ein Fluß strömt an den halbzerfallenen Mauern vorüber. Die

bienenkorbförmigen Lehmhütten sind mit einander durch eine Mauer verbunden und so angeordnet, daß sie eine Anhäufung von Familienbesitzungen bilden. Diese Gehöfte bieten angenehme Szenen des häuslichen Lebens von Nupé dar. In allen sieht man in der einen Ecke lachende geschäftige Weiber beim Kochen, oder wie sie Hirse zwischen Steinen zerreiben oder an anderen Stellen Mais in hölzernen Mörsern zerstoßen, während nackte Kinder, Ziegen und Hühner sich ungehütet herumtummeln und nur zurechtgewiesen werden, wenn sie sich auf verbotenen Grund und Boden wagen. Draußen aber spricht alles andere von einem niedergetretenen Volke und von früherer Gewerbsamkeit, welche nun verschwunden ist. Die Männer hocken herum und grübeln in mürrischer Trägheit über ihr Geschick; sie wissen, daß ihre Arbeit nur ihre Gebieter bereichern würde, und so leben sie von der Hand in den Mund. Nirgends sieht man den Weber mit geschickten Fingern das Weberschiffchen von Hand zu Hand werfen; die Färbergruben sind unbenützt und bilden jetzt nur Fallgruben für den unachtsamen Wanderer, das Pochen des Tuchwalkers und die metallisch klingenden Streiche des Grobschmieds werden ebenso wenig mehr gehört.

Ueber die persönliche Erscheinung der Einwohner von Nupé brauche ich wenig zu sagen. Unähnlich den Negern des Niger-Delta, sind sie eine hochgebaute, stämmige, gutgeformte Rasse, hauptsächlich gekennzeichnet durch einen großen Mund und ein schwach zurücktretendes Kinn. Ihr hauptsächliches Stammeszeichen ist eine Narbe auf jeder Seite des Gesichts, die von der Nasenbrücke bis unter das Ohr läuft. Die Männer rasieren die Köpfe, während die Weiber ein- für allemal ihr Haar in Gestalt der Raupe eines Helms zu einer einzigen soliden Masse von Fett, Schmutz und Haar aufbauschen. Hinsichtlich der Kleidung gehen die Kinder nackt, die unverheirateten Mädchen tragen ein Stück Zeug um die Hüfte gewunden, das auf die Füße hinabhängt, und die verheirateten fügen dazu noch ein zweites Stück Zeug, das den Busen bedeckt, und ein drittes entweder als Umschlagetuch oder als Turban. Die Männer tragen einen ungeheuren Tob oder Weiberrock, wegen seiner kolossalen Dimensionen gewöhnlich ein „Elefantentob“ genannt, denn der dazu erforderliche Zeug von einem einzigen würde ohne Uebertreibung hinreichen, um einen Elefanten damit zu bedecken.

So viel von den Szenen unterwegs; aber ich muß vorwärts eilen. Am 17. erreichten wir die Grenze von Nupé und fühlten mit Freuden, daß wir nun endlich in der Lage waren, uns nicht mehr um Maliké zu kümmern, dessen mögliche Handlungsweise gegen uns bisher immer eine fortwährende Ursache zur Angst gewesen war. Beim Uebertritt von Nupé in das Bamaschi — den Bezirk, von welchem Kontokora die Hauptstadt ist — gelangten wir aus einer Sandsteinfläche in eine von metamorphischem Gestein und gleichzeitig damit erhob sich die Gegend auch bedeutend zu größerer Höhe und bot eine größere Abwechslung der Szenerie dar.

Als wir am 20. im Begriff waren, die bedeutende Stadt Kontokora zu betreten, gaben Seago und ich vorübergehend unsere Funktion als Sklaventreiber auf und ritten in Begleitung unserer Dolmetscher voran. Als wir um einen Hügel in der Nähe der Stadt ritten, ward unser Ohr plötzlich von einer wilden, seltsamen Musik von schrillen Pfeifen, volltönigeren Trompetenstößen und Tamtams begrüßt. Das Ganze beschwor in meinem Geist ein buntscheckiges Gemenge von Erinnerungen an Sansibar, Aegypten und Arabien herauf. Ich schaute vor mich hinaus und sah mit Erstaunen eine imposante Bande berittener Fillani in der Nähe eines Baumes gruppiert. Als sie unser ansichtig wurden, ward eine lebhafte Bewegung unter der Kavalkade bemerkbar und wir wurden das Ziel von aller Blicken. Wir schlossen sogleich, daß diese Reiter die angesehensten Einwohner von Kontokora und ausgeschickt seien, uns mit aller gebührenden Ehre in die Stadt zu geleiten. Um einen so tapferen und kriegerischen Eindruck wie möglich zu machen, spornten wir unsere abgetriebenen Rosinanten kräftig an, damit sie uns mit mehr Leben und Feuer tragen sollten, und eilten vorwärts. Als wir ihnen nahe kamen, erhoben sie alle zumal ein lautes Geschrei und jeder erhob seinen Arm, als ob er einen Speer werfen wollte, worauf sie wild gegen uns ansprengten, als hätten sie es auf unsere völlige Vernichtung abgesehen. Im Nu sahen wir uns von etwa fünfzig Reitern umgeben, die alle um uns herumjagten wie im dichtesten Handgemenge. Dies war ihre Art, uns zu begrüßen. Einen prächtigeren malerischen Auftritt habe ich niemals mitgemacht. Die wilden bockenden Pferde, mit orientalischer Ausschweifung in blinkender Ausstattung von Schabrake, Sattel und Zaum aus Tuch, Leder und Messing, dann die Reiter in den unbeschreiblich weiten Gewändern, Beinkleidern, Tob und Turban in großen Falten, die in ihrer Anordnung gleichzeitig das Vergnügen und die Verzweiflung des Künstlers gewesen wären. Da wir einige alte Männer unter dem Schatten eines Baumes sitzen sahen, schlossen wir richtig, daß diese die angesehensten Bewohner der Stadt seien, und ritten ohne anzuhalten so schnell zu ihnen, als das Rossegetümmel um uns her dies erlauben wollte. Die Pfeifen kreischten noch schriller, den großen, sechs Fuß langen Trompeten wurden noch längere und tiefere Töne entlockt und die Tamtams noch kräftiger geschlagen. Endlich stiegen wir ab und näherten uns den beiden sitzenden Männern und es ergab sich, daß es der Bruder des Königs von Kontokora und sein vornehmster Höfling war, und sie bewillkommneten uns auf die zeremoniöseste und gastlichste Weise mit endlosen Komplimenten. Als diese interessante Episode vorüber war, bestiegen wir unsere Pferde wieder und zogen, umgeben von unserem rührigen Geleite, welches ein Kampfspiel um uns her aufführte, nach unserem Quartier weiter. Die Trompeten, Pfeifen und Trommeln zogen uns voran und begleiteten ein Bewillkommnungslied, welches ein Begleiter

fang. Menschenhaufen besäumten den Pfad oder krönten die Stadtmauern, und so wurden wir mit einem überwältigenden Aufwand von Prunk und Zeremonie nach dem Orte geführt, welchen man auf die Nachricht von unserer Ankunft hin für uns hergerichtet hatte. Kurz darauf langten ganze Haufen von Lebensmitteln für Menschen und Tiere an und erhöhten noch die gastfreundliche Weise unseres Empfangs.

Inmitten dieser ganz neuen Erfahrungen fangen wir bereits an, unsere überstandenen Mühsale zu vergessen und uns mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß im ganzen unsere Reise nicht lauter Qual und Strapaze sein werde. Wir sind nur zwei Tage hier gewesen und die Zeit ist uns nicht lang geworden. Das Umherschweifen in der gut gebauten Stadt mit ihrem rührigen Markte, die interessanten Besuche bei den angesehensten Männern des Ortes haben jeden Augenblick unserer Zeit angenehm in Anspruch genommen. Die herrschende Klasse ist, wie dies im ganzen zentralen Sudan der Fall, die der Fillani, die Handelsleute sind Haussa- und die Arbeiter Nupé- und Kambari-Leute. Die Bevölkerung mag zwischen fünf- und zehntausend Köpfen betragen.

Ich habe keine Zeit, Ihnen all das, was ich hier gesehen und gehört habe, zu schildern, denn ich habe alle Hände voll zu thun, um Kauries und Lebensmittel einzukaufen und andere Vorbereitungen für die Fortsetzung unserer Reise zu treffen. Unsere Hoffnungen, den direkten Weg einschlagen zu können, sind vereitelt, und so müssen wir über den Niger und den Gulbi-n-Gindi reisen. Ich schicke einige der schlimmsten von unseren Leuten unter der Aufsicht eines Haussa-Händlers zurück und gebe demselben den gegenwärtigen Brief mit.

(Schluß folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Chaffanjon's zweite Reise nach dem Orinoco. Der französische Forschungsreisende Chaffanjon, dessen wir kürzlich mehrfach erwähnten, ist von dem französischen Ministerium des öffentlichen Unterrichts mit einer neuen wissenschaftlichen Reise nach dem Becken des Orinoco beauftragt worden. Sein Plan geht diesmal dahin, den Orinoco bis zum Cassiquiari-Strom hinaufzufahren, wo er 6—8 Monate verweilen will, um die Sitten und Bräuche der Eingeborenen zu studieren und Sammlungen von Gegenständen der Fauna, Flora und Geognosie des Landes zu machen; ferner wird er es zu einem besonderen Studium machen, in welcher Weise die Verbindung der Becken des Amazonas und des Orinoco mittels des Cassiquiari-Flusses bewerkstelligt werden kann — ein physikalischer Zug, welcher einige weitere Nachforschung verdient. Herr Chaffanjon hat seine zweite Reise Ende Januars dieses Jahres angetreten und gedenkt vor Juni oder Juli 1887 nicht wieder nach Paris zurückzukehren. Seinen Rückweg vom Cassiquiari gedenkt er womöglich über die Sierra Parima im Britischen Guyana zu nehmen.

* Die Dobrutscha. Die britischen Konsularberichte vom vorigen Jahre enthalten eine eingehende Schilderung der Dobrutscha nach ihren geographischen Verhältnissen, ihren Grenzen, ihrer Einteilung, ihren Bergen, Wäldern, Bergwerken, Flüssen, Sümpfen, Seen und Inseln ꝛc. aus der Feder des brit. Vizekonsuls Cumberbatch. Der Gesamtflächenraum der Dobrutscha wird angegeben auf 3,690,000 Acres (etwa 5766 e. Q.-Mln.), welche in zwei große natürliche Abteilungen zerfallen, nämlich in 2,460,000 Acres fruchtbares Land und in 1,230,000 Acres unfruchtbarer Sümpfe, Alluvionen und Sandflächen. Die erste Abteilung, in der eigentlichen Dobrutscha inbegriffen, bildet eine Hochebene, deren Boden der Tertiärformation angehört und sehr fruchtbar ist. In den nördlichen und südlichen Regionen mit wellenförmigen Thälern bedeckt, die von Bergen beherrscht werden, welche hauptsächlich dem südlichen Donau-Ufer entlang verlaufen, ist sie zugleich gut mit Wasser versorgt. Die zentrale Zone dieser Abteilung ist eine flache, an Wasserläufen sehr arme Gegend. Der ausgedehnte, unfruchtbare Landstrich besteht aus Seen oder Altwassern, baltas, die von dem periodischen Austreten der Donau und ihrer Arme gebildet werden, und umschließt das ganze Delta oder die zwischen der Dunawetz- und der St. Georgsmündung liegende Region, die nordwestliche Ecke der Dobrutscha und die Sandflächen, welche sich beinahe längs der ganzen Küste erstrecken.

Das Klima verdient, nach Herrn Cumberbatch, nicht den Ruf der Ungesundheit, welchen es zum größten Teil erlangt hat; es ist demjenigen des eigentlichen Rumänien, namentlich demjenigen der Bezirke Braila und Jalomitza, sehr ähnlich, d. h. gemäßigt und veränderlich. Dann folgt eine Skizze der Geschichte des Landes und der im Lande vorkommenden Ueberreste der Vorzeit. Ein bedeutender Abschnitt ist der Bevölkerung gewidmet, welche nach der letzten offiziellen Statistik auf 150,600 Köpfe geschätzt ist, was Herr Cumberbatch für zu hoch hält. Die Rumänen zählen etwa 40,000, die Tartaren 27,000, die Türken 20,000, die Bulgaren 29,830 Seelen; der Rest besteht aus Russen, Griechen, Juden, Armeniern und (3071) Deutschen. Sodann folgen Abschnitte über die gesundheitlichen Zustände des Distriktes, über Regierung, öffentliche Arbeiten, Religion, Erziehung, Ackerbau, Handel, Gewerbsamkeit, Schifffahrt, die bedeutendsten Städte und andere Gegenstände.

* Das Schicksal des Bischofs Hannington. Die Nachricht von der Ermordung des eifrigen und unternehmenden Bischofs von Ost-Aequatorialafrika, Hannington, durch den König Mwanga von Uganda, Mtesa's Nachfolger, ist nun durch spätere Ermittelungen bestätigt worden. Er wurde in Usoga, nahe bei dem Austritt des Nils aus dem Victoria-Nyanza, von einer bewaffneten

Abteilung niedergemacht, welche Mwanga zu diesem besonderen Zwecke ausgesandt hatte. Der Bischof scheint auf seiner langen Reise von Mombasa bis zu dem Punkte, wo er fiel, ein Märtyrer für die Sache der christlichen Zivilisation und geographischen Unternehmung, im wesentlichen den Weg von Mr. Joseph Thomson, dem Zentralthal entlang über den Naiwascha-See verfolgt zu haben und verhindert gewesen zu sein, das östliche Gestade des Nyanza an einem südlicheren Punkte zu erreichen, wie es in seiner Absicht gelegen war. Drei Missionare der hochkirchlichen Missionsgesellschaft, die lange in Uganda gewohnt hatten, die Herren Mackay, O'Flaherty und Ashe, wurden nach dem, was man zuletzt von ihnen hörte, effektiv von dem Könige in Gefangenschaft gehalten und erwarteten täglich, zum Tode verurteilt zu werden.

* Der Gran Chaco, auf dessen genaue Erforschung die Regierung der Argentinischen Republik gegenwärtig soviel Fleiß verwendet, ist im vorigen Jahre von dem Franzosen Vicomte G. de Brettes bereist worden, welcher jüngst der Pariser Geographischen Gesellschaft über die Ergebnisse seiner Forschungen berichtete. Alle früheren Forschungsexpeditionen sind dem Rio Bermejo entlang versucht worden; Herr de Brettes beschloß daher, das Innere zu erforschen. Er brach am 10. März 1885 von Corrientes auf, und es gelang ihm endlich, nur noch von zwei Indianern vom Stamme der Chumpis begleitet, 420 Mln. Landes zu durchreisen und die Bezirke zu passieren, welche von den Stämmen der Moscovis, Chunipis, Velelas und Matacos bewohnt werden. Das Land ist flach, mit dornigen Bäumen, Sümpfen und hohem, scharfem Prärie-Gras bedeckt. Die Eingeborenen sind von einem verkommenen Typus, grausam und heuchlerisch. Er entdeckte einen großen Salzsee, dessen nördliches Ende unter 25° 57′ 06″ s. Br. und 63° 35′ 06″ w. L. von Paris, das südliche Ende aber unter 27° 30′ 18″ s. Br. und 64° 03′ w. von Paris liegt. Ebenso entdeckte er drei von Süd nach Nord strömende Flüsse, wahrscheinlich Zuflüsse des Bermejo. Er hat eine Anzahl verschiedener Punkte gemessen und vielerlei Belehrung über die Ethnologie, die Fauna und Flora des Landes gesammelt. Herr de Brettes beabsichtigt, binnen Kurzem eine neue Reise nach dem südlichen Chaco anzutreten, um jene Gegenden einer noch vollständigeren Erforschung zu unterziehen.

* Die australische Expedition auf dem Fly-River in Neu-Guinea. Die von der Geographischen Gesellschaft für Australasien ausgerüstete Expedition nach dem Fly-River in Neu-Guinea ist Ende Novembers vorigen Jahres wohlbehalten nach Cooktown in Queensland zurückgekehrt. Zu Anfang Novembers war durch zwei Eingeborene von Samiot über die Donnerstags-Insel das Gerücht nach Queensland gelangt, die ganze Gesellschaft sei erschlagen worden. Diese Berichte hatten einige Bestätigung von Seiten des wohlbekannten Missionars McFarlane erhalten, welcher Korassa, den Häuptling von Samiot, getroffen und von diesem einen umständlichen Bericht des Gemetzels erhalten hatte, der auch von den Eingeborenen der Insel Bampton, an der Mündung des Fly-River, bestätigt wurde. Wir haben damals diesen Gerüchten keinen Glauben beigemessen, weil die Papuas als höchst unzuverlässig wohl bekannt sind und viel Scharfsinn besitzen, Neuigkeiten zu erdichten und zusammenzuflicken, welche für ihre Zwecke passen. Jene Berichte riefen aber eine große Aufregung in den australischen Kolonien hervor und Admiral Tyson, der nach den von zu Hause erhaltenen Weisungen handelte, schickte am 19. November die Kriegsschiffe „Opal“ und „Swinger“ mit vier Kanonenbooten nach dem Fly-River. Mittlerweile war der auf öffentliche Kosten ausgerüstete Schuner „Wild Duck“ mit einer Hülfsmannschaft von 30 auserlesenen Seeleuten unter dem Befehl des Kapitäns F. J. Jardine nach derselben Gegend abgegangen. Obwohl die unmittelbare Notwendigkeit für diese beiden Expeditionen nun glücklicherweise vorüber ist, so gibt man sich doch der Hoffnung hin, sie werden nicht zurückkehren, ohne das ganze Becken des Fly-River gründlich erforscht zu haben.

Die ursprüngliche Expedition, unter dem Befehl des Kapitäns H. C. Everill, trat ihre Reise am 17. Juni v. Js. in dem kleinen Schraubendampfer „Bonito“ an und erreichte eine Woche später die Donnerstags-Insel, von wo der Dampfer bis zur Mündung des Fly-River bugsiert wurde. Die Gesellschaft fuhr an Kewei vorüber, das unmittelbar unterhalb der Barre liegt, den Fluß hinan und erreichte Samiot, 2 ½ Mln. über der Barre, wo der Fluß mehrere Meilen breit ist und die Flut mit einer Wucht von fünf Knoten in der Stunde sich geltend macht. In seiner letzten Mitteilung (vom 23. Juli) sprach Kapitän Everill von herrlichen Palmen und großen Sago-Pflanzungen um die Dörfer. Von diesem Punkte an wurde nichts weiter direkt von der Expedition gehört, bis ihre glückliche Rückkehr telegraphiert wurde. Aus Einzelheiten, welche neuerdings nach Europa gelangt sind, erfahren wir, daß es der Gesellschaft gelang, über 400 Mln. weit den Fly-River hinaufzufahren. Ihr Dampfer strandete mehrmals und saß einmal acht Wochen lang auf dem Grunde.

Als endlich das Fahrwasser für den Dampfer zu seicht wurde, fuhren einige von der Gesellschaft in einem kleinen Boot noch 60 Mln. weiter den Fluß hinan. Die Expedition hatte größtenteils keine Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten mit den Eingeborenen; nur ein einzigesmal, als der Dampfer den Fluß hinanfuhr, erschienen Tausende von Eingeborenen an den Ufern und schossen Pfeile und warfen Speere nach der Gesellschaft. Glücklicherweise entkamen alle unversehrt; allein zwei von den Eingeborenen, welche die Expedition begleiteten, wurden von Entsetzen ergriffen, entliefen und verbreiteten die Nachricht, die ganze Gesellschaft sei niedergemetzelt worden. Die Expedition soll große Erfolge, aber auch viele Strapazen auszustehen gehabt haben. Die Dienste des Arztes wurden beständig

in Anspruch genommen, da die Mitglieder sehr an Fieber und an Beulen und Schwären der schmerzhaftesten Art, die auch aus dem unbedeutendsten Hautritz entstanden, litten. Die botanische Ausbeute besteht in mehr als tausend Exemplaren, worunter manche neue Spezies. (Proc. R. G. S.)

Litteratur.

* Europäische Wanderbilder: Wallis und Chamounix. III. Heft: Die Visperthäler, von F. O. Wolf. Mit 26 Illustrationen und 2 Karten. Zürich, Orell Füßli und Comp., 1886. — Wiederum liegt uns einer der vorzüglichen kleinen lokalen Reiseführer vor, welche die umsichtige und thätige Verlagsbuchhandlung Orell Füßli und Comp. in Zürich unter dem Sammeltitel „Europäische Wanderbilder" herausgibt. Diesmal ist es eine der schönsten und großartigsten Gegenden der Schweizeralpen, in welche uns dieses hübsche Bändchen geleitet: die Visperthäler, nämlich das Nicolai- oder Zermatt-Thal mit Zermatt und dem Monte Rosa, und das Saas-Thal mit seinem herrlichen Thalschluß am Mattmark-See und dem Absturz nach Macugnaga. Diese Gegend des südlichen Alpenstocks ist heutzutage eine der besuchtesten und lohnendsten, und die seither von allen Touristen lebhaft gefühlte Lücke einer kleinen Monographie über diese beiden Thäler ist nun durch das vorliegende Werkchen in einer Weise ausgefüllt, wie es anschaulicher und eingehender nicht gewünscht werden könnte. An der Hand dieses Führers, der in Wort und Bild gleich lehrreich und erschöpfend ist und überall die gründlichste Lokalkenntnis und das sorgsamste Studium verrät, ist nun die Bereisung dieser Gegend erst ein Genuß, zumal da auch dem Naturforscher, dem Geognosten und Botaniker eine Menge dankenswerter Winke geboten werden, und wir stehen daher nicht an, dem vorliegenden Bändchen der Wanderbilder das Prädikat eines „vorzüglichen Reiseführers" zuzuerkennen und zu erklären, daß es einer der gehaltvollsten Teile dieser Sammlung von monographischen Lokalschilderungen ist.

* Charakterbilder aus Spanien, von Schmidt-Weißenfels. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung. 1885. — Wir erhalten hier abermals ein interessantes und gehaltvolles Buch über Spanien, welches der Verfasser mit Recht „Charakterbilder" genannt hat, denn er hat es wirklich ausgezeichnet verstanden, das Charakteristische und Ureigentümlichste von Spanien als Land und Volk hervorzuheben und zu veranschaulichen. Der Autor darf mit Recht versichern, es sei ihm weniger darauf angekommen, die dort gewonnenen reichen und vielseitigen Eindrücke in ihrer subjektiven Unmittelbarkeit wiederzugeben, wie es sonst in Reisebeschreibungen geschieht, als sie vielmehr durch Studien zu erweitern und zu vertiefen und sie in allgemeine und geschlossene Bilder von Land und Leuten zu übertragen, und auf der wirklich gelungenen Verwirklichung dieser Idee beruht der Wert dieses ebenso anziehenden wie lehrreichen Buches, das überall den tüchtigen Beobachter und den hochgebildeten welterfahrenen und geistreichen Touristen und Schriftsteller verrät. Zuerst führt der Verfasser uns die Typen des Volkslebens, den Eindruck des Landes und der Städte, das Leben in Madrid, das Gasthofsleben, die vom Volks- und Straßenleben unzertrennlichen Musikanten und Bettler vor, dann führt er uns ein Stiergefecht, die unerläßliche Eigentümlichkeit iberischen Volkslebens, das spanische Theater und das geistige Leben vor, schildert uns militärische Eindrücke, das Banditentum, die Spanierinnen, die spanischen Tänze, einen Hofball in Madrid zur Zeit des Besuchs des Kronprinzen des Deutschen Reiches und den leider zu früh verstorbenen König Alfons XII. und seine Familie, sowie die Cortes, als den zweiten Faktor des politischen Lebens in Spanien. Der Schilderung der königlichen Gruft im Escorial mit ihrer düstern Pracht stellt er eine geistvolle Charakteristik und möglichst genaue Aufzählung der maurischen Baudenkmale gegenüber, zeigt uns dann den katholischen Geist und Grundzug der spanischen Kunst, zeichnet uns frappante Skizzen aus der heutigen politischen Welt und der Repräsentanten der verschiedenen Parteien und verbreitet sich endlich in anziehender und lehrhafter Weise über die deutschen Einflüsse auf Spanien, welche der Zwischenfall mit den Karolinen-Inseln hoffentlich nicht dauernd getrübt hat. So macht das Buch als Ganzes wie in seinen Einzelbildern einen höchst befriedigenden Eindruck und den Leser mit den heutigen Zuständen Spaniens und seiner spezifischen Eigenart in der fesselndsten Weise vertraut und weist seinem Verfasser eine hervorragende Stelle unter den heutigen Reiseschriftstellern an, da er den anmutenden, prickelnden Reiz des Feuilletons mit einer reichen positiven Belehrung, einem anziehenden Vergleiche zwischen Sonst und Jetzt zu verbinden gewußt hat.

* Jahrbuch der Naturwissenschaften 1885—1886. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit einer Karte und mehreren in den Text gedruckten Kärtchen und Holzschnitten. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung, 1886. — Bei dem gewaltigen Fortschritt unserer Zeit auf allen Gebieten der Naturwissenschaften ist es in der That ein Gebot der Notwendigkeit, ein Periodicum zu besitzen, welches den ganzen Umfang dieser Fortschritte von Jahr zu Jahr zu überschauen erlaubt, und von diesem Gesichtspunkte aus wird die ganze Summe der Gebildeten in Deutschland das Erscheinen des vorliegenden Werkes mit großer Freude begrüßen. Es bietet uns nach einem sehr umsichtig und gewissenhaft angelegten Plan eine genaue Uebersicht über die hervorragendsten Fortschritte auf den Gebieten der Physik, der Chemie und chemischen Technologie, der Mechanik, der Astronomie und mathematischen Geographie, der Meteorologie und physikalischen Geographie; der Zoologie, Botanik, Forst- und Landwirtschaft, der Mineralogie, Geologie und Erdbebenkunde, der Anthropologie und Urgeschichte, der Gesundheitspflege, Medizin und Physiologie, der Länder- und Völkerkunde, des Handels und der Industrie, des Verkehrs und der Verkehrsmittel. Das deutsche Jahrbuch ist also ein Pendant zu dem weitverbreiteten französischen „Année scientifique", aber mit größerer Gründlichkeit und mit der dankenswertesten Rücksichtnahme auf die praktische Anwendung und Verwertung der neuesten Fortschritte und Entdeckungen, die in solcher übersichtlichen Zusammenstellung weit lehrreicher dastehen, als wenn sie erst mühsam aus unseren Fachzeitungen zusammengeklaubt und einzeln studiert werden müssen. Wie sehr bequem und instruktiv dies ist, das erkennen wir alsbald, wenn wir einen der einzelnen Abschnitte des Buches, z. B. über Elektrizität, elektrische Technik, Astronomie &c., prüfen. Wie sehr andererseits den Anforderungen des praktischen Lebens Rechnung getragen ist, davon überzeugen uns z. B. die Abschnitte über die deutschen Schutzgebiete in Afrika, über Gesundheitspflege, über Handel und Industrie, über Verkehr und Verkehrsmittel &c. Wir begrüßen dieses Jahrbuch mit der aufrichtigsten Freude und der Ueberzeugung, daß es unter unseren Männern der Wissenschaft eine allgemeine Verbreitung und Anerkennung finden und fortan von Jahr zu Jahr seine lehr- und segensreiche Wirksamkeit fortsetzen und in immer weitere Kreise dringen wird.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 35. Stuttgart, 30. August. 1886.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Khiwa und seine Bewohner.

Von Heinrich Moser.[1]

Mit Illustrationen.

Die Rast, welche ich in Petro=Alexandrowsk machte, stellte meine Kräfte wieder her; meine „Jachtanen" oder landesüblichen Koffer, welche man beiderseits an den Flanken der Kameele oder Pferde aufhängt, hatten eine neue und vollständige Auswahl der für eine lange Reise erforderlichen Lebensmittel erhalten, so daß ich mich im Verlaufe derselben nirgends von neuem verproviantieren mußte. Meine Geleitsmannschaft war ebenfalls gänzlich erneuert worden, und es hätte sogar wenig gefehlt, so hätte ich Tursum=Bey, diese Perle von einem Geleitsmann, verloren.

Zur Zeit unserer Ankunft in Petro=Alexandrowsk hatte ich ihm in Anerkennung der von ihm geleisteten Dienste eine Vergütung verabreicht, welche ihn nach seiner Auffassung zu einem Kapitalisten machte. Sein einziges Dichten und Trachten war nun auf die Anlegung seines Vermögens gerichtet gewesen, und er hatte nichts vorteilhafteres gefunden, als dasselbe an den Kopf einer Frau zu rücken. Petro=Alexandrowsk gefiel ihm und er dachte im Ernste daran, hier seine Penaten aufzustellen. Vergebens warf ich ihm seinen Leichtsinn und die traurige Lage vor, worein er seine in der Provinz Taschkent zurückgelassene Haushaltung versetzen würde; dem Tursum hatte eine örtliche Schöne den Kopf verdreht, deren Erwerbung ihm die klingenden Rubel in seiner Tasche erlaubten, um mit ihr ein neues Heimwesen zu gründen. Ich konnte die Heiratsgedanken dieses Menschen von maultierartigem Eigensinn nur dadurch vertreiben, daß ich ihm den greifbaren Beweis lieferte, daß die Dulcinea, in welche er sich vergafft, schon zahlreiche Eroberungen unter der russischen Garnison gemacht hatte. Dies machte auf meinen armen Tursum einen solch tiefen Eindruck, daß er auf drei Tage

[1] Aus dessen wertvollem Prachtwerk: „A travers l'Asie Centrale, la Steppe Kirghise, le Turkestan russe, Bukhara, Khiwa, le pays des Turcomans et la Perse; impressions de voyage; Paris, librairie Plon, 1886. Der Verfasser, Herr Heinrich Moser auf Charlottenfels bei Schaffhausen, ein hochgebildeter und welterfahrener Mann und feiner Beobachter, schildert in diesem reich illustrierten und äußerst lehrreichen und anziehenden Werke eine Reise, welche er von Orenburg über Kasalinsk und Perovski dem Syr Darja entlang nach Tschimkent und Taschkent, Samarkand, Bukhara, Tschardschwi und Dih-nau, dann zu Schiffe den Amu-Darja (Oxus) hinauf bis Ak-Kamisch, von da zu Land nach Petro-Alexandrowsk und Khiwa und von hier über Jlialy und Bala-Ischem nach Kisil-Arwat und durch das Teke-Land nach Geok-Tepe und Askabad gemacht hat, von wo aus er sich durch die beiden Bergketten des Kopet-Dagh und Ala-Dagh über Budschnurd und Schakh=rud nach Teheran und von hier über Mendschil, Rescht und Enzeli zu Wasser nach Baku begab. Schon der summarische Ueberblick dieser Reiseroute wird genugsam die Fülle von interessanter Belehrung und wertvoller Beobachtung andeuten, welche in dem vorliegenden Buche geboten wird, aus dem wir nun nachstehend einen Auszug als Probe für die anziehende und anschauliche Darstellung des Verfassers und für die lehrreiche und künstlerisch wertvolle sorglich gewählte Illustration geben mit dem Bemerken, daß demnächst eine deutsche Bearbeitung dieses reichhaltigen Reisewerks im Verlage der Haller'schen Buchhandlung in Bern erscheinen wird.

verschwand; er hatte seinen Kummer in Branntwein ertränkt und kam ohne einen Heller in der Tasche wieder zu mir zurück; was er nicht vertrunken hatte, war ihm gestohlen worden, und so mußte er nun wohl oder übel mir noch weiter folgen, und ich konnte mich später nur beglückwünschen, daß mir dieser treue Diener erhalten worden war.

Dank der Güte des Generals hatte ich einen Tataren für das Amt des Dolmetschers, drei Dschigiten, welche schon die Wüste durchreist hatten, und einen Serdar oder Führer gefunden, für den sich mir seine Verwandten und der Bezirksvorstand verbürgten; er hieß Kosch-Nazar, war ein Ata-Turkmene und leistete mir treffliche Dienste. Er sprach wenig, war ruhig, rührig und wußte überall guten Rat. Tursum und er waren diejenigen meiner Leute, in die ich am meisten Vertrauen gehabt habe. Meine Geleitsmannschaft hatte sich außerdem noch um die Dienerschaft des Mehrem Avas-Nias, des Konsuls von Khiwa, vermehrt.

An der Spitze dieser Kolonne und den Mehrem an meiner Seite trat ich meine Reise an.

Rückkehr von einem Alaman (Raubzug).

Binnen kurzem erreichten wir das Ufer des Amu-Darja, wo die Fähren zur Ueberfahrt uns erwarteten. Da wir zwei Arme des Stromes vor uns hatten, so schwammen wir die Hälfte des Tages auf den trüben Fluten des Oxus, denen ich nun wahrscheinlich auf immer Lebewohl sagte.

Unsere erste Etappe oder Marschquartier war Khanka, welches wir mit Sonnenuntergang erreichten.

Ich war sehr begierig, die Gastfreundschaft kennen zu lernen, wie sie in den Staaten des Khans von Khiwa geübt wurde. Man hatte mich benachrichtigt, daß dieselbe bescheidener und minder zeremoniös sei als in denjenigen von Bukhara, allein ich habe mich nicht zu beklagen gehabt, denn der von meiner Ankunft in Kenntnis gesetzte Bey von Khanka war mir mit einem Geleite entgegengeritten. Seine Wohnung enthält, wie diejenige jedes wohlhabenden Usbegen, im Ehrenhof eine Jurte, die als Empfangssalon und Wohnung für einen vornehmen Gast dient. Ich habe seither diese Jurte überall wieder gefunden, und man hat mir gesagt, die Usbegen haben dieselbe zur Erinnerung an ihre nomadischen Vorfahren beibehalten. Ich habe dieselbe sehr schätzen gelernt, denn

man befindet sich darin ausgezeichnet gut, und überall, wo es nur thunlich war, habe ich darin lieber gewohnt, als in den feuchten, fensterlosen Zimmern der Häuser. Der Mittelpunkt des runden Firstes des Zeltes ist mit einer Oeffnung versehen, durch welche der Rauch abziehen kann; ein großes Kohlenfeuer erhält darin eine verhältnismäßig hohe Temperatur, und dieses Obdach gewinnt einen vollkommen behaglichen Anstrich, wenn mein Reisebett, mein Tisch und die Klappstühle, die ich mit mir führe, auf den Teppichen aufgestellt sind, die den Boden bedecken.

Nachdem man mir eine nach khiwanischer Sitte bereitete und tüchtig mit rotem Pfeffer gewürzte reichliche Mahlzeit aufgetragen hatte, machte ich mir die letzten Sonnenstrahlen zu Nutzen, um meine Cigarre auf der Terrasse am Eingang der kleinen Feste zu rauchen, welche dem Beg zur Wohnung dient. Vor mir spielte die Jugend, und die Frauen des Beg, von der Anwesenheit eines Fremden angelockt, kamen neugierig heraus, um sich den „Uruß", Russen, zu betrachten. Der abscheuliche Roßhaarschleier der sartischen Frauen wird hier durch einen Khalat

Eine Gruppe von Khiwanen.

(Ueberrock), vertreten, den man über eine Art zylindrischen Turbans von hoher Gestalt über den Kopf wirft, was mir erlaubt, hie und da ein Paar schöner Augen halb zu sehen, allein der Ring, welchen diese Frauen in der Nase tragen, entstellt ihr Gesicht.

Ich ließ einige Schachteln Bonbons herbeibringen, welche die Frauen anfangs mit einigem Schreck annahmen, die sie aber endlich von meinen guten Absichten überzeugten. Eine olivengelbe Schöne ward sogar bis zu dem Grade zahm, daß sie sich mir näherte; unglücklicherweise kam aber der Beg, und eine so gut angelegte Bekanntschaft wurde plötzlich durch die alten Frauen des Beg unterbrochen, welche die Khiwanerin mit sich fortzogen und meine beabsichtigten Sittenstudien vereitelten.

Am folgenden Morgen war die Temperatur so sehr gefallen, daß mein Thermometer 11° unter Null zeigte. Diese Reise zu Pferde im eisigen Wind hatte gar nichts angenehmes; erst gegen Mittag ließ der Wind nach, und wir hatten einen schönen Wintersonnenschein.

Das Klima von Khiwa ist großen Schwankungen

unterworfen, denn wenn im Winter die Kälte bis auf 20° heruntergeht, so zeigt im Sommer der Thermometer 28 bis 30° C. im Schatten. Frühling und Herbst sind kurz und das ganze Jahr hindurch herrschen Winde, die im Sommer einen erstickenden Staub aufwühlen.

Das Land, welches wir durchziehen, ist wunderbar angebaut; kein Zollbreit Boden wird brach gelassen. Wie in den Staaten von Bukhara bringt das Wasser die Fruchtbarkeit mit sich, nur mit dem Unterschiede, daß hier das Wasser im Ueberfluß vorhanden ist und die Aufgabe des Landmannes darin besteht, sich vor den Ueberschwemmungen zu schützen, welche regelmäßig im Frühjahr die Dämme durchbrechen. Früher wurden diese Arbeiten durch die armen persischen Sklaven ausgeführt, aber seit zehn Jahren sind die Eingeborenen gezwungen, sich selbst dazu herzugeben, und das ist für sie ein fortwährender Grund zum Groll gegen die Russen. Wie in der Provinz Tschardschwi gibt es in dieser Gegend keine eigentlichen Dörfer. Von Khanka bis nach Khiwa sind die Häuser überall in den Feldern zerstreut und geben der Landschaft ein malerisches Aussehen. Ungeheure Eichen-, Nuß- und andere Obstbäume beschatten den Weiher, ohne den es keine Behausung gibt; große, zinnengekrönte Mauern umgeben die Wohnungen und leihen ihnen das Aussehen von Festungen.

Heutzutage ist dieses Land ruhig, allein früher dehnten die Turkmenen ihre Alamanen (Raubzüge) bis unter die Mauern von Khiwa aus. Eine Schar bewaffneter Reiter wie die unserige erweckt immer Verdacht, und wir sehen bei unserer Annäherung die Leute sich bis an die einzige und massive Thür ihrer Wohnungen zurückziehen. Je mehr wir uns der Hauptstadt des Khanats näherten, desto mehr nimmt die Zahl der Reiter und Arbas (zweirädrigen Karren) zu; was mir aber besonders auffällt, das ist daß niemand zu Fuß geht; man sieht wohl hie und da einige Greise und Mollahs auf Eseln reiten, aber sogar der ärmste Mann besitzt ein Pferd.

Je näher wir Khiwa kommen, desto mehr zerstückelt sich der Boden und desto höher steigt sein Wert. Da sich das Wasser hier in Menge vorfindet, so baut man viel Reis und Baumwolle, und der Ackerbau, auf welchen sich die Leute im allgemeinen gut verstehen, ist demjenigen von Bukhara weit überlegen. Die Kanäle, von denen der eine, der Palwa-Ata, an seinem Ursprung 60 m. breit ist, versanden und müssen jedes Jahr gereinigt werden — eine Arbeit, welche die Bewohner der benachbarten Oertlichkeiten gemeinsam in der Frohne besorgen. Die großen Wasseradern verzweigen sich ins Unendliche. Wenn der Wasserstand ein niedriger ist, so bedient man sich zur Bewässerung der Felder eines Rades, Dschigir genannt, welches durch Kameele oder Esel in Bewegung gesetzt wird und auf dessen Umfang zwei geneigte Eimer angebracht sind, welche das Wasser im Kanal schöpfen und durch ihre Umdrehungs-Bewegung in eine Rinne gießen.

Wenn die Häuser im allgemeinen besser gebaut sind als in Bukhara, so mangelt dagegen der Tracht der Usbegen gänzlich jener Reichtum an Farbe und jene Mannigfaltigkeit, über welche der Reisende in Bukhara staunt. Hier trägt jeder Mann vom Khan selbst bis herunter zum letzten Baigusch (Bettler) den Tschugermah, jene Mütze von schwarzem oder weißem Schaffell, welche mindestens einen Fuß hoch ist und die Gestalt eines ungeheuren Kürbis hat; die Wolle daran ist nicht gekräuselt und hängt über den Hals und das Gesicht herab. Diese Kopfbedeckung gibt denen, welche sie tragen, ein wildes Aussehen.

Der Tschugermah gestattet gleichwohl die soziale Stellung zu beurteilen, die eine Persönlichkeit einnimmt; diejenige, welche der Khan und die hohen Beamten tragen, ist mehr von zylindrischer Gestalt, und die Schaffelle, aus denen sie verfertigt ist, haben eine schön gekräuselte schwarze Wolle. Ich habe junge Leute, die Stutzer von Khiwa, einen Tschugermah von gekräuseltem und ganz weißem Astrachan tragen sehen, während die Kopfbedeckung der Leute aus dem Volke, welche sich diese zu niederem Preise verschaffen, aus Schaffell mit wenig gekräuselter und langvließiger Wolle verfertigt ist.

Der Tschugermah übt eine unglückselige Wirkung auf die Ohren aus, die er ganz von ihrer normalen Stellung abweichen macht; ich habe diese Organe nirgends ein solches Aussehen annehmen sehen, der obere Teil der Ohrmuschel bildet einen rechten Winkel mit dem Schädel; es gibt Ohren, welche buchstäblich während des Marsches den Takt schlagen, und der Schatten vom Kopf eines barhäuptigen Khiwaners gleicht demjenigen einer großen Fledermaus. Die Mollahs allein wickeln den weißen Turban um ihren Tschugermah.

Die Form des Khalat unterscheidet sich wesentlich vom Schnitt der in Bukhara gebräuchlichen, welche weit genug sind, um zweimal um den Träger herumzureichen; in Khiwa ist der Khalat minder weit und mehr dem Körper anliegend, und ist überdies wattiert und abgestochen. Die Khalats und Tschapanen von Khiwa bilden einen sehr beträchtlichen Ausfuhrartikel; man verschickt sie nicht allein im ganzen Khanat, sondern die Turkmenen kleiden sich mit Vorliebe darein; werden sie aus Alatscha gefertigt, einem dicken Stoff, halb von Baumwolle und halb von Seide, von brauner oder rotbrauner Farbe mit schwarzen Streifen, so sind sie sehr solid. Der Stoff hat eine Appretur, welche ihn an der Oberfläche glänzend macht. Vom Reichsten bis zum Aermsten trägt die ganze männliche Bevölkerung den Khalat aus Alatscha, den man nur sehr selten aus Seide oder russischem Tuch verfertigt sieht.

Die Fußbekleidung besteht in plumpen Stiefeln von roher Kuhhaut, mit niedrigen Absätzen und Schnabelspitzen, woraus für den Reisenden die Schwierigkeit entspringt, die gesellschaftliche Stellung des Reiters zu erkennen, welcher ihm begegnet. Der einzige sichtbare Luxus ist derjenige, der mit dem Pferdegeschirr getrieben wird,

das bei den hohen Beamten, wie mein Mehrem (Generaladjutant des Khans) von massivem Silber ist.

Was mich besonders überraschte, das ist die Unterhaltung der Straßen. Die Brücken sind gut gebaut, aus Dielen oder aus Backstein; überall haben die Straßen Seitengräben und im allgemeinen sind die Wege mit zwei Reihen Bäume besetzt.

Am 29. November gegen vier Uhr Nachmittags sahen wir vor uns am Horizont die Minarette und großen Gebäude von Khiwa auftauchen — ein Anblick, welchen ich gewiß niemals vergessen werde. Aus der Ferne gesehen, stellt sich Khiwa auf eine unendlich malerischere Weise dar als Bukhara. Schon vier Wersten von der Hauptstadt gewahrt man die öffentlichen Gebäude, deren reiche und elegante Bauart ich später bewundern konnte.

Je näher wir kommen, einen desto deutlicheren Charakter von Wohlhabenheit nehmen die Wohngebäude an. Eine Werst von der Stadt lassen wir zu unserer Rechten einen der zahlreichen Sommergärten, die gewöhnliche Residenz des Khans, den Ghendumkian, ein ungeheures Gebäude in einem gewaltigen Park, der auf allen Seiten

Eine Straße von Khiwa.

mit einer fünf Meter hohen Mauer umgeben ist. Daneben liegt der Garten des Ata-Dschann-Tiura, des Bruders des Khans, welcher in der russischen Armee im Kaukasus gedient hat. Diese Anhäufung von Kiosken und Veranden unterscheidet sich von allen anderen Palästen Zentralasiens durch die Thatsache, daß sie zwei Stockwerke hat, und von den Dächern soll man, wie ich versichert wurde, eine herrliche Aussicht genießen.

Gegen Sonnenuntergang zogen wir durch ein aus Backstein erbautes und von zwei Türmchen flankiertes Thor in diese Stadt Khiwa ein, deren dankbarer Gast ich gewesen bin. Unsere Geleitsmannschaft war unterwegs um die Beamten angewachsen, welche der Khan mir entgegengeschickt hatte, um mich zu bewillkommnen; außerdem war im letzten Kischlak noch ein Dschigite zu uns gestoßen, der an der Leine einen Gefangenen führte, dessen nackter Hals in einem Halseisen steckte und dessen Hände mit einer Kette geknebelt waren, die mit ihrem einen Ende am

Halseisen angeschmiedet, während das andere Ende am Sattelknopf des Reiters befestigt war. Der Gefangene wanderte mit stoischer Ruhe neben seinem Wächter her. Der Mehrem erklärte mir, der Bursche sei in Schurakhan ergriffen worden, als er ein in Khiwa gestohlenes Pferd habe verkaufen wollen, und werde nun vor den Khan gebracht, um gehenkt zu werden, wenn er nicht Geld genug habe, um sein Leben zu erkaufen. Das Gerichtsverfahren ist hier bemerkenswert weniger umständlich als bei uns.

Reinliche breite Straßen, besetzt mit solid gebauten Häusern aus Lehmerde und lufttrockenen Backsteinen, führen uns zu der Wohnung des allmächtigen Ministers Mat-Murat, der rechten Hand und des Ratgebers des Khans, wo man mir eine Wohnung hergerichtet hat. Der Khan hatte mir sagen lassen, dies sei die behaglichste und zumeist nach europäischer Art eingerichtete Behausung, über welche er verfügen könne.

Es ist eine wahre Zitadelle mit hohen, zinnengekrönten Mauern und gewaltigen Höfen, welche zur Aufnahme der an Pfähle gebundenen Pferde bestimmt sind. Vor einer niedrigen Pforte steigen wir ab und treten in den Empfangshof, in dessen Mitte sich auf einer Terrasse die Jurte befindet, welche in der Wohnung jedes Usbegen unerläßlich ist. Dieser Hof ist auf der einen Seite durch ein ungefähr zwölf Meter hohes fensterloses Gebäude mit großen Thüren abgeschlossen, deren geschnitztes Holzwerk von einer schönen Arbeit ist; vor diesem ungeheuren Gebäude, welches zwei im Sommer bewohnte Gemächer enthält, befindet sich eine Terrasse, welche von einer Reihe hölzerner, sehr origineller Säulen ohne Kapitäle getragen wird, die nach oben sich verjüngen und an der Basis ausgeschweift sind. An der zweiten Seite des Hofes sind die Zimmer für die Dienerschaft; die dritte Seite nimmt ein Häuschen mit einer Reihe Fenster ein, welche denjenigen der russischen Häuser in Turkestan ganz ähnlich sind. Der Besitzer, der sieben Jahre in Rußland lebte, hat es durch khiwanische Arbeiter errichten lassen, denen er die eingehendsten Anleitungen gegeben hat. Was mich beim Eintritt in meine neue Wohnung auf den ersten Blick am meisten überraschte, das sind Möbel: mit Sammet überzogene Lehnstühle, ein Kanapee, Tische, wirkliche Fenster, die geöffnet werden können und — o Wunder über Wunder! — ein Flügel, ein wirkliches Klavier! Dieses Instrument hat eine ganze Geschichte: Der Kaiser von Rußland hat es dem Khan als Geschenk geschickt und dieser seinerseits hat es seinem Günstling als Zeichen seiner hohen Zufriedenheit geschenkt.

Mat-Murat ist abwesend, und sein Sohn Daulet-Murat-Bey, ein dicker, lustiger, gutmütiger Bursche von fünfundzwanzig Jahren, empfängt mich und führt mich nicht ohne ein Gefühl berechtigten Stolzes in diese Gemächer, welche für ihn und das ganze Khanat ohne Zweifel der Inbegriff des allerhöchsten Luxus sind. Er teilt mir mit, daß Seine Hoheit ihm ganz besonders aufgetragen hat, darüber zu wachen, daß es dem vornehmen Fremdling, der sein Gast ist, ja an nichts fehle.

Alles was ich um mich sehe, gibt mir einen trefflichen Begriff von dem Besitzer des Hauses. Das erste Gemach, welches den Flügel enthält, ist überfüllt mit einer Menge von europäischen Gegenständen, die an den Wänden hängen oder in den Nischen derselben aufgestellt sind. In diesen Nischen finde ich Büchsen mit Konserven, Champagnerflaschen rc., an den Wänden hängen kupferne Kasserolen neben einem Klapphut und einer Kukuksuhr; dann Kupferstiche, welche die Krönung des Kaisers darstellen; im zweiten Gemach eine eiserne Bettstelle, ein Gestell zum Waschen. Diener des Diwan-Begi (diesen Rang bekleidete Mat-Murat) sind damit beschäftigt, die Oefen zu heizen; man bringt meine Effekten und bald bin ich äußerst behaglich in einem warmen und bequemen Zimmer eingerichtet und sitze beim Schein einer Erdöllampe vor einer guten Mahlzeit; ich mache mir das Vergnügen, mir von den Dienern über den Aufenthalt der letzten Gäste des Khans, zweier junger Franzosen, des Grafen von Mailly-Châlons und des Barons Benoît, berichten zu lassen, welche in diesen selben Gemächern drei Monate zugebracht haben.

(Fortsetzung folgt.)

Der italienische Karneval.

In den jüngsten Jahren hat der italienische Karneval eine große Umwandlung erlitten. Er hat, wenigstens in den größeren Städten, viel von dem volkstümlichen Charakter verloren, den er einst besaß, und ist nun zu einem großen und sorgfältig angeordneten Straßenschauspiel geworden. Es gab natürlich immer Ausschüsse, welche die hauptsächlichsten Festlichkeiten leiteten und die Aufzüge anordneten; aber früher waren diese vorzugsweise damit beschäftigt, der Tollheit der Stunde eine gewisse Methode zu geben, und sie innerhalb derjenigen weiten Grenzen zu halten, welche die Mode und der Geschmack der Zeit für die überwuchernde Fröhlichkeit gestatteten. Diese Ausschüsse müssen nun das Gefühl schaffen, welches sie früher zu zügeln hatten. Dieses Jahr waren die Programme der Ausschüsse in den bedeutendsten Städten ungewöhnlich anziehend, allein man hörte allgemein von Eingeweihten prophezeien, daß, wie glänzend und prunkend auch die äußere Entfaltung sein möge, doch die Spontaneität der früheren Zeiten fehlen werde.

Hiezu haben mancherlei Ursachen beigetragen. Die Fastenzeit wird nicht mehr so streng beobachtet, wie es ehedem der Fall war, obwohl die ärmeren Klassen klagen, sie seien zu solcher Not verurteilt, daß sie den größten Teil des Jahres hindurch fasten müssen. Die alten Zeiten sind vorüber, wo die Italiener nur in solchen Festlichkeiten ihre einzige Entschuldigung und Gelegenheit für Unterhaltung und Vergnügen fanden; die politischen Clubs

und öffentlichen Versammlungen bieten ihnen eine neuere und berauschendere Form von Aufregung. Im Mittelstande haben die strengen gesellschaftlichen Schicklichkeitsbegriffe so sehr nachgelassen, daß die kurze Maskenfreiheit den jungen Leuten beider Geschlechter keinen so fremdartigen Reiz mehr bietet, wie früher, während der große Zufluß von Fremden eine gewisse Beschränkung auferlegt. Man muß jedoch gestehen, daß, wenn die Ausländer zu dem Sturz des alten Karneval beigetragen haben, sie andererseits auch die Hauptursache seiner einigermaßen künstlichen Wiederauferstehung sind. Florenz, Rom und Neapel wetteifern miteinander in ihrem Bemühen, solche Fremde aus dem Norden anzuziehen und festzuhalten, welche Geld genug mitbringen, und ihre Hotel- und Lädenbesitzer merkten bald, daß ihre Kunden über die Entbehrung des erwarteten Schauspiels enttäuscht waren. Sie beeilten sich daher, die schmerzlich gefühlte Lücke auszufüllen. Es ist nicht zu leugnen, daß der neue Karneval anfangs manche Spuren seines Ursprungs trug; allein beinahe überall geht nun die Anordnung der Festlichkeiten allmählich in die Hände der oberen Klassen über, und das ist einer der Gründe, warum man von den Schaustellungen des diesjährigen Karnevals so große Erwartungen hegte. In Rom begleitete ein gewisses politisches Gefühl das Wiederaufleben des Karnevals; an den zu veranstaltenden Festlichkeiten einen hervorragenden Anteil nehmen, hieß seine Anhänglichkeit an die nationale Regierung bethätigen; in auffallender Weise wegbleiben, galt für ein Zeichen des Mißvergnügens. Es hieße zu viel behaupten, wenn man sagte, das Gefühl, aus welchem diese Beschränkungen hervorgegangen, sei schon ganz verschwunden, allein seit der Thronbesteigung des gegenwärtigen Papstes hat die Spannung zwischen den verschiedenen Parteien der römischen Gesellschaft bedeutend nachgelassen.

In früheren Zeiten waren es die anerkannten Führer und Häupter der Gesellschaft in jeder der genannten Städte, welche den geschäftsführenden Ausschuß für den Karneval entweder bildeten oder bestellten. Heutzutage werden die Mitglieder desselben in formloser Weise in den Clubs oder Salons oder, wenn es vorwiegend nur eine geschäftliche Angelegenheit ist, von denjenigen gewählt, welche den größten Beitrag zum allgemeinen Fonds hergeben. Im letztern Falle aber beteiligt sich der Adel dann nicht an den öffentlichen Schaustellungen. Die erste Pflicht des Ausschusses ist die Eröffnung einer Subskriptionsliste, in welche gewöhnlich die städtischen Würdenträger und alle diejenigen reichen Leute sich mit Beiträgen einzeichnen, welche an den Festlichkeiten teilzunehmen beabsichtigen. Mittelst des auf diese Weise beschafften Geldes wird wenigstens ein Theater in einen Ballsaal verwandelt und alle die vorbereitenden Auslagen von öffentlichem Charakter bestritten, Preise für den hübschesten Wagen im Zuge und für die anmutigsten und witzigsten der einzelnen Masken ausgesetzt und eine Summe für die Ergötzung der Armen beiseite gethan. Gewöhnlich sind auch noch Preise für die schönst verzierten Fenster und Balkone in den Straßen, durch welche sich der Zug bewegt, ausgesetzt; allein dieser Brauch ist nicht allgemein. Der Ausschuß verständigt sich ebenfalls mit der Polizei über die Straßen, welche zum Schauplatz der Lustbarkeiten freigegeben werden sollen, und über die besten Mittel zur Aufrechterhaltung der Ordnung, und erscheint bei den Hauptfestlichkeiten ebenfalls in verzierten Wägen im Zuge. In einzelnen Fällen trifft er auch ein Abkommen mit den Militärbehörden, um Wagen und Pferde an Privatgesellschaften zu vermieten.

Der übrige Teil der Festlichkeit bleibt ganz der Privatunternehmung überlassen. Die Direktoren der anderen Theater außer dem gewählten richten diese als geschäftliche Spekulation zu Tanzzwecken her und setzen ein geringeres Eintrittsgeld an. Der Besuch der meisten von diesen Bällen steht für jedermann offen, welcher sich ein Billet kaufen will; allein in Neapel wenigstens erscheinen heutzutage die Damen der Gesellschaft niemals auf diesen Bällen, selbst nicht auf dem einen, welcher sich der öffentlichen Sanktion erfreut. In früheren Zeiten war vielleicht die Anwesenheit des Hofes erforderlich, um die Masken in den Grenzen des Anstandes zu erhalten, und die früheren Zeiten waren weniger anspruchsvoll und tadelsüchtig als die gegenwärtigen. Gelegentlich kaufen die Ausschußmitglieder die sämtlichen Eintrittskarten des Theaters auf, welches sie gewählt haben, wenigstens für einen einzigen Abend, und verschenken dieselben an ihre Bekannten; allein nur selten, wenn überhaupt je einmal, führen sie ihre eigenen Frauen und Töchter in die Gesellschaft ein, welche sie so auserlesen gemacht haben, als es die Umstände nur erlauben werden. Eine anständige und fashionable Dame kann nur in Privathäusern einen Maskenball besuchen, ohne sich dem Klatsche preiszugeben.

Auch von den großen Aufzügen sind achtbare und angesehene Damen ausgeschlossen. Die Wagen werden von Männern verschiedener Stände und Gewerbe verziert und eingenommen. Die Presse, die Künstler, die Offiziere des Landheeres und der Flotte liefern gewöhnlich mindestens einen oder zwei Wagen zum großen Aufzuge; die Clubs und die Freundeskreise der Privaten sorgen für die anderen. Diese bilden meist die hervorragendsten und augenfälligsten Züge in dem ganzen Aufzuge; allein auch jede Privatequipage, welche geeignet geschmückt und mit Masken besetzt ist, darf daran teilnehmen. Jeder Wagen muß mit einem guten Vorrat von Blumensträußen, kleinem Zuckerwerk und coriandoli (kleinen Gypskugeln) versehen sein; aber das Zuckerwerk wird neuerdings oft weggelassen. Die Coriandoli waren, wie ihr Name andeutet, ursprünglich überzuckerte Korianderkörner, die man einander mittelst kleiner Schaufeln zuwarf. Nun sind sie, der Wohlfeilheit wegen, von Gyps und so scharfkantig, daß die Teilnehmer am Zuge und häufig auch die blosen Zuschauer es ratsam finden, Drahtmasken zu tragen. Die Damen an den

Fenstern und auf den Balkonen sind mit ähnlichen Geschossen versehen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß an einem schönen Frühlingstage diese Karnevalsaufzüge ein hübscher Anblick sind. Beinahe alle Häuser, an denen der Zug vorüberkommt, sind lustig verziert. Manche Besitzer von solchen werden durch Gemeinsinn zu diesem kostspieligen Unternehmen veranlaßt, andere durch die Hoffnungen, einen Preis zu erhalten, und wieder andere durch die gewinnsüchtige Erwägung, daß sie ihre Fenster zu einem höheren Preis vermieten können, wenn dieselben augenfällig und anziehend geschmückt sind. Auf dem Pflaster drängen sich dichte Mengen von Schaulustigen, worunter viele Masken. Während der Zug sich langsam vorwärts bewegt, wird ein Hagel von Blumensträußen zwischen den Balkonen und Fenstern und den Wagen ausgetauscht, und ein Hagel von Coriandoli fällt auf die Menge hernieder, von der er mit Zinsen heimgegeben wird. Das Zuckerwerk und die Blumen sind gewöhnlich für die Damen bestimmt, welche die Festlichkeit mit ihrer Gegenwart beglücken, allein manche seltene Blume und manche Handvoll Confetti und Zuckerwerk fällt auch in die gierigen Hände erwartungsvoller Gassenjungen. Ueberall herrscht Leben, Bewegung, Sonnenschein, frohe Laune, überall ertönt Scherz und Lachen. Von einem verregneten Karneval spricht man besser nicht — es ist genug einen solchen erlebt zu haben.

Diese Umzüge finden an drei oder vier verschiedenen, von dem Ausschusse festgesetzten Tagen statt, deren letzter und hauptsächlichster immer auf den Fastnachtsdienstag, den Schluß des Karnevals, fällt. Diese Umzüge sind zu lärmend und ungebunden, als daß Damen von feiner Erziehung und zarter Konstitution daran teilnehmen könnten, außer von dem vergleichsweise sichern Hort eines Fensters aus. Die corsi di fiori, die an anderen Tagen stattfinden, sind von aristokratischem Charakter. Die Damen tragen Masken, anscheinend unnötigerweise, da sie ja gewöhnlich in ihren eigenen Privatequipagen fahren, und bewerfen ihre vorübergehenden männlichen Bekannten mit Blumensträußen, was von diesen kräftig erwidert wird. Eine Dame von ungewöhnlicher Schönheit oder Beliebtheit kehrt oft von einer derartigen Fahrt bedeckt von einem solchen Haufen von Blumen, daß wenig mehr als ihr Kopf über dieselben hervorragt, nach Hause zurück.

Wie wir schon erwähnten, wird alljährlich ein Teil der für den Karneval gesammelten Summe für die Unterhaltung der Armen beiseite gelegt und wirklich nur zur Belustigung derselben verwendet, nicht um ihren Geist fortzubilden oder ihre äußere Lage zu verbessern. Diese Unterstützung hat keinen religiösen oder moralischen Zweck und zielt nicht auf Mildthätigkeit und werkthätige Nächstenliebe ab, sondern soll den Armen nur Spaß machen. Das beliebteste der Spiele, welche der Karneval denjenigen bringt, die nichts auslegen, nicht Masken, Maskenanzüge oder Coriandoli verwenden können, ist in Neapel unter dem Namen Pesce bekannt. In jedem der verschiedenen Stadtteile wird dazu eine geeignete Oertlichkeit gewählt. Es kann eine bedeckte Halle sein, aber auch ein offenes Viereck, welches für diese Zeit vom öffentlichen Verkehr abgezäunt wird. In der Mitte von beiden wird ein kreisrunder Raum abgesteckt, in dessen Mittelpunkt (falls das Spiel unter freiem Himmel stattfindet) ein starker Pfahl mit einer sich drehenden Scheibe an seiner Spitze aufgerichtet wird; ist ein bedeckter Raum gewählt worden, so wird die Scheibe gewöhnlich an die Decke des Raumes befestigt. Auf dem ganzen Umfang der Scheibe sind Haken eingeschlagen und an diesen Schnüre angebunden, an deren Enden Pakete hängen. Diese sind so viel wie möglich in derselben Gestalt und Größe verfertigt, wenn sie auch in ihrem Inhalte sehr voneinander verschieden sind. Einige enthalten eine kleine Summe Geld oder auch eine silberne Uhr, andere enthalten Halstücher und kleine Kleidungsstücke, Käse oder geräucherte Würste, wieder andere Dinge ohne Wert, z. B. eine Narrenkappe von Seidenpapier 2c. Dies sind die Fische, welche die Spielenden zu fangen haben. Die Ausschußmitglieder verschaffen jedem der Spielenden einen Hakenstock, welchen er wild unter die Schnüre hineinstoßt: Was an der Schnur hängt, die er zu erfassen imstande ist, das gehört ihm; da aber die Scheibe sich rasch und unregelmäßig dreht, ist es weit schwieriger einen Fisch zu fangen, als es auf den ersten Blick erscheinen mag, namentlich wenn die Zahl der Gewinne schon bedeutend reduziert ist. Den letzten Gewinn zu erhaschen, verleiht eine gewisse Auszeichnung, wenn er auch nichts von Wert enthalten mag.

Die Spieler werden zugelassen auf Grund von Billets, welche von dem Ausschusse geliefert werden, und die Verteilung dieser Billette wird Männern übertragen, von denen man annehmen kann, daß sie mit dem Bezirk, worin das Spiel stattfindet, am besten bekannt sind. Die Billette sind natürlich nur für Leute in wirklich bedrängten Verhältnissen bestimmt, für welche schon der Gewinn von einem Stückchen Käse oder einer geräucherten Wurst einen Wert hat; allein vor einigen Jahren waren häßliche Gerüchte in Umlauf von sogen. gentiluomini oder vornehmen und gebildeten Herren, welche ihre eigenen Diener hinsandten, um an dem Spiele teilzunehmen. Wir dürfen noch beifügen, daß eine große Anzahl der kleineren Gewinne beinahe immer von den Ladenbesitzern des Bezirkes beigesteuert wird.

Außer diesen anderen öffentlichen Volksbelustigungen veranstaltet der Karnevals-Ausschuß in Neapel noch eine Fiera, eine Messe oder Jahrmarkt, welche während der letzten Karnevals-Wochen jeden Tag geöffnet ist. Die Piazza Plebiscite wird mit einem hohen hölzernen Zaun umgeben und am einen Ende eine große offene Schaubühne mit einem mehr oder minder malerischen Hintergrund aufgeschlagen. Die übrigen Seiten des umzäunten Raumes sind mit Buden besetzt, die an unternehmende Ladenbesitzer

oder Eigentümer von Schaustellungen verpachtet werden. In einem Teil der Buden werden Kinderspielwaren oder Erfrischungen verkauft, allein die Mehrzahl derselben ist der Volksbelustigung gewidmet. Unter den Schaustellungen pflegten die elektrischen Damen die beliebtesten zu sein. Die Jugend der Stadt aus allen Ständen schien ein unwandelbares und unaufhörliches Vergnügen darin zu finden, feurige Funken aus buntgekleideten, jungen Damen zu locken, welche in Apparaten umhergingen, die wie leere Wasserzisternen aussahen. Es gab aber auch andere Schaustellungen und Gelegenheiten aller Art, um die einfacheren Spiele körperlicher Gewandtheit zu versuchen, z. B. Schießbuden, Karroussels, Schaukeln, Reck und Barren 2c. In der That ist die Karnevals-Fiera einem wirklichen Jahrmarkte ähnlich, nur besser mit Mitteln zum Zeitvertreib versehen und mit mehr Anstand durchgeführt, dagegen aber mit weniger volkstümlichem Humor und freiwilligem Scherz.

Nach der Ansicht der Liebhaber entschädigen aber die Bühne und die Musik auf diesen Karnevals-Messen reichlich für alle anderen Unvollkommenheiten desselben. Am Nachmittag und Abend spielen die Musikbanden in Zwischenräumen. Sobald es dunkel wird, beleuchtet man den ganzen Platz glänzend und etwas später beginnen die Aufführungen, welche von der mannigfaltigsten Art sind, um jedem Geschmack zu entsprechen. In der Regel sind sie kurz und die langen Pausen zwischen ihnen gewähren den Besuchern reichliche Gelegenheit, die bleibenderen Anziehungspunkte des Platzes zu bewundern. An warmen hellen Nachmittagen ist also die Fiera ein angenehmer Ort zum Bummeln, und wird daher von den Neapolitanern aller Klassen, wenn sie nur das Eintrittsgeld erschwingen können, viel besucht.

An den Haupttagen ist die Fiera noch etwas mehr, sie wird nämlich der Mittelpunkt aller Festlichkeiten; die Bühne wird von Dilettanten aus den besseren Ständen in Anspruch genommen, welche hier Stücke aufführen, und auf dem Raum vor derselben drängen sich ihre Freunde und Bekannten in Masken und phantastischen Aufzügen. In diesem Jahre wurde ein Stück aufgeführt, welches den Ankündigungen nach einem englischen Maskenspiel der Vorzeit nachgebildet erschien. Ich gebe hier die gedrängte Ueberſicht des Programms für Fastnacht-Dienstag. Den Hintergrund der Bühne bildete dieses Jahr eine Burg. Die Zauberin Malerba hatte die drei Prinzessen Stern, Mond und Sonne in dem verzauberten Schlosse eingesperrt, und die drei Prinzen Morgen, Mittag und Abend unternehmen das Abenteuer, dieselben zu befreien. Bei ihrer Ankunft in Köln werden sie von dem Karnevals-Ausschuß bewillkommnet und ihre Waffen gesegnet. Um ein Uhr Nachmittags greifen sie die Burg an, nach zahlreichen Schwierigkeiten befreien sie die Prinzessen und besteigen mit ihnen einen Triumphwagen; der große Maskenzug folgt, und nach seinem Schluß ist für andere Volksbelustigungen, namentlich Tanz, gesorgt; allein später am Abend wird die Fiera wieder der Mittelpunkt der Anziehung. Je tiefer es in die Nacht hinein geht, desto wilder und romantischer werden die Tänze, als prophezeiten sie Unheil; um Mitternacht gerät die verzauberte Burg in Brand und die Prinzessen verschwinden, zur unbeschreiblichen Verzweiflung ihrer Liebhaber und des Ausschusses, die Burg wird in Asche verwandelt und der Fasching ist zu Ende — carne vale! (S. R.)

Die geographische Evolution von Europa.

Von Professor James Geikie.

(Schluß.)

Die Gesteine der permischen Periode scheinen namentlich in geschlossenen Becken abgelagert worden zu sein. Als infolge der Emporhebung, welche in der späteren, kohlenbildenden Zeit stattfand, das Meer des Kohlenkalksteins von ausgedehnten Flächen im zentralen Europa zurückgetreten war, bedeckten noch weite Meeresstrecken gewisse beträchtliche Landstriche. Diese wurden jedoch im Verlauf der Zeit vom großen Ozean abgeschnitten und in große Salzseen verwandelt. Derartige Binnenmeere verbreiteten sich über viele von den tiefliegenden Strichen von Britannien und dem mittleren Deutschland und erstreckten sich auch über einen weiten Raum im Nordosten von Rußland. In diesen Meeren lagerten sich die permischen Schichten ab. Auch kennzeichnete sich diese Periode, wie ich hinzufügen will, durch das Auftreten vulkanischer Thätigkeit in Schottland und Deutschland.

Soweit also unsere gegenwärtige Kenntnis reicht, lag jener Teil des europäischen Festlandes, der sich am frühesten entwickeln und gestalten sollte, gegen Nordwest und Norden. Durch das ganze paläozoische Zeitalter hindurch dürfte anscheinend eine Landoberfläche in jener Richtung dauernd vorhanden gewesen sein — eine Landfläche, von deren Entblösung oder Abnützung die marinen Niederschlagsbildungen der benachbarten Regionen herrührten. Allein wenn wir über die große Dicke, Mächtigkeit und horizontale Ausdehnung dieser Niederschläge nachdenken, so vermögen wir kaum zu bezweifeln, daß das Urland eine weit größere Ausdehnung nach Norden und Nordwesten gehabt haben muß, als dies bei dem modernen Europa der Fall ist. Die Länder, aus welchen die älteren paläozoischen marinen Niederschläge der britischen Inseln und Skandinaviens herrührten, müssen jetzt zum größten Teile unter Wasser sein. In den späteren paläozoischen Zeiten begann das Land sich auf der spanischen Halbinsel, im nördlichen Frankreich und Mittel-Europa auszudehnen, deren Entblösung ohne Zweifel Stoffe für den Aufbau der gleichzeitigen Schichten jener Regionen lieferte. Das südliche Europa besteht so vorwiegend aus mesozoischen

und kainozoischen Gesteinen, daß wir bezüglich der Beschaffenheit jener Area in paläozoischen Zeiten nur wenig zu sagen vermögen, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß dieselbe größtenteils dauernd unter marinen Verhältnissen stand. Mit wenigen Worten also: wir können schließen, daß, während nach den archaischen Zeiten trockenes Land im Norden und Nordwesten vorherrschte, weiter südwärts marine Bedingungen und Zustände vorwalteten. Hie und da wich übrigens das Meer von weiten Regionen in Zentral-Europa zurück und wurde durch terrestrische und lakustrine Bedingungen ersetzt. Ferner folgt, da keine der paläozoischen marinen Schichten auf einen tiefen Ozean deutet, sondern meistenteils alle aus Anhäufungen bestehen, welche sich in mäßigen Tiefen gebildet haben, daß eine allgemeine Senkung unserer Area stattgefunden haben muß, um deren aufeinanderfolgenden Niederschlag zu gestatten, — eine Senkung jedoch, welche häufig durch lange Pausen und zuweilen durch Bewegungen in der entgegengesetzten Richtung unterbrochen wurde.

Die erste Periode des mesozoischen Weltalters, nämlich die triassische, ward so ziemlich durch dieselbe Art von Bedingungen gekennzeichnet, wie sie gegen den Schluß der paläozoischen Zeiten stattfanden. Damals bedeckte ein großes Binnenmeer einen beträchtlichen Teil von England und scheint sich nordwärts bis in das südliche Schottland und über das Irische Meer hinüber ins nordöstliche Irland ausgedehnt zu haben. Ein anderes Binnenmeer erstreckte sich westwärts vom Thüringerwald über die Vogesen hinüber nach Frankreich hinein und dehnte sich nordwärts von den Grenzen der Schweiz über alles das aus, was nun das Tiefland von Holland und Norddeutschland ist. In diesem alten Meer bildete der Harz eine Felseninsel. Während auf diese Art terrestrische und lakustrische Bedingungen im zentralen und nördlichen Europa obwalteten, war in den südlicheren Regionen des Festlandes ein offenes Meer vorhanden. Gegen Ende dieser Periode erfolgte auf den Flächenräumen von England und Deutschland eine Senkung und die Salzseen wurden mit dem offenen Meere verbunden.

Während der jurassischen Periode scheinen die Regionen, welche gegenwärtig in Großbritannien und Irland von den älteren Gesteinen eingenommen sind, hauptsächlich trockenes Land gewesen zu sein. Schottland und Irland ragten zum größten Teil über den Meeresspiegel hervor, während beinahe ganz England unter Wasser stand — die Hügel von Cumberland und Westmoreland, die Penninische Kette, Wales, die Anhöhen von Devon und Cornwall und ein Rücken von paläozoischen Gesteinsarten, welcher den Untergrund von London und im südlichen England den hauptsächlichen Boden bildet. Dasselbe Meer überflutete einen ausgedehnten Teil dessen, was nun das europäische Festland ist. Die älteren Gesteine im Nordwesten und Nordosten von Frankreich und das zentrale Plateau desselben Landes bildeten trockenes Land; der ganze übrige Teil des Landes aber stand unter Wasser. In gleicher Weise bedeckte das Meer einen beträchtlichen Teil des östlichen Spaniens. In Mittel-Europa überflutete es beinahe das ganze Tiefland von Norddeutschland und erstreckte sich weit ostwärts bis ins Herz von Rußland hinein. Es nahm noch die Stelle der Juraformation ein und strich ostwärts bis nach Böhmen hinein, während es sich an der Südseite der Alpen über einen großen Teil von Italien ausbreitete und ostwärts so weit erstreckte, daß es noch ein weites Gebiet in Oesterreich-Ungarn und in den türkischen Provinzen unter Wasser setzte. Auf diese Weise fuhren die nördlichen Breiten von Europa fort, der Sitz der hauptsächlichsten Landmassen zu sein, während das, was jetzt die zentralen und südlichen Teile des Kontinents sind, ein großer Archipel mit zahlreichen großen und kleinen Inseln war.

Die jurassischen Gesteine, welche in Wirklichkeit eine Mächtigkeit von mehreren Tausend Fuß erreichen, deuten auf eine sehr bedeutende Ablagerung oder Niederschlag. Die Bewegung war jedoch keine fortdauernde, sondern wurde hie und da durch Pausen unterbrochen. Als ganzes genommen, scheinen sich die Schichten in einem vergleichsweise seichten Meere angehäuft zu haben, welches jedoch an einzelnen Stellen hinreichend tief war, um im klaren Wasser das Anwachsen von Korallenriffen zu gestatten.

Gegen das Ende der jurassischen Periode erfolgt eine Erhebungsbewegung, welche das Meer veranlaßte, von weiten Flächen zurückzuweichen, und hiedurch wurde, als die Kreideperiode begann, die britische Region hauptsächlich trockenes Land. Es dürfte selbst scheinen, als ob Mittel-Europa ebenfalls an dieser Erhebungsbewegung teilgenommen habe. Möglicherweise folgte jedoch darauf wieder eine Senkung. Der größte Teil dessen, was nun das Tiefland von Großbritannien bildet, stand damals unter Wasser, das Meer erstreckte sich ostwärts über eine ungeheure Region in Mitteleuropa, wohl bis zu den Abhängen des Urals hin. Der tiefste Teil dieses Meeres jedoch war im Westen und lag über England und dem nördlichen Frankreich. Weiter gegen Osten hin, in dem heutigen Sachsen und Böhmen, waren die Gewässer seicht und verschlammten und versandeten allmählich. Im Becken des Mittelländischen Meeres war ein weites, offenes Meer vorhanden, welches große Abschnitte des östlichen Spaniens und südlichen Frankreichs bedeckte, die Lage des heutigen Juragebirges überflutete und den größten Teil der Alpenländer, die italienische Halbinsel, die Ostküsten des Adriatischen Meeres und Griechenland unter Wasser setzte. Kurzum, es sind gute Gründe zu der Annahme vorhanden, daß das Mittelländische Meer der Kreideperiode nicht allein breiter war, als das gegenwärtige, sondern daß es sich noch nach Asien hinein erstreckte, dort ungeheure Regionen überflutete und sogar mit dem Indischen Ozean in Verbindung stand.

Fassen wir all dasjenige zusammen, was wir von den hauptsächlichsten geographischen Veränderungen wissen, die

während der mesozoischen Aera stattfanden, so drängt sich uns die Thatsache auf, daß durch alle diese Veränderungen hindurch im Norden und Nordwesten der europäischen Area eine weite Landfläche dauernd vorhanden war, gerade wie dies in paläozoischen Zeiten stattfand. Die höchsten Gründe waren damals das Uralgebirge und die Hochländer von Skandinavien und Britannien. In Mitteleuropa waren damals die Pyrenäen und Alpen noch unbedeutende Höhen, und die höchsten Länder waren der Harz, das Riesengebirge und andere Regionen paläozoischer und archaischer Gesteine. Die niedrigeren Teile von England und die großen Ebenen von Zentraleuropa waren zuweilen überflutet von den Gewässern eines mehr oder minder zusammenhängenden Meeres; allein da und dort erfolgte eine Erhebung und das Meer wurde gleichsam in eine Reihe großer Seen geschieden. Es dürfte erscheinen, als habe im Süden von Europa ein Mittelländisches Meer durch die ganze mesozoische Aera hindurch bestanden, und zwar ein Mittelmeer von einer beträchtlich größeren Ausdehnung als das heutige sie hat. Auf diese Weise sehen wir, daß die Hauptzüge unseres Kontinents schon vor dem Ende der Kreideperiode bereits deutlich in Umrissen vorhanden waren. Die kontinentale Area bestand damals wie noch heutzutage aus einem breiten Gürtel hohen Landes im Norden, welcher sich im groben von Südwest nach Nordost ausdehnte; südlich davon breitete sich ein ungeheurer Strich niedrigen Landes aus, welcher von West nach Ost sich bis an den Fuß des Urals hinzog und im Süden durch eine unregelmäßige Zone hohen Landes mit annähernd derselben Richtung begrenzt wurde; weiter südlich dehnten sich die maritimen Strecken des Mittelmeer-Beckens hin. Während der Perioden der Depression wurden die Niederungen von Zentraleuropa vom Meere überflutet, und das Mittelländische Meer erstreckte sich zu derselben Zeit nordwärts noch über viele Regionen, welche nun trockenes Land sind. In diesen beiden tiefliegenden Landstrichen und dem unmittelbar daranstoßenden Lande also haben sich die mesozoischen Schichten von Europa vorzugsweise entwickelt.

Eine allgemeine Periode der Emporhebung trat am Schlusse der Kreideperiode ein und das Meer, welches während dieser Periode einen so großen Teil von Mitteleuropa überflutete, war vor dem Beginn der eozänen Zeit bedeutend verschwunden. Die südlichen Teile des Kontinents standen jedoch meist noch immer unter dem Wasser, während große Buchten und Meeresarme hin und wieder nordwärts bis in das zentrale Europa hineinragten. Bis zum Schlusse der miozänen Periode bestand das südliche und südöstliche Europa in der That aus einer Reihenfolge unregelmäßiger zerstreuter Inseln und Halbinseln, welche von den Gewässern eines wilden Meeres bespült wurden. Gegen das Ende der früheren kainozoischen Zeiten wurden die Alpen, welche bis dahin von geringer Bedeutung gewesen waren, bedeutend emporgehoben, und gleiches fand auch mit den Pyrenäen und Karpathen statt. Der Boden des eozänen Meeres in der Alpenregion ward um viele Tausend Fuß emporgehoben, seine Niederschläge gefaltet, verdreht, verworfen, umgekehrt und metamorphosiert. Eine andere große Erhebung derselben Area ereignete sich nach der miozänen Periode, und die Anhäufungen jener Periode bilden nun bedeutende Berge längs der nördlichen Flanke der Alpenkette. Trotz dieser riesigen Emporhebungen im südlichen Europa — vielleicht infolge derselben — blieben die Tiefländer dessen, was nun das südliche Europa ist, andauernd stark unter Wasser gesetzt, und selbst die mittleren Regionen des Kontinents waren hie und da von breiten Seen eingenommen, die zuweilen mit dem Meere in Verbindung standen. Zur miozänen Zeit z. B. erstreckte sich ein Arm des Mittelländischen Meeres das Rhonethal hinauf und quer über die nördliche Schweiz bis zum Becken der Donau. Nach der Emporhebung der miozänen Schichten verschwanden diese Binnenmeer-Strecken, allein das Mittelländische Meer überflutete breitere Flächen im südlichen Europa, als heutzutage der Fall ist. Möglicherweise erfuhr jedoch in späteren pliozänen Zeiten das Bett dieses Meeres eine bedeutende Emporhebung, da jüngere pliozäne Schichten in Sizilien bis zu einer Höhe von mindestens 3000 Fuß vorkommen. Wahrscheinlich traten damals oder etwa um jene Periode herum das Schwarze und das Asow'sche Meer von den weiten Tiefländern des südlichen Rußland zurück und die Binnenmeere und -Seen Oesterreich-Ungarns verschwanden zuletzt ganz.

Die kainozoische Aera zeichnet sich in Europa durch ihre vulkanischen Erscheinungen aus. Die größten Ausbrüche waren diejenigen der oligozänen Zeiten. Diesem Datum gehören die Basalte von Antrim, Mull, Skye, den Faröern und die älteren Serien vulkanischer Gesteine auf Island an. Diese Basalte bezeugen uns furchtbare Spaltenausbrüche, wo geschmolzenes Gestein den Linien der großen Spalten in der Erdrinde entlang emporquoll, weite Regionen überflutete und ungeheure Hochebenen aufbaute, von denen wir heutzutage nur noch blose Bruchstücke sehen. Die alten Vulkane des zentralen Frankreich, diejenigen der Eifelgegend und noch vieler anderer Oertlichkeiten in Deutschland, die vulkanischen Gesteine in Ungarn &c. gehören alle dem kainozoischen Zeitalter an, während im Süden von Europa der Aetna, Vesuv und andere italienische Vulkane ihren Ursprung auf die späteren Stadien derselben großen Aera zurückführen.

So waren schon vor dem Beginn der pleistozänen Zeiten alle die hauptsächlichsten Züge von Europa ins Dasein getreten. Seit dem Schlusse der pliozänen Periode haben viele große Umwälzungen des Klima's und mehrere sehr beträchtliche Schwingungen des Meeresniveau's stattgefunden, und das Land ist einer gewaltigen und lang andauernden Erosion unterworfen gewesen. Allein die größeren Umrisse der Oberfläche, welche in paläozoischen

Zeiten zu erscheinen begannen und welche in mesozoischen Zeiten stärker ausgesprochen waren, waren am Schlusse der pliozänen Periode vollkommen entwickelt gewesen. Die merkwürdigsten geographischen Veränderungen, welche seit damals stattgefunden haben, sind aufeinanderfolgende Emporhebungen und Depressionen gewesen, infolge deren die Area unseres Kontinents abwechselnd vergrößert oder verringert worden ist. Zu einer Zeit, wohl noch innerhalb der menschlichen Periode, sind die britischen Inseln unter einander und mit dem Festland verbunden gewesen und das trockene Land hat sich nordwest- und nordwärts so weit ausgedehnt, daß es noch Spitzbergen, die Faröer und vielleicht Island einschloß. Auf der anderen Seite aber sind die britischen Inseln innerhalb einer neueren Periode reichlich überflutet gewesen.

Der allgemeine Schluß also, auf welchen wir durch einen Ueberblick über die größeren geographischen Veränderungen geführt werden, die der europäische Kontinent durchgemacht hat, ist einfach der, daß der Unterbau, worauf alle unsere sedimentären Schichten ruhen, von urzeitlichem Alter ist. Unsere trockenen Länder sind aus Gesteinen aufgebaut, welche auf der Oberfläche einer großen Runzel der Erdrinde angehäuft worden sind. Es haben endlose Erhebungs- und Senkungsbewegungen stattgefunden und gleichsam kleinere Entstellungen dieser Runzel verursacht und beständige Veränderungen in der Verteilung von Land und Wasser herbeigeführt; allein kein Teil des kontinentalen Rückens ist jemals zu einer grundlosen Tiefe herabgesenkt worden. Der Rücken hat durch alle geologischen Zeiten fortbestanden. Wir können ebenso sehen, daß das Land nach einem bestimmten Plan entwickelt worden ist. Gewisse deutliche Züge beginnen schon sehr früh in paläozoischen Zeiten zu erscheinen und werden im Verlauf der Zeitalter mehr und mehr ausgesprochen. Alle die zahllosen Schwingungen des Niveau's, alle die Myriaden Veränderungen in der Verteilung von Land und Wasser, alle Störungen durch Erdbeben und vulkanische Ausbrüche — mit einem Wort alle die verwickelten Umwandlungen von denen uns die geologische Aufzeichnung Zeugnis gibt, haben nur die Verwirklichung Eines großen Planes zu ihrem Ziele gehabt.

Ein Studium des geologischen Aufbaues von Europa, eine Untersuchung der Art und Weise, in welcher die höchlich gefalteten, gestörten und zerworfenen Schichten entwickelt sind, werfen kein geringes Licht auf den Ursprung der größeren oder vorherrschenden Züge unseres Kontinents. Die höchst zusammengerollten Gesteine sind diejenigen des archaischen und paläozoischen Weltalters, und diese sind hauptsächlich in den nordwestlichen und westlichen Teilen des Kontinents entwickelt. Sehr gekrümmte Schichten treten gleicherweise in allen Bergketten Zentraleuropa's auf — einige der Gesteine stammen aus der paläozoischen, andere aus der mesozoischen und kainozoischen Zeit. Lassen wir diese Gebirge außer Betracht, so finden wir, daß wir namentlich dem westlichen und nordwestlichen Meeresrand entlang die weitesten Regionen von sehr zerworfenen Gesteinen finden. Die Hochländer von Skandinavien und Britannien bestehen größtenteils aus höchst gebogenen und zusammengerollten Gesteinen, welche von titanischen Bewegungen der Erdrinde zeugen, und ähnliche zerdrückte und zerworfene Gesteinsmassen kommen im nordwestlichen Frankreich, in Portugal und dem westlichen Spanien vor. Allein wenn wir den stark gefalteten paläozoischen Schichten Skandinaviens in die niederen Gründe der großen Ebenen folgen, so breiten sich dieselben allmählich flach aus, bis sie in Rußland in ungestörten horizontalen Flächen vorkommen. Ueber Tausende von Quadratmeilen hin in diesem Lande sind die paläozoischen Gesteine gerade so wenig verändert und gestört wie die Schichten, welche den mesozoischen und kainozoischen Zeiten angehören.

Diese Thatsachen können nur eine einzige Bedeutung haben. Vermöchten wir alle die Biegungen, Faltungen, Brüche und Bauchungen glatt zu legen, welche die archaischen und paläozoischen Gesteine des westlichen und nordwestlichen Europa kennzeichnen, so würden diese Schichten sicherlich sich viele Meilen weit in den Atlantischen Ozean hinaus erstrecken. Unverkennbar sind sie durch irgendeine Gewalt, die von Westen her auf sie einwirkte, zusammengedrückt und gefaltet worden. Wenn es nun wahr ist, daß das Becken des Atlantischen Ozeans von urzeitlichem Ursprung ist, dann ist es auch unverkennbar, daß das Herabsinken der Erdrinde innerhalb dieses Flächenraumes einen ungeheuren Druck auf die Ränder unserer kontinentalen Area ausüben würde. Wie die Abkühlung und Zusammenziehung des Erdkernes fortdauert, würde auch die Senkung unter dem ozeanischen Becken fortgehen und eine Depression entweder langsam und allmählich im Verlauf verlängerter Perioden oder hie und da mehr oder minder plötzlich stattfinden. Allein, ob entweder allmählich oder plötzlich bewerkstelligt, das Ergebnis der Senkung würde das gleiche an den Rändern unseres Kontinents sein; die Schichten längs dem ganzen westlichen und nordwestlichen Rande des europäischen Höhenrückens würden notwendigerweise gebogen und gestört worden sein; fern im Osten dagegen würden die Schichten, da sie nicht demselben Druck unterworfen sind, in ihren ursprünglichen horizontalen Lagen belassen werden.

Nun kann aber nachgewiesen werden, daß die Gebirge von Skandinavien und die Berge der britischen Inseln viel älter sind als die Alpen, Pyrenäen und viele andere augenfällige Gebirgsketten im zentralen und südlichen Europa. Die britischen Gebirge und diejenigen Skandinaviens sind nur noch die Trümmer und Ueberbleibsel ihres früheren Selbst. Ursprünglich mögen sie an Höhe und Ausdehnung mit den Alpen gewetteifert, ja diese wahrscheinlich noch übertroffen haben. Es ist in der That höchst wahrscheinlich, daß die Areen der paläozoischen Gesteine in Frankreich, Portugal und Spanien ebenfalls die Höhen von

Gebirgen erreicht haben. Allein die hauptsächlichste Emporhebung der westlichen Ränder unseres Kontinents war praktisch vor dem Ende der paläozoischen Periode vollendet und seit dieser Zeit sind jene emporgehobenen Regionen einer gewaltigen Erosion ausgesetzt gewesen, da ihre späteren Formationen zum großen Teile aus den Trümmern und dem Schutt derselben bestehen. Ich will dies natürlich nicht dahin verstanden wissen, daß seit den paläozoischen Zeiten keine Emporhebung mehr stattgefunden, welche das westliche Europa berührt habt. Die aufgerichtete Lage von vielen unserer mesozoischen Schichten beweist deutlich das Gegenteil. Allein unzweifelhaft fanden die hauptsächlichsten Störungen, welche die Faltung, den Bruch und die Krümmung der paläozoischen Schichten des westlichen Europa hervorbrachten, schon vor dem Ende der paläozoischen Periode statt. Die Gebirge von Britannien und Skandinavien gehören zu den ältesten in Europa.

Wenn wir nun nach dem Ursprung der Gebirge von Zentraleuropa forschen, so haben wir wenig Mühe, die hauptsächlichsten Faktoren in ihrer Bildung zu entdecken. Eine Untersuchung in den Pyrenäen, Alpen und anderen Bergketten von derselben Richtung zeigt uns, daß sie aus gebogenen und zusammengerollten Gesteinen bestehen. Sie sind, mit einem Worte, Emporhebungsberge, welche durch tangentiale Stöße emporgerückt worden sind. Darüber brauchen wir nicht den geringsten Zweifel zu hegen. Nähern wir uns z. B. den Alpen von den niederen Gegenden Frankreichs her, so bemerken wir, wenn wir nach dem Jura hin kommen, daß die Schichten wellenförmig zu werden beginnen, daß die Undulationen immer deutlicher werden und in scharfe Falten und Furchungen übergehen, bis in den Alpen selbst die Schichten verdreht, gewunden, gekrümmt, zerworfen und in der wildesten Verwirrung auf sich selbst zurückgeworfen sind. Nun können wir, in allgemeinen Ausdrücken redend, sagen, daß alle uns ähnliche Thatsachen in Verbindung mit jedem echten Gebirgszuge in Zentraleuropa entgegentreten. Auch sei ferner noch erwähnt, daß alle diese Gebirgszüge dieselbe Richtung und Neigung haben, welche wir als annähernd von Ost nach West streichend oder beinahe rechtwinkelig auf die Richtung der paläozoischen Höhenzüge des westlichen und nordwestlichen Europa annehmen dürfen. Auf den ersten oberflächlichen Blick kann man sagen, unser kontinentaler Höhenzug sei von Westen nach Osten durchschnitten von zwei breiten Depressionen oder Trögen, welche durch den eben erwähnten zwischenliegenden Gürtel von höheren Gründen getrennt seien.

Der erste dieser Tröge entspricht der großen zentralen Ebene, welche durch das südliche England, das nordöstliche Frankreich, die Niederlande und Dänemark hinzieht, von wo sie sich ostwärts durch Deutschland fortsetzt und in das weite russische Tiefland ausbreitet. Der südliche Trog oder Depression umfaßt die maritimen Striche des Mittelländischen Meeres und die Regionen, welche dieses Meer nun bedeckt. Dies also sind die beherrschenden Züge unseres Kontinents, welchen gegenüber alle anderen von untergeordneter Bedeutung sind. Nun kann es nicht bezweifelt werden, daß die beiden großen Tröge Senkungsgürtel in dem kontinentalen Höhenrücken selbst sind. Und ihr Vorhandensein erklärt den Ursprung der Gebirgsketten, welche sie trennen. Wir wissen, daß der nördliche Trog von außerordentlichem Alter ist, jedenfalls älter als die silurische Periode. Selbst zu jener fernen Zeit wurden seine südlichen Grenzen hervorgehoben durch Höhenzüge von archaischen Gesteinen, welche in den Landstrichen, die heutzutage Mitteldeutschland und wahrscheinlich auch die Schweiz und das zentrale Frankreich heißen, Inseln gebildet zu haben scheinen. Das Auftreten dieser archaischen Gesteine rührte ohne Zweifel von einem Aufbäumen oder Aufschwellen der Erdrinde her, welche durch jene parallelen Senkungsbewegungen herbeigeführt worden, welche den nördlichen und den südlichen Trog hervorbrachten. Der nördliche Trog war wahrscheinlich immer die seichtere Depression von den beiden, denn wir haben ein Zeugnis und einen Beweis dafür, daß wieder und wieder in mesozoischen und späteren Zeiten die Meere, welche damals die heutigen zentralen Ebenen Europa's überfluteten, von minder beträchtlicher Tiefe waren als diejenigen, welche den Trog des Mittelländischen Meeres einnahmen. Im Verlaufe der Zeit wurde daher der nördliche Trog möglicherweise verschlämmt und versandet; allein selbst jetzt noch ist das Niveau jenes Troges so niedrig, daß es nur einer unbedeutenden Depression bedürfte, um das Meer zu veranlassen, wieder die ausgedehntesten Regionen in Mitteleuropa zu überschwemmen.

Die letzte große Emporhebung der Alpen vollzog sich, wie wir gesehen haben, in kainozoischen Zeiten — eine Erhebung, welche kaum irgend einer anderen Ursache beigemessen werden kann, als der mehr oder minder plötzlichen Depression der Erdrinde unter dem Mittelmeer-Becken. Der Flächenraum dieses Meeres ist nun weit weniger bedeutend als er in der Tertiärzeit war — eine Veränderung, welche teilweise von Verschlammung, aber vielleicht hauptsächlich von dem Hinabsinken seines Bettes zu beträchtlicheren Tiefen herrührt.

Hieraus dürfen wir den Schluß ziehen, daß schon von einer sehr frühen Periode an — einer Periode, welche noch vor die Bildung unserer ältesten fossilienführenden Schichten fällt — der physische Aufbau unseres Kontinents längst geplant war. Die vorherrschenden Züge des urzeitlichen kontinentalen Höhenrückens sind diejenigen, welche durch die ganze geologische Zeit hindurch bestanden haben. Sie sind die Linien, denen entlang die schönen Länder worin wir wohnen, aufgebaut worden sind. Obwohl gestürzt, gebrochen, verworfen und zerschmettert durch Myriaden von Erdbewegungen, zerrissen, gefurcht, vernarbt, verwittert und entartet durch die Fröste, die Regen, die Flüsse und Meere zahlloser Zeitalter, zeugen die Gesteine unseres

Kontinents noch heute von einem einheitlichen Plane. Wo die Unwissenden nur Verwirrung und Zwietracht sehen, da gewahrt der denkende Gelehrte überall nur den Beweis für eine wohlgeordnete Evolution und Entwicklung. Dies ist der Schluß, zu welchem wir durch alle geologische Forschung geführt werden.

Eine Fahrt den Niger hinauf nach dem zentralen Sudan.

In Briefen an einen Freund.

Von Josef Thompson.

(Schluß.)

Jega, bei Gandu, 13. Mai.

Soeben wird mir eine äußerst unerwartete Gelegenheit, einen Brief abzuschicken, in Gestalt einer kleinen Haussa-Karawane, welche auf der Reise nach Nupé hier durchkommt. Ich habe nun tausenderlei Dinge zu schreiben, allein keine Zeit, dieselben in Angriff zu nehmen, und deshalb muß ich kurz sein und Ihnen einfach sagen, wie wir hieher gekommen sind.

Am 25. April verließen wir Kontokora und setzten unsere Reise in einer westnordwestlichen Richtung durch das Land Yauri fort, bis wir abermals den Niger etwa 20 Mln. oberhalb der berüchtigten Stromschnellen von Bussa, wo Mungo Park das Leben verlor, erreichten. Hier waren wir in Gefahr, uns mit dem König von Yauri zu überwerfen, welcher wähnte, uns durch Einschüchterung zur Bezahlung einer großen Summe zwingen zu können. Es gelang ihm aber nur, selbst einen Schrecken zu bekommen, und er mußte ganz niedrig kriechen vor der beleidigten Majestät eines „Boten des englischen Volkes an seinen Lehensherrn den Sultan von Gandu."

Bei Ikung ist das Stromthal schmal, aber nordwärts erweitert es sich allmählich, und besonders die Hügel auf der Ostseite treten vom Fahrwasser des Flusses zurück und lassen eine weite Ausbreitung der beinahe flachen Ebene zu. Diese wird, wie die Gegend um Egga, teilweise überschwemmt, wenn der Fluß aus seinen Ufern tritt, und zwingt an vielen Stellen die Anwohner, ihre Hütten auf kurze Pfähle oder Steinblöcke zu erbauen. Diese Sachlage wird ohne Zweifel die außerordentliche Natur der bei den Leuten dieser Gegend üblichen Bettstellen erklären. Diese sind nämlich gewaltige, aus Lehm aufgebaute Vorrichtungen, welche mehr als die Hälfte der Hütte einnehmen, und unten hohl, wo man dann ein Feuer anzündet, um den Bau zu trocknen und die glücklichen Schläfer oben warm zu erhalten.

In diesen Ebenen begegneten wir zuerst den Fillani-Viehzüchtern, dem reinen heidnischen Volksstamme, aus welchem die muslimische Abteilung hervorging, die das ganze Land von Timbuktu bis zum Tschad-See überflutete und gleichzeitig sich zu den Herrschern und den Islamismus zur herrschenden Religion des ganzen ungeheuren Gebietes machten. Unter dem reinen Stamme, wie wir ihn hier getroffen haben, gibt es viele Weiber, die im Kontrast zu den umgebenden Völkerschaften schön genannt werden dürften, mit Augen von flüssiger Tiefe und Sanftmut, wie man sie nur mit den orientalischen Rassen in Ideenverbindung bringen kann, und mit merkwürdig schönen weißen Zähnen, während ihre schlanken, geschmeidigen Gestalten passende Modelle für den Künstler wären. Ich versuchte vergebens, eine der schönsten von ihnen zu bewegen, daß sie sich von mir photographieren lasse, allein sie fürchtete sich augenscheinlich, und alle Versicherungen, daß ich weder auf ihr Herz, noch auf ihre Hand Absichten habe, halfen nichts und ich mußte mich mit einem Bilde begnügen, wie ich es in meiner Erinnerung fixieren konnte.

Wir folgten den Ufern des Niger bis zur Mündung des Gulbi-n-Gindi, eines seiner Nebenflüsse, welchen wir bis herauf nach Jega verfolgt haben. Wenn ich in meinem letzten Brief nicht so stark an Ihr Mitgefühl appelliert hätte, so könnte ich nun eine sehr ergreifende Schilderung meiner Leiden, nachdem ich Kontokora verlassen, unter einer der verhängnisvollsten und furchtbarsten von allen tropischen Krankheiten entwerfen. Ich glaubte, meine letzte Stunde habe endlich geschlagen, allein glücklicherweise gelang es mir noch, dem Umsichgreifen der Krankheit Einhalt zu thun, ehe sie eine sehr akute Form angenommen hatte, und ich hege noch einige Hoffnung, meine Gebeine nach England zurückzubringen. Ich bin überzeugt, Sie würden noch lieber von einem Kampf auf Leben und Tod hören, welchen ich mit einem meiner Leute zu bestehen hatte, der mich zu ermorden versuchte. Dies würde ihm bei meinem geschwächten Zustande vielleicht gelungen sein, wenn mir nicht Seago rechtzeitig zu Hülfe gekommen wäre, da alle meine anderen Leute vollkommen neutrale Zuschauer blieben. Nachdem wir den wütenden Burschen dingfest gemacht hatten, tobte er wie ein Rasender und verschwur sich mit vollkommen wutschäumendem Munde unter den wildesten Verwünschungen, uns beide umzubringen und wenn er auch in dem Versuche sterben sollte.

Ohne Zweifel sind Sie auch begierig, den Ausgang unseres Kampfes um die Herrschaft in der Karawane zu erfahren. Jenun, ich kann mit Genugthuung melden, daß wir vollkommen siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen sind. Der letzte große Kampf fand erst vor einigen Tagen statt und entstand aus einem von mir gegebenen Befehl, den meine Leute einstimmig zu befolgen sich weigerten. „Ihr werdet entweder thun was ich verlange, oder keine Lebensmittel erhalten", war mein Ultimatum. Den Marsch fortzusetzen war natürlich unmöglich; so setzten wir uns denn nieder, entschlossen, den Streit ein für allemal auszufechten. Sie lärmten und tobten und bedrohten uns auf jede mögliche Weise, aber wir lachten sie aus, als sie so finster und grollend umhersaßen, und wir vergnügten uns damit, mit unseren Revolvern zu spielen.

Sie stellten sich an, als wollten sie uns in Massen verlassen, allein wir erklärten ihnen scherzend, sie könnten ganz nach ihrem Belieben handeln. Am zweiten Tage wurden sie wütend, als sie das Kneifen in ihren Mägen verspürten; aber wir wußten, daß die Krisis gekommen war, und beschlossen auszuhalten, was auch immer die Folge sein möge. Am dritten Tage sahen wir mit einigem Bangen dem Ausgange des Kampfes entgegen, denn wir kannten sehr wohl die verzweifelten Charaktere, mit denen wir zu thun hatten. Gegen Mittag bemerkten wir jedoch mit Vergnügen Zeichen von Nachgiebigkeit; einige Kruboys kamen und meldeten ihre Unterwerfung; dann folgten die Braß-Leute, und noch vor Abend war die ganze Meuterei in sich zusammengefallen, und wir atmeten wieder frei und stolz auf. Seither sind unsere Leute so gehorsam und demütig gewesen wie Lämmer und wir ziehen lustig vorwärts. Allein hier werde ich unterbrochen: die Haussas warten auf meinen Brief und ich habe nur noch Zeit, Ihnen Lebewohl zu sagen.

Wurnu, 26. Mai 1885.

Ich nehme meine Erzählung unter weit angenehmeren Umständen auf als alle anderen waren, welche bis jetzt unsere ermüdende Reise an den Hof des Sultans Urumu von Sokoto charakterisiert haben, wieder auf. In einem luftigen, kühlen Hause mit flachem Dach, das mit allem im zentralen Sudan nur irgend zu findenden Luxus versehen ist, ohne weitere Mühe mit meiner Karawane, ohne Sorge um Nahrungsmittel oder Kauris, fühlte ich ein wahres Vergnügen, mich in der frischen Morgenkühle hinzusetzen und an Sie zu schreiben, obschon ich bekennen muß, daß ich mich sehne, draußen hin- und herzuschlendern und die mich umgebende kaleidoskopische Szene zu beobachten, die für mich eine nicht-enden-wollende Quelle der Verwunderung ist, obwohl ich noch an ganz andere Schauspiele des Negerlebens gewöhnt bin. Hier befinden wir uns unter keinem barbarischen, im Heidentume versunkenen Volke mit all seinen erniedrigenden Gebräuchen und Ideen, sondern unter einer Rasse, in welcher die Begeisterung für die mohamedanische Religion so feurig glüht, als sie es jemals unter verwandten Stämmen in den Wüsten von Arabien that, und die es als eine vom Himmel empfangene Sendung betrachtet, den Glauben, daß es nur einen einzigen Gott gebe, nötigenfalls mit Feuer und Schwert auszubreiten.

In meinem letzten Briefe verließ ich Sie in der Stadt Jega. Dieser am Gulbi-n-Gindi gelegene, gewerbliche Mittelpunkt ist vermöge seiner Lage an der großen Handelsstraße, welche die zwischen dem westlichen Sudan und der Tschad-Region liegenden größeren Städte und Länder mit einander verbindet, ein sehr bedeutender Platz. Hier laufen auch die hauptsächlichsten Handelsstraßen aus den Ländern des Südens, besonders Nupé und Yoruba, zusammen.

Wir blieben nur einen einzigen Tag an diesem interessanten Orte, denn wir mußten unsere Bewegungen beeilen, aus Furcht davor, uns gezwungenerweise nach dem Hauptquartiere des Königs von Gandu begeben zu müssen, da dieser es sich zur Regel gemacht, daß alle nach Sokoto Reisenden durch seine Hände gehen müssen, um von ihnen soviel Schutzgeld wie möglich zu erpressen.

Es war natürlich auch ein Teil unserer Mission, den Sultan von Gandu zu besuchen; da er aber im Ansehen unter seinen Verwandten in Sokoto stand, waren wir aus Gründen der Politik darauf erpicht, die Gelegenheit, zu ihm zuerst zu gehen, zu vermeiden. Zu unserem Verdruß traf aber noch vor unserem Aufbruch ein Bote ein, welcher uns an die Landesvorschrift erinnerte. Es blieb uns daher nichts anderes übrig, als eine kühne Miene vorzunehmen und den möglichen Folgen zu trotzen. Wir entschuldigten uns bestmöglich und erklärten, wir handelten nur nach Befehl und werden auf dem Rückweg jedenfalls dem Sultan einen Besuch abstatten. Hiemit mußte sich der Bote begnügen, und am anderen Tage schnürten wir unsere Bündel und eilten westwärts weiter nach Sokoto, erwarteten aber stündlich, uns von einem Geschwader berittener Fillani verfolgt und zur Rückkehr gezwungen zu sehen. Unsere Befürchtungen verwirklichten sich jedoch nicht, und allmählich, als der Tag höher stieg und wir der Grenze von Sokoto näher rückten, vermochten wir uns etwas zu beruhigen und die verschiedenen Szenen und Ansichten des Weges mit einem gewissen Gleichmut zu betrachten.

Als wir uns in der Landschaft umsahen, erstaunten wir unwillkürlich über die unverkennbare Veränderung in dem Aussehen des Landes gegenüber von demjenigen, was wir seither zu sehen gewöhnt gewesen waren. Hier waren keine Zeugnisse von Bürgerkrieg mit ihrem trostlosen Gefolge, keine dichten, unbewohnten, nur wilden Tieren und Vögeln preisgegebenen Wälder, keine sumpfigen Strecken von tötlichen Miasmen und Ausdünstungen, keine von ausgetretenen Flüssen überschwemmten Landstriche. Im Gegenteil schweifte das Auge über ein wellenförmiges Gelände hin, welches hie und da zu Anhöhen und Hügelzügen anschwoll. Gelegentlich unterbrach ein kleiner, steiler Hügel die außerdem wellenförmigen Umrisse der Oberfläche. Die Trockenzeit hatte beinahe ihr Ende erreicht und das dürre, dunstige, saftlose Land bot einen ausgebrannten und unfruchtbaren Anblick dar, während unter der glühenden Sonne der Glast des roten Bodens und Sandes dem Auge furchtbar schmerzlich war. Glücklicherweise jedoch war das Land nicht ganz von Bäumen entblößt. Baobabs mit ihren grotesken Stämmen und unverhältnismäßig kleinen Aesten ragten überall aus der Landschaft, und da das junge Laub zu knospen begann, so legte sich ein grüner Schimmer über die ganze Szene. Hie und da erschienen Fächer- und Dûm-Palmen in einsamem Zustande oder in zerstreuten Gruppen, aber nirgends war etwas wie Wald und Forst zu sehen.

Der erste Gedanke beim Ueberblick einer solchen Szene ist, daß das Land eigentümlich öde und unfruchtbar sein müsse. Dieser Eindruck mäßigt sich aber bald, wenn man bemerkt, daß die Oberfläche überall ein gefurchtes Aussehen hat, zum Beweis, daß sie alljährlich angebaut wird. Sieht man sich dann genauer um, so bemerkt man, daß das Land dicht bevölkert ist — bei einem einzigen Blick über den Horizont hin kann man dreißig oder mehr Dörfer zählen, von denen nur wenige unter 2000 Einwohner haben und viele eine bedeutend höhere Ziffer erreichen. Der erste Anblick dieser Dörfer oder Städte macht den Eindruck, sie seien von regelrechten Mauern umgebene Wälder oder Anpflanzungen; erst wenn man ihnen näher kommt, sieht man kegelförmige Hüttendächer über die Mauern schauen, im Schatten der Bäume kühl und heimelig anzusehen. Schatten ist nämlich in diesem furchtbar heißen Lande so wertvoll, daß man auch innerhalb der Städte die Bäume aufspart, während außerhalb derselben die Notwendigkeit, jeden Zollbreit Boden anzubauen, zum Umhauen aller Bäume nötigt, welche die Bodenbearbeitung hindern würden. Nur die von mir erwähnten Baobabs werden stehen gelassen, weil ihre Blätter zu den landesüblichen Suppen gebraucht werden und die Bäume so ohne irgend ein wirkliches Opfer an Raum den ermüdeten Feldarbeitern wenigstens einigen Schutz vor der Sonne gewähren.

Die Landschaft verdient jedoch einen vorübergehenden Blick. Die Szenen am Wege erhalten einen in einem fortwährenden Zustande des Vergnügens. Ein endloser Menschenstrom wogt an einem vorüber, jedermann auf Geschäfte oder Handel erpicht. Kameele, Esel, Stiere, Pferde vermengen sich mit Yoruba- oder Haussa-Lastträgern, die unter ungeheuren Ladungen vorüber wanken. Aristokratische adelige Fillani traben zu Pferde vorüber, jeder eine gewaltige aber malerische Masse von Kleidern, gefolgt von ihrem Geleite zu Fuß oder zu Roß, dessen Stellung durch die beziehungsweise Zerlumptheit ihrer Kleider geregelt wird. Diesen folgen anscheinend zuweilen Haremsweiber, welche eingehüllt sind, um ihre Reize oder den Mangel an solchen zu verbergen. Die malerischesten von allen aber sind die Tuareg von Asben, die seltener in der wandelbaren Szene erscheinen. Diese ruhelosen Nomaden bilden einen sehenswerten Anblick, wie sie so auf ihren Kameelen sitzen und jeder ein Bild in Lumpen und Fetzen darstellt. Alles, was sie tragen, ist im schmutzigsten Zustande, allein trotzdem ist der Faltenwurf und die natürliche künstlerische Gruppierung der schmierigen Stoffe wahrhaft denkwürdig. Ihre Gesichter sind hinter dem landesüblichen Litham oder Schleiertuche verborgen und zeigen nur die dunklen, feurigen, rollenden und unruhigen Augen, welche von dem Leben zeugen, das diese Leute in der Wüste führen, wo jede Hand sich gegen die des Nachbars erhebt. Von ihrem hohen Standpunkt auf dem Rücken ihrer Kameele herab schauten sie auf uns Nazarener nieder, als wären sie um ihres Seelenheiles willen äußerst erbötig, solche Ungläubige wie wir vom Erdboden zu vertilgen.

Während wir so weiter ziehen, werden wir beständig wieder in anderer Weise an Szenen im Morgenlande erinnert. Hier z. B. verkauft eine Gruppe Weiber Wasser an die durstigen Reisenden oder auch Milch oder irgend eine solidere Erfrischung. Mit Vergnügen steigen wir von unseren Pferden, um unter einem schattigen Baume einen kurzen Schutz vor der sengenden Sonne zu suchen. Während wir den Schweiß von unseren Gesichtern wischen und uns des Schattens erfreuen, werden wir von Scharen von Bettlern entdeckt, welche an jedem günstigen Angriffspunkte zu finden sind. Der Anblick, welchen sie gewähren, ist ekelerregend; viele, im letzten Stadium des Verhungerns, strecken uns ihre nackten, fleischlosen Arme entgegen und flehen uns, so wahr wir selig zu werden hoffen, an, ihre Not zu mildern; andere verfolgen uns mit ihrem Gebet und wenden uns ihre blöden, blinden Augen zu, welche weit gewaltiger als alle Worte an unser Erbarmen appellieren. Wenn wir uns so von allen Arten von Entstellung umgeben sehen, wird allerdings der Zauber dieser Szene gebrochen und wir sehnen uns wieder nach der staubigen Straße in der glühenden Sonne und sind froh, wenn wir einer solchen Masse von Krankheit und herzzerreißendem Geschrei entwischen können.

Der religiöse Eifer, welcher das Volk erfüllt, ist nirgends deutlicher wahrnehmbar, als diesen staubigen Weg entlang, denn hie und da sind mittelst Steinen kleine Oertlichkeiten abgegrenzt, mit der regelrechten Nische in der Richtung auf Mekka, worin die Gläubigen zu geeigneter Zeit neue geistige Kraft sammeln können, indem sie ihre Gebete hersagen und mit demütig zum Staube niedergebeugten Gesichtern versichern, daß es nur Einen Gott gebe.

Durch derartige Szenen zogen wir weiter, passierten manche größere Städte, bis wir am 21. Mai die Umgebung der berühmten Stadt Sokoto erreichten. Da wir hier einen großartigen Empfang erwarteten, so trafen wir jegliche Vorkehrung, um unser Zeug herauszuputzen und uns in Kleider zu werfen, welche wir für diese Gelegenheit zurückbehalten hatten.

Wir schickten natürlich schon am Tage zuvor einen Boten voraus, um unsere Ankunft anzukündigen, so daß die Leute die nötigen Vorbereitungen zum schicklichen Empfang solch wichtiger Gesandten, wie wir selbst, treffen konnten. Allein zu unserem großen Mißvergnügen ward von unserer Annäherung nicht die mindeste Notiz genommen. Wo wir von entgegenkommenden Scharen berittener Fillani und mit allem Pomp und Aufsehen eines triumphalen Einzugs empfangen zu werden hofften, trafen wir nur Scharen schwarzer Gassenjungen, welche wenig Ehrerbietung für uns bethätigten, während auf allen Seiten der flehentliche Ruf der Bettlerscharen ertönte, welche im kläglichsten Aufzuge die Straßen besäumten. Wir ritten durch ein schmales, mit Sorghumstengeln abgezäuntes Gäßchen

zwischen zerfallenen Gebäuden hin, welche mehr einer jüngst zerstörten Stadt, als dem großen, religiösen und kommerziellen Mittelpunkte des zentralen Sudan anzugehören schienen. Hie und da erschienen aber auch gutgebaute und in gutem Stand erhaltene Häuser, vor denen ihre Herren — eine stattliche Gruppe vornehmer Fillani — unser Vorüberziehen beobachteten.

Endlich erreichten wir ein geräumiges Gebäude und wurden, zum ersten Male seit zwei Monaten, in einem kühlen, luftigen Hause einquartiert. Jetzt erst erfuhren wir, warum man uns keinen feierlichen Empfang bereitet hatte; nämlich weil der uns von einem Feinde des Gouverneurs beigegebene Führer uns an eine untergeordnete Person empfohlen hatte. Am Nachmittag aber sandten die angesehensten Leute der Stadt uns große Mengen gekochter Nahrungsmittel, Schafe und andere Artikel, und wir atmeten getröstet auf bei dem Gedanken, daß unsere Trübsale nun praktisch zu Ende seien.

Der dermalige Anblick von Zerfall, welchen Sokoto darbietet, rührt von der Thatsache des kürzlichen Todes des Sultans Masu her, der seinen Nachfolger, den Sultan Umuru, genötigt hatte, sein Hauptquartier in der benachbarten Stadt Wurnu aufzuschlagen. Die angesehensten Leute folgten natürlich dem Hof und mit diesen zogen wieder große Mengen von Händlern ab. Es wäre schwierig, die Bevölkerung auch nur annähernd zu schätzen, allein sie dürfte meines Erachtens 8000 Köpfe nicht überschreiten, wenn daneben auch noch eine flottierende Bevölkerung von einigen Tausend vorhanden sein mag. Die Stadt bedeckt einen großen Flächenraum, allein die Mauern wie die Häuser liegen in Trümmern und die mit Eisen beschlagenen hölzernen Thüren und Thore waren ausgehoben.

Am Tage nach unserer Ankunft mußten wir einen Boten nach Wurnu schicken und unsere Ankunft melden, und einstweilen vertrieben wir uns die Zeit mit der Besichtigung der Stadt. Unser Eifer für das Photographieren verwickelte uns in ein sehr unangenehmes Abenteuer, das leicht sehr schlimm hätte endigen können. Da wir nämlich hörten, daß der Markt in vollem Gange sei, begaben wir uns dorthin, um die Szene zu photographieren. An Ort und Stelle angekommen, fanden wir die Fläche eines nordwärts von der Stadt abfallenden Berghanges mit mindestens 10,000 Menschen bedeckt, welche alle ganz auf's Geschäft erpicht waren, und wo ein tausendstimmiges Geschrei und Feilschen um alle möglichen Dinge, von einem Kameel oder Sklaven bis herunter zu etwas Salz, die Luft erfüllte. Unser Erscheinen als die ersten weißen Männer, welche man je hier gesehen hatte, erregte natürlich einige Bewegung unter denen, welche zunächst bei uns waren; allein wir hatten keine Mühe, uns bis in das Herz der Volksmenge hineinzudrängen, obwohl sich natürlich alsbald durch die ganze Volksmasse hin das Gerücht verbreitete, daß die Anasara (Nazarener, Christen) sich unter den Gläubigen befinden. Als wir endlich einen günstigen Platz gefunden hatten, machten wir uns daran, unsern beunruhigenden Appprat aufzustellen. Anfangs ließ man uns ganz unbelästigt gewähren, aber bald erhoben sich ominöse Laute und begannen sich Anzeichen von Aufregung zu zeigen. Die Menge konnte nicht mehr zurückgehalten werden, und alsbald ertönte plötzlich ein wilder Schrei; beinahe ehe wir noch wußten, was uns geschah, befanden wir uns mitten in einem vollkommenen Menschenwirbel. Betäubt durch das wilde, leidenschaftliche Geschrei und erschreckt durch zornige, verzerrte Gesichter, wurden wir so hülflos hin- und hergeschleudert, wie Trümmer auf einem wilden Meere. Unsere Camera wurde beinahe zertrümmert und es kostete uns Mühe und Zeit, dieser Katastrophe zuvorzukommen. Der aufgeregte Pöbel schaute uns an, als ob er uns in Stücke zerreißen wollte. Der Staub, die Hitze und das Gedränge erstickten uns beinahe. Allmählich gelang es uns aber, aus dem Menschenknäuel herauszukommen, und mit Hülfe unserer Leute und einiger angesehener Fillani wurden wir frei. Der Schaden, welcher auf dem Markte angerichtet wurde, muß sehr groß gewesen sein, da beim ersten Andrange Buden über den Haufen geworfen und der Inhalt derselben unter die Füße getreten, Töpferwaren in Scherben und Lebensmittel in den Sand getreten wurden. Um die Verwirrung dieses Auftrittes noch zu vermehren, rissen sich Pferde, Kameele, Stiere, Schafe und Ziegen los und verwandelten den Wirrwar in ein vollkommenes Chaos. Die ganze Geschichte entstand aus einer plötzlichen Panik und dem Glauben, wir wollen die Leute behexen. Ich glaube jedoch nicht, daß man uns umgebracht hätte, obschon die Geschichte einige Minuten lang sehr übel aussah. Sobald wir aus dem Gedränge waren und unsere Stimmen und Protestationen gehört werden konnten, so wurden die Leute vernünftig; sie warnten uns nur, nicht wieder etwas ähnliches zu thun, und wir hatten in der That genug an der Marktszene von Sokoto, um uns von allen weiteren Versuchen im Photographieren abhalten zu lassen.

Am folgenden Tage setzten wir unsere Reise fort und lagerten am Abend dicht bei Wurnu. Den nächsten Morgen erschienen wir unerwartet früh vor den Thoren der Stadt und störten und vereitelten den ganzen Plan des Empfanges, welchen man uns hatte bereiten wollen. Demzufolge war unser Einzug so still wie in Sokoto. Ohne Umstände wurden wir zu einem geräumigen Gebäude geführt, worin man uns behaglich unterbrachte, und binnen weniger Stunden wurden wir mit ganzen Stößen gekochter und ungekochter Lebensmittel, mit einer großen Anzahl fetter Schafe und mit allen möglichen landesüblichen Leckerbissen überhäuft, mit welchen natürlich auch Begrüßungen und Komplimente vom Sultan und seinem Wessier eintrafen. Insoweit war unsere Aufnahme eine ganz königliche, welche für den Erfolg unserer Sendung die besten Erwartungen erweckte.

Am Nachmittag unserer Ankunft schickten wir uns

an, dem Wessier unseren ersten offiziellen Besuch zu machen, wie dies die Etikette des Hofes erheischte. Er empfing uns sehr freundlich und äußerte ein großes Vergnügen, uns zu sehen, obwohl er uns einigermaßen in Verlegenheit brachte durch die Frage, ob wir als Gesandte von der Königin von England kämen. Dies mußten wir zwar natürlich verneinen und ihm erklären, daß wir nur als Gesandte von den Engländern kämen, welche am Niger Handel treiben. Nach einigen höflichen Fragen und Antworten verließen wir ihn und eilten nach unserem Quartier zurück, um das Geschenk für den Wessier herzurichten und abzuschicken, ehe er dem Sultan berichtete. Dies war bald geschehen und das Geschenk war von der Art, daß es den ersten ungünstigen Eindruck, welchen die Nachricht, daß wir nicht im Namen der Königin kamen, auf ihn gemacht hatte, wirksam beseitigte. Ich habe noch anzufügen, daß der gegenwärtige Wessier diese Stellung während der Regierung mehrerer Sultane bekleidet hat und nun der Kronanwalt, der allgemeine Berater und der Verwalter aller öffentlichen Urkunden der verschiedenen Sultane ist, unter denen er gedient hat. Nichts geschieht ohne seinen Rat und er ist auf diese Weise mächtiger als der Sultan selbst.

Am folgenden Tage brachen wir auf, um dem Sultan Umuru, Secki-n-Musulmia, selbst unsere Aufwartung zu machen. Wir putzten uns natürlich in unseren besten Kleidern so viel wie möglich heraus, um einen stattlichen Eindruck zu machen. Ich trug ein Phantasiehemd von Seide und Wolle, weiße Drillichbeinkleider, einen Militärhelm mit Puggari (Staubtuch) und Gamaschen von Segeltuch. Seago trug einen Helm, eine engzugeknöpfte weiße Jacke, Pyjamahs und Gamaschen. Unsere Dolmetscher jedoch stellten uns von dem einheimischen Gesichtspunkte in Dingen der Kleidung aus ganz in den Schatten. Wir gebrauchten heimlich Peitsche und Sporn tüchtig, um unsere abgetriebenen und von der Reise heruntergebrachten Rosinanten sich so kühn wie möglich bäumen zu machen, und erreichten, gewaltigen Staub aufwerfend, das Thor des Palastes, wo unser rasches Absteigen uns die Verwunderung und den Beifall der bummelnden Gaffer erwarb, da es ein sehr schwieriges Ding ist, aus den unbequemen, schwerfälligen einheimischen Sätteln herauszukommen, an welche die Eingeborenen gewöhnt sind. Wir überließen die Pferde unseren Leuten und wurden durch eine für jedermann offene Eingangshalle, dann durch einen mit Bettlern und Höflingen in buntem Gemenge angefüllten Hof und Zugang geführt, bis wir endlich an ein massives Gebäude von der herkömmlichen, schmucklosen Art mit flachem Dache gelangten. Hier wurden wir einige Minuten aufgehalten, bis unsere Ankunft gemeldet war, und betraten dann unter dem Vortritt eines Zeremonienmeisters eine geräumige, schattige Halle, welche durch zwei Thüren erleuchtet wurde. Hier sahen wir, gerade dem Eingang gegenüber, an der Rückwand der Halle, eine erhöhte Platform oder Estrade von Erde, auf welcher mit unterschlagenen Beinen eine Gestalt wie ein buddhistischer Götze saß, eingehüllt in einen schwarzen, leicht mit Goldschnur verzierten Burnus. Der Litham bedeckte sein Gesicht, so daß man nur ein paar dunkle, blitzende Augen unterscheiden konnte; sonst hätte man die Gestalt für irgend etwas unbelebtes halten können, denn sie gab kein anderes Lebenszeichen von sich. Wir vermuteten richtig, daß dies Umuru war. Wir gingen auf ihn zu und machten ihm eine einfache Verbeugung, wahrscheinlich begleitet von einem unwillkürlichen „Wie geht es?" oder „Guten Morgen!" während unsere eingeborenen Begleiter sich auf den Boden niederwarfen, mit gebührender Demut ihre Gesichter in den Staub drückten und die Geberde durchmachten, als würfen sie sich Staub über ihre nackten Köpfe.

Mittlerweile setzten wir uns auf unsere Feldstühle, und während Viera von unserer Seite und der Sultan die üblichen endlosen Begrüßungen und Fragen über jede Person und Sache bis herunter zu unseren respektiven Pferden und Eseln austauschten, hatten wir Zeit uns umzusehen. Dort, zur Rechten des Sultans, saß in sich zusammengesunken die verschrumpfte alte Gestalt des Wessiers, der mit lauernden, advokatenartigen Blicken jede unserer Bewegungen beobachtete. Das flache Dach wurde durch mehrere Pfeiler gestützt, um deren Fuß herum die verschiedenen vornehmsten Höflinge und Staatsbeamten saßen oder lehnten. Diese letzteren sahen, wie ich kaum zu bemerken brauche, wie die malerischesten Stützen der Pfeiler aus, obwohl das Interesse mehr in der Gestalt als in der Farbe lag. Die Fillani lieben nämlich die grellen Farben nicht, außer an Zaum und Schmuck ihrer Pferde. Ihre Lieblingsfarbe ist Weiß, dann kommen die verschiedenen Schattierungen von Blau, in welcher Farbe die Eingeborenen dieser ganzen Region ihre Gewebe trefflich zu färben verstehen.

Bis unsere Umschau vorüber war, fand ich, daß der Sultan und Viera ihre Danksagungen gegen Gott vollendet hatten, und daß alles beziehungsweise so geschehen war, wie es das Herkommen vorschrieb. Da sie nun beide in dem interessanten Wetteifer von Freundlichkeit außer Atem gekommen waren, so ergriff ich die Gelegenheit, eine (natürlich sehr beredte) Rede zu halten, worin ich erklärte, ich sei speziell den weiten Weg von England aus hergeschickt worden, um die Grüße und Komplimente gewisser Engländer zu überbringen und ihm für das Wohlwollen zu danken, welches er für ihre Händler auf dem Flusse kundgegeben habe, und ihm ein kleines Zeichen ihrer Befriedigung zu überbringen. Ich berichtete dem Sultan, die Engländer wünschten auch einen Vertrag mit ihm abzuschließen zum Vorteile beider Parteien, so daß alle genau wissen mögen, in welcher Beziehung sie zueinander stehen, und daß sie Streitigkeiten vermeiden könnten. Durch diese Mittel würde der Handel ungemein gefördert und ausgedehnt werden, was (wie ich besonders hervorhob)

ebenso sehr zu seinem Vorteil, wie zu demjenigen der Engländer gereichen würde. Ich schloß mit der beispielsweisen Beweisführung, wie rasch einige Könige am Strome, z. B. Maliké von Nupé, sich durch Verbindung mit unseren Händlern zu Macht und Reichtum aufgeschwungen haben.

Während meiner Anrede oder vielmehr während der Uebersetzung derselben drückte der Sultan fortwährend seine Befriedigung durch ein merkwürdiges Schnalzen aus, indem er die Zunge vom Gaumen zurückzog. Als ihm alles übersetzt worden war, erklärte er sich entzückt über die Gelegenheit, auf diese Weise mit Engländern in Verbindung zu kommen und besonders befriedigt von dem Gedanken, daß ich den ganzen weiten Weg von England her gemacht habe, um ihn in dem Namen meiner Landsleute zu begrüßen.

Da ich es nicht für geraten hielt, ihm die Natur des gewünschten Vertrages zu enthüllen, ehe sein Herz durch ein Geschenk erweicht worden war, so zog ich mich nun zurück mit dem Bemerken, ich werde ihm bei einer anderen Gelegenheit mein Herz erschließen.

Es war meine Absicht gewesen, die Geschenke erst am nächsten Tage zu überreichen; allein offenbar war die königliche Neugier durch die Nachricht von dem was der Wessier erhalten hatte, angeregt worden, und so erhielten wir einen Wink, daß der Sultan noch an diesem Abend uns zu empfangen und unsere Geschenke in Empfang zu nehmen geruhen wolle. Wir stellten daher die nötigen Artikel zusammen und machten uns in Begleitung des Wessiers wieder auf den Weg. Wir wurden noch tiefer in das Allerheiligste eingeführt und von dem Sultan in einem Gemach empfangen, das allem Anschein nach seine Schatzkammer war, wie ich aus der Festigkeit und Stärke des Gemaches und aus dem Auszählen der Kauries schloß. Wir wurden diesmal mit weniger Zeremonien empfangen, da niemand anwesend war als der Wessier. Der Sultan schüttelte uns herzlich die Hand und versetzte uns sogleich in behagliche Stimmung. Da der Raum, worin wir uns befanden, zu klein war, um alle Artikel vorteilhaft zu zeigen, so wurde im Hofe eine große Matte ausgebreitet, um die Gegenstände darauf zu legen. Während dies geschah, versuchte der Sultan ein gleichgültiges Aussehen anzunehmen, wie es sich einem großen und „an derartige Dinge gewohnten Herrscher“ gezieme; allein hie und da, wenn sein Blick auf den einen oder anderen prächtigen Gegenstand fiel, wurde er doch aufgeregt und verriet, daß ihm seine königliche Würde abhanden kam. Endlich erlag er doch dem Zauber dieser verschiedenen Gegenstände und beschloß herauszukommen. Hier lag nun, im Hofe ausgestellt, eine Sammlung, wie sie niemals zuvor die Augen irgend eines Sultans des Sudan begrüßt hatte. Da waren prachtvolle Stoffe von Seide, Atlas und Sammet, herrliche Stickereien, Teppiche, silberne Gefäße, Revolver, alles von der feinsten Arbeit und dem kostbarsten Charakter. Wären die Fillani ein zum Tanz aufgelegtes Volk, so hätte uns der Sultan sicher einen Solotanz zum Besten gegeben. Unter gegebenen Umständen mußte er allerdings sein Vergnügen minder demonstrativ ausdrücken. Es machte uns besondere Freude, ihm einen prächtigen seidenen Sonnenschirm von großen Dimensionen und mit Goldfransen beladen vorzuführen. Derselbe war von einer französischen Handelsgesellschaft für einen König am Niger bestimmt gewesen und bestand natürlich aus Blau, Weiß und Rot, mit einer prächtigen Schleife in den gleichen Farben am Handgriff, alles ohne Zweifel dazu bestimmt, in der eindringlichsten Weise auszudrücken, nicht allein wie angenehm für das Auge, sondern auch wie erfrischend für den Körper es ist, im Schatten eines dreifarbigen Sonnenschirms zu ruhen. Die Ironie des Schicksals hatte es aber gefügt, daß hier abermals das „treulose Albion“ da erntete, wo das „hochherzige Frankreich“ hatte säen wollen; und lange ehe noch dieser Brief Ihnen zukommt, wird Umuru auf irgend einer heißen Reise dankbar die Briten für diesen Schirm segnen, ohne zu ahnen, daß er diese Behaglichkeit dem Scharfsinn und den klugen Bemühungen ihrer bedeutendsten Nebenbuhler verdankt. Es zeigte zugleich einen großen Vorzug vor de Brazza's Plan, französische Flaggen als Lendentücher am Kongo auszuteilen, daß man auf diese Weise dreifarbige Sonnenschirme an den Niger schickte.

Wir hatten allen Grund, uns von der Wirkung unserer Schaustellung befriedigt zu fühlen. Der Sultan war offenbar von Erstaunen überwältigt über die unerwartete Pracht des Geschenkes. Wir benützten natürlich die Gelegenheit und deuteten ihm an, daß dies alles nur Muster von den Tausenden von Artikeln seien, welche die Engländer verfertigen und die man durch den Verkehr mit ihnen bekommen könne.

1. Juni.

Beglückwünschen Sie mich, denn meine Arbeit ist gethan und mit einem Erfolg, welcher meine kühnsten Erwartungen übertrifft. Am Tage nach unserem Empfang machten wir dem Sultan wieder unsere Aufwartung. Ich machte ihm nachdrücklich die Wichtigkeit bemerkbar, den Verkehr europäischer Händler in seinem Lande zu ermutigen, und schilderte ihm in glühenden Ausdrücken den Reichtum und Einfluß, welchen die Entwicklung des Handels ihm verschaffen würde. Ich hob hervor, daß dieser wünschenswerte Zustand der Dinge nur durch den Abschluß gewisser kleiner Anordnungen zustande gebracht werden könne, daß man auf der einen Seite Zugeständnisse und Einräumungen machen müsse, wenn man sich auf der anderen Wohlstand und Zunahme an Einfluß und Macht sichern wolle. Die Thatsachen, welche ich ihm vorlegte, ohne ihm zu sagen, was ich wirklich wolle, hatten einen gewaltigen Einfluß auf den Sultan und eröffneten ihm Ansichten, welche ihm anscheinend ganz neu waren. Er stimmte begierig allem zu, was ich sagte und bethätigte seine Wertschätzung desselben durch fortwährendes Glucksen.

Die Audienz endete damit, daß wir die Weisung erhielten, einen Entwurf des gewünschten Vertrages aufzusetzen. Den Rest des Tages verbrachten wir mit dem Entwerfen der Urkunde erst in englischer Sprache und dann mit der Uebersetzung derselben in die Haussa-Sprache. Mittlerweile sorgten wir dafür, daß uns von Seiten der einflußreichen Notabeln keine Schwierigkeiten gemacht wurden, indem wir den wesentlichsten Mitgliedern des königlichen Rats hübsche Geschenke zukommen ließen.

Am sechsten Tage unseres Aufenthalts begaben wir uns wieder zu Hofe und lasen mit zagendem Herzen den Entwurf in der Haussa-Sprache vor. Zu unserem Vergnügen ließen sich aber nur gluckende Laute der Zustimmung vernehmen, und am Ende hörten wir mit ungemischter Genugthuung, daß der Sultan ganz bereit war, gegen eine jährliche Beisteuer alle die Einräumungen zu machen, welche wir verlangten. Es blieb jetzt nur noch übrig, die Urkunde auch in arabischer Sprache aufzusetzen. Gestern wurde das Reichssiegel von Sokoto unter das englische und das arabische Exemplar gesetzt und diese von den kontrahierenden Parteien unterzeichnet, und nun ist schließlich ein ungeheurer Landstrich dem Handel von Großbritannien gesichert und den Umtrieben der deutschen (sic!) Reisenden und Händler entzogen.

In der Schilderung des Verfahrens, wie dieses wünschenswerte Ergebnis zustande gebracht wurde, habe ich mir keine Zeit gelassen, die tausenderlei anziehenden Anblicke und Auftritte genauer zu berühren, welche dem entzückten Blicke des Reisenden in diesen Gegenden begegnen. Die Negerreiche des Sudans sind so einzig in ihrer Art und so merkwürdig in ihren verschiedenen Eigentümlichkeiten, daß man in einem beständigen Zustande des Erstaunens erhalten wird nicht allein von dem was einheimisch, sondern auch von dem was ausländisch und aus Nordafrika eingeführt worden ist. Die Fillani einerseits als Krieger, Hirten, Herrscher und Verbreiter des Mohamedanismus, und die Haussa andererseits als Gewerbetreibende, Händler und Ackerbauer, sind in gleichem Maße Gegenstände, welche den Gelehrten für seine Forschungen reich belohnen. Morgen brechen wir übrigens nach Gandu auf, um daselbst einen Handelsvertrag zu unterhandeln, und da wir von dort aus den Heimweg antreten, wird meine nächste Mitteilung an Sie hoffentlich eine mündliche sein und nicht mehr das Medium eines Briefes bedürfen.

(G. W.)

Litteratur.

* Eine Frühlingsfahrt nach den Canarischen Inseln, von H. Christ. Mit 26 Ansichten nach Skizzen des Verfassers. Basel, Genf und Lyon, H. Georg's Verlag, 1886. — In diesem Buche liegt uns eines der anziehendsten Reisewerke vor, welche uns seit Jahren begegnet sind, ebenso reich an stofflichem Interesse, wie anziehend durch die lebendige, gemütvolle, poetische Darstellung des Erschauten, wie belehrend durch die naturhistorisch exakten Schilderungen und genauen Beobachtungen. Der Verfasser, Professor der Botanik an der Baseler Universität, verzeichnet hier die sämtlichen Eindrücke einer mehrmonatlichen Reise über Marseille, Malaga, Gibraltar, Tanger, Mazagran 2c. nach den Canarischen Inseln, deren bedeutendste er besucht und genau untersucht hat, und die uns auch in seinen Schilderungen als die „Glückseligen Inseln“ der alten Sage, als Heimat ewigen Frühlings und unaussprechlicher Anmut und Friedens entgegentreten. Mit ungemeiner Lebendigkeit und Anschaulichkeit schildert er uns den merkwürdigen Aufbau dieser von ewiger Brandung des Ozeans umtosten vulkanischen Inseln, die vielleicht nur die höchsten Gipfel des versunkenen Landes Atlantis sind, ihre großartige Szenerie, ihren fruchtbaren Boden, ihre interessante Pflanzenwelt, ihre Kultur, ihre sanften Bewohner, die sich mit leichter Mühe ihren Lebensunterhalt erwerben können, aber unter der verlotterten spanischen Regierung hinter der heutigen Kultur weit zurückgeblieben sind und eine Art patriarchalischen Lebens führen, welches noch nicht von den Leidenschaften unserer Zeit, von dem Fluche der Habgier, Erwerbsucht und des Neides erfüllt ist, aber auch in vielen Stücken jenes Sporns entbehrt, durch welchen der sogenannte Kampf ums Dasein den Menschen zum Fortschritt zwingt. Im ergänzenden Anschluß an A. v. Humboldt, Leopold v. Buch u. a. m. beschreibt er uns diese schöne Inselgruppe, aber ohne die Hypothesen und Ueberschwänglichkeiten eines Löher und anderer Flüchtigreisender, in der einfachsten, gemütvollsten und poetischesten Weise und mit einer Liebe und Befriedigung, welche sich auf den Leser überträgt und sein Buch zu einem mustergiltigen macht, woran sich andere deutsche Gelehrte ein Beispiel nehmen könnten. Dem Freunde von Natur-, Länder- und Völkerkunde kann in der That keine lehrreichere und anziehendere Lektüre aus unserer Zeit empfohlen werden, als diese Frühlingsreise, die überall das Gepräge der innigsten Wahrheitsliebe und gewissenhaftesten Beobachtung trägt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 36. Stuttgart, 6. September. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Das Kolonenwesen im österreichischen Friaul.

Von F. v. Thümen.

Während aus sozialen, aus allgemein national-ökonomischen, wie nicht minder aus rein landwirtschaftlichen Gründen neuerer Zeit in nahezu allen europäischen Kulturstaaten die Bestrebungen der Regierungen sowohl wie auch der Bevölkerung unausgesetzt darauf gerichtet sind, durch eine Zusammenlegung und Arrondierung der Grundstücke eine von jeglichem Zwange und jeder Bevormundung befreite Bewirtschaftung auch dem kleinsten Landwirte möglich zu machen, stoßen wir im „österreichischen Friaul" auf allgemein giltige Einrichtungen, welche das strikte Gegenteil dieser neuzeitlichen Strömung zum Ausdruck bringen. In diesem ganzen Gebiete nämlich — von den Süd- und Westabhängen der Krainischen Alpen, bezw. des Karstes, bis an die Grenzen Italiens — sind noch Institutionen und Satzungen in Kraft, welche in ihrem Entstehen um viele, viele Jahrhunderte zurückdatieren, ja welche wohl in ihrem ersten Ursprunge auf die wirtschaftlichen Verhältnisse des altrömischen Weltreiches sich zurückführen lassen dürften. Mit einem Worte, das System der bäuerlichen „Kolonen" steht hier noch in vollster Geltung und beeinflußt auf das wesentlichste die wirtschaftliche Gestaltung des ganzen Gebietes.

Es ist uns selbstverständlich wohlbekannt, daß dieses Kolonensystem durchaus nicht etwa auf das „österreichische Friaul" beschränkt ist, sondern — mit diesen oder jenen Modifikationen, die aber, im ganzen betrachtet, doch immer mehr nebensächlicher Natur sind — auch in Istrien, einem großen Teile Dalmatiens, in Wälschtirol, nahezu in ganz Italien und ebenso in weiten Bezirken des mittäglichen Frankreich heute noch existiert; gute Gründe aber veranlassen uns diesmal von einer Besprechung der landwirtschaftlichen Besitz- und Betriebsverhältnisse auch in den genannten ausgedehnten Gebiete ganz zu abstrahieren und dafür viel lieber jene in dem genannten Distrikte des österreichischen Kaiserstaates einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen. Jedenfalls erhalten wir dadurch ein viel klareres Bild der betreffenden höchst eigentümlichen Einrichtungen, als wenn wir unsere Besprechung auf ein gar so weit gestrecktes Gebiet ausdehnen würden, wobei natürlich auf eine Menge von Ausnahmen und Abweichungen von der Regel Rücksicht genommen werden müßte.

Das Kolonatswesen an und für sich ist eine uralte Einrichtung, welche außer in Italien und Frankreich auch in allen ursprünglich von Germanen bewohnten Teilen Deutschlands ehedem fast allgemein zu Recht bestand. Unzählig aber waren die Abstufungen und Modifikationen in den einzelnen Gauen und ebenso unzählig die dafür existierenden Bezeichnungen. So gab es sogen. „Leibrechtsgüter" in Oesterreich und Bayern, „Erbmeiergüter" in Westfalen und Niedersachsen, „erbliche Laten- und Hofgüter" ebendaselbst wie am Unterlaufe des Rheins, „Schillingsgüter" im Hannoverschen, „einfache Erbpachten" in Mitteldeutschland und einigen Teilen Oesterreichs, „Festegüter" in Schleswig-Holstein, „Schupflehen" oder „Fallgüter" in Schwaben, „Landsiedellehen" in Hessen, „Tod-

bestände" in Baden, „Herrengunst" in Bayern, und was dergleichen mehr ist. Gemeinschaftlich war allen, daß dem Grundherrn das Obereigentums-, dem Beliehenen nur das Nutzungsrecht zustand, daß letzterer alle auf dem Grundstück lastenden Abgaben zu tragen hatte, zu einer gewissenhaften, schonenden Bewirtschaftung — bei sonstiger Strafe der „Abmeierung" — verhalten war und daß für seine Schulden das Gut niemals in Anspruch genommen werden durfte. Hierzu gesellten sich selbstredend noch eine Menge je nach örtlichen und partikularen Gesetzen oder Gewohnheiten sich richtender anderweiter Bestimmungen.

Alle diese Institutionen, weß Namens sie auch immer sein mochten, brachten doch stets den Grundsatz zum Ausdruck, daß aller Grund und Boden nur ausschließlich dem „Herren" gehöre, daß diesem wohl eine Menge von Rechten, eigentlich aber keinerlei Pflichten zukämen und ebensowenig Mühe und Arbeit, und daß dafür diese letzteren, wie alle Pflichten und Lasten, dem bewirtschaftenden „kleinen Mann" (der aber kein eigentlicher Leibeigener war) aufgebürdet blieben. Daß unter solchen Umständen ein echter und rechter Bauernstand sich nicht zu entwickeln vermochte, liegt auf der Hand, und da man in den maßgebenden Kreisen nach und nach — hier früher, dort später — doch zu der Einsicht gelangte, daß die Schaffung eines solchen freien Bauernstandes für den Staat vom allergrößten Nutzen sei, war man allerorts bestrebt, die alten Einrichtungen abzuschaffen und durch neue, liberalere zu ersetzen. Unseres Amtes kann es nun nicht sein, hier ein Bild der solchergestalt vor sich gegangenen Umwälzungen der Besitz- wie der Wirtschaftsverhältnisse zu geben — genug, heutzutage stehen, einzelne wenige Ausnahmen abgerechnet, die Bauerngüter im freien und vollen Eigentum des Besitzers. Nur, wie gesagt, in Italien und einigen, aber räumlich beschränkten Teilen Südösterreichs und Südfrankreichs ist dies der Fall nicht; hier sind die alten Einrichtungen erhalten geblieben und noch immer herrscht das Kolonensystem. Daß dies nicht zum Segen der Bewohner — wenigstens der ländlichen Bevölkerung — gereicht, daß die Landwirtschaft in diesen Ländern auf einer weit niedrigeren Stufe steht, als dort, wo der Besitzer seinen Grund bewirtschaften kann, wie er es für angemessen findet, das wird kaum einer weiteren Beweisführung bedürfen. Wäre aber dennoch eine solche erforderlich, dann würde schon ein einfacher Hinweis auf die landwirtschaftliche Misère in Italien mehr als genügen, eine Misère, welche ja in letzterer Zeit so vielfach und so eingehend erörtert worden ist und welche die Regierung sogar veranlaßte, durch Jahre hindurch und mit einem Aufwande von Millionen eine Enquête über die Ursachen und die eventuellen Mittel zur Behebung des Mißstandes vorzunehmen. Unter wenige Besitzer sich verteilende Latifundien und eine bettelarme besitzlose ländliche Bewohnerschaft von Millionen sind eben kein geeignetes Material, um damit ein landwirtschaftlich deroutiertes Land wieder emporzubringen. Eine blühende Landwirtschaft, folgerichtig also auch — da die Bodenkultur ja die Quelle fast alles Reichtums ist — ein allgemeiner Wohlstand der Bevölkerung kann nur dort existieren, wo zahlreiche kleinere, intensiv bewirtschaftete „Herrengüter", wo ein freier, selbständiger Bauernstand vorhanden sind.

Doch kommen wir nach diesen Abschweifungen zurück zu den ländlichen Wirtschaftsverhältnissen des „österreichischen Friaul". Als erstes Hauptprinzip, nach welchem hier die Bewirtschaftung des Großgrundbesitzes (ländlichen Kleinbesitz gibt es so gut wie gar nicht) betrieben wird, kann allgemein jenes angenommen werden, wobei der Grundherr durchaus keine eigene Landwirtschaft betreibt, sondern dies den auf seinem Terrain angesiedelten Kolonen überläßt. Diese letzteren haben dafür sehr verschiedenartige, doch aber immer sehr genau präzisierte Leistungen zu entrichten, teils bestehend in einer Abgabe in Naturalien, teils in Zahlung von Geld, teils endlich in der Verrichtung gewisser Arbeiten. Mit Ausnahme zweier Großgrundbesitzer wird alles herrschaftliche Land im österreichischen Friaul auf diese Weise bewirtschaftet. Die natürliche Folge hievon ist, daß sogen. „Gutshöfe" oder „Meierhöfe" gar nicht existieren und der Grundherr, mit Ausnahme eines Aufsehers, der aber immer mehr Kassier als Landwirt sein muß, keine Beamten benötigt, keine Arbeitsleute und kein Arbeitsvieh zu halten braucht. Ebenso ist aber auch eine Folge dieses Systems, daß die Großgrundbesitzer keinerlei landwirtschaftlicher Kenntnisse bedürfen und besitzen, demnach auch dem kleinen Manne nicht mit gutem Beispiel bei Verbesserungen und Neuerungen aller Art vorangehen können, wie solches anderwärts der Fall ist und soviel zum allgemeinen Aufschwunge der Landwirtschaft beiträgt.

Sämtlicher Grund und Boden ist in mehr oder weniger, aber immer sehr kleine Parzellen geteilt, und von diesen bekommt dann jeder Kolone eine oder mehrere zur Bewirtschaftung überwiesen. Auch die von den Kolonen bewohnten Häuser, wie nicht minder die zu diesen gehörigen Wirtschaftsgebäude, sind ausschließlich Eigentum des Herrn und müssen auch von diesem — die laufenden kleinen Reparaturen abgerechnet — stets in gutem Zustande erhalten werden. Bei der Uebernahme eines Kolonengutes werden die darauf stehenden Weinstöcke, Oliven-, Obst- und Maulbeerbäume gezählt und muß bei dem späteren Abgange dieselbe Zahl wieder zurück übergeben werden. Sind weniger vorhanden, muß der Abziehende dies Manko ersetzen, während umgekehrt ein Ueberschuß nicht vergütet zu werden braucht; indes erfolgt in der Regel hiefür eine baare Entschädigung. Den Dünger, welchen ein abziehender Kolone auf den Acker gebracht hat, ohne daß er davon in Gestalt einer Ernte schon einen Nutzen gezogen hätte, muß der Grundherr baar vergüten, dem neuen Kolonen wird dies aber nicht angerechnet. Hat der Kolone irgend welche erhebliche Meliorationen auf dem von ihm bewirtschafteten Grundstück zur Ausführung gebracht — ein

Fall der sich übrigens selten genug ereignet — dann wird er, wenn er abzieht, durch Auszahlung des Kostenpreises derselben, nicht aber des Nutzwertes entschädigt. Werden irgendwelche Bäume, sei es wegen zu hohen Alters, oder weil erkrankt oder aus sonst einem Grunde, geschlagen, so ist das Stammholz der Herrschaft abzuliefern, nur Aeste und Reisig verbleiben dem Kolonen.

Sohin übergibt denn der Grundherr seinem Kolonen ein vollkommen leeres Wohnhaus und ebenso leere Wirtschaftsgebäude, Aecker, Weingärten oder eventuell erstere, nach landesüblicher Weise in breiten Intervallen mit an lebenden Bäumen sich hinrankenden Reben bepflanzt, Wiesen, vielleicht auch etwas Niederwald (dessen Ausbeutung streng geregelt ist) und eine Anzahl auf den Feldern stehender Maulbeerbäume. Alles dieses hier namhaft Gemachte ist und bleibt Eigentum des Besitzers, während alles lebende und tote Inventar dem Kolonen gehört und von diesem nach Gutdünken vermehrt oder vermindert werden kann, vorausgesetzt er ist mit seinen Abgaben nicht im Rückstande, denn ist dies der Fall, so darf von dem Inventar nichts verkauft werden, weil der Grundherr berechtigt ist, sich an diesem für den ausstehenden Pachtzins schadlos zu halten.

Die Abgaben des Kolonen an seinen Grundherrn sind — wie bemerkt — verschiedenartig. Von dem zumeist kultivierten Getreide, dem Weizen, kann man im großen Durchschnitt annehmen, daß von einem Hektar ein Hektoliter **in natura** abgeliefert werden muß. Was sonst auf den Aeckern gebaut wird — Mais, Sorghum, Kohl, Kartoffeln, Buchweizen (dieser immer als Nachfrucht nach Weizen) — gehört, kleine Ausnahmen abgerechnet, dem Kolon. Wie ungleich groß übrigens die Güter der einzelnen Kolonen sind, ersieht man deutlich aus dem Umstande, daß von 30 Kolonen eines dem Schreiber dieser Zeilen bekannten Besitzers, die Giebigkeit an Weizen zwischen 3.20 Hektoliter und 22.75 Hektoliter schwankt. In den letzten Jahren hat man von Seiten der Grundherren viel gethan, um die Kolonen zu veranlassen, nur eine und dieselbe Weizensorte anzubauen, so daß heute in den Speichern, trotz der zahlreichen kleinen Kontribuenten, doch eine fast gleichmäßige Qualität zusammenkommt, die gut und schnell abgesetzt werden kann, während früher der Verkauf, da die Masse eine Menge verschiedener Weizenvarietäten aufwies, nur immer, als ungeeignet zum Vermahlen, zu sehr gedrückten Preisen verkauft werden konnte.

Während also jedes Jahr das Quantum des Weizens, welches an den Grundherrn abgeliefert wird, das nämliche ist, dieser demnach die Höhe seiner daraus resultierenden Einnahme genau berechnen kann, verhält es sich ganz anders, und zwar viel ungünstiger, bei dem eigentlich wichtigsten Produkte des Landes, dem Wein. Bei diesem ist, infolge des allgemein üblichen Usus, der Ertrag ein überaus schwankender und im voraus selbst annähernd nicht bestimmbar. Die Kolonen sind nämlich gehalten, bei der Lese das gesamte Produkt in den herrschaftlichen Keller abzuliefern und hier unentgeltlich zu pressen. Dann erst erfolgt die Teilung der Maische, und zwar erhält der Grundherr von den Weingärten in der Hügelregion zwei Drittteile, von den Weinpflanzungen in der Ebene aber die Hälfte. Der dem Herrschaftsbesitzer verbleibende Wein wird, sobald er nur halbwegs trinkbar ist (und dieser Termin ist meistens ein sehr kurzer, da der an und für sich ja recht gute Stoff wegen der schon mehr als mangelhaften Behandlung sich nicht einmal ein Jahr lang hält), größtenteils an bestimmte Wirtshäuser abgegeben, welche entweder selbst herrschaftliches Eigentum sind oder doch die Verpflichtung haben, keinen anderen Wein auszuschenken, sowie für den gelieferten keinen anderen Preis als den fixierten, zu fordern. Auf diese Weise wird also nicht nur für einen sehr raschen Konsum gesorgt, auch die Kellerverwaltung ist die denkbar einfachste, das Geld kommt zur Gänze innerhalb eines Jahres längstens ein und der Grundherr trägt keinerlei Risiko und freut sich des glatten Geschäftsganges.

Die sonstigen Naturalabgaben, aus verschiedenem Geflügel, Trauben 2c. bestehend, sind nicht der Rede wert. Auch die Leistungen an baarem Gelde sind nicht bedeutend. Zuvörderst ist da ein im Durchschnitt nicht 30 Gulden übersteigender Zins für die Gebäude zu entrichten, dann ist eine Abgabe für die Maulbeerbäume zu zahlen, die bei den einzelnen Kolonen zwischen 50 Kreuzer und 15 Gulden schwankt. Für Wiesen wird ein Durchschnittszins von 16 Gulden pro Hektar und eine geringe Summe auch für das Recht der Laubstreugewinnung oder das der Niederwaldbenutzung entrichtet.

Die zu leistenden Hand- und Spannarbeitstage belaufen sich in keinem Fall höher als auf 30 im Jahre; sie sind aber nicht etwa unentgeltlich, sondern die Leute bekommen, außer einer nicht unbeträchtlichen Ration an Wein, auch noch die Hälfte des ortsüblichen Tagelohnes ausgezahlt und bei Gängen und Fuhren über Land wird ihnen außerdem noch ein gewisses Zehrgeld zugebilligt.

Man wird zugestehen müssen, daß die im Vorstehenden flüchtig skizzierten wirtschaftlichen Einrichtungen ganz eigentümliche sind; sie unterscheiden sich weit von denen der meisten übrigen Länder und stehen da wie ein Ueberbleibsel aus längst verschwundener alter Zeit mit ihren Feudalherren und zinspflichtigen Hintersassen. Ohne Frage ist diese Art des Kolonenwesens eine spezifisch romanische Institution, die bei einer germanischen oder slawischen Bevölkerung niemals Eingang gefunden, sich wenigstens niemals lange erhalten hätte. Sie läßt sich weder mit dem hie und da noch erhaltenen „Erbpachtwesen" vergleichen — denn dem Kolonen im Friaul kann jederzeit, und zwar auf sehr kurzen Termin, gekündigt werden und er kann ebenso auch selber kündigen — noch mit dem in England üblichen Pachtmodus, da kein fester Pachtzins normiert ist, sondern dieser, da großenteils in Natural-

Abgaben bestehend, je nach dem Ertrage der jährlichen Ernte schwankt, noch endlich mit dem Hintersassensystem, wie es beispielsweise in Skandinavien sich noch hie und da findet. Will man dem Kolonensystem, wie es sich im österreichischen Friaul nach und nach ausgebildet hat und heute — aber ohne eine eigentliche Kodifizierung — zu Recht besteht, eine juristische Definition geben, so kann man dasselbe als einen richtigen „Gesellschaftsvertrag" bezeichnen. Der eine der beiden Kontrahenten — der Grundherr — gibt Gebäude, Land, Reben und Bäume; der andere — der Kolone — liefert dafür seinerseits die Arbeit und das Inventar. Und wenn auch keine fixierte, immer sich gleich bleibende Abgabe dem letzteren auferlegt ist, mit Ausnahme der aus Weizen bestehenden, so kann man doch sagen, daß beide vertragschließende Parteien immer gleichmäßig am Gedeihen der Früchte des Bodens interessiert sind und daß, wenn die eine derselben prosperiert, es auch der anderen gut gehen wird, und ebenso umgekehrt.

Dieses gemeinschaftliche Interesse des Grundherrn und des Kolonen bringt es denn folgerichtig mit sich, daß im allgemeinen ein Wechsel der letzteren nur selten stattfindet, man im Gegenteil immer möglichst bestrebt ist, miteinander gut auszukommen. Wenn beispielsweise ein Kolone infolge von Mißwachs, Hagelschlag, Ueberschwemmungen und dergleichen mit seinen Giebigkeiten im Rückstande bleibt, so ist dies noch durchaus kein Grund, ihm zu kündigen, sondern in solchen Fällen wird ihm die Schuld für das nächste Jahr zur Last geschrieben. Trägt er dann dieselbe ab, um so besser, ist er jedoch dazu nicht imstande, so wird ihm weiter kreditiert, und wenn er das Glück hat, einen besonders nachsichtigen, hauptsächlich aber einen wohlhabenden Grundherrn zu besitzen, so geht dies Kreditieren ruhig so lange fort, bis endlich eines Tages die Schuld eine derartige Höhe erreicht hat, daß sie als uneinbringlich abgeschrieben werden muß, und dann — nun dann kann diese nämliche Geschichte wieder ebenso von vorne angehen. Wird aber in anderen Fällen eine solche Nachsicht nicht geübt, dann wird die Schuld nur so lange gestundet, als sie noch in dem Inventar und sonstigen beweglichen Gute des Kolonen eine genügende Deckung findet, und ist dieser Moment erreicht, wird zur Exekution geschritten. Als in früheren Zeiten der Seidenbau noch im Lande blühte und als dessen Hauptreichtum galt, da gehörten derlei Schulden der Kolonen zu den größten Seltenheiten, höchstens kamen sie bei lüderlichen und faulen Individuen vor, und deren Austreibung aus ihrem Kolonate konnte für die Herrschaft ja nur als ein Vorteil angesehen werden. Heutzutage aber, wo die Seidenzucht durchaus nicht mehr rentiert, von den meisten nur mehr in ganz geringem Umfange betrieben wird und alljährlich zahlreiche Maulbeerbäume der Axt zum Opfer fallen, heute kann auch der ehrlichste und fleißigste Kolone nur zu leicht in die fatale Lage geraten, seiner Schuldigkeit nicht pünktlich nachkommen zu können. Da heißt es nun wohl oder übel für den Grundherrn, sich in Geduld zu fassen. Mancher mag diese schöne Tugend auch gern üben und in der glücklichen Lage sein, dies auch thun zu können; viele andere aber sind hierzu außerstande und geraten in die peinlichsten Verlegenheiten, wenn die Summen nicht pünktlich einlaufen, auf welche sie mit Sicherheit gerechnet haben. Und so ist denn auch die Anzahl der Großgrundbesitzer im österreichischen Friaul leider keine kleine, welche lediglich infolge der Konsequenzen des Kolonenwesens verarmten und dadurch zur Veräußerung ihrer Güter gezwungen wurden.

Die Beurteilung, ob das Kolonensystem für den Einzelnen wie für das Allgemeine von Vorteil sei, dürfte nach dem hier vorstehend Mitgeteilten keine besondere Schwierigkeit haben, und der Unbefangene wird eine dahin zielende Frage ohne Zweifel verneinen. In den Kreisen der Beteiligten allerdings herrscht fast durchgehends eine anderweitige Auffassung. Die Grundbesitzer heben hervor, daß der jetzige Bewirtschaftungsmodus ein so bequemer, einfacher und wohlfeiler ist, wie man sich einen solchen nur irgend wünschen kann. Für Tausende von Hektaren umfassende Besitzungen genügt vollauf ein einziger Beamter, der, ohne Gefahr zu laufen, sich zu überarbeiten, alles in Ordnung halten, die Berechnungen führen und darauf sehen kann, daß an Stelle der entfernten Reben und Bäume auch immer sofort neue gepflanzt werden. Landwirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen braucht also derselbe gar nicht zu besitzen und noch weniger ist solches bei dem Grundherrn selbst vonnöten.

Bei Licht betrachtet, sind aber doch alle diese sogen. Vorteile nur Schattenseiten und Fehler des heutigen Systems. Daß dieses letztere der Grund ist, warum viele Besitzer zum Verkaufe getrieben wurden, haben wir oben schon hervorgehoben und desgleichen, daß die kleinen Landwirte wegen Mangels nachahmungswerter Beispiele nicht in die Lage kommen, Neuerungen und Verbesserungen kennen zu lernen und dann selber einzuführen. Ebenso wie viele Herren sind aber auch viele Kolonen verarmt, und die von Jahr zu Jahr immer mehr überhandnehmende Auswanderung der männlichen Bevölkerung des Friaul (fast ausschließlich ist das Reiseziel dieser Leute Südamerika, vornehmlich die Argentinische Republik) zeigt wohl auf das deutlichste, daß sie sich nicht wohl fühlt. Ein stetes Sinken der Bodenpreise ist die Folge dieser Emigration, denn der Menschenmangel macht vielenorts sich schon äußerst drückend bei der Bewirtschaftung geltend. Es dürfte keinem Zweifel unterliegen, daß das Land bei einer intelligenten Selbstbewirtschaftung der großen Güter und nach Schaffung eines selbständigen freien bäuerlichen Kleinbesitzes — durch Parzellierung einzelner Gutsteile — um das Vielfache wohlhabender werden und seine Produktion und Steuerkraft außerordentlich wachsen würde. Hoffen wir, daß binnen absehbarer Frist auch diesem schönen und reichen Distrikte

die Stunde der Erlösung schlagen werde, in welcher mit den jetzigen alten, überlebten Institutionen gründlich aufgeräumt wird und an ihre Stelle die Prinzipien moderner Wirtschaftspolitik treten. Hohe Zeit dazu wäre es!

Die Diamantfelder in Borneo.

Von Dr. Theodor Posewitz.

Während meines beinahe dreijährigen Aufenthaltes auf der Insel Borneo war ich in der Lage, einige Diamantgegenden im Tanah-laut zu besuchen, und versuche hiermit, meine Beobachtungen mitzuteilen, sowie alles zu erwähnen, was über das Diamentenvorkommen daselbst in der reichhaltigen holländischen Litteratur bis jetzt bekannt ist.[1]

Schon seit langer Zeit war das Diamantvorkommen auf Borneo bekannt, denn was die Häufigkeit und die Güte derselben anlangt, konnten sie bestens wetteifern mit den Diamanten anderer Weltgegenden.

Den Eingeborenen der Insel war ihr Wert wohl bekannt und seit frühester Zeit beschäftigten sie sich mit der Ausbeute derselben. Jedermann durfte Diamanten waschen, aber Steine über drei Karat mußten dem betreffenden Fürsten gegen eine geldliche Belohnung abgeliefert werden. Außerdem waren aber die Eingeborenen auch vielen Vexationen ausgesetzt, so daß viele gänzlich die Arbeit einstellten. Außer den Eingeborenen waren es Chinesen, und diese sind auch heutzutage fast ausschließlich Diamantgräber. Teils kamen sie selbst nach Borneo, um an dem damals noch lukrativen Gewinn sich zu beteiligen, teils wurden sie durch die eingeborenen Fürsten gerufen, um durch einen rationelleren Abbau auch eine größere Ausbeute zu erhalten. Auch Europäer ließen sich in Landak in Westborneo nieder, um Diamanten zu graben. Zur Zeit der Ostindischen Kompagnie, als alle Diamanten in Batavia auf den Markt gebracht werden mußten, soll es wenige Höfe in Europa gegeben haben, wo solch ein Luxus in diesen Edelsteinen herrschte, als in der Hauptstadt Holländisch-Indiens.

Mit dem Verfalle der Ostindischen Kompagnie nahm auch der Diamanthandel ab. Im Anfange dieses Jahrhunderts machte die indische Regierung zweimal den Versuch, den Diamanthandel zu beleben. Der Fürst von Landak, in dessen Reich die reichsten Minen sich befinden, trat der Regierung die Ausbeute der Diamanten gegen eine geldliche Entschädigung ab, und die Regierung betrieb nun auf eigene Rechnung den Abbau. Der Erfolg war jedoch durchaus kein günstiger, und so wurde 1833 das Diamantwaschen wieder jedermann freigegeben. Gegenwärtig ist dieser Handel ganz im Niedergange begriffen; die Eingeborenen beschäftigen sich nur ausnahmsweise damit, und die Chinesen befassen sich mit dem ergiebigeren Goldwaschen. Seit einigen Jahren hat eine europäische Gesellschaft begonnen, in Südborneo in der Gegend von Tjempaka Diamanten und Gold auszubeuten.

Das Vorkommen der Diamanten ist dasselbe wie dasjenige des Goldes, nur sind erstere viel weniger verbreitet als das Gold. Als Diamantgegenden sind bekannt und in erster Linie zu erwähnen: das Reich Landak in Westborneo; hier finden sich die Diamanten längs des Landak-Flusses, etwas unterhalb dem Orte Ngabong in einer Entfernung von vier Tagereisen zu Lande, bis über dem Orte Djambu. Ferner im Flußgebiete des Sekajam und Sangau. In Südborneo ist es das goldreiche Tanah-laut, wo die meisten Diamanten gefunden werden, namentlich in der Gegend bei Tjempaka und Martapura. In Südwestborneo sollen nach v. Gaffron im Stromgebiet des Kotaringin diese Edelsteine vorkommen, namentlich am Fuße des Berges Merundau und wahrscheinlich auch in den Flüssen Bulik und Delang. In Nordwestborneo, in Serawak, wurden Diamanten gewaschen im Flußgebiet des Serawak. In Südostborneo kommen sie vor in den Ländern Pagattan und besonders Kusan zwischen den Flüssen Danau und Wauwaan.

In alluvialen Lagern, im Flußsande der jetzigen Flüsse, finden sich Diamanten blos in denjenigen Flüssen, welche Diamantengegenden durchströmen. Solche Flüsse sind im Distrikte Landak der Djambu, im Tanah-laut (Meeresland) die Flüsse Karang-intan und Batu-api (= Diamantriff und Feuerstein), in Nordwestborneo der Serawak etc. Hier sind die Diamanten vergesellt mit Goldsand, Platin und Magneteisensand.

In diluvialen Lagern kommen Diamanten vor in gleichen Lagerungsverhältnissen wie das Seifengold, häufig mit diesem gemengt; doch gilt es als Regel nach Aussage der Diamantgräber, daß die Häufigkeit des Goldes im entgegengesetzten Verhältnis stehe zur Häufigkeit der Diamanten in einer und derselben Lage und umgekehrt. Die diluvialen Seifenlager sind die nämlichen in ganz Borneo und die Erweiterung unserer Kenntnisse darüber verdanken wir in jüngster Zeit dem indischen Bergingenieur van Schelle, der in den letzten Jahren und auch gegenwärtig in Westborneo sich zumeist mit der genaueren Untersuchung des Vorkommens der nutzbaren Mineralien daselbst befaßt. Nach ihm lassen sich die diluvialen Diamantseifen oft unterscheiden von den Goldseifen durch größeres Alter und durch schichtenweise Ablagerung der Gerölle, folglich Größe und Gewicht, worauf dann Berggrus und feiner Sand oder Thon folgt. Diese Aufeinanderfolge wiederholt sich in einer Mine selbst dreimal.

Bei den Diamantseifen selbst unterscheidet er ein

[1] Im Jahrbuche der k. ungarischen geologischen Anstalt, 1885, veröffentlichte ich ebenfalls eine Arbeit über „Das Diamantvorkommen in Borneo", kannte aber damals blos einen Teil der betreffenden Litteratur.

älteres und ein jüngeres Diluvium. Ersteres erhebt sich bis 12 m. und darüber über das Niveau der jetzigen Flüsse und enthält zumeist Quarzgerölle und Quarzsand. Hier finden sich auch die meisten Diamanten. Das jüngere Diluvium erhebt sich nur wenig über den Wasserstand der Flüsse, geht oft allmählig in das Alluvium über, die Geschiebe bestehen vorwiegend aus Thonschiefern und die Diamanten finden sich hier sparsamer abgesetzt.[1]

Den Durchschnitt einer Diamantmine in Sikeh, Westborneo, gibt van Schelle an wie folgt:

Roter Thon, 2—6 m. mächtig = Alluvium;

Thon, gemengt mit Sand und Geschieben, 2—4 m. mächtig = Diluvium.

Unter den Geschieben findet man: Quarzit, Felsit, Gangquarz, Kieselschiefer, Thonschiefer, quarziger und thoniger Sandstein und verwitterte Stücke von Eruptivgesteinen. Das Liegende ist hier Thonschiefer, und die Diamanten finden sich zumeist in den untersten Gerölllagen in der Nähe des Liegenden.

Die Mächtigkeit der Seifen variiert in den verschiedenen Gegenden und ebenso das Liegendgestein, das stets stark verwittert ist und entweder ein Eruptivgestein oder Schiefergestein, jedoch stets anstehend ist. Die Diamantgräber nennen das Liegende „die tote Erde", und wissen, daß darin keine Diamanten mehr vorkommen.

In der Geröllschichte, worin sich oft auch Goldsand,[2] Platin und Magneteisensand findet, sind besonderer Beachtung wert kleine bläulichgraue Korunde, batu-timahan, zinnerzähnlicher Stein (die früher fälschlich für Quarze gehalten wurden). Wo diese vorkommen, da sollen auch die Diamanten sich reichlicher zeigen, und fehlen jene oder sind sie nur spärlich vertreten, so sind auch Diamanten nicht in großer Zahl vorhanden.

Die Eingeborenen erklären sich dies folgendermaßen: Der Diamant ist der König der Edelgesteine, die Korunde sein Gefolge. Ist das Gefolge vorhanden, so darf auch der König nicht weit entfernt sein; ist kein Gefolge zu sehen, so fehlt auch jener.

Zu erwähnen ist ferner die „Diamantseele", ein bräunlichschwarzer, ungemein harter und unschleifbarer Diamant, der oft als Talisman getragen wird. Wo dieser sich vorfindet, da sollen keine anderen Diamanten vorkommen.

Ueber die ursprüngliche Lagerstätte ist man noch im unklaren, obwohl van Schelle einige Andeutungen darüber gibt. Am Flusse Landak fand er Konglomeratlagen, aus größeren Quarzit- und Felsitstücken und kleineren Stücken quarzitischen Sandsteins bestehend, verbunden durch ein kieseliges Zement, sowie grünliche Sandsteinbänke. Unter den Geschieben der Diamantseifen sind Gerölle dieser Konglomeratlagen und Sandsteine am meisten vertreten, und ebenso fand van Schelle in der Nähe erwähnter Stelle am Landak-Flusse Diamantseifen. Er folgert nun daraus, daß Diamanten in diesen Schichten, deren Alter vielleicht ein alt-eocänes sein könnte, ursprünglich vorkommen müßten, obwohl noch keine darin gefunden wurden.

Noch ist zu erwähnen, daß die Diamanten ebenso wie das Gold in örtlich entstandenen und angeschwemmten Seifen sich vorfinden. Erstere Minen nennt man Kulit-Minen (Haut, Rinde, oberflächlich), letztere Kollong-Minen (tief).

Verschieden ist die Gewinnung der Diamanten in den Seifenlagen bei den Eingeborenen und den chinesischen Minenarbeitern, welch' letztere eine viel rationellere Methode befolgen. Unter den Eingeborenen spielt der Aberglaube beim Diamantsuchen eine große Rolle. Gewisse Leute sollen die Gabe besitzen, zu gewissen Zeiten Diamant-Terrains zu erkennen und die Tiefe der Lage zu bestimmen. Gelingt dies aber nicht, dann trösten sich die Eingeborenen damit, daß böse Geister die Edelsteine heimlich entfernten.

Man gräbt Gruben von ungefähr 2 m. Umfang und trägt die Schichten aus bis man auf die Diamantlage stößt. Liegt diese tief, so werden die Wandungen der Grube mit Baumästen ausgekleidet, um vor dem Einstürzen sicher gestellt zu sein. Das angesammelte Wasser wird in Gefäßen von Hand zu Hand aus der Grube geschöpft. Die Diamantschichte wird in Körben zu Tage gefördert, an einem sicheren Orte deponiert bis zum Verwaschen. Lohnt sich die Arbeit, dann werden in nächster Nähe andere Gruben gegraben, wenn nicht, so sucht man eine andere Gegend auf.

In langen, breiten, aus Bambusrohr verfertigten Schüsseln wird nun der Diamantsand, nachdem die Gerölle entfernt sind, im fließenden Wasser gewaschen. Ist kein Bach in der Nähe, so wird er zuweilen auch zur Grube geleitet. Durch Umrühren des Sandes werden alle thonigen Teile weggeschlemmt und der Sand bleibt zurück. Dieser wird nun einigemale der Größe nach sortiert, indem er in Körben mit feinen Maschen nochmals gewaschen wird, wobei der gröbere Sand liegen bleibt, der feinere durchfällt.

Zuletzt wird der Sand in den rundlich-flachen Waschschüsseln (dulang) gewaschen. Durch Umrühren und Schütteln verbreitet sich der Sand am Boden der Schüssel und das geübte Auge des Wäschers erkennt sogleich auch den kleinsten Diamanten. Ein Uebelstand ist dabei, daß der Wäscher nur zu oft unbemerkt einen Diamant entwenden kann, indem er ihn verschluckt. Wohl wurden in früheren Zeiten auch Mittel dagegen angewendet, um die Diamanten

[1] van Schelle nimmt an nach Ablagerung des älteren Diluviums eine allmähliche und ungleichmäßige Hebung des Bodens, verbunden mit einer stärkeren Erosion der Flüsse. Diese supponierte Hebung — da das ältere Diluvium oft 12 m. über dem Wasserstande der Flüsse sich erhebt — ist indessen gar nicht nötig zur Erklärung der Thatsachen; Erosion und die nötige Zeit genügen dazu vollständig.

[2] Dieses Gold nennen die Eingeborenen mas intan = Diamantgold.

wieder zum Vorschein zu bringen, indem man Abführmittel eingab und den so Ertappten strenge bestrafte.

Die Gewinnung der Diamanten seitens der chinesischen Minenarbeiter ist dieselbe, wie beim Abbau der Goldseifen, oder der Zinnseifen in Bangka. Die Diamantminen sind Tagebaue von verschiedener Tiefe, je nach der Tiefe der Diamantschichte. Stets wird der nächstfließende Bach zur Mine geleitet und auf diese Art der Waschkanal hergestellt. Mit Schaufeln und Spaten werden nun die Schichten in den Kanal geworfen. Das strömende Wasser schleppt die thonigen Teile mit, während Sand und Gerölle am Boden liegen bleiben. Der Wasserstrom darf nie so stark sein, wie etwa beim Goldwaschen, sonst würden auch die Diamanten mit fortgerissen werden. Die Gerölle werden nun aus dem Waschkanale entfernt und der reine Sand in Waschschüsseln, dulang, auf die malaiische Weise gewaschen. Auch die chinesischen Minenarbeiter sind ebenso geübt im Auffinden der Diamanten wie im Entwenden derselben, und es geschieht zuweilen in dem Minendistrikte Westborneo's, an der Grenze Serawaks, daß ein oder der andere Arbeiter über die Grenze flüchtet, wenn er zufällig in den Besitz eines größeren Diamanten gelangt ist.

Die europäische Gesellschaft in Südborneo gebraucht anstatt Menschenkraft Dampfmaschinen beim Bau und zur Förderung der Diamantschichte. Das Waschen geschieht jedoch auch noch auf die alte primitive Weise.

Im Sande der Flüsse werden nur wenig (nach Hochfluten) Diamanten gewaschen. Gewöhnlich beschäftigen sich damit Frauen und Kinder mit Zuhülfenahme der Waschschüsseln.

Während die Eingeborenen entweder für sich selbst oder im Dienste von Fürsten Diamanten waschen, bilden die chinesischen Minenarbeiter stets Minengesellschaften, Kongsie, in jeder Mine je eine. Die Anzahl derselben ist verschieden je nach der Größe der Mine. Gewöhnlich werden die Minen von den einheimischen Fürsten, den Besitzern derselben, in Pacht genommen, doch meist zieht man es vor, vor dem europäischen Beamten den Kontrakt abzuschließen, um auf diese Art etwaigen Erpressungen seitens der Fürsten zu entgehen.

Was die **Produktion** der Diamanten betrifft, so weiß man hierüber ebenso wenig genaues wie beim Gold, da die Diamantgräber möglichst viel verheimlichen und weil keine Notizen in früheren Zeiten über den Handel gemacht wurden. Nur so viel ist gewiß, daß im vorigen Jahrhundert dieser Handel seine Blütezeit hatte und daß er gegenwärtig stark im Niedergange begriffen ist.

Die **Ursachen des Verfalles** sind Erpressungen seitens einheimischer Fürsten in Gegenden, wohin die holländische Oberherrschaft nicht reicht, woselbst die Diamantengräber lieber die Arbeit einstellen, als sich ihres Gewinnes beraubt sehen. Dann trägt dazu auch bei der wenig rationelle Abbau, wobei die Hauptsache das Vorhandensein strömenden Wassers zum Waschen ist, welches aber in der trockenen Zeit oft Monate lang ausbleibt oder in ungenügender Menge vorhanden ist, wodurch auch die Arbeit in den Minen eingestellt werden muß. Ferner sind wahrscheinlich die reichsten Terraine schon abgebaut, der eventuelle Nutzen also geringer geworden, und ebenso ist zuweilen das mangelnde Kapital die Ursache, daß größere Minen nicht abgebaut werden können. Der **Hauptgrund** aber ist das Importieren (seit einigen Jahren) von Kap-Diamanten nach Borneo, die einen viel geringeren Preis besitzen und wodurch die Eingeborenen viel wohlfeiler ihre Schmucksachen kaufen können. Deßwegen lohnt sich nicht mehr die Arbeit und man sucht sich eine lohnendere Beschäftigung.

Im Jahre 1738 sollen Diamanten ausgeführt worden sein im Werte von 8—12 Millionen holl. Gulden. Im Anfang dieses Jahrhunderts betrug der Wert der Ausfuhr ungefähr eine Million Gulden jährlich. 1838 wurde über Java exportiert im Werte von 117,000 fl., 1843 im Werte von 33,000 fl.

Dr. Schwaner schätzt die jährliche Produktion im Reiche Bandjermassin in Südborneo in den vierziger Jahren auf 240,000 fl. und in Kusan, Ostborneo, auf 40,000 fl.

Von Landak, Westborneo, wurden ausgeführt nach Angabe von van Schelle:

1876	4062 Karat
1877	5271
1878	6359
1879	6673
1880	3012

Die Diamanten werden in Krystallen angetroffen, fast stets mit abgeschliffenen Kanten; solche mit scharfen Kanten sind selten. Die gewöhnliche Form ist der Oktaeder allein oder in Kombination mit Rhombendodekaeder. Häufig kommen auch vor die Formen Triakis- und Hexakis-Oktaeder, selten sind Rhombendodekaeder und Tetraeder in Zwillingsform, plattgedrückt durch Hervortreten einer Fläche. Letztere Diamanten nennt man chapings, die reinen, scharfkantigen Oktaeder hingegen intan mendjadi, fertige Diamanten, welche man nicht zu schleifen braucht. Bei den kleinen Diamanten ist die Krystallform nicht mehr zu unterscheiden, sie erscheinen als kleine Gerölle.

Es gibt weißliche, gelbe und braune Diamanten, die nicht sehr geschätzt sind. Letztere Art nennt man intan minjaq, Oel-Diamant.

Selten ist der intan radja, Königs-Diamant, von roter Farbe und sehr teuer. Häufiger, aber auch selten und teuer die grüne Abart. Selten und gesucht sind auch die bläulichen, intan laut, Seewasser-Diamant. Die schwarze, unschleifbare Art, intan buntat, Schweif-, Anhängsel-Diamant, sind oft gerundet und gleichen Hagelkörnern; sie werden als Talisman benützt.

Diamanten von platter Form, die entzwei geschlitzt

und absonderlich geschliffen werden, nennt man belahan; sie sind im Preise billiger als die anderen.

Diamantenschleifereien der Eingeborenen existieren sowohl in Pontianak als in Martapura.

Der Preis der Diamanten variiert je nach der Anfrage. Der größte Teil des Handels befindet sich in Händen von Bandjeresen, Kaufleuten aus Bandjermassin, Südborneo.

Die Preisberechnung wird verschieden angegeben. Dr. Schwaner berechnete in den vierziger Jahren den Preis der ungeschliffenen Diamanten durch Multiplizieren des Quadrates der Karat-Anzahl mit 20, bei geschliffenen Diamanten mit 30.

Der indische Bergingenieur Verbeeck gibt 1870 für ungeschliffene Diamanten folgende Berechnung an in Martapura, Südborneo:

8 Steine von	1/8 Karat	30 fl.
4	1/4	40—42
2	1/2	46—48
1	1	60
1	2	160
1	3	300
1	4	480
1	5	700
1	10	2400

Nach Angaben von H. J. F. Schultz waren die Preise in Landak, Westborneo, in den siebziger Jahren für ungeschliffene Diamanten:

Gewicht 1/4 Karat	4 Dollars	= 10 fl. holl.
1/2	9	= 22
1	22	= 55
1 1/2	35	= 87
2	60	= 150
3	110	= 275
4	180	= 440

Nach Angaben des indischen Bergingenieurs van Schelle in den achtziger Jahren ist der Preis geringer als die oben angegebenen, welches besonders bei größeren Steinen hervortritt.

Größere Steine als fünf Karat sind selten.

Der zweitgrößte Stein[1] soll 70 Karat wiegen, „Segima" genannt, im Besitze des Sultans von Maton. In Landak wurde ein Stein von 70 Karat gefunden; soll jetzt in London sein. Der Fürst von Landak besitzt zwei Steine von 40 Karat. In Tjempaka, Südborneo, wurde ein Stein von 25 Karat 1868 gefunden und für 15,000 fl. verkauft. Der „Danau radja", der angeblich größte Diamant Borneo's, von 367 Karat, ist ein reiner Quarzkrystall.

[1] Der größte Stein von 77 Karat ist angeblich im Besitze des Sultans von Martapura.

Khiwa und seine Bewohner.

Von Heinrich Moser.

Mit Illustrationen.

(Fortsetzung.)

Unterdessen hat sich der Mehrem zum Khan begeben um ihm meine Ankunft zu melden: er kommt mit Daulet-Bey zurück, um mir zu sagen, daß Seine Hoheit vor Begierde brennt, mich zu sehen, und daß er mich morgen in einer Privataudienz empfangen will, wenn ich mich alsdann von den Reisestrapazen genügend erholt haben werde. Ich lasse Champagner bringen, welchen meine Gäste als echte Kenner auf einen Zug hinunter stürzen; ich hatte mir einen guten Vorrat von diesem Wein auf den Rat des Generals Grotenhjelm hin mitgenommen und habe mich wohl dabei befunden, denn ich verdanke großenteils dieser Vorsichtsmaßregel den sympathischen Empfang, der mir in Khiwa von allen Seiten zu teil geworden ist.

Dieser erste Abend in Khiwa ist von den in den Staaten von Bukhara üblichen zeremoniösen Zusammenkünften sehr verschieden gewesen; mit Hülfe des Champagners wurde die Unterhaltung sehr belebt, und da Daulet Musiker und Tänzer hatte kommen lassen, so konnte ich die khiwanische Musik mit derjenigen von Bukhara vergleichen; weder die eine noch die andere hat mir gefallen, allein die Khiwaner sind sichtlich darin weiter vorgeschritten. Ich mußte mich leider selbst auf dem Piano hören lassen, denn eine Weigerung wäre eine Beleidigung gewesen, und die Erklärung, daß ich mit dem Instrument beinahe gar nicht vertraut sei, würde mir in der Meinung meiner Gäste nur sehr geschadet haben. Wenn ich aber gar nicht Klavier spiele und nur wenig singe, so pfeife ich dagegen mit einiger Virtuosität. Ich begleitete mich daher mit einigen Akkorden, welche ich den Tasten des unglücklichen Instruments entrang, und improvisierte schließlich ein Konzert, das aus dem Hause des Diwan-Begi alle Mäuse vertrieben haben muß, die dasselbe beherbergte; allein meine Zuhörer erschienen sehr davon befriedigt. Das Beste des Ganzen hatte ich für den Schluß aufgehoben. Ich kannte einige Tiroler Lieder, welche ich in Steiermark gelernt hatte und für die ich mir, so gut es ging, die Begleitung auf den Tasten zusammensuchte. Es war in der That der größte musikalische Erfolg, den ich in meinem ganzen Leben gehabt habe: mein Publikum war ganz entzückt, mein Ruhm wird zuversichtlich der Nachwelt in Khiwa überliefert werden als derjenige eines der größten fränkischen Musiker, denn von diesem Abend an mußte ich beinahe jeden Tag meine Lieder vor einer neuen Zuhörerschaft wiederholen. Im Reiche der Blinden sind ja die Einäugigen Könige!

Die Eroberung von Khiwa. Da die Besetzung des mittleren Seravschan den Emir von Bukhara genötigt hatte, wohl oder übel der Verbündete von Rußland zu werden, so war nur noch sein anmaßender Nachbar, der Khan von Khiwa, zu demütigen.

Der Vorschub, welcher im Jahre 1869 den räuberischen Kirghisen bei den Barantas geleistet wurde, die sie auf russischem Gebiet unternahmen, und die Gewißheit, daß russische Unterthanen in Khiwa als Gefangene zurückbehalten wurden, waren die Gründe, welche das Kabinet von St. Petersburg bestimmten, einen Feldzug gegen dieses Land, den Mittelpunkt der Sklaverei und der immer wiederkehrenden Unruhen, zu unternehmen.

Eine Ansicht aus Khiwa.

Die am unteren Oxus gelegene Oase von Khiwa mit einem Flächenraum von 33,000 Q.-Km. zählte nach Dr. E. Schmidt ungefähr 150,000 Wohnungen. Da der Koran die Volkszählung nach Köpfen schwierig macht, aber diejenige der Behausungen erlaubt, so kann man annähernd die Bevölkerung eines Landes berechnen, wenn man durchschnittlich 5 Individuen auf jede Behausung rechnet; auf dieser Schätzungsgrundlage würde das Khanat Khiwa eine Bevölkerung von ungefähr 750,000 Seelen haben, die sich folgendermaßen verteilt:

a) seßhafte Bevölkerung (Sarten, Usbegen, Sklaven und Freigelassene) in ungefähr 65,000 Häusern;

b) nomadische Bevölkerung, umfassend: 1. die Kirgisen in etwa 20,000 Kibitken; 2. die Karakalpen in 23,000 Kibitken; 3. die Turkmenen vom linken Amu-Ufer in 40,000 Kibitken; 4. die Turkmenen vom rechten Amu-Ufer in 2000 Kibitken. Zusammen 150,000 Behausungen.

Im Vertrauen auf die Isolierung seiner von Wüsten umgebenen Oase, welche seither noch kein russisches Heer ungestraft durchschritten hatte, hielt sich Seid-Mohamed-Rahim-Bahadur, Khan von Khiwa, damals zwanzig Jahre alt, vor einer Invasion absolut sicher.

Im Monat Dezember 1872 wurde die Expedition nach Khiwa beschlossen. Der Feldzugsplan ging dahin, die Oase von drei Seiten zugleich mit Abteilungen anzugreifen, die von Orenburg, Turkestan und dem Kaukasus ausgingen. Um die Hindernisse leichter zu überwinden, welche hauptsächlich in der Schwierigkeit des Marsches durch die Wüsten bestanden, sollten diese 3 Detachements je in mehrere Kolonnen abgeteilt werden. Das von dem Generallieutenant Werewkin befehligte Orenburger Detachement sollte sich in Fort Emba, nördlich vom Plateau von Ust-Urt, konzentrieren; das Turkestaner Detachement war in zwei Kolonnen, diejenige von Kasalinsk unter dem Befehl des Obersten

Garten des Khans.

Goloff, und diejenige von Dschizak unter dem General Golowatscheff, geteilt, welche ihre Vereinigung am Fuße des Bukan-Tau, im Mittelpunkt der Wüste Kisil-Kum, bewerkstelligen sollten; das kaukasische Detachement hatte zu Ausgangspunkten am Kaspischen Meer Tschikischlian, Krasnowodsk und Kinderlinsk. Letztere Kolonne, unter dem Befehl des Obersten Lomakin, erhielt den Befehl, durch die Wüste Ust-Urt zu marschieren, um in Kungrad zu dem Orenburger Detachement zu stoßen, während die beiden anderen Kolonnen, die das Detachement von Markozoff bildeten, ihr Stelldichein östlich vom großen Balkan hatten.

Der General Kaufmann, Oberbefehlshaber der Expedition, verfügte für diesen Feldzug über 60 Kompagnien Fußvolk, 26 Sotnien Reiterei und 56 Geschütze.

Als der Khan von Khiwa Kunde von diesen Vorbereitungen erhielt, that er vergebliche Schritte, um Verbündete zu finden; seinen eigenen Streitkräften überlassen, blieb ihm nun nichts übrig, als sich hinter seinen Wüsten zu verschanzen, welche nach der Ansicht seiner Ratgeber das Grab seiner Feinde werden würden.

Die Kolonnen von Dschizak und Kasalinsk brachen im Monat März auf und hatten schon von den ersten Tagen an viel von der Kälte und den trockenen Orkanen zu leiden. Als General Kaufmann, welcher die Kolonnen von Dschizak begleitete, am Fuße des Bukan-Tau ankam, empfing er eine bukharische Gesandtschaft, welche ihm die Versicherung der guten Absichten des Emirs überbrachte, der den Marsch der Russen durch diese unwirtlichen Gegenden zu erleichtern erbötig war.

Am 24. März bewerkstelligte die Kolonne von Kasalinsk ihre Vereinigung mit derjenigen von Dschizak; die Temperatur schlug plötzlich um; Hitze und Sandorkane bereiteten den Soldaten die unglaublichsten Leiden und Strapazen und die russischen Truppen wurden unaufhörlich von den Turkmenen beunruhigt. Von den 10,000 Kameelen, welche das Detachement bei seinem Aufbruch gehabt hatte, blieben bald nur noch 3000 diensttauglich; das Gepäck mußte teilweise in den furchtbaren Wüsten zurückgelassen werden, wo der Wind fortwährend Wolken feinen Staubes aufwirbelte und wo die Brunnen nicht genug Wasser enthielten, um den Durst dieser ungeheuren Karawane zu löschen. Endlich erreichte der Vortrab, der nur noch 1240 Kameele hatte, am 10. Mai den Fuß der Berge von Utsch-Utschak, wo er auf ansehnliche Massen von Turkmenen stieß. Am folgenden Tage wurde das kleine russische Heer von drei Seiten zugleich mit außerordentlichem Ungestüm angegriffen. Das Gefecht war hitzig, aber kurz; die Turkmenen ergriffen die Flucht und ließen den Siegern den Weg nach Khiwa offen. Vier Tage nachher zog General Kaufmann in Ak-Kamisch bei Schurakhan ein, wo er auf den von Kasalinsk mitgebrachten Pontons über den Oxus setzte, und lagerte dann in den Umgebungen von Pitniak, an den Ufern des Oxus, wo Lebensmittel aller Art die Soldaten die Drangsale der Wüste vergessen ließen.

Das Orenburger Detachement seinerseits hatte sich im Monat März in Bewegung gesetzt; für den Transport dieses Korps waren Schlitten und über 10,000 Kameele erforderlich gewesen; die Soldaten hatten auch dort viel zu leiden, weil der Thermometer häufig auf 25° unter Null fiel; allein sie erreichten glücklich Kungrad, südlich vom Aralsee, wo bald das Lomakin'sche Korps, das eine der Kolonnen des kaukasischen Detachements bildete, welches von Kinderlinsk abgegangen war, zu ihnen stieß.

Die beiden Kolonnen Markozoffs hatten von ihrem Aufbruch an die größten Schwierigkeiten zu besiegen, da der Khan von Khiwa die Turkmenen veranlaßt hatte, den Russen weder Lebensmittel noch Kameele zu liefern. Beständig durch die Turkmenen vom Atrek beunruhigt, machte sich Markozoff an die Verfolgung derselben, versprengte sie und nahm ihnen 2000 Kameele, welche in Verbindung mit denjenigen, welche er bereits besaß, ihm erlaubten, seinen Marsch durch Kara-Kum fortzusetzen. Von den Brunnen Aïdin, am Fuße des großen Balkans, an hatten die von den Feinden beunruhigten Truppen überdies noch die Hitze, den Durst und die Qual der Sandwehen zu ertragen. Nur unter unerhörten Mühsalen und Schwierigkeiten erreichten sie den Brunnen Bala-Ischem, halbwegs Khiwa; die Kameele waren gefallen oder dienstunfähig, und die Bagage war in der Wüste zurückgelassen worden. Markozoff erkannte die Unmöglichkeit, seinen Marsch unter solchen Umständen fortzusetzen, und gab den Befehl zum Rückzug.

Während dieses Detachement erschöpft nach Krasnowodsk zurückkehrte, marschierten die Orenburger Kolonne und die Truppen Lomakins auf Khiwa los, drangen am Amu-Darja hinauf und jagten die Feinde vor sich her, welche nur einen gelinden Widerstand leisteten. General Werewkin blieb ohne Nachrichten vom Oberbefehlshaber und rückte mit den Kolonnen von Orenburg und Kinderlinsk bis unter die Mauern von Khiwa; erst nachdem er die Beschießung bereits hatte beginnen lassen, erfuhr er, daß General Kaufmann und seine Truppen nur noch 16 Werst östlich von der Stadt entfernt seien.

Der Khan wurde durch die Beschießung sehr erschreckt und glaubte schon sein letztes Stündlein gekommen; er beauftragte daher den Inak-Irtasali, mit den Kriegern zu unterhandeln, wartete aber die Rückkehr seines Generalbevollmächtigten nicht ab, sondern ergriff mit dem Diwan-Begi Mat-Murat, dem Haupt der Kriegspartei, die Flucht.

Nachdem die Stadt so sich selbst überlassen worden war, proklamierte die Friedenspartei den Ata-Dschann-Tjura, den jüngsten Bruder des verdufteten Souveräns (welcher bisher in Gefangenschaft gehalten worden war, weil sein Bruder ihn der Sympathien für Rußland beschuldigte) zum Khan von Khiwa. Am folgenden Morgen ritt der neue Khan, in Begleitung seines Oheims und einiger hohen Würdenträger, aus der Stadt und dem General

Kaufmann entgegen, um ihn in seine Hauptstadt einzuholen. Während dieser Zeit donnerte das Geschütz fortwährend im Norden der Stadt und Skobeleff, an der Spitze der Sturmkolonne, war der erste, welcher durch die Bresche in Khiwa eindrang, worauf sogleich aller Widerstand aufhörte.

Seid-Mohamed-Rahim-Bahadur-Khan hatte sich zu den Jomuden geflüchtet; er erhielt den Befehl, sich in's Hauptquartier zu begeben. Nachdem er alle ihm vom Sieger auferlegten Bedingungen angenommen hatte, wurde er wieder in seine Autorität eingesetzt und eine Kommission von sechs Mitgliedern, worunter drei Russen und drei Khiwaner, beauftragt, die Lage des Landes zu regeln. Der Friede wurde definitiv mit dem Khan geschlossen, welcher sich zur Bezahlung einer Kriegssteuer von 2,200,000 Rubeln verpflichtete und das rechte Ufer des Oxus abtrat, welches seitdem die neue russische Provinz Amu-Darja bildet.

Der Khan behielt das Recht der obersten Gerichtsbarkeit nach dem „Schariat“ und dasjenige der Ernennung der Begs; Mat-Murat und Rachmet-Ullah, die Häupter der Kriegspartei, wurden in Kasalinsk interniert.

Die Rückkehr der Sklaven aus Merw.

Die Hauptstadt war erobert, der Khan hatte seine Unterwerfung bewerkstelligt und die Heere des Zars wieder einmal nicht nur ihre militärische Tüchtigkeit, sondern ebenso auch ihre Thatkraft in Ertragung der Entbehrungen und Bewältigung der Schrecken der Wüste bewiesen. Nur wer die das Khanat umgebenden Sandwüsten durchwandert hat, vermag sich Rechenschaft von der glänzenden That zu geben, welche dieser kriegerische Zug in den Annalen der Kriegsgeschichte hinterlassen hat.

Die Sklaverei. Die Ergebnisse dieses Feldzugs waren der gebrachten Opfer wert: 25- oder nach anderen sogar 40,000 Sklaven, welche in Khiwa zurückgehalten worden waren, verdankten ihm ihre Befreiung. Die Proklamation, welche der Khan zu erlassen gezwungen wurde, lautete folgendermaßen:

„Ich, Seid-Mohamed-Rachim-Bahadur-Khan, befehle meinen Unterthanen, aus Hochachtung für den Kaiser von Rußland, ohne Verzug allen Sklaven meines Khanats die Freiheit zu geben. Von diesem Augenblick an ist die Sklaverei in meinen Staaten für immer verboten. Möge

dieser Beweis von Menschlichkeit das Pfand einer ewigen Freundschaft und Hochachtung zwischen meinem ruhmreichen (sic!) Volke und demjenigen des großen Rußland werden!"

Wenn diese plötzlich in die wirtschaftlichen Verhältnisse des Khanats mittelst dieser Proklamation eingeführte Veränderung vielleicht in den ersten Jahren dem Ackerbau geschadet hat, da die Feldarbeiten größtenteils von den iranischen Sklaven besorgt wurden, so hat dieselbe dagegen einen der schönsten Züge der Zivilisation gebildet, da seit der Einnahme von Khiwa die Sklaverei in diesem Teile der Welt in ihrer Wurzel unterdrückt worden ist.

Die Sklaven, welche seit Jahrhunderten auf den Märkten Zentralasiens verkauft wurden, waren hauptsächlich Bewohner der benachbarten Provinzen Persiens, welche in ihren Dörfern von den Turkmenen überfallen wurden, ferner von den Kirghisen gefangene Kosaken und russische Fischer vom Kaspischen Meere, welche in die Gefangenschaft geschleppt worden waren.

Im allgemeinen behielten jene Räuber nicht lange ihre Gefangenen; wenn diese in der Lage waren, ein Lösegeld zu bezahlen, so setzten sie diese in Freiheit; andernfalls verkauften die Räuber dieselben an Mäkler, welche mehr oder weniger beträchtliche Karawanen von solchen ansammelten und sie nach den großen Städten, wie Khiwa, Tschardschwi und Bukhara, brachten. Nachdem die armen Gefangenen dann zu Fuße oder auf die Kruppe eines Pferdes gebunden Hunderte von Werst zurückgelegt hatten, wurde der einzelne Kul (Sklave) auf den Markt geschleppt, um daselbst wie ein elendes Lasttier verkauft zu werden.

Da der Koran den Verkauf der wahren Gläubigen oder Muslimen verbietet, so brachten die Sklavenhändler auf die Märkte nur Kafirs, Heiden oder Hunde von Ungläubigen, wie die schiitischen Perser, welche von den Turkmenen unter dem Vorwande des heiligen Kriegs, ghazzia, weggeschleppt worden waren, Christen und Afghanen; die letzteren jedoch waren schwer wegzubringen, weil die Käufer ihren heftigen und rachsüchtigen Charakter fürchteten. Es kam jedoch vor, daß gewissenlosere Sklavenhändler auch gläubige Muslimen verkauften, denen die Peitsche und gezwungene Fasten eine Erklärung abgezwungen hatten, daß sie dem schiitischen Glauben angehörten. Die Juden allein verkauften sie nicht; man verachtete sie so sehr, daß der Name Kul noch zu gut für sie war.

Kurzum, die sowohl wegen ihrer Rührigkeit wie wegen ihrer Intelligenz und ihrer Sanftmut gesuchtesten und geschätztesten Sklaven waren die Iranier aus dem Norden Persiens, welchen das Khanat Khiwa es verdankt, daß es eines der am besten angebauten Länder von Zentralasien ist.

Sehr gesucht waren ferner die Gefangenen, welche die Kirghisen in ihren Grenzstreitigkeiten mit den Kosaken gewaltsam weggeschleppt hatten. Florio Beneveni, welcher mehrere Jahre in Bukhara verbracht hatte, meldete Peter dem Großen, es gebe in Bukhara, Samarkand und den Umgebungen mehr als 3000 russische Sklaven, und Murawieff erklärte zu Anfang dieses Jahrhunderts, es befänden sich im Khanat Khiwa allein über 3000 gefangene Unterthanen des Zars.

Die Kriege mit Rußland, die verunglückten Streifzüge plündernder Kosaken lieferten den größten Teil dieser russischen Sklaven; die Raubzüge der Kirghisen gegen das Ende des 18. Jahrhunderts und vorzugsweise während des Pugatscheff'schen Aufstandes waren furchtbar; sogar die Bauern auf dem westlichen Abhange des Urals fühlten sich nirgends mehr in Sicherheit und verließen ihre Felder, um sich in die kleinen Festungen zu flüchten.

(Fortsetzung folgt.)

Fetisch und Fetischglaube im Westen Afrika's.

Von H. Nipperdey.

Als ich im Jahre 1884 am Ufer des Kuilu-Niadi wohnte, wurde mir auf einer Wanderung am linken Ufer dieses Flusses ein Fetisch-Baum gezeigt. Es war in diesem Falle eine Hyphaena-Palme, deren Stamm bei einer Höhe von ca. 5 m. so zur Erde niedergebogen war, daß er dieselbe berührte. Dann aber war dieser Stamm um eine andere, gerade stehende Hyphaena-Palme, so im Kreise herumgewachsen, daß er, sich mit sich selbst wieder vereinigend, eine eigene Krone von ca. 3 m. Höhe bildete. In dem von der Palme umwachsenen Kreise lag ein alter, verwitterter Elefantenzahn.

Damals gedachte ich, über diese merkwürdige Erscheinung nach Europa zu berichten, gab es aber auf und nahm mir vor, mich mit den Fetischen und dem Glauben an dieselben eingehender zu beschäftigen, bis daß sich meine Anschauung selbst ein wenig mehr geklärt habe.

Hübbe-Schleidens vorzügliches Werk „Ethiopien" hat mich in meinem Streben bedeutend unterstützt und mir wertvolle Fingerzeige gegeben.

Daraufhin glaube ich den Versuch wagen zu können, einiges von den Fetischen Westafrika's, soweit ich sie kennen gelernt habe, mitzuteilen.

Das Wort Fetisch stammt aus dem Portugiesischen, wo „Feitiço" Zauber heißt; daraus ist Fétich, Fetish und Fetiesch entstanden. Die Bedeutung von Fetisch ist nur an der Küste bekannt, im Inlande kennt kein Neger das Wort. Am unteren Kongo findet man verschiedene Ausdrücke, z. B. M'Kissi ist jeder Fetisch. N'gille-N'gille ist das Mittel, welches dem Fetisch die Zauberkraft verleiht. M'lungo ist Arzt, Medizin, und N'doschi sind Wesen, die in ihrer Bedeutung ungefähr unseren Währwölfen an die Seite gestellt werden können.

Viel schwieriger, als die Bedeutung des Wortes, ist

das Wesen der Fetische zu erklären, denn dem Neger selbst ist das Wesen seiner Fetische vollständig unklar; ich halte mich in diesem Falle an Autoritäten, wie Hübbe-Schleiden und Max Müller:

Ersterer sagt in „Ethiopien" S. 133 ff.: „Daß Fetischismus keine Bezeichnung für eine Religion sein sollte, daß Christentum und Judentum so gut ihre Fetische haben, wie eine Naturreligion, daß wir das Wort Fetisch analog unserem Wort Symbol oder Emblem gebrauchen müssen, das hat Max Müller mit der seinem Genius eigenen Ueberzeugungsgabe endlich definitiv klargestellt.

„Das Kreuz ist der Fetisch des Christentums. Nur derjenige, der kein Verständnis hat für den Begriff „Fetisch", mag in diesem Satz eine Blasphemie finden, von der er doch so fern ist, wie die Wissenschaft vom Nachplappern.

„Aber das Verwechseln des Bildnisses mit der Vorstellung, des Materiellen mit dem Geistigen, des Sichtbaren mit dem Unsichtbaren ist nicht die Religion, sondern der Aberglaube, mag es nun Fetischdienst oder Reliquiendienst, Götzendienerei oder Heiligenanbetung genannt werden.

„Wir mögen uns sicher wähnen vor dem Fetischdienst des armen Negers," sagt Max Müller, „aber es sind wenige unter uns, wenn überhaupt irgendwelche, die nicht auch ihren Fetisch haben oder ihren Abgott, sei es nun in ihren Kirchen, sei es in ihren Herzen.

„Nicht der Glaube an die Kraft des Fetisch ist die Religion des Negers, sondern der Glaube an die Kraft des Geistes, der durch den Fetisch wirkt."

Eine besondere Grundidee ist also dem Fetischglauben nicht eigen, insofern er dieselbe mit den Religionen der meisten Völker teilt. Der Neger aber leidet mehr als irgend ein anderer Mensch an Gespensterfurcht. „Im schäumenden Wasser, im leuchtenden Blitze, im brausenden Winde sieht er die Absicht selbständiger geistiger Existenzen." Und warum sollte man einem geängstigten Menschenherzen den Glauben nehmen, daß ein Stückchen Tierhaut oder ein getrockneter Schlangenkopf, den man sorgfältig eingeschlossen auf seinem Körper trägt, schützen könnte!

Ein M'Kissi trägt fast jeder Kongo-Neger an sich, und es mag Tausende verschiedener Arten davon geben, die sich dem Auge des Weißen entziehen.

Der N'ganga oder Medizinmann ist gewöhnlich der Fabrikant der M'Kissis, und was er für gut findet, seinen thörichten, leichtgläubigen Brüdern gegen teure Bezahlung aufzuschwatzen, fest eingenäht in Zeug oder Leder oder eingeschlossen in ein Ziegenhorn, das ist in den Augen des nunmehrigen Besitzers doppelt wertvoll, weil er außerdem noch glaubt, daß der M'Kissi zu ihm selbst in persönlicher Beziehung stehe, und nicht für hohe Bezahlung ist er zu bewegen, seinen M'Kissi dem Weißen auszuliefern. Da findet man getrocknete Schlangen- und Eidechsenköpfe, kleine Stücke Tierhaut, Federn von bestimmten Vögeln oder irgendwelche Teile von bekannten Giftpflanzen. An der Kru-Küste sind die Eckzähne des Leoparden ein besonders wertvoller Fetisch, und man kann häufig Gegenstände, die viel mehr wert sind, wie Elfenbeinringe 2c., dafür eintauschen. Die Kabinda-Neger tragen kleine braune See- oder Sumpfmuscheln, die viel Aehnlichkeit mit unserem Limnaeus haben, am Halse. Dieselben sind mit Wachs verschlossen und so jedenfalls auch Behälter für irgendwelche Zauber-Medizin. Am Kuilu-Niadi findet man in den Cassada- oder Maniok-Plantagen große, hornartig gedrehte Landmuscheln (Helix), auch ein M'Kissi, den die ackerbauenden Weiber dort hinlegen zum Schutze ihrer Plantagen.

Am oberen Kuilu-Niadi, in N'Kuangila, besitzt ein Negerkönig ein M'Kissi gegen den Tornado, jenen heftigen Regen und Gewittersturm der Tropen; es ist dies ein Antilopenhorn. Beim Herannahen des Sturmes ruft der König sein Volk herbei, man steckt das Horn in die Erde und eröffnet um dasselbe trotz Sturm und Regen einen Tanz, bis der Tornado vorüber ist. Jedes Haus im Dorfe hat seinen M'Kissi; oft findet man denselben über der Thüre oder er ist im Innern desselben angebracht und schützt das Haus vor Feuer und Diebstahl. Diese Penaten der Neger sind sehr oft kunstvoll in Holz oder Elfenbein geschnittene Figuren, die von einer gewissen, dem Volke innewohnenden Kunstfertigkeit zeugen. Aber nicht allein den Schützer seines Hauses stellt der Neger bildlich dar, er verkörpert auch gewisse Krankheiten, wie Pocken, Syphilis und Fieber; er hat in jedem Dorfe seinen Kriegsfetisch und stellt sogar das Prinzip der Schöpfung in einem männlichen und weiblichen M'Kissi dar.

Die Hyphaena-Palme am Kuilu zeigt, daß der Neger auch in Naturwundern, die ihm nicht erklärlich sind, einen Geist im Spiele sieht. Jener Baum war M'Kissi für das nahe gelegene Dorf. Was ihn veranlaßt hat, in so unnatürlicher Weise zu wachsen, das lasse ich dahingestellt, denn ich könnte es selbst nur vermuten. M'Kissi wird auch die gute Medizin, die der Neger kennt oder von der er sieht daß sie gute Wirkung auf ihn ausübt, genannt. Eine Dosis Ricinus-Oel, die ich einem Neger gab, nannte er „M'Kissi mbote, d. h. gute Medizin.

Bei Stämmen, die noch wenig Weiße gesehen haben, ist auch der Weiße, „Mondela oder Mundele", ein Fetisch, vor dem sich die Neger, namentlich aber die Weiber und Kinder fürchten wie vor einem Gespenst. Auf einer Reise zwischen Isangila und Manyanga sah ich einen Neger, der seinen ganzen Körper mit weißer Farbe belegt hatte; es war ein Knabe jener geheimen Gesellschaft, deren Oberster der N'ganga ist. Diese Knaben sprechen ihre eigene geheime Sprache und üben unter den übrigen Negern gewissermaßen das Amt von Polizisten aus. Jeder Neger hat diesem Knaben auszuweichen, denn man glaubt, daß wenigstens Weiber und Kinder sterben, die ihn gesehen. In Wunda fand ich in einem Fetischhause die lebensgroße Photographie einer weißen Frau auf rotes Tuch genagelt. Es

war dieselbe, wie ich später erfuhr, aus dem Nachlasse eines am Kongo verstorbenen Mitgliedes der Association. Ueberhaupt habe ich während meines Aufenthalts am Kongo bemerkt, daß der Neger neben anderen Effekten auch sehr gern Photographien stiehlt, sobald er derselben habhaft werden kann.

Soviel über Fetisch. Nun noch einiges über den Fetisch- oder Medizinmann, den N'ganga des Negers, der ihm Priester, Arzt und oberster Richter ist.

Der N'ganga ist eine äußerst wichtige Person in jedem Negerstaate, denn er steht ja in Verbindung mit den Geistern und ihm allein ist es gegeben, dieselben zu befragen.

Stirbt jemand im Dorfe, so glaubt der Neger, dem es nicht begreiflich scheint, daß jemand eines natürlichen Todes sterben könne, er sei durch Zauber oder bösen Einfluß eines anderen gestorben. Kurz, ein anderer muß die Ursache seines Todes gewesen sein. Diesen Einen oder manchmal auch mehrere herauszufinden ist die Aufgabe des N'ganga. In einer Neumondsnacht nimmt er Rücksprache mit den Geistern und teilt das Resultat dem Volke mit. Darauf unterwirft man die Betreffenden der „Cassa-" Probe.

Cassa ist die Rinde eines mächtigen Baumes, Erythrophtaeum guineense (Leguminosae Caesalpiniaceae) und es ist in ihr ein starkes Gift enthalten. Der Delinquent muß nun eine vom N'ganga bereitete Abkochung dieser Rinde trinken. Erbricht er das Getränk sofort, so ist er unschuldig; bleibt es aber in seinem Magen, so muß er sterben. Hat die Probe gegen den Delinquenten entschieden, so warten die Neger nie auf die Wirkung des Giftes. Sie fallen über das Opfer her, töten es mit Stöcken oder Steinen oder bringen es in noch grausamerer Weise ums Leben.

Der Ausgang der Cassa-Probe liegt natürlich in der Hand des N'ganga, und wenn der Delinquent gut zahlen kann, so wird der N'ganga möglicherweise sein Leben retten.

In einem Dorfe am oberen Kuilu war der König schwer erkrankt. Der N'ganga veranstaltete allmählich große Tänze mit ungeheurem Lärm, um die bösen Geister der königlichen Krankheit zu vertreiben. Natürlich konnte der Weiße, der in der Nähe seine Station hatte, Nachts kein Auge schließen und ließ daher den N'ganga kommen und bot ihm einige Stücke Zeug, wenn er diese Tänze einstellen wolle. Der N'ganga nahm das Zeug und man tanzte nicht mehr. Das ist der N'ganga, der große Medizinmann des Negers.

Frägt man sich, ob die Missionen, deren es verschiedene am Kongo giebt, keinen Einfluß auf den Fetischglauben des Negers ausüben können, so ist die Antwort: Ein Einfluß ist wohl möglich, aber nur dadurch, daß an den Platz der vorhandenen Fetische andere, christliche, gesetzt werdén, wie ich es in einer französischen Mission in Landana gesehen habe, wo die bekehrten Knaben ein kleines Heiligenbild am Halse trugen. Den Fetischglauben dem Neger ganz zu nehmen, wird kaum gelingen — er ist zu tief begründet in seiner Natur.

Die ethnographische Sammlung des Herrn Heinrich Moser.

Die Versammlung der Schweizerischen Geographischen Vereine und der helvetischen Gesellschaft der Naturwissenschaft, welche in den Augusttagen in Genf stattgefunden, hat dem rühmlichst bekannten Asia-Reisenden, Herrn Heinrich Moser von Charlottenfels in Schaffhausen Veranlassung gegeben, daselbst die mannigfaltige, großartige und ungemein kostbare Sammlung von ethnographischen Gegenständen auszustellen, welche er von seiner jüngsten Reise in Zentralasien mitgebracht hat. Diese Sammlung, welche vor einiger Zeit auch im prächtigen Renaissance-Saal des Gesellschaftshauses „zum Rüden" in Schaffhausen ausgestellt war, bildete den Glanzpunkt der Genfer Versammlung und ist von einem Reichtum und Eigenart und von einem lehrhaften Gehalt, wie sie nur sehr wenige andere ethnologische Sammlungen bieten. Sie zeugt ebenso sehr von dem hohen Verständnis und dem unermüdlichen Fleiß und der Ausdauer, wie von der Freigebigkeit, welche der kühne schweizerische Reisende in der Anlage derselben bethätigt hat. Wer sein hochinteressantes Reisewerk „A travers l'Asie Centrale" gelesen hat, der findet in dieser Sammlung die lehrreichste Illustration zu der Reiseschilderung und erhält den vollständigsten und tiefsten Einblick in die uns noch so fremden und schwerverständlichen Zustände Asiens und in die ungeahnt hohe Entwickelung des asiatischen Kunstgewerbes, wie sie uns in diesen Prachtgewändern, Teppichen, Stickereien, Geschmeiden, Waffen, Bronzen und Metall-, Riemer- und sonstigen Arbeiten entgegentritt.

Ein ausführlicher, hübsch illustrierter Katalog erleichtert die Besichtigung und Ueberſicht dieser reichen, aus mehr als fünfhundert Artikeln und vielen Trophäen und Photographien bestehenden Sammlung, von welcher wir an der Hand dieses Katalogs einen kurzen Ueberblick geben wollen.

Wir beginnen mit dem Geschmeide, welches sämtlich einen ganz besonderen orientalischen Charakter trägt und für die große Geschicklichkeit der zentralasiatischen Gold- und Silberschmiede und Juweliere zeugt und besonders schöne und reiche feurige Edelsteine aufweist. Dieses Geschmeide umfaßt Schmuckgegenstände aller Art: Stirn- und Halsbänder, Arm- und Ohrringe, einen Nasenring, wie ihn die sartischen Frauen im linken Nasenflügel tragen, Gürtel- und Gürtelschnallen, Amulette mit Koransprüchen 2c., wie sie von Frauen am Oberarm getragen werden, Fingerringe mit und ohne Edelsteine, einen goldenen Fingerhut,

Rosenkränze, Tabaksdosen, schöne Emaillen, prächtige geschnittene Steine zu verschiedenem Gebrauch, worunter solche mit christlichen Emblemen, welche wahrscheinlich von den in Zentralasien verbreiteten Nestorianern herrühren, und verschiedene bukharische und persische Orden ꝛc.; ferner mehrere von Ausgrabungen herrührende antike Fundstücke, nebst Thon- und Glasscherben aus den Ruinen vorhistorischer Städte in der Turkmenenwüste, sowie endlich eine höchst interessante Sammlung antiker und mittelalterlicher asiatischer und anderer Münzen. Ganz merkwürdig und in ihrer Art einzig ist eine Sammlung von Kleidungsstücken und Gegenständen der weiblichen Toilette, über 60 Gegenstände umfassend, worunter äußerst feine uralte Stickereien und Nadelarbeiten und ungemein seltene und kostbare Stoffe, sowie eine Anzahl jener feineren Frauenarbeiten, wie sie nur in den Harems verfertigt werden und kaum jemals in den Handel kommen, Färbemittel für Augenbrauen, Haare, Fingernägel u. dgl. Besonders mannigfaltig, reich und hochinteressant durch die phantasievollen Zeichnungen und durch die ungemein fleißige, feine und mühsame Handarbeit ist die Sammlung von Gefäßen aus Kupfer, Bronze, Porzellan, Fayence ꝛc., worunter Wasserkannen und -Becken, Platten, Trinkbecher, Kungane (Theekannen) von älterer und neuerer Arbeit in Kupfer, Bronze und Silber, Töpfe, Wasserpfeifen, Lampen, Löffel, Trinkbecher, Tassen, Schreibzeuge, Tabaks-, Opium- und Haschisch-Pfeifen ꝛc., deren Arbeit, Ciselierung, Ornamentik, Filigranierung u. s. w. uns einen hohen Begriff von der Geschicklichkeit und Erfindungsgabe der zentralasiatischen Metallarbeiter geben und den Styl und Geschmack der verschiedenen Völker Asiens repräsentieren. Viele derselben erinnern in Form und Arbeit lebhaft an die Meisterstücke mittelalterlicher europäischer Metallarbeit, und zeugen für die hohe Vollendung in Kunsttischlerei, Schnitz- und Lackarbeit der Orientalen in früherer Zeit. Eine der reichsten, schönsten und kostbarsten Abteilungen der Moser'schen Sammlung ist ferner die der Teppiche, Gewebe, Tapeten, Filze, Stickereien ꝛc., in welcher uns der morgenländische Kunstfleiß und Geschmack in seiner reinsten Eigenart und in seinen gediegensten und mühevollsten Leistungen entgegentritt. Diese Abteilung umfaßt Teppiche, Filzdecken, gewobene und gestickte Wandtapeten, Khalate (Feierkleider) und andere Kleidungsstücke, Shawls, Schabraken und Stickereien aller Art, meist von einer ungemeinen Farbenpracht und in grellbunten reichen Mustern. Die prachtvollsten, seltensten und kostbarsten Stücke dieser Abteilung sind jene großen und ungemein reichen Teppiche, welche unter den Filzzelten der Turkmenen von den Frauen mit einem unbeschreiblichen Aufwand von Geduld und Geschicklichkeit gewoben und dann als Tribut an den Khan von Khiwa abgeliefert werden. Von diesen schönen Teppichen kommen nur die kleinen Gebetsteppiche in den Handel und werden schon ungemein teuer bezahlt; die großen aber sind so kostbar, daß sie auf dem Markte keinen Käufer finden würden, und werden gewöhnlich von den Fürsten und Herren nur geschenkweise an befreundete Souveräne und hervorragende Fremde abgegeben, wie früher die Gobelins. Auch diese Prachtstücke der Sammlung sind Geschenke, welche Herr Moser von morgenländischen Fürsten erhalten hat, und dürften die einzigen in ihrer Art sein, welche sich in Deutschland befinden. Sehr merkwürdig sind auch die Schabraken, Satteldecken, Satteltaschen ꝛc. und die elf Filzdecken von verschiedener und sehr schöner Arbeit, welche sich in dieser Abteilung befinden, sowie die herrlichen gestickten Portièren, Draperien und Tapeten ꝛc. und die reiche Auswahl von Khalats (Ehrenkleidern) und anderen Manns- und Frauenkleidern von prächtigen Stoffen aller Art, die schönen Gürtel, Schärpen, Kaschmir- und sonstigen Shawls, die Pelze und Pelzmützen. Da alle diese Stoffe und die daraus gefertigten Gegenstände Handarbeit sind, so kann man die Ausdauer, Geduld und Geschicklichkeit der Frauen der verschiedenen zentralasiatischen Stämme nicht genug bewundern, aus deren Händen allein diese Gewebe hervorgehen, deren Herstellung eine unbeschreibliche Mühe und Kunst erfordert und erkennen läßt, zu welcher Vollkommenheit erst unter günstigeren politischen und sozialen Verhältnissen dieser Kunstfleiß der Orientalen sich entwickeln könnte.

Als höchst interessant und lehrreich dürfen wir auch die erwähnte Sammlung von alten orientalischen Münzen bezeichnen, welche Herr Moser von seiner Reise mitgebracht hat und welche einige hohe Seltenheiten enthält.

Die Waffensammlung des Herrn Moser gehört zu dem Schönsten, Interessantesten und Kostbarsten, was in dieser Hinsicht zu sehen ist, und es dürfte keine zweite ähnliche in Europa geben. Da sind zunächst 21 Säbel und Hiebwaffen von der wundervollsten Arbeit mit den herrlichsten Klingen aus Damascus und Khorassan, jene berühmten Klingen aus Wuzstahl, welche so vorzüglich gehärtet und geschliffen sind, daß man ebenso gut einen centimeter-dicken eisernen Nagel ohne Scharte damit durchhauen, wie einen mehrfach aufgerollten Filz mit Leichtigkeit damit durchschneiden kann, und in der verschiedensten Montierung, bald mit eigentümlichen Griffen aus Nephrit, Elfenbein ꝛc., in Scheiden von Sammet, Silber und getriebenem Metall, bald ganz einfach ausgestattet mit Griff und Scheide von Holz, denn dem Orientalen gilt zumeist die Güte der Klinge, für welche er weder einer reichen Scheide, noch eines kostbaren Wehrgehänges bedarf. Auch die tscherkessische Schaschka, der beinahe gerade Säbel mit trefflicher Klinge, ist in einem schönen Exemplar mit silbernem nielliertem Griff vertreten. Nicht minder reich ist die Sammlung an anderen morgenländischen Hieb- und Stoßwaffen, Messern, Dolchen ꝛc., worunter ein khiwanischer Ptschak (Ptschaus) oder Ehrendolch und eine bukhariotische Aibalta oder Streitaxt, welche die Stelle des Marschallstabes vertritt; ferner an schönen kaukasischen Waffen: Flinte, an verschiedenen reichverzierten Sattelpistolen, Kinschals (geraden

langen Dolchen), sonstigen Dolchen, Jagd- und anderen Messern, Trink- und Pulverhorn, Peitsche u. s. w. Eine weitere Abteilung dieser Waffensammlung besteht aus verschiedenen Arten und Formen reichverzierter Pistolen, Streitäxte, Streithämmer, Speere, Schilde, Lanzenspitzen, Messer, Pulverhörner, Peitschen, Bogen, Pfeilen, Panzerhemden, einem Schleifstein, einem chinesischen Sonnenschirm, Pistolenhalftern, der Sklavenkette eines Teke-Turkmenen 2c. Diese ganze Sammlung vermag dem Beschauer ein deutliches Bild von der Vorliebe der Asiaten für schöne Waffen, von ihrer Bewaffnung und kriegerischen Ausrüstung, ihrer Waffenfertigkeit und besonders von dem Streben nach Kriegstüchtigkeit des einzelnen, sowie von dem ungemeinen Kunstfleiß zu geben, welchen der Orientale noch bis auf den heutigen Tag auf die Verfertigung seiner Waffen und deren Verzierung verwendet.

An diese Waffensammlung schließt sich dann ergänzend noch eine Sammlung von 35 schönen und wertvollen Stücken morgenländischer Sättel, Zäume und Pferde-Ausrüstungen an, welche meist aus Geschenken asiatischer Großen bestehen und teilweise die höchste Vollendung von Sattler-, Riemer- und Goldschmiede-Arbeit zeigen. Da in jenen Ländern das Pferd sowohl als Transportmittel für die Reise wie als Reittier für den Krieg eine so bedeutende Rolle spielt, so wird in ganz Zentralasien der Ausrüstung des Pferdes für Krieg und Frieden und für zeremonielle Gelegenheiten eine große Aufmerksamkeit geschenkt, und da man die edelsten Pferde zu besitzen trachtet, so werden diese auch ihrem Wert entsprechend herausgeputzt. Mit welchem Aufwand dies geschieht und welchen Fleiß die Bukharioten, Khiwaner, Turkmenen und Tscherkessen hierauf verwenden, das ist aus dieser Sammlung von gold- und silbergestickten Schabraken neben einfachen Filzdecken, aus diesen reich mit Onyx, Türkis und Mosaik verzierten Zäumen zu sehen, welche zum Teil Geschenke des Emirs von Bukhara, des Khans von Khiwa u. a. m., zum Teil aber auf den Bazaren jener asiatischen Städte erkauft sind.

Aeußerst merkwürdig und auch den Freund der Naturkunde ansprechend sind die Jagdtrophäen der Moser'schen Sammlung: die schönen Felle von Tigern, Leoparden, Irbis, Wölfen, Bären, Bergziegen, Argalis, Muflons, die prächtigen asiatischen Hirschgeweihe, Wildschweins-Gewerfe und -Borsten, Gehörne von Saiga-Antilopen, Argalis, Muflons und Begoras, welche hier zu sehen sind. Diese Geweihe von Urhirschen vom Amu-Darja werden besonders den deutschen Waidmann interessieren, da solche Riesen des Rotwildes längst bei uns in Mitteleuropa ausgestorben sind.

Von hervorragendem ethnologischem Wert ist ferner noch das echte Filzzelt aus Bukhara, welches uns einen deutlichen Begriff vom Leben und Treiben der zentralasiatischen Nomaden und einen trefflichen Einblick in ihr häusliches Leben zu geben imstande ist, von den wenigen Bequemlichkeiten und Genüssen am häuslichen Herd, von ihrer Genügsamkeit und Abhärtung, von Freud und Leid ihres Heimwesens zeugt, wenn sie von den Strapazen ihres Hirtenlebens oder den Gefahren und Entbehrungen ihrer Kriegs- und Raubzüge sich im Schooß ihrer Familie erholen.

Den ergänzenden Schluß und den nicht mindest interessanten Teil der Moser'schen Sammlung bilden die zahlreichen Aquarelle von seiner eigenen Hand, die Photographien von Wereschagin'schen Skizzen, die vielen Photographien, welche unser unermüdlicher Reisender teils an Ort und Stelle aufgenommen, teils gesammelt hat. Dieselben umfassen Transkaspien, Samarkand, Khiwa, Turkestan, Zentralasien, Persien, die Türkei, Kaukasien und die Krim, und veranschaulichen in allen Größen Landschaften, Volkstypen und Volksszenen, Würdenträger, — Ansichten aller Art, welche in hohem Grade lehrreich und merkwürdig sind nicht nur für denjenigen, der das Moser'sche Reisewerk gelesen hat, sondern für jeden Freund der Länder- und Völkerkunde überhaupt.

Jeder Besucher der ausgestellten Sammlung hat sicher eine Fülle von Belehrung aus derselben hinweggenommen, und dies gilt nicht allein von dem Geographen, Ethnologen und Naturforscher, sondern von jedem Gebildeten überhaupt und besonders auch von dem Kaufmann und dem Industriellen. Alle diese ausgestellten Erzeugnisse Zentralasiens lehren uns den dortigen Geschmack und die Anforderungen kennen, welche auf dortigen Märkten der Käufer an die einzelnen Waren, an die Gegenstände des täglichen Gebrauchs stellt, und dies ist für unseren deutschen Handel und unsere Industrie ein bedeutsamer Wink, denn dort sind noch manche Absatzquellen für unsere Manufakte zu erschließen, wenn diese sich dem orientalischen Geschmack anbequemen, der bekanntlich ein ungemein konservativer ist. Eine Menge Gegenstände aus dieser Sammlung wären daher ungemein wertvolle Erwerbungen für unsere Musterlager und permanenten Industrie-Ausstellungen. Und doch wäre es unendlich schade, wenn diese prachtvolle einheitliche Sammlung zerstückelt würde, die in ihrer Gesamtheit eine Zierde und ein unberechenbarer Nutzen für Berlin oder eine andere deutsche Großstadt und deren Sammlungen und eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges wäre. Es drängt uns daher, hier bezüglich dieser Sammlung einige bescheidene und unmaßgebliche Winke auszusprechen: zunächst möchten wir Herrn Moser freundlich bitten, seine Sammlung auch in deutschen Städten auszustellen und so zu allgemeinerer Kenntnisnahme zu bringen, was für ihn gewiß mit keinem pekuniären Wagnis verbunden wäre. Sodann möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Männer der Wissenschaft, unserer gelehrten Vereine und unserer deutschen Regierungen auf diese Sammlung hinlenken, welche in ihrer Art beinahe die einzige auf dem Kontinente ist, und die maßgebenden Persönlichkeiten und Kreise zu einem gemeinsamen Vorgehen und Befürworten

veranlassen, daß für den Fall, wo diese Sammlung, die einen inneren (nicht Affektions-)Wert von einigen Hunderttausend Mark hat, einmal zum Verkauf kommen würde, dieselbe für das Reich oder für einen deutschen Staat erworben werde, um nicht, wie so manches wissenschaftliche Unicum, ins Ausland zu wandern und unserer Nation unwiederbringlich verloren zu gehen. Abgesehen von dem hohen wissenschaftlichen Wert und Interesse der Sammlung, hat sie, wie schon angedeutet, auch eine ungemein wichtige praktische Seite: über kurz oder lang wird Zentralasien vollends dem russischen Reiche einverleibt und mit demselben durch die bereits in Angriff genommene und bis Merw vollendete transkaspische Eisenbahn erschlossen und wird dann ein ergiebiger Markt für diejenige europäische Industrie, welche sich in Geschmack und Styl seinen Formen anbequemt, die zu studieren und uns anzueignen diese Sammlung die ausgezeichnetste Gelegenheit bieten würde.

Der Mittelrhein und sein Vulkangebiet.

Von unserem Spezialberichterstatter.

In der vom 22. bis 25. August. d. Js. zu Koblenz abgehaltenen Hauptversammlung des „Vereins deutscher Ingenieure“ hielt Herr Dr. Carl Hintze, Privatdozent der Mineralogie an der Universität Bonn, einen Vortrag „über den Mittelrhein und sein Vulkangebiet“, der so hochinteressante Forschungsresultate zur Kenntnis der zahlreichen Zuhörerschaft brachte, daß auch die Leser des „Ausland“ einen der Raumverhältnisse wegen freilich knapp gehaltenen Bericht über den Vortrag willkommen heißen werden.

Der Herr Redner beschäftigte sich zunächst einleitend mit der geologischen Geschichte des Rheins. In der Tertiärzeit haben wir uns zwei große Seebecken vorzustellen, das Mainzer und das Neuwieder, auf dem heutigen Wege zwischen Bingen und Koblenz vollständig durch die noch intakten Felsenschichten getrennt. Bis oberhalb Remagen, aber nicht bis zu dem noch isolierten Seebecken von Neuwied, reichte von Norden her das Meer in einer Bucht, die man geologisch als die Bucht von Köln zu bezeichnen pflegt. Trotz der gleichzeitigen Existenz ist aber doch eine wesentliche Verschiedenheit der beiden Wasserbecken zu konstatieren. Das bedeutend größere Mainzer Becken stand in Verbindung mit dem Meere, welches sich damals von Südfrankreich am Rande der Pyrenäen und am Nordrande der Alpen entlang in seinen Ausläufern bis zum Wiener Becken erstreckte. Das viel kleinere Neuwieder Becken dagegen trägt durchaus den Charakter des Süßwasserbeckens. Nachdem der Redner eingehend das geologische Alter der beiden Becken bestimmt und dargelegt hat, wie eine Veränderung dieser Verhältnisse in der jüngeren Tertiärzeit eintrat, als die Hauptfaltung und Hebung des heutigen Alpengebietes vor sich ging, kommt er zu seinem eigentlichen Thema.

Sowohl im Westerwalde als auch im Neuwieder Becken finden sich ausgedehnte, zum Teil geschichtete Lagen von Bimssteinen, also unwiderlegliche Zeugen ehemaliger vulkanischer Thätigkeit. Im Westerwald selbst aber läßt sich jetzt ebenso wenig wie im Neuwieder Becken ein Herd jener Bimsstein-Eruption wahrnehmen. Wohl aber haben wir auf der linken Rheinseite in der Umgebung des Laacher Sees und in der Eifel ein Gebiet, welches sich nicht nur durch vulkanische Tuffe, Laven und Auswürflingsbomben als ein vulkanisches charakterisiert, sondern auch Berge genug aufweist, die sich durch vollkommene Analogie in Form und Bau mit den noch heute thätigen Vulkanen als solche kennzeichnen. Man war nun früher geneigt, in Ermangelung der sichtbaren Eruptionsstellen im Westerwald auch alle rechtsrheinischen Bimssteine den zunächst liegenden Vulkanen des Laachersee-Gebietes zuzuschreiben. Wind und Wasser können ja als Transportmittel reichlich in Rechnung gestellt werden. Zunächst aber ergab die genauere Beachtung der Lagerungsverhältnisse, daß die Bimssteine des Westerwaldes ungleich älter sind als die des Neuwieder Beckens; jene gehören den tertiären Schichten an; dagegen ist das Neuwieder Becken erst nach Ablagerung des Löß von einem großen Bimsstein-Auswurf überschüttet worden. Andererseits steht auch mit der Annahme, die Westerwälder Bimssteine seien nach Art eines Aschenregens aus weiter Entfernung herbeigeführt, die Thatsache im Widerspruch, daß die Westerwälder Bimssteine in scharfem Abschnitt gegen den an den höheren Gehängen auftretenden Basalt abschließen, während die basaltischen Rücken und ebenso die Thalgründe frei davon sind.

Wenn nun also der Westerwälder Bimsstein wohl nicht aus dem linksrheinischen Vulkangebiet stammt, so sind wir aber auch nicht imstande, diejenigen Stellen zu bezeichnen, welche den Bimsstein in der Tertiärperiode geliefert haben. Hier ist eben die gesamte Oberfläche durch die Erosion und durch die Ausbildung der Wasserläufe und Thäler so gänzlich umgestaltet worden, daß keine Spur der ursprünglichen Form erhalten geblieben ist. Während somit manches auf diesem Gebiete der menschlichen Erkenntnis verschlossen ist, weil die Verhältnisse „verwaschen“ wurden, zeigt der Vortragende, wie wir andererseits in der Lage sind, die Zeit der vulkanischen Ausbrüche näher zu begrenzen. Die in einigen Tuffen der Umgebung des Laachersees und der Vorder-Eifel eingeschlossenen Pflanzenreste beweisen, daß die Ausbrüche bis in das Oberoligozän zurückreichen, also in derselben Zeit angefangen haben, wie die zahlreichen Basaltausbrüche. Andererseits aber fällt die letzte Thätigkeit der erloschenen Vulkane in unsere prähistorische Zeit. Die Funde von Thongefäßen, behufs Markgewinnung zerspaltenen Knochen, von Steinmessern und Schabern, von Pfriemen u. dgl.

unter der Bimsstein-Ablagerung zeigen, daß der Mensch Zeuge dieses letzten vulkanischen Ausbruchs gewesen ist.

Was nun die gegenseitige Lage der einzelnen Ausbruchsstellen in den vulkanischen Gebieten anbetrifft, so sehen wir zunächst in Bezug auf den Laachersee eine peripherische Lage der umgebenden Krater und Schlackenberge. Nur wenige der Berge auf der Südostseite sind weiter als 9 Km. vom Mittelpunkt des Sees entfernt, die Gipfel der umgebenden Krater weniger als 4 Km. Bei dieser Verbreitung der Krater um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt treten aber zwei Richtungen besonders hervor, in welchen die vulkanischen Ausbrüche gedrängter liegen als in allen übrigen. Die eine dieser Richtungen von Nordost gegen Südwest umfaßt das Kesselthal von Wahr, den Laachersee, den Kruster Ofen ꝛc. bis zum Birkenkopf in einer Länge von etwa 26 Km. Die andere Richtung geht von Nordost gegen Südwest am westlichen Rande des Laachersees vorbei und umfaßt den Leilenkopf, die Kunksköpfe, den Veitskopf, den Laacherkopf ꝛc. bis zum Hochsimmer.

Die Vulkane der Vorder-Eifel dagegen weisen durch ihre sehr bestimmte lineare Entwickelung sehr deutlich auf Spalten hin, welche sich zwischen Bertrich und Ormont in der Richtung von Südost gegen Nordwest in einer Länge von 52 Km. fortziehen und auf denen die Eruptionen an einzelnen Stellen stattgefunden haben.

Die wenigen Ausbrüche der Hohen Eifel liegen in der Richtung von Uelmen bis Drees von Süden gegen Norden in einer Längenerstreckung von etwa 16 Km.

Bevor sich der Vortragende den Erscheinungsformen der vulkanischen Ausbrüche zuwendet, bemerkt er bezüglich der durchbrochenen Schichten selbst, daß als Grundlage aller anderen Formationen in der Eifel und am Laachersee die Schichten der unteren Abteilung des Devon allgemein verbreitet sind, bestehend aus Thonschiefer, Sandstein und den mannigfachen Uebergängen derselben in einander. Zum größten Teil steil aufgerichtet, besitzen die Schichten nahezu gleiche Streichungslinien und fallen in Mulden und Sättel gebogen nach entgegengesetzten Richtungen ein. Einige der tiefsten Mulden dieser Schichten enthalten in der Eifel die mittlere Ablagerung der devonischen Formation, den sogen. Eifelkalkstein, mächtige und massig auftretende Schichten von Kalkstein und Dolomit, stellenweise hauptsächlich aus Korallen zusammengesetzt. In der Gegend von Hillesheim, Palm, Gerolstein und anderen Orten treten die vulkanischen Massen mit den Eifelkalksteinen in Berührung. Gerade in dieser Gegend werden aber auch beide Ablagerungen des Devon von nahezu horizontalen Buntsandsteinschichten überlagert und von den Vulkanen durchbrochen. Im Gebiet des Lachersees fehlen Eifelkalk und Buntsandstein. Dagegen findet sich teilweise eine Ablagerung vom rheinischen Braunkohlengebirge, dem Oligozän angehörend. —

Der Vortragende bespricht nunmehr die vulkanischen Ausbrüche selbst, die in den Gebieten der Eifel und des Laachersees zum Teil in der Form auftreten, wie man sie gewöhnlich mit der Vorstellung eines Vulkans verbindet, d. h. in der Form von deutlichen Kratern mit größeren Lavaströmen oder ohne solche. Weiter aber finden sich blos kegelförmige oder rückenartige Schlackenberge, ebenfalls mit Lavaströmen oder ohne solche, endlich sogenannte Maare, eigentümliche, zum Teil mit Wasser gefüllte Trichter und Kesselthäler mit geschichteten Tuffen. Das Laacher-Gebiet zeichnet sich durch die Größe seines einzigen Maares, des Laachersees, aus, besitzt dagegen keinen einzigen vollkommen geschlossenen ringförmigen Krater. Die Laacher Krater sind alle hufeisenförmig durch eine Oeffnung im Walle. In der Vorder-Eifel, welche ebenfalls eine Anzahl wenn auch kleinerer Maare besitzt, treten einige ganz geschlossene Kratere auf. Ein solcher ist auch der ganz isoliert in der Nähe von Rolandseck liegende Rodenberg.

Viel häufiger sind im Laacher und Eifelgebiet die kegel-, kuppen- und rückenartigen Schlackenberge.

Die Maare haben nur vulkanische Bomben und Tuffe geliefert, nie aber Lavaströmen zum Austritt gedient. Ihren Ursprung verdanken sie wohl einer Explosion unterirdischer Gas- und Dampfansammlungen. Deshalb werden sie auch als Explosionskrater bezeichnet und sind also als Vulkane ersten Stadiums anzusehen.

Eine erste Explosion im Eruptionskanal wirft breiartige Tuffmassen, Bomben, Sande oder Aschen aus. Erst die Anhäufung der Auswurfsmassen durch wiederholte Ausbrüche baut um die Eruptionsstelle einen Kegel auf, der je nach dem Material sich charakterisiert als Tuffkegel, Sandkegel, Aschenkegel oder Schlackenkegel. Ein Lavakegel entsteht, wenn die Lava über die trichterförmig erweiterte Mündung des Eruptionskanals übertritt.

Redner bespricht weiterhin die vulkanischen Produkte selbst, unter denen wir als die interessantesten an dieser Stelle nur die den Laachersee umgebenden Auswürflinge hervorheben, die sog. Lesesteine, die sich in keiner Richtung 2 ¼ Km. von der Mitte des Sees entfernen.

Diese Laacher Auswürflinge sind deshalb so besonders interessant, weil sie erstens in den Gesteinsfragmenten, die in der Tiefe losgerissen und an die Oberfläche befördert wurden, eine Musterkarte des in der Tiefe anstehenden Urgebirges liefern, und zweitens, weil sie in den anderen, durch die vulkanische Einwirkung teils umgeänderten, teils erst neugebildeten Gesteinen und Mineralien wesentlich zur Förderung unserer Kenntnisse von der chemischen Geologie beizutragen geeignet sind.

Es finden sich Granit, Amphibolit, Diorit, Gneiß, Glimmerschiefer, Chloritschiefer, Urthonschiefer in allen Varietäten, endlich devonische Schiefer und Grauwacke.

Von den weißlichen, wesentlich aus Sanidin bestehenden Auswürflingen, von Herrn v. Dechen allgemein als Sanidingestein bezeichnet, wurde angenommen, daß sie zwar durch irgend eine vulkanische Einwirkung entstanden, aber

schon im fertigen Zustande ausgeschleudert wurden, oft mit Spuren späterer Feuereinwirkung. Die echt vulkanischen Auswürflinge sind die Basaltbomben und die Bomben des sogen. Laacher Trachyts. Mit letzterem Namen bezeichnete Herr v. Dechen eine eigentümliche Art von Auswürflingen, zum Teil von beträchtlichen Dimensionen, bis zu 1—2 Fuß Durchmesser, mit licht- bis dunkelgrauer Grundmasse, welche gegen die porphyrartig eingewachsenen Mineralien, meist Sanidin, vorherrscht. Petrographisch unterscheidet sich der Laacher Trachyt von den gewöhnlichen Sanidintrachyten durch die reichliche Beimengung von Olivin.

Professor Laspeyres hat 1866 die Ansicht ausgesprochen, daß jene Gesteinsmodifikationen, die Sanidingesteine und der Laacher Trachyt, nur als Produkte verschiedener Erkaltungs- und Erstarrungsbedingungen anzusehen seien.

Im Gegensatz dazu stellte Peter Wolf wenig später die Ansicht auf, die Sanidin-Auswürflinge stammen von zertrümmerten, das Urgebirge durchsetzenden Sanidingängen her, welche sich durch heiße, mit verschiedenen Substanzen beladene Gewässer gebildet haben. Herr v. Dechen hatte sich schon früher dahin ausgesprochen, daß die Sanidinbomben von einem unterirdisch anstehenden Gesteine, einem seltenen Trachyt, herrühren könnten. Vom Laacher Trachyt sagt Wolf, daß er keine reine Lava, sondern ein Mischungsprodukt verschiedener Massen, und zwar trachytischer und basaltischer, sei. Gegen die Annahme eines gemeinsamen Ursprungsmagma von Sanidingesteinen und Laacher Trachyt spreche der Umstand, daß viele Mineralien sich nur in den Sanidinbomben finden, Olivin dagegen häufig nur im Laacher Trachyt ist. Andererseits findet sich nach Wolf unter den Gemengmaterialien der Sanidinbomben keines, welches sich nur auf feuerflüssigem Wege bilden kann, wohl aber finden sich mehrere, welche nicht mit Sicherheit eine feurige Entstehung zulassen. Der Annahme einer Bildung durch heiße Gewässer widerstreite aber nichts direkt.

Die Laacher Auswürflinge sind auch jüngst wieder Gegenstand erneuter Untersuchung geworden, besonders mit Hülfe mikroskopischer Beobachtung, und zwar Seitens eines amerikanischen Forschers, Mr. Hubbard, der als Schüler des leider zu früh verstorbenen Professors v. Lasaulx soeben in Bonn eine umfangreiche Arbeit darüber abgeschlossen hat. Soweit der Vortragende in einigen Andeutungen der Publikation vorgreifen darf, ist Hubbard zu der Ansicht gelangt, daß diese Laacher Sanidinite schon während ihres Anstehens in der Tiefe vor dem Ausgeworfenwerden durch vulkanische Kräfte, also vielleicht durch mechanische und chemische Einwirkung von Gasen, eine wesentliche Veränderung erlitten haben. —

Die bisherigen Darlegungen des Vortragenden bezogen sich auf die Verhältnisse der Vulkane im engeren Sinne, die man nach K. v. Seebach's Vorgang auch als geschichtete oder Stratovulkane bezeichnet und bei denen die Eruption mit reichlicher Entwicklung von Gasen und Dämpfen verbunden ist, die erstens die allgemeine blasige und poröse Struktur des Auswurfsmaterials, und zweitens durch Explosionen dessen Emporschleuderung veranlassen. Er kommt nunmehr auf die homogenen oder massigen Vulkane zu sprechen, welche entstehen, wenn glutflüssige Massen mit geringer Beteiligung von Gasen und Dämpfen in die Höhe steigen und sich zu massigen Kuppen anstauen oder sich deckenartig ausbreiten.

Hierher gehören die Basalt-, Trachyt-, Phonolith- und Andesit-Kegel und Kuppen, die meist der Tertiärzeit entstammen.

Mit dieser Erweiterung des Begriffes Vulkan ist aber auch die Verbindung zwischen den vulkanischen Produkten der Jetztzeit und den Eruptivgebilden der älteren geologischen Perioden hergestellt; eine Porphyrkuppe des karbonischen, eine Melaphyrdecke des perreischen Zeitalters, eine paläozoische Diabaseinlagerung ist mit Bezug auf die Art ihrer Entstehung nichts anderes als eine Basaltkuppe oder ein moderner Vulkan, da überdies auch schon in den geologisch ältesten Zeiten bei der Eruption der Diabase und Quarzporphyre zuweilen ein Zerstäuben der Eruptionsmassen, die Bildung von Aschen und Tuffen stattgefunden hat.

Um das Verhältnis von Stratovulkanen zu homogenen Vulkanen noch besser zu beleuchten, bringt Vortragender kurz die beiden allgemeinen Vulkantheorien in Erinnerung. Nach der einen wird das Hervortreten feuerflüssiger Gesteine aus dem Erdinnern bewirkt durch die Zusammenziehung der festen Erdrinde; diese Zusammenziehung ist eine Folge der Abkühlung. Nach der anderen Theorie haben die glühenden Flüssigkeiten, aus denen einstmals die Erde und die Planeten bestanden, unter dem damals hohen Atmosphärendruck große Massen von Gasen absorbiert. Diese Gase werden erst wieder in Freiheit gesetzt in dem Augenblicke der Erstarrung jener Flüssigkeiten, wie man das beim Spratzen des Silbers oder beim Erstarren des mit Wasserdampf gesättigten Schwefels beobachten kann. Diese stark überhitzten Gase sollen nun die vulkanischen Eruptionen veranlassen, indem ihre hohe Temperatur ein Schmelzen der in höheren Regionen schon erstarrten Gesteine und ihre hohe Spannung ein Emporbringen derselben bis zur Erdoberfläche und das Zerstäuben zu Asche bewirkt.

Es ist einleuchtend, daß die erste Hypothese geeigneter ist zur Erklärung der ruhiger fließenden massigen Vulkane, die zweite Hypothese aber ungezwungen das ungeberdigere Wesen der Stratovulkane erklärt. Dem Vortragenden scheint deshalb die von Professor Streng vorgeschlagene Vereinigung beider Hypothesen als der Wahrheit am nächsten kommend.

In Bezug auf die Geschichte vulkanischer Thätigkeit auf der Erdoberfläche erinnert Vortragender daran, daß

nach den Ausbrüchen der Diabase, Porphyre und Melaphyre in der paläozoischen Zeit eine lange Pause eintrat. Während der Ablagerungszeiten von Trias, Jura und Kreide fanden Durchbrüche glutflüssiger Gesteinsmassen nur ausnahmsweise und beschränkt auf kleine Territorien statt. Erst in der Tertiärperiode beginnt wieder die vulkanische Thätigkeit im großen, speziell die eigentliche Aera der massigen Vulkane, welche die Trachyte, Phonolithe und Basalte geliefert hat, denen sich die Ausbrüche der Stratovulkane aufs Engste anschließen.

Die letzten unscheinbaren Nachwirkungen der großartigen Ereignisse früherer Zeiten sind die kohlensäurereichen Wasserquellen und Gasausströmungen, an denen die Eifel und die Umgebung des Laachersees reich ist. Auch freie Kohlensäure entströmt aus Mofetten an zahlreichen Punkten, unter anderen bei Burgbrohl, wo das ausströmende Quantum in der Minute 430 Liter Wasser und 1500 Liter gasförmiger Kohlensäure beträgt, in 24 Stunden also 2160 Kubikmeter Kohlensäuregas.

Vortragender schließt mit dem Hinweis, daß neben dem wissenschaftlich Interessanten der Mittelrhein in seinen Blei-, Zink- und Eisenerzablagerungen auch für die Volkswirtschaft wertvolle Schätze berge, so daß man wohl sagen könne: „Das Rheinthal hält unter der Erde an Wert, was es auf der Erde durch Schönheit verspricht.“ (Lebhafter, langanhaltender Beifall!)

Litteratur.

* Bulgarien und Ostrumelien. Mit besonderer Berücksichtigung des Zeitraums von 1878—1886, nebst militärischer Würdigung des serbo-bulgarischen Krieges von Spiridion Gopčević. Mit 6 chromo-lithographischen Schlachtplänen. Leipzig, B. Elischer, 1886. — Wenn heutzutage ein umfangreiches Werk über Bulgarien an sich schon auf allgemeinere Beachtung rechnen darf, so wird man einem solchen wohl noch ein größeres Interesse entgegenbringen, wenn es, wie das vorliegende, von vornherein Enthüllungen über die neuesten politischen Ereignisse in Aussicht stellt, dabei aber eine vollständige Unparteilichkeit zusichert. So gibt denn der Verfasser des vorliegenden umfangreichen Werkes zunächst die Geographie, Statistik, Ethnographie und Vorgeschichte Bulgariens bis zum Frieden von San Stefano, sodann die Geschichte Bulgariens vom Frieden zu San Stefano bis zur serbischen Kriegserklärung und besonders die Geschichte der Regierung des Fürsten Alexander I. in ihren verschiedenen Phasen, womit seine „Enthüllungen“ beginnen, welche zwar Aufsehen erregen, aber nicht viel Glauben finden dürften, da sie den Stempel einer gewissen Voreingenommenheit tragen. Was sodann der Verfasser im Memoirenstyl von seiner eigenen Beteiligung an den Zettelungen und politischen Umtrieben und Unterhandlungen in Ostrumelien und Bulgarien erzählt, ist noch interessanter als was er uns von der geheimen Geschichte des Hofes und Kabinets von Sofia zu erzählen weiß, und gehört mehr der Politik und der Tagesgeschichte an, mit welcher wir uns hier nicht zu befassen haben. Die Geschichte des serbo-bulgarischen Krieges wird sodann auf nahezu 200 Seiten Groß-Oktav ausführlich erzählt und hat als Bericht eines Augenzeugen kriegsgeschichtlichen Wert, geht aber nach dem Eindruck, welchen wir davon gewinnen, doch vielfach über die verheißene Unparteilichkeit hinaus und ist gegen die bulgarische Armee sehr streng, gegen den Fürsten Alexander und seine Regierung oft förmlich gehässig. Wir überlassen es dem Verfasser, für seine Anschuldigungen die Beweise beizubringen. Derjenige Teil des Werkes, welcher uns zunächst interessiert und die Geographie und Statistik, sowie die Ethnographie beider Bulgarien und deren Geschichte bis zum Ende der Türkenherrschaft behandelt, ist dagegen eine wirkliche Bereicherung unseres Wissens von jenen unter dem Türkensäbel verwilderten Ländern und Völkern und ergänzt dasjenige, was wir aus den früheren Reisewerken und Spezialschilderungen erfahren, und wir können diesem Teil des Werkes unsere Anerkennung nicht versagen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 37. Stuttgart, 13. September. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Rio del Rey-Frage.

(Mit einer Karte.)

Seit 1844, seit der Veröffentlichung der Berichte Kings über Beecrofts Fahrt auf dem Alt-Kalabar, zeigen alle Karten dieses Gebietes dieselben Angaben: den mächtigen Bogen des Alt-Kalabar und zwischen diesem und dem Kamerun-Gebirge drei Flußmündungen, deren unbedeutende Zuflüsse ihr Dasein nur unsicheren Erkundigungen verdanken. Erst die neueste Zeit, von 1877 an, brachte etwas Aufklärung in das Flußgewirre; in Folgendem soll zum ersten Male der Versuch gemacht werden, im Anschluß an den Aufsatz des Herrn Dr. Schwarz im 14. Heft der „Deutschen Kolonialzeitung" d. Js. aus den vorliegenden Einzelforschungen ein zusammenhängendes, ineinander greifendes Ganze zu entwerfen.

Die englische Seekarte[1] zeigt zwischen der Mündung des Alt-Kalabar oder Akpa Efik und dem Nordwestfluße des Kamerun-Gebirges drei Flußmündungen, von denen die westliche Rio del Rey genannt ist, während die anderen beiden ohne Namen sind. Die östlichste wurde bisweilen Rumbi genannt, welcher Name aber noch häufiger als die einheimische Bezeichnung für den Rio del Rey galt. Die mittlere Mündung hatte gar keinen Namen, möglicherweise ist sie die Rivière S. Jean auf Jean Guérard's Karte von 1631 (Dieppe).

Schotten, Engländer, Polen, Schweden und vor allen Deutsche haben sich an der Erforschung unseres Gebietes beteiligt, und zwar die ersteren von Westen her mit den presbyterianischen Missionsstationen am Alt-Kalabar als Stützpunkt, Engländer, Polen und Schweden von Osten, von der Mungo-Linie oder der Westküste des Gebirges ausgehend, und endlich Deutsche von der Küste aus zu Wasser, die Forschungen der vorigen im Westen und Osten verbindend.

Der Rio del Rey (Königsfluß) der Portugiesen heißt bei den Eingeborenen Meme (nach v. Schuckmann I und Schwarz) oder Ajan Ufa, d. i. langes Wasser, langer Fluß, eine Bezeichnung, die schon von vornherein einen weit größeren und bedeutenderen Wasserlauf voraussetzen ließ, als die Karten anzugeben pflegten. Der Rio del Rey wurde zum ersten Male 1877 von dem schottischen Missionar Alex. Roß von Duketown unter Führung des Häuptlings von Balundu, Yellow Duke, besucht. Derselbe drang auf dem linken Ufer des Flusses in das Bakisch genannte Gebiet vor und gelangte bis über den herrlichen Wasserfall von Komi hinaus, leider ohne den Namen des ihn bildenden Flusses zu nennen.[1] Wegen Mangels jeglicher Angabe von Kompaßrichtungen während des Marsches ist trotz der genauen Zeitangaben eine Konstruktion der Route nicht eher möglich, als bis die Angaben späterer Reisenden eine Gleichsetzung beiderseits

[1] „West Coast of Africa, Sheet XIX, Cape Formosa to Fernando Po." Nr. 1327.

[1] „Missionary Record of the United Presbyterian Church," VI, 1877, Nr. 140, 141.

besuchter Orte gestatten werden. Der Qua-Fluß war bereits seit den vierziger Jahren festgelegt von den Missionaren Edgerley († 1857), Campbell, Waddell und schließlich Peebles 1884,[1] von denen die ersten beiden und der letzte bis zum Orte Oban am Fuße der Rumbi-Hügel vordrangen, dem östlichsten Punkte, der bisher südlich vom Bogen des Alt-Kalabar erreicht ist. Durch die Festlegung des Qua-Flusses wurde das Flußgebiet des Rio del Rey nach Westen hin schon bedeutend eingeschränkt. Der untere Lauf des Qua-Flusses und seine Verbindung mit dem Rio del Rey war bereits früher durch den Missionar Waddell bekannt geworden.[2] Peebles besuchte 1884 das „Blut-Volk", einen Stamm aus Alt-Kalabar entflohener Sklaven, und gelangte noch weiter nach Südosten nach der Küste zu.[3] So weit die Reisen der schottischen Missionare im Westen.

Im Osten gelangte als erster in die Flußgebiete dieser drei Mündungen der Baptisten-Missionar Thomson von Victoria, dessen fernsten Punkt das Dorf Monjange bezeichnet. Kartographisch niedergelegt finden sich aber diese östlichen Quellflüsse zuerst auf der Karte des Missionars Comber,[4] dessen Weg aber auf unserer Karte eine Verschiebung nach Südost erfahren mußte. 1883 endlich wurde die erste bedeutende Entdeckung auf dem östlichen Forschungsfelde gemacht, nämlich die des oberen Laufes eines bedeutenden Flusses, der von den Eingeborenen an den verschiedenen Stellen Kabi, Batimbatamba, Meme und Beke, von dem Entdecker Tomczek dagegen Richardson-Fluß genannt wurde; Tomczek's äußerster Punkt nach Nordwest ist Ngongo.[5] 1884 besuchte das englische Kanonenboot „Forward" die Küstenorte Bamusso, Ejenda, die beiden Betikka u. a., um Verträge mit den Häuptlingen derselben abzuschließen; von ihm erfahren wir, daß das Land am Rio del Rey Efut, daß das am Rumbi der östlichsten Flußmündung Idömbi heißt.[6] Die letzte und bei weitem wichtigste Route nichtdeutscher Reisender ist die der vielgenannten Schweden vom Kamerun-Gebirge Georg Valdau (nicht Waldau) und Knut Knutson. Dieselben erreichten, vom Mbu-See kommend zum ersten Male auf dem Landwege den von früheren Schriftstellern oft erwähnten Ort Balundu (Balondo, Barundo, Batondo), den alle bisherigen Karten an den Rio del Rey verlegten. Ferner überschritten sie auf dem Rückwege die Wasserscheide zwischen einem nach Nordwest abfließenden Flußsystem und den Zuflüssen des von Tomczek entdeckten Beke, den sie unterhalb Ngongo, wo er den Namen Meme führt, kreuzten.[1] Wie oben ausdrücklich bemerkt, gelangten die Schweden zuerst auf dem Landwege nach Balundu; bereits 1884 hatte die „Forward" auf einem nicht näher bezeichneten Flusse den Ort erreicht und damit bewiesen, daß die älteren Angaben,[2] Balundu zu Wasser erreichen zu können, zwar nicht auf den Rio del Rey paßten, wohl aber auf einen bisher nicht bekannten Fluß, der in die mittlere der drei Buchten mündet, nach Angabe der Schweden aber auch mit dem Rio del Rey durch Arme in Verbindung steht. Ein paar Tage nach der Abfahrt der „Forward" besuchte am 1. September 1884 Sr. Maj. Kreuzer „Möve" den Ort.[3] Die Entdecker von Balundu sind also die Schweden nicht, ihnen jedoch gebührt das Verdienst, mehr als spärliche Notizen über ihre Reise veröffentlicht zu haben, denn was nützen Entdeckungen, von denen man nichts weiter als die Thatsache erfährt?

Valdau sprach in seinen ersten Berichten die Ansicht aus, daß der von ihm überschrittene Meme der Rio del Rey sei, nahm aber seine Aeußerung bald zurück (siehe den „Ymer"), nachdem er auf Sr. Maj. Kreuzer „Habicht", Korvettenkapitän v. Schuckmann I., mit dem Gouverneur des Deutschen Kamerun-Gebietes, Frhrn. v. Soden, vom 16.—18. Oktober 1885 eine Fahrt die Mündung des Rio del Rey aufwärts unternommen hatte.[4] Der „Habicht" ankerte in 4° 52′ n. Br. und 8° 40′ ö. L. von Gr., wo sich der Fluß in zwei Arme teilte, von denen der westliche dem Alt-Kalabar zufließen soll, der östliche dagegen den eigentlichen Meme der Eingeborenen darstellen sollte. Dadurch war bewiesen, daß der Beke Tomczek's und der Meme der Schweden nicht der Meme oder Rio del Rey sein konnte. Der Beke-Meme war also weder der Rio del Rey noch der nach Balundu führende Fluß; mithin blieb Valdau nichts übrig, als den Beke-Meme in die Rumbi genannte östlichste Flußmündung fließen zu lassen

[1] Vergl. die Karte in „The Scottish Geographical Magazine" I, 1885, Nr. 7. „Missionary Record" etc. VI, 1885, Nr. 1.

[2] Waddell: „Twenty-nine Years in the West Indies and Central Africa. 1829—1858. London 1863." Mit Karte auf Seite 242. Waddell's Reisen sind schon verwertet auf Hassenstein's schöner Karte in „Petermanns Mitteilungen", 1863, Tafel 6.

[3] „Missionary Record" etc. V, 1884, Nr. 10.

[4] „Proceedings of the Royal Geographical Society, N. S.," I, 1879, Nr. 4. „Missionary Herald", 1879, Nr. 9. „Globus", 1884, LXV., Nr. 3.

[5] „Petermanns Mitteilungen", 1884, Nr. 4, Tafel 7. Nach Ansicht des Verfassers sind von den auf der Karte angegebenen Routen fingiert: Rogozinski's Route von Bakundu-ba-Bambe über Kumba und Bassingi zurück nach Bakundu-ba-Nambele, Tomczek's Route vom Mbu-See über Kumba nach Bakundu-ba-Nambele, möglicherweise auch die nach dem Richards-See.

[6] „Correspondence respecting Affairs in the Cameroons, 1885." Blaubuch C. 4279.

[1] „Ymer", 1885, V, Nr. 7 und 8 mit einer auf Grundlage der in „Petermann's Mitteilungen" erschienenen Karten angefertigten Karte. „Deutsche Geographische Blätter", 1886, IX, Nr. 1 und 2, mit Karte, deren Quellen anzugeben aber für überflüssig erachtet wurde.

[2] Allen & Thomson, „A Narrative of the Expedition to the River Niger in 1841." London 1848, II, p. 267.

[3] „Deutsche Kolonialzeitung", 1884, I, Nr. 22, S. 446. Das daselbst erwähnte Dorf Ngondge liegt am Westfuße des Kamerun-Gebirges zwischen Bibundi und dem Kap Dibundscha und ist identisch mit Jange, Yangeh, Youngay (siehe „Petermann's Mitteilungen", 1885, Tafel 18.).

[4] „Annalen der Hydrographie" 2c. 1886, XIV, Nr. 3.

und den Namen Rumbi auf den ganzen Fluß zu übertragen. Auf einer weiteren Entdeckungsfahrt untersuchte Frhr. v. Soden den Unterlauf des nunmehr Rumbi genannten Flusses mit Sr. Maj. Kanonenboot „Cyklop“ und fuhr dann nach Balundu auf dem zweiten Flusse, dessen Name Mokasse jetzt festgestellt wurde. In Begleitung des „Fan“, Kapitän Witt, lief man dann in den Rio del Rey ein und verfolgte denselben auf siebentägiger Reise nach Baldau etwa 200 e. Mln. mit Umgehung mehrerer Stromschnellen in einer großen Krümmung gegen Norden.

Das Ergebnis der bisherigen Forschungen ist also folgendes:

1) den drei Buchten zwischen dem Alt-Kalabar und dem Kamerun-Gebirge entsprechen drei in ihrem Unterlaufe durch zahllose Seitenarme verbundene Flüsse, nämlich der Rio del Rey (Königsfluß, Meme, Ajan Usa), der Mokasse (S. Jean?) und der Rumbi (Meme, Beke, Richardson-Fluß, Batimbatamba, Kabi [letzterer wohl nur ein Zufluß des Hauptstroms]);

2) östlich von Balundu liegt die Wasserscheide zwischen dem Rumbi- und dem Mokasse-Fluß, deren Stromgebiete viel kleiner sind als das des Rio del Rey, welches den ganzen Raum zwischen dem Alt-Kalabar im Norden, dem Bafarami-Gebirge im Osten, dem Mokasse und Rumbi im Süden und dem Qua-Flusse im Westen einzunehmen scheint;

3) die sogen. Rumbi-Berge existieren nicht; die mit diesem Namen bezeichneten Höhen bilden die Wasserscheide zwischen Rio del Rey und Alt-Kalabar, im Westen beginnend mit den Bergen bei Oban;

4) am Busen von Guinea besteht eine Binnenland-Wasserstraße von Lagunen und Delta-Armen, welche im deutschen Kamerun-Gebiet am Rumbi beginnt und im deutschen Togo-Gebiet an der Sklavenküste bei Groß-Be endigt.[1]

[1] „Petermann's Mitteilungen“, 1885, Tafel 11.

Was nun die verloren gegangene Grenze am Rio del Rey anbetrifft, so ist der Verfasser anderer Meinung wie Herr Dr. Schwarz. Es heißt in dem deutsch-englischen Vertrag vom 7. Mai 1885:[1]

„Großbritannien verpflichtet sich, keine Gebietserweiterungen zu machen, keine Schutzherrschaften anzunehmen und der Ausbreitung deutschen Einflusses nicht entgegen zu wirken in demjenigen Teile der Küste und des Inlandes von Guinea, welcher östlich von der Linie liegt, die aufwärts gebildet wird durch die rechte Uferseite des zwischen 8° 42′ und 8° 46′ ö. L. in die See mündenden Rio del Rey bis zu seiner Quelle und von dort in gerader Linie die Richtung nach der linken Uferseite des Alt-Kalabar oder Croß-Flusses[2] nimmt, diesen Fluß überschreitet und ungefähr auf dem 9.° 8′ ö. L. an einem Punkte endigt, der auf der englischen Admiralitätskarte als ‚Rapids' bezeichnet ist." Es ist hier also klar und deutlich ausgesprochen, daß die Grenze über die Quelle des Rio del Rey laufen soll. Die Quelle dieses Flusses wurde aber jedenfalls nur deshalb zur Grenzmarke gewählt, weil sie nach den früheren Karten ziemlich auf geradem Wege zwischen der Mündung des genannten Flusses und den Ethiope-Stromschnellen lag; von einer idealen Linie war gar nicht die Rede. Da nun nach den neueren Forschungen die Quelle des Rio del Rey weit ins Innere des deutschen Gebietes nach Osten gerückt ist, so würde durch Aufrechthaltung der oben angeführten Vereinbarung eine Grenze entstehen, die das englische Gebiet tief in das deutsche Kamerun-Gebiet eindringen ließe. Daß dies nicht Absicht der Reichsregierung war, liegt auf der Hand. Es ist also doch „eine Grenze verloren", wenn auch in ganz anderer Weise, wie die „Frankfurter Zeitung" angab. Frankreich hat seine Likona-Frage, Deutschland seine Rio del Rey-Frage, die baldiger Regelung bedarf.

Khiwa und seine Bewohner.

Von Heinrich Moser.

Mit Illustrationen.

(Fortsetzung.)

Die Khans erhoben als Tribut den zehnten Teil der Gefangenen und bildeten daraus ihre Leibwachen und ihre Artilleristen, da sie die Kosaken für besonders geschickt in der Handhabung des Geschützes hielten, und diese Gefangenen waren in der That nicht die unglücklichsten; die in zartem Alter weggeschleppten Kinder wurden im Mohamedanismus erzogen und die Knaben später im Heere eingeteilt. Was die Frauen betrifft, so erlangten sie nur selten denselben Erfolg wie ihre Schwestern aus dem Kaukasus in den türkischen oder persischen Harems, da die Bewohner von Zentralasien ihre Sklavinnen nur dann heiraten, wann sie von großer Schönheit sind.

Der so entwürdigende Titel Kul blieb auch als Brandmal an der Stirn der Kinder haften, und wenn zuweilen Sklaven von hoher Intelligenz, besonders Perser, sich zu hohen Aemtern emporgeschwungen haben, so waren dies nur seltene Ausnahmen. Die Mehrzahl dieser Unglücklichen war schlecht gekleidet und dürftig genährt und vollständig eine Sache in den Händen ihrer Besitzer, welche das Recht über Leben und Tod von ihnen hatten. Auf diese Weise ließ der Emir von Bukhara, Rahim-Beg, als er einen Aufstand der Russen in seinen Staaten befürchtete, sie alle niederhauen. Allein solche Launen konnten sich nur Fürsten erlauben; die einfachen Privatleute hüteten sich sehr, solche Strenge anzuwenden, denn die Sklaven kosteten zu viel Geld, um sie und den Gewinn aus ihnen so leicht einzubüßen; sie begnügten sich mit der Bestrafung ihrer Sklaven, indem sie ihnen zwei- bis dreihundert Peitschenhiebe verabreichen, sie mit einem Ohr an einen Pfahl nageln, ihnen Ohren und Nase abschneiden oder ein Auge ausreißen ließen.

Der Preis der Sklaven hing, wie bei allen Waren, von Angebot und Nachfrage ab. Wenn die von den Turkmenen veranstalteten Raubzüge eine große Anzahl derselben auf die Märkte warfen, so verminderte sich ihr Wert fühlbar. So gab es im Jahre 1860, als die Tekes ein Heer von 20,000 Mann Persern geschlagen hatten, so viel Gefangene, daß, dem General Annenkoff zufolge, der Preis eines kräftigen und gut beschaffenen Sklaven auf 25 Krans oder Franken gefallen war, während in gewöhnlichen Zeiten, nach N. Wesselowski, der Preis eines Sklaven, zwischen 50 und 60 Tillas, d. h. zwischen 800 und 1000 Franken, schwankte.

Die russischen Sklaven wurden teurer bezahlt als die persischen; dafür wurden die persischen Frauen höher gewertet als die russischen.

Wir geben übrigens nachstehend eine Uebersicht über den laufenden Wert der Sklaven nach Ergebnissen der Ermittelungen von Vambery.

a) Männliche Sklaven:

	in Khiwa.	in Bukhara.
Von 10—15 Jahren	40 Tillas	35 Tillas.
15—25	60	45—50
25—40	70—80	80

b) Weibliche Sklaven:

	in Khiwa.	in Bukhara.
Von 10—15 Jahren, Sklavin v. großer Schönheit	70—80 Tillas.	70—80 Tillas.
15—25	50—60	50—60
25—40	40	40

Jedenfalls aber waren diese Individuen nicht einer ewigen Sklaverei geweiht; sie konnten sich frei machen,

[1] „Deutscher Reichsanzeiger", 1885, 20. Juni.

[2] Dieser letztere Name sollte von den Karten verschwinden, da er aus einer Zeit stammt, wo man den Fluß für einen Delta-Arm des Nigir hielt und ihm deshalb den Namen beilegte.

wenn sie den Islam annahmen oder eine Summe bezahlten, welche ihren Ankaufspreis um ein namhaftes überstieg; unter den Russen, welche sich nicht das zum Loskaufen erforderliche Geld verschaffen konnten, gab es viele, welche zum Islam übertraten, ein Weib nahmen und sich mit ihrer neuen Lebensweise auszusöhnen schienen. Eine Flucht quer durch die Steppe war etwas absolut unmögliches; diejenigen, welche derartige Fluchtversuche machten, fielen verhängnisvollerweise von neuem in die Hände der Nomaden, welche sie wieder verkauften, und wenn sie von ihren früheren Herren wieder ergriffen wurden, so wußten sie, was ihnen bevorstehe: sie wurden erbarmungslos gepfählt, um als ein abschreckendes Beispiel für andere zu dienen, und der Pfahl war so eingerichtet, daß das arme Schlachtopfer unter den schauderhaftesten Qualen noch mehrere Tage leben konnte.

Rußland hat schon seit 1620 auf diplomatischem Wege die Freigebung der Sklaven zu erlangen gesucht; jede der in die Khanate geschickten Gesandtschaften brachte einige derartige Gefangene zurück, welche mit den größten Schwierigkeiten und zu den übertriebensten Preisen losgekauft worden waren. Aber was besagte dieses magere Ergebnis im Vergleich zu der Anzahl derjenigen, welche noch unter der Peitsche der Muslimen schmachteten!

Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts, nach der Unterwerfung der Kirghisen, nahm die Zahl der Sklaven bedeutend ab; so gab es im Jahre 1840 nur noch 747, welche Allah-Kul, erschreckt durch die Drohungen der Russen, die damals eben die Feste Nowo-Alexandrowsk am Kaspischen Meere gebaut hatten, in Freiheit zu setzen sich beeilte. Die Einnahme von Khiwa verschaffte noch 21 russischen Gefangenen und, wie wir bereits erwähnt haben, 25,000 persischen die Freiheit.

Im Palast des Khan's von Khiwa.

Heutzutage ist die Sklaverei überall abgeschafft, wohin der Einfluß des Zars sich erstreckt; Taschkent, Bukhara und Khiwa haben aufgehört, Sklavenmärkte zu sein.

„Es ist", äußert ungefähr Vambery, „es ist den Zeitungsschreibern vergönnt, sich in ihren politischen Träumereien sentimentaler Weise zu Verteidigern der Unabhängigkeit der kleinen Völker Asiens aufzuwerfen, welche unter dem Namen Freiheit nur die Anarchie, die Plünderung und den Mord verstehen. Die Utopien Rousseau's haben ihre Zeit gehabt, und wir sind überzeugt, daß Europa — überall, wo es sich in Asien einstellte, sei es unter dem demütigen Gewande des Missionars, sei es mit dem mächtigen und furchtbaren Apparat seiner Heere — nur das Glück und die Keime eines besseren Daseins verbreiten kann, denn je mehr das Licht des Abendlandes sich über das Morgenland verbreiten wird, desto mehr werden die Mißbräuche der alten Welt daselbst verschwinden und desto glücklicher werden die Menschen daselbst sein."

Diese Worte Vambery's haben ihr Echo in den Eroberungen Rußlands gefunden, und Wunsch und Prophezeihung des berühmten Kenners vieler Sprachen sind gleichzeitig verwirklicht worden.

Aufenthalt in der Hauptstadt. Am 1. Dez. gegen Mittag kam der Mehrem in Begleitung des Zeremonienmeisters des Khans, um mich nach dem Palast zu geleiten. Die Inszenierung des Salem oder Empfangs ist viel einfacher, als die in Bukhara: keine Eskorte begleitete mich; ich übergab selbst meine Geschenke für den Khan, welche in einem großen Koffer mit einem vollständigen Thee- und Kaffee-Service aus vergoldetem Silber von prächtiger Arbeit, mit Ansichten von Moskau in Email, bestanden. Ich wußte, als ich mein Geschenk kaufte, daß das Gebahren gegen mich in direktem Verhältnis zum

Reichtum meiner dargebotenen Gaben stehen würde; auch habe ich in dieser Hinsicht nicht geknausert und mich gut dabei befunden.

Ich war in großer Gala, aber immer mit meinem unglücklichen Frack bei 15° Kälte und bei der Aussicht auf eine lange Audienz in Gemächern, welche für alle Winde offen waren. Ich war übrigens, soweit dies in meinen Kräften stand, den Landesbräuchen gefolgt. Da ich nämlich nicht fünf bis sechs Khalats übereinander tragen konnte, so hatte ich kühnlich zwei Flanelljacken und und drei seidene Hemden übereinander angezogen und befürchtete dabei nur eines, nämlich meine Tuchweste platzen zu sehen, welche über das ganze hergezogen war. Es war jedoch glücklicherweise nicht der Fall, und dieses Stück meiner Garderobe hat glücklicherweise einer solch ungewohnten Ausdehnung seines Inhalts Stand gehalten, und ich habe es meines Bedünkens ihm allein zu verdanken, daß ich mir bei meiner Audienz keine Erkältung zugezogen habe wie in Bukhara.

Auf unserem ganzen Wege und in den Bazaren stiegen die uns begegnenden Reiter ab und die Fußgänger warfen sich auf den Boden nieder. Ueberall sah man mich für einen Russen an und ich konnte eine weit geringere Feindseligkeit bezüglich meiner konstatieren, als in dem Lande, welches ich zuvor bereist hatte. Nicht selten wurde mir von den Vorübergehenden der militärische Gruß entboten, und zuweilen, was noch erstaunlicher ist, entbot man mir sogar den „Salem aleikum", welchen der wahre Muslim nur seinen Glaubensgenossen schuldig ist. Vor dem Palais hatte ich Gelegenheit, den prächtigen, von Mohammed-Emin-Khan vor etwa 40 Jahren erbauten Turm zu bewundern, welcher leider nicht vollendet worden ist, da dieser Souverän vor dessen Ausbau zu Merw getötet worden war. Dieser kegelförmige Turm ist von außerordentlichen Dimensionen; auf einer Anhöhe stehend, ganz aus emaillierten Backsteinen von verschiedenen, von Himmelblau bis dunkelblau wechselnden Farben erbaut, erinnert er an die schönsten derartigen Arbeiten in Samarkand. Auf dem vor dem Palaste liegenden freien Platze stiegen wir ab, um einen inneren Hof voll von Menschen zu durchschreiten, welche entweder Bittschriften überreichen oder an das Urteil des Khans appellieren wollen, denn er gibt jedem, der ihn darum bittet, persönlich Audienz.

Der Palast des Khans von Khiwa gewährt durchaus keinen imposanten Anblick und hat gar nichts königliches. Er ist ein Gebäude aus luftgetrockneten Lehmziegeln mit großen, von Mauerwerk umgebenen Höfen. Nirgends eine Spur von Architektur oder Reichtum wie in den Sommerresidenzen des Emirs von Bukhara. Alles ist einförmig grau mit Ausnahme der beiden mit Schmelzziegeln bekleideten Türme, welche das Eingangsthor flankieren.

Man ließ mich in ein offenes Gemach treten, welches ganz leer war und durch ein Kohlenfeuer geheizt wurde, einige schlechte Filzdecken bedeckten den Boden; nicht einmal ein Stuhl war da, auf den ich mich setzen konnte. Ich wurde während einer Viertelstunde allein gelassen und daher nachgerade ungeduldig. Tursum-Bey, mein oberster Tschigite, an die so förmlichen Empfangsfeierlichkeiten der Bukharioten gewöhnt, wo alles so gut berechnet ist, fand daß man es mir gegenüber an Respekt fehlen lasse, und machte den Dienern des Palastes gegenüber kein Hehl aus seinen Empfindungen. So sah ich denn bald den Mehrem herbeieilen, welcher sich entschuldigte, daß man mir keinen Stuhl gebracht habe; allein man wagte nicht, den Khan von meiner Ankunft in Kenntnis zu setzen, und ich mußte sein Erscheinen in den Audienzgemächern abwarten.

Ich kannte diesen Pfiff, denn er ist immer derselbe; man läßt den Besucher desto länger warten, eine je höhere Meinung man ihm von der Wichtigkeit der Person beibringen will, von welcher er empfangen werden soll. Ich wette, daß, während ich vergeblich wartete, Seine Hoheit sich von seinen Vertrauten über mein ganzes Thun und Gebahren Bericht erstatten ließ. Um mir die Zeit zu vertreiben, ließ ich mir von dem Mehrem einige Einzelheiten über die Umgebung des Khans erzählen.

Der Hof, welchen wir vor uns haben, dient zum Gerichtshof; von jener Terrasse herab gibt der Khan seine Befehle und verkündigt seine Urteile, und jeder hat das Recht, sich an dieses Gericht zu wenden. In jenem Hüttchen neben dem Eingang halten sich die Henker auf. Früher wurden die Urteile stehenden Fußes vor der Thür des Palastes vollzogen; ein tiefer Graben nahm die Nasen, Ohren und Hände auf, welche auf Befehl des Souveräns abgeschnitten wurden. Heutzutage feiert die Arbeit und die Henker mögen sich sehr nach der alten Zeit zurücksehnen, denn hie und da eine kleine Bastonnade ist das einzige Intermezzo, welches die Eintönigkeit ihres Daseins unterbricht. Der Pfahl ist ganz verschwunden, und man henkt nur noch zuweilen einen Burschen auf dem Bazarplatz an einem Galgen, welchen man für diesen Fall aufrichtet.

Eines Tages äußerte ich vor irgend jemand, ich wäre sehr neugierig, einmal einer Hinrichtung anzuwohnen. Es war gerade keine an der Tagesordnung, aber man erwiderte mir, Seine Hoheit halte so große Stücke auf mich, daß, wenn er meinen Wunsch erführe, er nicht mangeln würde, mir sogleich diese kleine Tomascha (Zeitvertreib) zu verschaffen.

Gegenwärtig befinden sich nur neun Frauen im Harem, denn der Khan hat seit seiner Reise nach Moskau zur Krönung des Zaren die Zahl seiner Odalisken vermindert. Gerade so wie der Schah von Persien seit seiner Heimkehr aus Europa das Kostüm der Ballettänzerinnen für seinen ganzen Harem einführte, so versicherte man mich, daß Seid-Mohammed-Rahim-Bahadur-Khan seit kurzem den Schnürleib und die „Tournure" in seinem Harem eingeführt habe.

Frau v. Grotenhielm erzählte mir, der Khan habe sie eines Tages in einem Kleide von ochsenblut-farbigem

Seidenstoff gesehen und sogleich vierzig Kleider von solchem Schnitt beim ersten Damenschneider von Petro-Alexandrowsk bestellen lassen.

Ein Sensationsroman hat jüngst die Runde in den Zeitungen gemacht. Dieser arme Seid-Mohammed-Rahim-Bahadur soll das Opfer einer jüdischen Abenteuerin geworden sein, welche er sich mit großen Kosten habe aus Moskau kommen lassen, um seinen Thee mit ihr zu teilen. Aber diese Geschichte scheint mir mehr unterhaltend als wahr zu sein, denn während meines Aufenthaltes in Khiwa war niemals davon die Rede.

Das Dasein einer Khanin von Khiwa muß manches zu wünschen übrig lassen; zwischen vier Mauern eingesperrt, kommen diese Frauen niemals anders ins Freie als in den Arbas, großen zweirädrigen Fuhrwerken, welche mit Einem Pferde bespannt sind und vorher mit ungeheuren Teppichen verhangen werden; sie können niemand sehen und selbst ihre Eltern und Verwandten erhalten nur selten Zutritt im fürstlichen Harem.

Seid-Mohammed-Rahim soll ein vorzüglicher Vater sein; die älteste seiner Töchter ist buckelig und er will sie dieses Fehlers wegen mit niemanden verheiraten; aber sie hat ein eigenes Haus und eigene Dienerschaft für sich. Man erzählt sich, ihr Vater gebe sich die größte Mühe, sie diesen verunstaltenden physischen Fehler vergessen zu machen; so soll er ihr erst vor kurzem für 6000 Rubel Spielzeug und anderen Flitterkram haben kommen lassen.

Endlich ließ Seine Hoheit mich rufen; meines Pelzes mich entledigend, durchschritt ich frostbebend eine Reihe von Gemächern und rauchigen Gängen, worin sich, den Wänden entlang niedergekauert, Usbeken im Tschugermah und in Schaffelle gehüllt befanden. Letzteres Kleidungsstück, welches im Winter von jedermann getragen wird, wechselt an Reichtum je nach dem Stand des Besitzers; auf der Außenseite ist das Fell, welches nicht mit Tuch überzogen wird, ockergelb gefärbt. Die Vliese sind mit Faden oder Seide zusammengenäht, welche Zierraten auf den Nähten bilden. Bei vornehmen Leuten, wie ich sie hier vor mir hatte, ist dieser bunte Mantel mit Biberpelz besetzt und Aermel und Rücken mit Stickereien in vielfarbiger Seide bedeckt. Alle diese Leute erheben sich schweigend und lassen mich vorübergehen ohne ein Wort mit mir zu wechseln. Wir gelangen in einen kleinen Hof, in dessen Mitte man eine Filzjurte aufgeschlagen hat, worin Seid-Mohammed-Rahim zur Sommerszeit Audienz gibt; eine Treppe führt zu einer von Säulen gestützten Veranda empor, in welcher gleichsam unter freiem Himmel ein Dutzend hoher Beamten sämtlich frierend, aber schweigend und ergebungsvoll harren.

Manar Mohammed-Emin.

Ich gehe auch an diesen vorüber und wir kommen an eine Thür, welche durch einen schön gestickten teppichartigen Vorhang verschlossen ist. Der Mehrem hebt diesen auf und geht voran; es ist eine Art Vorzimmer mit einer großen Oeffnung, welche in ein länglichtes Gemach führt, das durch eine Art Glasthür erleuchtet wird, durch welche ein eisiger Wind einströmt. Mitten in diesem Gemach steht eine Kohlpfanne voll glühender Kohlen, zehn Fuß lang und vier Fuß breit; um diese Kohlpfanne herum sind sehr schöne Teppiche von Merw ausgebreitet, und vor derselben, das Gesicht uns zugekehrt, erblickte ich endlich den Khan von Khiwa, Seid-Mohammed-Rahim-Bahadur, der nach morgenländischer Sitte mit unterschlagenen Beinen dasitzt.

Ich grüße und steige dann, auf ein wohlwollendes Zeichen, das er mir macht, die beiden Stufen hinan, die das erste Gemach von demjenigen trennen, wo er sich aufhält; ich nähere mich, er erhebt sich zur Hälfte und ich drücke ihm die Hand, welche er mir sehr artig entgegen-

streckt, indem er mir ein Zeichen gibt, mich an seiner Seite beim Feuer niederzusetzen. Ich kauere auf meinen Fersen, eine Haltung, die für den nicht daran Gewöhnten äußerst ermüdend ist, und warte bis der Fürst mich anredet. Er beeilt sich damit nicht, wie dies im Morgenlande Sitte und Brauch ist, und wir haben Zeit einander Aug' in Aug' zu betrachten.

Der Khan ist ein großer kräftig gebauter Mann, in demselben Jahre geboren, wie ich selbst, mit wenig Bart und einem gebräunten und etwas aufgedunsenen Gesicht; die klugen Augen verkündigen, daß das usbegische Blut, welches in seinen Adern fließt, mit persischem Blut gemischt ist; die Hände sind merkwürdig weiß und wohlgepflegt; er trägt an jeder Hand zwei oder drei Ringe mit Diamanten, die einzigen Geschmeide, die ich an ihm gesehen habe. Er trägt, wie sein Volk, als Kopfbedeckung die Tschugermah und eine Anzahl Khalats über einander, und darüber einen weißen Fuchspelz; seine Tracht ist ebenso einfach wie sein Palast, und nur die Leichtigkeit, Gewandtheit und Grazie seiner Manieren kennzeichnet ihn als den unumschränkten Selbstherrscher dieses wilden Volkes.

Mein Dolmetsch bleibt am Eingang des Gemachs stehen, hinter ihm mein Mehrem, ebenfalls stehend, und neben ihm zwei Personen, in denen ich erst später die höchsten Würdenträger des Landes kennen gelernt habe: der eine, Ibrahim-Khodscha, ist der Oheim des Khans, der andere, der Palwan-Diwan, ist der Vorstand seiner Kanzlei.

Endlich ergreift der Khan das Wort, um zu mir gewendet mir zu sagen, er habe mit Vergnügen die Ankunft eines aus solch weiter Ferne gekommenen Fremden in seinen Staaten erfahren. „Ihr Kommen hat mich gefreut", sagt er, „und ich hoffe, daß die Befehle, welche ich gegeben habe, damit für Ihr Wohlergeben gesorgt werde, ausgeführt worden sind."

Nach einer Pause danke ich dem Fürsten für seine liebenswürdige Aufnahme mit dem Beifügen, daß der Ruf der Gastfreundschaft, deren sich alle meine Vorgänger erfreuen durften, die Grenzen Rußlands überschritten und daß ich auf diese Nachrichten hin den Strapazen dieser langen Reise getrotzt habe, um die Art und Weise zu sehen, wie ein von meinem Vaterlande so weit entferntes Volk lebe. — „Köb jakhschi" (sehr gut), versetzte der Fürst. Nun frage ich, ob ich ihm ankündigen dürfe, daß ich der Ueberbringer eines Briefes vom General Tschernajeff bin? und stehe auf, um ihm das große Kouvert zu übergeben, das er, von seinem Sitze aufstehend, mit beiden Händen ergreift. „Köb jakhschi", sagt er noch einmal, und nachdem er den Brief durchgelesen, äußert er: obwohl der General ihm schreibe, daß ich nur durch seine Staaten hindurchreisen wolle, so hoffe er doch, mein Aufenthalt werde nicht von kurzer Dauer sein, und der beste Beweis, welchen ich ihm von meiner Zufriedenheit mit seinem Empfang geben könne, werde der sein, daß ich einige Zeit in seiner Hauptstadt verweile. Ich erwidere, wenn die Dauer meines Aufenthaltes von meiner Dankbarkeit abhinge, so würde er riskieren, mich seine Staaten niemals wieder verlassen zu sehen. Ich füge noch bei, ein Sprichwort meiner Heimat besage: „Ein Besuch und ein Fisch sind nach drei Tagen Gift." Dies entlockt dem Fürsten ein Lächeln und ich muß ihm das betreffende Sprichwort auf Französisch mehrmals wiederholen, das er mit seiner Billigung zu beehren scheint. Nachdem dieses gute Einvernehmen hergestellt ist, schickt sich der Khan an, mich auszufragen. Er will wissen, welches mein Vaterland ist; offenbar hat er noch niemals von der Schweiz sprechen hören. Er fragt mich, wie mein Padischah heiße und ob derselbe bei der Krönung in Moskau vertreten gewesen sei.

Ich war auf diese Frage vorbereitet und ich hatte darüber meinen Dolmetsch im Voraus eingeschult. Allein wie sehr erstaunte ich, als ich dem Khan geantwortet, mein Vaterland sei nicht bei der Krönung in Moskau vertreten gewesen, weil die Schweiz eine Republik sei und von einem durch das Volk erwählten Präsidenten regiert werde, Seid-Mohamed mir erwiderte: er habe geglaubt, Amerika allein werde vom Volke regiert! So hatte also ein Fürst von Zentralasien einige Vorstellung von der Republik! Mein Erstaunen mußte aber im Verlauf dieser Audienz noch steigen. Als Seine Hoheit mich gefragt hatte, in welchem Teile von Europa sich mein Vaterland befinde und welches seine Grenzen seien, sah ich, daß Frankreich, Deutschland und Oesterreich ihm wenigstens dem Namen nach bekannt waren, und er bat mich, ihm eine Landkarte zu bringen, um ihm die Lage meines Landes zu zeigen.

(Schluß folgt.)

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Bulgariens.

Wenn sich seit den Ereignissen der letzten Wochen das Interesse für die Zustände auf der Balkanhalbinsel überhaupt von neuem wesentlich verstärkt hat, so richtet sich unsere Aufmerksamkeit vorzüglich auf Bulgarien, das im Mittelpunkte dieser Ereignisse gestanden hatte; welches auch immer die letzten Folgen jener Ereignisse im September vorigen Jahres und August dieses Jahres sein mögen, einstweilen ist die Veränderung, welche sich in den Verhältnissen Bulgariens vollzogen hat, diejenige Wirkung der vorjährigen Ereignisse, die unser Interesse in erster Reihe in Anspruch nimmt. Die Frage, inwiefern darauf zu rechnen ist, daß die Selbständigkeit Bulgariens eine Festigung für die Dauer erfahren habe, ist offenbar von erheblichster Wichtigkeit für die Beurteilung der weiteren Entwickelung der Orientfrage und der europäischen Politik. Man müßte aber die Rolle verkennen, welche in diesen politischen Wandlungen die ökonomischen Verhältnisse der dabei in Betracht kommenden Länder spielen, wollte man sein Urteil hierüber

ohne eine Berücksichtigung der wirtschaftlichen Situation dieser Länder bilden.

Noch aus einem anderen Grunde dürfte gegenwärtig ein größeres Bedürfnis nach einer Aufklärung über die wirtschaftlichen Verhältnisse Bulgariens vorliegen. Mit dem Zustandekommen der Vereinigung von Bulgarien und Rumelien ist rasch auf mannigfachen Seiten, u. a. auch auf deutscher Seite, das Bestreben wahrnehmbar geworden, in geschäftliche Beziehungen zu Bulgarien zu treten. So ist bekannt geworden, daß eine Reihe deutscher Firmen sich in Verhandlungen mit Bulgarien wegen des Abschlusses einer Anleihe befindet. Eine solche Investierung von Kapital ist aber hinwiederum gewöhnlich nicht eine vereinzelt für sich dastehende Erscheinung; sie pflegt die Konsequenz oder, wie das in unserem Falle wohl zutreffen wird, die Vorläuferin anderweitiger wirtschaftlicher Beziehungen des geldgebenden zu dem geldnehmenden Lande zu sein.

Die Mitteilungen, die uns Emil de Laveleye in seinem kürzlich bei C. Muquardt in Brüssel erschienenen Werke „La Péninsule des Balkans" über diesen Gegenstand darbietet, dürfen daher gegenwärtig auf das Interesse weiterer Kreise rechnen.

Laveleye beginnt seine Mitteilungen mit der Beantwortung der Frage, ob sich in Bulgarien Kohle finde. Hiervon hänge nämlich die Zukunft seiner Industrie ab, da heutzutage die Großindustrie da unmöglich sei, wo es an diesem Brennmaterial fehle. Thatsächlich hat man nun in Bulgarien Kohle an verschiedenen Punkten gefunden. Zunächst begegnet man auf dem westlichen Abhange des Balkans, in der Nähe von Travna, einem Lager, welches sich bis in die Gegend von Gabrovo und Elena zu erstrecken scheint. Ferner sind im Süden vom Balkan, in der Nähe von Slivno und nordwestlich von Kazanlik, Lager entdeckt worden, welche wohl zu dem nämlichen Becken wie das nördlich gelegene Lager gehören könnten, von dem es vielleicht durch die Bildung der Balkankette getrennt worden ist. Die drei Lager bei Travna sind vor dem jüngsten Kriege von den Türken in Betrieb genommen worden, und zwar ist die Kohle von guter Qualität; aber der Transport war zu kostspielig, indem derselbe bis Tirnovo und selbst bis Sistovo an der Donau von Rindern auf Karren und ein Drittel des Weges, ungefähr 50 Km., auf dem Rücken von Pferden bewerkstelligt wurde. Da sich dies unmöglich dauernd fortsetzen ließ, wurde der Betrieb wieder eingestellt. Des weiteren ist Kohle in der Nähe von Trojan und Belagradschik gefunden worden. Im Südwesten, nur 28 Km. von Sophia, erstreckt sich ein Lager Braunkohle von vorzüglicher Qualität über 90 Quadrat-Kilometer weit. Dieses Kohlenbecken von Tscherkovo ist ein wahres Glück für die Hauptstadt, in der Holz außerordentlich teuer ist und von Jahr zu Jahr höher bezahlt wird. Kohle kostet in Sophia 24 Fr. die Tonne. Im ganzen werden 16,000 Tonnen jährlich gefördert. Zum Ersatz der Beförderung mit Karren müßte eine kleine schmalspurige Eisenbahn gebaut werden. Wahrscheinlich wird dies seitens Groseff's, eines bulgarischen Unternehmers, geschehen, dem die Regierung die Konzession für den Betrieb dieser Bergwerke während 15 Jahren gewährt hat.

Eisen findet sich in verschiedenen Teilen des Balkans, aber an Punkten, an denen sich die Förderung gegenwärtig nicht mit Gewinn betreiben läßt. Die Bergwerke von Samakof erzeugen Eisen, das selbst das schwedische an Güte übertrifft. Das Mineral bietet sich in einer ganz eigentümlichen Form dar. Der Syenit, aus dem der Vitosch besteht, enthält kleine Bestandteile Titaneisenerz. Der Regen und besonders der schmelzende Schnee führt Erde nach den Thälern mit, wo sich solcher eisenhaltiger Sand als kleine schwärzliche Lagerung absetzt, die mittelst Wäsche gewonnen wird. Hier findet sich Eisen bis zu 60 und 70 %, das dann in Oefen mit Frischfeuer behandelt wird. Hat der Vitosch viel Schnee gehabt, dann sind die Eisenablagerungen um so reicher. Die Hüttenwerke von Samakof erhalten ihre Triebkraft von dem Wasser des Iskar. Diese Hütten sandten ihre Produkte, die insbesondere zur Fabrikation von Waffen verwendet werden, nach der Türkei und bis nach Kleinasien. Ihre jährliche Produktion beträgt noch ungefähr 2000 Tonnen; sie nimmt aber ab, weil das englische Eisen, das namentlich billiger ist, nach ihren Absatzgebieten dringt. Der Betrieb der silberhaltigen Bleibergwerke wird eine Quelle des Reichtums für das Land werden, wenn für die erforderlichen Wege gesorgt sein wird; man findet solche Lager in der Umgegend von Elena und Kustendil, Trojan und Etropol und besonders bei Tschiprovitza, wo sächsische Bergwerksleute einstmals Arbeiten betrieben haben, deren Spuren man noch heute wahrnimmt.

Nach Laveleye's Ansicht kommt es auch in Bulgarien darauf an, solche Industrien im Lande zu fördern, welche zweckmäßige Bedürfnisartikel produzieren, die dem Klima und den Gewohnheiten des Landes entsprechen, nicht aber nach einem System künstlicher Produktionen und Subventionen große Scheinindustrien zu schaffen, welche Waren von schlechter Qualität liefern. Bulgarien muß vor allem der Landwirtschaft sein Interesse zuwenden, wofür die Einwohner Anlage und Sinn haben. Erwerben sie noch praktische Kenntnisse, so werden sie mit dieser Thätigkeit das Land bereichern. Ihr Zweck soll nicht, wie man sich dies mit Unrecht vorstellt, großer Export sein, sondern eine reichliche Versorgung der Bedürfnisse der heimischen Bevölkerung.

Die Landwirtschaft Bulgariens bietet noch ungefähr dasselbe Bild wie 1842, wo Blanqui Bulgarien bereiste. Einige Sätze aus seiner Schilderung von damals seien darum hier wiedergegeben. Die Bulgaren besitzen, heißt es bei Blanqui, die sicherste Existenzgrundlage, die nur ein Volk haben kann: einen reichen Boden, ein mildes Klima, einen großen Grenzstrom, bebaubare Ebenen, mit

Holz bestandene Berge, Bergwerke und einen zahlreichen Viehstand, der einer beinahe unbegrenzten Vergrößerung fähig ist. Unter allen Eigenschaften, welche dieses Volk charakterisieren, sind seine Neigung und Fähigkeit für den Ackerbau die hervorstechendsten. Die hauptsächlichste Bodenfrucht ist, wie in der Türkei, so ganz besonders in Bulgarien, der Mais. Weizen wird nur in geringem Maßstabe angebaut, und noch wird der Boden nicht gedüngt, wofern es nicht einmal durch Zufall und dadurch geschieht, daß dies Rinder, Hämmel oder Pferde bei ihrem Verweilen auf den Feldern thun. Das Roden wird hin und wieder, fast stets ohne das rechte Verständnis dafür und nur zu oft zum Nachteil der Wälder, bewerkstelligt. Regelrechte Weiden kennt man nicht; immerhin sind die Bulgaren sehr geschickt darin, den geringsten Wasserlauf zu Berieselungen zu benutzen. Die mit Saat bestellten Felder sind manchmal derart mit Unkraut bewachsen, daß die Ernte darunter erheblich leidet. Obgleich Mergel in Ueberfluß vorhanden ist, wendet ihn niemand zur Behandlung des Ackerbodens an, der an vielen Stellen leicht ist und durch den Mergel eine wesentliche Verbesserung erfahren würde. Wozu auch zu diesen von der Wissenschaft gelehrten Kulturen zugreifen, da der überwiegend größere Teil des fruchtbaren Bodens brach und zwecklos als Weide liegen bleibt. Es genügt, die Bulgaren ernten zu sehen, um zu wissen, welch geringen Wert sie auf das Stroh legen; sie lassen sogar die Maisstengel liegen, die dann nach der Ernte verfaulen oder verdorren. Die Maisernte ist die einzige, mit der sich das Land abgibt, und der Mais die einzige Pflanze, der man die Ehre erweist, sie zu jäten und über sie zu wachen. Alle übrigen, außer noch dem Tabak und dem Reis, werden der Obhut des lieben Herrgotts überlassen. Der Weinbau wird zwischen dem Balkan und der Donau und in den Ebenen des Südens betrieben, aber der Wein wird schlecht zubereitet, ist schal, dick, schwer konservierbar, sehr dunkel und, wenn er zum Altern gekommen, gelb. Man trifft überall Spuren, welche dafür sprechen, daß der Weinbau früher ausgedehnter war; er nimmt von Jahr zu Jahr ab infolge des zügellosen Raubsystems, welches keinem der Rajahs möglich macht, auf eine Weinlese zu rechnen. Die Bulgaren beschäftigen sich gern mit der Obstbaumzucht, aber sie haben nur wenige Arten Obstbäume. In ihren Gärten herrscht der Pflaumenbaum mit blauen oder violetten Früchten vor; man findet ihn in allen Dörfern. Es wird daraus ein Saft hergestellt, der zur Fabrikation von ziemlich angenehm schmeckendem Sorbet, von Eingemachtem und zur Fabrikation eines durch Gährung erzeugten Schnapses dient. Das sind die einzigen Bäume, die Blanqui in einigermaßen regelrechten Pflanzungen angebaut fand. Nußbäume sind sehr häufig, aber klein, die Frucht bitter und herb. Pfirsichbäume gedeihen ganz im Freien. Nußbäume, Aepfel- und Birnbäume dienen zur Zierung der Gärten. Mandel-, Quitten- und Aprikosenbäume sind in Fülle vorhanden, namentlich je näher man dem Marmara-Meer und Konstantinopel kommt. Der Maulbeerbaum gedeiht wunderbar; manche gelangen zu einem geradezu staunenerregenden Umfange. Gemüse nimmt man auf den Märkten wie in den Gärten Bulgariens wenig wahr! Die Kartoffel kennt man kaum. Unter den mehlichten nährenden Vegetabilien sind die Bohnen am meisten angebaut. Kürbisse, verschiedene Melonenarten, Puffbohnen, Gurken, einige Arten Kohl, Zwiebeln, Lattich und, als Küchengewürz benutzt, Knoblauch, Pfeffer, Tomate — darauf beschränkt sich das Inhaltsverzeichnis der türkischen und bulgarischen Gärten; es sind die Bulgaren übrigens die Gärtner der Türken.

Bulgarien hat die Bestimmung, eines Tages seinen Wohlstand in dem Anbau gewisser Industrie-Pflanzen zu begründen, wie Reis, Flachs, Tabak, Krapp, Sesam, Baumwolle, Rosen. In der Umgegend von Eski-Zagra und Kazanlik begegnet man jenen anmutigen Feldern mit regelrecht angebauten Rosenstöcken, die mit wachsamer Sorgsamkeit von den Händen der schönen jungen Mädchen gepflegt werden, die dieser Teil von Bulgarien aufzuweisen hat. In der Jahreszeit, in der die Rosenwasser und Essenzen fabriziert werden, sind die Dörfer buchstäblich mit Rosenblättern bedeckt und gehen die Pferde wie durch eine wohlriechende Streu. Der Absatz geht ganz nach dem Orient und gerät nie ins Stocken. Der Tabak bringt ebenfalls ansehnliche Erträge; er gedeiht besonders in den niedrigen fruchtbaren Gegenden. Der Wohlstand der Bulgaren läßt sich namentlich auch durch die Viehzucht steigern. Die Rinder, Büffel, besonders Hämmel und leider auch Ziegen zählen nach Hunderttausenden, haben aber keinen rechten Handelswert. An dem Tage, wo Bulgarien eine Regierung haben wird, welche dem Kapital und den Menschen eine gewisse Sicherheit verbürgt, werden die ungeheuren Bodenstrecken, welche heute gefräßigen Ziegen oder ertragloser Weide überlassen sind, in Kultur genommen werden und eine drei-, vielleicht fünfmal so große Bevölkerung wie heutzutage ernähren können. So Blanqui nach seinen Beobachtungen im Jahre 1842, die Laveleye heute noch als zutreffend bezeichnet.

Die Bulgaren besitzen, so äußert sich nunmehr Laveleye selber, im höchsten Grade diejenigen Eigenschaften, welche den Völkern eine gedeihliche Entwickelung sichern; sie sind bewundernswerte Arbeiter, unermüdlich, intelligent, sparsam. Sie sind gute Landwirte, tüchtige Zimmerleute, vortreffliche Maurer. Dreißigtausend Bulgaren helfen jährlich die Ernte in Serbien und Rumänien einbringen, und man findet sie daselbst auch in großer Zahl das Maurer-, Zimmerer- und Tischlerhandwerk betreiben. In der Ebene, überall da, wo sich die türkischen Soldaten befanden, ist der Ackerbau noch in primitivem Zustande. Mit einem unförmigen Pfluge, den 4—6 Rinder ziehen, wird die Erde mehr zerrissen, als bearbeitet; der Boden gibt eine Weizenernte, darauf eine oder zwei Maisernten, dann folgt die Brache, die dem Vieh als Weide dient. Daß Herr v. Blowitz

ein so ungünstiges Urteil über alle Zustände in Bulgarien abgegeben hat, beruht, wie Laveleye meint, wohl darauf, daß er seine Wahrnehmungen von dem schlechten Zustand der Landwirtschaft auf seiner Reise im Blitzzuge von Rustschuk nach Varna gemacht hat. Er wußte wahrscheinlich nicht, daß in diesem Teile des Landes das muselmännische Element vorherrscht. Wenn er, wie die Herren Kanitz und Queillé, die Hügelgegend und besonders die Thäler an den Abhängen des Balkans, abseits der großen Wege, gesehen hätte, würde er freundliche Marktflecken, reizende Dörfer, die hinter Obstbäumen versteckt liegen, gut bestellte Felder, Weinberge, Maulbeerbäume, Industrie-Pflanzen, wie Tabak, Flachs, gefunden haben.

Immer zur Arbeit bereit, versteht sich der Bulgare auch darauf, sich Geld zu verschaffen, denn er ist sehr eifrig auf den Erwerb bedacht und weiß zu sparen. In den meisten Städten findet man Kaufleute, welche bequem eingerichtete Häuser bewohnen und sich kleine Vermögen erspart haben. Sie verstehen sich auf den Handel und treten gern in Beziehungen zu fremden Ländern. So besuchen sie regelmäßig die Handelsplätze des Westens, um daselbst ihre Einkäufe zu machen.

Einstweilen hat Bulgarien noch keine auswärtige Schuld. Selbst den jüngsten Feldzug hat das Land mit disponiblen Mitteln und mittelst Requisitionen bestritten. Welcher Unterschied gegen Serbien!

Dem Schreiben eines Diplomaten, welcher mehrere Jahre dieses Jahrzehnts in Sophia residierte, entnimmt Laveleye in Beziehung auf die wirtschaftlichen Verhältnisse Bulgariens die folgenden Sätze: Der Import kann sich nur langsam entwickeln. Bulgarien konsumiert wenig im Auslande fabrizierte Waren. Das Land ist sparsam, hat einen geringen Bedarf, und die Bauern auf dem Lande lassen es sich an den von ihnen selber hergestellten Gegenständen genügen; sie weben und spinnen ihre wollenen Kleider, Chaik oder Aba genannt, wie ihre Leinwand und Baumwollengewebe. Auch Schaffelle, deren Pelzwerk sie im Winter nach innen, im Sommer nach außen drehen, dienen als Bedeckung des Körpers; sie gehen nicht in Schuhen, sondern tragen an ihren Füßen nur ein Stück Ziegenfell; ihre Kopfbedeckung ist ebenfalls aus Schaffell, und alle Stoffe, die beide Geschlechter zu ihren Kleidern benutzen, werden im Lande hergestellt. Sie fabrizieren selber ihre Lichter; die Wohnungen in den Dörfern sind meistens ohne Glasscheiben hergestellt. Die Türken liebten mehr den Luxus und hatten einen verhältnismäßig starken Bedarf an Artikeln aus dem Auslande. Seitdem die Türken das Land verlassen haben, ist der Handel wesentlich eingeschränkt. Bei der Fruchtbarkeit Bulgariens und der vor allem ackerbautreibenden Beschäftigung seiner Bewohner werden diese mit der Zeit große Reichtümer aus dem Boden ziehen, wenn sie erst vollkommenere Pflüge benutzen, bessere Wege und Transportmittel haben werden, deren Räder, statt, wie bis jetzt achteckig, gerundet und mit Eisen beschlagen sein werden, wie sie es anderwärts sind. Heutzutage ladet der Bauer sein Getreide auf einen Karren, der aus einigen schlechten und mangelhaft zusammengefügten Brettern besteht; sobald er die Löcher mit Stroh oder sonstwie verstopft hat, spannt er zwei Rinder vor den Karren, der prähistorischer Zeiten würdig wäre, und nun geht das Ganze, die Tiere, Menschen und Wagen, mühsam die Wege entlang, die nichts weiter als schlammige Löcher sind, bis sie die nächste Stadt oder einen Hafen der Donau erreichen; um eine solche Fahrt zu machen, braucht man oft fünf Tage und mehr. Dann tritt man den Rückweg fast immer leer an. Mehr als ein Drittel der Ladung geht unterwegs infolge der Holperigkeit des Bodens und der Beschaffenheit der Räder verloren. Alle Bodenprodukte gedeihen in Bulgarien vortrefflich. Leider verstehen die Bulgaren nicht das Getreide ordentlich zu reinigen, wodurch der Export benachteiligt und der Preis gedrückt wird; das Dreschen geschieht auf festgemachtem Erdboden durch die Pferde, das Getreide ist daher mit Steinen gemengt. Der Distrikt Doubnitza trägt vortrefflichen Tabak, und der Wein kommt daselbst ausgezeichnet vorwärts; die Weine von Plevna und Doubnitza sind von sehr guter Qualität, aber man versteht sie nicht angemessen zu behandeln. Bei etwas mehr Sorgfalt würde man große Quantitäten nach Frankreich ausführen können, wie dies bereits mit den serbischen und rumelischen Weinen geschieht.

Bebaut dürfte von dem fruchtbaren Teile Bulgariens etwa ein Sechstel sein. Die Bevölkerung beläuft sich auf ungefähr 2 Mill.; ernähren könnte das Land mit Bequemlichkeit 10 Mill. Die Grundbesitzverhältnisse zeigen einen sehr demokratischen Charakter; alle Bauern sind Eigentümer, und die Gemeinden besitzen weite Ländereien, welche die Einwohner erwerben oder pachten können. Wenn ein der Gemeinde Fremder ein Grundstück kaufen will, haben die Einwohner oder die Gemeinde das Recht, das Grundstück bei Zahlung des gleichen Preises für sich zu erwerben. Der bulgarische Bauer ist nämlich auf seinen Boden sehr eifersüchtig. Gesetz und Sitte machen es der Gemeinde möglich, sich gegen die Invasion von Fremden zu schützen. Dieses System ist vielleicht ein Hindernis rascher Fortschritte, aber es bietet in Hinsicht auf das zukünftige Wohlbefinden der Bevölkerung große Vorteile. Der Großgrundbesitz findet sich in Bulgarien nicht vertreten, dafür ist aber das Wohlbefinden allgemeiner vorhanden. Man begegnet unter der einheimischen Bevölkerung keinen Armen; umgekehrt gibt es hier auch keine großen Vermögen oder herrschenden Klassen. Darin liegt auch wieder ein Hindernis für die Entwickelung einer parlamentarischen Verfassung.

Der Diplomat, dessen Aufzeichnungen diese Mitteilungen entnommen sind, bemerkt noch, daß zur Zeit seines Aufenthaltes in Bulgarien daselbst außer den Lokomotiven der Eisenbahn Rustschuk-Varna nur eine einzige Dampf-

maschine existierte, die in dem Arsenal in Rustschuk arbeitete.

Seit dem Jahre 1879 ist der Handel Bulgariens, so lesen wir bei Laveleye weiter, von 52 Mill. auf 90 Mill. im Jahre 1882 gestiegen. Wie in Serbien, wird der hauptsächlichste Handel mit Oesterreich betrieben, dann kommt England, in dritter Linie Rumänien. Beziehungen zu Frankreich existieren so gut wie gar nicht. Der Import Frankreichs nach Bulgarien betrug im Jahre 1881 nur 3 Mill. Fr. Rußland bemüht sich, Bulgarien in die Sphäre seines Handels zu ziehen. Es faßt den Bau einer Eisenbahn ins Auge, die von den Donau-Mündungen bis Sophia gehen und das Land diagonal durchschneiden soll. Im Oktober 1882 bewilligte Rußland dem Fürsten Gagarin eine jährliche Subvention von 1,200,000 Rubeln, um ihm die Unterhaltung einer Dampferverbindung zwischen Odessa und den Stapelplätzen an der Donau zu ermöglichen, indes der Erfolg dieses Projekts ist problematisch. Die russische Industrie, welche an einer übermäßigen Begünstigung durch die russische Zollpolitik leidet, kann mit derjenigen des Westens nicht konkurrieren, und außerdem sind die wirtschaftlichen Verhältnisse Rußlands und Bulgariens einander zu verwandt, als daß sich ein reger Handel zwischen beiden Ländern entwickeln könnte.

Wir fügen an dieser Stelle einige Sätze aus Laveleye über bulgarische Zollverhältnisse ein. Während Serbien bisher einen sehr mäßigen Zolltarif beibehalten habe, welcher nicht über 3—5 Prozent des Wertes hinausgehe, sei der bulgarische Tarif höher und von schutzzöllnerischen Tendenzen. So legt er auf Wein einen Zoll von 25 Centimes für den Oka (1020 Gramm). Daher kostet der Wein, der in Pirot mit 20 Cent. bezahlt wird, in Sofia 80 Cent. bis 1 Franc. Der Import Serbiens nach Bulgarien besteht namentlich aus Butter und Käse, die bis nach Konstantinopel gehen, ferner aus Hanf und Seilen. Der Wert der über Soukofski-Most gegangenen Waren hat im Jahre 1882 nur 2,500,000 Frcs. betragen. Die ganze Handelsbewegung zwischen Bulgarien und Serbien, Import und Export, hat sich in demselben Jahre nur auf 4,500,000 Frcs. belaufen. Das ist überaus wenig. Allerdings ist die Verbindung zwischen beiden Ländern schwierig. Indes hätten dieselben auch ein Interesse daran, die Zollinie zu beseitigen. Sie dürfte jedem Lande kaum über 30,000 Francs einbringen, und da sieben Zollbureaux mit ihren Beamten ohne die Grenzwächter zu unterhalten sind, muß die Ausgabe bisweilen beträchtlicher sein. Es sollte vielmehr eine Zollunion wenigstens in dem Sinne bestehen, daß der Tarif identisch wäre und die Einnahmen geteilt würden. Mit der Herstellung der Eisenbahn zwischen Belgrad und Sofia genügt ein einziges Bureau an der Stelle, wo die Bahn die bulgarische Grenze überschreitet. Das höhere Ziel, das in der Zukunft angestrebt werden müßte, wäre freilich eine eigentliche Zollunion zwischen den beiden Ländern. In Serbien hat die gesamte Zolleinnahme im Jahre 1883 nur ungefähr 3 Millionen Francs betragen, von denen die Kosten für 31 Zollbureaux abzuziehen sind. Die Ausfälle, welche durch die Herstellung der Zollunion bewirkt werden würden, lohnen also kaum die Rede. Die importierenden Länder, besonders Oesterreich-Ungarn, würden die Beseitigung jener inneren Zollinie sicherlich willkommen heißen, welche den Handel hemmt und denselben noch weit mehr belästigen wird, wenn die Eisenbahn Belgrad-Sofia-Konstantinopel völlig hergestellt sein wird.

Die Höhe der Lebensmittelpreise in Bulgarien charakterisieren die folgenden Ziffern: 1 Kilo Brot kostet 20 bis 30 Cent., Fleisch 1 Frc. bis 1 Frc. 25 Cent., ein Huhn 60 Cent. bis 1 Frc. 50 Cent.

Die landwirtschaftliche Produktion Rumeliens genau zu schätzen, ist nicht leicht. Die offizielle Statistik beschränkt sich auf Angaben über einige spezielle Artikel. Im Jahre 1883 brachten Cocons 1,451,952 Piaster, an Wein wurden 290,367 Hektoliter, an Branntwein (raki) 2,275,593 Liter, Tabak 472,137 Kilo oder 63 Kilo auf je 16 Ar gewonnen. Im Verhältnis zu der Fruchtbarkeit des Landes erscheinen diese Erträge wenig hoch; sie dürften indes infolge der, zumal von dem türkischen Regime her, traditionellen Furcht vor dem Fiskus zu niedrig angegeben sein.

Der auswärtige Handel, wie er von der Douane festgestellt wird, ist ebenfalls nicht sehr bedeutend; allerdings existiert eine Zollinie nur an einem Teile der Grenze, und so geben die Ziffern nicht genau den Umfang des Handels mit der Türkei oder dem Auslande an. Die außerordentlich rasche Entwickelung des Handels macht auch hier einen sehr befriedigenden Eindruck. Der Import belief sich in 1882 auf 34,386,178 Piaster, im Jahre 1883 auf 54,749,868, der Export in 1882 auf 40,547,707, in 1883 auf 64,099,964 Piaster. Die Handelsbewegung ist also in einem Jahre um 1/3 gewachsen. Fast der ganze Handel wickelt sich mit Bulgarien und der Türkei ab. Der Handel mit den übrigen Ländern ist unbedeutend. Frankreich führt nur für etwa 50,000 Frcs. ein, England für 45,000 Frcs., Rußland und Oesterreich je etwas mehr als 300,000 Frcs. Der Import aus diesen Ländern zusammen ergibt etwa zwei Schiffsladungen. Der Grund davon ist einfach: dem einzigen bedeutenden Hafen von Rumelien, Burgas, fehlt eine Schienenverbindung mit dem Innern des Landes. Die Handelswelt in Europa hat also das größte Interesse daran, von der Pforte zu erwirken, daß sie das Veto aufgebe, welches sie dem Bau einer solchen Eisenbahnverbindung, wie sie von der rumelischen Volksvertretung zum Beschluß erhoben ist, entgegensetzt. Im Folgenden ist die Bewegung in den verschiedenen Häfen des Landes zusammengefaßt: Burgas 223 Schiffe mit 106,632 Tonnen, Anchialo 70 Schiffe mit 8712 Tonnen, Meecembria 18 Schiffe mit 1181 Tonnen, Sizopoli 63 Schiffe mit 7713 Tonnen. Die Schifffahrt ist auf die Küste beschränkt.

Ziemlich genaue Daten sind betreffs des Viehstandes vorhanden, weil jede Art von einer besonderen Steuer getroffen wird. Die offiziellen Angaben lauten: Rinder 312,018 Stück, Büffel 58,754, Pferde 53,590, Esel und Maulesel 33,415, Hämmel 1,858,839, Ziegen 425,569, Schweine 107,442. Es würden darnach 687,000 Stück Großvieh vorhanden sein, das sind ungefähr 84 Stück auf 100 Einwohner, ein etwas weniger günstiges Verhältnis als in Serbien und Bosnien; das kommt daher, daß die Ausdehnung der Weiden viel geringer ist. In dieser Hinsicht ließen sich noch Fortschritte machen.

Französische Kolonien in Nordamerika.

Franzosen traten zuerst als Pioniere in Canada auf, dann Engländer. Die Allianz der Indianer mit den Franzosen war den englischen Ansiedelungen im Norden Amerika's besonders gefährlich. Franzosen heirateten Indianerinnen. Anno domini 1524 schickte Franz I. von Frankreich den Florentiner Verrazani nach Amerika hinüber, welcher die nördliche Küste bis Nova Scotia befuhr, ohne besondere Entdeckungen zu machen, dessen Reiseberichte aber den frühesten Originalbericht von den Küsten der Vereinigten Staaten bilden. 1534 entdeckte James Cartier den St. Lorenz-Golf, befuhr 1535 den Strom, nahm von „Neu-Frankreich" für seinen König Besitz und erbaute an der Stelle, wo jetzt Quebec steht, ein Fort. Er war für die Franzosen der Pfadfinder nach der Wildnis Canada, wie die Indianer die Gegend nannten.[1] Franz de la Rocque de Roberval war Canada's erster Gouverneur.

Unter Karl IX. schickte der Huguenotte Großadmiral Coligny den braven frommen Protestanten Jean Ribault mit zwei Schiffen Huguenotten, welche den besten Familien Frankreichs angehörten, nach Amerika. Sie landeten an der Ostküste Florida's und entdeckten den St. Johns-Fluß. An der Küste in nordöstlichem Kurse hinsegelnd, ließen sie sich endlich am Eingang des Port Royal nieder, errichteten dort das Fort Karolina. Diese Kolonie löste sich bald auf. Coligny schickte nun unter Laudonniere noch eine andere hinüber, welche ein neues Fort Karolina am St. Johns-Flusse in Florida befestigte. Jean Ribault hatte unterdessen in Frankreich neue Emigranten gesammelt, die er dorthin überführte und über die er selbst den Oberbefehl übernahm. Sobald aber Philipp II. von Spanien Nachricht von diesen Vorgängen erhielt, sandte er Pedro Melendez de Ariles gegen die Franzosen aus. Dieser verheerte 1565 n. Chr. die ganze Ketzeransiedelung und schlachtete verräterischerweise sämtliche Bewohner mit ihrem Chef Jean Ribault hin.

[1] Von den Spaniern soll das Land den Namen Cabo de Nada, d. h. Vorgebirge mit oder um Nichts, empfangen haben oder der Name so gedeutet sein. Darnach müßte es Canáda heißen, es wird aber richtig indianisch Kánada ausgesprochen.

Mit entschiedenem Erfolge waren die Jesuitenmissionare Frankreichs unter den Wilden Amerika's aufgetreten. Sie suchten nicht allein Seelen für den Himmel, sondern ebensowohl Unterthanen für den König von Frankreich zu werben. Die in Canada befindlichen Katholiken standen ihnen fest zur Seite. Furchtlos und glaubenseifrig drangen diese Missionare weithin in die Wildnis. Anno 1640 wurde Montreal gegründet, um ihnen einen sichern Stützpunkt zu gewähren. Zwei Missionare, Claude Dablon und James Marquette, gründeten 1688 die erste französische Ansiedelung innerhalb der Vereinigten Staaten, in St. Mary an den Fällen zwischen dem Oberen und Huronensee. Ferdinand de Soto, ein Gefährte Pizarro's, hatte 1539 zuerst die Mündung des Mississippi oder Mésipi (indianisch) entdeckt und den Strom eine Strecke aufwärts befahren. Marquette war der erste Franzose, welcher den Mississippi vom Einflusse des Missouri bis unterhalb der Mündung des Arkansas befuhr. Als das Ereignis dem Gouverneur zu Frontenac (später Kingston), dem energischen Robert de la Salle, kund wurde, faßte der Geist dieses Mannes freudig die Nachricht des Missionars auf. Nach Ueberwindung aller Schwierigkeiten drang la Salle durch die Waldungen, erreichte den Mississippi, fuhr hinunter bis zur Mündung und nahm das große Land zu beiden Seiten des Stromes im Namen Ludwig XIV. in Besitz, dem zu Ehren er es Louisiana taufte. Nach Frankreich zurückgekehrt, erwirkte er sich die Erlaubnis von Seiten der Regierung, die neuen Landstrecken zu kolonisieren. Seine Flotte nahm aber eine falsche Richtung und wurde er nach Texas hinübergeführt, wo er die Ansiedelung St. Louis Anno 1685 gründete, die erste bedeutendere europäische Ansiedelung, welche Texas sah. Von dort aus suchte la Salle 1687 zu Fuß nach Louisiana hinüberzugehen, da die Franzosen keine Pferde bei sich hatten.[1] Ein meuterischer Soldat erschoß ihn, St. Louis wurde von den Indianern gestürmt und die ganze Mannschaft kam an der Matagorda-Bay elendiglich um. Die Franzosen kamen zwar öfter wieder nach Texas, doch blieben ihre Handels- und Militärposten, obgleich sie sich hier sowohl wie im Norden am besten zu den Indianern zu stellen wußten, ohne dauernden Bestand und Einfluß. Im Süden wurden sie immer wieder von den eifersüchtigen Spaniern verdrängt oder aus dem Felde geschlagen. Dennoch betrachteten sie Texas immer als zu Louisiana gehörig.

Im Norden hatte Anno 1608 Champlain eine Kolonie nach Amerika geführt, Quebec im selben Jahre gegründet und den nach ihm benannten See entdeckt. Vereint mit den Huronen schlug er die Irokesen bei Tikonderoga. 1713

[1] Die Daten werden verschieden angegeben. Ich habe mich an „Yoakum's History of Texas" gehalten. Im übrigen habe ich bei diesem Aufsatze E. Williard's Geschichte Nordamerika's, W. Kennedy's und Prinzen Karl zu Solm-Braunfels' Werke über Texas benutzt.

errichteten dort die Franzosen das Fort Crownpoint. In den Kriegen zwischen Engländern und Franzosen bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts standen übrigens die Irokesen meist auf Seite der letzteren; die Delawaren und ihre Verbündeten, die Huronen, hielten dagegen zu den Engländern. (Siehe Theodor Waitz' Studie: „Die Indianer Nordamerika's". Leipzig, Friedrich Fleischer, 1865. Seite 20, 52).

Im Jahre 1699 n. Chr. segelte der canadische Franzose Le Moine d'Iberville die amerikanische Küste entlang bis in den Mississippi und gründete auf der Rückfahrt 1702 Mobile. Drei Schiffe mit 800 Auswanderern aus Frankreich landeten 1718 in Louisiana und legten 80 Mln. stromaufwärts am Mississippi Neu-Orleans an.

Gleiches Schicksal wie die meisten südlichen Kolonien den Spaniern gegenüber erlitten die früher in Indiana und Illinois längere Zeit guten Bestand habenden französischen Kolonien. Sie erlagen der Konkurrenz der Anglosachsen oder die Ansiedler sanken zur Stufe des Indianers herab. Die Pelzhändler waren noch bis zu Catlin's Zeiten, Mitte unseres Jahrhunderts, in der nordwestlichen Zone fast alle Franzosen, die Voyageurs und Bootleute blieben Franzosen oder Halbblut bis heute. Der letzte Jesuitenmissionar der Franzosen in Canada ist Pater Rasles. Er wurde Anno 1724 von den Engländern, damals bereits Amerikanern, getötet, weil er die Wilden gegen sie aufgereizt hatte. Erwähnenswert ist noch, daß 1740 Hoorn ein Kaffeebäumchen von Java nach Amsterdam brachte; von da wanderte eines in den Pariser Pflanzengarten, dessen Nachkommen Declieux nach Amerika brachte, wo sie sich allmählich speziell in Westindien, Costarica und Brasilien ins Unendliche vermehrt haben.

Bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus hatten die Franzosen nach den Entdeckungen Champlain's, Marquette's, La Salle's und d'Iberville's alle Ländereien beansprucht, welche sich an den in den St. Lorenzostrom mündenden Flüssen befinden, wie auch die Seen und westlich den Boden, welcher durch den Mississippi und dessen Zwischenflüsse bewässert wurde — also fast die ganzen jetzigen Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Ausnahme des Teiles vom Gebirge der Alleghanies, dessen Ströme sich in den Atlantischen Ozean ergossen; von diesem Teile aber nur die Bucht des Kennebek und ganz Maine. Die Franzosen hatten den ungeheuren Plan entworfen, ihre Ansiedelungen von der Mündung des Mississippi bis zu dem St. Lorenz hinauf durch eine Kette militärischer Forts zu verbinden und hatten ihn auch schon soweit ausgeführt, daß sie an den südlichen Ufern des Eriesees wie am Mississippi und Ohio einzelne feste Punkte anlegten. Die Schlacht bei Quebec, in welcher die Feldherren beider Armeen, Wolfe und Montcalm, gleich heldenmütig fielen, entschied zu Gunsten Englands. Im Friedensschluß von Paris (10. Februar 1763) trat Frankreich seine Besitzungen in Nordamerika, Neu-Orleans ausgenommen, an England ab und behielt sich nur die Schifffahrt auf dem Mississippi gemeinschaftlich mit den Engländern, sowie zwei in der Nähe der Mündung des St. Lorenz gelegene Fischerstationen vor. Zu gleicher Zeit trat Frankreich an Spanien Louisiana ungefähr in der heutigen Ausdehnung ab. Mit dem Falle von Quebec brach Frankreichs Herrlichkeit in Amerika zusammen und nur Montreal, ein Teil von Canada, Louisiana und dessen Hauptstadt Neu-Orleans bewahren noch das Gepräge von Frankreich, erhalten noch das Andenken an die Glorie Alt-Frankreichs.

* * *

Als Kämpfer für Nordamerika's Unabhängigkeit sind von Franzosen außer Lafayette zu nennen: St. Simon, Custine, Lameth, Mathieu Dumas und Alexander Berthier. Ein historisches Intermezzo lieferte an der Texas-Louisiana-Küste der Pirat Lafitte, mit dessen unerwarteter Hülfe Jackson und seine Kentucky-Büchsenschützen die Schlacht bei Neu-Orleans gewannen.

In Texas speziell aber leben Franzosen über das ganze Land zerstreut als vermögliche Bauern und Pflanzer, Bürger und Gärtner, so in Castroville, in San Antonio de Bejar (wo der reichste Mann vor 20 Jahren noch ein Gefährte Lafitte's gewesen war); in Austin, Houston, Galveston auch als Weinwirte und Konditoren. Zur Zeit des letzten vierjährigen Krieges, als die immensen Baumwollentransporte oder Conductas aus den Ländern westlich des Mississippi den unteren Rio Grande, das von den Yankees frei bewahrte Luftloch, passierten, gaben die Franzosen an dieser günstigen Stelle die Wirte und Köche ab; die deutschen Juden aus Texas befleißigten sich eines erfreulichen Kleiderhandels an beiden Ufern des berüchtigten Grenzstromes, sie beteiligten sich auch wohl bei dem nächtlichen Hinüberschaffen von sogen. Privatbaumwollballen auf mexicanisches Gebiet, wobei die am Ufer des Stromes ausgestellten Schildwachen ein Auge zudrückten.

Das Cabet'sche Kolonisationsunternehmen am Red River, an dem sich der königl. Staatsprokurator Cabet selbst im hohen Alter beteiligte, ist bekanntlich gänzlich gescheitert, ebenso das der Schüler und Anhänger Considerant's in Texas und Louisiana. Nur einzelne französische Familien existieren noch in Dallas-County und in Wakoo im östlichen Texas. Als ausgedienter konföderierter Soldat, meine Discharge und mein Meilengeld in der Tasche, reiste ich von Bonham nahe Redriver nach Sisterdale an der Guadeloupe per Hack zurück. In Dallas traf ich Herrn v. Naundorf, welcher dem dortigen konföderierten Proviantamte vorstand und dem ich Rechnungen des Militär-Departements revidieren half. Durch seine Vermittelung machte ich die Bekanntschaft Herrn Michel's von Considerant's Kolonie, der, wie alle hier noch lebenden Franzosen, ein Mann von gefälligen Manieren war. Die Franzosen betrieben mit Erfolg Gärtnerei, bereiteten Liqueure und aus kleinbeerigen wilden Trauben einen

vorzüglichen feurigen Wein, sowie feine Konfituren aus den wildwachsenden Kirschen und Pflaumen. Sie waren unionsfreundlich und befanden sich in leidlichen Umständen. So beliebt und geachtet sie waren, so fühlten sie sich doch, vereinzelt wie sie dastanden und bei der Zerfahrenheit der gesellschaftlichen Verhältnisse — es war November 1864 und die Grenze von Texas nach Arkansas und dem Indian Territory zu — nicht mehr heimisch in Texas und sehnten sich nach ihrer Belle France zurück. Ende 1880 hatte sich in Paris unter der Firma Société foncière agricole des Etats unies eine Aktiengesellschaft gebildet, welche den Ankauf von Ländereien in den Vereinigten Staaten, hauptsächlich in Texas, zum Zwecke hatte. Das Aktienkapital war auf 5,200,000 Francs — eingeteilt in Aktien von je 500 Francs — normiert, wovon 10,000 Aktien ein Herr Lambert als Kaufpreis für die ihm gehörigen, auf die Gesellschaft übertragenen Ländereien übernahm. Ueber den weiteren Verlauf dieses Unternehmens verlautet aber nichts und es scheint nicht reussiert zu haben. Nur eine sog. französische Kolonie befindet sich in Westtexas, welche das Verbindungsglied von Deutsch-Westtexas und dem von Mexicanern bewohnten Texas bildet, Castroville, ein freundliches Städtchen, das im Schatten seiner Ahorn-, Akazien-, Maulbeer- und Pfirsichbäume an der Medina liegt. Das Flüßchen selbst ist ziemlich tief in den Alluvialboden eingeschnitten, sein Lauf aber weithin kenntlich durch die mächtigen Cypressen, welche seine Ufer zieren. Bei Castroville ist die Medina zu durchreiten. Den Vorspiegelungen eines gewissen Henri Castro vertrauend, waren 1845 deutsche Schweizer und Elsäßer nach Texas gekommen und hatten die Stadt unter den größten Drangsalen angelegt. Castro's ganzes Verfahren ist von den französischen Assisen in Elsaß zur Zeit gewürdigt und er samt seinen Helfershelfern schuldig befunden und verurteilt worden. Die Castroviller bekannten sich immer als Deutsche und galten bei den Amerikanern als Stockdeutsche. Nur wenige Franzosen vornehmeren Namens befanden sich unter ihnen. Beim Ausbruche des Bürgerkrieges verblieb der „gemeine Mann" unionstreu, die Franzosen nahmen bald eine südliche Färbung an. Die Umgegend von Castroville war wegen der herumschweifenden Indianer und Mexicaner Pferdediebe verrufen. Zwei meiner Bekannten, welche sich eben ihre Farmen in der Nähe des Städtchens einrichten und häuslich niederlassen wollten, wurden von den Apatsches Mescaleros oder vielleicht von Lipans angefallen und getötet; wie aus den Fußtapfen, dem zerknitterten Buschwerk und den Blutspuren zu ersehen, nach der hartnäckigsten Gegenwehr. Westphal, mit dem Beinamen Leather-stocking, im Norden lange ansässig und als tüchtiger Indianer-Bekämpfer bekannt, zog von dort kurz vor dem Bürgerkrieg nach Texas und siedelte sich in der Nähe von Castroville an. Er wirtschaftete mit Gehülfen, war damals schon ein bejahrter Mann und infolge seiner Wunden und ausgestandenen Strapazen fast ein Krüppel. Das Letzte, was ich von ihm hörte, ist, daß er bei einem neuen Indianeranfall zwar arg verwundet worden, aber noch mit dem Leben davon gekommen sei. Gesehen habe ich ihn nicht; er zählte mehr zu den Amerikanern, sein Name ist ein niederdeutscher, und stammt er, soviel ich weiß, aus dem Braunschweigischen.

Zwischen Franzosen und Deutschen sind, so lange ich in Texas war, von 1847 bis 1865, nie Mißhelligkeiten vorgefallen; in Texas haben sie sich immer ganz gut vertragen.

E. v. W.

Konschin's Erforschung des Usboi.

Von Wilhelm Geiger.

Man hat bekanntlich es bisher als im allgemeinen für zweifellos gehalten, daß der sogen. Usboi, welcher von den Grenzen Chiwa's aus durch die Turkmenenwüste bis zur Balchau-Bucht des Kaspischen Meeres sich erstrecken sollte, ein ehemaliger Mündungsarm des Oxus sei. Fraglich erschien nur, ob dieser Arm bereits in vorgeschichtlicher Zeit vertrocknet war oder ob die Abweichung des Amu zum Aralsee einer geschichtlichen Epoche angehört. Es dürfte angezeigt sein, hier über die einschlägigen Forschungen Konschin's zu berichten, welche die hochwichtige Frage in ein vollkommenes Licht zu rücken geeignet erscheinen.[1]

Zunächst konstatiert Konschin, daß ein ununterbrochenes Bett des Usboi durchaus nicht von dem See Ssary-Kamysch an bis zur Balchau-Bucht existiert. Es beginnt vielmehr erst bei Bala-Ischem, d. h. von der Stelle ab, wo auf unseren Karten die Richtung des Usboi aus der nordsüdlichen in eine mehr westliche übergeht. Nördlich von Bala-Ischem bis zum See Ssary-Kamysch ist auf eine Strecke von über 210 Werst überhaupt kein Flußbett vorhanden, trotzdem Lupandin ein solches kartographisch aufgenommen hat. Die Bodenkonfiguration ist hier eine ganz andere als in der Umgebung des westlichen Usboi. Allenthalben, nicht bloß längs der Linie, wo unsere Karten das Bett des Usboi verzeichnen, sondern auch östlich und westlich derselben, vom Absturz des Ust-Urt-Plateau's bis an die Grenzen der Oase von Chiwa, trifft man hier auf eine Reihe muldenartiger Vertiefungen, welche in der Regel von Nord nach Süd sich erstrecken. Die Umrandung dieser Becken bilden entweder Erhebungen von festem, gelbem Sande oder auch von rotbraunem Lehm, wie sie überhaupt für die Kara-kum-Wüste charakteristisch sind. An dem Saume der Becken lagert eine 4—6 Zoll dicke Schicht einer Art dunklen, leicht zerreibbaren, aus den Vermoderungsprodukten von Schilf gebildeten Torfes, welcher zuweilen auch den ganzen Grund der Vertiefungen bedeckt. Wo der Torf nur an dem Rande der Mulden sich findet, haben diese selbst in der Regel einen felsigen Untergrund,

[1] „Iswästija", 1885. XXI. p. 202 ff.

aus den Gesteinsarten des Ust-Urt-Plateau's bestehend. Im anderen Falle lagert der Torf auf einer bis zu 2 F. dicken Schicht von grauem, lockerem und geschichtetem Lehm, wie er auch die Unterlage des rotbraunen Lehms der aralo-kaspischen Niederung bildet. Da und dort bedecken Barchane von Flugsand den Grund der Mulden, in welchen man die Ueberreste von Süßwasser- oder Halbsüßwasser-Mollusken in ganzen Lagern findet, so daß dadurch der Sand vielfach eine schneeweiße Farbe erhält.

Auf Grund aller dieser Erscheinungen kommt Konschin zu dem Resultate, daß die Mulden dieser ausgetrockneten Becken teils von Seen, teils von Sümpfen seien. In früherer Zeit, so nimmt er an, war das ganze Gebiet im Norden von Bala-Ischem und zwischen dem Plateau-Rande des Ust-Urt einerseits und den Grenzen von Chiwa andererseits ein großes Schilfmeer mit halbsüßem Wasser. Dasselbe bedeckte ein Areal von mindestens 20,000 Quadrat-Werst. In einer geologisch jungen Vergangenheit begann dieses Meer auszutrocknen und wurde in eine große Anzahl von Sümpfen und Seen zertrümmert, welch letztere, wie man dies noch deutlich erkennen kann, bald isoliert waren, bald durch enge Wasserarme unter sich in Verbindung standen. Auch diese Sümpfe und Seen verschwanden allmählich. Als letzter Ueberrest jenes Meeres existiert heute nur noch der Doppelsee Ssary-Kamysch mit seinem äußerst konzentrierten Salzgehalte. Auch bestehen noch mehrere Salzsümpfe östlich vom Ssary-Kamysch, zwischen den beiden gleich Inseln aus der Niederung aufragenden Plateaux Buten-Tag und Tus-Kyr. Salzablagerungen trifft man endlich noch südlich des Ssary-Kamysch, längs der Linie der tiefsten Punkte des ehemaligen Schilfmeeres, eben da, wo Lupandin das Bett des Usboi verzeichnet.

Vom Brunnen Tscharyschly ab nach Norden verändert sich der Charakter der Gegend. Hier zieht sich quer durch das ganze Becken eine ziemlich hohe und langgestreckte Kette von Flugsandhügeln, und nördlich davon dehnt sich ein weites Thal aus, welches eine Oberfläche von mindestens 6000 Quadrat-Werst hat. Der Grund dieses Thales ist teils mit Flugsand bedeckt, teils aber auch mit einer Schicht von Süßwasserablagerungen, welche sich westwärts bis an den Fuß des Ust-Urt-Plateau's erstrecken. Diese Ablagerungen bestehen aus lockerem, geschichtetem, äußerst feinem Lehm mit einer Menge von Pflanzenfasern. Man bemerkt hier Spuren künstlicher Irrigation. Es muß somit hier noch nach dem Austrocknen des Meeres eine Kultur bestanden haben. Weiterhin, gegen den Ssary-Kamysch zu, treten Salzsümpfe oder salzgesättigter Sandboden an die Stelle dieses fluviatilen Lehms — Anzeichen einer früher größeren Ausdehnung des Ssary-Kamysch, wie man sie auch im Osten und Westen desselben, etliche 10 Werst weit, findet. In das Nordende des Ssary-Kamyisch mündet, ein Aestuarium bildend, der Kunja-Darja, zweifellos ein ehemaliges Bett des Amu, welches auch noch in unserem Jahrhundert bei besonderen Hochfluten dieses Stroms Wasser enthielt.

Der Kunja-Darja wurde in seinem ganzen Verlaufe von der Oase Chiwa bis zum Ssary-Kamysch schon 1873 von Gluchowskij untersucht. Man glaubte damals, daß ein ebensolcher Flußarm das südliche Ende des Ssary-Kamysch verlasse und sich im Usboi fortsetze. Diese Annahme ist nunmehr als eine irrtümliche nachgewiesen.

Von der Aibugir-Bucht des Aralsees, welche erst im Verlaufe dieses Jahrhunderts allmählich austrocknete, wird der Ssary-Kamysch getrennt durch eine Schichte von Ablagerungen, welche eine Breite von 50 Werst hat und im Westen bis an den Fuß des Ust-Urt reicht. Diese Ablagerungen bestehen aus rotem Lehm, welcher dem tertiären Mergel, Kalkstein und Gyps aufliegt, der auch den Ust-Urt bildet. In ihm hat der Kunja-Darja sich sein von hohen und steilen Uferrändern begrenztes Bett eingegraben. Im Süden des Kunja-Darja — ostnordöstlich vom Ssary-Kamysch — erhebt sich inselartig gegen Südosten das noch höhere Plateau Tus-Kyr. Im Süden dieses letzteren findet man keine Spuren früherer Flußläufe mehr. Gegen die Oase Chiwa dagegen, in östlicher Richtung, dehnen sich die Flußanschwemmungen des Amu aus, und hier ist die Gegend, wo die alten Mündungen dieses Stromes in das ehemalige Binnenmeer sich befanden. Hier ist demnach auch die Stelle, wo die Abweichung des Amu notwendig stattgefunden haben muß, durch welche Ursachen sie auch herbeigeführt sein mochte.

Konschin ist der Ansicht, daß das Ssary-Kamysch-Meer mit der Aibugir-Bucht ursprünglich zusammenhing. Der Aralsee erstreckte sich damals somit bis in die Gegend von Bala-Ischem, war also mehr als doppelt so lang wie heutzutage. Die Geschiebe des Amu trennten ihn in zwei Becken und der Prozeß der Austrocknung des südlichen Beckens wurde vermutlich durch die Laufveränderung des Stromes beschleunigt.

Was nun den westlichen Usboi betrifft, so ist zunächst klar, daß derselbe unmöglich der schiffbare Oxus-Strom gewesen sein kann, von welchem die klassischen Autoren sprechen. Hätte er als Wasserarm in historischer Zeit bestanden, so wäre er höchstens ein Ausfluß des Ssary-Kamysch-Meeres zum Kaspischen Meere gewesen. Dazu kommt noch, daß man längs des Usboi keinerlei Ruinen früherer Niederlassungen oder sonstige Spuren menschlicher Kultur entdeckt hat. Dies hebt schon Sievers hervor, welcher die russische Usboi-Expedition vom Herbst 1872 begleitete. Uebrigens zeigt die ganze Beschaffenheit des Usboi, daß in demselben niemals eine beträchtliche Wassermasse geflossen sein kann. Es fehlen stärkere Auswaschungen am Fuße der Vorsprünge. Am Eingange zu den engen Stellen des Bettes, die oft nicht breiter sind als 40 m., erblickt man keine seeartigen Erweiterungen. Felsbänke, welche quer über das Flußbett sich erstrecken, sind nur sehr wenig verwaschen. Auch wo der Usboi von parallelen Lehmufern eingefaßt ist, zeigen sich keine stärkeren Abspülungen des einen oder des anderen Ufers.

Was war nun aber der Usboi? Konschin vermutet in demselben ein Produkt der Lostrennung des Kaspischen Meeres vom Aralsee. Daß das Kaspische Meer sich früher längs des unteren Usboi, welcher eine Art Bucht gebildet haben muß, weit in den Kara-Kum sich erstreckte, beweisen die Salzsümpfe am großen Balchan. Das Meer wich von hier vermutlich in der gleichen Zeitepoche zurück, in welcher das Ssary-Kamysch-Bassin austrocknete. Zwischen dem äußersten Punkte dieser Bucht des Kaspischen Meeres und dem Aralsee stellte der Usboi eine Verbindung her. Wahrscheinlich bestand hier eine Reihe von halbsalzigen Seen längs des Südhanges des Ust-Urt-Plateau's. Zeitweilig mag der Usboi auch eine zusammenhängende Wasserader gebildet haben, den Ausfluß des Aralsees zum Kaspischen Meere bei besonders hohem Wasserstande des ersteren. Dafür spricht der Umstand, daß man an einzelnen Stellen des Usboi Lager der nämlichen Conchylien findet, wie im Ssary-Kamysch-Becken. Süßwasser-Conchylien hat man, wie Sievers bemerkt, nirgends entdeckt. Dagegen erwähnt der gleiche Gelehrte, welcher in dem Usboi noch unbedenklich ein ausgetrocknetes Flußbett sah, als sehr auffallend den großen Salzgehalt der ganzen Niederung. Derselbe ist so stark, daß trotz der großen Bodenfeuchtigkeit nur Salzpflanzen fortkommen, mit einziger Ausnahme der Pappeln, welche sich bei Topjätan finden.

Alle diese Momente dürften allerdings beweisen, daß der Usboi niemals ein eigentliches Flußthal gewesen sein kann, sondern der letzte Rest der allmählichen Abtrennung des Aralsees und des Kaspischen Meeres. Damit kommt die praktische Frage nach der Möglichkeit der Ableitung des Amu in das Kaspische Meer, mit welcher sich schon Peter der Große beschäftigte, von selbst in Wegfall. Um das Ssary-Kamysch-Bassin zu umgehen, müßte man einen Kanal von 300 Werst Länge anlegen. Jenes Becken ausfüllen zu wollen, das hält Konschin für ein Projekt, welches keiner ernstlichen Widerlegung bedarf: das hieße ein Meer da schaffen wollen, wo ein solches infolge gewaltiger geologischer Ursachen verschwand. Uebrigens wäre auch der Usboi, weil er eben niemals ein eigentliches Flußbett war, keineswegs ohne weiteres schiffbar. Um ihn für den Schiffsverkehr tauglich zu machen, müßten an einer ganzen Reihe von Punkten Wasserbauten großen Stiles ausgeführt werden. An vielen Stellen, so in dem wasserarmen Balchan-Busen, in den Sümpfen von Bala-Ischem, bei Lektscha, bei Igdy müßte das Bett beträchtlich vertieft werden. An anderen wäre eine Verbreiterung desselben nötig und zwar gerade da, wo Felsen dasselbe verengern. So erscheint das Unternehmen als ein solch riesenhaftes, daß an seine Durchführung wohl schwerlich geglaubt werden kann.

Geographische Neuigkeiten.

* Handelsstraßen nach Sibirien. Nachdem es praktisch mißlungen, einen Handelsweg zur See von Rußland nach Sibirien aufzufinden, hat man sich um so beeiferter bemüht, Verbindungswege zu Lande nach Sibirien aufzufinden. Die jüngsten Nachforschungen sind diejenigen zwischen der Petschora und dem Obi durch den nördlichen Ural, unter den Auspizien von Sibiriakoff und anderen. Es gibt anscheinend mehrere Päße, der beste wahrscheinlich der von Schokurinsk, welcher 98 e. Mln. lang ist und sich von Kurga an der Petschora (einer mit Dampfbooten erreichbaren Stadt) bis an den Sigwa-Fluß, einen Zufluß der Soswa im Obi-Becken, erstreckt. Dieser Paß liegt nur 1450 F. über der Meeresfläche und 1150 F. über der Sigwa. Eine Eisenbahn von 100 e. Mln. Länge soll daher diese beiden großen Wassersysteme miteinander verbinden und alle Gefahren der arktischen Schifffahrt im Kara-Meere und dem Meerbusen des Obi vermeiden. — Ein anderer Paß, der Woikarski, ist ungefähr von derselben Länge, erhebt sich aber 200 F. höher. (Sc.)

* Teilung von Patagonien. Patagonien ist aus der politischen Geographie verschwunden. Der „Panama Star and Herald" berichtet das Ergebnis einer Uebereinkunft, welche bezüglich dieser Region zwischen Chile und der Argentinischen Republik getroffen worden ist, welche beide dieses Land in sich aufgesogen haben. Chile hat sich den ganzen westlichen Abhang der Cordillera bis zur Südspitze des Festlandes bis zur Magellansstraße samt allen Inseln an dieser Küste angeeignet. Der Ostabhang des Gebirgs und die ungeheuren Pampas, welche sich von deren Fuß bis an den Atlantischen Ozean ausdehnen, sind forthin das Eigentum des Argentinischen Staatenbundes. Die Magellansstraße ist für neutral und für alle Nationen frei erklärt worden. Die Hauptinsel Feuerland oder Tierra del Fuego ist zwischen beiden Nationen zu gleichen Hälften geteilt worden, und Chile nimmt die übrigen Inseln mit Inbegriff derjenigen des Kaps Horn.

* Ueber die Deutschen in Neu-Guinea berichtet im „Argus" von Melbourne vom 10. März ds. Js. durch Telegramm ein Mr. Dickson, welcher schon seit Jahren in den Gewässern des Stillen Ozeans Handel treibt, sowie die von ihm besuchten deutschen Niederlassungen an der Nordküste von Neu-Guinea. Mr. Dickson besuchte diese Handelsposten in den jüngstvergangenen Monaten Januar und Februar. In Port Finsch, dem Finsch-Hafen, einer kleinen Insel der Bucht, fand er eine Ansiedelung, welche aus 6 Deutschen und 14 Malaien bestand, die aber damals mit den Papuas auf sehr gespanntem Fuße standen und um ihrer Sicherheit willen zu der Vorsichtsmaßregel genötigt gewesen waren, die Schwarzen aus der Kolonie zu vertreiben. Dagegen zeigen sich die Eingeborenen in Port Samoa, welches ungefähr 250 Mln. weiter nordwestlich vom Finsch-Hafen, an der Küste von Kaiser-Wilhelms-Land liegt, und wo sich eine wichtige Niederlassung von ungefähr 50 Deutschen befindet, nicht feindlich. Auch diese Niederlassung liegt, wie diejenige von Finsch-Hafen, auf einer Insel, welche der Küste in geringer

Entfernung vorliegt. Sie scheint ganz gesund zu sein. Die Ansiedler waren zuletzt mit der Rodung des Bodens beschäftigt, in der Absicht, hier eine Stadt anzulegen. Vorerst haben sie noch keinerlei Beziehungen mit den Eingeborenen des Innern, außer etwa auf dem Wege des Tauschhandels. Das ganze Küstengebiet und die demselben vorliegenden Inseln sollen sehr stark bevölkert und sehr fruchtbar sein.

* Der neue Kongostaat wechselt seine Hauptstadt. Da Vivi eine sehr ungünstige Lage hat, ungesund sein soll und auch zu weit stromabwärts liegt, soll der Sitz der Behörden nach Boma verlegt werden. Nach den Berichten, welche jüngst in Brüssel eingetroffen sind, hat der Verein vom 1. Juli v. J. bis zum Abgang des jüngsten Kuriers nur drei von seinen Beamten verloren, worunter einen durch einen Unglücksfall. Dies gilt vom unteren Kongo; vom oberen wird kein Todesfall berichtet. Dies wäre ein Beweis für die Möglichkeit, daß die Europäer bei guter Ernährung und Pflege im Becken des großen Stromes leben könnten. Die Unterhandlungen bezüglich der Erbauung einer Eisenbahn dauern noch fort.

* Franzoi's Expedition nach Südafrika. Der italienische Reisende Augusto Franzoi hat jüngst eine größere Reise nach dem äquatorialen und südlichen Afrika angetreten, über welche nun die Turiner Zeitungen die erste Nachricht in folgendem Briefe veröffentlichen:

„Port-Said, am Bord des „Balduino", 7. Mai.

„Liebster Armand! Ich sende Dir in der Eile noch einen Gruß. Wir befinden uns alle wohl und werden morgen Abend in Suez eintreffen und in zehn Tagen in Aden sein, wo wir uns zwanzig Tage aufzuhalten gedenken, um unsere Einkäufe zu vervollständigen. Von da werden wir nach Zeilah (Sela) abreisen, hier eine Karawane bilden und uns auf den Weg nach Schoa machen; auf diesem langen und unter gegenwärtigen Umständen sehr schwierigen Wege wird aus uns werden, was dem lieben Gott gefällt und was unsere Büchsen zu machen uns erlauben werden. Wir werden denselben Weg einschlagen, auf welchem die Expedition des Grafen Porro ermordet worden ist, und müssen drei Tagreisen von der Grenze von Schoa notgedrungen (denn es gibt keinen anderen Weg) den Punkt passieren, welcher der Schauplatz der Niedermetzelung des Herrn und der Frau Barral gewesen ist, welche beinahe gleichzeitig mit derjenigen des Grafen Porro vorfiel. Wenn wir Schoa erreichen, werden wir uns dort einige Monate aufhalten, um die Regenzeit vorübergehen zu lassen, uns Maultiere zu kaufen und die Klassifizierung und Ausscheidung unseres Gepäckes vorzunehmen. Von dort werden wir uns längs der oramuischen Reiche nach Kaffa auf den Weg machen, wo das Unbekannte beginnen wird. Ich hege viel Vertrauen zu dem vollständigen Gelingen unseres Programms, welches, wie du weißt, auf die Eröffnung eines Weges von Kaffa nach den Aequatorial-Ländern abzielt."

* Das mexicanische Reich. Da Mexico eines derjenigen Länder ist, welche teils durch die dereinstige (wenn auch angeblich noch in weitem Felde stehende) Eröffnung des Panamá-Kanals und die weitere Förderung des amerikanischen Eisenbahnnetzes am meisten gewinnen und eines neuen Aufschwunges sich erfreuen werden, so dürfte es zeitgemäß sein, nachstehende kurze statistische Uebersicht über jenes Land zusammen zu stellen:

Die Regierung der Republik Mexico ist demokratisch-föderativ. Mexico hat seine Unabhängigkeit am 15. September 1810 erklärt. Die im Jahre 1879 vorgenommene amtliche Volkszählung ergab als Gesamtbevölkerung der Republik eine Zahl von 9,386,777 Einwohnern; Ende 1883 ergab sich eine Volkszahl von 10,289,502 Einwohnern. Man kann daher mit einiger Begründung annehmen, daß in diesem Augenblick die Gesamtbevölkerung über zehn und eine halbe Million betragen wird. Die eingeborene oder vielmehr indianische Bevölkerung beläuft sich auf fünf Millionen oder ungefähr stark die Hälfte; nach anderen Quellen beträgt die rein indianische Rasse nur 35 Prozent der gesamten Bevölkerung. Diese Indianer reden 35 verschiedene Sprachen und 69 spezielle Idiome; sie sind beinahe alle von einer groben Unwissenheit und führen ein nomadisches und halbwildes Leben auf dem Lande. Die mexicanische Regierung nimmt sich vor, für die Erziehung derselben zu sorgen; zu diesem Zweck muß der Gouverneur des Staates Chiapas an den Präsidenten der Republik die Bitte um eine Beisteuer von einer Million Piaster (400,000 Mark) richten, um die Iniative dazu in seiner Jurisdiktion zu ergreifen. Nach seiner politischen Einteilung besteht Mexico aus 27 Staaten, einem Militär- und einem Föderal-Distrikt und einem Territorium. Sein Gebiet erstreckt sich von 14° 30′ bis 38° 42′ n. Br. und von 88° 56′ bis 190° 25′ w. L. vom Meridian von Paris und hat einen Flächenraum von 1,941,240 Q-Km. oder 109,434 mexicanischen Geviertmeilen. Innerhalb dieses ausgedehnten Gebietes gedeihen alle Früchte und Pflanzen der Erde von der winzigen Flechte des ewigen Schnees bis zum riesigen Mameybaume, welcher nur im heißesten Tropenlande lebt. Alle Erwerbszweige werden in jenem Lande ausgebeutet, besonders aber der Bergbau. Die Ausfuhr an edlen Metallen betrug im Verwaltungsjahr 1883—84 nicht weniger als 33,473,283 Piaster, was in Verbindung mit den übrigen Ausfuhrartikeln während derselben Periode einen Gesamtwert von 46,725,496 Piaster beträgt. Die nationale Kriegsflotte von Mexico ist im Werden begriffen; sie zählt dermalen vier kleine Kriegsdampfer für den Küstenschutz und sechs Dampfer für den Verkehr im Mexicanischen Meerbusen. Drei große Meeresdampfer oder Postschiffe, welche der Mexicanischen Transatlantischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft gehören, besorgen den Verkehr mit Europa. Amerikanische Zeitungen haben vor kurzem die Ziffern über die räumliche Ausdehnung der Gebiete zusammengestellt, welche die Vereinigten Staaten

seiner Zeit Mexico abgenommen haben, Zahlen, welche nur allzu beredt sind, nämlich:

Texas	688,343 Q-Km.	
Arizona	291,709	
Neu-Mexico	317,469	
Californien	410,135	
Nevada	220,063	
Los Yntas	287,701	
Ein Teil des Staates Colorado	134,577	2,349,997 Q-Km.
Hiezu kommen noch das Gebiet von Balize		19,585
Ein an Guatemala abgetretener Landstrich		700
	Zusammen	2,370,282 Q-Km.

Da die gesamte heutige Gebietsoberfläche von Mexico nur 1,941,241 Q-Km. beträgt, so geht daraus hervor, daß Mexico mehr als die Hälfte seines Flächenraums einbüßte. (G. g.)

* Die Forbes'sche Expedition nach Neu-Guinea. Nach dem Melbourner „Argus" vom 10. März war Herr H. O. Forbes Ende Februars noch immer im Lager von Sogere, bei dem Port Moresby, und befaßte sich emsig mit der Sammlung von botanischen, geologischen und ethnologischen Gegenständen. Die Regenzeit war noch nicht vorüber, und es gab viele Kranke. Herr Hennessey, sein Gehülfe, war durch seine erschütterte Gesundheit zur Rückkehr nach Queensland gezwungen worden; allein Herr Forbes schien das ungesunde Klima gut zu ertragen. Er hatte sich mit den benachbarten Stämmen der Eingeborenen freundlich und friedlich gestellt, und es ist kaum zu bezweifeln, daß er imstande sein wird, nach dem Aufhören der Regenzeit die Kette der Owen-Stanley-Berge zu übersteigen. (Nach neueren Nachrichten ist dies nicht geschehen und Herr Forbes durch Mangel an Geldmitteln verhindert worden, seinen Reiseplan durchzuführen. Er hat eine große botanische und zoologische Sammlung mitgebracht, aber den Gipfel der Owen-Stanley-Kette nicht zu erreichen vermocht, sondern nach Neusüdwales zurückkehren müssen, um sich von Seiten der verschiedenen Zweige der Geographischen Gesellschaft für Australien die Mittel zu verschaffen, die ihn in den Stand setzen könnten, nach Neu-Guinea zurückzukehren und seine Forschungsarbeit fortzusetzen. Er ist übrigens tiefer in das Innere eingedrungen, als irgend ein anderer Reisender zu Lande vor ihm kam, denn er hat einen Punkt erreicht, der 65 e. Mln. von Port Moresby entfernt liegt.)

* Der neuentdeckte Nebenfluß des Kongo, welchen Lieutenant Wißmann befahren hat, scheint ein längst auf den Karten teilweise unter dem Namen Ikelemba verzeichneter zu sein. Wißmann nennt ihn den Kassai, er heißt aber an verschiedenen Punkten auch Zaïre, Maneme und Kwa. Er nimmt in der Nähe seiner Mündung die Gewässer des Kwango und den Abfluß des Sees Leopolds II. auf. Er hat eine schiffbare Länge von etwa 400 e. Mln. durch eine reiche Region mit vielen wahrscheinlich schiffbaren Armen. Er wimmelt von Flußpferden, welche stellenweise die Kahnfahrt hemmen; man zählte deren zweiundachtzig in einer einzigen Heerde. Die Mündung des Kassai deutet nicht auf die Wichtigkeit des Stroms und dies ist vermutlich der Grund, warum er nicht früher erforscht worden ist. Auch Wißmann vertritt die Ansicht, daß die kommerzielle Zukunft des ganzen Kongo von der Erbauung einer Eisenbahn von Vivi nach dem oberen Kongo-Thale abhänge. (Sc.)

Litteratur.

* Isabella L. Bird: Unbetretene Reisepfade in Japan. Eine Reise in das Innere des Landes und nach den heiligen Stätten von Nikko und Yezo. Autorisierte deutsche Ausgabe. Mit Illustrationen und einer Landkarte. Zwei Teile in einem Bande. Jena, Costenoble, 1886. — Die durch ihre Beschreibungen von Hawaii, den Sandwichs-Inseln und den Felsengebirgen Nordamerika's bekannte kühne Forscherin Isabella L. Bird hat im Jahre 1878 auch Japan bereist, und zwar nicht nur den Teil des Landes, den vor ihr so mancher Tourist gesehen, sondern das Innere, das noch kein europäischer Fuß bis dahin betreten, ein Plan, den selbst der englische Konsul in Yokohama, Herr Wilkinson, für zu ehrgeizig hielt und bezüglich dessen alle Bekannten der Forscherin in Japan darin übereinstimmten, „daß die vielen Flöhe und die schlechten Pferde wohl von solchem Unternehmen abschrecken könnten." Mit einem verschlagenen Diener Ito, der von sich behauptet, er sei auf der amerikanischen Gesandtschaft beschäftigt gewesen, alsdann Buchhalter bei der Osaka-Bahn und später Reisebegleiter des Botanikers Maries in Yezo, unternimmt die kühne Frau das Wagnis mit einer Reiseausrüstung, die sie sich selbst ausgedacht. Zwei aus Weidenzweigen geflochtene Körbe, mit Papier ausgeschlagen und mit wasserdichtem Ueberzug, passen für die beiden Seiten eines Saumrosses, ein Klappstuhl, ein Luftkissen, ein Waschbecken aus Gummi, Betttücher, Laken, ein mit Kanevas überzogenes leichtes Bettgestell, welches binnen zwei Minuten zusammengesetzt werden kann, ein mexicanischer Sattel, eine gehörige Anzahl von Kleidern nebst einem weiten Ueberwurf für die Abendzeit, ein Paar Stiefeln aus starkem ungeschwärztem Leder, ein japanischer, nur 2 1/2 Loth wiegender Hut aus Bambusgeflecht mit weißbaumwollenem Ueberzug, einige Kerzen, Brunton's große Karte von Japan und Satow's englisch-japanisches Wörterbuch, das ist die ganze Reiseausrüstung. Von Nahrungsmitteln wird nur etwas Liebig'scher Fleischextrakt, 4 Pfund Rosinen, etwas Chocolade und ein wenig Branntwein mitgenommen. Das Geld besteht in Päckchen von 50 Yen, 50-, 20- und 10-Sen-Noten, nebst einigen Rollen Kupfermünzen. Eine Tasche mit dem Paß hängt vorn auf der Brust. So tritt Isabella Bird die Reise in einem Kurumawagen an, um sie später auf Packpferden, zuweilen gar auf einer Kuh über steile Gebirgshöhen reitend fortzusetzen. Sieben Monate verweilt sie auf der Reise durch die bis dahin von Forschern unbetretenen Gegenden des Mikadoreiches: von Nikko und Niigata nach Armori und Yezo, der nördlichsten japanischen Insel, welche der Mikado vor kurzem an Rußland abgetreten hat. Das Buch zeigt auf jeder Seite das vorzügliche Talent der Forscherin, zu beobachten und die Resultate ihrer Beobachtung in einer nie langweiligen, aber dennoch von Oberflächlichkeit durchaus entfernten, darum also im besten Sinne des Wortes populär-wissenschaftlichen Weise darzulegen. So ist es denn ein großer Genuß, ihren Darstellungen zu folgen und das japanische Volk in seiner Heimat im

Innern des Landes, in seinem täglichen Leben und seiner Umgebung und seinen Anschauungen, Hoffnungen, Freuden und Sorgen zu studieren. Eine höchst wertvolle Bereicherung der Ethnographie enthält das Werk namentlich durch die genauen Mitteilungen über die Ainos, jenen wilden, von den Japanern völlig getrennt lebenden Volksstamm, der keine Geschichte, kaum eine Ueberlieferung hat, der seine Abstammung von einem Hunde herleitet, dessen Angehörige in tiefste Unwissenheit versunken sind, keine Buchstaben haben und kaum über tausend zählen können, die sich in Baumrinde und ungegerbte Tierfelle kleiden, den Bären, die Sonne, den Mond, das Feuer und das Wasser verehren und deren wilder Gesichtsausdruck, der durch das massenhafte Haupt- und Barthaar und die starken Augenbrauen bewirkt wird, nur durch die träumerischen braunen Augen gemildert wird und völlig erlischt bei dem überaus sanften Lächeln, das dem stärkeren Geschlecht in demselben Maße eigen ist wie dem schwächeren. Den Urbewohnern vieler anderer Länder gegenüber nehmen die Ainos dadurch eine höhere Stelle ein, daß sie sich einem häuslichen Leben nähern, daß sie ein Wort für „Haus" und für „Heimat" haben und daß ihr Ausdruck für „Ehemann" eine Familienbedeutung hat. Schon daß die Wahrheit in ihren Augen großen Wert hat, erhebt sie über andere Völkerschaften. Kindermord ist unbekannt; greise Eltern werden von den Kindern hochachtungsvoll, gütig und hülfreich behandelt und viel lobenswertes findet sich in ihren geselligen und häuslichen Verhältnissen, welche unsere Forscherin so gründlich und eingehend schildert, daß künftige Reisende, auf diesem Material fortbauend, leichtere Arbeit haben werden. Die Uebersetzung des Buches liest sich fließend; die Ausstattung ist, wie wir das bei H. Costenoble gewohnt sind, vorzüglich; die Abbildungen und die Karte von Japan lassen an Sauberkeit nichts zu wünschen übrig. Und so sei mit gutem Gewissen dieses neueste englische Reisewerk der Aufmerksamkeit auch dem deutschen Leser aufs beste empfohlen.

Dr. Wilhelm Beumer.

* Aus Serbien und Bulgarien. Schilderungen von Land und Leuten von A. C. Wiesner. Mit einem illustrierten Anhang: Der serbisch-bulgarische Krieg. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Greßner und Schramm, 1886. — Die jüngstvollzogene Verbindung von Ostrumelien mit Bulgarien und der daraus hervorgegangene Krieg und die bulgarische Revolution haben die öffentliche Aufmerksamkeit auf die beiden größeren Staaten der Balkan-Halbinsel, auf Serbien und Bulgarien, und besonders auf letzteres gelenkt, welchem noch eine bedeutende Zukunft bevorzustehen scheint. Da es nun an neueren eingehenden Beschreibungen dieser Länder fehlt, so sind uns einstweilen auch kürzere Schilderungen derselben von Männern willkommen, welche aus eigener Anschauung schreiben können. In dieser Lage ist der Verfasser der vorliegenden hübschen kleinen Schrift, welcher in beiden Ländern längere Zeit gelebt und sich mit ihren Zuständen genau vertraut gemacht hat. So führt er uns denn Serbien in den Einzelschilderungen: „Das eiserne Thor; Charakter und Sitten des Serbischen Volkes; die Volkspoesie der Serben; acht Tage in Belgrad; die neue Eisenbahn Belgrad-Nisch" und Bulgarien in den Skizzen: „Von Rustschuk nach Sofia; Tirnowo und seine Vergangenheit, und die Rosenstadt Kasanlik" vor, und fügt eine kurze illustrierte Geschichte des serbisch-bulgarischen Krieges an, welche in vielen Stücken sehr lehrreich und merkwürdig ist. So flüchtig die ethnographischen Skizzen und Reise-Eindrücke des Verfassers auch sind, so lesen sie sich doch sehr angenehm und enthalten auch manche neue Wahrnehmungen.

* Encyklopädie der Naturwissenschaften. Herausgegeben von Professör Dr. W. Förster, Professor Dr. A. Kenngott u. a. m. Breslau, Ed. Trewendt, 1886. — Von diesem gediegenen Werke, in welchem wir eine der verdienstvollsten und lehrreichsten Unternehmungen des neueren deutschen Buchhandels und ein Ehrendenkmal deutscher Wissenschaft begrüßen, welchem keine andere Kulturnation etwas ähnliches an die Seite stellen kann, liegen uns nun wieder sechs weitere Lieferungen vor, mit welchen das Werk rasch seiner Vollendung entgegenreift und aufs neue Zeugnis von seinem praktischen Wert ablegt. Von den drei Lieferungen (45—47) der ersten Abteilung gehören eine dem „Handbuch der Botanik" an, den Anfang einer „systematischen und geographischen Anordnung der Phanerogamen" von Professor Dr. Oskar Deude in Dresden enthaltend, die zwei weiteren dem „Handwörterbuch der Zoologie, Anthropologie und Ethnographie", welche wieder eine ebenso reiche wie gediegene Reihe monographischer Artikel enthalten. Von den drei neuen Lieferungen der zweiten Abteilung bringen die Lieferungen 34 und 36 die Fortsetzung des vorzüglich redigierten „Handwörterbuchs der Chemie" mit einer Fülle von höchst lehrreichen Artikeln, namentlich aus den Gebieten der neuesten organischen, technologischen und physiologischen Chemie, während Lieferung 35 das „Handwörterbuch der Mineralogie, Geologie und Paläontologie" seinem Abschlusse näher führt. Wir sehen nun bei mehreren naturwissenschaftlichen Disziplinen dem Erscheinen des Endes entgegen und lernen mit jedem weiteren Schritt den hohen wissenschaftlichen Gehalt und die eminente Brauchbarkeit dieser Encyklopädie kennen, welche nach ihrer Vollendung ein in seiner Art einziges Werk bilden und sich den Vorrang in der gesamten wissenschaftlichen Litteratur der Gegenwart sichern wird. Möge das schöne Unternehmen auch durch zahlreichen Absatz verdiente Anerkennung finden.

* *Bijtragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie.* Uitgegeven door het koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indie. Vijfde volgreeks eerste deel, eerste en tweete aflevering. 's Gravenhage, Martinus Nijhoff, 1886. — Das königliche Institut für die Sprach- und Länder- und Völkerkunde von Niederländisch-Indien ist schon seit einem Menschenalter vorteilhaft bekannt für seine ausgezeichneten Arbeiten in Förderung der allgemeinen und wissenschaftlichen Kenntnis der niederländischen Kolonie. Dies tritt auch in den uns vorliegenden beiden gehaltvollen Lieferungen seiner Beiträge wieder zu Tage, die außer dem nicht uninteressanten Bericht über die Thätigkeit des Instituts und seiner Mitglieder im vorigen Jahr wieder mehrere ungemein lehrreiche und wertvolle Aufsätze enthalten, nämlich: Bericht über eine Reise ins Gebiet des oberen Surinam, von K. Martin; — die Topantunuasu oder eingeborenen Urstämme des zentralen Celebes, von J. G. F. Riedel; — Noch eine Buginesische Legende, mitgeteilt von P. C. Wijnmalen; — Ueber die Ableitung und Bezeichnung von Sapalapala, von C. A. van Ophuijsen; — Ein neuer Atlas von Niederländisch-Indien, von P. J. B. C. Robidé van der Aa; — Etwas über mnemonische und andere Zeichen bei den Völkern des Ostindischen Archipels, von C. M. Pleyte Wz.; — Feierlichkeiten und Gebräuche bei Verlobungen und Hochzeiten unter den Völkern des Indischen Archipels, von Dr. G. A. Wilken; — Die Kultur des Kaffeebaumes in Brasilien von M. K. F. van Delden-Laërne. Außerdem enthält die zweite Lieferung noch eine wertvolle, weil das Nachschlagen wesentlich erleichternde systematische Inhaltsangabe der früheren Jahrgänge dieser „Beiträge" aus welchen man erst ersieht, welch eine reiche Fundgrube des Wissens und der Belehrung diese Zeitschrift über das ganze niederländisch-indische Kolonialgebiet ist, und in welch hohem Grade dieselbe die Beachtung und Unterstützung der Fachmänner in der Länder- und Völkerkunde, Anthropologie und Sprachkunde verdient, worauf wir hier hinweisen wollen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 38. | Stuttgart, 20. September. | 1886.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Kinderspiele und Kinderreime in Portugal.

Von A. W. Sellin.

Unter diesem Titel veröffentlicht F. Adolpho Coelho in der Zeitschrift der Geographischen Gesellschaft in Lissabon, 4. Serie, Nr. 12, einen höchst interessanten Artikel, dessen Inhalt auch für deutsche Leser Interesse haben dürfte, da er erkennen läßt, daß trotz der Eigenart des portugiesischen Wesens, welche sich in den Spielen und Reimen ausspricht, die Grundzüge derselben doch denjenigen der unseren entsprechen. Eine vergleichende Darstellung der Kinderspiele bei allen Völkern der Erde soll erst geschrieben werden; gegenwärtig fehlt es dazu noch an den nötigen Beobachtungen; aber so weit solche bis jetzt vorliegen, lassen sie eine wunderbare Uebereinstimmung in den Aeußerungen des kindlichen Intellekts, sowie in dem Bestreben der Erwachsenen, mit demselben Fühlung zu gewinnen, erkennen.

Das bekannte deutsche Wiegenlied, „Schlaf, Kindlein, schlaf!" wird in etwas veränderter Form auch an den Wiegen der portugiesischen Kinder gesungen; nur ist es dort nicht des Schäfers Hündelein, welches das Kind, das nicht schlafen will, fressen soll, sondern eine Ziege. Die Verschen, welche die portugiesischen Kindermuhmen singen, wenn sie den Kleinen das Zusammenschlagen der Händchen und die ersten Schritte beibringen wollen oder sie auf ihren Knieen reiten lassen, sind in ihrem Unsinn ebenso unübersetzbar, als die bei gleicher Veranlassung von deutschen Kindermuhmen gesungenen Liedchen. Das Unterscheiden der Fingerchen, welches dem deutschen Kinde mit dem Verschen: „Das ist der Daumen, der schüttelt die Pflaumen" u. s. w. beigebracht wird, lernen die portugiesischen Kinder durch Nachsprechen folgender, von Coelho in veraltetem, bezw. corrumpiertem Portugiesisch mitgeteilter Verse:

Este achô um ôvo.	Dieser fand ein Ei.
Este pôze-o ássar.	Dieser kochte es.
Este dêto-lhe sal.	Dieser that Salz dazu.
Este provô-o.	Dieser probierte es.
Este mamô-o.	Dieser trank es aus.
E aqui pôz a gallinho ôvo.	Und hier hinein hat das Huhn das Ei gelegt.

(Die Kindermuhme berührt dabei nacheinander die einzelnen Finger und zuletzt die Handfläche.)

Charakteristischer für die Portugiesen — und wie ich nur gleichzeitig hinzufügen will, auch für Brasilianer — ist jedoch folgender Vers:

Dêdo mêminho.	Der ganz kleine Finger.
Sê vezinho.	Sein Nachbar.
Pae de todos.	Vater aller.
Fura-bolos.	Kuchendurchbohrer.
Mata-piolhos.	Läusetöter.

Wenn schon den kleinsten Kindern der Daumen als Läusetöter vorgestellt wird, so braucht man sich natürlich nicht darüber zu wundern, wenn die größeren und größten Kinder, d. h. die Erwachsenen, von dieser seiner vermeintlichen Bestimmung wacker Gebrauch machen und scheinbar gar keinen Abscheu davor empfinden, daß sie dies überhaupt thun müssen. Ich kann es mir nicht versagen, die Harmlosigkeit der Lusitanier in dieser Beziehung durch eine kleine Einschal-

tung zu illustrieren: Ich hatte vor Jahren bei einem reichen brasilianischen Estanzieiro (Großgrundbesitzer) eine sehr freundliche Aufnahme gefunden, und bemühten sich namentlich seine Töchter, wahrhaft strahlende Schönheiten, mir das Leben so angenehm als möglich zu machen. Eines Abends, von einem Spazierritte heimkehrend, hielt ich, wie gewöhnlich, auf dem der Estanzia zunächst gelegenen Berge an, um mich an der wirklich bezaubernden Fernsicht zu erfreuen. Unter mir lag in idyllischer Ruhe und bestrahlt vom Scheine der untergehenden Sonne die Estanzia. Die Sklaven kehrten singend von der Arbeit heim, und weithin knarrten die Räder der hölzernen Carreta, welche von fußschleppenden Rindern gezogen, den im Curral eingeschlossenen Reitpferden und Milchkühen saftiges Grünfutter aus der Plantage zuführte. Vor der Hausthüre aber saß die schöne Dona Gabriela, vom goldigen Lichte der scheidenden Sonne umflossen und neben ihr kniete, den Kopf in ihren Schooß bergend, Dona Hedovirges, ihre schöne Schwester. Ich setzte mein Pferd in Trab, um noch vor dem Abendessen mit den Mädchen ein wenig zu plaudern, und bald war ich am Ziel, sprang vom Pferde und warf dem Hausklaven die Zügel zu, um alsbald die Damen zu begrüßen. Merkwürdig! Die kleine liebe Hedovirges sah nur flüchtig auf, um meinen Gruß zu erwidern und ließ dann wieder ihr Köpfchen in den Schooß der Schwester sinken, welche mit ihren schlanken weißen Händen durch das prachtvolle dunkle Haar der Kleinen fuhr, als wolle sie dasselbe in besonderer Weise ordnen. Da die Sache aber gar kein Ende nehmen zu wollen schien, so konnte ich nicht umhin zu fragen: „Was machen Sie denn da, Dona Gabriela?“ Da sah sie mich mit ihren dunklen schönen Augen so kindlich unbefangen an, als begriffe sie überhaupt nicht, daß ich da noch fragen könne und erwiderte: „Nun, ich lause meine Schwester!“ Ich war natürlich — man verzeihe den jocosen Ausdruck — baff; doch bekam ich in der Folge noch so oft derartige Szenen zu sehen, daß sie mir nicht mehr den Eindruck des Ungewöhnlichen, ja kaum noch des Unschicklichen machten.

Sehr zahlreich und mannigfaltig sind die Rundspiele der portugiesischen Kinder und ebenso die Verse, welche bei denselben gesungen werden. Bei letzteren fällt die häufige Wiederkehr des Namens Jesus Christus und die sinnlose Verbindung, in welcher derselbe zu profanen Dingen gebracht wird, auf. Hier ein Beispiel: Die Kinder sitzen im Kreise zusammen und reichen sich die vorgestreckten Hände, welche dann nacheinander von einem die Runde machenden Kinde berührt werden, wobei alle im Chor sprechen:

Bellisco.	Kniff mit den Nägeln.
Celerisco.	Unübersetzbar, wahrscheinlich das lateinische celeriusculus corrumpiert.
Nosso Senhor.	Unser Herr.
Vacca chocalhêra.	Kuh mit Glockengeläute.
Pone os ovos à ribeira.	Legt die Eier am Ufer.
Pone uno.	Legt eins.
Pone dous	Legt zwei.
Pone tres.	Legt drei.
Pone quatro.	Legt vier.
Pone cinco.	Legt fünf.
Pone seis.	Legt sechs.
Pone sete.	Legt sieben.
Pone oito.	Legt acht.
E recolhe o tê biscoito.	Und fängt Deinen Zwieback.

Die Hand, welche bei dem letzten Worte berührt wird, muß zurückgezogen und in den Schooß gelegt werden, und das wird so lange fortgesetzt, bis die letzte vorgestreckte Hand verschwindet, worauf das einförmige Spiel dann von vorne beginnt.

Bei einem anderen Spiel, das unserem deutschen „Kämmerchen vermieten“ gleicht und die Pointe hat, möglichst schnell die Plätze zu wechseln und sich nicht dabei erwischen zu lassen, singen oder sprechen die Kinder den folgenden Vers, dessen letzte Strophe das Stichwort zum Wechseln der Plätze ist:

1. Bellerisco.	2. Mand'a velha
Celerisco	Que vás a mata.
Nosso Senhor	Salt'a pulga
Jesu Christo	Na balança
O de oiro	Mand'el-rê
O de prata.	Que vas à França.

Die Zungengymnastik, welche unsere deutschen Kinder in mannigfacher Weise, z. B. mit den möglichst schnell zu sprechenden Worten: Konstantinopolitanische Dudelsackspfeifergesellenherberge oder Wachsmaske, Meßwechsel, Wachsmaske, Meßwechsel üben, ist auch den portugiesischen Kindern bekannt. Ich will dafür nur zwei Beispiele anführen:

Pinga a pipa, pia a pinta.	Lasse die Tonne auströpfeln,
Pinga a pipa, pia a pinta.	schlürfe das Maß aus.

Se a paldra pap' a poldra E a poldra pap' a paldra	} Unübersetzbarer Unsinn.

Das Abzählen vor dem Spiel, bei welchem unsere Kinder oft die sinnlosesten Verse herbeten, wie: Eine kleine weiße Bohne reiste einst nach Engelland. Engelland war zugeschlossen, und der Schlüssel war zerbrochen. Piff, paff, puff! Ich bin ab und Du noch nicht! wird von den portugiesischen Kindern singend betrieben. Am beliebtesten ist der Vers:

Una, una, una	Ein, ein, ein,
Una, dois e tres	Ein, zwei, drei;
Contavam a devêr	Sie zählten, wie sichs gehört,
Contavam que contavam	Sie zählten, was sie zählten,
Contavam vinte e tres,	Sie zählten drei und zwanzig.

Beliebt ist in Portugal das Padre-Cura-Spiel. Die mitspielenden Kinder mit Ausnahme von zweien, welche als Padre-Cura, d. h. als der Ortpriester, und dessen Küster erscheinen, nehmen den Namen von Früchten an. Der Pater sagt nun z. B.: „Ich ging in meinen Garten und aß eine Pfirsich.“ Da ruft die Pfirsich: „Das lügen Ew. Gnaden!“ Nun fragt der Pater: „Wo warst denn Du?“ „Ich war im Hause des Apfels“, antwortet die

Pfirsich. Der Apfel sagt: „Das lügst Du." „Nun", fragt die Pfirsich: „Wo warst Du denn?" „Ich war im Hause des Paters", antwortet der Apfel. „Das lügst Du!" ruft der Pater. Nun fragt der Apfel: „Wo warst Du denn?" Hier verliert der Apfel ein Pfand, weil er den Pater mit Du angeredet hat, statt mit Ew. Gnaden. Auch verliert jeder ein Pfand, der den Küster mit Du und nicht mit Sie anredet. Wenn endlich eine größere Anzahl von Pfändern beisammen ist, so werden bei Rückgabe derselben teils vom Pater, teils von den anderen für die Inhaber Strafen verhängt, wie z. B. die Wand zu küssen, auf einem Fuß zu stehen 2c.; alles genau so, wie bei dem Pfänderspiel in Deutschland; ja, selbst das Lästerstühlchen, von den portugiesischen Kindern als berlinda (viersitzige Kutsche) bezeichnet, fehlt nicht, und wer dazu verurteilt wird, in diesem imaginären Vehikel Platz zu nehmen, muß manchen Spott über sich ergehen lassen; denn auf die Frage des Richters: „Warum sitzt er in der Berlinda?" erfolgen in der Regel wenig schmeichelhafte Antworten, wie: „Weil er ein Esel ist; weil er seine Zähne nicht putzt; weil er seine Nägel nicht schneidet; weil er seine Läuse nicht fängt u. s. w." Der Aermste hat aber das Recht, sich zu rühren, indem er denjenigen, welcher die schlimmste Beleidigung gegen ihn ausgesprochen hat, dazu verurteilt, in der Berlinda Platz zu nehmen und nun geduldig die Spöttelei der anderen zu ertragen.

Ein anderes Pfänderspiel besteht darin, daß einer nach dem anderen, während ein kleiner Schlüssel von Hand zu Hand geht, folgenden Vers zu wiederholen hat:

Aqui está esta chavinha	Hier ist dieses Schlüsselchen,
Que vem do Castello de Churchurumello.	welches aus dem Schlosse Churchurumello kommt.
O ferreiro que a fez	Der Schosser, der es gemacht hat,
Disse que dizesse eu	sagte, daß ich zu sagen hätte
Tres vezes	dreimal
Pis trom, sem me rir	Pis-trom, ohne zu lachen
Pis trom, sem me rir	Pis-trom, ohne zu lachen
Pis trom, sem me rir	Pis-trom, ohne zu lachen.

Wer dabei lacht, verliert ein Pfand.

Das Verstecken (esconde-esconde in Portugal genannt) wird ähnlich gespielt wie bei uns, und auch manche andere deutsche Kinderspiele treffen wir in wenig veränderter Gestalt bei den portugiesischen Kindern wieder, so z. B. das sogen. Bannen. Die beiden größten Knaben reichen sich die Hände und bilden mit ihren emporgehaltenen Armen einen Bogen, unter welchem die anderen, die eine Kette bilden, hindurch zu marschieren haben. Dreimal muß man sie ungehindert passieren lassen, bei dem viertenmale können die Knaben, welche den Bogen bilden, durch schnelles Niedersenken der Arme die Kette zu durchbrechen suchen. Gelingt ihnen dies, so haben sie das Recht, diejenigen, welche nicht passiert sind, durchzuprügeln. Bei diesem Spiel wird von allen folgender Vers gesungen oder vielmehr geschrieen:

O Senhor Dom Barquêro	O Herr Dom Barquero
Dêxe-me passar	Lassen Sie mich durch,
Tenho muitos filinhos	Ich habe viele Kinderchen
Nan-nos posso sustentar.	Und kann sie nicht ernähren.
Passará, passará!	Laufe durch, laufe durch
Mas algunas dêscará —	Aber einige bleiben zurück.
Passarê, passarê	Ich werde durchlaufen ich werde durchlaufen,
Mas nenhum dêsarê.	Aber keines lasse ich zurück.

Ohne Reime und Verse scheint es überhaupt kein portugiesisches Spiel zu geben. Manche derselben sind sinnlos kindlich, manche dagegen lassen durch die Gegenstände, die sie berühren, und durch die Art, wie dies geschieht, auf ein hohes Alter und auf einen historischen Hintergrund schließen. Ein sehr altes Spiel ist z. B. das Maurenspiel. Die spielenden Knaben reichen sich die Hände, die beiden ältesten von ihnen bilden die Enden der Linien. Einer von ihnen lispelt nun seinem Nebenmann ins Ohr: „Dort kommen die Mauren!" und dieser läßt die Frage in derselben Weise weitergelangen, bis sie endlich den andern Flügelmann erreicht, welcher auf demselben Wege an seinen Gegenport die Frage richtet: „Was wollen sie?" „Morden!" wird zurückgelispelt. „Womit?" „Mit einem Rohrmesser." Sobald der zweite Flügelmann diese Antwort erhalten, stimmt er mit dem ersten zugleich ein großes Geschrei an, und: „Tod den Mauren!" ertönt ihr Ruf. Alsbald müssen sich alle anderen Knaben wie tot auf den Rücken werfen, und jene beiden haben dann einen nach dem anderen emporzuheben, wobei dieselben nicht einknicken dürfen. Geschieht dies dennoch, so bekommen sie Prügel.

Unser deutsches Paradiesspiel, wobei es gilt, aus einer auf den Erdboden gezeichneten, Himmel und Hölle darstellenden Figur einen hineingeworfenen Stein, auf einem Beine hüpfend, mit dem Fuße hinauszustoßen, ohne die Striche zu berühren, scheint in Portugal unbekannt zu sein; ein Gegenstück ist dort aber doch auch in dem sogen. Jogo do pé-coxinho, d. h. Hinkspiel, vorhanden. Die mitspielenden Knaben legen ihre Hüte so auf den Boden, daß sie eine gerade Linie bilden und genügende Zwischenräume gewähren, um über sie auf einem Bein hinweghüpfen zu können. Dies haben nun die Knaben, einer nach dem anderen, zu thun, und wenn sie einen der Hüte nur im Geringsten berühren, so wird ihr Hut weiter nach vorne an die Spitze der Reihe gelegt, andernfalls aber dürfen sie ihn sofort wieder an sich nehmen. Derjenige, dessen Hut zuletzt liegen bleibt, wird damit bestraft, daß man ihm diesen versteckt, damit er ihn sich wieder suche. Während des Suchens singen die Kinder, wenn er sich dem Hute nähert:

Quente, Quente	heiß, heiß
Côm' águardente	wie Branntwein

und wenn er sich von demselben entfernt:

Frio, frio	kalt, kalt
Côm' agua do rio	wie das Wasser im Fluß.

Unsere deutschen Jungen begnügen sich, bei derartigen Fällen: „brennt! brennt!" zu rufen, wenn der Suchende sich dem gesuchten Gegenstande nähert.

Die Spielstrafen sind in Portugal gerade so mannigfaltig wie bei uns — auch das Spießrutenlaufen ist den dortigen Knaben bekannt; dagegen können sie sich rühmen, im Besitze einer Strafe zu sein, die unsere deutschen Jungen glücklicherweise nicht kennen und sicherlich auch verabscheuen würden, wenn sie ihnen bekannt wäre. Derjenige, welcher die Strafe — „passar por baixo das pernas" — d. h. zwischen den Beinen durchkriechen, erwirkt hat, muß durch die Reihe der mit gespreizten Beinen dastehenden Kameraden durchkriechen und darf sich nicht beklagen, wenn diese dabei ein nicht näher zu bezeichnendes Regenbad über ihn ergehen lassen.

Manche Ballspiele, mit welchen sich unsere Jugend unterhält, sind auch in Portugal und Brasilien bekannt und haben sogar, wie deutsche Reisende berichten, unter den mongolischen Völkern Verbreitung gefunden, ebenso aber auch das sogen. Abheben, das bekannte Spiel kleiner Mädchen, bei welchem aus einem endlosen, in bestimmter Verschlingung um die Hand eines Kindes gelegten Faden durch ein nach gewissen Regeln erfolgendes Abheben Seitens eines anderen Kindes immer neue Figuren gebildet werden, und das Blindekuhspiel scheint eine universelle Bedeutung zu haben, denn es wird bei den zivilisiertesten und bei den wildesten Völkern, allerdings mit manchen, den Charaktereigentümlichkeiten und dem Bildungsgrad dieser entsprechenden Abweichungen gespielt.

Es würde hier zu weit führen, auf die große Sammlung portugiesischer Kinderreime, welche Coelho in seinem Aufsatz mitteilt, näher einzugehen. Vieles darin trägt nichts weniger als den Stempel der Kindlichkeit, sondern ist geradezu obszön, anderes dagegen wirkt komisch; in dem Ganzen aber spricht sich der portugiesische Volksgeist in so bestimmter Art aus, daß demjenigen, der sich für Völkerpsychologie interessiert, das Studium dieser Sammlung gar nicht genug empfohlen werden kann.

Neu-Guinea.

Die koloniale Bewegung der jüngsten Jahre hat als eines der wichtigsten und dankenswertesten Ergebnisse ein gesteigertes Bestreben nach Erforschung der seither wenig oder gar nicht bekannten Gegenden und Länder hervorgerufen und in kurzer Frist zu einer erheblichen Vermehrung unserer geographischen Kenntnisse geführt, welche sich im weiteren Verlaufe der Kolonialbewegung noch steigern wird. Schon die nächste Zukunft verheißt uns über Gegenden und Landstriche unseres Erdballs, welche wir vorerst nur noch unvollständig kennen, jene hinreichend genauen Belehrungen über ihre Hülfsquellen, welche unerläßlich sind, wenn wir sie jemals in den Bereich und Dienst unserer Zivilisation hereinziehen wollen.

Unter den Ländern, welche in umfassendster Weise von dieser günstigen Lage Nutzen gezogen haben und noch ziehen werden, ist nächst dem zentralen Afrika insbesondere Neu-Guinea zu nennen, jene gewaltige Insel, von welcher wir seither kaum und nur in unvollkommener Weise die Küsten gekannt haben, und deren Inneres uns seither noch ein verschlossenes Buch war. Nunmehr wetteifern Deutsche, Engländer und Franzosen miteinander in der Erforschung derjenigen Teile, über welche sich diese drei Nationalitäten die Oberherrschaft gesichert haben. Es vergeht kaum ein Vierteljahr, ohne daß wir neue und wichtige Nachrichten über diese größte aller Inseln erhalten, deren reiche, natürliche Hülfsquellen sich füglich mit denjenigen des amerikanischen Festlandes messen können. Namentlich seit das Deutsche Reich sich des großen Gebiets bemächtigt hat, das, zwischen dem 141. und 159.° ö. L. und zwischen dem Aequator und dem 8.° s. Br. liegend, die Nord- und einen Teil der Ostküste von Neu-Guinea, eine Menge kleinerer Inseln, Neu-Britannien, Neu-Irland, Neu-Hannover u. s. w., umschließt, ist jene wenig bekannte Region unserem Interesse näher gerückt und zum Gegenstand eingehender und gewissenhafter Untersuchungen geworden. Schon vor 50 Jahren sagte Domeny de Rienzi in seiner Beschreibung von Ozeanien: „Dieses wenig bekannte und kaum bemerkte Land enthält Grundlagen eines hohen Wohlstandes und muß früher oder später aus dem tiefen Dunkel hervortreten, welches dasselbe jetzt noch umgibt." Dieser Augenblick, welchen Rienzi prophezeit, scheint gekommen zu sein; die Thatsachen, welche sich seit 1884 zugetragen haben, beweisen beredt genug, daß man die Bedeutung, welche Neu-Guinea künftig erlangen kann, richtig erkannt hat.

Bekanntlich hatte eine deutsche Handelsgesellschaft, deren erste Kolonisationsversuche in Ozeanien sich aus dem Jahre 1880 datieren, es im Jahre 1884 unternommen, von dem damals noch unbesetzten Teil der Insel Besitz zu ergreifen. Die Gesellschaft, welche später den Namen „Neu-Guinea-Verein" annahm und seit dem Monat Juni 1885 einen Bericht herausgibt unter dem Titel „Nachrichten für und über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarcks-Archipel", hatte zu diesem Zwecke den Dr. Finsch beauftragt, die Nordostküste von Neu-Guinea, sowie die Küsten von Neu-Britannien und Neu-Irland zu erforschen. Dr. Finsch hat vom 11. Sept. 1884 bis zum 2. Jan. 1885 an Bord der „Samoa" drei Expeditionen in diesen Gegenden gemacht und die deutsche Flagge an verschiedenen Punkten der Küste von Neu-Guinea aufgehißt. Beinahe zu gleicher Zeit ließ die englische Regierung durch ihre Kriegsschiffe nicht allein von der Süd-, sondern auch von einem Teil der Nordostküste Besitz ergreifen. Eine Uebereinkunft zwischen dem Deutschen Reich und England wurde im April 1885 abgeschlossen und dadurch die Ansprüche

der beiden Mächte geregelt. Nach diesem Vertrag erstreckt sich derjenige Teil von Neu-Guinea, welcher unter die Schutzherrschaft des Deutschen Reiches gestellt wird und den Namen Kaiser-Wilhelms-Land erhalten hat, auf der Nordostküste von 141° ö. L. bis zu dem Punkt, an welchem die Küste den 8.° s. Br. trifft; die Grenze im Süden und Westen wird gebildet durch eine Linie, welche zuerst dem 8.° s. Br. bis zu dem Punkte folgte, wo dieselbe dem 147.° ö. L. begegnet; sie wendet sich dann gegen Nordwesten bis zum Schnittpunkte des 6.° s. Br. und des 144.° w. L., wendet sich dann westnordwestlich bis zum Schnittpunkt des 5.° s. Br. und des 141.° ö. L. und folgt von diesem Punkte an diesem Längengrad, um von neuem die Küste zu erreichen. Der Flächenraum von Kaiser-Wilhelms-Land umfaßt 179.25 Qu.-Km., der Flächenraum der Inseln und Eilande, welche der Küste vorliegen und den Namen „Bismarcks-Archipel" erhalten haben, beträgt 52,117 Q.-Km., während der von den Engländern besetzte Teil der Insel 225,463 oder mit Inbegriff der Eilande und Inseln der Nachbarschaft 233,038 Qu.-Km. beträgt. Die Holländer endlich haben seither ihre Besitzungen in Neu-Guinea auf 176,752 Qu.-Km. geschätzt. Der Gesamtflächenraum der Insel würde daher nach den jüngsten Schätzungen 785,256 Qu.-Km.[1] betragen.

Es dürfte manchen unserer Leser interessieren, eine kurze Uebersicht von der Geschichte der Erforschung von Neu-Guinea zu erhalten, welche wir im Nachstehenden geben wollen und bei welcher wir im wesentlichen den Anhaltspunkten der neueren englischen Arbeit[2] eines sachkundigen Verfassers folgen.

Die Behauptung, daß Neu-Guinea schon 1511 durch die portugiesischen Seefahrer Antonio di Abreu und Francisco Serram entdeckt oder wenigstens zum erstenmale gesehen worden sei, hat zwar einige Wahrscheinlichkeit für sich, da der erstere sicher diese Gewässer befahren und sich bis zu den Aru-Inseln ostwärts vorgewagt hat, von wo er sich dann nach Norden wandte und die Molukken erreichte, allein erwiesen oder erweisbar ist diese Entdeckung nicht. Glaubhafter ist dagegen, daß der Portugiese Yorge de Meneses 1526 der erste europäische Entdecker gewesen ist. Derselbe war von Lopez de Lampajo, dem Gouverneur von Goa, abgeschickt worden, auf der Molukken-Insel Ternate einen Aufruhr zu dämpfen und den Tribut einzuziehen; er wurde durch den Nordwestmonsuhn von seiner Reiseroute ab- und über die Molukken hinausgetrieben und landete an einer völlig unbekannten Küste, wo er den Eintritt des Südostmonsuhns abwarten mußte. Als diesen Ort bezeichnete er die unter der Linie der Tag- und Nachtgleiche liegende Insel Versija, was entweder auf die an der Nordküste Neu-Ginea's, unter 0° 50′ s. Br. und 131° 45′ ö. L. liegende Insel Warsia oder auf die Insel Wassia, die westlichste (aber allerdings nicht unter dem Aequator liegende) Insel der Aru-Gruppe schließen läßt. Meneses gab dem neuentdeckten Land den Namen „Islas de San Jorge."

Allein die Spanier beanspruchen die Ehre der Entdeckung von Neu-Guinea, denn zwei Jahre nach Meneses nahm der Spanier Alvaro de Saavedra, als er vom Osten des Indischen Archipels zurückkam, auf eine Entfernung von etwa 100 Seemeilen die Küste von Neu-Guinea wahr, gieng dann dort in einem inselreichen Busen vor Anker und nannte, da er ein Goldland suchte, diese Inseln Islas de Oro, welche sicher an der Nordküste der großen Insel lagen, denn er segelte in 1529 von hier nach den Molukken zurück (man will sogar wissen, daß Saavedra dem von ihm südwärts wahrgenommenen Lande den Namen Neu-Guinea gegeben, weil es ihn an die afrikanische Westküste erinnert habe).

Im Jahre 1536 oder 1537 erlitt der Spanier Grijalve unweit der Küste Schiffbruch und die Geretteten begaben sich unter Alvaredo ans Land, von wo sie später von Antonio Galvano abgeholt wurden. Bernardo de la Torre und Jean Gaetan berührten im Jahre 1543 ebenfalls diese Küste und erblickten die Humboldt-Bay zum erstenmal. Wahrscheinlich wurden bei diesen Besuchen von Seiten spanischer und portugiesischer Seefahrer die Küstenstriche auf einer größeren Strecke untersucht als man es heute glaubt, aber es sind uns hierüber keine Aufzeichnungen erhalten.

Genauere Nachrichten über diese Insel erhielt man erst durch den spanischen Seefahrer Ortiz de Retes, welcher die Nordküste zuerst befuhr, an vielen Punkten genauer untersuchte und aufnahm und zum erstenmal den Namen Neu-Guinea gebraucht, da ihn Land und Leute an die afrikanische Westküste erinnerten; jedenfalls war dieser Name schon um 1567 bekannt und gäng und gäbe, da Mendana in der Beschreibung der Salomons-Inseln erwähnt, sie liegen „nahe bei Neu-Guinea."

Der Spanier Ronquillo besuchte die Insel ebenfalls in den Jahren 1580 und 1581, allein mit wenig Erfolg für die geographische Wissenschaft. Es ist überhaupt schwer zu ermitteln, wie weit sich die damalige Kenntnis der Spanier von der Nordküste erstreckte; nur hielt man anscheinend Neu-Britannien noch für einen Teil von Neu-Guinea und die östlichste Spitze des ersteren unter dem Namen Cabo

[1] Die Ziffern, welche wir vorstehend nach den zuverlässigsten Quellen betreffs der holländischen, englischen und deutschen Besitzungen gegeben haben, ergeben für das Festland Neu-Guinea nur eine Summe von 581,465 Qu.-Km., während der Gesamtflächenraum der Insel immer auf mehr als 700,000 Qu.-Km. geschätzt worden ist. Hieraus ergibt sich der Schluß, daß die Ausdehnung der holländischen Besitzungen bedeutend größer ist als man es bisher vermutet hatte. Nach einer planimetrischen Berechnung in „Petermann's Mitteilungen" 1885, S. 229, würde der Flächenraum der holländischen Besitzungen auf Neu-Guinea in Wirklichkeit 382,140 Qu.-Km. betragen.

[2] Nämlich dem Aufsatz von Mr. Coutts Trotter: „New-Guinea: a Summary of our present Knowledge with regard of the island" in den „Proceedings" der Londoner Geographischen Gesellschaft vom April 1884.

de San Maria für das Ostkap von Neu-Guinea. Allein schon damals hätte man in Europa ein genaueres Bild von den Umrissen der letztern Insel bekommen durch die bedeutsamen Entdeckungen des spanischen Seefahrers L. Vaez de Torres, welcher im Jahre 1606, aus Südosten kommend, den Archipel der Louisiaden, die Meerenge welche Festland-Australien und Neu-Guinea scheidet (die heutige Torresstraße), und die Südküste der letzteren Insel auffand, wenn seine Aufzeichnungen über jene Entdeckungen, welche im Archiv zu Manila niedergelegt waren, nicht bis 1762 unbekannt geblieben wären. Denn Torres gebührt das Hauptverdienst um die Kenntnis der Insel, da er zuerst ermittelte, daß sie nicht mit dem australischen Festland zusammenhieng. Fortan fällt dann den Holländern das Verdienst zu, Neu-Guinea erforscht zu haben. Schon 1605 berührte Willem Jans (dem man neuerdings die erste Entdeckung Australiens zuschreiben will) von Ceram aus die Südküste, fuhr eine Strecke weit derselben entlang, nahm einige Stellen auf, entdeckte die Südspitze des Landes, bezw. der Prinz-Friedrich-Heinrichs-Insel), nannte sie „falsches Kap", hielt jedoch die zwischen Neu-Guinea und Festland-Australien liegenden Inseln für festes Land und die Straße für eine Bucht und fuhr 1606 längs der Nordküste zurück. In letzterem Jahre bereisten unabhängig voneinander die Holländer Jan Lodewijkß und Rosengeyn die Süd- und Südwestküste der Insel. Die Weltumsegler Willem Schouten und Jakob le Maire erreichten 1616, von Neu-Irland kommend, die Kornelkniersbucht an der Nordostküste (unter 135°), entdeckten hier die Mündung eines großen Flusses, dann den Schouten-Archipel und die Insel Jappen und sahen mehrere thätige Vulkane. Auf der weiteren Fahrt nach Westen, der Nordküste entlang, berührten sie mehrere große Inseln im Nordwesten und erreichten das Westkap. Wir verdanken Schouten und Le Maire die ersten ausführlichen Berichte über die Bewohner des Papua-Landes, welche sich meist feindselig gegen die Weißen erwiesen und diese mehrfach überfielen, so daß z. B. in der obengenannten Bay einmal 16 Matrosen von den Eingeborenen erschlagen wurden. Im selben Jahre 1616 besuchte Kornelis Debel, im Jahre 1622 Jan Vos die Südwestküste, und die Rührigkeit der Holländisch-ostindischen Kompagnie, welche in Neu-Guinea Handelsverbindungen anzuknüpfen versuchte, erschloß diese Insel und ihre Kunde bald den Europäern mehr. In ihrem Auftrage versuchte 1623 Jan Carstens mit zwei Fahrzeugen eine Landung an der Südküste, ward aber mit einem Verlust von acht Mann zurückgeschlagen, entdeckte jedoch auf der Rückfahrt den Golf von Carpentaria an der Nordküste von Neu-Holland; außerdem hatte er im Innern von Neu-Guinea schneebedeckte Berge gesehen und die Fledermaus-Insel im Südosten der Prinzeß-Mariannen-Straße entdeckt. Die Reisen seiner Nachfolger in den nächsten Jahren beschränkten sich auf oberflächliche Forschungen an der Südwestküste in dem ausschließlichen, konsequent verfolgten Zweck, daselbst Handelsverbindungen zu entwickeln, zu welchem Behuf auch im Jahre 1624 Verträge mit den Häuptlingen der Aru- und der Ki-Inseln zustande kamen.

Im Jahre 1636 landete Gerrit Pool von Banda aus an der gegenüberliegenden Küste und fand hier Handelsleute aus Ceram, welche von den wilden Einwohnern der Westküste Massoi-Rinde und die Sklaven eintauschten, wozu dieselben die in den beständigen Fehden erbeuteten Kriegsgefangenen bestimmten. Die Händler aus Ceram waren eifersüchtig auf Pools Anwesenheit und suchten ihn zu entmutigen und ihm die Eingeborenen von Onin als wild und sehr gefährlich darzustellen, was Pool jedoch nicht beachtete; als er aber einige Tage später an der Küste landen wollte, wurde er dabei erschlagen. Die bedeutendsten Ausfuhrgegenstände jener Zeit waren Sklaven, deren es immer eine Menge gab.

In demselben Jahre besuchten auch Gerard Thomaß und Pieter Pieterеß ziemlich erfolglos die Südwestküste. Abel Janß bereiste im Jahre 1642 wieder die Nordwestküste, Vischer 1643 die Nord-, Süd- und Südwestküste und entdeckte die nach ihm benannte Insel. Der berühmte Seefahrer Abel Tasman fuhr auf seiner ersten Reise in 1643 der Nordküste entlang, berührte die nachmalige Humboldt's-Bay, entdeckte die Insel Brulante, besuchte den Schouten-Archipel und umfuhr am 18. Mai die Westspitze des Landes. Einige Jahre später soll er eine zweite Reise nach Neu-Guinea unternommen und dabei gründlichere Forschungen angestellt haben, über welche aber keine Aufzeichnungen vorhanden sind. Maerten Gerritß Vries berührte 1644 die Nord-, Adriaen-, Dortsman-, 1645 die Süd- und Südwestküste, Frederik Gommersdorp, Josuah Braconnier 1654, Jakob Borne 1655—58, Willem Buyts 1662 und Nikolaus Vink 1663 dieselben Küsten, ohne jedoch bedeutendere Ergebnisse für die Geographie zu erzielen. Von Braconnier wissen wir nur, daß er 1654 mit dem König und den Häuptlingen von Onin ein Abkommen traf, daß sie ihm jährlich 2—300 Sklaven liefern sollten, gegen welche die Papuas in Tausch Kleider, Aexte, Säbel u. dgl. erhielten. Der Tauschwert eines in Waren bezahlten Sklaven betrug damals 25—30 Realen (Mark 4.60 bis 4.80). Vink erforschte die spätere MacCluer-Bucht im Nordwesten und ward von den Eingeborenen freundlich aufgenommen. Der Kaufmann Johansen Keyts besuchte 1678 mit drei Schiffen die Südwestküste, entdeckte mehrere wichtige Buchten, untersuchte deren Küsten, wurde aber auf der Insel Namototo, an der Tritons-Bay, bei seiner Erforschung von den Eingeborenen überfallen; er sprach schon damals, als Torres' Entdeckung noch nicht bekannt war, seine Ueberzeugung dahin aus, daß Neu-Guinea ungefähr unter dem 10.° s. Br. von Neu-Holland geschieden sei. Dieselben Küsten besuchte 1678—79 auch Augustin Dirkz.

In den letzten Wochen des 18. Jahrhunderts beteiligten sich auch die Engländer, vertreten durch ihren großen Seefahrer Dampier, an dem Entdeckungswerk in jenen

Meeren. Dampier berührte auf seiner Weltumsegelung Neu-Guinea, entdeckte die nach ihm benannte Meerenge zwischen dieser Insel und Neu-Britannien, bewies, daß auch dieses eine Insel ist, besuchte die Insel Brulante, entdeckte am 4. Februar 1700 das nordöstlichste Vorgebirge von Neu-Guinea, das Kap Mabé oder König-Willems-Kap, untersuchte die Schouten-Inseln (nicht zu verwechseln mit dem westlicheren Schouten-Archipel) und befuhr die Humboldt-Bay.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts war die Südküste von Neu-Guinea nur bis an den Eingang der Meerenge von Galewo im Osten bekannt. Die holländischen Reisenden Jan van Benthen und Franz Ernst 1702, Konrad Frederik Hofmann 1703, Pieter Clein und Johann Adolf van der Laan 1704 berührten nur verschiedene Inseln im Norden und Nordwesten. Erst Jakob Weijland unternahm 1705 mit dem Schiffe „Geelvink" eine größere Expedition, auf welcher die große Geelvink-Bucht im Nordwesten der Insel Neu-Guinea entdeckt und benannt wurde; er befuhr die Küste, nahm sie sorgfältig auf, benamste verschiedene Inseln vor der Küste und einige Berge der Hauptinsel und konstatierte, daß die Gegend keine Gewürze liefere und die Eingeborenen den Europäern feindlich seien. In dieselbe Zeit fällt eine unbedeutende englische Fahrt nach der Insel Jappen, und von 1715 an begannen die Holländer wieder ihre Fahrten nach Neu-Guinea, wobei im Jahre 1716 die Nordküste und die Papuas-Inseln von sechs bis sieben holländischen Seefahrern besucht wurden. Der Seefahrer Jakob Rogeween erreichte auf seiner Weltumsegelung 1722 die Humboldt-Bay, ankerte zwischen den Inseln Moa und Arimoa, berührte später die Schouten-Inseln und fand die Eingeborenen überall feindselig. Alle holländischen Reisen der folgenden fünf Jahrzehnte, von Bondenberg und Capias 1723, Wiggers 1730, Lantberger und Dubel 1737 u. a. m., blieben ohne Ergebnis für die Kunde der Insel. Die Holländer hatten nur Handelszwecke im Auge. Im Jahre 1746 bekamen die Eingeborenen der Halbinsel Onin (an der Westseite von Neu-Guinea) aus Eifersucht Streit mit den Händlern von Ceram und baten die holländischen Kaufleute, direkt mit ihnen in Verkehr zu treten. Aber schon im folgenden Jahr wurde, allerdings nicht ohne einige Provokation, der Kapitän des Schiffes „Wagenaer" von den Eingeborenen erschlagen. Im Jahre 1784 erfuhr dann die holländische Regierung, daß Gewürze durch Bughis und andere nicht patentierte Händler von Onin nach Goram und von da nach Bali und Manila ausgeführt würden, und gab Befehl, dieses „Schmugglernest" zu zerstören; allein der Sultan von Tidore verweigerte die Ausführung dieses Befehls; die Holländer waren nicht in der Lage, ihn dazu zu zwingen, und ihre örtlichen Behörden erklärten sich außerstande, den Schleichhandel zu unterdrücken, was nur mit Hülfe von Kreuzern geschehen konnte. Im Jahre 1796 übergaben die Holländer Banda in die Hände der Engländer und blieben infolge dieses Verzichts und ihrer politischen Verlegenheiten in Europa unthätig bis zum Frieden von 1815.

Die Entdeckungen auf der Nordküste sind während des siebzehnten Jahrhunderts nicht sehr zahlreich gewesen. Im Jahre 1616 umfuhren Le Maire und Schouten, die nach ihrer abenteuerlichen Reise ums Kap Horn herum von Osten kamen, die Nordseite von Neu-Irland, bemerkten hierauf einen der Vulkane der Gruppe, die heutzutage Schoutens Namen trägt, gingen dann in einer Bucht vor Anker, die ungefähr unter dem 145.° vom Festland gebildet wird, und wurden von den Eingeborenen freundlich aufgenommen. Dann wandten sie sich über die großen Inseln der Geelvinks-Bucht westwärts und erreichten das Kap am nordwestlichen Ende von Neu-Guinea; sie folgten so ziemlich derselben Richtung, welche Tasman dreißig Jahre später einschlug. In den ersten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts gab Dampier einem Land, das er als Insel erkannt und umfahren hatte, den Namen Neu-Britannien und trat auf verschiedenen Punkten mit den Eingeborenen in Verbindung. Im Jahre 1705 erforschte Weijland die Nordküsten bis zur Geelvink-Bay und berichtete, diese Küsten seien ohne Gewürzbäume und ihre Bewohner Wilde, mit denen man nicht in Verkehr treten könne.

Wie wichtig auch die Entdeckungen waren, welche man im Verlauf des achtzehnten Jahrhunderts im Stillen Ozean machte, so bereicherten sie im wesentlichen nur um Weniges die Kenntnisse, welche man bis dahin über Neu-Guinea hatte. Der britische Weltumsegler Carteret berührte zwar in 1767 die Nordküste und entdeckte die Insel Stephens, und im selben Jahre berührte auch der Franzose Bougainville einige Punkte derselben Küste und entdeckte die nach ihm benannte Straße zwischen den Inseln Rub und Waiziu, aber erst der große Entdecker und Weltumsegler Cook erwarb sich größere Verdienste um Neu-Guinea. Als er auf seiner ersten Weltumseglung mit dem Schiff „Endeavour" durch die Torres-Straße kam, untersuchte er diese gefährliche Meerenge genau und konstatierte die vollkommene Trennung Neu-Guinea's von dem australischen Festland; er landete sogar am 3. September 1770 bei Utanata an der Südwestküste, allein das feindselige Gebahren der Eingeborenen zwang ihn, die Insel schon nach wenigen Stunden wieder zu verlassen. Cook's Berichte hatten aber die Aufmerksamkeit der Englisch-ostindischen Kompagnie auf Neu-Guinea gelenkt, welche nun im Jahre 1774 Forrest nach Waigiu und dem Hafen Doreh schickte, wo derselbe infolge seines taktvollen und vorsichtigen Gebahrens einige Wochen unangefochten von den Eingeborenen sich aufhielt. Sein Reisezweck war, jenseit der holländischen Niederlassungen gewürzreiche Länder aufzusuchen, und er fand denn auch auf der Insel Manswari, Doreh gegenüber, eine Art Muskatnuß und eine Menge Sago, der den bedeutendsten Handelsartikel der Gegend bildet; Forrest's Forschungen

gehören zu den wertvollsten über Neu-Guinea und haben namentlich den hohen Nährwert des Sago kennen gelehrt, von welchem er aus Rawak auf Waigiu 2000 Kuchen von je 1 bis 1 1/4 Pfund Gewicht mitbrachte. Die Folge seiner Reise soll angeblich eine britische Niederlassung in Doreh gewesen sein, welche noch in den Jahren 1798—1805 bestand. Dagegen ist es, trotz Sonnerat's Behauptung, unerwiesen, daß die 1776 zur Erforschung der Molukken ausgesandte französische Expedition Neu-Guinea besucht habe.

(Schluß folgt.)

Die Engländer und die Deutschen am Niger und Binuë.

Eine nachträgliche Bemerkung.

In den letzten Nummern Ihrer Zeitschrift haben Sie unter dem Titel: „Eine Fahrt den Niger hinauf nach dem zentralen Sudan. In Briefen an einen Freund von Josef Thompson" eine Reihe von Aufsätzen veröffentlicht, die zwar, wie ich nicht leugnen kann, fesselnd und anziehend geschrieben sind, andererseits aber teils direkt, teils indirekt eine den deutschen Bestrebungen in Westafrika so feindliche Tendenz verfolgen, daß ihr Erscheinen in einer deutschen Zeitschrift einigermaßen auffallend erscheinen kann.[1] Ich nehme deshalb an, daß Ihnen die einschlägigen Verhältnisse nicht hinreichend genau bekannt sein dürften, und stelle Ihnen, da ein gleiches bei der Mehrzahl Ihrer Leser der Fall sein dürfte, diesen Brief im ganzen oder in Teilen zur Publikation zur Verfügung.

Herr Thompson hat seine Reise unternommen als Abgesandter der National African Company Limited, einer Gesellschaft, die aus der Vereinigung mehrerer, ehedem in unvernünftiger Weise konkurrierender Geschäftshäuser am Niger hervorgegangen, jetzt eine solche Scheu vor jeder, auch loyaler und berechtigter Konkurrenz hegt, daß sie den gesammten Nigerhandel für sich, koste es, was es wolle, und mit jedem Mittel zu monopolisieren bestrebt ist. Eine französische Konkurrenzgesellschaft wurde von der National African Company durch einen nach amerikanischem Muster geführten Konkurrenzkampf ruiniert und ausgekauft. Seitdem ist die Gesellschaft Alleinherrscherin am Fluß. Nur an den Mündungen an der Küste, besonders an der Braß-Mündung, haben andere europäische Handelshäuser ihrer rücksichtslosen Konkurrenz Stand halten können. Die Alleinherrschaft wird von ihr auf das erbarmungsloseste ausgebeutet, und ich habe mich selbst überzeugen können, in welchen Grad der Erbitterung gegen die Gesellschaft die gesamte Anwohnerschaft des Stromes und seiner Zuflüsses (besonders des Benuë) durch dieses Monopol und seine gewissenlose Ausbeutung versetzt ist. Die Gesellschaft ist sich des Vorteils, den Abnehmern die Preise machen zu können, wie es ihr gefällt, wohl bewußt, und sucht jede fremde Unternehmung am Flusse schon im Keime zu ersticken. In diesem Bestreben ist ihr das Gefühl für Recht und Billigkeit so weit abhanden gekommen, daß sie sich in der That moralisch und faktisch für berechtigt hält, mit Gewalt und jeder Art von Umtrieben die Annäherung eines jeden an den Fluß zu verhindern, der nur daran denken könnte, die Hebung seiner reichen Schätze auch anderen zugänglich zu machen, als der National African Company.

So lange Robert Eduard Flegel bei seinen Forschungsreisen am Niger und Binuë allein geographische Ziele verfolgte, ließ ihn die National Company gewähren. Als ihm aber der unbescheidene Gedanke kam, auch seinen Landsleuten die Vorteile der Erschließung des reichen Adamaualandes, die wir ihm verdanken, zugänglich zu machen, da änderte sich die Sachlage. Flegel hatte stets eine von der National African Company sehr unähnliche Methode befolgt. Mehr als einmal, so z. B. gerade in der Hauptstadt Adamaua's, Gola, wurde ihm freiwillig von den Eingeborenen das Handelsmonopol angeboten. Er schlug es aus, da er von dem Grundsatz ausging, daß die gesunde Grundlage eines jeden Handels eine loyale Konkurrenz sei, ein einseitiges Monopol dagegen nichts anderes als eine räuberische Ausbeutung, und niemals verbarg er seinen schwarzen Freunden, daß ein Monopol, das sie einem Hause oder einer Gesellschaft gewährten, ihrem eigenen Interesse zuwiderlaufe. Herr Thompson und sein Meister, Herr MacIntosh, haben anders gedacht und gehandelt. Sie haben große Länderstrecken am Flusse durch zweifelhafte Käufe in ihren Besitz zu bringen gewußt, sie haben Verträge geschlossen, die ihnen überall das Handelsmonopol zusichern, indem sie die großen Herren am Flusse durch Geschenke blendeten und düpierten, die kleineren durch Drohungen und Demonstrationen in Schrecken zu versetzen suchten. Wer sich dafür interessiert, zu erfahren, mit welchen Mitteln diese Herren operieren, der lese meinen und vor allen Dingen Flegel's Bericht im letzten Heft der „Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland". Er wird dort auch aktenmäßig festgestellt finden, wie brüderlich und human in jenen fernen und unwirtlichen Ländern der Weiße dem Weißen gegenübertritt. Andererseits ist Herrn Thompson's Bericht eine hübsche Illustration des Verfahrens, „wie man einen schwarzen Sultan über das Ohr haut". Billig genug scheint Thompson's Frohlocken, daß „nunmehr der Niger dem ‚englischen'

[1] Der Herr Verfasser befindet sich hier in einem vollkommenen Irrtum. Die Redaktion erkannte diese Tendenz des Thompson'schen Reiseberichts vollkommen und hat denselben gerade deshalb aufgenommen, denn von unseren Feinden und Konkurrenten müssen wir lernen, und namentlich bei unseren afrikanischen Handels- und Kolonisations-Bestrebungen ist es sehr lehrreich, das Verfahren unserer erbittertsten Mitbewerber, der Engländer, und die von ihnen angewandten Mittel kennen zu lernen. Dies war vorwiegend der Grund, weshalb wir die Thompson'sche Reiseschilderung aufnahmen. Die Redaktion.

Handel dauernd gesichert" und „den Umtrieben der deutschen Reisenden und Händler entzogen sei." Hier ist zunächst für die Gesellschaft die nationale Frage nur ein stark durchlöcherter Deckmantel. Engländer würden von ihr ganz ebenso von der Konkurrenz ausgeschlossen werden, als Franzosen und Deutsche. Wenn man das unberechtigte und ungerechte Monopol einer Gesellschaft in der Ausbeutung eines so reichen Landes, wie der westliche und zentrale Sudan es ist, zu brechen sucht und sein Ziel in so loyaler und gerader Weise verfolgt, wie Flegel und seine Leute es stets gethan haben, so ist es eine wenig würdige Verdrehung der Thatsachen, von Umtrieben zu reden. Ob das Werk Thompson's ein dauerndes sein wird?! Momentan scheinen Thompson und MacIntosh Recht behalten zu sollen. Aber Robert Flegel ist zwar ein Idealist, allein deshalb lange kein Träumer, sondern ein Mann des Lebens und der That. Wenn er nichts von Monopolen und sophistischen Handelsverträgen mit den Fürsten des Sudans wissen will, weiß er wohl weshalb. Wenn es nämlich, wie Thompson's Beispiel zeigt, nicht schwer ist, solche Verträge mit den Herrschern des Landes zu schließen, so dürfte es um so schwerer, ja unmöglich sein, sie zur Einhaltung derselben zu zwingen, sobald sie die Schlinge gespürt haben und dieselbe abstreifen wollen. Dazu wird es ihnen seiner Zeit weder an gutem Willen noch auch an der nötigen Macht fehlen. Die englische Regierung wird sich hüten, sich dort die Finger zu verbrennen, und in der That würde es jeder europäischen Macht noch weit schwerer werden, mit den tapferen und fanatischen Bewohnern jener großen Negerreiche im zentralen Sudan fertig zu werden, als mit ihren weit weniger geeinten und festverbundenen Brüdern im Ostsudan, zumal sie über einen viel gewaltigeren Bundesgenossen verfügen als diese, nämlich ein weit mörderischeres Klima. So glaube ich, daß Herr Thompson und MacIntosh noch einmal zu ihrem Schaden erfahren, noch einmal einsehen werden, daß Flegel doch Recht gehabt habe; aber ich fürchte, sie werden es erst, wenn durch ihre Maßnahmen das Verhältnis des Weißen zum Eingeborenen in jenen Gegenden hinreichend vergiftet und dem Handel ein für lange Zeit unheilbarer Schaden zugefügt worden ist. Dann wird Herr MacIntosh erkennen, daß er nicht nur uns anderen, sondern auch sich selbst die Suppe versalzen hat, und daß allzu scharf schartig macht. Dr. Richard W. Semon, Neapel.

Khiwa und seine Bewohner.

Von Heinrich Moser.

(Schluß.)

Ich habe zehn Tage in Khiwa verweilt, während deren ich fünfmal in Privataudienz empfangen worden bin; jeder Besuch dauerte zwei oder drei Stunden und ich habe das freundlichste Andenken und ein Gefühl innigen Dankes für diesen gegen mich so leutseligen und so gütigen Fürsten mitgenommen. Ich habe an ihm einen intelligenten Menschen gefunden, welcher in wenigen Worten Dinge begriff, welche sonst für einen Asiaten schwer zu begreifen sind. Es würde mir zu schwierig werden, alle unsere Unterhaltungen zu wiederholen. Die Audienzen begannen immer sehr zeremoniös und endigten jedesmal mit einer sehr interessanten Unterhaltung. Der Khan ließ Thee servieren und rauchte von meinen Cigaretten, deren Gebrauch er in Rußland kennen gelernt hatte. Das Abendland bildete natürlich den Gegenstand aller unserer Unterhaltungen. Seid-Mohamed-Rahim hat den sehnlichen Wunsch, sich mit der europäischen Zivilisation vertraut zu machen, die er während seines Aufenthaltes in St. Petersburg werten gelernt hat. Ich glaube zu seiner Aufklärung über manche Punkte beigetragen zu haben, welche ihm sehr dunkel oder unbekannt waren. Was seine Neugierde besonders erregte, das war der politische Zustand von Europa, die Beziehungen der einzelnen Staaten zu einander, ihre militärischen Streitkräfte gegenüber denjenigen von Rußland, ihre Regierung ꝛc. Besonders interessierte ihn das, was ich ihm über unsere Milizregierung und über die Zusammensetzung unseres kleinen schweizerischen Heeres gesagt habe, und mehr als einmal äußerte er zu mir: „Das werde ich mit eigenen Augen sehen, wenn es möglich ist."

In unseren letzten Unterhaltungen machte mir der Khan begreiflich, er möchte sich gern nach Europa begeben, diese Reise hänge aber von der Ermächtigung des Kaisers von Rußland ab, welche er jedoch zu erlangen hoffe. „Dann werde ich auch dein Vaterland besuchen", meinte er. „Sage deinem Präsidenten, daß ich seine Nukers sehen will, welche schon als Kinder den Soldatenberuf erlernen, und ich werde auch eure Gewehrfabriken besuchen."

Die Schilderung der Reise des Schahs von Persien durch die Schweiz interessierte ihn lebhaft und ermutigte ihn, sich dorthin zu begeben, weil man fremde Fürsten dort so freundlich empfange. Der Plan des Khans ging dahin, erst Mekka zu besuchen, und wir haben lange den Weg erörtert, welchen er auf dem Hin- und Rückwege einschlagen solle. Ich entwarf ihm sogar einen Reiseplan für die Hauptstädte von Europa; da er keine Landkarte hatte, ließ er Papier und Bleistift bringen, mittelst deren ich ihm eine Skizze von Europa und den Nachbarländern entwarf, in welche der Fürst dann eigenhändig die Namen der Staaten und Städte in arabischer Schrift eintrug.

Als er sah, daß die zusammengekauerte Haltung auf den Fersen mich ermüdete, ließ er Kissen bringen, welche mir erlaubten, meine langen Beine auszustrecken, die an jenem Tage zuletzt ganz unempfindlich geworden waren. Ich bat ihn dann um Erlaubnis, meinen Platz wechseln zu dürfen, denn ich hatte vor mir das Kohlenbecken, welches mir das Gesicht röstete, und hinter mir ein offenes Fenster, das

mich im Rücken eisig kalt machte. Alsbald wies er mir den Platz an der anderen Seite an und entschuldigte sich, daß er mir keinen Stuhl anzubieten habe.

Als er durch mich erfahren hatte, daß einer der beim Emir von Bukhara erlangten Erfolge des russischen Gesandten Fürsten Wittgenstein in der Erlaubnis zur Errichtung eines Telegraphen zwischen Bukhara und Taschkent bestehe, beschäftigte sich Seid-Mohamed ernstlich damit. Er liebt seinen Nachbar Mozaffar-ed-din nicht und von diesem Augenblick an faßte er den ehrgeizigen Wunsch, auch seine Hauptstadt durch einen Telegraphendraht mit Kasalinsk verbunden zu sehen. Er hatte von St. Petersburg ein Telephon mitgebracht, welches er mir übergeben und das ich so gut wie möglich seinen Dienst leisten ließ. Er glaubte mich daher vertrauter mit den Geheimnissen der Elektrizität als ich es wirklich bin, und schlug mir im Ernste vor, ihm einen Plan zu einer Telegraphenlinie zu entwerfen, welche auch ihn in direkte Verbindung mit der zivilisierten Welt setzen würde. Unter dem Vorwand der kurzen Dauer meines Aufenthaltes verzichtete ich auf dieses so verbindliche Anerbieten.

In meiner folgenden Audienz teilte Seid-Mohamed-Rahim mir mit, er habe die nötigen Anordnungen getroffen, um meine Reise durch die große turkmenische Wüste möglich zu machen; in gerader Linie von Khiwa nach Askabad zu gehen, war unmöglich, weil die Alamanen der Tekes von Merw den Weg zu wenig sicher machten; weil aber Mat-Murat, sein Diwan-Begi, sich damals behufs der Steuererhebung gerade im Lande der Turkmenen-Jomuden befand, so hatte er diesen benachrichtigt, daß ich zu ihm stoßen werde; dieser Beamte sollte dann meine Reise durch die Wüste organisieren. Einstweilen hatte er Befehle gegeben, daß ich jeden Tag die Hauptstadt und ihre Umgebungen besuchen konnte.

Dieser zehntägige Aufenthalt in Khiwa ist also von großem Interesse für mich gewesen; ich habe alle Denkmäler besucht, bin frei in der Stadt umher gegangen und habe die Umgegend gesehen, welche zu einer anderen Jahreszeit so lachend sein muß. Meine Abende verbrachte ich bei den angesehensten Beamten des Staates, welche mich auf den Befehl des Khans festlich bewirten mußten. Wie ich bei alledem noch die Zeit gefunden habe, Photographien aufzunehmen und meine Notizen niederzuschreiben, weiß ich selbst nicht mehr. Ich glaube, es geschah nur, indem ich mir den Schlaf abbrach, denn ich ging selten vor ein oder zwei Uhr morgens zu Bett und war um sechs Uhr schon wieder auf. Wie oft habe ich es bedauert, dieses Land in einer Jahreszeit besucht zu haben, welche mich nötigte, meine Etappen zu übereilen, denn die Reise durch die Wüste im Dezember und Januar war, nach der Aussage aller erfahrenen Leute, der Temperatur wegen beinahe ein Ding der Unmöglichkeit! Auf diese Weise habe ich Khiwa sozusagen nur mit Dampf sehen müssen und in einer solch plötzlichen Aufeinanderfolge von neuen Eindrücken gelebt, daß es mir ohne meine Notizen nicht möglich wäre, mir Rechenschaft davon zu geben.

Die Einwohnerzahl der Stadt Khiwa ist sehr schwer genau zu ermitteln; den Eingeborenen zufolge soll es 15,000 zählen; wenn ich aber die Hälfte von dieser Ziffer abziehe, glaube ich der Wahrheit nahe zu kommen. Die Stadt ist mit einer zinnengekrönten Mauer aus lufttrockenen Lehmziegeln von drei Meter Höhe und sechs Wersten Länge umgeben, eine zweite innere Mauer, von zwei Werst Länge, ist von älterer Bauart. Innerhalb dieser inneren Ringmauer befinden sich der Palast des Khans, die Häuser der Reichen und die hauptsächlichsten Moscheen und Medressés.

Die aus lufttrockenen Lehmziegeln oder Lehm erbauten Häuser sind elend und die Straßen von äußerster Traurigkeit; überall Begräbnisplätze, sogar innerhalb der Ringmauer der Stadt, was den heiteren Anblick nicht eben vermehrt. Einige mit emaillierten Ziegeln verzierte Turbés oder Mausoleen bekleiden die architektonischen Formen, allein den größten Teil eines Friedhofes nehmen die alles Schmuckes entbehrenden gewölbten Grabhügel ein.

Wie ich wahrscheinlich schon erwähnte, verbrachte ich den Morgen mit Ausflügen. Ich habe auf diese Weise die prachtvolle Medressé Mohamed-Emin-Khans mit ihrem kegelförmigen Turm von 20—25 Meter Höhe besucht; neben diesem unvollendeten Turm befindet sich eine Medressé oder geistliche Schule, in welcher 200 Zöglinge dem Studium des Koran obliegen, und weiterhin sieht man die vom Großvater des jetzigen Khans erbaute Hazreti-Paliwan-Ata-Gumbes, deren Inneres ganz aus emaillierten Ziegeln besteht.

Der Bazar kommt an Reichtum denjenigen von Bukhara und Taschkent lange nicht gleich; er ist düster und man findet in ihm hauptsächlich nur aus Rußland eingeführte Waren, und er macht daher den Eindruck einer großen Armut. Bei den Handwerkern sieht man nur wenig fertige Waren außer Khalats und Tschugermahs, und es ist deshalb auch schwer, etwas einzukaufen. Man sagte mir: infolge der vom Khan erhobenen Steuern seien die großen Kaufleute von der anderen Seite des Amu-Darja ausgewandert, die Karawanserais sind traurig und verlassen; das im Umlauf befindliche Geld besteht in russischer kleiner Münze und in russischen Tresorscheinen. Nachmittags ging ich zu Seid-Mohamed-Rahim, wo ich photographierte. Am Abend gab es endlose Mahlzeiten, von welchen sich ein Europäer keinen Begriff machen kann.

Die erste Einladung an mich erging vom Oheim des Khans, Ibrahim-Khodscha, dessen Palast außerhalb der Stadt steht; er ist ein guter Muslim, aber gleichzeitig auch ein sehr vornehmer Herr mit leutseligen und höflichen Manieren. Wir sprachen viel von den verschiedenen Religionen Europa's und von den Lehren Christi. Es gewährte mir ein wahres Vergnügen mit diesem aufgeklärten Manne zu plaudern, welcher später voll außerordentlicher Güte gegen mich war. Bei ihm gab es weder Musik noch

Tanz, dagegen ernste Unterhaltungen und bei meinem Abschied fürstliche Geschenke: einen prächtigen Säbel, einen unschätzbaren Teppich und eine alte Handschrift: Die Dichtungen des Makhtum-Kuli, des turkmenischen Barden. Nach der Ansicht des Professors Vámbéry ist dies das erste vollständige Exemplar, welches nach Europa kam. Ich habe es einem italienischen Reisenden, Herrn Lamberto Loria, gegeben, den ich später in Transkaspien traf, aber ich weiß nicht, ob das Buch übersetzt worden ist.

Am übernächsten Tage war ich beim Palwan-Diwan eingeladen, einem der Beamten, welcher der Krönung des Zars angewohnt hatte. Ich fand in seiner Jurte eine nach europäischer Art servierte Abendmahlzeit: Platten in Krystall, Fußgläser, Messer, Gabeln und eine Reihe Flaschen mit Champagner und Liqueuren. Es ist die einzige Schattenseite meines Aufenthaltes in Khiwa, daß man bei diesen endlosen Mahlzeiten gewaltig essen muß, wenn man den Gastgeber nicht beleidigen will. Die Khiwaner trinken aus großen Gläsern aufregende Liqueure, wie Anisette und Curaçao und verzehren dazu in Hammelfett bereitete Gerichte in solch außerordentlichen Mengen, daß ich sie oft um diese usbegischen Mägen beneiden mußte. Der Palwan-Diwan ist ein Gelehrter und leidenschaftlicher Musiker, spielt selbst sehr gut die landesübliche dreisaitige Guitarre und hat, um seine eigenen Kompositionen der Nachwelt zu hinterlassen, sehr originelle geschriebene Noten erfunden: er hat ein großes Papier mit horizontalen Linien zugeschnitten, welche die Stufenfolge des Griffes der Guitarre darstellen; wenn man nun das Instrument in der Hand hat, kann man die auf diese Linien geschriebene Musik entziffern. Der einzige Unterschied zwischen unserer geschriebenen Musik und der seinigen besteht darin, daß diese kein Maß hat: in der Notierung wird eine halbe oder eine ganze Note durch zwei oder vier Zeichen dargestellt, welche durch einen Strich mit einander verbunden sind. Außerdem sind, während bei uns die hohen Töne auf den obersten Linien verzeichnet stehen und die tiefen auf den unteren, seine Noten gerade umgekehrt gestellt. Er hat auf diese Weise eigenhändig einen dicken Band von Musik niedergeschrieben, und wollte wissen, ob man mit diesen Noten in Europa die zentralasiatische Musik spielen könnte. Da im Lande Spieldosen sehr beliebt sind, so wäre sein sehnlichster Wunsch, solche mit khiwanischen Melodien anfertigen zu lassen; ich mußte ihm erklären, daß dies nicht viel Vergnügen machen würde.

Harmonie ist überdies in Khiwa durchaus nicht bekannt; alle Instrumente eines Orchesters spielen im allgemeinen dieselbe Melodie. Diese Instrumente sind die Dutara, eine Art Mandoline mit langem Griff; die Surnaï, eine primitive Oboë; der Gwidschik, eine dreisaitige Guitarre; zum Tanz werden diese Instrumente noch vom Tir, einem Tambourin, begleitet.

Die Khiwaner gelten für die ersten Musiker in Zentralasien, und ihre Barden sind berühmt. Ich hatte beim Palwan-Diwan Gelegenheit, die Bekanntschaft eines liebenswürdigen und lustigen jungen Mannes, des Dichters und Troubadours des Khans, Namens Schudi-Birdi-Maksum, zu machen, welcher seinen Gebieter nach St. Petersburg begleitet hatte und eine begeisterte Erinnerung daran zurückbrachte. Arkadia, der Jardin Mabile der Hauptstadt an der Newa, war für ihn das irdische Paradies gewesen, welches er noch heute in seinen Gesängen feiert. Er verehrte mir einige seiner Gedichte, die er mir zu Ehren niedergeschrieben hatte. Nachstehend ein Muster von khiwanischer Poesie in einer Uebersetzung von Vámbéry:

Rewnak.

Eines Abends begab ich mich zu meiner Freundin und ging ganz sachte, sachte.
Sie schlief gar friedlich; ich drückte sie in meinen Armen, ganz sachte, sachte.
Ich belebte meine Seele wieder, indem ich einen Kuß auf ihre Lippen drückte;
Ich umschloß mit meinem Arm ihre schlanke Taille und küßte sie wieder, sachte, sachte.
Ich sagte zu ihr: Gib mir doch einen Kuß. Wie? sagte sie, Du schämst Dich nicht?
Wo kommst Du her? Geh gleich wieder fort, und geh sachte, sachte!
Ich war hartnäckig und wollt' nicht gehen. Sie nahm mich am Arm und stieß mich zurück.
Endlich, als ich keinen anderen Ausweg sah, schlich ich mich davon, ganz sachte, sachte.
Ich ging, konnt' mich aber nicht halten, kam zurück und rief:
O Grausame, gib mir doch einen Kuß, ganz sachte, sachte.
Ungestüm, verwundete sie mich mit ihrem Dolch,
Und, mit solcher Barbarei behandelt, ging ich sachte, sachte.
Rewnak sagt: Da die Welt voll Possen und Scherzen ist,
Soll niemand mich schelten, sondern dies hier lesen sachte, sachte.

Nesimi.

Samstags traf ich sie, graziös wie eine Cypresse; ich ward darob traurig und mürrisch.
Sonntags verlor ich den Verstand und die Besinnung, ich sah ihr Antlitz glänzend wie der Mond.
Montags enthüllt ich mein Herzensgeheimnis ihr, deren Augen den Narzissen, deren Wangen den Rosen und deren Brauen einem Bogen gleichen.
Dienstags floh ich ins Feld, ward aber selbst das Opfer meiner furchtsamen Schönen.
Mittwochs erging sich meine Schöne auf dem Rasen, die Nachtigall sah ihr Antlitz und stimmte bittere Klagen an.
Donnerstags sprach ich zu meiner Geliebten: O höre meinen Rat: verbirg Dein Geheimnis den Guten und den Bösen dieser Welt.
Freitags endlich betrachtete Nesimi ihre ganze Schönheit und trank zur Genüge das Glück von ihren Rubinenlippen.

* * *

Die Geschenke, welche ich austeilte, haben wesentlich dazu beigetragen, mir Sympathien in Khiwa zu erwerben. Der Gast wird verköstigt, seine Diener, seine Pferde auf Kosten des Khans unterhalten; er kann daher das ganze Land durchreisen, ohne seine Börse aufzuthun; allein man erwartet alles von seiner Freigebigkeit und ich habe gewiß

mehr für Geschenke ausgegeben, als mich diese Reise gekostet haben würde, wenn ich die Kosten derselben bezahlt hätte.

Die allgemeine Maxime von Zentralasien ist, immer die Hand offen zu halten, um zu empfangen oder zu geben, und daher fordern es die Gebräuche des Landes, daß man mit niemand knausert. Wenn wir durch die Straßen ritten, verteilte Tursum-Bey, mein oberster Dschigite, immer prächtig beritten und mit seinen schönen seidenen Gewändern angethan, reichlich kleine Silbermünzen unter die Armen. Mein Vorrat von Khalats mußte immer groß sein, denn auf jeder Station, wo ich anhielt, für jeden Dienst, der mir erwiesen wurde, teilte ich solche aus. Man hatte mir gesagt, daß in Khiwa niemand, der Khan ausgenommen, Geschenke gebe. Dies hat mich aber nicht gehindert, jeden der Würdenträger zu beschenken, welche mir auf des Khans Befehl ein Fest gaben. Allein sie haben alle auch mich mit Geschenken überhäuft. Ich habe von Khiwa Kisten mit wunderbaren Gegenständen abgeschickt, welche ich auf diese Weise erhalten habe. Die schönsten und diejenigen, welche mich am meisten freuten, waren die Geschenke, welche mir der Khan am Abend vor meiner Abreise sandte. Ich will nicht von den Khalats aus Seide und Goldstoff reden, sie sind alle in andere Hände übergegangen. Ich habe nur ein khiwanisches Gewand behalten, welches mit einer prächtigen goldenen Agraffe geschlossen wird. Allein Seine Hoheit beschenkte mich mit einem schönen Merw'schen Pferd mit silbernem Zaum und Zeug, mit khiwanischer Decke und Schabrake; dies ist für das Auge minder glänzend als die bukharische Aufzäumung, aber weit kostbarer. Ferner erhielt ich einen Merw'schen Teppich, einen von jenen, welche man nicht kauft, welche nur für Könige gemacht werden und keinen Preis haben. Was mich zumeist in Erstaunen versetzte, war die Uebensendung eines Ptschaus (Ptsak), eines Dolches in silberner Scheide, eine Ehrenauszeichnung, welche dem Patent eines Yessaul-baschi (Obersten) gleichkommt, eine Dekoration, welche die Khans nur selten verleihen. Als der Palwan-Diwan mir diese Auszeichnung von Seiten seines Souveräns übergab, sagte er, Seine Hoheit schicke mir dieselbe als Andenken an meinen Aufenthalt in seiner Hauptstadt. Dieser Dolch wird vielleicht dem Leser ein Lächeln entlocken, allein er bleibt, besonders für mich, das kostbare Andenken eines Fürsten, welcher mir ein herzliches Wohlwollen erzeigt hat.

Werde ich Mohamed-Rahim-Khan jemals wiedersehen? Als er mir bei meinem Abschiedsbesuch die Hand drückte, sagte er mir, er werde mir Nachricht geben, wann er Frenghistan besuchen würde. Hoffentlich wird sein Wunsch sich verwirklichen und ich Gelegenheit finden, ihm selbst dasjenige zu zeigen, was in meinem Lande seine Aufmerksamkeit verdienen wird.

Am Tage meiner Abreise kamen alle meine Freunde und die Großwürdenträger, um mir Lebewohl zu sagen. Mit aufrichtiger Dankbarkeit und nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns verließ ich diese so gastfreundliche Stadt Khiwa. Die Gefahren und wahren Mühsale meiner Reise sollten erst beginnen.

Ein Ischkagazi und vier Nukers waren angewiesen, mich bis an die Grenzen der Wüste zu geleiten, wo ich den Diwan-Begi finden würde. Einige Tage vorher erlaubte sich mein tartarischer Dolmetsch verlängerte Abwesenheiten und ich mußte selbst beinahe alle Vorbereitungen und Verpackungen für die Reise treffen. Der Bursche behauptete, er müsse fünfmal täglich seine Gebete verrichten, damit ihm auf der Reise kein Unfall zustoße, und er hatte mich so erbittert, daß ich ihm, als er mir am Vorabend der Abreise Hand anzulegen verweigerte, ihm eine tüchtige Tracht Prügel und einen Fußtritt verabreichte, der ihn zur Thüre hinaus beförderte. Dieser war der dritte seiner Art, den ich auf diese oder ähnliche Weise abfertigte.

Am anderen Tage verließ ich Khiwa ohne Dolmetsch und hatte als einzigen Beistand nur meinen treuen Kirghisen Tursum-Bey bei mir, welcher Kirghisisch spricht, etwas Russisch radebrecht und sich nötigenfalls auch in turkmenischer Sprache verständlich machen kann. Er hatte mich schon längst gewarnt, daß mein Dolmetsch nicht in die Wüste gehen würde, daß seine Absicht nur gewesen sei, bis nach Khiwa zu kommen, wo er, wie er wußte, viele Geschenke erhalten würde und von wo er wieder nach Petro-Alexandrowsk zurückkehren wollte. Diese Dolmetscher sind für die Europäer die wahre Landplage in Zentralasien! Sie sind Diebe, Lügner und Müßiggänger, wollen nichts arbeiten und ihr einziges Dichten und Trachten geht nur dahin, für den Reisenden, den sie begleiten, den Beutel zu führen, um ihn im Großen und Kleinen zu betrügen. Ich vermöchte nicht zu sagen, wie vielen Verdruß ich mit diesen frechen Schuften gehabt habe; sie wissen, daß man in ihren Händen ist, und wenn man sie hart anläßt, so intriguieren sie gegen Einen offen und insgeheim. Ich möchte jedem, welcher Zentralasien zu besuchen gedenkt, raten, sich schon in Konstantinopel oder im Kaukasus mit einem türkischen oder persischen Dolmetsch zu versehen; ich habe später einen in meinen Diensten gehabt und kann den Unterschied konstatieren.

Ich meinerseits hatte diese lange Expedition unternommen, ohne auch nur einen europäischen Diener mitzunehmen, was dann zur Folge hatte, daß ich alles selbst thun mußte. Mit einem Troß, wie er zu einer derartigen Reise gehört, selbst über alles wachen, alles packen, für die Nahrung der Leute, der Pferde u. s. w. sorgen zu müssen, ist ein Geschäft, welches eine kräftige Gesundheit und einen hellen Kopf erfordert.

Ich möchte keinem anderen raten, diesen Versuch zu machen, es gibt Augenblicke, wo man buchstäblich nicht weiß, wo Einem der Kopf steht; überdies schadet es dem Ansehen des Reisenden, denn ein Mann von Bedeutung darf hier zu Lande keine Arbeit anrühren. Ich traf daher meine Zurüstungen zur Abreise nur bei Nacht, damit niemand

mich arbeiten sah; wenn dann der Tag kam, mußte ich geduldig die lange Unterhaltung meiner Besucher anhören, die mich mit ihrer Höflichkeit um manche kostbare Stunde gebracht haben. Gleichwohl hat auch dies seine gute Seite, denn ich hatte es so weit gebracht, beinahe allen Schlaf entbehren zu können; zwei Stunden Schlaf genügten mir, um mich wieder auf die Beine zu bringen, und ich habe den großen Nutzen davon in der Wüste erprobt.

Tursum-Bey, dieser wahre Schatz, welchen der Prinz von Wittgenstein mir beim Abschied von Bukhara mitgegeben, hatte sich entschlossen, mich bis über die Wüste hinaus zu begleiten; er hatte wohl begriffen, daß die Expedition ohne ihn mir nicht möglich gewesen wäre. „Barin" (Herr, Gebieter), sagte er zu mir, „Du bist für mich Vater und Mutter gewesen; wenn Gott es will, werden wir ankommen; wenn Dir ein Unglück zustößt, wird man mich an Deiner Seite töten; aber laß uns gehen, da Gott es will". Er vermochte noch besser als ich die Gefahren vorauszusehen, die uns erwarteten, aber er betete nicht täglich fünfmal wie mein früherer Dolmetsch; wenn ich ihm einige Stunden Urlaub gab, ging er nach dem Bazar, kaufte eine Ladung Brot und andere Lebensmittel und verteilte sie unter die Bettler. „Gott wird es mir in der Wüste wieder erstatten", sagte er. Es ist übrigens ein kennzeichnender Zug des Nomaden um den Glauben, daß ein gutes Werk verdienstlicher ist als alle Gebete der Sarten.

Thue das Gute, wirf es ins Meer,
Weiß es der Fisch nicht, so weiß es der Herr.

Der Vogelkrieg in den Vereinigten Staaten.

Wohl nirgends hat die Zerstörung der Naturerzeugnisse und besonders des Tierlebens, welche überall da eintritt, wo reiche Gebiete der gesetzlosen Ausbeutung durch den Kulturmenschen geöffnet werden, einen so schreckenerregenden Umfang gewonnen, wie in Nordamerika. Der Bison, der Biber und die anderen größeren Jagdtiere, welche der sicheren Vernichtung entgegengehen, sind traurige Beispiele für die Rücksichtslosigkeit, mit der der Mensch des Gewinnes halber gegen die Natur wütet, wenn das Gesetz ihm keine Schranken entgegenstellt. Tadeln wir aber die Ausschreitungen der Trappers und Pelzjäger als barbarisch und gewissenlos, mit welchem Namen sollen wir das Vertilgungswerk bezeichnen, das in kultivierten Bezirken und in nächster Nähe volkreicher Städte gegen die nützlichen und sympathischen Bewohner der Luft in so empörender Weise und zu weit verwerflicheren Zwecken fortdauernd betrieben wird? Der Krieg gegen die Vogelwelt hat in den Vereinigten Staaten eine Ausdehnung erreicht, daß seine Folgen allenthalben fühlbar werden und daß die gänzliche Vernichtung der gefiederten Lieblinge und Helfer des Menschen im Kampfe gegen schädliches Gewürm als bevorstehend betrachtet werden muß, falls ihren gewissenlosen Verfolgern nicht baldigst das Handwerk gelegt wird. Die Gesetze, welche in den einzelnen Staaten bereits bestehen, sind unzureichend, um dem Uebel zu steuern, und was das Schlimmste ist, die Bevölkerung hat sich der Frage gegenüber bisher zu gleichgültig verhalten. Mögen die Gesetze aber noch so vortrefflich sein, so können sie doch ihren Zweck nicht erfüllen, wenn sie nicht an der öffentlichen Meinung einen Rückhalt haben. Von einigen Vogelschutzvereinen ist die Sache bereits in die Hand genommen worden, besonders aber ist der Amerikanische Ornithologische Verein bestrebt, die Bevölkerung aufzuklären, die bestehenden Vorurteile zu beseitigen und eine einsichtigere Gesetzgebung anzustreben. Der gleichen Agitation dient eine Reihe von Aufsätzen, welche in einem Supplementheft der bekannten Wochenschrift „Science" soeben erschienen sind und die sehr bemerkenswerte Angaben über den Umfang und die Zwecke der Nachstellungen, denen die Vogelwelt ausgesetzt ist, enthalten.

Man tötet die Vögel entweder, um sie als Nahrung zu benutzen, oder sie sind bloß der Gegenstand des Sports, oder sie wandern in naturwissenschaftliche Sammlungen, oder sie werden als besondere merkwürdige Zierde in Wohn- oder Staatszimmern aufgestellt oder endlich, das letzte und schlimmste: man verwendet sie zum Schmuck der Person in der bekannten und vielfach aber vergeblich getadelten Weise, nämlich als Zierrat auf Damenhüten.

Die zur Nahrung getöteten Vögel sind hauptsächlich Tauben, Feldhühner, Enten und Gänse, sowie die große Zahl kleinerer Sumpfvögel, wie Rallen, Schnepfen, Regenpfeifer u. s. w. Aber auch einige Singvögel werden, besonders im Süden, verspeist. Man bietet sie ganz ungeniert auf den Märkten feil und in manchen Buden liegen 3—400 kleiner Vögel zum Verkaufe aus.

Große Ausdehnung hat auch die Eierjagd gewonnen. Viele Arten von Möven, Seeschwalben, Regenpfeifern und anderen im Sumpf oder am Ufer brütenden Vögeln werden der Eier beraubt, die zur Nahrung verwendet werden. Ihr Nährwert ist aber sehr gering und der Nutzen, den sie auf diese Weise bringen, steht in keinem Verhältnis zu dem Schaden, der durch ihre Wegnahme angerichtet wird. An der Küste von Texas ist das Eiersuchen leider so verbreitet, daß es dort kaum einen Hafenort geben dürfte, dessen Einwohner nicht regelmäßig mehrere Tage im Jahre dem Geschäfte des „egging" oblägen. Sobald die Zeit des Eierlegens gekommen ist, wird alle Arbeit beiseite gelegt und die ganze Bevölkerung eilt herbei, um dem abscheulichen Sport auf den Brüteplätzen beizuwohnen. Das Werk des ersten Tages besteht darin, daß jedes bereits gelegte Ei zerstört wird, um so zu verhindern, daß bereits angebrütete Eier mit eingesammelt werden. Die Räuber ziehen sich dann zurück und bis zum nächsten Tage, wo sie wiederkommen, haben die Vögel viele Tausend Eier

gelegt. Zwei oder drei Tage werden nunmehr darauf verwendet, die Eier einzusammeln und in den Booten in Fässern und Tonnen zu verpacken. Man nimmt alle Eier von 1 Zoll Durchmesser an, ausgenommen vielleicht die des Pelikans, welche zu thranig schmecken. Tagelang nach der Rückkehr dieser Expeditionen kann man diese Eier zu billigem Preise in den Läden an der Küste kaufen. Sicher wird nur ein kleiner Teil wirklich gegessen, das meiste wird wohl beim Einsammeln und Wegschaffen vernichtet, denn die Eier sind weit leichter zerbrechlich, als die von unserem Hausgeflügel.

Daß übrigens auch die Pelikane nicht geschont werden, dafür gibt G. B. Sennett folgendes bezeichnende Beispiel. Als derselbe die Vögel um Corpus-Christi-Bay in Texas studierte, besuchte er auch die sogenannte Pelikan-Insel, welche von der unzähligen Menge brauner Pelikane, die dort hausten, ihren Namen erhalten hat. Nach vier Jahren, als er zurückkehrte, fand er dort keinen einzigen dieser Vögel mehr vor, eine kleine Anzahl aber war auf den umliegenden Inseln zerstreut, welche früher nicht von ihnen besucht wurden. Die Ursache war die, daß eines schönen Tages einige „unternehmende" Männer angekommen waren, welche anfingen, die Pelikane in großen Mengen zu töten, um sie zu „Pelikan-Oel" zu verkochen. Es war einigermaßen eine Strafe für sie, daß es ihnen nicht gelang, etwas davon zu verkaufen und sie daher von ihrer Arbeit nur die Mühe, aber keinen Lohn davontrugen.

Bei der gewöhnlichen Jagd auf die Vögel pflegt der Sport der nächste Zweck zu sein, wenn sich derselbe auch nur auf solche Vögel richtet, die als jagdbar gelten und zum Verspeisen geschossen werden. Viele Vögel werden aber einzig und allein aus Uebermut sowie aus der Lust am Schießen getötet. Der Haupttattentäter hierbei und beim Eiersuchen ist der „bad-small-boy", der das Ausrauben der Nester systematisch betreibt und diejenigen Vögel steinigt, welche sonst unerreichbar sind. „Zwei zehn Jahre alte Buben", sagt ein neuerer Schriftsteller, „in diesem ruhigen und sittenstrengen Dorfe (Bridgehampton, Long-Island) bekannten kürzlich, daß sie mittels Blasröhren während des Sommers fünfzig Rotkelchen und andere Vögel getötet hatten ..." In den Händen eines geschickten Kindes ist diese Waffe so verderblich, daß in einigen der westlichen Staaten Gesetze eingeführt werden mußten, welche den Verkauf des Dinges verboten und den Besitz oder Gebrauch desselben mit empfindlicher Strafe bedrohten.

Womöglich noch verderblicher, jedenfalls aber tadelnswerter ist die Thätigkeit des neu angekommenen „foreign-born-citizen", welcher, um sich selbst Gewißheit zu geben, daß er wirklich das „Land der Freien" betreten hat, sich mit einem billigen Schießprügel, mit Vogelfallen, Netzen oder vergifteten Körnern versieht und damit nach dem nächsten Aufenthaltsort der Vögel eilt, um nunmehr ein wahres Gemetzel unter ihnen anzurichten. Natürlich sind es nur ein paar der neu angekommenen amerikanischen Bürger, die diesem Vergnügen huldigen, aber immerhin ist in New-York und auf Long-Island die Zahl der auf diese Weise umgebrachten Vögel eine erschreckend große.

Die Thätigkeit der Ausstopfer, welche die Museen und Privatsammlungen versorgen, sowie auch die Zimmer und Säle mit Schmuck versehen, könnte in gewissen Grenzen gesetzmäßig erlaubt werden. Vorläufig steht leider die Mehrzahl der Ausstopfer in wenig rühmlicher Beziehung zum Modewarenhändler.

Dem wissenschaftlichen Sammler wird häufig der Löwenanteil der Verantwortlichkeit für die Abnahme der Singvögel aufgebürdet. Die Statistik zeigt aber, daß dieser Vorwurf unbegründet ist. In den öffentlichen Museen Nordamerika's sind etwa 110,000, in den Privatsammlungen etwa 150,000, hochgegriffen in beiden zusammen etwa 500,000 Vögel, enthalten. Und diese verhältnismäßig geringe Zahl stammt aus allen Winkeln der Erde und ist nicht etwa in einem einzigen Jahr, sondern während eines langen Zeitraums zusammengebracht worden! Die im Austausch nach anderen Ländern versandten Vögel können in der obigen Zahl mit einbegriffen werden. Auch das wissenschaftlich betriebene Eiersammeln kann auf den Bestand der Vogelwelt keinen wesentlichen Einfluß ausüben.

Jedenfalls wird man zugestehen, daß diese so geopferten Tiere gegenüber der Unmasse von Vögeln, die zu anderen Zwecken getötet oder beraubt werden, gar nicht in Betracht kommen und besonders im Vergleich mit dem nichtsnutzigen Gemetzel, das zur Befriedigung der Putzsucht unter den harmlosen Bürgern der gefiederten Welt angerichtet wird, geradezu verschwinden.

Die Tötung der Vögel für den Laden des Modewarenhändlers wird besonders in der Umgegend der großen Städte betrieben. Um von dem Umfang dieser Feldzüge einen Begriff zu geben, seien folgende Thatsachen mitgeteilt.

Ein Händler bereitete während eines dreimonatlichen Ausfluges an die Küste von Süd-Carolina nicht weniger als 11,018 Vogelbälge zu. Im Durchschnitt verhandelte der Betreffende, wie er angab, 30,000 Bälge im Jahr, von denen der größte Teil zu Putzgegenständen Verwendung fand. Aus einem einzigen Dorfe von Long-Island wurden während der kurzen Zeit von 4 Monaten 70,000 Stück an die New-Yorker Händler abgeliefert. Eine unternehmende New-Yorkerin machte mit einer Pariser Modewarenfirma einen Kontrakt, der sie verpflichtete während des Sommers 40,000 oder mehr Bälge für einen Preis von 40 Cents das Stück abzuliefern. Mit Hülfe mehrerer Händler und indem sie Jung und Alt zur Vogeljagd aufbot (sie bezahlte 10 Cents für das Stück) konnte sie leicht ihren Kontrakt erfüllen. Dies geschah zu Colb's Island, an der virginischen Küste. Die getöteten Tiere waren besonders Möven und Seeschwalben, welche damals in großer Menge auf dieser Insel nisteten. Jetzt sind nur noch einige dieser zierlichen Vögel dort zu finden. Wenn

man bedenkt, daß mit jedem alten Vogel, der getötet wird (und nur alte Vögel haben ein gutes Gefieder) viele Junge dem Hungertode preisgegeben sind, so erscheint dieser Massenmord um so abscheulicher und verbrecherischer.

Dasselbe traurige Gemetzel ist unter den Reihern an den südlichen Küsten angerichtet werden. Ein Ornithologe hörte auf einer Forschungsreise in Texas, wie ein Agent einen Sportsman aufforderte, ihm die Federn von 10,000 Silberreihern zn verschaffen.

Man könnte nun freilich fragen: „Welchen Nutzen bringen Möwen, Seeschwalben, Kormorane, Reiher, Pelikane u. dgl. Gevögel?" Darauf antwortet Mr. George Sennett: Wenn zu nichts sonst, so sind sie gut, um angeschaut zu werden und um die Ufer und Buchten zu beleben und zu verschönern. Sie thun sicherlich keinen Schaden,[1] sind im Gegenteil die Reinigungsmannschaften der seichten Ufergewässer, wie die Bussarde auf dem Lande, und wenn sie nicht die Ueberhandnahme von fast wertlosen Fischen und anderen Tieren verhinderten, von denen diese Gewässer, besonders in wärmeren Gegenden, wimmeln, so würden die in großen Massen an den Strand gespülten Tierkörper dermaßen die Luft verpesten, daß der Bestand der menschlichen Ansiedelungen an den Buchten ernstlich in Frage gestellt würde. Die Natur sorgt in wunderbarer Weise dafür, daß der übermäßigen Vermehrung Einhalt gethan wird, und wenn der Mensch die natürliche Harmonie zu sehr stört, so werden die verderblichen Folgen nicht ausbleiben.

Wie übrigens durch das Wegschießen dieser Vögel manche Interessen direkt gefährdet werden können, zeigen die Klagen der Fischer an einzelnen Orten, wo die Möwen ausgerottet worden sind und nicht mehr, wie früher, die Ankunft der Blaufische verkünden.

Unter den Vögeln, welche als Hutschmuck besonders geschätzt werden, stehen die verschiedenen Arten von Tauchern obenan, deren weiches Gefieder ganz besonders zu diesem Zwecke sich eignet, zumal es leicht jede beliebige Farbe annimmt. Von den kleineren Vögeln liefern natürlich die glänzender gefärbten die meisten Opfer. Wir finden darunter Oriole, Tangaras, Dickschnäbel, Seidenschwänze, blaue Grasmücken (blue-birds), Wiesenlerchen und goldflügelige Spechte. Man kann ihre Zahl auch nicht annäherungsweise angeben, nur ihre auffallende Häufigkeit auf Hüten und die starke Abnahme ihres Bestandes geben einen Begriff von dem Vertilgungskriege, der gegen sie geführt wird. Um ein Beispiel anzuführen, so erfuhr Mr. William Dutcher von einem Schießbolde („Gunner"), daß derselbe während des Winters 1883 für einen Händler an 1000 Seidenschwänze (Ampelis cedrorum) getötet hatte. Wenn sie bis zur nächsten Fortpflanzungszeit lebend geblieben wären, so würde jedes Paar durchschnittlich fünf Junge gebracht haben, das macht also im ganzen 25,000 junge Tiere. Diese Vögel sind sehr gefräßig und leben während mehrerer Monate des Jahres fast ausschließlich von Engerlingen und kleinen Raupen. Wenn man noch die Hunderte und Tausende hinzufügt, die an anderen Orten demselben Zwecke geopfert werden, so ist der Schaden, der der Landwirtschaft durch das Wegschießen dieser Tiere zugefügt wird, gar nicht zu berechnen.

Es dürfte kaum einen Vogel geben, von dem gewöhnlichsten der Sperlingsvögel bis zum prächtigsten Bewohner des Waldes und des Gartens, von den kleinsten Sängern und Kolibris zu den Hähern, Eisvögeln, Kukuken, Spechten und sogar den Schnee- und Haselhühnern, sowie den großen Ufervögeln, mit Schnäbeln von einem halben Fuß Länge, der nicht zur Verschönerung des weiblichen Kopfputzes seinen Beitrag lieferte.

Wir wollen unsere Blütenlese mit folgender Aufzählung eines Vogelkundigen beschließen, der in einem Omnibus oder Pferdebahnwagen 13 Frauen sitzen sah, wovon nicht weniger als 10 Vogelbälge auf ihren Hüten trugen. Er stellte die einzelnen Bestandteile folgendermaßen fest:

1. Köpfe und Flügel von drei europäischen Staaren.
2. Ein ganzer Vogel von fremdem Ursprung und unbekannter Art.
3. Sieben Sänger, vier Arten darstellend.
4. Eine kleine Seeschwalbe.
5. Köpfe und Flügel von drei Strandlerchen.
6. Flügel von sieben Strandlerchen und Grasfinken.
7. Ein halbes Teichhuhn (Gallinula).
8. Eine kleine Seeschwalbe.
9. Eine Turteltaube.
10. Ein Grünling und ein gelbbrüstiger Steinschmätzer.

Der Fall soll keineswegs eine Ausnahme bilden und rechtfertigt die Schätzung J. A. Allen's, welcher meint, daß von den 50 Mill. Einwohnern der Vereinigten Staaten 10 Mill. der Leidenschaft des „Vogelleichentragens" huldigten.

Die Kommission des Ornithologischen Vereins hat die Grundzüge eines Vogelschutzgesetzes, wonach das Töten, Kaufen oder Verkaufen irgend eines wilden Vogels, abgesehen von den Jagdvögeln, mit einer Strafe von fünf Dollars oder Gefängnis bis zu zehn Tagen (unter Umständen auch beides) bestraft werden soll. Als Jagdvögel sollen nur gelten die Anatidae (Schwäne, Gänse, Enten), Rallidae (Rallen, Wasserhühner, Sumpfhühner 2c.). Limicolae (Ufervögel, Regenpfeifer, Schnepfen, Brachvögel 2c.) Gallinae (wilde Truthühner, Fasanen, Haselhühner, Rebhühner, Präriehühner 2c.) Der europäische Sperling soll keinen Schutz genießen. Man würde letzteren auch einigen anderen mehr oder weniger schädlichen Vögeln entziehen können, wenn man nicht fürchtete, daß infolge der Unkenntnis des Volkes mehr Schaden als Nutzen dadurch angerichtet würde. Gewissen geeigneten Persönlichkeiten soll

[1] Einiger Einschränkung scheint dieser Satz doch zu bedürfen, zum mindesten in Bezug auf die unersättlichen Kormorane, Reiher und Pelikane an Orten, wo die Fischerei eine gewisse Entwicklung erlangt hat.

die Erlaubnis zum Vogelfang, sowie zum Sammeln von Nestern und Eiern erteilt werden können, nachdem sie eine Kaution gestellt haben, deren sie verlustig gehen würden, sobald sie mit dieser Vergünstigung Mißbrauch treiben.

Auf dieser Basis können dann in den einzelnen Gegenden lokale Abänderungen des Gesetzes getroffen werden.

F. M.

Geographische Neuigkeiten.

* H. O. Forbes' Reisen in Neu-Guinea. Wir haben schon in einer unserer letzten Nummern gemeldet, daß Herr H. O. Forbes aus Mangel an Mitteln sein Vorhaben aufgeben mußte, die Owen-Stanley-Kette zu besteigen. Nach einem neueren Bericht macht Herr Forbes dermalen in Begleitung von Herrn Chalmers eine Tour durch die australischen Kolonien, um durch öffentliche Vorträge die Mittel zu weiteren Reisen zu erschwingen, und er soll im vergangenen Juni Vorlesungen zu Brisbane in Queensland gehalten haben. Allein auch die Australische Geographische Gesellschaft soll nicht abgeneigt sein, wenigstens teilweise Reisemittel für ihn aufzutreiben unter der Bedingung, daß Herr Forbes seiner Expedition einen mehr geographischen Charakter gebe. Der Ausschuß des Zweigvereins von Victoria faßte in einer Versammlung vom 19. Mai folgenden Beschluß:

1. Herr Forbes soll befragt werden, ob er für den Fall einer Unterstützung von Seiten der geographischen Gesellschaft geneigt sei, seine Expedition nur zu einer geographischen zu machen und seine Bemühungen nur auf eine Besteigung des Mount Owen-Stanley in der gegenwärtigen kühlen Jahreszeit zu beschränken;

2. er soll über das Minimum der Kosten befragt werden, welche die Expedition beanspruchen würde;

3. ebenso, ob er 10 oder 14 Tage in Cooktown verweilen würde, während man sich bemühe, zu sehen, ob hier und in den anderen Kolonien die genügenden Mittel für eine derartige Expedition aufzutreiben sein würden;

4. daß nach Empfang der Antwort des Herrn Forbes sogleich ein Untercomité einberufen werde, um dieselbe zu beraten;

5. daß Abschriften der vorstehenden Resolution behufs der Benachrichtigung der anderen Zweige der Gesellschaft in den australischen Kolonien abzusenden seien.

Welche Antwort Forbes darauf gegeben hat, wissen wir bis jetzt noch nicht. Baron Ferdinand v. Müller, welcher in der Versammlung der Gesellschaft den Vorsitz führte, machte nachdrücklich geltend, daß, wenn Geldmittel zusammengebracht würden, Herr Forbes bewogen werden könnte, nach Neu-Guinea zurückzukehren, obwohl er gegenwärtig nach England zurückzureisen gedenke. Es wäre, sagte er, sehr zu bedauern, wenn die Ersteigung des Mount Owen-Stanley aufgegeben werden würde, nun Herr Forbes 6 Monate vor sich habe, in welchen er die Aufgabe lösen könnte, ehe er von der nassen Jahreszeit überrascht werden würde. Wenn es beschlossen würde, Herrn Forbes bei Ausführung seines Unternehmens zu unterstützen, so sollte ihm zur Bedingung gemacht werden, er müsse sich ganz geographischen Arbeiten widmen, was nicht so kostbar oder so umfassend sein würde wie sein ursprüngliches Unternehmen, welches astronomische Beobachtungen und die Anlegung von Sammlungen von Naturalien 2c. bezweckt habe. Der einzige Weg, auf welchem Herr Forbes in den Stand gesetzt werden könnte, sein ursprüngliches Vorhaben auszuführen, würde mittelst einer Geldgewährung von Seiten der Regierung zu erlangen sein, deren Erlangung aber so viel Zeit in Anspruch nehmen würde, daß die für die Erforschung günstige Zeit vorüber wäre, ehe die Arbeit unternommen werden könnte. Der bessere Plan würde also darin bestehen, daß man sich auf die Erlangung von Beisteuern solcher Privaten verlasse, welche geneigt und imstande sein würden, auf eine Appellation durch Rundschreiben zu antworten, welche die Gesellschaft sogleich zu erlassen sich anschicken würde. Als Ermutigung für Freunde der Wissenschaft der Erdkunde, Herrn Forbes in der Fortsetzung seiner Forschungen zu unterstützen, könnte man ja die Einrichtung treffen, daß die Namen der Geber in der Benennung der Flüsse, Berge oder sonstigen geographischen Züge des von Herrn Forbes zu erforschenden Landes verewigt werden würden. Auch sollte die Presse eingeladen werden zu Subskriptionen aufzufordern und Beiträge zur Förderung desselben Zweckes anzunehmen. Man sollte sich namentlich daran erinnern, daß Herr Forbes keinen Gehalt empfange und seine Familie zu unterhalten habe, was es ihm noch weit schwieriger mache, seine Operationen weiter zu führen, wenn er nicht jene Unterstützung erhalte, welche die wertvolle Natur seiner Arbeit verdiene. Wenn man einen energischen Aufruf durch ganz Victoria erlasse und auch den anderen Zweigvereinen der australischen Gesellschaft für Geographie dringende Vorstellungen mache, das Gleiche zu thun, so dürfte es möglich sein, zu bewerkstelligen, daß die Mount Owen-Stanley-Range noch in diesem Jahre erstiegen werde. Herr Chalmers war zwar schon auf einzelnen Ausläufern derselben gewesen, allein der Berg selbst war noch immer eine terra incognita.

Der Victoria-Zweigverein der Gesellschaft hat, wenn wir recht berichtet sind, 100 Lstrl. unterschrieben; der Zweigverein in Adelaide ist jedoch außer Stande, irgend einen Beitrag zu dem Fonds zu geben, da die ursprünglichen Kosten seiner Gründung noch nicht bezahlt sind.

Der „Times“ wird aus Port Moresby in Neu-Guinea unter dem 17. Mai von Herrn W. G. Lawes, Mitglied der Königlichen Geographischen Gesellschaft, geschrieben:

„Herr H. O. Forbes ist gezwungen worden, seine Expedition nach dem Mount Owen-Stanley vorerst aufzugeben. Er hat aus Mangel an Mitteln sein Lager in

Sogeri abbrechen und seine Malaien nach Batavia zurückschicken müssen. Er selbst ist nach Australien gegangen und trägt sich einigermaßen mit der Hoffnung, es könnte ihm gelingen, dort die nötigen Mittel für die weitere Verfolgung seiner Forschung aufzutreiben. Herr Forbes hat mit seiner Expedition nach Neu-Guinea besonderes Unglück gehabt. Er verließ England im April 1885 und hoffte im Juli auf dem Boden von Neu-Guinea zu sein. Er ward einen Monat lang in Batavia aufgehalten durch die Weigerung der örtlichen Agenten der Britisch-Indischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft, seine malaiischen Kulies mitzunehmen. Dann ging eine Prau mit Gegenständen seines Gepäcks zwischen der Küste und dem Schiff vor seinen Augen unter. Dies verursachte einen schweren Verlust und ein weiteres Hindernis, da es ihn zwang nach Brisbane zu gehen, um dort die zu Verlust gegangenen Vorräte zu ersetzen. Der verstorbene General Sir Peter Scratchley traf ihn in Brisbane und brachte ihn im „Governor Blackhall" nach Neu-Guinea. Er kam dort am 28. August an, obwohl es beinahe noch einen Monat länger währte, ehe seine Leute und sein Gepäcke diesen Hafen erreichten — aber jedenfalls zu spät für irgend eine Hoffnung, den Mount Owen-Stanley noch vor Einbruch der Regenzeit zu erreichen. Herr Forbes begab sich sogleich ins Binnenland und schlug sein erstes Lager in Sogeri auf, welches zwei gute Tagereisen von der Küste entfernt und am besten Wege nach dem Mount Owen-Stanley liegt. Seine erste Reise bewies dem Forscher, daß Neu-Guinea nicht das Land ist, worin man leicht reist. Seine malaiischen Kulies trugen dort nur halb so viel als sie sonst zu tragen gewöhnt gewesen waren, und viele davon wurden völlig erschöpft. Es war nicht leicht, die Bagage der Expedition über die Astrolabe-Bay nach Sogeri schaffen zu lassen. Eingeborene Träger kamen herunter, um sie zu holen, allein es kostete ungefähr 15 Lstrl. per Tonne, die Güter von der Küste nach dem Lager schaffen zu lassen. Das Lager bestand aus drei großen Häusern — das eine zum Trocknen des Herbariums, die beiden anderen zu Wohnhäusern. Vom Anfang Oktobers bis zum Aufgeben des Lagers vor etwa drei Wochen, durfte das Feuer im Trockenhause niemals ausgehen. Meteorologische Beobachtungen wurden regelmäßig, Tag und Nacht, aufgezeichnet, und die rührige Thätigkeit des Lagers eines Naturforschers niemals unterbrochen. Die botanischen und ornithologischen Sammlungen umfassen eine sehr große Masse von Exemplaren, aus einer Höhe zwischen 2000 und 3000 Fuß. Der gewaltige Berg ragte ungefähr 20 englische Meilen vom Lager gen Himmel, und es wurden fortwährend Streifpartien zur Erforschung gegen ihn ausgeschickt. Es fanden immer Palavers mit den benachbarten Stämmen statt und wurden freundliche Beziehungen zu denselben hergestellt. Ihre Hülfe und Freundschaft sind unentbehrlich für jede Gesellschaft, welche den Versuch macht, den Berg zu erreichen. Eine große Menge vorbereitender Arbeit ist geleistet worden, aber dieselbe fällt zu Ungunsten des Herrn Forbes nicht sehr in die Augen, denn es ist nur grundlegende Arbeit, unentbehrlich zwar, aber für den Fernstehenden nicht anziehend. Abgesehen von der Ersteigung des Berges und den Sammlungen, welche noch in bedeutenderer Höhe zu machen gewesen wären, hat Herr Forbes der Regierung und den künftigen Reisenden einen unschätzbaren Dienst dadurch erwiesen, daß er von dem ganzen Landstrich zwischen der Küste und seinem Lager eine genauere Karte aufnahm. Von einer Basis aus, welche ihm vom Lieutenant-Kommandanten Pullen (von Ihrer Majestät Vermessungsschiff „Lark") gegeben worden war, hat er den ganzen Bezirk trianguliert und die Lage jedes hervorragenden Punktes festgestellt. Dies allein muß eine höchst mühsame und schwierige Arbeit gewesen sein. Tausende von Bäumen mußten gefällt werden, um Stellen für den Meßtisch und Visierlinien zu erhalten. Eine Anzahl Malaien ist beständig mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen. Das Land um Sogeri herum ist sehr uneben und wird desto rauher und zerrissener, je näher man dem Mount Owen-Stanley kommt. Zu dieser Jahreszeit, wo das wuchernde Unkraut mit jedem denkbaren Hindernis über den Kopf des Reisenden hinausragt und er beständig wie in einem Dampfbade wandert, verweigern sogar die Eingeborenen das Reisen. Zu allen Zeiten aber stellen die steilen, zerrissenen Hänge mit den zwischenliegenden Abgründen und Schluchten und das unausgesetzte Klettern, Gleiten und Waten die Kraft und den Mut des ältesten und erfahrensten Reisenden auf eine harte Probe. Die nasse Jahreszeit ist nun beinahe vorüber, und die Zeit naht heran, wo es möglich sein würde, nach dem Berge aufzubrechen; und nun muß Herr Forbes demselben und seinen unbekannten Möglichkeiten den Rücken wenden, weil es an den Sehnen der Erforschung fehlt!

„Die Geographische Gesellschaft von Australasien gewährte 500 Lstrl. für Herrn Forbes' Expedition, ungefähr den fünften Teil des ganzen Kostenaufwandes; allein sein früherer Vertrag mit europäischen Beisteuernden hat ihn verhindert, allen den Anforderungen der Australischen Gesellschaft nachzukommen, so daß die Fortdauer ihrer Unterstützungen zweifelhaft ist. Der verstorbene Sir Peter Scratchley besuchte das Lager in Sogeri und interessierte sich sehr für Herrn Forbes' Arbeit; er versprach eine sehr namhafte pekuniäre Unterstützung, durch welche die Expedition von fremder Hülfe unabhängig gewesen sein würde; allein sein unerwarteter Tod hat alle diese Pläne vereitelt. Sein Nachfolger mag seine Idee in derselben freigebigen Weise ausführen, allein bis jetzt hat Herr Forbes auf sein Gesuch an die Regierung von Neu-Guinea noch keine Antwort erhalten. Jeder Versuch, sich dem Mount Owen-Stanley zu nähern, zeigt, daß seine Besteigung eine Arbeit von ungewöhnlicher Schwierigkeit sein wird. Sie kann nur bewerkstelligt werden durch Bildung von drei Lagern, welche die Basen von künftiger Erforschung und Fortschritt sein

müssen, so daß man allmählich bis zur Basis des Berges selbst gelangt. Auf die Lieferung von einheimischen Lebensmitteln kann, nachdem man Kankari verlassen hat, nicht mehr gerechnet werden, so daß sogar die eingeborenen Träger mit ihren eigenen Rationen belastet werden müssen. Herr Forbes hat seine Tüchtigkeit für das vor ihm liegende Werk bewiesen und hatte alle Aussicht auf Erfolg, als er zur Umkehr gezwungen wurde. Das Aufgeben des Unternehmens würde nun ein großer öffentlicher Verlust sein und die Erforschung dieser unbekannten Regionen nur in eine noch entferntere Zukunft hinausschieben."

Ein anderes korrespondierendes Mitglied der Schottischen Geographischen Gesellschaft, der Geistliche Robert Hamilton, meldet in einem Briefe aus Melbourne vom 15. Juni:

„Wir sind soeben mit einem Besuch des Revd. James Chalmers, Agenten der Londoner Missionsgesellschaft, welcher schon seit etwa neun Jahren in Neu-Guinea thätig gewesen war, beehrt worden. Herr Chalmers hat seinen Wirkungskreis mit Urlaub verlassen und ist hier auf dem Wege in seine Heimat. Da er ein erfahrener Reisegefährte des Herrn H. O. Forbes auf einigen seiner Forschungstouren in Neu-Guinea war, wird es Sie vielleicht freuen, zu hören, daß er von den Eigenschaften und dem Charakter des Herrn Forbes als Erforscher die höchste Meinung hegt. Er spricht von ihm als einem hochgebildeten Manne, welcher alle für erfolgreiche Erforschung in einem neuen Lande wesentlichen Qualifikationen besitze. Er betrachtet Herrn Forbes als einen Mann von Mut und Klugheit in Gefahr, als geduldig und geschickt in Mühsal und Schwierigkeit und als ganz vortrefflich ausgestattet durch eine sorgfältige Erziehung, um alles dasjenige zu entdecken und zu ermitteln, was nur Gelehrte, Kolonisten und Kaufleute bezüglich eines neuen Landes zu erfahren wünschen. Er hegt das tiefste Mitgefühl für Herrn Forbes wegen der Verluste, welche er erlitten hat, und wegen des Fehlschlagens seiner öffentlichen und privaten Hülfsquellen. Allem Anschein nach sind die Herren Chalmers und Forbes in der Ersteigung und Erforschung des Mount Owen-Stanley so weit gegangen, als sie nur möglicherweise konnten; allein ihre eingeborenen Führer haben sie wegen der Jahreszeit und Witterung verlassen. Sie gingen so weit, als sie nur ihre Führer zu gehen bewegen konnten, entschlossen, womöglich dann diesen Teil der Arbeit selbst zu vollenden. Allein eines Morgens erwachten sie, um sich selbst allein zu finden, vollständig verlassen von denjenigen, von denen sie vollkommen abhängig waren. Sie waren daher zur Umkehr gezwungen. Ihre Anstrengung war nicht allein fruchtlos, sondern wurde noch durch Mangel an Hülfsmittel erschwert. Sie wandten sich in dieser Notlage an die australischen Kolonien, und wenn die Zeit nicht so sehr gedrängt hätte, so habe ich allen Grund zu glauben, daß die erforderliche Hülfe aufgebracht worden wäre, um Herrn Forbes in den Stand zu setzen, sein Unternehmen weiter fortzuführen. Um nun den Kolonien Zeit zu gewähren, daß sie durch ihre betreffenden Regierungen Hülfe schaffen, hat die Regierung in Queenstown klugerweise Herrn Forbes in ihre Dienste genommen und ihm für einige Zeit Beschäftigung gegeben, um eine der Inseln in der Nachbarschaft zu erforschen. Diese Anordnung verhinderte, daß wir in diesem Augenblick das Vergnügen eines persönlichen Besuches von ihm haben. In einer gestern Abend in der Stadt abgehaltenen öffentlichen Versammlung hielt Herr Chalmers einen Vortrag, worin er seine Erlebnisse schilderte; dabei lieh einer der Sprecher, ein Mitglied der Regierung von Victoria, der Hoffnung Ausdruck, allerdings nicht in amtlicher Weise, daß das nun versammelte Parlament von Victoria nicht hinter den anderen Kolonien zurückbleiben werde in dem Bemühen, für Herrn Forbes eine neue Ausrüstung zusammenzubringen. Den Vorsitz führte Seine Excellenz Sir H. B. Loch, Ritter des Bathordens, und auf der Platform waren drei Redner, welche die Geographische Gesellschaft vertraten, nämlich Baron Ferdinand v. Müller, Kapitän Pascoe und Mr. A. C. MacDonald, Mitglieder der Königl. Geographischen Gesellschaft. Im Verlaufe seiner Bemerkungen gab der letztere dieser drei Redner einen Wink. Die Regierung sollte in den Voranschlag ihres Budgets 1000 Lstrl. aufnehmen, und hierauf bezog sich die ermutigende Antwort des anwesenden Ministers. Wir dürfen daher füglich hoffen, mit Zeit und Weile die Mitteilung zu hören, daß die Expedition gesichert sei und mit dem Herannahen der geeigneten Jahreszeit ins Leben treten werde." (S. G. M.)

Kleinere Mitteilungen.

Bemerkungen zur Orographie des südlichen Urals.

Das in meridionaler Richtung sich erstreckende Ural-Gebirge, welches als die natürliche Grenze zwischen Europa und Asien angesehen werden muß, wird von den Erforschern desselben, unter welchen wir hier nur Humboldt, Helmersen und E. Hofmann erwähnen wollen, bekanntlich in einen nördlichen, mittleren und südlichen Ural eingeteilt. Hiernach beginnt der südliche Ural am Berge Jurma unter 55° 28′ n. Br. und 29° 40′ ö. L. von Pulkowo, wo das Gebirge eine scharfe Teilung in drei Züge aufweist, welche alle eine etwas südwestliche Richtung besitzen, anfangs parallel laufen und dann divergieren. Die östliche Kette dieser Dreiteilung trägt den Namen Ilmen-Gebirge, die mittlere mit der Wasserscheide wird allein mit dem Namen „Ural" belegt, während die westliche Kette mit den höchsten Gipfeln keine besondere Benennung besitzt, obgleich die einzelnen Höhen durch besondere Namen genau unterschieden werden. Das Ilmen-Gebirge wird durch das Thal des anfangs nach Norden, dann östlich fließenden Miaß und durch das Thal des nach Süden strömenden Jaik oder Ural-Flusses von der Zentralkette geschieden, während letztere durch die zunächst auch südlich fließende Bjelaja von der Westkette getrennt wird. Den Berg Jurma aber betrachtete man als einen Bergknoten, von dem die genannten drei Gebirgszüge auslaufen, wie vorhin schon angedeutet wurde. Obgleich diese Gegend

des Urals, wo die große Dreiteilung des Gebirgs beginnt, von vielen und darunter von sehr hervorragenden Männern der Wissenschaft betreten worden ist, so hat die Vorstellung von dem Gebirgsknoten des Jurma und der Abzweigung der drei Ketten an demselben als eine irrige sich erwiesen. Es war das aber auch nur zu leicht möglich, da die meisten Forscher im südlichen Ural die Gegend des Jurma nur auf der Durchreise, also sehr flüchtig kennen lernten, oder sie waren von geologischen Untersuchungen zu sehr in Anspruch genommen, als daß sie ihr Augenmerk schärfer auf die Orographie hätten lenken können. Aber schon die Untersuchungen des Professors E. Hofmann, der das Ural-Gebirge von seinem nördlichsten Ende bis zum 51.° n. Br. aus eigener Anschauung kennt, weisen darauf hin, daß das Ilmen-Gebirge nicht am Jurma sich abzweigt, sondern, wie oben bemerkt wurde, durch das plötzlich sich nach Osten wendende Thal des Miaß von den nördlicher befindlichen Höhen getrennt wird. Neuerdings wird dieses Verhältnis von dem Reisenden Herrn Professor Karpinsky[1] näher hervorgehoben, welcher außerdem hinweist, daß der Jurma von dem Ilmen-Gebirge über 20 Kilometer westlich entfernt bleibt. Die Höhen aber, die sich in der Richtung des Ilmen-Gebirges am linken Ufer des Miaß unter verschiedenen Benennungen nach Norden hinziehen, wurden von Karpinsky bis über den Parallelkreis von Kischtymsk, also bedeutend nördlicher als der Jurma sich befindet, verfolgt und untersucht. Die Höhen dieser Berge sind sehr verschieden, bald neigen sie sich bis zu Hügeln von unbedeutender Erhebung, bald überragen sie um vieles die Höhen des mittleren Zuges mit der Wasserscheide; in geologischer Hinsicht stimmen sie mit dem Ilmen-Gebirge vollkommen überein und müssen daher als eine nördliche Fortsetzung desselben angesehen werden. Was nun den Berg Jurma weiter anbetrifft, so ist dieser nach den Untersuchungen des Professors Karpinsky überhaupt kein Gebirgsknoten, obgleich in dieser Gegend die Wasserscheide manche Abweichungen von der allgemeinen Richtung aufweist. Nach Karpinsky liegt der Jurma gar nicht in der zentralen Kette mit der Wasserscheide, sondern in dem westlichen Zuge der großen Dreiteilung, so daß er eine unmittelbare Fortsetzung derselben Bergkette darstellt, in welcher südlicher der Taganai, Urenga und andere Gipfel gelegen sind. Der Jurma bildet einen ziemlich verlängerten Bergrücken, der sich nach Norden hin bedeutend senkt und dort in der Nähe der Mündung des Assjasch in die Ufa endet. Hiernach gibt es also in der Gegend, wo die große Dreiteilung des südlichen Urals beginnt, keinen Bergknoten, es entsteht die scharfe Trennung in drei große Bergzüge vielmehr dadurch, daß die drei parallel-laufenden Ketten, die sich schon im mittleren Ural an mehreren Stellen, wenn auch nur undeutlich, wahrnehmen lassen, ungefähr unter dem 55. Parallelkreis zu divergieren beginnen, so daß weiter im Süden die Ural-Kette und das Ilmen-Gebirge um einen ganzen Längengrad auseinander treten; die westliche Kette entfernt sich von der zentralen um eine geringere Distanz. Eine Dreiteilung zeigt sich im mittleren Ural aber an mehreren Stellen, obgleich das Gebirge zwischen Kischtymsk und Nischne-Tagilsk nur als ein niedriges, schwach welliges Plateau erscheint. Rose beobachtete dies bei genauerer Prüfung in der Gegend, wo die Berge Asow und Dumnaja sich erheben, und Tschaikowsky fand zwischen Reschety, westlich von Katharinenburg und Schilowa, auf dem Wege von Katharinenburg nach Tobolsk, sogar vier von Norden nach Süden parallellaufende Granitstreifen. Auch E. Hofmann und Helmersen äußern sich hierüber, und ersterer hat auch im nördlichen Ural wenigstens zwei Parallelketten nachgewiesen.

Dr. C. Hiekisch.

[1] „Nachrichten des Geologischen Komités." II. St. Petersburg. 1884. S. 193 u. ff. in russischer Sprache.

Observationen in Upsala über den letzten großen Sternschnuppenfall.

Zur Beobachtung des Meteorfalles am vergangenen 27. November waren vom dortigen Meteorologischen Institut eine große Anzahl freiwilliger Beobachter eingeladen worden. Auf dem freien Platze beim Observatorium wurden zu diesem Zwecke große Tische mit ausgebreiteten Sternkarten aufgestellt, und auf diese Karten wurde nun der Lauf der Meteore, d. h. so viele man bewältigen konnte, eingezeichnet. Der Himmel war in Felder eingeteilt, und wurde die Anzahl der in jedem Felde vorkommenden Fälle gezählt. Die große Anzahl der Beobachter erlaubte ein öfteres Ablösen im Dienst und so konnte die Arbeit ohne Aufenthalt ausgeführt werden. Die Zählung begann um 6 Uhr und wurde bis 11 Uhr fortgesetzt. Nach 12 Uhr wurden nur einzelne Sternschnuppen beobachtet. Die Anzahl der observierten Sternschnuppen in Perioden von je 15 Minuten war folgende

Zeit	Anzahl	Zeit	Anzahl
6—6.15	2545	8.30—8.45	2295
6.15—6.30	2287	8.45—9	1999
6.30—6.45	2906	9—9.15	1336
6.45—7	3382	9.15—9.30	1341
7—7.15	4213	9.30—9.45	799
7.15—7.30	4422	9.45—10	585
7.30—7.45	3330	10—10.15	502
7.45—8	3383	10.15—10.30	375
8—8.15	2497	10.30—10.45	307
8.15—8.30	2072	10 45—11	268.

Es geht hieraus hervor, daß die größte Anzahl zwischen 7.15 und 7.30 gefallen und daß um 9 Uhr eine merkliche Abnahme erfolgte. Jedenfalls ist auch durch das zunehmende intensivere Mondlicht ein bedeutend rascheres Abnehmen in der letzten Stunde observiert worden, als es wohl sonst der Fall gewesen sein wäre. Im ganzen wurden auf die Karten über 1000 Meteorläufe eingezeichnet und man hegt die Hoffnung, daß die Lage des Radiationspunktes oder desjenigen Punktes, aus dem die Schnuppen auszustrahlen scheinen, mit bedeutender Genauigkeit bestimmt werden kann. (Aus dem schwedischen Blatte „Upsala".) E. B.

Notizen.

* Die neue Expedition, welche die Deutsche Neu-Guinea-Gesellschaft im Anfang des Monats Februar d. Js. nach Neu-Guinea geschickt hat, ist am 1. April in Cooktown (Queensland) angekommen, von wo sie am 3. April nach Finschhafen abgehen wollte.

* Die Gletscher der Alpen. Nach der Berechnung des Professors Heim in Zürich beträgt die Gesamtzahl der Gletscher in den Alpen 1155, wovon 249 eine Länge von mehr als 7500 m. haben. Die Gletscher verteilen sich folgendermaßen auf die vier Länder, über welche die Alpen sich erstrecken: Frankreich 144, Italien 78, Schweiz 471, Oesterreich 462. Die gesamte Oberfläche der Gletscher in den Alpen beträgt gegen 4000 QKm., wovon 1839 nur allein für die Schweiz. Die größte Länge besitzt der Aletsch-Gletscher, welcher 24 Kilometer mißt. Bezüglich der Dicke weiß man, daß Agassiz eine Spalte des Aar-Gletschers gemessen und in einer Tiefe von 240 m. noch nicht den Grund gefunden hat und daß man daraus die Mächtigkeit der Eisschichte an einem gewissen Punkte dieses Gletschers auf 460 m. berechnet hat.

* Mitteilungen des naturwissenschaftlichen Vereins für Steiermark. 1885. Unter Mitverantwortung der Direktion redigiert von Professor Dr. R. Hörnes. Mit einer lithographischen Tafel und acht Holzschnitten. Graz 1886. — Wir begrüßen

mit Freuden die strebsame rührige Thätigkeit, welche sich dermalen in allen deutschen Provinzen Oesterreichs im Vereinsleben für die Zwecke und Ziele der Naturwissenschaften und der Erdkunde offenbart. Der obengenannte steiermärkische Verein, welcher die stattliche Zahl von 532 Mitgliedern aus den verschiedensten Ständen aufweist, zeichnet sich durch seine rege gemeinnützige Thätigkeit ganz besonders aus, wie wir aus dem uns vorliegenden Jahresbericht mit besonderer Genugthuung ersehen; die Arbeiten der Monatsversammlungen, die in demselben gehaltenen Vorträge, die nebst mehreren interessanten Miscellaneen (die Eidechsen im Volksglauben, und Biologische Notizen von H. M. Grimm) und sieben gediegenen naturwissenschaftlichen Abhandlungen den Inhalt dieses Jahrbuches füllen, beweisen dies zur Genüge. Unter diesen Abhandlungen sind einige von mehr als lokalem Interesse und dürfen als wichtige Beiträge zur Geognosie, Fauna und Meteorologie von Oesterreich-Ungarn jedem Geographen und Naturforscher zur Kenntnisnahme empfohlen werden. Wir werden die Arbeiten dieses Vereins, welchem die ausgezeichnetsten Lehrkräfte der Universität Graz und der ganzen herrlichen Steiermark angehören, mit der innigsten Teilnahme verfolgen.

* Die Tiefe der Schweizer Seen beträgt nach den Ergebnissen der genauesten neueren Peilungen: der Bodensee erreicht zwischen Uttwyl und Friedrichshafen eine Tiefe von 255 m., der Genfersee zwischen Rivaz und St. Gingolphe von 256 und zwischen Lausanne und Evian von 330 m., der Brienzersee von 261 m., der Thunersee von 217 m., der Vierwaldstättersee zwischen Gersau und Runteren von 214 m., der Zugersee von 198 m., der Neuenburgersee von 153 m., der Wallenstadtersee von 151 m. und der Zürichersee von 143 m.

* Die Bevölkerung von Paris beträgt nach der jüngsten Volkszählung vom Mai 1886 in den 20 Arrondissements der Stadt 2,254,306 Seelen, gegenüber von 2,290,928 nach der Volkszählung von 1881, was also in fünf Jahren nur eine Zunahme von 14,378 Individuen, also einen kaum nennenswerten Zuwachs beträgt. Die Volkszählung der Bannmeile war Ende Juni noch nicht beendigt; es waren die Zählungsregister von etwa zwanzig Gemeinden noch nicht auf der Seine-Präfektur eingegangen.

* Das vereinigte Bulgarien zählt gegenwärtig 23 Bezirke, Kreise oder Departements, nämlich 17 in Nord- und 6 in Süd-Bulgarien; in letzterer Provinz sind die Bezirke größer als in der ersteren, und dies erklärt, daß es ihrer nur sechs gibt. Diese 23 Bezirke sind eingeteilt in 84 Oberämter oder Arrondissements, wovon 27 auf Süd- und 57 auf Nord-Bulgarien kommen. Ferner gibt es im ganzen Fürstentum 70 Städte und 4684 Gemeinden.

* Neue Afrika-Expeditionen. Ein französischer Forschungsreisender, der im Dienst des Sultans von Sansibar stehende Ingenieur Gaston Angelvy aus Bordeaux, ist den Ukeredschie vom Hafen Lindy an dessen Mündung bis zu seiner Quelle hinaufgefahren, hat dann den südwestlich davon gelegenen Landstrich überquert und den Lauf des Rovuma und den seines Zuflusses Rienda erreicht. Auf seiner Reise von ca. 800 Km. hat er zahlreiche wertvolle Lagerstätten von Erz und Steinkohle entdeckt, Reichtümer, welche leider 180 Meilen vom Meere entfernt sind. — Nach Berichten aus Budapest vom 18. Mai ist der Graf Samuel Teleky in diesem Augenblick mit dem Zustandebringen einer Expedition beschäftigt, welche die zentralen Gegenden von Afrika bereisen und erforschen soll. Man hofft, die erforderlichen Vorbereitungen und Zurüstungen bis Ende Mai zu beenden, so daß die Expedition, welche hundert wohlbewaffnete Männer umfassen soll, sich im Lauf des Monats Juni nach Sansibar einschiffen kann. Kapitän Hachnel von der k. k. österreichisch-ungarischen Flotte wird an der Expedition teilnehmen, welche zwei zerlegte Boote mit sich führen soll, um die Wasserläufe des Inneren zu befahren. Die Reisegesellschaft wird sich nicht blos auf rein wissenschaftliche Forschungen beschränken, sondern auch der Jagd &c. obliegen. (G. g.)

* Eine neue Expedition nach Grönland. Der „Standard" bringt ein Telegramm aus Kopenhagen, wonach der Kaufmann Augustin Gamél die „Dymphna" für eine Reise nach der Ostküste Grönlands expedieren wird, vorausgesetzt, daß diese Expedition von der Regierung unterstützt wird.

* Ein neues Oel. Nach den Berichten der katholischen Missionare zu Alima in Afrika hat man ein neues Oel aus den Samen einer gewissen afrikanischen Bambusart entdeckt, welches in rohem Zustande ein ausgezeichnetes Schmiermittel und in raffiniertem einen guten Ersatz für Olivenöl für Speisezwecke bilden soll. Der auf diese Weise geschaffene neue Erwerbszweig ist gegenwärtig in der französischen Kongo-Region in regem Aufschwung begriffen. r.

* Die Petroleum-Quellen am Roten Meer lenken immer mehr die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf sich. Man wußte zwar schon längst, daß solche Quellen in der Nähe von Dschemsah an der Westküste des Roten Meeres, etwa 240 Km. südlich von Suez, existierten, aber frühere Nachforschungen haben zu keinem Ergebnis geführt. Im September 1884 wurde der belgische Bergingenieur Debay ausgesandt, um über die Möglichkeit der praktischen Ausbeutung der ölführenden Schichten zu berichten, und es gelang ihm endlich nach vieler Mühe, praktische Ergebnisse zu erzielen. Nachdem er der Reihe nach Gyps mit Adern und Nestern von Schwefel, Schiefer, grünem und blauem Thon, Kalkgestein und Sandstein durchbohrt hatte, fiel sein Bohrer plötzlich am 28. Februar 1886 um 40 cm. und das Erdöl stieg auf einem Punkt bis auf 2 m. über der Meeresfläche. Bei Empfang dieser Nachricht ordnete Nubar Pascha eine Expedition von Sachverständigen an, durch deren Prüfung folgende Thatsachen festgestellt wurden: daß Petroleum unzweifelhaft vorhanden ist; daß die geologische Formation der Gegend dem Vorhandensein größerer Mengen in geringeren Tiefen günstig ist; daß sich der Vorrat von Erdöl gewöhnlich über einen großen Flächenraum verteilt, daß unter den obwaltenden ungünstigen Umständen eine einzelne Quelle nur ungefähr zwei Tonnen täglich liefert; daß das spezifische Gewicht 88 ist, und daß der Fundort von der Küste aus, welche einen guten Ankergrund darbietet, leicht zu erreichen ist. Das einzige Hindernis der Ausnützung dieser Quellen besteht aber in dem gänzlichen Mangel an Süßwasser und in der Unnahbarkeit und Unwegsamkeit dieser steinigen Wüstenregion. r.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 39. Stuttgart, 28. September. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die Jeziden und ihre Religion.

Von Dr. L. E. Browski.

I.

Auf dem klassischen Boden Mesopotamiens leben zur Zeit außer Mohamedanern, Christen und Juden auch noch zahlreiche Bekenner verschiedener anderer Religionen und Sekten, die auf mehr oder weniger dunklen Wegen nach einstiger Seligkeit streben.

Es sind dies die Zubbha, Saarli, Schebeki, Bektaschi, Baabli und die Jeziden.

Erstere nennen sich Christen, doch steht bei ihnen Johannes der Täufer über Christus. Während die folgende Trias sich äußerlich noch zum Islam bekennt, mit dem sie indes thatsächlich nichts gemein hat, die Baabli denselben für einen seinerzeit zwar berechtigten, doch gegenwärtig überwundenen Standpunkt erklären, der dem Heile der Menschheit keineswegs mehr zu genügen vermag, verwerfen und verabscheuen endlich die Jeziden Mohamed's Lehre und hassen deren Bekenner.

Ueber das geheime Wesen dieser Sekten läßt sich wohl zuweilen von den Eingeweihten ganz im Vertrauen irgend eine Kleinigkeit in Erfahrung bringen; nur die Jeziden widerstehen standhaft jedem nahenden Versucher. Sehr in die Enge getrieben, oder um sich gerade gefällig zu erweisen, geben sie wohl auch ein Märchen zum Besten, deren einige ein sonst bewährter englischer Forscher unvorsichtigerweise für bare Münze nahm und seinerzeit als solche veröffentlichte. Strengste Geheimhaltung der Religion, namentlich Andersgläubigen gegenüber, ist eben eines der vornehmsten Gebote derselben. Ihr Stifter, Schech Adi, dem daran gelegen sein mochte, fand auch ein ganz probates Mittel, hierauf bezüglichen Uebertretungen wirksam vorzubeugen. In die Mysterien seiner Lehre darf nämlich stets nur ein einziger Mann dieses Volkes voll und ganz eingeweiht sein, und dieser schwatzt dann um so sicherer nicht aus der Schule, als ihm sein Geheimnis hohes Ansehen und eine sehr lukrative Existenz gewährt. Einer Bestimmung Schech Adi's zufolge ist dies stets der jeweilige älteste Sprosse des Stammes Hassan el Baßri. Erst wenn er sein Lebensende herannahen fühlt, womöglich kurz vor seinem Tode, darf er seinen ältesten Sohn in die Geheimnisse der Religion einweihen und ihm den Ort bezeichnen, allwo das heilige Buch verborgen ist.

Noch vordem jedoch erteilt er ihm Unterricht in der arabischen Schrift. Allen übrigen Jeziden, ohne Ausnahme selbst der Fürsten, ist die Erlernung des Lesens und Schreibens bei Todesstrafe und Verlust des ewigen Seelenheiles verboten.

Nicht uninteressant ist die „Methode", nach welcher bei Erteilung dieses Unterrichts vorgegangen wird. Während desselben darf selbst kein Hausgenosse die betreffende Stube betreten oder sich auch nur bis auf Hörweite nähern. Als Lehrbuch dient, wie sonst überall im vom Islam dominierten Orient, der Koran. Da jedoch an zahlreichen Stellen dieses Buches in mehr oder weniger wohllautenden Ausdrücken, doch in stets wenig schmeichelhafter Weise des Teufels Erwähnung geschieht, dessen Namen kein Jezide

hören, geschweige denn aussprechen oder auch nur lesen soll, so läßt man vorerst durch irgend einen befreundeten Christen einen Koran ankaufen und alle jene anzüglichen Stellen sorgfältig mit Wachs überkleben. Wenn sich etwa während des Gebrauches eines dieser Wachsstückchen ablösen und infolge dessen das verpönte Wort frei präsentieren sollte, wird Zeter-Mordio geschrieen, das Buch rasch zugeklappt und ins Feuer geworfen, darauf ein neues beschafft. Nachdem der Schüler schließlich seinen Kursus beendet, muß der Koran wiederum unverzüglich verbrannt werden, denn er ist ein böses, gotteslästerisches Buch, das ohne dringende Notwendigkeit im Hause eines Jeziden nicht verweilen darf.

Begreiflicherweise sind bei den umwohnenden Völkerschaften über das Wesen der Jeziden-Religion die absonderlichsten Meinungen verbreitet. Man hält sie allenthalben für Teufelsanbeter, was jedoch völlig irrig ist. Diese glückliche Religion besitzt eben ganz im Gegenteile gar keinen Teufel.

Dem Verfasser gelang es durch einen außerordentlich glücklichen Zufall, das heilige Buch der Jeziden für so lange Zeit in seinen Besitz zu bringen, als es gerade nötig war, es mit Mühe und Not zu kopieren.

Bevor wir jedoch an eine teilweise Wiedergabe seines Inhaltes gehen, welche in Anbetracht des Umstandes, daß diese Blätter auch wohl von Damen gelesen werden, keineswegs an allen Stellen getreu dem Originaltexte erfolgen kann, dürften einige Notizen über das Volk der Jeziden überhaupt am Platze sein.

Die Jeziden sind kurdischen (indo-germanischen) Stammes und zählen nach Angabe ihres derzeitigen Fürsten, Myrza Bey, an die drei Millionen Köpfe. Doch dürfte diese Zahl allerdings ein wenig zu hoch gegriffen sein. Sie leben zerstreut in Dörfern — der Aufenthalt in Städten ist verpönt — in geringerer Anzahl in den Provinzen Damaskus, Aleppo, Diarbekir, zahlreicher zu Sindjiar und Schechan in der Provinz Mossul, sodann im Kreise Eriwan in Rußland.

Alle sind sie mit Leib und Seele sklavisch einem Fürsten unterthan, welcher der Familie Schech Adi's entstammen muß und zu Baadri, im Gebiete von Schechan, residiert. Er bezieht von seinem, in der Türkei wie in Rußland wohnenden Volke jährlich ungefähr 8000 Lira (160,000 Mark) an freiwilligen Steuern zu seinem standesgemäßen Unterhalte, doch liegt ihm auch die Verpflichtung ob, den Tempel und das Grabmal des Schech Adi in Stand zu erhalten.

Gegenwärtig sitzt Myrza Bey, ein Sohn des vor wenigen Jahren am Säuferwahnsinn verstorbenen Hussein Bey, auf dem Fürstenstuhle von Baadri. Als Drittältester von acht Brüdern war er zur Nachfolge nicht berechtigt, doch erwarb er sich eine Partei und prätendierte die Würde seines Vaters nach dessen Tode. Es kam bei Ain-Syphni zum Kampf, die beiden Brüder fielen von Myrza's eigener Hand, und dieser ward somit Herr der Situation. Doch mußte er sich nun noch mit der türkischen Regierung abfinden, deren Unterthan er ist und auf deren Gebiet der Unfug stattfand. Zu diesem Behufe brachte er sich zunächst außer den Bereich von deren Machtsphäre, nach dem durchwegs von ihm gewogenen Jeziden bewohnten Djebbel Sindjiar, in Sicherheit. Von dort unterhandelte er mit dem General-Gouverneur von Mossul. Endlich wurde man handeleins, Myrza Bey war ein nobler Mann, der General-Gouverneur nicht spröde, und verschaffte ihm auch die staatliche Anerkennung.

Die Burg Baadri gewährt keineswegs den Eindruck einer Fürstenresidenz. Mit Gewehrkugel-festen Mauern umgeben, enthält das kastellenartige Gebäude das im Oriente unvermeidliche „Selamlik" und „Haremlik." Die geräumigen Höfe bedeckt stellenweise knietiefer Kot, Pferde, Maultiere und Esel laufen darin frei umher. Auf den Terrassen spazieren zahlreiche Pfauen — das Symbol des Schutzpatrons der Jeziden — ein in Mesopotamien sonst höchst seltener Vogel.

Eine Treppe hoch ist eine offene Veranda und daran der Empfangssaal für Gäste. Neun Fensteröffnungen gewähren zwar nach drei Seiten hin schöne Aussicht über ein weites Hügelland, doch fehlen die Fensterscheiben, was zur Winterszeit, wann die schneidig kalte Windsbraut unablässig über den exponierten Posten fegt, den Aufenthalt im „Salon" des Fürsten Myrza nichts weniger als behaglich erscheinen läßt. An den Wänden stehen lange, rotüberzogene Divans, ein bunter böhmischer Glaslustre von enormer Größe baumelt vom gewölbten Plafond herab, und ein Tisch aus Weidenholz, über den ein Stück grünen Tuches gebreitet ist, vervollständigt die Einrichtung.

Ein gräßlich falschgreifender arabischer Geiger und ein nicht minder falsch dazu singender Jezidenknabe entledigen sich mit Fleiß und Ausdauer ihrer Aufgabe, dem Fürsten und seinen etwaigen Gästen einen permanenten musikalischen Genuß zu bereiten. Myrza Bey ist, wie sein seliger Vater, ein gewaltiger Schnapstrinker vor dem Herrn und wird alle Abend im Zustande völliger Bewußtlosigkeit von seinen Dienern nach dem Harem geschleppt.

Dort sieht's nicht besser aus als im Selamlik: Mangel jedweder Behaglichkeit, Schmutz und Unordnung. Darinnen waltet, alten Traditionen gemäß, nur e i n e Hausfrau, doch besitzt der jeweilige Jezidenfürst das jus primae noctis innerhalb des ganzen Volkes. Die Braut, die einer solch' hohen Gnade teilhaftig wird, und sonderbarer Weise auch deren — Gemahl, fühlen sich darob hochbeglückt und werden gepriesen und beneidet von jedermann.

Der Myr, so wird der Fürst genannt, verfügt auch unumschränkt über alle sonstigen Güter seiner Jeziden. Ihm irgend einen Wunsch zu verweigern, würde schon auf dieser Welt mannigfache unangenehme Folgen nach sich ziehen, und obendrein auch noch im Jenseits empfindlich geahndet werden, denn er ist nicht nur der weltliche

Beherrscher aller Jeziden und ein leiblicher Abkömmling vom großen Propheten Schech Adi, sondern auch dessen Stellvertreter auf Erden und höchste geistliche Autorität des Volkes.

Alle Streitigkeiten werden vor seinem Tribunal zu Baadri endgültig ausgetragen. Es existiert keinerlei normiertes Gesetz, das Gutdünken und die jeweilige Laune des Despoten sind allein entscheidend. Vergossenes Blut wird durch Geld oder Geldeswert gesühnt. Ein überwiesener Mörder muß eine seinen Vermögensverhältnissen entsprechende Summe an die Angehörigen seines Opfers bezahlen. An Leib und Leben wird er dann nicht weiter mehr bestraft. Oft geht es mit einem halblahmen Gaul und einigen Ziegen ab. Die Strafe für ehebrecherische Weiber ist der Tod, der betrogene Gatte selbst zur Exekution ohne weiters berechtigt.

Die türkische Regierung sucht nur ihre Steuern einzutreiben und kümmert sich sonst möglichst wenig um das weitere interne Treiben der Jeziden. Bis zu einem gewissen Grade behandelt sie den Myr und sein Volk wirklich als einen Staat im Staate. Auch im türkischen Heere sind die Jeziden nicht vertreten, da ihre Religion das engere Zusammenleben mit den verhaßten Muselmanen nicht gestattet. Sie entrichten dagegen jährlich eine bestimmte, verhältnismäßig hohe Abfindungssumme.

Das ganze Volk steht durchaus, ohne eine einzige individuelle Ausnahme, auf der denkbar tiefsten Kulturstufe und wird daselbst auch unentwegt verharren, bis es von der Bildfläche verschwindet. Dafür sorgte Schech Adi vortrefflich, als er die Kenntnis der Schrift für eines der größten Laster erklärte.

In geringer Anzahl, inmitten ihnen mehr oder weniger feindlich gesinnter Völkerschaften lebend, von einigen bitter gehaßt, von den meisten ihrer mysteriösen Religion und sonderbaren Gebräuche wegen als „Teufelsanbeter" verabscheut und bespottet, von der türkischen Regierung durch hohe Steuerforderungen bedrückt, von ihren eigenen Fürsten geknechtet, von allen endlich im geschäftlichen Verkehre unablässig betrogen, sind die Jeziden finstere, heimtückische, aller Welt mißtrauende Gesellen geworden und geblieben. Das bei den Beduinen so schön entwickelte Gastrecht ist ihnen fremd. Niemals kann man, selbst als Freund der ihnen Gutes erwiesen, sich ganz sicher unter ihnen fühlen. Den Wert eines Menschenlebens achten sie gleich Null. Dazu kommt noch die Schwierigkeit des sprachlichen Umganges. Entschlüpft jemanden im Gespräch mit Jeziden unversehens das Wort „Teufel" — „Scheitan" — oder ein diesem ähnlich klingendes, so halten sie sich für tötlich beleidigt. Der Unvorsichtige mag sich nunmehr vorsehen, denn ihm den Kopf abzuschneiden, ist ein Gott wohlgefälliges Werk, ja sogar heilige Pflicht jedes Jeziden, der sich durch deren Erfüllung einen Platz im Paradiese sichert.

Viele Worte sind demgemäß aus dem Sprachgebrauche der Jeziden gänzlich verbannt. So in erster Linie alle, die mit einem „Schun" anlauten. Das arabische Wort nallet — sei verdammt — sprach Gott[1] zum gefallenen Engel bei dessen Verstoßung in die Hölle. Daher sind alle, diesem auch nur teilweise ähnlichen Worte unzulässig und werden durch andere ersetzt, die gar keiner Sprache angehören. So nennen die Jeziden einen Hufschmied, der sonst arabisch wie kurdisch *nal*bant heißt, ganz sinnlos *sol*bant u. dgl. m.

In dem ebenen, leicht zugänglichen Gebiete von Schechan verhalten sich die Jeziden ziemlich rührig, treiben Ackerbau, Viehzucht und zahlen der Regierung anstandslos ihre Steuern. Doch am Djebbel Sindjiar sind sie ein wildes, unzähmbares Bergvolk, betreiben Straßenraub und liegen in ewigem Haber mit der Regierung, die ihnen mit ihren gewöhnlich unzureichenden Machtmitteln in den schwer zugänglichen Felsennestern auch nur selten etwas anhaben kann und sich von Zeit zu Zeit zu einem förmlichen Feldzug — mit Koller und Kanonen — gegen das Sindjiar-Gebirge entschließen muß, um wenigstens zuweilen einen Bruchteil der stets jahrelang rückständig verbleibenden Steuern gewaltsam einzutreiben.

Das große allgemeine Nationalheiligtum der Jeziden ist „Schech Adi", der angebliche Begräbnisort des Propheten und Religionsstifters gleichen Namens. Es war einst ein chaldäisches Kloster und hieß damals Lalisch. Wahrscheinlich gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts[2] vertrieb der mit seinem Anhange von Damaskus herkommende Schech Adi die christlichen Mönche und ließ sich daselbst bleibend nieder.

Fern von allen menschlichen Wohnstätten, inmitten einer großartigen, wildromantischen Einsamkeit der Berge von Musuri gelegen, ist dieses Jezidenheiligtum einer der schönsten Orte, die wir nur irgendwo auf der Erde finden können. Ringsum amphitheatralisch aufsteigend, umschließt eine starre, gewaltige Felsenwelt das mit reicher, fast tropischer Vegetation geschmückte Thal. Im Schatten tausendjähriger Granatäpfelbäume, Oleander und Zypressen liegen tief drinnen die weitläufigen Tempelgebäude, fast verborgen wie ein verzaubertes Märchenschloß aus „Tausend und Einer Nacht", vielfach von dem heiligen Bach Semsem durchströmt, der unterirdisch von Jerusalem herabkommen soll und hier, in hundert Farben schillernd, von Terrasse zu Terrasse plätschert. In dessen klaren Wassern muß jeder Jezide getauft werden und sein Totenhemd eintauchen, wenn er eingehen will ins Paradies, das Schech Adi ihm verheißen. Zu Schech Adi residiert stets der

[1] Koran.

[2] Diese Zeitbestimmung kann auf historische Sicherheit keinen Anspruch erheben, da zuverlässige Quellen gänzlich mangeln. Meiner Annahme liegt nur der Umstand zu Grunde, daß ich auf den noch ziemlich zahlreich vorhandenen Grabsteinen der chaldäischen Mönche keine darüber hinausreichende Jahres-Angabe zu finden vermochte.

„große Schech",[1] an Rang und Ansehen am nächsten dem Myr, doch nur in Bezug auf kirchliche Angelegenheiten. Der gegenwärtige heißt Schech Nassr, und ist ein durchaus unwissender, ungebildeter Geselle, der nur durch seinen langen weißen Bart und sein salbungsvolles Geschwätze imponiert, wie dies ja zuweilen auch anderswo vorzukommen pflegt. Dagegen vermag sein Segen, vom Volke hochgeschätzt, vielbegehrt und auch — gut bezahlt, Krankheiten zu heilen und zahlreiche Nachkommenschaft zu erzeugen. Die nächste Stelle in der Hierarchie nimmt Mollah Haidar ein, des Hassan el Bassri schriftgelehrter Enkel und zugleich Hüter des Buches mit den sieben Siegeln.

Den Mittelpunkt des Heiligtums bildet die von einer achtkantigen weißen Kuppel überdachte Gruft des Propheten. Im Inneren derselben ist aus rohem Sandstein ein würfelförmiges, meterhohes Grabmal errichtet, darüber sind verschiedene kostbare Gewänder ausgebreitet, damit davon der Prophet bei seiner dereinstigen Auferstehung sofort ein beliebiges wählen mag. Nachteulen und Fledermäuse umflattern das Grabmal, Feuchtigkeit und Salpeter sickert aus Wänden und Boden des dunklen unheimlichen Raumes.

In einem anderen, naheliegenden Gemache werden die sechs heiligen Erzbilder aufbewahrt. Es sind dies roh gegossene Figuren in der Form von plump ausgeführten Hähnen. Einer davon ist sehr groß, beiläufig 308 Kgr. schwer, die übrigen sind weit kleiner. Diese Erzbilder sind ein Geschenk des sterbenden Propheten. Ursprünglich waren es sieben; einer davon kam auf bisher unaufgeklärte Weise abhanden. Wahrscheinlich sitzt er irgendwo im British-Museum und ein englischer Raritäten- und Antiquitätensammler hat die Sünde auf seinem Gewissen. Es dürfte ihn übrigens die Acquisition ein schönes Stück Geld gekostet haben, abgesehen davon, daß er bei dem Unternehmen auch seine Haut riskierte, denn einen dieser Hähne abzubringen ist wahrlich keine Kleinigkeit; sie auch nur zu sehen, ist schon ungemein schwierig.

Auch das heilige Buch befindet sich — allerdings nur zeitweise — in Schech Adi verborgen. Dieses wurde wahrscheinlich gegen Ende des 10. Jahrhunderts[2] durch Hassan el Bassri, den Jünger Schech Adi's, nach dessen Diktaten in ziemlich gutem Arabisch niedergeschrieben. Es existierte seit jeher nur in einem einzigen Exemplar und zerfällt in zwei Teile, deren ersterer die Schöpfungsgeschichte enthält, welche stellenweise mit der Biblischen Geschichte des alten Testaments übereinstimmt. Auch vom Ursprunge der Jeziden und deren ferneren Schicksalen wird darin einiges erzählt. Dort, wo einzelne Ereignisse die Geschichte streifen, nimmt es Schech Adi mit der historischen Wahrheit eben nicht sonderlich genau und es laufen ihm viele Anachronismen unter.

Der zweite Teil, der offenbar später allmählich entstand — denn er weist verschiedene Handschriften auf — thut Dogmen, Satzungen und ceremonielle Vorschriften kund. Der Umstand, daß in diesem zweiten Bande auch ab und zu chaldäische Wörter vorkommen, läßt annehmen, daß ein christlicher Priester oder Mönch — vielleicht ein Renegat — an dessen Redaktion mitbeteiligt gewesen sein dürfte.

Nachstehend nunmehr einige Proben aus dieser, zumeist jedweder Logik durchwegs entbehrenden, stellenweise sogar recht drolligen oder höchst unsinnig-phantastischen Mißgeburt eines Menschenhirns.

Bevor Gott Himmel und Erde erschuf, herrschte tiefe Finsternis allüberall, er schwebte über den Gewässern und langweilte sich. Da machte er einen Vogel (Papagei) und ergötzte sich an demselben 40 Jahre lang. Dann zürnte er ihm einmal und versetzte ihm einen Fußtritt, so daß er starb. Aus dem Gefieder des Vogels entstanden alsbald Berge und Thäler und aus seinem Odem die Himmel. Gott stieg empor, machte die Himmel trocken und befestigte sie an einem Haare seines Bartes, so daß sie daran hoch und frei schweben ohne Stütze. Zu gleicher Zeit entstand auch die Hölle.

Dann erschuf Gott sechs andere Götter aus seinem eigenen Wesen derart, wie sich ein Feuer in mehrere einzelne Flammen teilt. Diese sechs Götter sind die Sonne, Schech Schemseddin,[1] der Mond, Melek Fehreddin,[2] Morgen- und Abendröte, Morgenstern, alle übrigen Gestirne und endlich die sieben Planeten. Ein jeder dieser Götter erschuf sich dann eine Stute, um darauf über die Himmel zu wandeln. Die Götter sprechen mit einander nur Kurdisch, denn dies ist die Sprache des Paradieses, die Sprache aller Sprachen.[3] Alle sieben Götter erschaffen dann gemeinsam die Engel.

Da geschah es, daß der von dem ersten Gotte erschaffene Engel sich wider seinen Herrn empörte und darob in die Hölle verstoßen wurde. Dort begann er alsbald sein Unrecht zu erkennen und schmerzlich zu bereuen. 7000 Jahre lang weinte er ohne Unterlaß und füllte sieben große Thonkrüge mit seinen Thränen. Da endlich verzieh ihm Gott, „der ja allgütig und barmherzig ist", und nahm ihn wieder zu sich ins Paradies. Dieser Engel that es im Guten hinfort allen übrigen zuvor, so daß ihn Gott mehr

[1] Behufs leichterer Unterscheidung zwischen Schech Adi, dem Propheten, und dem nach ihm ebenso benannten Heiligtum ist das Wort, wenn es in der zweiten Bedeutung vorkommt, mit einem Anführungszeichen versehen.

[2] Am Titelblatt steht nur Hassan's Name, jedoch keine Jahreszahl verzeichnet. Ueberhaupt ist die Zeit, während welcher Schech Adi lebte und lehrte, gleichfalls nicht historisch genau festzustellen.

[1] Sonne des Glaubens.

[2] Ehre des Glaubens.

[3] Warum denn also das heilige Buch Arabisch verfaßt ist, könnte man nun fragen. Die kurdische Sprache besitzt keine Schrift und ist nur vermittelst des persischen Alphabets mangelhaft wiederzugeben, das dem Hassan el Bassri als Araber höchst wahrscheinlich nicht geläufig war.

liebte, denn alle. Es geschah da einmal, daß die anderen Engel im Streit ihm seine einstige Sünde und Strafe vorwarfen. Gott, der dies hörte, ergrimmte darob im höchsten Zorne und sprach: Wer von euch meinen Liebling ferner auch nur mit Einem Worte kränken wird, sei verdammt! „Wem Gott verziehen hat, den soll auch das Geschöpf nicht mehr schmähen". Den Engel aber erhob er zum Ersten und Meister über alle, nannte ihn Melek-Taus[1] und vereinte ihn mit seiner eigenen Person und Wesenheit, wie sich zwei einzelne Feuerflammen vereinen.[2]

Die sieben mit den von ihm in der Hölle geweinten Reuethränen gefüllten Thonkrüge hält er aufbewahrt, bis Schech Adi, nachdem er seine Mission auf Erden vollendet, kommen wird, um sie auszugießen über die Flammengluten der Hölle, die dann für immer erlöschen.

Sodann erschuf der siebente (letzte) Gott mannigfache Arten Tiere, allmählich eine aus der anderen,[3] und endlich, um die Erde zu bevölkern, Adam und Eva, das erste Menschenpaar, nach biblischer Methode. Doch deren Nachkommen vermochten sich nicht zu erhalten. Nach 10,000 Jahren erschlug die Erde sie alle, die dann wieder 10,000 Jahre lang öde und leer blieb. Nur die Dschinnen[4] hausten während dieses Zeitraums auf derselben. Dies wiederholt sich noch weitere fünf Male[5] in der gleichen Weise. Endlich erschafft der erste (Haupt-)Gott im Verein mit Melek Taus das letzte „erste Menschenpaar", doch die Eva erst viel später als den Adam, und zwar nachdem dieser bereits aus dem Paradiese verstoßen war. Adam lebte im Paradiese; von allen Früchten daselbst durfte er essen, nur nicht vom Weizen.

Im Laufe der Zeiten sprach Melek Taus zu Gott:[6] Du hast den Adam erschaffen, um die Erde zu bevölkern, er lebt jedoch hier im Paradiese und die Erde wird leer und unbewohnt bleiben für alle Zeit. Gott antwortete: Du hast Recht, schaffe Rat. — Es ging sodann Melek Taus zu Adam und bewog ihn, von der verbotenen Frucht zu genießen, worauf zur Strafe seine Verstoßung aus dem Paradiese erfolgte.

Als Gott den Adam erschaffen hatte, endete der letzte Teil seiner Gedärme blind im Leibe, ohne daß er infolgedessen irgendwelche Beschwerde wahrnahm. Jetzt, nach dem Genusse der verbotenen Frucht machte sich dieser Mangel schmerzlich fühlbar, sein Leib schwoll mächtig an und er litt große Qual. Gott erbarmte sich endlich seiner und erschuf einen Geier. Dieser schwang sich herab auf Adam, öffnete mit seinem scharfen Schnabel die Haut und das darunter liegende verschlossene Darmende und erlöste ihn so aus seiner bitteren Not.

Adam war noch allein auf der Erde. Gott beschloß nun, ihm eine Gefährtin zu geben und bildete die Eva aus dessen Rippe. Eva gebar dem Adam 72 Zwillingspaare,[1] deren Nachkommen bis heute noch leben. Die Jeziden jedoch stammen nicht von diesem Geschlechte ab. Einst entstand zwischen den beiden Gatten ein Streit, wem von ihnen der Hauptanteil an der Zeugung zukomme. Um dies zu entscheiden, that Adam seinen Samen in einen Thonkrug und Eva den ihrigen in einen anderen. Man verschloß darauf die beiden Krüge und als man sie nach 9 Monaten öffnete, war in dem Kruge des Adam ein Knäblein, in dem der Eva Schlangen, Mäuse, ekelhaftes Kleingetier und übler Geruch. Gott bildete sodann am Leibe Adams zwei Brüste, woran dieser das Knäblein säugte. Er nannte es Schehid ibn Djiarr.[2] Als dieser Schehid herangewachsen war, vermählte er sich auf Geheiß des Melek Taus mit Leila, einer Houri aus dem Paradiese, die Gott durch den Engel Gabriel für Adam gesandt hatte, der jedoch durch eine List Eva's verhindert ward, dieselbe zur Gattin zu nehmen. Die Nachkommen des Schehid ibn Djiarr und der Leila sind die Jeziden, die sich mit den Kindern des Adams aus der Eva nicht vermischten.[3]

Der erste Sohn des Schehid hieß Jezdâni,[4] von ihm stammen nebst vielen anderen Heiligen Schit, Annusch und Noah. Von letzterem, auch Melek Salim genannt, ging der Segen auf seinen Sohn, Marge-Meran[5] über, welcher der Vater des Jeziden-Geschlechtes ward. Die Muselmanen stammen von Cham ab, den seine Mutter im Ehebruch empfangen und der seinen Vater verspottete. Die Kinder der Eva und des Cham haßten die Kinder des Jezdâni, da diese das auserwählte Volk Tausi-Meleks

[1] Engel Pfau.

[2] Diesen nunmehr zwar in Gott aufgegangenen, dennoch aber wieder als selbständiges Individuum fortbestehenden Engel Taus verehren die Jeziden ganz besonders, denn er wurde später der Begründer ihres Volkes und dessen spezieller Schutzpatron. Daher auch die irrige Ansicht, daß sie den Teufel anbeten, der er ja doch — von ihrem Standpunkte — eben nicht mehr ist.

[3] Darwin ist demnach mit seiner Theorie zu spät gekommen, um mit vollem Recht die Priorität beanspruchen zu können. Diese gebührt eigentlich dem Schech Adi.

[4] Gnomen, Gespenster, die übrigens auch im Koran spuken.

[5] Jeder Gott der Reihe nach erschafft ein Menschenpaar.

[6] Wenn Gott ohne nähere Bezeichnung angeführt wird, ist der erste, der Haupt-Gott, gemeint.

[1] Analog dem Koran.

[2] Zeuge, Sohn des Topfes.

[3] So auch heute noch. Um keinen Preis der Welt läßt sich ein Jezide herbei, ein einem anderen Volke entstammendes Weib zu nehmen. Nach seinem Tode würde dafür seine Seele in den Leib eines Esels geraten. Dies ist übrigens auch das wenig beneidenswerte, doch unabwendbare Loos eines jeden Nicht-Jeziden, denn kein Andersgläubiger kann mehr in den Schooß dieser „Kirche" aufgenommen werden, da sämtliche Nachkommen des Schehid bereits von Schech Adi vereinigt wurden und alle übrigen Menschen als Kinder der Eva schon ihrer makelhaften Abstammung vom irdischen Weibe wegen nach Gottes Bestimmung von dieser Gnade unbedingt ausgeschlossen sind.

[4] Persisch: Gott hat ihn gegeben. Ein gleichbedeutender türkischer Name, Allah Verdi, ist heute noch, besonders bei den Turkmenen in Zentralasien, sehr gebräuchlich.

[5] Chaldäisch.

waren, der ihren Vater verleitete, von der verbotenen Frucht zu genießen, so daß sie des Paradieses verlustig gingen.

Noah lebte zu Ain-Syphni und begann daselbst schon viele Jahre vor Einbruch der Sintflut den Bau der Arche, wobei die Kinder Eva's seiner spotteten. Die schwimmende Arche geriet dann an das Gebirge von Sindjiar, an dessen aus dem Wasser emporragender Spitze es sich ein Leck stieß. Die Schlange blähte sich auf und verstopfte das Loch mit ihrem Schwanze. Als die Flut gesunken war, landete die Arche auf dem Djebbel Dschudi.[1]

Nach der Sintflut vermehrten sich die Schlangen übermäßig und fügten den Menschen vielen Schaden zu. In seinem Zorn darüber ergriff Noah eine derselben und warf sie ins Feuer. Aus ihrer Asche entstanden die Flöhe.

Von hier ab bietet das Buch keine besonderen Abweichungen von den Erzählungen der Bibel und des Korans. Abwechselnd sind die folgenden Abschnitte mit nur unbedeutenden Veränderungen und Verdrehungen, bald diesem, bald jener entnommen.

Nach Mosis Tode empörte sich die Stadt Jerusalem wider die Satzungen des Herrn und erschlug den Propheten Zacharias, den Gott dahin gesandt hatte, um Buße zu predigen. Darauf erschien Melek Taus dem derzeitigen Könige von Babylon, Bacht Nassr, der ein Jezdáni[2] war, und befahl ihm, die Abtrünnigen zu bestrafen. Bacht Nassyr zerstörte hierauf Jerusalem und führte die Juden als Gefangene nach Babylon.

Als Christus geboren wurde, kamen zu ihm vier Männer, je einer aus jeder der vier Weltgegenden. Diese wurden seine ersten Jünger und eifrigsten Verbreiter seiner Lehre.[3] Der aus Osten kommende war ein Jezdáni. Christus erkannte ihn, nannte ihn Jezid und liebte ihn mehr als die anderen.

Christus wurde seiner Lehre wegen ans Kreuz geschlagen, doch starb er nicht daran, denn Melek Taus rettete und entführte ihn in den Himmel, woselbst er mit Gott und Melek Taus aufging in eine Wesenheit (Trinität). Auf Erden wirkten Jezid und dessen Schüler und verkündigten die Lehre Gottes. Dann kam der Lügenapostel Mohamed und stiftete viel Unheil. Nach Mohamed folgte der Chalife Abu-Bekr, Osman, dann Moavia,[4] der zu Damaskus residierte. Moavia hatte einst einen Traum,[5] dem ihm weise Seher dahin deuteten, daß sein Sohn die Religion des Propheten blutig bekämpfen werde. Er war damals noch ledigen Standes und beschloß, es zu verbleiben. Darauf wurde er alsbald im Schlafe von einem giftigen Skorpion gestochen. Der gestochene Körperteil schwoll mächtig an und geriet in Brand. Er versammelte die berühmtesten Heilkünstler des Morgenlandes und diese erklärten ihm, nur schleunige Vermählung vermöge ihn zu retten. Um dem sonst sicheren Tode zu entrinnen, nahm Moavia ein Weib, doch eingedenk seines Traumes wählte er eine Braut, die — 150 Jahre alt war, um der Gefahr etwaiger Nachkommenschaft sicher vorzubeugen. In der Brautnacht nahm Melek Taus von dem Lebensalter der Gattin Moavia's sachte 100 Jahre hinweg und dieser erwachte an der Seite eines jungen blühenden Weibes, das sich alsbald auch Mutter fühlte. Als Moavia dies wahrnahm, lud er sie auf ein Kameel und verbannte sie nach Bassora, wo zu jener Zeit Melik, ein Jezdáni, König war. Dieser nahm die Verstoßene freundlich auf, die dort, als ihre Zeit um war, einen Sohn gebar, den man Jezid nannte. Als er zum Manne herangewachsen war, zog er auf Melek Taus' Geheiß nach Damaskus, bekriegte seinen Vater, den Khalifen Moavia, stieß ihn vom Throne und verbannte ihn aus der Stadt.

Sonach begann er öffentlich alles das zu thun, was die Religion des Islam verbietet. Da empörte sich das Volk wider ihn und wollte ihn erwürgen. Jezid griff zum Schwerte und schlug mit Hülfe des Melek Taus alle seine Widersacher zu Schanden. Dann zog er fort aus der Stadt nach dem nahen (?) Meeresgestade, schritt über die Wellen hin, schlug in einiger Entfernung vom Ufer auf dem Wasserspiegel seine Zelte auf und verweilte daselbst. Diese Wunderthat lockte das Volk von Damaskus hinaus. Man rief ihm zu: Laß ab von der Ketzerei, der du anheimgefallen und kehre zurück zur allein wahren Religion des Islam!

Jezid antwortete ihnen: Wohlan, wenn euer Glaube der wahre ist, so kommt zu mir übers Meer! — Wie können wir das, da wir keinen Kahn haben? — Wenn euer Glaube wahr ist und euer Herz rein, so brauchet ihr keinen Kahn, sondern wandelt gleich mir über die Meereswellen wie über festem Boden.

Endlich trat der Kadi ans Meer heran, schritt auf dem Wasser bis zum Zelt und rief: „Gott ist groß und Mohamed sein Prophet!" Kaum hatte er diese Worte gesprochen, begann er zu sinken. Jezid ergriff ihn am Barte, zog ihn ins Zelt und reichte ihm einen Becher voll klaren Weines. Der Kadi leerte denselben und der Geist des Melek Taus kam über ihn, denn er war ein Jezdáni. Dies erkannte er jetzt, fiel dem Jezid zu Füßen und gehörte ihm an.

Es wurden dann alle Bücher des Islam, die der Kadi auf Jezid's Geheiß herbeibrachte, ins Meer geworfen, und Jezid sprach: „Bei dem herrlichen Haupte des Melek Taus, der Eins ist mit Gott, wer hinfort auch nur ein „Elif"[1] liest oder schreibt, der wird verderben an Leib

[1] So auch der Koran. Djebbel Dschudi ist ein Gebirge zwischen Djezire ibn Omar am mittleren Tigris und Zakho, Höhe etwa 3500 m. über dem Meer, Wallfahrtsort der Jeziden.

[2] Nachkomme des Jezid.

[3] Augenscheinlich die heil. drei Könige mit den vier Evangelisten verquickt.

[4] Reihenfolge historisch unrichtig.

[5] Er schor das Haupt Mohameds und leckte das aus einer demselben hiebei zugefügten Wunde strömende Blut mit seiner Zunge auf.

[1] „ا" das erste Zeichen des arabischen Alphabets.

und Seele! Nur ein einziger, der euch später genannt werden soll, sei hievon ausgenommen."

Ali's Söhne, Hussein und Hassan, die zu Kerbela weilten, erhoben Besitzanspruch auf das Khalifat von Damaskus. Jezid zog wider sie aus gen Kerbela und erschlug die beiden Brüder im Kampfe.[1] Auf dem Rückwege nach Damaskus kam Jezid an dem Kloster Lalisch vorüber und segnete es dreimal.

Das Geschlecht der Jezdâni, welches sich bisher nur insgeheim als solches bekannt hatte, trat von dieser Zeit an offen hervor.

Die Völker, welche die Gebirge von Dursi (?) bewohnten, kamen zu Jezid, um seiner Religion teilhaftig zu werden. Er wies sie jedoch als nicht dem Stamme der Jezdâni entsprossen zurück. Dreihundert Jahre lebte und lehrte Jezid zu Damaskus und fuhr dann durch die Macht des Melek Taus in den Himmel auf.[2]

Nach der Himmelfahrt Jezid's gelangten zu Damaskus die heidnischen Moslims allmählich wieder zur Herrschaft und unterdrückten die Anhänger des Jezid. Da sandte Gott den Jezid noch einmal auf die Erde, um sein Volk nicht ganz verderben zu lassen. Dieses Mal nahm er den Namen Schech Adi an.

Der Khalife, der damals zu Bagdad residierte, hörte von ihm und berief ihn zu sich, um ihn unschädlich zu machen. Durch ein Wunder[3] bekehrte er auch diesen dann zu seiner Lehre. Von ihm reich beschenkt, begab er sich nach Lalisch, vertrieb von dort die christlichen Mönche und ließ sich daselbst bleibend nieder. Hassan el Bassri hatte sich ihm zu Bagdad angeschlossen.

Nun folgt auf ca. 30 Blättern des Buches die Aufzählung der — der Form nach zum Teil „schon dagewesenen" — Wunder, die Schech Adi auf seinem Wege von Damaskus nach Bagdad und von dort nach Lalisch, sowie an diesem Orte selbst wirkte. Unter anderem wurden daselbst 40 berühmte muselmanische Schechs auf wunderbare Weise bekehrt. Ein Windstoß führte ihnen, während sie mit Schech Adi über den Wert seiner Lehre sich in eine gelehrte Debatte eingelassen hatten, plötzlich die Bärte mit fort, die ihnen dann Schech Adi binnen fünf Minuten bis zur doppelten Länge neuwachsen ließ.

[1] Historisch. Hussein und Hassan fielen im Kampfe gegen den Sohn des Khalifen Moavia und seine Anhänger, jedoch nicht beide bei Kerbela.

[2] Jezid, ein Sohn des Moavia, der mit seinem Vater um das Khalifat in Hader lag, ist allerdings historisch, doch die Rolle eines Religionsstifters, die ihm Schech Adi hier zuteilt, ist eine Fabel. Jezid verleugnete niemals formell seine angestammte Religion, den Islam, doch war er dabei nichts weniger als ein frommer Mann. Er war eben, wie wir heute sagen würden, „liberal" und in den Augen der damals noch viel fanatischeren Muselmanen ein arger Ketzer.

[3] Er ließ einen Löwen hinter seinem Mantel hervor und sich auf den Khalifen stürzen.

(Schluß folgt.)

Babylonien als Kolonisationsfeld.[1]

Von Professor Dr. Fritz Hommel.

Nirgends wohl tritt der Unterschied zwischen einst und jetzt so drastisch im vorderen Orient hervor als gerade in der türkischen Provinz al-Irâk-al-Arabî, dem Babylonien des Altertums, zumal in dem südlichen, zunächst am persischen Meerbusen gelegenen Teile. Das zeigt sich an den klimatischen Erscheinungen, welche in früheren Zeiten durchaus keine so mörderischen Wirkungen hatten, wie das gegenwärtig der Fall ist, noch mehr aber durch eine Vergleichung der sprichwörtlichen Fruchtbarkeit des babylonischen Bodens in alter Zeit (so z. B. als Herodot es bereiste, dann wiederum noch zur Zeit der Blüte des arabischen Khalifats im 8. und 9. Jahrhundert nach Christi) mit der trostlosen Oede von heute. Wohl fehlte im Gegensatz zu den anderen semitischen Ländern, z. B. dem ebenfalls vom Euphrat bespülten aramäischen Mesopotamien (al-Dschesîra), in Chaldäa gänzlich der Weinstock, Oel-, Granat- und Feigenbaum — Kulturpflanzen, ohne welche wir uns ein semitisches Volk kaum zu denken gewohnt sind — dafür aber brachte der Boden allerlei Getreidesorten, vor allem Weizen, Gerste, Sesam und Hirse, in geradezu unbeschreiblicher Fülle hervor, während die hier seit urältesten Zeiten heimische Dattelpalme alle übrigen Bedürfnisse befriedigte. Die Dattelpalme ist mit dem oft mannshoch werdenden Schilfrohr die einzige Charakterpflanze, die von Alters her sich da erhalten hat, wenngleich letzteres als eigentliches Sumpfgewächs heutzutage bei weitem überwiegt und Palmen verhältnismäßig seltener sind. Denn ausgetrocknete Weidestrecken, vor allem aber Moräste und rohrbewachsene Sümpfe, dazwischen oft ein halbes Jahr unter Wasser stehende einsame Ruinenhügel und leere oder auch mit Schlamm gefüllte ehemalige Kanalbetten — das ist das Bild, was sich gegenwärtig dem Besucher des einst so blühenden Kulturlandes darbietet.

Dennoch würde auch heute wieder diese Marschlandschaft in einen blühenden Fruchtgarten sich verwandeln, ja könnte leicht wieder wie zu der Perserzeit und in der Khalifenperiode zur Kornkammer Asiens werden, wenn von einer thatkräftigen Regierung ernstlich Kanal- und Dammbauten in Angriff genommen würden. Als die ersten Ansiedler nach Chaldäa kamen, kann es nicht viel anders ausgesehen haben als gegenwärtig, nur daß natürlich die formlosen Ruinenhügel und die Spuren früherer Kanalbetten fehlten. Die mühevolle, lang Geduld und Zeit erfordernde, aber auch zehnfältig lohnende Herstellung eines ganzen Netzes von Kanälen und Gräben war hier der Zauberstab, der aus dem vorweltlichen Wasserchaos, als

[1] „Babylonien, das reichste Land in der Vorzeit und das lohnendste Kolonisationsfeld für die Gegenwart." Ein Vorschlag zur Kolonisation des Orients von A. Sprenger, früherem Professor in Kalkutta (Verfasser des „Lebens Muhammeds" 2c.). Heidelberg, Carl Winter, 1886. 128 S. in 8° nebst einer Karte.

welches uns die ältesten mythologischen Anschauungen der Sumerier Südbabyloniens schildern, ein wirkliches Land schuf. Und daß auch jetzt noch der Boden die gleiche Fruchtbarkeit wie im Altertum besitzt, zeigen die wenigen Stellen (meist in unmittelbarer Nähe der größeren Ortschaften, wie Hillah u. a.), welche angebaut sind; hat sich ja doch längst der von Fallmerayer so hervorgehobene, so viel ich weiß auf den berühmten Chemiker Liebig zurückgehende Satz von der Aussaugung eines Bodens durch die Kultur, als durchaus irrig erwiesen.

Wenn eine europäische Macht dort Kolonisation in größerem Stil betreiben würde, so käme dies allerdings in erster Linie der Altertumsforschung zu gut, denn systematisch unternommene Ausgrabungen über das ganze Gebiet hin würden eine geradezu unermeßliche Ausbeute liefern, aber auch in ökonomischer Beziehung würden die darauf verwendeten Arbeitskräfte und Geldmittel bald reiche Zinsen tragen. Und auch die gegenwärtigen klimatischen Verhältnisse, die ja allerdings so ungünstig wie möglich sind, hätten sich bald wieder gründlich gebessert infolge der richtigeren Verteilung des Wassers und der neuentstandenen Pflanzendecke. Denn im Altertum und noch zur Zeit des Bagdader Khalifats war das Klima trotz der großen Sommerhitze ein durchaus gesundes. Auch die wilden Beduinenstämme, die thatsächlich jetzt das Land beherrschen, würden, wenn ihnen eine zivilisierte Macht gegenüberstände, bald Botmäßigkeit lernen; man könnte ihnen leicht kleinere Territorien als Weideplätze anweisen, ja die gefügigeren ließen sich vielleicht sogar mitverwenden zu dem großen Kulturwerke, während der Rest ganz von selber, der Uebermacht weichend, in die arabische Wüste, von wo er hergekommen, sich zurückziehen würde. Das alles sind noch Träume; aber je öfter nachdrücklich und eindringlich auf die Ausführbarkeit und Wichtigkeit eines derartigen Unternehmens hingewiesen wird, desto eher kann es geschehen, daß die Aufmerksamkeit leitender Staatsmänner, und zumal in einer Zeit, wo für derartige Ideen Interesse genug vorhanden ist, gerade in erster Reihe auf Irâk-Arabî (so heißt jetzt Babylonien als türkische Provinz) sich wendet. Was für Summen von Geld und Arbeitskräften sind nicht für die Afrikaforschung in den letzten Jahrzehnten draufgegangen — und hier winken lohnendere Ergebnisse als im schwarzen Erdteil! Wenn man der Türkei Bagdad vorderhand noch ließe, würde sich gewiß auch ohne Krieg ein Weg finden lassen, sie zum Verzicht auf ein Gebiet zu bewegen, dessen eigentlicher Wert ihr unbekannt ist, von dem sie so gut wie keine Steuern bezieht und das ihr an Produkten in seinem gegenwärtigen Zustand ebenfalls so viel wie nichts zu liefern imstande ist. —

Diesen ganzen Passus, den ich absichtlich hier zu Beginn dieser Zeilen abdrucken ließ, hatte ich schon im vorigen Herbst niedergeschrieben für die in diesen Tagen erscheinende zweite Lieferung (Bogen 11—20) meiner in Oncken's Geschichtswerk erscheinenden Geschichte Babyloniens und Assyriens (siehe daselbst S. 188—190), also noch ehe ich eine Ahnung davon hatte, daß der berühmte Orientalist und Orientkundige Aloys Sprenger eine umfangreiche Broschüre über das gleiche, von mir nur im Vorübergehen gestreifte Thema erscheinen lassen würde. Jetzt, durch die Autorität eines so gewiegten Kenners orientalischer Verhältnisse, wie Sprenger anerkannter Maßen es ist, gestützt, gewinnen auch meine anspruchslos hingeworfenen Bemerkungen an Wert, und es ist deshalb ihr Abdruck in einem Organ, das weit größere Verbreitung hat als sie meine Geschichte Babyloniens je haben kann, wohl genügend gerechtfertigt.[1] Was nun die Broschüre Sprenger's selbst anlangt, so ist darin in eingehendster und durchaus nüchterner Art und Weise an der Hand von Thatsachen nachgewiesen, wie das weitaus lohnendste Gebiet für eine in großem Stil unternommene Kolonisation gerade die Euphrat-Niederungen sind. Zuerst bespricht der Verfasser ausführlich die klimatischen Verhältnisse, wobei er die heißen Gegenden in die eigentlich tropischen, für Europäer meist sehr ungesunden, mit der großen Regenmenge im Sommer und der üppigsten Vegetation (Monsun-Zone), und andererseits in die mehr trockenen mit den Herbst- und Winterregen (von ihm Zona torrida genannt) einteilt. Die Hitze ist auch in den letzteren bedeutend und doch sind sie es, wo der Mensch (wie die Tiere und Pflanzen) sich zu den schönsten und edelsten Formen und zu entsprechender geistiger Begabung von jeher entwickelt hat. Zur Monsun-Zone gehören z. B. unsere neuen Kolonialgebiete in Afrika mit ihrer Negerbevölkerung, zur Zona torrida (um diesen Ausdruck beizubehalten) z. B. Arabien, einige Teile Indiens und — für unsere Frage das wichtigste — Mesopotamien und Babylonien. In diesen Ländern kommt alles auf die richtige Bearbeitung des Bodens durch künstliche Bewässerung an, aber dann ist auch der Ertrag ein geradezu großartiger. Nach dieser Einleitung (S. 1—20) geht nun Sprenger auf die Kanalisation Babyloniens, ihre Konstruktion und Geschichte über, wobei er, wie in der ganzen Schrift, weniger auf die vorchristlichen (altbabylonischen) Verhältnisse, als vielmehr auf die ihm als Arabisten genau bekannten Zustände zur Zeit des Khalifats genauer eingeht und hierüber die interessantesten Aufschlüsse aus den

[1] Ich erlaube mir zugleich, auf den Schluß meines im „Ausland“ 1884, S. 770, erschienenen Aufsatzes über Sachau's vorzügliches, auch von Sprenger außerordentlich gelobtes Reisewerk (Syrien und Mesopotamien) zu verweisen, wo ich sagte: „Besonders auch, wer über die türkische Mißwirtschaft und andererseits über das, was aus Syrien und Mesopotamien bei anderer Verwaltung noch alles zu machen wäre, sich unterrichten will — und dies kann früher oder später, zumal jetzt bei dem erwachten Eifer für Kolonialpolitik, eine recht brennende Frage auch für uns Deutsche werden — wird in Sachau's Buch, wo auch von den wirtschaftlichen Verhältnissen jener Länder oft die Rede ist, die beste Belehrung finden.“ An diesen Schlußsatz möge denn dieser mein heutiger Aufsatz direkt anknüpfen.

arabischen Geschichtsquellen gibt. Im höchsten Grad anziehend und lehrreich wird diese Schilderung da, wo sie (S. 48 ff.) auf die Geschichte der Finanzen und Steuern zu jener Zeit eingeht, ein Thema, wozu schon die schätzenswertesten Vorarbeiten in der leider viel zu wenig gelesenen ausgezeichneten „Kulturgeschichte des Orients unter den Khalifen" von Baron A. v. Kremer, Oesterreichs berühmtem Arabisten und Staatsmann, enthalten sind. Da aus der früheren Abessidenzeit noch ganze Steuerlisten bei den arabischen Schriftstellern uns aufbewahrt wurden, außerdem auch noch auf guter Tradition beruhende Angaben über die Einkünfte aus dem babylonischen Boden unter dem Perserkönig Chosrau (531—579), so sind wir imstande, uns noch ein sehr anschauliches Bild über die Ertragsfähigkeit des Landes in jener Periode zu machen und daraus Schlüsse zu ziehen auf die hohe Rentabilität einer künftigen Neukanalisierung und Wiederanbauung. Hier soll nur aus den reichhaltigen Angaben Sprengers erwähnt werden, daß unter Chosrau, wo die Bodenkultur noch in höherer Blüte als unter den Khalifen stand, der Gesamtertrag der babylonischen Grundsteuer (aus Getreide- und Reisfeldern, Dattelpflanzungen, Obstbäumen und Reben) sich auf 287 Millionen Mark belief; von den 24 Millionen Hektar, welche dieses so besteuerte Gebiet enthält, waren damals 90 Prozent angebautes Pflanzland. Unter dem Khalifen Mamûn betrugen im Jahre 819 n. Chr., zu einer Zeit, wo schon weit weniger angebaut war, allein die vom Staate in natura als Steuer eingezogenen Getreidelieferungen in Geldwert umgesetzt fast 65 Millionen Mark.

In einem weiteren Kapitel (S. 72 ff.) berechnet nun Sprenger, wie viel Boden von den vorhandenen 24 Mill. Hektar durch Bewässerung und Entsumpfung gewonnen werden kann, da das Terrain, welches gegenwärtig unter Kultur ist, also schon seine Besitzer hat, ja ebenso wenig für etwaige Kolonisationszwecke in Frage kommen kann, als andererseits solche Sümpfe, welche zu ausgedehnte Entsumpfungsarbeiten erfordern würden, die Kosten also nicht decken und demnach vorderhand geduldet werden müssen. Auch so bleiben eben immer noch an die 12 Mill. Ha. übrig, welche mit relativ leichter Mühe der Kultur gewonnen werden können und, wenn der Staat nur etwa den elften Teil des Ertrages als Steuer einziehen würde, an über 120 Mill. Mark ihm einbringen. Auf S. 75 führt Verfasser des Näheren aus, was alles in Babylonien mit seiner zwiefachen Ernte, im Frühling und Herbst, gedeiht (es sei hier nur Weizen, Baumwolle, Tabak, Mais, Indigo und Dattelpalmen hervorgehoben) und macht dann noch besonders auf den fast unerschöpflichen Reichtum von Naphtha-Quellen aufmerksam. Auch die Transportkosten der Produkte nach Europa, wie die verhältnismäßig geringen Taglöhne zieht Sprenger eingehend in Betracht und kommt auf S. 79 zu dem Resultat, daß „Babylonien, was die Betriebskosten der Getreide-Produktion anlangt, die Vorteile Amerika's und Indiens vereinigt und der jährliche Netto-Ertrag auf bedeutend mehr als die Hälfte der Brutto-Einnahme veranschlagt werden kann."

Was nun die praktische Verwirklichung anlangt, so beschäftigt sich damit der letzte Teil der Broschüre in eingehender und ganz den Eindruck der Nüchternheit machender Weise. So lesen wir schon S. 83: „Ich glaube, daß, wenn dieses reiche Land durch Kolonisation der Kultur wiedergegeben würde, es ratsam wäre, den Landbau im südlichen Teile nach Art von Plantagen durch Verwalter mit einheimischen Arbeitskräften betreiben zu lassen, den nördlichen Teil aber in Farmen von 60—100 Ha. zu verteilen und an aus Europa eingewanderte Landwirte zu vergeben. Einheimische Arbeitskräfte lassen sich trotz der Entvölkerung leicht auftreiben, denn die Not der untersten unterdrückten Klasse im ganzen Orient ist groß. Man kann darauf rechnen, daß nicht nur die ländliche Bevölkerung, sondern auch zersplitterte verfolgte Beduinenstämme[1] herbeiströmen würden, unter dem Schutz einer mächtigen Gesellschaft mit dem Spaten ihr Brot zu verdienen und nebenbei den Garten und Acker, den die Gesellschaft jeder Arbeiterfamilie als Privatbesitz anweisen würde, anzubauen." Noch ausführlicher aber wird die Frage der praktischen Verwirklichung der Kolonisation Babyloniens in den letzten Kapiteln (S. 85 ff.) behandelt. Da ist zunächst von der muslimischen Mißwirtschaft die Rede, und wie kein Kapitalist sich an einem solchen Unternehmen beteiligen kann, so lange keine andere Garantie für die Sicherheit des Besitzes geboten wird als der Schutz der osmanischen Regierung. Die Anlegung von Ackerbau-Kolonien muß also in einem so großen Maßstabe erfolgen, daß sich die Kolonisten selbst zu schützen imstande sind. Auch auf die Eventualität der Teilung des osmanischen Reiches und die dann sehr wahrscheinliche Besetzung des Euphrat- und Tigris-Gebietes durch die Russen geht der Verfasser ein, wie auf das englische Projekt einer Euphrat-Bahn, womit der letzt angeführten Möglichkeit entgegenzuarbeiten versucht werden soll. Wenn aber die Türkei und das schon aus Eifersucht auf Rußland stets hinter ihr stehende England einer von Deutschland aus zu unternehmenden Kolonisation in großem Maßstab Vorschub leisten würden,[2] und wir dadurch in wenigen Jahren, ohne nur im geringsten an eine Annexion des Landes zu denken (die Pforte würde im Gegenteil etwa zwei Prozent des Brutto-Ertrages erhalten und so eine hübsche Summe jährlich zur Aufbesserung ihrer zerrütteten Finanzen erhalten), doch thatsächlich im Besitz und der Nutznießung eines stattlichen

[1] Ich verweise hiefür auf die ganz ähnliche Anschauung, welche ich von der Möglichkeit der Heranziehung der Beduinen oben ausgesprochen (in dem Auszug aus meiner Geschichte Babyloniens) wie auf S. 107—109 der Sprenger'schen Broschüre, wo diese Frage nochmals und zwar noch eingehender berührt wird.

[2] Bei Deutschlands politischem Einfluß hält dies Sprenger für durchaus nicht so unwahrscheinlich.

Teiles desselben wären, dann würde die Sachlage plötzlich ganz anders stehen, vorausgesetzt, daß stets das Deutsche Reich schützend den Bestrebungen und der Thätigkeit dieser seiner Kolonisten zur Seite stände. Denn der Konsularschutz reicht hier, wie viele Erfahrungen gezeigt haben, nicht aus, und sporadische Niederlassungen sind daher von vornherein als resultatlos zu bezeichnen, sondern nur eine große Gesellschaft, die imstande ist, den Ansiedlern liberale Bedingungen zu stellen, und die dennoch die besten Geschäfte dabei machen wird, kann die Kanalisation und Kolonisation Babyloniens übernehmen. „Wir schließen mit Sprengers zu beherzigenden Worten auf S. 112 ff.:

„Der Orient ist das einzige Territorium der Erde, das noch nicht von einer der emporstrebenden Nationen in Beschlag genommen worden ist; er ist aber das schönste Kolonisationsfeld, und wenn Deutschland die Gelegenheit nicht verpaßt und darnach greift, ehe die Kosaken die Hand darnach ausstrecken, hat es in der Teilung der Erde den besten Teil errungen, denn bei der Kolonisation des Orients würde das ganze deutsche Volk in allen seinen Schichten und Ständen gewinnen. Der Deutsche Kaiser hat, sobald einige Hunderttausend deutscher Kolonisten in Waffen jene herrlichen Gefilde bebauen, die Geschicke Vorderasiens in seiner Hand und kann und wird ein Hort des Friedens für ganz Asien sein. Der Kaufmann und der Gewerbetreibende findet ein ergiebiges Feld für seine Thätigkeit, dem Kapitalisten eröffnen sich Gelegenheiten für sichere, vorteilhafte Geldanlagen, und die Enterbten, welche den größten und nicht gerade den schlechtesten Teil der Nation ausmachen, können, insofern sie Geschick, Lust zur Arbeit und Unternehmungsgeist besitzen, zu wohlhabenden Landwirten werden." Auch das Kaiserreich Indien, die Perle der englischen Krone, ist ursprünglich nur aus den Privatunternehmungen einer Handelsgesellschaft, der Ostindischen Kompagnie, hervorgegangen; möge aus unserem deutschen Vaterlande recht bald eine „Gesellschaft zur Kolonisation Babyloniens" hervorgehen, die uns in der Folgezeit ähnliche Dienste leistet, wie jene indische Kompagnie unseren germanischen Vettern über dem Kanal vor Zeiten es gethan.

Die Forschungen in Afrika in neuester Zeit.

Keine einzige Bewegung der Gegenwart nimmt wohl so sehr unser Interesse in Anspruch, als diejenige, die sich auf dem großen Kontinent Afrika vor den Augen aller Nationen vollzieht. Neue Gebiete werden von zivilisierten Staaten unter Schutzherrschaft gestellt, und Kolonisation und Handel tragen dazu bei, fortwährend neue Verbindungen mit allen Teilen des Kontinents, sowie mit seinen Völkern, anzuknüpfen. Ueberall an der Küste haben große Handelsgesellschaften Niederlassungen gegründet, fast an jedem bedeutenden Flusse Stationen errichtet, ihre Faktoreien ins Innere vorgeschoben und uns so mit dem ungeheuren Reichtum dieses mächtigen Erdteils bekannt gemacht. Aber auch die Wissenschaft bleibt nicht zurück. Von vielen Punkten der östlichen, westlichen und südlichen Küste drangen und dringen Expeditionen systematisch nach dem Inneren vor, Reisende, die vom Staate oder von Privatgesellschaften ausgeschickt werden, bemühen sich, uns ein genaues Bild Afrika's zu geben und uns mit den geographischen, ethnographischen und geologischen Verhältnissen dieses Landes bekannt zu machen.

Vor allem hat sich in neuer Zeit die Aufmerksamkeit der Reisenden auf den

Kongo und sein Gebiet

gerichtet.

Nach Lage der Sache mußte es in erster Linie darauf ankommen, das System der Nebenflüsse des Kongo klar zu stellen und die zwischen den Wasserläufen liegenden Länderstrecken zu erforschen, um so mehr als bis zu Anfang des Jahres 1885 noch sehr wenig in dieser Beziehung geschehen war. Von beiden Aufgaben ist die erstere am vollständigsten gelöst worden, und zwar gebührt das Hauptverdienst fast ausschließlich dem englischen Baptistenmissionar George Grenfell und den deutschen Forschern.

Unter diesen nimmt Lieutenant Wißmann eine der ersten Stellen ein, denn es gelang ihm das kühne Unternehmen, den Kasai bis zum Kongo entlang zu fahren, und am 18. Juli 1885 konnte er von Leopoldville aus melden: „Von Lubuku zu Wasser in Kwamouth eingetroffen, kein Hindernis für die Schiffahrt. Der Kwa-Mfini ist der Unterlauf des Kasai. Der Sankuru, Leopoldsee und Kuango sind die Nebenflüsse." Lieutenant Wißmann, der auf dieser Reise erkrankt war, begab sich zur Herstellung seiner Gesundheit nach Madeira, während Dr. Wolff, Mitglied der Wißmann'schen Kasai-Expedition, auf dem neuen Dampfer „H. M. Stanley" die Baluba-Träger, die die Reisenden auf der Fahrt den Kasai abwärts begleitet hatten, in ihre Heimat zurückbrachte. Lieutenant Wißmann ist nach kurzem Aufenthalt in Madeira nach dem Kongo zurückgekehrt, um die Erforschung des Gebietes im Nordosten des Lulua wieder aufzunehmen.

Zunächst an Wichtigkeit kommen nach denen des Lieutenant Wißmann und seiner Begleiter die Forschungen des Mr. Grenfell, Missionars der Baptistischen Gemeinde in London. Dieser befuhr und erforschte mit dem kleinen Missionsdampfer „Peace" den Mobangi, Losaka, Loika und Maringa und mehrere unbedeutendere Nebenflüsse des Kongo.[1] Der wichtigste dieser Flüsse ist der Mobangi, den Grenfell bis zu 4° 30′ n. Br. befuhr. Derselbe ist ein herrlicher Fluß und gleicht in vielen Beziehungen dem Kasai. Auf der Fahrt nordwärts traf er Eingeborne an, die sich von denjenigen am Kongo unterschieden. Letztere führen den Namen Bantu, während die Eingeborenen am

[1] Wir werden auf diese Reisen in einem besonderen Artikel zurückkommen.

Mobangi mehr denjenigen von Kamerun und der Goldküste ähneln, die eigentlich zu dem Fan-Stamm gehören. Bevor Grenfell seine Rückreise antrat, stellte er fest, daß der Mobangi von 4° 20′ n. Br. an eine entschiedene östliche Richtung einschlägt, woraus hervorzugehen scheint, daß er seine Quelle in dem Niam-Niam und Mongbattu-Lande hat und wahrscheinlich mit dem Makua oder Uelle Schweinfurths identisch ist.

Nach den neuesten Nachrichten hat Grenfell ferner den Kasai, der bei Kwamouth in den Kongo mündet, 500 Meilen weit bis zu der Stelle, an welcher sich die beiden Gebirgsflüsse Lulua und Luebo zur einem schiffbaren Strome vereinigen, befahren. Hier war am Ende des Jahres 1885, als am äußersten östlichen Punkte des schiffbaren Wasserwegs, eine Station (21° ö. L.) errichtet worden, jedoch brachte Dr. Wolff, der den Sankuru befuhr, der etwas unterhalb der Station in den Kasai mündet, bald darauf die Nachricht, daß dieser Fluß bis zum 25.° ö. L. schiffbar, so daß von da aus Nyangwe vermittelst eines Ueberlandmarsches von 8—9 Tagen zu erreichen sei. Diese Entdeckung ist von ungeheurer Wichtigkeit, da man jetzt leicht nach Nyangwe gelangen kann, einem Punkte, der in steter Berührung mit dem Osten steht. Hiezu kommt, daß das Land längs des Sankuru sehr bevölkert und äußerst fruchtbar ist und daher die Aufmerksamkeit der Handelswelt auf sich lenken muß.

Kehren wir jedoch nach dieser Abschweifung zu dem Kasai zurück.

Derselbe verliert oberhalb seiner Vereinigung mit dem Kuango seinen seeartigen Charakter vollständig, und grasbedeckte Hügel schließen den Fluß auf beiden Seiten auf eine Strecke von 100 Meilen ein. Das Land wird bisher von armen, aber freundlichen Eingeborenen bewohnt, während von hier ab das Gebiet der Bakutu, jenes dem Lieutenant Wißmann so feindlich gesinnten Stammes, beginnt. Diese sind äußerst kriegerisch und hatten bisher jede Verbindung zwischen den oberen und unteren Landstrichen zu hemmen gesucht und erst Grenfell gelang es, ohne Kampf durch ihr ungefähr 40 Meilen langes Gebiet in dasjenige der friedlichen Bangodi, eines Volkes, das sonderbarerweise keine Kähne besitzt, vorzudringen. Von hier aus setzte er seine Reise auf dem Kasai bis zur Mündung des Lulua fort, welchen Strom er bis zur Station verfolgte. Die Gegend ist hier herum dicht bewaldet und sehr hügelig, jedoch wechselt sie einige zwanzig Meilen weiter nach Süden ihren Charakter und an Stelle der Waldungen treten ausgebreitete Grasebenen.

Ferner müssen wir als für das Kongogebiet wichtig noch den bekannten österreichischen Geographen Dr. J. Chavanne erwähnen, der in Begleitung des Dr. E. Zintgraff von M'boma aus eine Reise nach dem San Salvador unternahm, von wo aus er zwei Abstecher machte, den einen nach Osten bis Kizulu, den anderen nach Süden bis zum 6.° 39′ s. Br. San Salvador diente auch den deutschen Reisenden[1] Wolff, Kund, Tappenbeck, und Büttner als Ausgangspunkt für ihre Thätigkeit. Im April 1885 war Wolff bis zum Kiamvo (Muëne Puto Kassango) vorgedrungen und durch die Landschaften Pombo, Josso und Damba nach seinem Hauptquartier zurückgekehrt, wo er am 15. Mai eintraf. Dasselbe Ziel hatten Kund und Tappenbeck zu Wasser mit Hülfe des Dampfers „Peace" erstrebt, sich aber dann an den Stanley-Pool zurückgezogen, um an dessen Ufern eine Station zu gründen. Sie kreuzten den Kuango im Süden von Kikunji, sowie verschiedene Nebenflüsse des Bolombo und begaben sich über den Bolombo oder Sankuru nördlich nach dem Lukenje, wo sie sich Kähne bauten, in denen sie stromabwärts fuhren und nach elf Tagen in Kwamouth ankamen. In „Le mouvement géographique" vom 21. März gibt Wauters einige Einzelheiten über die Reise, und teilt unter anderem mit, daß Kund und Tappenbeck einen neuen Fluß entdeckt haben, den Ikata, der nach Meinung des Referenten der Oberlauf des Mfini ist.

Büttner war im Juli 1885 nach Kuilu an den Arthington-Fällen des Ambriz-Flusses gelangt; später ging er nach der durch M. v. Mechow erreichten Steinbarre des Kuango, von wo aus er den Fluß ein gut Stück nach Norden verfolgte und die Aufnahme der betreffenden Strecke ausführte.

Im Juni vorigen Jahres hat sich auch Professor Dr. Lenz von Hamburg aus in Begleitung des Naturforschers Dr. O. Baumann nach dem Kongo begeben, wo ihnen von der Association internationale du Congo die Benützung ihrer Dampfer auf dem oberen Kongo erlaubt worden ist. In einem Briefe, den er am 19. Febr. 1886 an den Stanley-Fällen geschrieben hat, beschreibt Dr. Lenz seine Reise von der Aequator-Station den Fluß aufwärts. Er erfuhr in Stanley-Falls von Tippo Tib, daß dieser einflußreiche arabische Händler im vorigen Jahre eine Gesellschaft ausgesendet, die den Okyoro-Fluß (den Lukebu Stanley's) erreicht habe. Die Eingeborenen, die Wabia, zeigten sich jedoch feindlich und verfolgten die Araber den Kongo entlang, ja griffen selbst die Falls-Station an. Zehn Monate vor Abfertigung des Briefes von Dr. Lenz' hatte Tippo eine andere Expedition von 500 Mann nach dem Norden geschickt, die jedoch noch nicht zurückgekehrt war und von der man nur wußte, daß sie den Okyoro überschritten habe. Wenn die Expedition nicht bald zurückkehren sollte, so wird Tippo dem Dr. Lenz 200—300 Leute überlassen, um ihn auf seiner Reise nach Norden zu begleiten. Der Forscher hat sich daher entschlossen, noch einen Monat an den Fällen zu verweilen und wenn die Expedition bis dahin noch nicht zurückgekommen ist, Tippo nach Nyangwe zu begleiten, von wo aus er die Reise nach Ruanda und dem Mwuta Nzige fortsetzen will. An

[1] Vergleiche „Deutsche Geographische Blätter." Band IX Heft 2.

dem See hofft er etwas über Dr. Junker und das Schicksal der anderen vermißten Europäer zu erfahren.

Auch im obersten Kongobecken sind einige Fortschritte zu verzeichnen. Die beiden Reisenden P. Reichard und Böhm verließen nämlich am 1. September 1883 die belgische Station Mpala am westlichen Ufer des Tanganikasees, und erreichten am 27. Sept. den Luapula, einen östlichen Nebenfluß des Lualaba. Am 26. November überschritten die Reisenden den Lufira bei der Einmündung des Likulwe in denselben und entdeckten am 4. Februar 1884 den Upamba-See, welcher südlich vom Kinkondia-See (dem Kassali- oder Kikonja-See Cameron's) liegt und größer als dieser ist. Am 27. März starb Dr. Böhm und Reichard machte es noch möglich, den Lufira aufwärts bis etwa zehn Tagereisen von seiner Quelle vorzudringen, wo ihn die feindliche Haltung der Bevölkerung zur Umkehr zwang. Nach vielen Mühen und Gefahren erreichte er am 30. November Mpala, am 18. Februar Karema, von wo er nach der Küste aufbrach und seine Reise nach Europa bewerkstelligte.

Eine fernere Erweiterung unserer Kenntnis des Kongo-Gebietes verdanken wir auch den beiden bekannten Reisenden Capello und Ivens, die bei ihrer glücklich durchgeführten Durchquerung Afrika's dieses Gebiet berührten. Nach der „Gazette géographique“ [1] brachen sie im März 1884 von Mossamedes auf, mit einer kleinen, schnell organisierten Trägerschar und nur von wenigen Soldaten der Provinz begleitet. Sie untersuchten zuerst die Region des Coroca und die Gegend zwischen der Küste und dem Huilla-Plateau. Dann setzten sie ihren Marsch gegen Südsüdost auf Humbe fort und später gegen Norden längs des Kunene, indem sie hier und zwischen dem Kunene und Kubango die topographischen Verhältnisse im wesentlichen feststellten. Nach Ueberschreitung des Kubango folgten sie dem linken Ufer bis 16° 20′ s. Br. und kamen in ein von vielen Wasserläufen durchschnittenes sumpfiges Land. In nördlicher Richtung gelangten sie dann durch Lombaleland bei Libouta an den Sambesi. Die Expedition hatte auf diesem letzten Marsche viel zu leiden. Von Libouta aus ging dieselbe am linken Ufer aufwärts bis zur Mündung des von Nordosten kommenden Kabompo. Von hier aus bis in die Gegend des Moero-Sees, in einem völlig öden Lande, war der Weg für die Expedition sehr verhängnisvoll. Es glückte den Reisenden aber, die Lualaba-Quellen sowie die Wasserscheide zwischen Kongo und Sambesi genau festzulegen. In Garanganja erreichten sie einen großen Markt Zentralafrika's und wandten sich dann südlich und später östlich durch die an den Luapula grenzenden Urwälder wiederum nach dem Sambesi, von wo aus sie dem Strome über Tete bis nach Quelimane an der Ostküste folgten.

Die deutschen Schutzgebiete.

Richten wir jetzt unser Augenmerk auf unsere deutschen Schutzgebiete in Afrika. Hier unternahm der Reisende Dr. Bernhard Schwarz eine Reise nach den Hinterländern von Kamerun. Er verließ im Oktober Hamburg und langte sechs Wochen später in Kamerun an, von wo er sich mit einigen 40 Bakwiri-Trägern (vom Kamerun-Berge) auf der großen Handelsstraße über die üppigen Gelände des Kamerun-Piks in das Innere nach Bakundu-bä Nambele begab, wo er seinen am Fieber erkrankten Begleiter, den Gardelieutenant v. Prittwitz-Gaffron, zurücklassen mußte. Er selbst drang von hier aus weiter in das eigentliche, noch von keinem Weißen betretene Innere vor und gelangte über den Kumba-Fluß in das Gebiet von Bason, das Produktionsland von Elfenbein, Oel und Sklaven für die Küstenländer. Daß Schwarz wenigstens einige Tagereisen über die bisher von Europäern erreichten Punkte hinausgekommen ist, verdankt er in erster Linie der Führung eines der beiden im Kamerungebirge ansässigen Schweden.

Diesen beiden Kolonisten, Georg Valdau und Knut Knutson, [1] gelang es, im Mai und Juni 1885 eine Rundreise um das Kamerungebirge auszuführen, und zwar in einem größeren namentlich nach Norden weiter greifenden Bogen als Rev. Combers' Route vom November 1877. Die beiden Reisenden hatten bereits lange beabsichtigt, eine Reise nach Balombi-ba-Mbu und anderen Plätzen nördlich vom Kamerunberge vorzunehmen, waren jedoch stets daran verhindert worden, so daß sie die Expedition erst im Mai 1885 ins Werk setzen konnten. Am ersten Tage ging die Reise über Lekumbi, Bwassa und Mimbia nach Soffo, wo das erste Nachtquartier gemacht wurde. Von Soffo führt der Weg abwärts durch ein schönes und offenes Land, das mit Bananen- und Kokosanpflanzungen, über welche sich überall zahlreiche Oelpalmen erheben, bedeckt ist. In kurzen Zwischenräumen wurden die Dörfer Bokokko, Molykko-mo-Lelo und Molykko-mo-Benge erreicht, welch letzteres an einem kleinen Flusse, dem Kokke, nach Süden in 80° Ost fließend, der sich in die Bucht an der Mündung des Mungo ergießen soll, gelegen ist. Von hier aus ging es über Momange und Masuma direkt nach Norden zum Richards-See, dann weiter nach dem Elefantensee (Mbu), der auf seiner Nordwestseite einen Fluß (Save) aufnimmt. Ein paar Tausend Fuß an der anderen Seite liegt das Dorf Balombi-ba-Mbu, das aus 65 Häusern besteht und sehr arm zu sein scheint. Ziegen und Schafe kommen nur sehr spärlich vor, dagegen finden sich Moschusenten in sehr großer Zahl. Alle Männer und Knaben sind eifrige Fischer; sie fahren jeden Morgen vor Sonnenaufgang auf den See hinaus und kehren gegen elf Uhr Vormittags zurück. Die vorzüglichste, oder richtiger gesagt, einzige Erwerbsquelle des Dorfes besteht in der Anfertigung von Thonkrügen, welche Arbeit von Frauen ausgeführt wird, und es ist erstaunlich, einen wie sicheren Blick dieselben dank langer Uebung für die Form haben; kein Gefäß ist

[1] Vergl. „Verhandlungen“, Berlin 1885.

[1] Vergl. „Ymer“, 1885. V. Nr. 7 und 8.

im mindesten schräge oder schief, sondern alle gleichförmig. Während der trockenen Jahreszeit ziehen die Eingeborenen mit den Gefäßen zum Verkaufe aus und vertreiben sie über das ganze umliegende Land. Am Tage nach ihrer Ankunft unternahmen die beiden Reisenden eine Rundfahrt um den See. Derselbe ist einer der kleinsten, aber zugleich schönsten in Afrika. Das Wasser ist klar und von hellgrüner Färbung, die Ufer sind an der Mündung der Save niedrig, werden aber an der südlichen Seite des Sees höher und bergig und erreichen in Südsüdost eine Höhe von etwa 60 m. Hier sind sie von einem ungefähr 90 m. breiten Paß mit senkrecht kahlen Felswänden durchbrochen, durch welche Oeffnung der Ablaufsfluß des Sees Mokundu-ba-Mbu (Mbu's Schwanz) strömt. Auf den hohen und steilen Abhängen am südlichen und östlichen Ufer haben die Dorfbewohner ihre Anpflanzungen. Am östlichen Ufer kommen mehrere kahle Felswände in der Art derjenigen im Passe vor.

Am nächsten Tage kehrten die Reisenden nach Bakundu-ba-Boa zurück, von wo aus sie am 6. Juni ihre Reise westwärts nach einem den Europäern bis jetzt unbekannten Teil des Landes fortsetzten. Nach ungefähr 5 Km. langem Marsche erreichten sie einen Fluß, Obe, der mit schneller Strömung nach Süd 75° w. L. seinen Lauf nahm. An der Uebergangsstelle war er ungefähr 22 m. breit und 0.6 m. tief. Am anderen Ufer liegt das sehr große Dorf Banga Bombanda, das sie passierten. Vieles verlockte die Kolonisten, die Reise nach Westen weiter auszudehnen, nämlich teils die Gewißheit, daß sie viele unbekannte Dörfer und Wasserläufe, unter den letzteren die Flüsse Rio del Rey und den unteren Lauf des Rumby, antreffen würden, teils und in der Hauptsache aber, daß sie sich nur einen Tagemarsch von dem Punkte befanden, nach welchem auf allen Karten über dieses Gebiet die Rumbyberge verlegt werden. In Bakundu-ba-Boa hatten sie sich nach einem solchen Berge in dieser Richtung bereits erkundigt, allein zur Antwort erhalten, daß ein solcher nicht vorhanden sei, weder dort noch an einer anderen Stelle im ganzen Lande; die Leute sahen niemals einen solchen großen und hohen Berg und wußten nicht einmal einen Namen dafür. Hier behaupteten jedoch die Eingeborenen, daß man in Balundu einen großen Berg in geringem Abstande sehen könne, weshalb die Reisenden sich sogleich entschlossen, dahin aufzubrechen. Nach einem anstrengenden Marsch erreichten sie diesen Ort etwas vor Anbruch der Dunkelheit, wo sie bei dem Könige eine freundliche Aufnahme fanden. Auch hier erkundigten sie sich, ob sich ein großer Berg in der Nähe befinde, worauf ihnen nach Südost zu ein solcher gezeigt wurde, in dem die Reisenden den altbekannten Kamerunberg erkannten. Die Rumbyberge, d. h. einen größeren dem Kamerunberge ähnlichen, gibt es nicht. Die vom Meere aus sichtbaren Berge, welche diesen Namen erhalten, bestehen aus der zwischen dem sogenannten Rio del Rey und dem Old Calabar oder Croß-Flusse sich erstreckenden 340—450 m. hohen Wasserscheide mit den sich über dieselbe erhebenden Anhöhen, von denen die eine oder andere 300 m. hoch sein mag.

Am nächsten Tage wurde die Reise nach Südost angetreten, in welcher Richtung sich das Land langsam senkt. Auf diesem Marsche kamen sie mitten im Walde an einem sonderbaren, 150—180 m. hohen Felskegel, Likakki Langanjo genannt, vorbei. Die allmählich abfallende südöstliche Seite desselben war bis zum Gipfel mit Wald bedeckt, während die nördliche Seite kahl war und wie eine Hauswand senkrecht abfiel. Von hier ging es nach Bange, einem großen Dorfe, an dessen zwei Straßen Valdau ungefähr 80 Häuser zählte, und das, abseits der großen Handelsstraße, für welche Balundu der Niederlagsplatz, den Stapelort bildet.

Auf ihrer weiteren Reise überschritten sie bei dem noch von keinem Europäer besuchten Dorfe Bavonajanga den Meme, den sie bereits auf dem Wege von Bakundu-ba-Boa nach Balundu passiert hatten, zum zweiten Male, worauf sie, da Mangel an Tauschmaterial eintrat, eine südöstliche Richtung, um möglichst schnell die Küste zu erreichen, einschlugen. Auf diesem Marsche kamen die Forscher, nachdem sie mehrere Flüßchen, von denen einer unterirdischen Lauf hatte, überschritten, an einen großen Strom, Dange, der nach Südwest floß und dem sie bei Linkingi nochmals begegneten. Durch seine vielen Nebenflüsse war er hier zu einer Breite von 38 m. angeschwollen und sandte seine Wogen im schnellen Lauf nach Süd 30° w. L. dahin. Auch die ferneren Tage führte der Weg weiter durch den dunklen unendlichen Wald über eine Menge kleiner Bäche, die alle ihren Weg nach dem Dange nahmen, und an zahlreichen kleinen Dörfern vorüber nach der Küste, der sie bis Batoki folgten. Am 19. Juni trafen sie über Baonda wieder zu Hause in Mapanja ein.

Diese Reise, die 31 Tage dauerte, lieferte folgende Resultate: Der Richards-See hat keinen Abfluß, wenigstens während der trockenen Jahreszeit; die Rumbyberge existieren nicht, der Lauf eines bis jetzt unbekannten, aber recht bedeutenden Flusses, des Dange, ist gefunden und ferner die Existenz des Rio del Rey in Frage gestellt.

Ueber letztes Faktum äußern sich „Petermann's Mitteilungen (1886, Heft VI) folgendermaßen:

„Für die politischen Verhältnisse scheint es wichtig, daß die Schweden der Lösung der Frage nach der Existenz des Rio del Rey, der nach dem Uebereinkommen vom 7. Mai 1885 die Grenze zwischen den britischen Niger-Distrikten und der deutschen Kolonie Kamerun bilden soll, näher gekommen sind. Da sie in kaum 30 Km. Entfernung die Wasserscheide zwischen Meme und Old-Calabar fanden, scheint die Vermutung gerechtfertigt zu sein, daß ein eigentlicher Fluß Rio del Rey, welcher zwischen beiden Platz finden müßte, gar nicht existiert, sondern, daß der Rio del Rey, ähnlich wie der Muni, Gabun u. a., nur

ein ausgedehntes Aestuarium bildet, welches aus zahlreichen kleinen Flußläufen gebildet wird, was auch nach der Aufnahme des Rio del Rey durch das deutsche Kriegsschiff „Habicht" unter Korvetten-Kapitän Schuckmann I wahrscheinlich erscheint. Durch diese im Oktober 1885 ausgeführte Aufnahme wurde festgestellt, daß der Rio del Rey gebildet wird von zwei Wasserarmen, von denen der von Nordost kommende nach Aussage der Eingeborenen der Meme sein soll, während der nördliche Zufluß mit dem Old-Calabar in Verbindung steht."

(Schluß folgt.)

Neu-Guinea.

(Schluß.)

Im Jahre 1791 besuchte der Engländer MacCluer die Westküste, landete in der nach ihm benannten Bucht, wo fünf seiner Leute von den Eingeborenen umgebracht wurden, und besuchte dann später auch die Schouten-Inseln. Eine andere britische Forschungsexpedition von W. Bampton und L., die 1793 an der Ostküste landete und im Auftrage der Ostindischen Kompagnie jene Gewässer und Küsten erforschen sollte, wurde durch einen nächtlichen Ueberfall der Eingeborenen vereitelt, welche den Briten eine blutige Niederlage beibrachten.

Seit Forrest's Berichten erfuhr unsere Kunde von den geographischen Verhältnissen von Neu-Guinea keine wesentliche Bereicherung mehr bis zu den Berichten des französischen Kapitäns Duperrey, welcher 1822—25 mit der Korvette „Coquille" Doreh und die Schouten-Inseln besuchte und die Nordküste befuhr; seine Begleiter, die Naturforscher Lesson und Garnot, haben durch ihre geographischen Aufnahmen, wie durch ihre botanischen und zoologischen Sammlungen unsere Kenntnis jener Insel wesentlich gefördert. Im Jahre 1824 ward die Insel durch einen Vertrag zwischen Holland und England nominell geteilt und der 141.° ö. L. v. Gr. als Grenze beider Teile festgesetzt. Infolge davon begannen die Holländer nun ihre Forschungen aufs neue: Kapitän Kolff landete 1826 mit der Brigg „Durga" an der Südküste, Ceram gegenüber, und untersuchte diese von etwa 132° ö. L. ostwärts bis zu der späteren Frederik-Hendrik-Insel unter 139°. Eine seiner wichtigsten Entdeckungen war diejenige der Meerenge, welche die letztere Insel von Neu-Guinea trennt, und deren beide Enden man seither für Flußmündungen gehalten hatte. Er fand, daß diese Meerenge eine Breite von einer geographischen Sechstel-Meile bis zu zwei geographischen Meilen und eine Tiefe von 4—10 Faden hat und daher einen vorzüglichen Sicherheitshafen für Schiffe abgibt.

Der französische Seefahrer Dumont d'Urville kam auf seiner Reise (1826—29) mit der „Astrolabe" auch nach Doreh, hielt sich daselbst acht Tage auf, erforschte die Insel Jappen näher, besuchte die Schouten-Inseln, welche er „Verräter-Inseln" nannte, befuhr die große Humboldt's-Bay an der Nordküste, westlich vom 141.° und schuf verschiedenen Oertlichkeiten Namen; die zoologischen Arbeiten seiner Begleiter Quoi und Gaymard (welche schon früher mit Freycinet eine Reise in die Südsee gemacht hatten) lieferten eine reiche Ausbeute.

Im Jahre 1828 begann die holländisch-ostindische Kolonie die Kolonisierung des holländischen Teils von Neu-Guinea durch Aussendung der Lieutenants Steenboom und Modiera mit den Schiffen „Triton" und „Iris", welche zunächst am Dubus-Hafen an der Westküste der Tritons-Bay ein Fort Merkus (unter 3° 45′ s. Br. und 134° 15′ ö. L.) gründeten und dann verschiedene Forschungsreisen ins Innere und den Küsten entlang veranstalteten, woran die deutschen Naturforscher Salomon Müller, Macklot und Zippelius und die holländischen Zeichner van Raalten und van Oort teilnahmen. Diese Expeditionen haben sehr lehrreiche Ergebnisse nach allen Richtungen hin geliefert, und uns eine genauere Kunde der Westküste verschafft und eine regelmäßige Schifffahrtsverbindung zwischen dem Fort und Amboina veranlaßt, da die Kolonisten für ihre Bedürfnisse auf die Mutterkolonie angewiesen waren. Als der Lieutenant van Langenberg-Kool 1835 den von Kolff entdeckten und benannten Durga-Fluß befuhr, stellte dieser sich als das südliche Ende der obenerwähnten Meerenge, der Prinzeß-Mariannen-Straße, und das westlich davonliegende Land als eine Insel heraus, welche nun Prinz-Frederik-Hendriks-Insel genannt wurde.

Die kleine Niederlassung bei Fort Merkus bestand nur aus einigen, von einer Verpfählung umgebenen Hütten, ward aber schon 1835 wieder aufgegeben, weil die Gegend flach, sumpfig und höchst ungesund und weil es unmöglich war, mit den umwohnenden Eingeborenen in irgendwelchen freundlichen Verkehr zu treten. Als Dumont d'Urville auf seiner Südpol-Expedition am 21. April 1839 den Hafen Dubus besuchte, fand er von dem Fort Merkus kaum mehr eine Spur; er durchforschte jedoch einen großen Teil der Prinzeß-Mariannen-Straße, ließ durch seine Naturforscher Jacquinot und Hombron die Tritons-Bay bis an ihr Ende bereisen und befreundete sich mit den Eingeborenen, so daß wir ihm eine namhafte Bereicherung unserer Kenntnisse von der Naturgeschichte von Neu-Guinea verdanken.

In den nächsten Jahrzehnten machten sich besonders die Briten durch ihre Forschungen im Süden und Südosten verdient. Nachdem Belcher 1840 die Nordküste besucht hatte, kamen die Briten namentlich von der Nordküste von Festland-Australien und dessen vorliegenden Inseln herüber nach Neu-Guinea. Kapitän Blackwood und der Naturforscher Jukes bereisten 1843—45 den Papua-Golf (Guinea-Golf), entdeckten die Mündungen der Flüsse Fly und Aird und verzeichneten die dortigen Küsten. Lieutenant Yule entdeckte 1846 die Insel und den Berg, welche nun seinen Namen führen. Kapitän Owen Stanley und

der Naturforscher MacGillivray bereisten 1846—50 die Südostküste, erforschten sie und den Louisiaden-Archipel, entdeckten das etwa 13,000 F. hohe Owen-Stanley-Gebirge, die MacGillivray-Kette, den Manumanu-Fluß und bereicherten unsere Kunde von der dortigen Fauna sehr.

Die Holländer machten erst im Jahre 1849 wieder einen Kolonisationsversuch auf Neu-Guinea, indem sie den Kapitän G. F. de Brimijn-Kops mit dem Schiff „Cirie" nach der Nordküste sandten und die Inseln Biak, Mysore, Run, Jappen und Ansus erforschen, die Küsten der Geelvink-Bay aufnehmen ließen und bis zum Cyklop-Gebirge vordrangen. 1850 bereiste der Holländer de la Rivière die Westküste und 1852 befuhr die Fregatte „Prinz Hendrik der Nederlanden" die Küsten von Neu-Guinea, welches seit 1855 auch in den Bereich der Missionsthätigkeit gezogen wurde, aber davon allerdings keine großen Erfolge aufzuweisen hat.

Die holländische Regierung sandte 1858 den Kriegsdampfer „Etna" nach Neu-Guinea, um dessen Hülfsquellen und Kolonisationsfähigkeit genauer untersuchen zu lassen, und hiermit wurde die Insel noch mehr in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit gerückt. Die wissenschaftliche Ausbeute, besonders auch in ethnographischer Beziehung, wiegt, Dank den Bemühungen der Herren Croockewit und van Rosenberg, den politischen Mißerfolg der Expedition weit auf und erschloß unserer Kunde nicht nur verschiedene weite Küstengebiete, sondern auch das seither noch nie von Europäern betretene Arfak-Gebirge und die Bezirke der noch auf der Stufe der Steinzeit und Pfahlbauten lebenden Eingeborenen.

Bedeutende wissenschaftliche Ergebnisse verdanken wir dem englischen Naturforscher Russel Wallace, welcher sich 1858 drei Monate in Doreh aufhielt und die ersten lebenden Paradiesvögel nach Europa brachte, und den Missionaren Ottow, Jäserich und van Hasselt, welche das Volksleben und die Sprache der Papuas um Doreh studierten und das erste in Papua-Sprache herausgegebene Buch herstellten.

Im Jahre 1861 kam der Italiener G. Emilio Cerrutti nach Neu-Guinea und erforschte die MacCluer-Bay und Adi. Im Jahre 1862 besuchte der deutsche Naturforscher Bernstein die Maliagan-Insel. Seit die Beziehungen zwischen den Niederlanden und Neu-Guinea wieder hergestellt waren, sandte die holländische Regierung von Zeit zu Zeit und bis zur Gegenwart herunter eigene Kommissäre oder Kontroleure auf Inspektions- und Forschungsreisen nach dem Westen der Insel, denen wir manche dankenswerte Aufklärung verdanken. 1864 kam Bernstein zum zweitenmal nach Neu-Guinea und besuchte nacheinander die Inseln Batjan, Wiri, Salawatti, Dohm, Sorong und die Küste der Hauptinsel. Am 1. Januar 1869 landete der Deutsche Rosenberg in Doreh, gieng von da nach dem Schouten-Archipel, nach Jappen und einigen kleineren Inseln, sowie später nach dem Arfak-Gebirge und brachte bedeutende Sammlungen mit.

Seit 1870 mehren sich die wissenschaftlichen Reisen in Neu-Guinea, besonders die der Briten, von Festland-Australien aus, wie z. B. die von H. M. Chester, der von der Torresstraße aus die Südwestküste besuchte; dann Cerrutti auf seiner zweiten Reise im Westen, Andrew Edgar in der Astrolabe-Bucht, der Russe Miklucha-Maclay ebendaselbst u. a. m.

Im Jahre 1871 begann die englische Missionsgesellschaft ihre segensreiche und beharrliche Thätigkeit auf Neu-Guinea, indem sie bekehrte Polynesier von den Tonga-Inseln auf vier Eilanden in der Torresstraße stationierte und unter die Aufsicht von weißen Inspektoren stellte. Im Südosten drangen von der Yule-Insel und Redscar-Bucht verschiedene Forscher ins Küstenland ein und fanden eine Rasse hellfarbiger friedliebender Eingeborener. Der italienische Zoologe d'Albertis und der Botaniker Beccari besuchten 1872 die Südwestküste bis zur Insel Sorong, d'Albertis später von der Geelvink-Bucht aus das Arfak-Gebirge, wo er sich über einen Monat aufhielt und woher er viele unbekannte Vögel mitbrachte. Der niederländische Resident von Timor, J. G. Coorengel, besuchte auf seiner Inspektionsreise 1872 Misool, die Halbinsel Onin, Salawatti und die Nordküste bis Doreh; an der Erforschung des Amberno-Flusses hinderte ihn dagegen eine unter seiner Mannschaft ausgebrochene Krankheit.

Besondere Erfolge in der Erforschung der Hauptinsel verdankt man dem dermaligen britischen Admiral Moresby, welcher 1871—1873 in Begleitung des Kapitän Mourilyan Neu-Guinea mehrmals besuchte, ganz umsegelte und viele Teile der Küste kartographisch feststellte. Ein eben so hohes Verdienst erwarb sich der deutsche Forscher Adolf Bernhard Meyer, welcher im März 1874 von Ternate nach Doreh kam, die Inseln im Norden der Geelvink-Bucht und die Nord- und Ostküste dieser Bay besuchte und erforschte und dann die Landenge zwischen der Geelvink-Bucht und dem MacCluer-Golfe überstieg. Herrn Meyer, der eigentlich der erste wissenschaftliche Reisende auf jener Insel war, verdanken wir die umfassendsten wissenschaftlichen Aufklärungen über Land und Leute, Pflanzen und Tierwelt von Neu-Guinea.

Von ferneren wertvollen Forschungen sind zu nennen die des „Challenger", welcher auf seiner Weltfahrt 1875 in der Humboldt-Bucht anlegte, die der britischen Missionare in Port Moresby, die späteren von Miklucha-Maclay die von d'Albertis und Tomasinelli an der Südküste, die Reise des Engländers William Macleay und des Amerikaners Jones 1875 an der Torresstraße, die Forschungen Beccari's auf den Ki- und Aru-Inseln und in den Arfak-Bergen, die Flußreisen der Missionare MacFarlane, Stone und Runcie an der Südküste im Mai-Kassa und in der Redscar-Bucht, und die gemeinsame Expedition von MacFarlane, d'Albertis und Chester den Fly-Fluß hinan in den Jahren 1875 und 1876, welche am weitesten in das Binnenland eindrang, in Sicht des Zentralgebirges führte

und wobei man das Zentrum der Insel überschritt und eine Menge der lehrreichsten und interessantesten Ergebnisse erzielte. Ferner sind noch zu erwähnen Mikluchа-Maclay's fünfzehnmonatlicher Aufenthalt 1876—77 an der Astrolabe-Bay und seine Ausflüge in das Innere, des holländischen Kapitäns Hertog Reise nach der MacCluer-Bay 1876, welche zur Wiederherstellung einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung zwischen Indonesien und Neu-Guinea seit 1877 führte; die Forschungen von Goldie, in der Nähe von Port Moresby, die Sammlungen der Franzosen Raffray und Maindron auf den Inseln Mafor und Misor in der Geelvink-Bucht und an der Nordküste von Amberbaki bis Andah, des Franzosen Laglaize und die des Holländers Bruijn an der Nordwestküste, sowie die verschiedenen Besuche des Engländers Wilfred Powell an der Nordostküste von 1875—79.

Minder bedeutend in ihren Ergebnissen, aber immerhin erwähnenswert sind d'Albertis' dritte Forschungsreise auf dem Fly-River 1876, MacFarlane's Ausflug ins Innere von Port Moresby aus längs dem Laloki-Flusse, und die Fahrt, welche die Engländer Chester Vater und Sohn, Jardine, Sumers, Pennyfather und Wilkie Ende 1876 den Baxter-Fluß (Mai-Kassa) hinauf machten, und wobei sie noch 12 Meilen weiter kamen als MacFarlane im Jahre 1875.

Um ein Haar hätte auch Neu-Guinea seine Periode des Goldschwindels gehabt, denn als die Herren Lawels und Goldie 1877 goldführende Quarze und einigen Goldsand gefunden und zur Prüfung nach Sydney geschickt hatten, verbreitete sich dort schnell das Gerücht von diesen Funden und ihrer Ergiebigkeit. So landete dann im März 1878 eine Schar Goldsucher aus Sydney in Port Moresby, zog mit Packpferden den Laloki- und den Goldie-Fluß hinab und begann dort zu graben und zu waschen. Schwierigkeiten, Mühsale und Gefahren waren groß, die Ausbeute nicht lohnend, und enttäuscht kehrten die Goldsucher zurück.

Im Jahre 1878 machten der Missionar Chalmers und Kapitän Durfield eine Reise an der Südküste, wobei 200 Dörfer besucht und viele neue Buchten, Häfen und Flüsse entdeckt wurden. Im Frühjahr 1879 kam Mikluchа-Maclay zum drittenmal nach Neu-Guinea, und zwar an die Tritons-Bay. Auf der vierten Reise besuchte er die Südspitze der Insel, um nach dem Vorhandensein einer hellfarbigen Rasse zu forschen, und zum fünftenmal erschien er 1881 an der Südküste und verweilte daselbst längere Zeit, um seine früheren Beobachtungen zu vervollständigen. Die holländischen Inspektions- und Recognoszierungsreisen besorgte in den Jahren 1879—81 der Kontroleur J. van Oldenborgh; die wichtigste und gelungenste derselben führte ihn vom 30. Dezember 1880 bis 21. Januar 1881 nach dem östlichsten Punkte des holländischen Gebietes (unter 141° ö. L.), wo er die Südküste aufnahm und die vorhandenen Karten berichtigte.

Unser verdienter Landsmann, der bekannte Naturforscher Dr. Otto Finsch, landete 1882 in Port Moresby und machte zuerst einen Ausflug nach der Keppel-Bucht; dann wanderte er mit 20 Trägern nach dem Laloki, ließ sich in dessen Nähe nieder in einem einfachen Häuschen, das er „Humboldtsheim" nannte, unternahm von hier Sammelreisen nach dem Goldie und kehrte nach einem fünfmonatlichen Aufenthalt daselbst mit einer reichen wissenschaftlichen Ausbeute nach der Küste zurück.

Die Berliner Missionsgesellschaft hat in den jüngsten Jahren eine Niederlassung an der Geelvink-Bucht gegründet und das holländische Handelshaus Bruijn und Duivenbode hat zu Doreh, Ansus und auf der Insel Jappen Faktoreien eröffnet.

Die Vermehrung der Zuckerplantagen in der Provinz Queensland in Australien und die steigende Nachfrage nach Arbeitskräften hat die Aufmerksamkeit der Plantagenbesitzer von Queensland längst auf Neu-Guinea und seine kräftige Bevölkerung von Papuas und Polynesiern gerichtet, welche zu Sklavendiensten auf den Plantagen ganz geeignet wäre. Daher sprach man dort ziemlich allgemein den Wunsch aus, Neu-Guinea zu annektieren, und hat sogar bekanntlich einige unbedachte und erfolglose Versuche in dieser Richtung gemacht, besonders aber mehrere Expeditionen dorthin gesandt, um zu „prospekten", d. h. Land und Leute kennen zu lernen, die bevölkertsten Gegenden zu ermitteln und nebenbei wohl auch wissenschaftlichen Zwecken zu dienen.

Eine andere, auf Kosten des „Argus", einer der bedeutendsten Zeitungen von Melbourne, ausgerüstete Expedition unter der Führung von W. E. Armit mit Professor Denton und seinen beiden Söhnen erreichte im Juli 1883 die Südküste von Neu-Guinea, wandte sich dann erst nordöstlich, dann wieder südöstlich und gelangte unter 9° 35′ s. Br. und 147° 38′ ö. L. und in 553 m. Meereshöhe auf die Wasserscheide zwischen dem Laloki und den Quellflüssen des Kemp Welsh und an den fernsten erreichten Punkt, da sie infolge von Professor Denton's Tod umkehren mußte.

Um dieselbe Zeit sandte die Zeitung „Age" den von einer Reise in das Innere von Festland-Australien zurückgekehrten berühmten Fußgänger G. E. Morrison auf eine Forschungsreise ins Innere von Neu-Guinea; er brach am 21. Juli 1883 von Port Moresby mit Packpferden auf, durchzog ein dichtbevölkertes Gelände, erreichte den Goldie-Fluß, wurde aber bei Varigadi von Eingeborenen überfallen und zum Rückzuge gezwungen.

Weitere Reisen unternahmen im Jahre 1883 noch der Missionar Chalmers an der Westküste des Papua-Golfs, und fand gutmütige, friedliebende, auf Pfahlbauten wohnende Eingeborene im sumpfigen Mündungsgebiet von drei Flüssen, welche nach seiner Ansicht Arme des Fly-River sein dürften; ferner Robert Drew aus Sydney, welcher 30 Mln. westlich von Mai-Kassa den bedeutenden Chester-Fluß und die Insel Discovery entdeckte.

Im Jahre 1884 bereiste Kapitän Strahan ebenfalls im Auftrage der „Age“ denselben Küstenstrich, fuhr den Mai-Kassa 120 Mln. nordwärts hinan, entdeckte mehrere bedeutende Nebenflüsse und ward dann von der feindseligen Bevölkerung zu raschem und gefahrvollem Rückzuge gezwungen. Ueber die Fahrt längs der Nordküste und den Amberno-Fluß hinauf, welchen der niederländische Resident von Ternate, D. F. van Braam Morris, im Sommer 1884 machte, haben wir im „Ausland“ 1885, S. 564, ausführlich berichtet.

Die erfolgreichsten neueren Forschungen und Ermittelungen sind Folgen der deutschen Besitzergreifung und haben unsere Kunde vom Norden und Nordosten von Neu-Guinea oder dem eigentlichen Kaiser-Wilhelms-Land und dem sogen. Bismarcks-Archipel wesentlich gefördert. Dr. O. Finsch hat in den acht Monaten vom Oktober 1884 bis Mai 1885 in dem Dampfer „Samoa“, Kapitän Dallmann, fünf größere Reisen gemacht, welche die Küsten von dem Huon-Golf bis zur Humboldt-Bucht umfaßten und zu einer Menge der wichtigsten Entdeckungen von Häfen, Flüssen, Gebirgen u. s. w. führten und zur Berichtigung der vorhandenen Karten dienten. Finsch und Dallmann haben für die Kunde von Kaiser-Wilhelms-Land mehr geleistet, als in den vorher vergangenen acht Jahrzehnten für die ganze Insel geschehen war. Gleichzeitig mit diesen Forschungen hatte die deutsche Korvette „Elisabeth“ den Friedrich-Wilhelmshafen und das Kanonenboot „Hyäne“ den Finsch-Hafen vermessen und kartographisch aufgenommen.

Von dem Mißerfolg, welcher im vorigen Jahre eine von Queensland ausgeschickte Expedition nach der Südküste von Neu-Guinea und dem Fly-River hatte, haben wir erst kürzlich berichtet. Mit gerechtfertigten größeren Erwartungen dürfen wir Deutsche wohl den Ergebnissen der jüngsten deutschen Expedition entgegensehen, welche im vorigen Jahre zur Untersuchung und Erforschung von Kaiser-Wilhelms-Land aufgebrochen ist, aus sechs Gelehrten unter Leitung von O. Schrader besteht, und deren Thätigkeit wohl noch das ganze Jahr 1886 in Anspruch nehmen wird. Alle seither eingetroffenen Nachrichten von dieser Expedition lassen einen sehr günstigen Erfolg hoffen, und der Eingangs erwähnte Verein soll bereits eine zweite, von einigen jungen deutschen Gelehrten geplante Expedition dorthin zu unterstützen beschlossen haben.

Nun noch einige Worte über die Topographie der Nordküste. Westlich von 135° 30′ beginnt man die hohen Berge zu erblicken, deren Höhe allmählich zunimmt und sich am Kap Bouron in einem Vorgebirge zu endigen scheint. Die fernsten Berge sind von hohen Spitzen gekrönt; die der Küste entlang streichende Bergkette ist niedriger, aber zerrissener, namentlich nach den Vorgebirgen hin; die Strandflächen sind selten, ausgenommen in den zahlreichen kleinen Buchten, und der Küstenstrich ist besäet mit Inseln, welche den Charakter des gegenüberliegenden Landes annehmen und bald hoch, bald nieder sind; im ersteren Falle ist das Kalkgestein von den Wogen ausgenagt, so daß die Felsen oft die Gestalt eines Hutpilzes annehmen.

Die Bewohner der großen Insel an denjenigen Orten, wo der Boden zum Anbau zu rauh ist, fahren häufig nach den kleinen Inseln hinüber, um dort Felder anzulegen und zu bebauen. Die Bodenformation im Innern soll großenteils aus Jurakalk und Dolomit bestehen. Der Fluß Utanata führt auch Kiesel aus einem grauen Sandstein von anscheinend alter Formation. In der Prinzeß-Mariannen-Straße findet man schweres Eisenerz und eine leichte, poröse, vulkanische Schlacke.

Die Einwohner betreiben einen lebhaften Handelsverkehr mit Ceram und den benachbarten Inseln. Viele von ihnen sind Mohamedaner. Die bedeutendsten Häuptlinge haben gewöhnlich ihre Autorität vom Sultan von Tidore; andere werden unter sich gewählt oder es werden ihnen durch die Händler von Ceram Titel oder ein Ehrenkleid verliehen, das ihre einzige Kleidung bildet.

Die Südwestküste der Geelvink-Bay ist steil und abschüssig bis zu dem Punkt, wo der unter dem Namen Telok Berau bekannte Paß oder MacCluer-Golf in sie einschneidet. Ihre südlichen Gestade sind bergig, im Norden aber sind sie niedrig und sumpfig und erzeugen eine Menge Sago. Die Berge, welche sich von da nach dem Innern des Landes hinaufziehen, werden von einer wilden Rasse bewohnt, welche der Schrecken der Küstenbewohner ist.

Die West- und Nordküsten der großen westlichen Halbinsel zeigen dieselben Merkmale, wie die östlichen, ausgenommen, daß in der Meerenge gegenüber von Salawatti die Küsten gleich den Gestaden dieser Insel selbst sumpfig sind. Die Berge ziehen sich in geringer Entfernung landeinwärts längs der Nordküste hin und das Hochland an der Nordseite von Salawatti ist ohne Zweifel die Fortsetzung davon. An der Nordküste ist beinahe bis zur Geelvink-Bay hin das Gestade steil und so gibt es wegen der Tiefe des Wassers keinen guten und geeigneten Ankergrund.

Die Bergketten, welche sich hinter einander bis zur Höhe von 3000 Fuß erheben und sich bis ziemlich tief ins Innere hinein verlängern, sind gewöhnlich bewaldet, allein von unfruchtbaren und öden Lichtungen durchschnitten, die teilweise von Erdbeben und Waldbränden herrühren; diese Berge stehen wahrscheinlich im Zusammenhang mit den Arfak-Bergen. Diese gebirgige Region wird von verschiedenartigen Stämmen bewohnt; einige derselben sind Nomaden und verschaffen sich ihre Lebensbedürfnisse durch Verkauf von Vogelbälgen oder Sklaven oder leben von Raub und Plünderung; andere dagegen, wie die Amberbaki, sind emsige Landbebauer.

Die Westküsten der Geelvink-Bucht werden ebenfalls von Felsen gebildet; aber am Eingang der Bucht und an der östlichen Küste, besonders aber gegen Norden, ist das Gestade flach und sumpfig, und im Innern bemerkt man

nur einige vereinzelte Hügel. Hier beginnt das große Delta des Amberno-Flusses mit seinen von Casuarinen und Nipapalmen bedeckten Ufern. Jenseit derselben steigt das Land nach Osten hin allmählich an; man trifft zerstreute Hügel, dann fortlaufende Ketten bewaldeter Berge, welche in Zwischenräumen wieder durch nackte Gräte und Blöcke von Kalkgestein, oft von rötlicher Eisenfarbe, durchschnitten werden, was der Gegend den malayischen Namen Tana Mera verschafft hat.

Die Küsten sind steil und sehr schwer zugänglich; man kennt außer den geschützten Gestaden der Humboldt-Bucht keinerlei natürliche Häfen. Im Osten bewahrt der Küstenstrich im allgemeinen dasselbe steile Aussehen mit einem Rande von Riffen, während das sehr tiefe Wasser da und dort die Küstenklippen und besonders den Fuß der Vorgebirge bespült. Die Berge am Hüons-Golf erreichen eine Höhe von 9000, die am Finistère wahrscheinlich eine Höhe von 11—12,000 Fuß. Der Insel Neu-Britannien gegenüber erstreckt sich ein Streifen angebauten Landes auf einer Strecke von ungefähr 40 Meilen der Küste entlang, und die jenseit desselben ansteigenden Berge bieten fruchtbare und angebaute Hochebenen und Plateaux dar. In der Nähe von Kap della Torre und auch im Hüons-Golf und ungefähr unter dem 148.° ö. L. finden sich die Mündungen bedeutender Flüsse.

Beinahe vom Eingang des Golfs von Guinea oder Papuasien an ostwärts hat die Ostküste von Neu-Guinea nicht mehr das flache halb unter Wasser stehende Aussehen, welches sich auf dem ganzen Wege von 135° 30′ ö. L. an nach Osten hin darbietet; allein sie unterscheidet sich durch Bergketten, welche abgerundet, wie diejenigen von Australien, und streckenweise von Eucalypten und Akazien bedeckt sind; die Südküste ist beinahe fortlaufend von Redscar Head bis zu ihrem Ende und auf eine Entfernung von fünf bis sechs Meilen durch ein Korallenriff besäumt, welches ohne Zweifel ein Ausläufer des großen australischen Barrier-Riffs ist und innerhalb dessen man treffliche Häfen und gute Ankergründe findet.

Sind nun aber unsere seitherigen Kenntnisse von den Küsten Neu-Guinea's nichts weniger als vollständig, so ist unsere Kunde vom Innern der Insel noch weit unvollständiger. Englische Missionare, wie die Herren Mac-Farlane, Lowes, Chalmers u. a., sind zwar von der Südostküste aus in verschiedenen Richtungen bis auf eine gewisse Entfernung in die östliche Halbinsel eingedrungen; allein derjenige Reisende, dessen Forschungen ihn am weitesten ins Innere geführt haben, ist der Kapitän Armit. Aber auch er hat nicht die Berge der zentralen Kette, die Owen-Stanley-Berge, deren Höhe auf 13,200 Fuß angegeben wird, erreicht.

Die Bergkette, welche der Australien zugekehrten Küste entlang streicht, ist beinahe dürr; hinter ihr steigen staffelförmig höhere Bergketten an, durchschnitten von tiefen, steilen Schluchten und offenen Thälern, die an manchen Stellen mehrere Meilen breit sind und einen tiefen fruchtbaren Boden darbieten. Der ganze Landstrich ist durch schöne Flüsse bewässert und mit dichten tropischen Baumwäldern bedeckt, welche wiederum von geräumigen Lichtungen durchzogen sind, worin das Gras in Menge wächst. In den zwischenliegenden Bergen ist das Gestein vulkanisch; hie und da findet man auch eine vulkanische Bresche, die auf einer metamorphischen Schichte ruht, welche aus Talk-, Graphit- oder Dachschiefer mit Quarzadern besteht.

Die Thäler und an vielen Stellen auch die Berghänge sind urbar gemacht, mit Hecken oder Schranken umfriedigt und sorgfältig angebaut; man findet überall das Zuckerrohr, die Baumwolle und den Tabak und ebenso in großen Mengen die Igname und den Taro kultiviert; die Eiche gedeiht hier sehr gut und die Eicheln dienen zur Schweinemast. Die Eingeborenen werden als sehr freundlich und zuthunlich, als ehrlich und leicht zu gewinnen geschildert; übrigens ist der erste Eindruck, welchen sie sich von Europäern zu machen imstande waren, derjenige, welchen sie von ihren Beziehungen zu den Missionaren hingenommen haben, und dieser Eindruck ist glücklicherweise nicht durch die denselben nachgefolgten späteren Reisenden verändert worden. Es ist ferner Thatsache, daß ohne den Beistand, welchen die Eingeborenen bereitwillig als Träger geleistet haben, die Erforschung jener Gegenden nicht möglich gewesen wäre. Die verschiedenen Stämme scheinen immer miteinander in Fehde zu liegen; ihr Brauch, ihre Wohnhäuser auf Pfählen zu bauen und ihre Dörfer mit Verpfählungen zu umgeben, deutet genugsam auf ihren Mangel an Sicherheit.

Die Region des Küstenstriches scheint ein wahres Netz von Wasserläufen zu sein. Herr d'Albertis, welcher den Fly-River hinanfuhr, berichtet, er habe, nachdem er die Küste verlassen, zunächst einen Landstrich von Ebenen durchreist, welcher anscheinend Ueberschwemmungen ausgesetzt, da und dort mit einzelnen Baumgruppen bestanden, sonst aber baumlos und nur mit Schilf, Binsen und Gestrüpp bewachsen sei, während sich aus der Ebene einige einzelne isolierte Berge erheben, welche nach ihrer Lage und ihren Charakterzügen denen auf den Inseln der Torres-Straße sehr ähnlich waren. Weiter nach dem Innern hinein, nach der Luftlinie in einer Entfernung von ungefähr 200 Mln. vom Meer, findet man dann den tropischen Urwald wieder, und 50 Mln. weiter binnenwärts ist das Land nur noch ein wellenförmiges Dickicht mit kegelförmigen Bergen; der Fluß, welcher bisher Kiesel aus Quarz, Basalt und anderem plutonischen Gestein mit sich führte, wird nun seichter und fließt langsamer. Auch sah sich Herr d'Albertis hier zur Umkehr gezwungen, obwohl er auf ungefähr 50 Mln. Entfernung am Horizont noch weitere hohe Berge bemerkte.

Nach Herrn d'Albertis haben noch ein anderer italienischer Naturforscher, Dr. Beccari, und ein Herr v. Rosenberg das Innere zu erreichen gesucht und ganz besonders die Arfak-Berge in der nordwestlichen Halbinsel besucht.

Der einzige Reisende, welcher Neu-Guinea wirklich durchquert hat, ist Dr. A. B. Meyer; aber auch er hat nur einen kleinen Teil davon durchwandert, nämlich nur die Landenge, welche die Geelvink-Bay von dem Mac-Cluer-Golf scheidet; allein da auf seinem ganzen Wege die Flüsse nicht schiffbar waren, mußte er den größten Teil des Weges zu Fuß zurücklegen, was mit ungeheuren Mühseligkeiten verbunden war.

Man hat in Neu-Guinea zwar die Spuren heftiger Erdbeben gefunden, vermöchte aber nicht zu behaupten, daß es in dem höheren und größeren Teil der Insel Vulkane gebe; man vermutet nur in den Arfak-Bergen ein Vorhandensein derselben; sowie östlich vom Amberno-Delta und an der Neu-Britannien gegenüberliegenden Küste.

In Bezug auf die Bevölkerung unterscheidet man gewöhnlich zwei verschiedene Typen auf Neu-Guinea: der eine, die sogen. melanesische oder Papua-Rasse (welche mit bedeutenden Modifikationen in der ganzen Region verbreitet ist, die sich von der Insel Flores im Westen von Neu-Guinea bis nach Neu-Caledonien und den Fidschi-Inseln im Osten erstreckt) nimmt den größeren Teil des Landes ein; der andere umfaßt eine bessere, gebildetere Rasse von sanfteren Sitten, welche einige Verwandtschaft mit der polynesischen Rasse hat und die Südküste der östlichen Halbinsel bewohnt. Jedenfalls weisen diese Rassen große Unterschiede im Aussehen je nach den verschiedenen Teilen der Insel auf, sei es infolge von Einwanderungen aus Asien oder sonst woher, sei es durch Mischung der Rassen unter sich.

Unter den natürlichen Hülfsquellen Neu-Guinea's machen sich, außer Erzen und Meeresprodukten, wie Perlen, Schildkrötenschalen und Tripang, in erster Linie geltend verschiedene Arten von Hölzern, Gummi, Baumrinden (z. B. Chinarinde), Gewürzen, Textilpflanzen, Sago, Zucker, Kokosnüsse 2c. Die Eingeborenen sind meist geschickte Ackerbauer und verstehen mittelst künstlicher Bewässerungen sämtliche Nutzpflanzen der tropischen und pazifischen Flora zu pflanzen.

Nekrolog.

Robert Flegel †.

Laut Nachrichten, welche am 12. September in Berlin eintrafen, ist der verdiente Afrika-Reisende **Robert Flegel** am 11. September zu Braß an der Nigermündung gestorben, und so hat der männermordende „dunkle Weltteil" wieder einen unserer eifrigsten deutschen Forscher als Opfer gefordert in einem Alter, wo er eigentlich erst der Wissenschaft und der Menschheit hätte recht nützlich werden können, denn er war noch nicht 31 Jahre alt. Eduard Robert Flegel war nämlich am 1./13. Oktober 1855 in Wilna von deutschen Eltern geboren, erhielt eine gute Schulbildung und sollte sich dem Buchhandel widmen, zu welchem Behufe er im Jahre 1869 in eine Buchhandlung in Riga in die Lehre kam. Von hier begab er sich 1872 nach München und besuchte dort einige Jahre die Handelsschule, um sich namentlich in neueren Sprachen zu vervollkommnen. Hier weckte die Beschäftigung mit Geographie und Reisebeschreibungen in ihm den Wunsch, auch ferne Länder und Zonen kennen zu lernen, und um diesen Zweck zu erreichen, wurde er Kaufmann und ließ sich 1875 für die Faktorei des Hamburger Hauses Gaiser zu Lagos, in Westafrika, anwerben. In dieser Stellung verbrachte er drei Jahre, erwarb sich eine genaue Kenntnis von Land und Leuten und einigen afrikanischen Idiomen, und machte 1879 von dort aus eine Expedition nach dem Kamerun-Gebirge mit, nach deren erfolgreichem Ausgang er sich entschloß, unter die Afrikaforscher zu gehen. Seine erste Reise war eine Fahrt mit dem Dampfer „Henry Venn" den Niger und Binuë hinauf, welche ihn bis über Adamaua hinausführte. Hierauf unternahm er im Jahre 1880 mit Unterstützung der Deutsch-afrikanischen Gesellschaft eine Reise nach Nupe und Sokoto, so ziemlich auf demselben Wege wie Joseph Thompson, dessen Nigerfahrt wir jüngst in diesen Blättern schilderten, und es gelang seinem freundlichen Wesen und klugen Auftreten, sich überall das Vertrauen und die Gunst der einheimischen Häuptlinge zu erwerben. Dies war noch mehr der Fall auf der Landreise nach Loko, am Binuë, welche er im November 1881 antrat, von wo aus er dann am 13. April 1882 Wukari erreichte. Auf seiner dritten Reise, im folgenden Jahre, überschritt er die Wasserscheide zwischen Binuë und Schare, hatte unendlich viele Hindernisse und Schwierigkeiten zu bekämpfen, mußte aber schließlich doch umkehren und traf im März 1884 wieder in Lagos ein. Diese fünf Jahre andauernden Aufenthalts und strapazenvoller Reisen in Westafrika hatten seine Gesundheit erschüttert und ihn zu einer Erholungsreise nach Europa gezwungen, die er im Spätsommer 1884 antrat.

Im Oktober 1884 erschien er in Begleitung zweier Haussa-Häuptlinge in Berlin, wo er mit seinen Gefährten dem Kaiser vorgestellt wurde und einige Vorträge hielt. Krank und gebrochen angekommen, verfiel er bald nach seiner Ankunft in eine schwere, lebensgefährliche Krankheit, erholte sich aber wieder von derselben und verbrachte beinahe die ganzen sieben Monate seines Aufenthalts in Berlin mit Studien und mit Plänen zu neuen Reisen, denn mit der Gesundheit waren ihm auch Lebensmut, Thatendrang und Reiselust zurückgekehrt. Er trug sich mit dem Gedanken, das von ihm wissenschaftlich durchforschte Gebiet auch dem deutschen Handel und dem Absatz der Erzeugnisse deutschen Gewerbfleißes zu erschließen, allein ehe er diese Idee noch verwirklichen konnte, scheiterte diese an der verfrühten Reklame, an dem geringen Unternehmungsgeist der deutschen Kaufleute und den Nörgeleien und Anfeindungen von Seiten der kurzsichtigen deutschfreisinnigen Partei.

Sobald Flegel's Absichten durch die Presse den Eng-

ländern verraten wurden, sandte die Afrikanische Handelsgesellschaft, um sich das Monopol auf dem Niger zu sichern, den rührigen Reisenden Joseph Thompson auf die Reise den Niger hinauf, welche wir jüngst in seinen Briefen in diesen Blättern geschildert haben, und dieser kam den Bemühungen Flegel's zuvor und verwirklichte dessen Ideen. Flegel mußte sich abermals auf rein wissenschaftliche Forschungen beschränken, zu denen ihm die Deutsche Afrikanische Gesellschaft die Mittel verschaffte; er sollte die noch unbekannten heidnischen Länder zwischen Adamaua am oberen Binuë und dem deutschen Kamerun-Gebiet erforschen und erschließen und gleichzeitig dem Sultan von Sokoto die Geschenke des Deutschen Kaisers überbringen und seine beiden Haussa-Häuptlinge wieder in ihre Heimat zurückgeleiten. Im April 1885 schiffte er sich mit mehreren jungen deutschen Gelehrten für diese Expedition in Hamburg ein, hatte aber von Anfang an Mißgeschick: kaum in Afrika angekommen, erkrankten seine beiden wissenschaftlichen Begleiter Dr. Semon und Dr. Guerich so heftig am Fieber, daß sie nach Europa zurückkehren mußten und durch die beiden freiwilligen Gefährten der Expedition, die Herren Staudinger und Hartert, ersetzt wurden. Die Engländer, besonders die Agenten der National African Company, thaten ihr Möglichstes, Flegel's Bemühungen zu vereiteln, welcher sich aber dadurch nicht entmutigen ließ. Die jüngsten genaueren Nachrichten von Flegel, die unseres Wissens nach Europa gelangten, sind vom 5. Dezember und meldeten, daß er von Lokodja nach Gande am Binuë gereist war, um dort Träger zur Weiterreise anzuwerben. Was zwischen jenem Zeitpunkte und der Gegenwart liegt und was er seither erduldete und wie viel von seinen kühnen Plänen verwirklicht worden ist, das muß erst die Zukunft lehren. Die Wissenschaft hat durch seinen Tod viel verloren, denn er war einer der ausdauerndsten und gewissenhaftesten Forschungsreisenden und bei seiner Tüchtigkeit einer der bescheidensten und liebenswürdigsten, und versprach noch eine große Zukunft. Sein Name aber wird verdienter Weise stets mit Fug unter den ersten deutschen Afrikareisenden genannt werden, wenn auch seine litterarischen Werke hinter denjenigen von anderen zurücktreten.

Kleinere Mitteilungen.

Unterseeischer Tunnel in der Meerenge von Messina und Projekt eines Tunnels im Oeresund.

Nachdem der Plan, über die Straße von Messina eine Brücke zu erbauen, aufgegeben worden ist, scheint der der Anlage eines Tunnels sich zu verwirklichen. Man hielt dessen Ausführung der bedeutenden Tiefe des Meeres wegen bisher für unmöglich. Lothungen jedoch, welche man mit Apparaten vornahm, die von der in der Straße herrschenden starken Strömung unbeeinflußt blieben, ergaben, daß 160 m. unter dem Meeresspiegel sich ein Höhenrücken hinzieht. Die Länge des Tunnels würde beiläufig 4300 m. sein, also länger als eine halbe Meile. Die Kosten sind auf 71,000,000 Francs, die nämliche Summe, welche der Mont-Cenis-Tunnel kostete, veranschlagt. Man meint das Werk im Laufe von vier bis sechs Jahren fertig stellen zu können.

Ein Projekt für Anlage eines Tunnels im Oeresund ist der in Malmö erscheinenden Schnellpost zufolge vor kurzem aufgetaucht, indem beim schwedischen Ministerium des Innern um die Bewilligung der Vornahme der notwendigen Forschungen auf schwedischem Gebiete zum Zwecke der Anlage eines Tunnels zwischen Limhamn (Schweden) und Amager (Dänemark) angesucht worden ist. Das Projekt soll von einigen in der Finanzwelt vorteilhaft bekannten Geldinstituten, wie der Banque maritime, dem Comptoir d'escompte u. a. m., unterstützt sein. Das Zivildepartement hat, wie jedesmal wann es sich um Anträge von Ausländern handelt, sich an das Ministerium des Aeußeren um die nötigen Auskünfte über die Personen der Antragsteller gewendet. Veranschlagt man die Kosten nach dem Maßstabe des großen St. Gotthard-Tunnels, als des kostspieligsten Tunnels der Erde, welcher pro Fuß 800 Francs kostete, so würde der Oeresund-Tunnel auf beiläufig 54,000,000 Francs zu stehen kommen; man meint jedoch durch Anlegung nur eines einzigen Geleises und durch Verwendung von Gußeisen bei Konstruktion des inneren Zylinders jene Kosten auf 30,000,000 Francs herabmindern zu können. H. W.

* Die Kolonie Südaustralien, deren Bevölkerung sich Ende vorigen Jahres auf 319,769 belief, verlor im Jahre 1885 durch Auswanderung 18,876 Personen, während nur 12,185 einwanderten, und im laufenden Jahre scheint sich die Auswanderung noch mehr zu steigern. Die Bankerotte zählen in der so kleinen Bevölkerung monatlich 70 bis 80! Der Staat arbeitet mit einem starken Defizit im Budget und ist mit einer öffentlichen Schuld von 18,384,600 Lstrl. — 57 Lstrl. per Kopf der Bevölkerung! — belastet, welche mit 4 Lstrl. 3 sh. 3 1/2 d Prozent jährlich zu verzinsen sind. Die Steuern sind erhöht worden. Der Export der Stapelprodukte (Getreide, Wolle, Kupfer) verminderte sich im Werte. Dazu kommt die diesjährige große Mißernte. Es befanden sich 1,950,000 Acres (789,106 Ha.) unter Weizen, der Hauptfrucht, und lieferten, unter Ausschluß von 320,000 Acres (oder 129,494 Ha.) ohne Ertrag, nur 5,161,666 Bushels (140,476,805 Kilo) oder 3 Bushels 10 Pfund englisch (86 Kilo) vom Acre = 40.46 Ar. Dies wird für Export nur ungefähr 36,800 Tonnen (englisch) Mehl übrig lassen, gegen 283,000 im Vorjahr. Gr.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 40. Stuttgart, 3. Oktober. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Ueber Theaterwesen und Malerei in Stambul.

Bei keinem Volke des Orients, außer dem chinesischen, erfreut sich die dramatische Kunst großer Pflege; nur in der Litteratur der Inder finden wir etwa ein Dutzend Dramen — darunter allerdings solche von bedeutendstem Werte — wogegen die Dichtkunst der Hebräer, Araber, Perser und Türken im Drama nennenswertes nichts erzeugte. Wohl hat es der Araber Thabit, ein Zeitgenosse Mohammeds, an dramatischen Versuchen nicht fehlen lassen, aber sei es, daß die satirische Richtung, die seine Poesie im allgemeinen einschlug, die Dramatisierung derselben erschwerte, oder hat die sturmbewegte Zeit, in der er lebte, des Dichters einheitlichen Gedankengang verschlungen: er ist auf jenem Gebiete zu keiner Vollendung gelangt, und von da an traten auch die Satzungen des Islam dem Aufkommen des Drama's in den Weg.

Nur in einer Nation, in der das Weib eine höhere Stellung einnimmt als bei den moslemitischen Völkern, kann die Dichtkunst nach jeder Richtung Großes leisten; wo das Weib in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben zurückgedrängt und in den Aeußerungen seiner Empfindungen eingeschränkt wird, da kann auch die Bühne nicht die Welt bedeuten und die Dichtung sich nicht zur Handlung gestalten. Mit dem richtigen Gefühl für diese erdrückende Thatsache haben morgenländische Dichterfürsten alter und neuer Zeit oft genug eine gesellschaftliche Erhöhung der Frauen angestrebt, doch kann dieselbe nicht durch Worte bewirkt werden.

Die soziale Erniedrigung des Weibes ist hier der Quell, aus welchem dem einen Schmerz quillt, der dann zur kostbaren Perle, zu einer Blüte der Lyrik wird, dem anderen fließt aus ihm Schamlosigkeit, Rohheit und Willkür, die seinen Sinn abstumpft und verschließt. Das Verlangen nach dem besänftigenden, veredelnden Einfluß weiblichen Wesens und Charakters, der ungestillte Wunsch eines ungehinderten, sittlich-freien Verkehrs mit dem schönen Geschlecht erzeugt die Thränen der Liebe, das Feuer des Verlangens, welches die Phantasie des Orientalen zu duftenden Liedern entflammt, oder erzeugt die mehr sinnliche Lyrik, wie sie sich in erotischer Verherrlichung flüchtigen Lebensgenusses äußert. Unter solchen Bedingungen kann die dramatische Poesie nicht erblühen und wenn wir vom Theaterleben in Stambul sprechen, so können wir weniger dramatische Aufführungen registrieren, als vielmehr nachweisen, wie dem Volksdrama durch das Fehlen weiblich sittlicher Idee alle wohlthätigen Einflüsse und Wirkungen für das soziale Leben verloren gehen.

In neuester Zeit hat der Jungtürke Kemal (geboren 1840) ein Drama mit tragischer Tendenz unter dem Titel „Silistria" oder „Das Vaterland" auf die Bühne gebracht. Das armenische Theater „Gullians", in welchem es zur Aufführung kam, existiert heute nicht mehr; der Dichter selbst wurde eines Abends nach der Vorstellung abgefaßt und verbannt. Gleichzeitig wurde das erst seit drei Monaten erschienene, freisinnige Organ Kemals: „Ibret" unterdrückt und die Mitarbeiter an demselben, Tewfik und Achmet Midhat, teilten das Loos des Chefredakteurs. Sultan

Murad erlaubte Kemal die Rückkehr, doch verbannte ihn Abdul Hamid auf's neue und zwar nach Mytilene. Auch von Achmet Midhat Effendi ging eine Tragödie über die Bretter, welche vorzugsweise durch ihre verständnisreiche Charakterisierung der Tscherkessen Aufsehen erregte. Das Trauerspiel gipfelte aber in einem Mord, den eine Tscherkessin an einer obrigkeitlichen Person vollzog, und dieser Umstand rief unter den Tscherkessinnen im Serail des Großherrn, die ihre nationale Frauenehre als beleidigt ansahen, einen ungestümen Protest hervor, welchem zufolge der Sultan das Werk Midhats konfiszieren und den Dichter zu einem förmlichen Widerruf zwingen ließ.

Das Theater in Jedik-Pascha, in dem Tscherkessinnen in ihrem malerischen Nationalkostüm auftraten und längere Zeit nicht geringe Anziehungskraft ausübten, fiel ebenfalls der Zensur zum Opfer, und an seiner Stelle steht jetzt die Werkstätte eines Wagners. Wer wollte unter solchen Umständen noch dramatischer Dichter werden, sein Herzblut für eine Sache einsetzen, für die nur Undank zu ernten war? Aber der niedergeschmetterte junge Baum der Dichtkunst trieb noch ein letztes schwaches Reis: es entstand eine Verbindung von Armeniern, denen sich auch Frauen anschlossen, welche zu übersetzen anfiengen und vorzugsweise französische Theaterstücke ins Türkische übertrugen. Das Volk nahm die Erzeugnisse der fremden Muse immerhin noch dankbar auf und die Theatergesellschaft fand ihre Rechnung. Der Sultan munterte durch Verleihung von Dekorationen die Bestrebungen der Uebersetzer auf. Nach und nach aber gieng die Schauspielertruppe aus dem Leim; jeder wollte ein eigenes Theater gründen, und die Sache geriet in Verfall. Einzelne Schauspieler hiengen, je nach Talent und Neigung, der ernsteren oder der lustigen Muse nach; letztere fand mehr Anklang, da der Türke im allgemeinen dem Prinzipe eines möglichst ungetrübten Lebensgenusses huldigt und die Kunst nur gelten läßt, wenn sie zu dessen Erhöhung in leckerhafter Weise beiträgt, so daß der an Gemütsruhe überladene Zuschauer keinerlei Erschütterung erleidet. Die Auswüchse, welche die rasch welkende dramatische Kunst trieb, sind ihrem kurzen und verhältnismäßig niedrigen Blütezustand angemessen, denn es blieben die Pantomime, die Kunst des Seiltänzers und die Karagös. Da aber auch die Vorstellungen der Seilkünstler tragischer Effekte nicht ermangelten, wurden sie bald ausgewiesen.

Die Schauspielkunst sank also unter die Stufe zurück, auf der sie seit ältesten Zeiten stand. Die Mimiker, als deren Stammvater den Türken jener Haman gilt, welcher am ägyptischen Hofe die magischen Künste Moses' nachzuahmen verstand, gewannen den Boden wieder. Denn wenn auch in den Theaterbuden von heute in Akte und Auftritte zerlegbare Textdichtungen zur Aufführung gelangen, so spielt doch Mienen- und Gebärdenspiel die Hauptrolle, und der darstellende Künstler genießt um so größerer Achtung, je mehr er in der Lage ist, den Text entbehrlich zu machen. Aber auch die Mimik, wie sie unter vielen Sultanen blühte, so unter Bajasid und Murad IV., welcher sogar seinen Sänger Hafisa Achmed zum Großwessier machte, — die Mimik zeigt nichts mehr von ihrem einstigen Glanze: der Theaterdichter machte wieder dem Mimenschreiber Platz, aber der heroische Mimiker selbst wurde zum Harlekin. So ist das Theater von heute ein trauriger Ueberrest der alten Mimik und der schnell versunkenen neuen dramatischen Dichtung und Schauspielkunst.

Unter solchen Bedingungen entfaltet sich das Theaterleben in Stambul am vorteilhaftesten zur Zeit des Ramasan; in den übrigen Monaten beschränkt sich dasselbe auf einige Cafés chantants in den Vorstädten Galata und Top-Hane, wo bunt und schauerlich bemalte Theaterzettel den theaterlustigen Plebs fast täglich, zu meist mimischen und äußerst geschmacklosen, ja tölpelhaften Vorstellungen einladen, die nicht den geringsten künstlerischen Forderungen entsprechen und nur insofern von Interesse sind, als sie die niedrige und zynische Geschmacksrichtung der unteren Volksschichten erkennen lassen.

Durch einen Besuch der türkischen Theater im Ramasan stellen sich uns die dramatischen Bedürfnisse des Volkes von Stambul dar. Wo sonst um zehn Uhr Abends die Straßen „wie gekehrt, wie ausgestorben" erscheinen, wo sonst um diese Zeit nur selten ein Türke sich blicken läßt, wo spärliche Gasbeleuchtung sonst unheimliche Schatten erzeugt, da herrscht jetzt überall Leben, und ein Meer des Lichts ergießt sich über Platz und Straße, und über Kuppeln und Minarets, über Dächer und Gärten hin strömt der Schein von tausend und tausend Flammen.

Die breite Straße Divan-Jolu, die uns von der Agia-Sophia sanft ansteigend in westlicher Richtung nach dem Seraskieratsplatze führt, entfaltet vor uns die Eigenheiten des Ramasans; da sitzen links und rechts auf Stühlen und Kanapees nach beendetem Souper — zu dem nach 17-stündigem Fasten ein trefflicher Appetit nicht fehlen konnte — Türken und Perser beim Nargileh, stundenlang in Nichtsthun versunken. Von diesem Nichtsthun hat der Europäer keinen Begriff, denn es ist nicht das dolce far niente des Italieners — das Nichtsthun des Türken ist das absoluteste Phlegma, ohne Rede, ohne Gedanke. Nach vorgeschrittener Verdauung beginnt sich's zu bewegen, doch erregt unser rasches Ausschreiten immer noch das verachtende Erstaunen der durch die Straße auf und ab schlendernden Muselmanen.

Der Strom des Lichtes, welcher vom Turm von Eski-Serai und den Minarets der Moschee des Sultans Bajasid herniederfließt, erleuchtet die Gasse, die uns in westlicher Richtung in die Straße Direkler-Arassi (zwischen den Säulen) führt. Hier wogt eine kunstsinnige Menge. Frauen jedoch, denen wir bis jetzt häufig begegneten, sind immer spärlicher vertreten; an der Ecke eines Gräbertempels sahen wir ihrer noch zwei, drei durch die Fenster herauslugen, aber in der Nähe der Hallen der Thalia haben türkische Damen nichts zu suchen.

Setzen wir uns auf die ersten Strohstühlchen hier, um die Musentempel und ihr Publikum zunächst von außen zu betrachten. Hier stehen sich vis-à-vis die beiden Hauptheater, das eine rechts, das andere links von der Straße. Keines derselben ragt architektonisch hervor. Das eine ist eine riesige Bretterhütte, ähnlich einer ambulanten Zirkusbude; in dieser werden nur Uebersetzungen ausländischer Stücke, meist französischer, zur Darstellung gebracht. Durch entsprechende Verbesserungen des Originals bleibt dem Uebersetzer immer Gelegenheit, sein eigenes Genie zu bethätigen. Wir haben einer Vorstellung des „Othello" beigewohnt, die kaum an das Vorbild erinnerte; auch Schillers „Räuber" habe ich über die Bühne gehen sehen; im letzten Akt wurden einige Verheiratungen vorgenommen, um den Inhalt des Stückes der Geistesruhe und dem pulverscheuen Charakter der Zuschauer anzupassen. Mehr als dieses modernisierte Theater erregt sein Gegenüber unsere Aufmerksamkeit, in dem nur Erzeugnisse der einheimischen Muse zur Geltung kommen. Mit dem männlichen Theaterpersonal können wir gleich hier auf der Straße unsere Bekanntschaft machen. Doch lohnt sich nur die das gewöhnliche Maß der Leiber sowohl an Höhe als an Umfang überragende Gestalt des Direktors. Abd-el-Rezzak war früher Rasiermesserschleifer und erregte als solcher den Neid seiner Standesgenossen, die mit ihren ambulanten Buden sogleich aufbrachen, wenn Rezzak auf dem Platze erschien, der durch seine Zungenfertigkeit und allerlei tolle Gebärden das Publikum anzuziehen wußte. Diese Fähigkeiten bestimmten Rezzaks Zukunft und erwiesen sich auch als vollkommen ausreichend für die Laufbahn eines darstellenden Künstlers in der Türkei, denn Rezzak pflegte nur die ihm von der Natur verliehenen Gaben, kultivierte die Muskeln des Gesichts, so daß er die abenteuerlichsten Fratzen schneiden und den Ausdruck seiner Physiognomie seinen inneren Erregungen meisterhaft anpassen lernte, bemühte sich um Geschmeidigkeit seines Körpers im allgemeinen, that aber gar nichts für seine intellektuelle Bildung, denn er begriff das Publikum ganz, für das er sich zum Liebling erzog.

Abd-el-Rezzak, der Direktor des besuchtesten Ramasan-Theaters, ist heute noch nicht imstande seine Theaterzettel zu lesen. Er diente längere Zeit als Hanswurst in einer Seiltänzergruppe, wurde hierauf Possenreißer in einem armenischen Theater zu Kadiköi, als dessen Hauptstütze er galt und gründete schließlich selbst eine Theaterbude, die er abwechselnd da und dort in großeren Städten des Landes aufschlägt. Die Stücke, welche er auf die Bretter bringt, werden meist anonym von jungen Leuten verfaßt, die im Dienste der Pforte stehen. Der Stoff, den diese nationalen Bühnenstücke behandeln, ist meist dem Volksleben, der Sage oder Mythe entnommen, gestattet aber niemals politische Anspielungen. Wir wollen eines der beliebtesten Dramen, welche in Stambul zur Aufführung kommen und in Rezzak's Theater bejubelt werden, dem Inhalte nach kurz skizzieren.

1. Aufzug.

Freier Platz im Walde. Links ein kleines Häuschen mit Thür und Fenster. Die Szene wird im Hintergrund durch eine Mauer abgeschlossen, welche die Einfriedigung eines Gartens bildet. Drei Betrunkene liegen am Boden und erheben sich abwechselnd, um von ihren Geliebten Einlaß in die Hütte zu begehren. Jetzt erscheint eine lange dicke Gestalt auf der Bühne, in der wir den Theaterdirektor erkennen; er scheint die drei Gesellen nicht zu bemerken, nähert sich unter wunderlichen Bücklingen der Thüre und sucht durch Bitten und Seufzen zu veranlassen, daß man sie ihm öffne, aber umsonst. Vielleicht wünschen die Mädchen etwas zu kaufen. Der Dicke ahmt daher einen Besenverkäufer nach, dann, weil dies nicht fruchtet, einen jüdischen Tellerhändler und preist schließlich als Eisverkäufer seine erquickende Ware an. Damit hat er Glück. Die Dämchen erscheinen; man erkundigt sich nach den Insassen des Hauses und einer etwa drohenden Gefahr. Die Mutter schlafe gewöhnlich zwei kleine Stunden, heißt es; dennoch will der Besucher lieber über den Garten einsteigen; die erbetene Leiter wird hinausgeschoben, die Thüre wieder von innen verschlossen, und nun macht sich der Liebhaber daran, über die Mauer zu steigen. Sobald er jedoch einige Sprossen erklommen hat, ertönt hinter ihm ein geheimnisvoller Ruf — von den drei Rivalen veranlaßt — „Steig nicht!" „Die Leiter bricht!" Erschrocken stürzt der Angerufene jedesmal zurück. Endlich entdeckt er die Drei; rührende Erkennungsszene. Der eine hilft nun dem anderen mit unsäglichen Mühen über die Mauer. Freudiges Gekicher aus dem Garten.

2. Aufzug.

Die vier Männer sitzen im Inneren des Hauses um einen Tisch und werden von drei Mädchen bewirtet. Der Dicke greift stets die besten Stücke von den Tellern seiner Nebenmänner, was heftige Wortwechsel veranlaßt. Die Mädchen ermahnen ängstlich zur Ruhe. Plötzlich erscheint die Alte in Gestalt einer Hexe und ruft Entsetzen und Verwirrung hervor. Indes dieselbe die Männer zur Rede stellt, nehmen zwei aus dem Boden aufsteigende Teufel neben den Mädchen Platz und überhäufen die furchtbar Geängstigten mit zudringlichen Liebkosungen. Infolge einer wunderlichen Zauberformel der Hexe, der Mutter der Mädchen, entladet sich ein Gewitter mit allerhand Feuerwerk. Fürchterlicher Lärm und entsetzliches Durcheinander auf der Bühne.

3. Aufzug.

Die drei Männer sind allein im Zimmer. Ein böses Loos wartet ihrer und an Entkommen ist nicht zu denken. Daher zieht der Dicke, zitternd wie ein Espenlaub, eine Pistole aus der Tasche; man will sich gegenseitig erschießen, doch hiezu fehlt jedem der Mut. „Oeffnet, ich helfe euch!" ertönt es dumpf aus einem Kasten an der Wand. „Oeffnet! öffnet!" Durch einen Schuß wird der Deckel von

der Kiste gelöst, und aus derselben steigt eine Zwerggestalt mit langem weißem Barte auf. Erzählung der Fatalitäten von Seite der Liebhaber. Der Zauberer will aber die Männer vor der Hexe selbst verhören. Diesem Ansinnen aber möchte sich besonders der Dicke widersetzen, der sich ein Schiff herbeiwünscht, um heimzufahren, und in der That öffnet sich im Hintergrund die Szene zur offenen See und im Scheine bengalischer Flammen fahren die vier beglückt von dannen. Der Zauberer beschwört die Hexe herbei, fragt sie wie? und warum? Liebe sei ja kein Verbrechen. Immerhin erscheint es als notwendig, die vier Liebhaber nochmals zur Stelle zu schaffen, was dem Spruche des Zauberers auch leicht gelingt. Nun klagen dieselben angesichts der Hexe ihrem Erlöser ihr ausgestandenes Leid, als Zeugen hiefür erscheinen auch einige Gnomen. Die Alte wird in die Enge getrieben, fährt in ihrer Verwirrung hier und dorthin und sucht zu entwischen, wird aber, trotz ihrer Gegenwehr und der furchtbaren Flüche, die sie gegen den Zauberer fruchtlos schleudert, eingefangen und auf einer Brücke im Hintergrund durch Feuer vom Himmel verzehrt, indes im Vordergrund der Szene drei glückliche Pärchen durch den Zauberer eingesegnet werden.

Beinahe jedes Theaterstück gleicht dem anderen insofern, als irgend ein übernatürliches, gespenstiges Wesen auftritt, das in der Regel den Verlauf der Handlung bestimmt, so daß es fast als Vertreter der fatalistischen Lebensanschauung gelten kann, wenn wir nicht die allen orientalischen Völkern inne-wurzelnde Vorliebe für das Märchenhafte, als natürliche Folge ihres litterarischen Naturzustandes, betrachten wollen.

Die darstellenden Frauen sind Armenierinnen in türkischen Kostümen; Türkinnen selbst dürfen nicht nur nicht mitspielen, sondern sind auch vom Besuche der Theater gänzlich ausgeschlossen. Abgeschmackte Hanswurstiaden, lose Zoten, Kapriolen und Unmanierlichkeiten aller Art, an welchen es die Schauspieler nicht fehlen lassen, könnten auch schwerlich vorteilhaft auf weiblichen Schönheitssinn einwirken und der Geschmack der Männer kann auch nicht, wie er es verdiente, Zielscheibe des Spottes ihrer Gesponsinnen werden. Früher war den Frauen der Besuch des Theaters an Vorstellungen, welche Nachmittags abgehalten wurden, gestattet; sie durften dann von vergitterten Logen aus zusehen; jetzt aber, und zwar seit Sultan Hamid, ist ihnen auch diese Vergünstigung entzogen, so daß das türkische Theaterpublikum von heute ausschließlich aus Männern und — Kindern besteht. Knaben jeden Alters sieht man hier, ohne Begleitung ihrer Angehörigen, Plätze einnehmen. Es sind Buben aus den vornehmsten Häusern, die im Ramasan unbeschränkte Freiheit genießen. Wie sehr widerspricht dieser Umstand unseren erziehlichen und gesellschaftlichen Ansichten! Da sitzt zwischen uniformierten Offizieren ein vierzehnjähriges Bürschchen, bestellt sich, mit dem Stocke klopfend, eine Limonade, dreht seine Zigaretten und bläst die Rauchwolken keck vor sich hin; spricht über die Bänke weg mit einigen Altersgenossen, und niemand beanstandet solche Knirpse, die nach beendeter Vorstellung übrigens noch die Eisbuden, Kaffeehäuser oder Karagös besuchen, und sich überall gleich unverschämt gebärden. Ich möchte nur wissen, welche Veranlassungen die beiden Aufseher aus dem Kultusministerium, welche die Theater im Ramasan zu überwachen haben, zum Einschreiten zu bewegen imstande wären.

Die Karagös sind kleine Theaterbuden, in denen entweder Schattenbilder oder Puppenspiele vorgeführt werden; die letzten ähneln dem „Kasperltheater", sind aber weit weniger harmlos, denn der die Vorstellung begleitende Text enthält eine Menge von Frivolitäten, grobkörnigen und unflätigen Witzen.

Früher gab es im großen Styl angelegte Karagös, die aber seit einigen Jahren aufgehoben sind, weil sich die spielenden Puppen auch gar zu übermütig benahmen.

Es bedarf wohl kaum besonderer Bestätigung, daß die Künste, die sonst dramatische Vorstellungen unterstützen, vor allem Malerei und Musik, hier nicht nennenswerte Dienste leisten. Musikbanden, welche in Zwischenakten zu spielen haben oder musikalische Einlagen begleiten, vermögen die Gesamteffekte nicht wesentlich zu erhöhen.

Eine allgemeine Reform im Gebiete des Kunstwesens scheint aber, trotz der Schwierigkeiten, mit denen Reformversuche in der Türkei im allgemeinen zu kämpfen haben, nicht ausgeschlossen. Und wenn Moltke in seinen Briefen über die Türkei beklagen mußte, daß Sultan Mahmud in seinem ganzen Reiche nicht „einen erleuchteten Mann" fand, der ihm bei seinen Neuerungen geholfen hätte, so beweist das allerdings, wie langsam Verbesserungen vor sich gehen, denn der gefeierte Feldmarschall erlebt es erst 48 Jahre nachdem er jene Worte schrieb, daß sein im 66. Brief enthaltener Satz: „Die Malerei (bei den Türken) ist ausgeschlossen, weil die Menschen, selbst die Tiere, am Tage des Gerichts ihre Seelen von dem fordern werden, welcher sie abgebildet", für die Gegenwart nicht mehr in seinem ganzen Umfange aufrecht erhalten werden kann.

Vor beiläufig drei Jahren wurde im Garten des alten Serail zu Stambul ein Gebäude für eine „Académie de Beaux-Arts" vollendet. Die Schule scheint sich aus schüchternen Anfängen zu einer lebensfähigen Einrichtung entwickeln zu wollen. Das ist um so wahrscheinlicher, als sie unter der Protektion des Sultans Abdul Hamid selbst steht, der, indem er diese Anstalt begünstigt, fortschrittlichen Regungen ein Zugeständnis macht und seine Glaubensgenossen von dem Vorwurfe engherziger religiöser Anschauungen entlastet.

Die junge Kunstschule enthält vorläufig 5 Ateliers, wovon drei für Malerei, mit je drei Klassen und zwar für Anfertigung von Kopien, dann für Zeichnen nach Modellen (besonders Antiken) und für Zeichnen nach der Natur. Das Schuljahr läuft von September bis Ramasan und

die Anstalt wird gegenwärtig von ca. 50 Schülern besucht, wovon etwa 30 sich für Malerei ausbilden. Die Mehrzahl der Schüler sind Armenier und Türken (von 14 bis 30 Jahren), die fast alle Geschick und lobenswerten Eifer entwickeln. Der Unterricht wird allen Schülern unentgeltlich zu teil. Absolventen sollen später von Staatswegen angestellt werden, und schon jetzt werden Schülerarbeiten zur Unterstützung der guten Sache vielfach angekauft. Durch Prämiierung hervorragender Leistungen bei jährlich stattfindenden Ausstellungen soll das Streben der Schüler aufgemuntert werden. Der Kunstschule steht das benachbarte Antikenmuseum zur Verfügung und neuerdings geht man mit dem Gedanken um, in Stambul eine Gemäldegalerie zu errichten. Unter den Lehrkräften der Anstalt verdient besonderer Erwähnung der Direktor Hamdi Bey, welcher, selbst Maler und Kunstkenner, seinen ganzen Stolz darein setzt, die aufblühende Anstalt mehr und mehr zu Ansehen zu bringen.

In der Absicht, die Heiligenverehrung und den leicht aus derselben hervorgehenden Bilderkultus unmöglich zu machen, hat Mohammed zunächst die plastische Darstellung aller menschlichen und Tierfiguren verboten, also gleichsam durch einen Gewaltstreich sein Volk der Götzendienerei entrückt. Nur dadurch konnte in der That der Islam den Rückfall seiner Bekenner in den Fetischdienst sicher verhindern. Nach und nach hat sich das Verbot des Propheten — ohne daß es vielleicht in seiner Absicht lag — auch auf die Malerei ausgedehnt, und zwar so, daß den Gläubigen schließlich jede Darstellung erwähnter Figuren zum Greuel wurde. Die moderne Strömung zu Gunsten der Malerei und Skulptur richtet sich jedenfalls gegen ein tief eingewurzeltes Vorurteil, und der Mut der Männer ist lobenswert, die es unternehmen, wenigstens Einem Zweige der Kunst Bahn zu brechen.

Der Alttürke betrachtet namentlich die Unterweisungen in der Anatomie, die Aufstellung eines Skelettes, menschlicher Gypsfiguren oder gar lebender Modelle im Saale der Akademie als grobe Ketzerei.

Zwar hat sich bereits Mohammed II. malen lassen, und sunnitische Fürsten setzten sich schon im Mittelalter (nach Pischon) über das Verbot der Sunnah hinweg, welche allerdings die Darstellung von Tieren und Menschen durch die Malerei streng verwirft; auch ist die Sitte einiger Perser, Bilder der Kalifen Abu-Bkr, Othman und Omar bei Hochzeiten aufzustellen, um „böse Blicke" an denselben abzustreifen, schon alt. Sultan Mahmud selbst ließ sich vielfach porträtieren; Abdul Aziz hat durch seinen Hofmaler, den Polen Chlebowski, historische Gemälde anfertigen lassen, von denen die Militärschule in der Vorstadt Pankaldi mehrere beherbergt und unter denen insbesondere dasjenige großes Interesse erregt, welches die Belagerung resp. „Eroberung" Wiens darstellt. Abdul Aziz hatte die Vorliebe für Schlachtenbilder mit Murad IV. gemein. Die Geschichte der Araber und Perser überliefert uns viele Namen ruhmwürdiger Maler und neuerdings figuriert sogar auf Münzen und Briefmarken das Bild des Schah von Persien. Doch immer nur einzelne hochstehende und vom Staatsoberhaupt begünstigte Personen, nach denen man suchen muß, wagten es, vorübergehend mit alten Anschauungen zu brechen. Die Errichtung der Kunstschule in Stambul ist aber eine tief einschneidende reformatorische Schöpfung, dazu bestimmt, im Volke selbst Propaganda zu machen für die bis dahin verpönten bildenden und darstellenden Künste.

Wenn nun in einer Monarchie, wie in der Türkei, Neuerungen und Fortschritte auf schön-wissenschaftlichem Gebiete nur von den leitenden Personen, zunächst vom Großherrn selbst, abhängen, der ja als Kalife auch über die Dogmen des Islam zu wachen hat, so ist ihre Energie um so höher anzuschlagen, je mehr Vorurteile und Irrtümer sich ihr entgegenstellen.

Die Kunstschule bedarf, zur Unterstützung ihrer Leitung und um ihrer Entwicklung zugeführt zu werden, der Heranziehung zweckbewußter, selbständiger und beharrlicher Kräfte. Dann wollen wir auch hoffen, daß die neue Schöpfung weder durch Zuversichtlichkeit und Rechthaberei des einen leide, noch durch Scharwenzelei oder niedrige Fügsamkeit des anderen, sondern daß auch wirklich die treue Absicht der Förderung der Kunst alle auf sie bezüglichen Maßnahmen und Entschlüsse bestimme. Das Gedeihen der Anstalt könnte dann von weittragender Bedeutung werden, und die fortschrittliche Idee, auf welcher sie basiert, würde nach und nach allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst zu Gute kommen.

Die Jeziden und ihre Religion.

Von Dr. L. E. Browski.

II.

(Schluß.)

Im zweiten Buch offenbart Schech Adi seinen Jüngern und dem Volke — zuweilen im Dialog — weitere Glaubenswahrheiten, erzählt ihnen manches aus dem Leben der Heiligen, deren es bereits zu seinen Lebzeiten eine recht stattliche Anzahl gegeben zu haben scheint, und zuletzt seine eigene wunderbare Berufung zum Propheten.

Aus der Geschichte der Jeziden-Religion.

Die Ungläubigen behaupten, unsere Religion sei erst durch mich „erfunden". Die Christen lesen zwar ihre Bücher — die zum Teil gefälscht sind — doch vermögen sie deren wahren Sinn nicht zu verstehen. Lange schon vor der Geburt Christi war unsere Religion erhaben und mächtig. Dieser unser Glaube wurde in uralten Zeiten Wesenié [1]

[1] Der Liebenswerte.

und der jeweilige König Wesenié-Meliki genannt, und der ganze Erdenrund war diesen unseren Königen unterthan. In allen Ländern der Erde hatten sie ihre Statthalter eingesetzt. Zu Babylon regierte als solcher Bacht-Nassr, in Persien Schohrsch, zu Byzanz Ohri-Kalos. Dann fielen die Perser vom Glauben ab, bekriegten unser Volk und wir kamen unter ihre Botmäßigkeit. Einer ihrer Könige Achab [1] und dessen Eheweib waren Jezdáni und unserem Volke sehr gewogen. Sie erwiesen dem Beelzebub göttliche Ehren, der auch damals Menschengestalt annahm und zu uns kam. Wir nennen ihn Pir-Bub.[2] Später haben auch die Juden gegen unser Volk gekämpft und viele unserer Propheten erschlagen. Wir waren nahe daran, ganz vom Erdboden vertilgt zu werden, da stieg Melek Taus vom Himmel herab, nahm Menschengestalt und den Namen Jezid an und errichtete aufs Neue unsere Tempel und unser Königtum. Der erste König, den er einsetzte, war Nassruh-Nassreddin, ihm folgte Kamusch-Melik-Tschreddin, diesem wieder Artimus-Schemseddin, und darauf zwei andere, welche beide Schabur hießen und zusammen 150 Jahre lang regierten.

Von den Heiligen, Chassin[3] genannt, und ihren Gott wohlgefälligen Werken.

Einer unserer Hauptheiligen ist Schech Mohammed.[4] Er ist mit nichten, wie die Mohamedaner behaupten, ein Sohn des Hanefi, sondern des Mezeni. In einem Streite mit den Giaurin[5] wurde ihm von einem solchen mit dem Schwerte der Kopf abgehauen. Er hob ihn flugs vom Boden auf, nahm ihn unter den Arm und kämpfte unentwegt weiter (ohne Kopf!). Es kam ihm sonach Schech Mahmud von Bagdad zu Hülfe und die Giaurin wurden endlich zu Schanden geschlagen, worauf sich Mohammed seinen Kopf wieder regelrecht aufsetzte.

Dann folgten Sedschadin, Schedik-Telal, Sittne-Feezi, Mam-Gedre, Ain-el-hawa[6] Melki-Miran, der Fürst aller edlen Männer; Abu-Risch,[7] dessen „Verdienst" darin bestand, daß er, so oft ein Mann unseres Volkes erschlagen wurde, eine Rabenfeder in sein Haar steckte, so daß endlich sein Kopf ganz und gar mit Federn bedeckt war; Schech Schems, der erste Khalife des Schech Schemseddin, Mohammed-Reschan-abu-el-fadaï, der die Meineidigen bestraft, Gaba-nesch-zerze, der Fürst der Kuhhirten, und noch eine lange Reihe dergleichen höchst wunderlicher Heiliger. Euer letzter Prophet und größter Heiliger lebt noch unter euch;[1] er ist der Sohn des Muss'afihr, desselben, der einst Bagdad eroberte.[2]

Unsere Heiligen vermögen durch die Macht, die ihnen von Melek Taus gegeben ist, Sünder und Missethäter mit ihrem blosen Worte zu töten und in gleicher Weise Tote wieder zum Leben zu erwecken. Der Schech Chalef-el-Bassri, der Vater meines geliebten Jüngers Hassan, wurde einst von einem anderen Schech der ungläubigen Moslim geschmäht. Zur Strafe hiefür verwandelte er ihn durch sein Machtwort sofort in einen lahmen Hund. Nach drei Jahren gab er ihm dann seine menschliche Gestalt wieder.

Ein anderer Heiliger, Foadel, den die Giaurin verfolgten, rief in seiner Not einen vor ihm liegenden Berg um Schutz an. Sofort geriet der Berg ins Rollen, um die ruchlosen Verfolger unter Felstrümmern zu begraben. Wer an dieses Wunder etwa nicht glauben will, der gehe hin nach Foadelié und schaue dort die weit in die Ebene hinabgerollten Steine!

Ueber die Propheten der Christen.

Die Christen sagen, sie haben 24 Propheten (?). In der That hat Gott auch ihnen heilige Männer gesandt, doch sie waren verblendet und haben sie zumeist nicht erkannt. Sie sagen: Wir glauben an die Gottheit Christi, doch lügen sie hierin. Wäre dem so, würden sie Schech Schemseddin[3] anbeten, denn dieser ist der Messias, der die Welt mit Licht erfüllt.

Die Christen erzählen, der Prophet Jonas sei drei Tage lang im Bauch eines Fisches verblieben, der ihn verschlungen hatte. Das ist jedoch eine sinnlose Fabel. Wie sich die Sache zutrug, kenne ich viel genauer, als die Bücher der Juden und Christen, denn ich selbst war damals mit Jonas auf demselben Schiffe und warf ihn, als uns seiner Sünde wegen der Sturm bedräute, mit meiner eigenen Hand ins Meer. Doch empfand ich Mitleid für ihn und gab ihm zwei aufgeblasene Bockschläuche mit, auf denen er sich 40 Tage lang über Wasser hielt, bis er endlich vom Meer ans Land geworfen wurde. Wem nun wollt ihr mehr Glauben schenken, o Brüder, den leblosen Büchern der Ungläubigen, oder einem lebendigen Augenzeugen, der vor euch steht?!

Von der Sünde und Gotteslästerung.

Juden, Christen wie Mohamedaner fluchen und lästern in der Weise, wie sie von ihren Büchern beraten werden. Sie sind blind und verstockt und wissen nicht, daß alle tausend Jahre ein Gott vom Himmel herabsteigt[4] und die

[1] Ein persischer König dieses Namens hat thatsächlich wohl nie existiert.

[2] Pir, kurdisch = der Heilige.

[3] Plural vom arabischen Worte chass, rein, lauter, echt.

[4] Hiermit ist keineswegs der Prophet gemeint.

[5] Plural des arabischen Wortes giaur, der Ungläubige, mit welchem Titel noch heute die Mohamedaner mit Vorliebe die Christen auszuzeichnen pflegen.

[6] Quelle (Auge) des Windes.

[7] Jedermann.

[1] War so bescheiden, sich nicht mit Namen zu nennen — Schech Adi selbst.

[2] Bagdad ist durch einen Mann dieses Namens niemals bekriegt oder erobert worden.

[3] Die Sonne.

[4] Der letzte war Jezid.

Gotteslästerer dann bestraft. Sie sprechen häufig das Wort Scheitan [1] aus, damit meinen sie unseren heiligsten Engel Melek Taus, der Eins ist mit Gott. Dieses schändliche Wort ist ebenso wie Melun [2] von Verruchten und Verdammten erfunden, um unseren erhabenen Schutzherrn zu schmähen. Nicht minder sündhaft ist es, diesem Worte gleichsinnige und ähnlich klingende über die Lippen zu bringen, wie kaitan (Schnur), schat (Tigris), sched (binden), nál (Hufeisen), lál (Rubin) und viele andere. Wer eines dieser Worte ausspricht, hat sich der allerschwersten Gotteslästerung schuldig gemacht und ist des Todes würdig. Seine Seele fährt in einen räudigen Hund oder in einen Lastesel. Deshalb ist auch das Lesen der Bücher von Gott verboten worden, weil darin solche Worte geschrieben stehen. Ursprünglich enthielten weder Bibel noch Koran diese gotteslästerischen Stellen, erst später wurden sie von argen Missethätern eingeschaltet. Derjenige, welcher diese Fälschung im Koran bewerkstelligte, hieß Selimi. Eine schwere Sünde ist es auch, Salat zu essen, denn dessen Name [3] gleicht dem Ausdrucke, mit dem wir unsere Heiligen [4] bezeichnen. Nicht minder sündhaft ist es, vom Fleische der Gazellen zu genießen, denn sie sind dem Gotte Schech Schemseddin geweiht. Der Kürbis schadet dem Menschen an Leib und Seele. Leget keine blauen oder roten Kleider an, hütet euch, ein warmes Bad zu nehmen oder Hamam Ali [5] zu besuchen. [6]

Priester-Kasten.

Die Christen machen Leute, deren Väter Hufschmiede, Zimmermänner oder Viktualienhändler waren, zu Diakonen, Priestern und Bischöfen. Diese sind es also nicht durch Gottes, sondern durch der Menschen Wahl geworden. Bei uns jedoch geht die Priesterwürde vom Vater auf den Sohn über und verbleibt demnach für immer in dem Geschlechte, das von Gott einst hiezu bestimmt ward.

Die Jeziden-Hierarchie gliedert sich in absteigenden Rangstufen folgendermaßen:

Apiar, [7] höchste kirchliche Autorität nach dem Myr und dessen geistlicher Beirat. Er residiert gewöhnlich zu „Schech Adi" und verkauft daselbst seinen geschätzten Segen an das Volk für gutes Geld.

Meschaich. [8] Sie haben keine bestimmten kirchlichen Funktionen, sondern verstehen nur durch ihre Gebete verschiedene Krankheiten zu heilen [1] und brechen das Brot bei der Vermählungs-Zeremonie.

[1] Arabisch: Teufel.
[2] Arabisch: Teufel.
[3] Chas (arabisch).
[4] Chass.
[5] Heiße Schwefelquellen, drei Wegstunden südlich von Mossul am Tigris-Ufer, seit uralten Zeiten bekannt und benützt.
[6] Und dergleichen tolles Zeug mehr. Bis heute wird das alles von den Jeziden aufs Gewissenhafteste beobachtet. Nichts in der Welt vermöchte einen Jeziden zu bewegen, eines dieser Gebote zu übertreten.
[7] Plural von Pir, heiliger großer Schech.
[8] Plural von „Schech".

Kovetschek. [2] Sie tanzen bei den Festen zu „Schech Adi" und anderen Gelegenheiten zu Ehren des Melek Taus.

Kawalin [3] bilden die Ehrengarde der sieben heiligen Erzbilder, führen Tambourin und Klarinette, womit sie bei Festen musizieren, und sammeln auch die für den Fürsten bestimmten Abgaben und Geldspenden ein.

Die Fakire [4] sind ähnlich organisiert wie die Bettelmönche. Bei ihrer Geburt [5] wird an ihnen die bei den Jeziden sonst übliche Zeremonie der rituellen Circumcision nicht vorgenommen und sie leben ausschließlich vom Almosen.

Alle diese Priester der verschiedenen Kasten dürfen ihren Bart wie ihr Haupthaar niemals beschneiden und nur die Töchter ihres gleichen zur Frau nehmen.

Vom Sandschak. [6]

Unser Sandschak, welches wir hoch verehren, stammt vom König Salomo. Nach dessen Tode gelangte es in den Besitz der Könige unserer Nation. Der Gott Jezid setzte dann zu dessen Hütern die Priesterkaste der Kawalin ein. Diese singen vor demselben unablässig zu seinem Lobe: Halume (kommt heran!), Hallo, Allah maoro! [7]

Das Sandschak steht außerdem unter der besonderen Obhut des jeweiligen Emiri-Schechan (Jezidenfürsten). Von Zeit zu Zeit an bestimmten Tagen wird ein Teil des Sandschaks im Volke umhergetragen. Ihr sollt dasselbe dann freudig und ehrfurchtsvoll begrüßen und ihm Opfer darbringen, denn es widerfährt euch dabei große Gnade!

Zu diesem Zweck versammeln sich vorerst der Myr sowie der große Schech, von Seiten des Schech Schemseddin ein Naib (Stellvertreter) und alle Kawalin und es wird dann das Sandschak in feierlicher Versteigerung an den meistbietenden Kawal zeitweilig überlassen. [8] Dieser tauft dann das Sandschak im heiligen Wasser des Semsem und nimmt von der geweihten Erde zu „Schech Adi", knetet

[1] Ein jeder ist „Spezialist" für eine bestimmte Krankheit.
[2] Plural von Kötschek, Tänzer.
[3] Plural von Kawal, Sänger, Lobspender.
[4] Armen.
[5] Denn nur der Sohn eines Fakirs kann und muß sogar wieder Fakir werden.
[6] Die sieben Erzbilder. Das Wort bedeutet zunächst Fahne, Standarte, dann Symbol, Bild. In der türkischen Amtssprache werden auch kleinere Provinzen kurzweg hiemit bezeichnet, als Orte, wo ein „Sandschak" — die Flagge — auf dem Regierungsgebäude aufgepflanzt wird.
[7] Unverständlich, eine mystische Formel, für die keine der alten oder neueren Sprachen des Landes eine Erklärung zu geben vermag und die im Buche an vielen Stellen wiederkehrt.
[8] Ein bei der Absammlung der Opfergaben etwa erzielter Ueberschuß ist dann der Lohn für seine Bemühungen; ein eventuelles Manko dagegen muß er aus seiner Tasche begleichen.

sie mit Wasser des Semsem zu einem Teige, formt daraus Kügelchen von der Größe einer Haselnuß und nimmt diese mit sich als Weihegeschenk für die Gläubigen. Wer eine solche Pille hinabwürgt, bleibt an Leib und Seele gesund ein ganzes Jahr, denn der Segen des Melek Taus steckt darin.

Die Kawalin bringen dann das Sandschak in die vom Myr zu bestimmenden Jeziden-Dörfer und senden, sobald sie in der Nähe eines solchen angelangt, einen Herold dahin voran, auf daß er dem Volke die freudige Botschaft verkünde. Alles Volk zieht hierauf festlich gekleidet hinaus, dem Sandschak entgegen. An der dem Dorfe nächsten Quelle angelangt, stellen die Kawalin das Erzbild auf einen weißen Stein nieder und musizieren mit Tambourin und Klarinette. Die Weiber trillern dazu und räuchern mit wohlriechenden Harzen.

Inzwischen versteigern die Kawalin für Geld die Ehre, das Sandschak beherbergen zu dürfen. In das Haus des Meistbietenden ziehen sie dann mit demselben ein. Der Hausvater schlachtet Lämmer und Hühner und jedermann im Dorfe bereitet auserlesene Speisen aller Art, um sie gleichfalls nach dem inzwischen festlich geschmückten Hause zu bringen. Darinnen setzen sich in geschlossenem Kreise um das inmitten eines geräumigen Gemaches auf kostbaren Teppichen aufgestellte Sandschak in erster Reihe Meschaich, Kovetschek, Kawalin und Fakire, hinter diesen die anderen Männer des Dorfes und im letzten Kreise endlich die Weiber und Jungfrauen.

Alle bezeugen sie dem Sandschak ihre Verehrung und legen ihrem Vermögen entsprechende Geldopfer davor nieder. Nach Sonnenuntergang erheben sich die Gläubigen und umkreisen zu Ehren der sieben Götter siebenmal das Sandschak, mit den Händen an die Brüste schlagend, damit ihnen ihre Sünden vergeben werden.

Nachdem alle Dörfer des Distriktes in dieser Weise der Gnade teilhaftig geworden, kehren die Kawalin zu dem Emir zurück, überbringen ihm die gesammelten Opfergelder und tragen dann das Sandschak wieder nach „Schech Adi" in den Tempel.

Die zu „Schech Adi" stattfindenden religiösen Feste.

„Schech Adi" ist das wahre Jerusalem, das Vaterhaus und die erste Pflegestätte unseres Glaubens. Zu Beginn der Herbstzeit versammeln sich dort der Myr und alle Meschaich in einer Felsenhöhle und befragen den Melek, der ihnen da erscheint, ob ihm die Abhaltung des Festes genehm sei. Bejahenden Falles senden sie Kunde aus und es versammeln sich darauf im Verlaufe von 23 Tagen viele Tausende von Jeziden mit Frau und Kind zu „Schech Adi". Die zu ihrem Unterhalte nötige Speise Sewik[1] müssen sie mit sich bringen, denn zu „Schech Adi" dürfen die Wallfahrer selbst keine Speisen bereiten. Die Leibgarde des Emir ist anwesend und schlägt jeden, der etwas Unziemliches thut, mit langen Stöcken.

Am 23. Tage tritt der große Schech aus der Höhle hervor, setzt sich auf einen Stein und begrüßt das Volk. Wenn er sich erhebt, eilen alle Gläubigen, Männer und Frauen, herbei und küssen die „geweihte" Stelle des Steins, auf welcher sein ehrwürdiger Leib geruht.

Jeder, der das 30. Lebensjahr erreicht oder überschritten hat, muß zu dem Feste je nach seinem Vermögen eine Henne, ein Schaf oder ein Rind als Opfergabe mitbringen.

Es kommen dann auch der Emir, die übrigen Meschaich aus der Höhle hervor und setzen sich mit den Kovetschek und Kawalin auf eine 4 Ellen hohe Tribüne. Diese erhabene Versammlung wird Zmadi-gelmér genannt, das ist der Rat der Vierzig. Darauf wird ein großer Kessel herbeigeschafft, mit Wasser gefüllt und ein Ochse hineingethan. Darunter brennt ein mächtiges Feuer vom Morgen bis zum Abend. Bei Sonnenuntergang erhebt sich der Emir und ruft mit lauter Stimme: O Männer von Zion, das ist der Rat der Vierzig! Da drängen sich eine Anzahl junger Männer heran an den Kessel, entblösen ihre Arme, greifen tief hinein in das siedende Wasser, um von dem darin befindlichen Ochsen Stücke Fleisches abzureißen. Das erste Stück werfen sie dem Emir zu, der es verzehrt, darnach auch allen übrigen Mitgliedern des Rates der Vierzig.[1] Die Kawalin schlagen dazu das Tambourin, blasen die Klarinette und singen „Hallo, Allah mauro".

Von den verbrühten Armen der jungen Männer löst sich alsbald Haut und Fleisch bis an die Knochen; wenn einer daran stirbt, wird er unter die Heiligen aufgenommen.

Die Jäger von Sindjiar und Chartié steigen auf den Gipfel des Berges und schlagen ihre Schilder an einander,[2] so daß die Erde erzittert. Dies geschieht zu Ehren der Heldenjünglinge und wird Kabaah genannt.

Jeder der anwesenden Gläubigen erhält dann ein Wenig von der Brühe aus dem Kessel; dafür hat er eine Tscharchi[3] zu entrichten.

Darauf vergnügt sich das Volk drei Tage lang mit Musik, Tanz und Gesängen.[4] Die Kawalin singen unablässig heilige Lieder und begleiten den Gesang mit Pauken und Sackpfeifen.

Wenn die drei Tage um sind, werden alle Gläubigen in den Wassern des heiligen Semsem getauft. Der Bach strömt zu „Schech Adi" aus einer Höhle in ein weites steinernes Becken; darin werden die Männer getauft,[5] in

[1] Sewik ist ein inniges Gemenge aus Weizen, Gerste, Reis, Kichererbsen und Süßholzwurzel, geröstet und gemahlen, dann mit eingedicktem Traubensaft zu einem steifen, polenta-artigen Brei geknetet.

[1] Geschieht heute noch in derselben Weise.

[2] Gegenwärtig werden Flinten abgeschossen.

[3] Alte Silbermünze, ca. 1/2 Mark.

[4] Auch Schnaps wird in ungeheuren Mengen konsumiert.

[5] Durch Eintauchen des ganzen Körpers mitsamt den Kleidern.

einem zweiten tiefergelegenen die Frauen und Mädchen. Dann sammelt sich das Wasser zum Drittenmale unterhalb dieser beiden Becken in einem kleinen Teiche. Daraus trinken die zum Feste versammelten Jeziden. Oberhalb der Taufbecken darf zu diesem Zwecke der Quelle kein Wasser entnommen werden.

Zum Schluß der Festlichkeiten wird der Bedi-schubaki gebunden. Zu diesem Behufe bringen die Kovetschek drei Erzbilder herbei, umwinden sie mit kostbaren Tüchern und schwarzen Stricken und legen sie auf eine Bahre, worauf sie dieselben vor die Höhle tragen, welcher der Bach Semsem entströmt, und daselbst taufen.

Dann stellen sie die Erzbilder auf ein steinernes Postament. Der Myr und alle Priester finden sich ein. Die Fakire legen lange aus Angoraziegen-Haar gefertigte Mäntel um, setzen hohe aus gleichem Stoffe gewebte Mützen auf und bilden vorerst einen enggeschlossenen Kreis um das Sandschak. Alsbald beginnen die Kawalin zu musizieren, die Fakire heben die Mäntel hoch über die Schultern empor, auf daß etwa anwesende Ungläubige weder das Sandschak noch die Gestalten der Fakire selbst zu sehen vermögen, und der Geist des Melek Taus fährt in ihre Leiber. Sie tanzen sodann wie Wahnsinnige vier Stunden lang, bis sie erschöpft zu Boden stürzen. Dann nehmen sie ihre Mützen ab und der Sandschak-Tanz ist zu Ende.

Jeder Gläubige nimmt ein wenig von der Erde des heiligen Ortes, bringt Opfer dar und damit ist das Fest beendet.

Von der eingegangenen Opfersumme erhält jeder Schech, Kötschek, Kawal und Fakir je eine Tscharchi, der Rest gehört dem Emir.

Heirat.

Die religiöse Zeremonie ist sehr kurz und einfach: Braut und Bräutigam begeben sich in das Haus eines Schechs und verzehren daselbst ein von diesem in zwei Teile gebrochenes Brot.

Es folgen Festlichkeiten mit Schmaus, Tanz und anderweitigen Belustigungen, bei welchen die Kawalin die Musik besorgen. Die Braut eröffnet vorerst allein den Reigen. Freunde des Bräutigams nehmen dünne Gold- oder Silbermünzen, spucken darauf und kleben sie so an Stirn und Wangen der Tänzerin. Dann wirft der Bräutigam einige kleine Steine auf sie zum Zeichen, daß sie ihm hinfort unterthan sein soll. Darnach wird durch Absammeln von allen Anwesenden eine Art Entschädigungsgebühr — Ftur genannt — für den Myr, falls er von dem ihm zustehenden jus primae noctis Gebrauch zu machen nicht geneigt sein sollte, eingehoben. Wenn sich am Abend schließlich die Neuvermählten ins Brautgemach zurückziehen, postiert sich an dessen halbgeöffneten Thür ein Freund des Bräutigams mit geladener Pistole. Hochzeitsgäste und anderweitiges Volk harren erwartungsvoll vor dem Hause. Sobald dann auf die wiederholte Anfrage des Ehrenpostens die gewünschte Antwort von Seiten des jungen Gatten erfolgt, feuert jener seine Pistole ab, Gäste und übriges Publikum zerstreuen sich und gehen nach Hause.[1]

Im Monate April darf keine Hochzeit stattfinden, ebenso wenig an einem Mittwoch oder Freitag. Morgengabe oder Heiratsgut wird der Braut aus dem Vaterhause nicht mitgegeben. Ihre Eltern und Brüder verkaufen sie an den meistbietenden Freier für Geld oder Geldeswert, Haustiere u. dgl.

Wenn ein Mann irgendwessen Tochter oder Frau gewaltsam entführt, so muß er nachträglich deren rechtmäßigen Eigentümer dafür durch Auslieferung seiner eigenen Frau, Schwester, Tochter oder — Mutter entschädigen, eventuell „aufzahlen". Die Meschaich sind gegebenen Falls von dieser Verpflichtung ausgenommen.

Den Anverwandten einer Witwe steht das Recht zu, dieselbe auch wider ihren Willen einem Manne, der sie begehrt, zur Frau zu geben, und zwar sechsmal, ein siebentesmal darf sie endlich nicht mehr zu einer neuen Ehe gezwungen werden. Sollte sie jedoch von dem ihr etwa zufallenden Vermögen ihres ersten Mannes die gleiche Summe, die der Freier bietet, ihren Angehörigen zu bezahlen gewillt und imstande sein, so kann sie zur Ehe gleichfalls nicht weiter genötigt werden.

Der Ehebund kann gelöst werden außer durch den Tod noch durch Entführung, im Falle einer Schuld der Frau durch Verstoßung und ohne eine solche nach — 80 Jahren.

Von der Krankheit.

Die Ungläubigen bringen ihre Kranken zu den Aerzten und glauben, deren Mirdschun[2] vermöge ihnen Genesung zu bringen. Das ist Unverstand. Unsere Aerzte dagegen sind die Heiligen und unsere Heilmittel das Wasser des Baches Semsem und Erde vom „Schech Adi". Unfehlbar ist auch noch die Heilkraft[3] von Sittne-feezi, Abd-el-reschan und Kham-fergi, das ist Ain-safra.[4] Wer schwindsüchtig ist und dreimal zu dem Grabmal des Mam-reschán pilgert, wird sicher gesund. Und wenn es selbst Tawun[5] wäre, unsere Meschaich vermögen sie zu heilen.

[1] Dieser Schluß-Knalleffekt der Hochzeitsfeier ist übriges bei vielen mohamedanischen Kurdenstämmen ebenfalls üblich. Ganz gleich bedeutend war auch der nächtliche Kanonenschuß, der noch bis vor wenigen Jahren gelegentlich der alljährlichen Vermählung des türkischen Sultans zu Konstantinopel mit gewissenhafter Präzision abgefeuert wurde.

[2] Latwerge, eine im Oriente zu allen Zeiten beliebte Form der Heilmittel.

[3] Der Quellen, in deren Nähe sich ihr Grabmal befindet. Noch heute halten es die Jeziden so, und lassen sich in ihren Krankheiten um keinen Preis mit Medikamenten behandeln.

[4] Arabisch: die Magenquelle.

[5] Jede Epidemie mit großer Mortalität wird im Arabischen so genannt, zumeist jedoch Cholera darunter verstanden, während man die Pest mit dem eigenen Worte Wábu bezeichnet.

Zuweilen sendet der Redschel-el-Senne[1] seine Pestsoldaten, damit sie die Menschen, fünf zu fünf, erwürgen. Wenn diese dann ihre Sünden bereuen und Buße thun, kommen die Heiligen, um gegen die Pestsoldaten zu streiten und sie zu verjagen. Zur Nachtzeit kämpfen dann auch die Kovetschek mit in den Reihen der Heiligen gegen die Pest.

Tod und Begräbnis.

Die Seelen der verstorbenen gläubigen Jeziden gehen ein ins Paradies zu den sieben Göttern, Melek Taus und den Heiligen. Schech Adi ist Pförtner. Die Seelen der Ungläubigen wie jene der sündhaften Jeziden fahren in Leiber von Eseln, Maultieren und Hunden.

Wenn ein Jezide stirbt, so stopft man ihm zunächst den Mund voll heiliger Erde vom „Schech Adi". Dann ruft man einen Schech und mehrere Kawalin herbei, auf daß sie ihn begraben. Im Grabe legt man den Toten mit dem Haupte gegen Aufgang, streut vorerst etwas — Schafsdünger über die Leiche und füllt das Grab dann mit Erde.

Die Frauen bringen Pauken und Sackpfeifen, singen Klagelieder, entblösen ihre Häupter, schlagen sich die Brüste mit Steinen wund und raufen sich die Haare aus. So geschieht es drei Tage lang. — Bringet Speisen mit und wenn ein Wanderer des Weges kommt, so bewirtet ihn zum Heile der Seele des Verstorbenen.

Dann versammeln sich die Leidtragenden und deren Gäste im Trauerhause und die Kovetschek tanzen und lobpreisen vor ihnen den Melek Taus so lange, bis sie sein Angesicht schauen, darob in Verzückung geraten und besinnungslos niederstürzen. Dies ist das Zeichen, daß die Seele des Verstorbenen eingegangen ist ins Paradies. Schließlich findet ein Leichenschmaus statt.

Wenn jemand übelgeratene Söhne besitzt, so vergräbt er insgeheim sein Geld, damit sie es nach seinem Tode nicht verschwenden, und markiert den Ort durch irgend ein Zeichen. Wenn er dann wieder geboren wird, geht er hin und hebt seinen Schatz. „Denn daß wir nach diesem Leben und Tode wieder geboren werden, hat mir Gott deutlich geoffenbart.

Ersar, die Jahreswende,

ist für alle Jeziden ein großer Fest- und Ruhetag und fällt auf den ersten Mittwoch nach der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche.

Am Morgen dieses erhabenen Tages versammelt Gott im Paradiese alle Heiligen, seine Verwandten, Vettern und Nachbarn und versteigert die Welt für das kommende Jahr. Der Meistbietende wird Redschel-el-Senne (der Mann des Jahres genannt), er schaltet und waltet und lenkt alle Menschengeschicke nach seinem Belieben, spendet Ueberfluß und Segen, oder sendet Hungersnot, Tawun und Pest.

[1] Jahres-Regent.

Am Morgen des dem Ersar vorangehenden Tages ruft der Kötschek von der Terrasse seines Hauses: „Melek Taus, verleihe Segen und Seligkeit dem Vater und der Mutter dessen, der meine Stimme höret: Morgen ist Feiertag!"

Alle jungen Leute ziehen dann auf die Berge und in die Wüste, um die rote Blume Schkek zu pflücken, womit sie dann die Pforten ihrer Häuser schmücken. Kein Haus darf in der Neujahrsnacht ohne dieses Zeichen verbleiben, denn der Fluch der Sünde geht sonst nicht daran vorüber.

Dann werden bis zum Abend Schmausereien und Trinkgelage auf den — Friedhöfen abgehalten, die Kawalin musizieren dazu und singen: Hallume, Hallo, Allah maoro!

Schech Adi's Berufung zum Propheten.

Dieselbe erfolgte, als er in seinem zwanzigsten Lebensjahre einmal in einer Mondnacht über die Haide ritt. Vor dem Tempelchen (Grabmal) des Abu-Risch zeigte sich ihm plötzlich — aus dem Boden auftauchend — eine Erscheinung. Umfang: zwei Kameele, Länge der Beine je vier Ellen, Kopf gleich zwei Büffelköpfen, Haar lang und struppig wie ein Dornbusch, Augen groß und rund wie Ochsenaugen, im grünen Feuer leuchtend, Hautfarbe kohlrabenschwarz, im übrigen jedoch menschenähnliche Gestalt.

Das Tempelchen daneben hatte sich gewaltig vergrößert, so daß es in die Wolken ragte und die Form eines Minarets annahm. Sodann begann es zu wanken. Schech Adi stieß vor Schrecken den neben ihm stehenden Wasserkrug um. Nun ließ sich die Erscheinung, die sich inzwischen in einen schönen Knaben mit einem Pfauenschwanz verwandelt hatte, vernehmen: „Fürchte Dich nicht mein Lieber, das Minaret[1] zwar wird fallen und die Welt erschlagen, doch Du und die dein Wort hören werden, sollen unverletzt bleiben und herrschen über den Trümmern. Ich bin Melek Taus und habe dich auserwählt, um die Religion der Wahrheit der Welt zu verkünden." Sprachs und führte den Geist Schech Adi's mit sich in den Himmel zu Gott, bei dem er sieben Jahre lang verblieb und ihm alle Wahrheiten geoffenbart wurden. Schech Adi's Leib lag inzwischen schlafend beim Tempelchen des Abu-Risch. Als seine Seele wieder aus dem Himmel in denselben zurückkehrte, war das Wasser in dem umgeworfenen Kruge noch nicht völlig ausgeflossen.

Die Salzlager Borneo's.

Von Dr. Theodor Posewitz.

Unsere Kenntnisse über das Salzvorkommen in Borneo sind noch sehr lückenhaft im Vergleiche mit unseren dies-

[1] Sinnbildlich für den Islam.

bezüglichen Kenntnissen betreffs des Goldes, der Kohlen und Diamanten.

Die Ursache dessen liegt häuptlich darin, daß nach dem Salzvorkommen nicht spezielle Untersuchungen gethan wurden, sondern zumeist blos das Vorhandensein von wissenschaftlichen Reisenden, Montaningenieuren und Zivilbeamten konstatiert wurde.

Relativ am besten ist das Salzvorkommen bekannt von West- und Südborneo; wenig weiß man darüber von Ost- und Nordborneo, welches wieder damit zusammenhängt, daß in ersteren Teilen der Insel viel zahlreichere Untersuchungen gethan wurden als in letzteren, daß überhaupt der geologische Bau im Westen und Süden der Insel besser bekannt ist, als im Osten und Norden.

Das Vorhandensein des Salzes zeigt sich in der Form von kleineren oder größeren Salzsümpfen — von den Eingeborenen Supang genannt — aus denen ein salziges, oft schlammiges Wasser langsam emporquillt. Dergleichen Salzquellen sind viele bekannt, und aus ihrer großen räumlichen Verbreitung ist auch auf die große Ausdehnung salzführender Lager zu schließen.

In Südborneo kennt man zwei solche Salzsümpfe nach Angabe Grabowsky's im Distrikte Dusson-Timor; ferner im Laufe der Flüsse Montallat und Teweh nach einer freundlichen brieflichen Mitteilung des in diesen Gegenden wohnhaften tüchtigen Zivilbeamten Arnout. Zahlreich sind Salzquellen auch in Zentralborneo bei den Flüssen Lauung, Suku, Bumban nach den Angaben von Dr. Schwaner und Arnout im Distrikt Siang-Murung; und ebenso fehlen sie nicht in den übrigen Stromgebieten. Im Flußgebiete des Kahajan und Katingan, welches Dr. Schwaner bei seinen berühmten, doch leider schon ziemlich in Vergessenheit geratenen Wanderzügen durchreiste, kommen nach Angabe dieses für die wissenschaftliche Entdeckung Borneo's hochverdienten Mannes Salzquellen vor im Flusse Sepang, linksseitigem Nebenfluß des Menohing, Nebenarm des Rungan und dieser wiederum größter Nebenfluß des Kahajan-Stromes, und in einem gleichnamigen kleinen Fluß linksseitig in den Katingan-Strom mündend. Auch im westlichen Teile Südborneo's fehlen Salzsümpfe nicht, wie z. B. beim Pembuang-Strom der verdiente Forscher v. Gaffron in den vierziger Jahren sie auffand. Fassen wir also alle uns bisher bekannten Orte von Salzquellen zusammen, so erkennt man sogleich ihre große Verbreitung und sieht, daß sie sich längs dem Gebirgsrand hinziehen, eine gegen Süden zu offene Bucht bildend. Das spärliche Vorkommen der Salzsümpfe in den westlichen Stromgebieten beweist nur, daß diese Gegenden wenig durchsucht wurden, sonst möchte man sie gewiß in eben solch großer Anzahl finden als z. B. in dem Distrikte Siang-Murung und Dusson.

Diese letztere Aussage findet man auch bestätigt in Westborneo. Hier sind Salzquellen bekannt am nördlichen Rande des Süd- von Westborneo trennenden alpinen Gebirgslandes, vom Flusse Ambalauh bis zum Flusse Skabau in einer Längenerstreckung von ca. 30. geogr. Mln. Am zahlreichsten sind sie bekannt zwischen den Flüssen Skabau und Spauk, bei den Nebenflüssen Kenaja und Mantrap, weil sie hier aufgesucht wurden. Oestlich davon sind Salzsümpfe sicher bekannt blos vom Serawai-Flußgebiet, welches Dr. Schwaner beim Durchziehen des obenerwähnten Alpengebirges berührte. An den übrigen Orten kommen sie blos vor nach Aussage von Eingeborenen, die zwar oft sehr reserviert aufzunehmen sind, aber in diesem Falle gewiß Glauben verdienen. Von Ostborneo weiß man bis jetzt blos, daß in den Hochländern des Reiches Bulongan, im Lande des Stammes der Kenjah, Salz vorkomme, und in Nordborneo soll im Flußgebiet des Limbang am Fuße des Berges Telong eine Salzquelle sein von 15 Zoll Durchmesser und 3 Fuß Springhöhe. Die Lückenhaftigkeit unserer Kenntnisse im Osten und Norden der Insel rührt einzig her von den fehlenden Untersuchungen daselbst.

Ueber die näheren geologischen Verhältnisse ist man noch sehr im unsichern, obwohl aus einigen Thatsachen man den Schluß zu ziehen berechtigt ist, daß die Salzlager in der Tertiärformation sich vorfinden.

Im westlichen Teile Südborneo's berichtet v. Gaffron, daß in der Tertiärformation daselbst weit verbreitet Gyps auftrete, der mit dem Steinsalze gleichalterig sein könnte, da diese beiden Mineralien oft zusammen vorkommen in salzführenden Schichten. Auch als „Salzthon" muß das Steinsalz vorkommen, worauf das schlammige salzhaltige Wasser hinweist. Blos Tiefbohrungen könnten einigen Aufschluß geben über die eventuelle Verbreitung, Mächtigkeit und Zusammensetzung der salzführenden Schichten; doch ist wenig Aussicht vorhanden, daß dies so schnell geschehen werde, da das praktische Interesse dies nicht erfordert und der reinen Wissenschaft zu Liebe dergleichen Untersuchungen in Borneo nicht gethan werden.

Von den Eingeborenen wurden in früheren Jahren diese Salzquellen benützt, um Salz zu bereiten, und man traf stellenweise auch Vorbereitungen, um das salzige Wasser zu sammeln. So gruben sie im Orte Tumbang Tjerundung in Westborneo einen kleinen Schacht bis zur Tiefe von 6 Fuß, als sie auf einen thonigen Sandstein stießen, aus dessen Spalten das salzige Wasser emporquoll. In einem hineingesetzten hohlen Baumstamme konnte sich nun das reine Salzwasser sammeln. Das Bereiten von Küchensalz geschah einfach durch Verdampfen des Salzwassers in eisernen Schüsseln; doch wurde nicht überall das Salz selbst bereitet, da einerseits das von Händlern gekaufte Salz billiger und reiner war und andererseits man durch Goldwaschen während derselben Arbeitszeit sich mehr Geld verdiente. Die Verwendung des Salzes hat gegenwärtig indessen fast gänzlich aufgehört, da die Eingeborenen von Regierungs wegen billiges Salz erhalten.[1]

[1] In Holländisch-Indien besteht bekanntlich das Salzmonopol.

Analysen besitzen wir blos von Spauk. Nach diesen sind die festen Bestandteile ungefähr 6% und als Chloride und Carbonate enthalten, und zwar:

Na Cl	4,308	Mg CO_3	0,001
Ka Cl	0,060	Ca CO_3	0,053
Mg Cl_2	0,186	Fe CO_3	0,004
Ca Cl_2	1,202		
Mg J_2	0,004		

während Kieselsäure blos 0,005 enthalten ist.

Obwohl wir dem erwähnten zufolge eigentlich noch äußerst wenig über das Salzvorkommen in Borneo wissen, so ist doch daraus die große Verbreitung der salzführenden Schichten und das tertiäre Alter derselben ersichtlich.

Die Forschungen in Afrika in neuester Zeit.

(Schluß.)

In der Sitzung vom 10. Oktober 1885 der „Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin“ hielt der bekannte Reisende Dr. M. Buchner einen interessanten Vortrag über „Kamerun“, den wir glauben auch an dieser Stelle kurz berücksichtigen zu müssen.

„Durch den Golf von Guinea“, führte er aus, „zieht sich ein vulkanischer Spalt hindurch, der fünf mächtige Zeugen seiner Thätigkeit trägt: Annabom, St. Thomé Principe, Fernando Po und schließlich den gewaltigsten von allen, das Bergmassiv von Kamerun. Von der Küste aus kann man gen Nordosten zu bei klarem Wetter bizarre Bergformen erblicken, die kaum 100 Km. entfernt sein dürften, die aber trotzdem noch von keinem Weißen betreten worden sind. (Wie aus der vorigen Nummer zu ersehen, ist dies jetzt teilweise von Valdau und Knudson geschehen.)

„Der Kamerunberg ist richtiger als ein Bergsystem zu bezeichnen, dessen Pfeiler zwischen dem sogen. Rio del Rey und Bimbia stolz emporragen. Die Vegetationsformen, welche die Bergabhänge bekleiden, sind die denkbar üppigsten und lassen die sonstige Dürftigkeit und Trockenheit Afrika's nicht vermuten. Auf die Mangrove-Region an dem Meeresufer folgen Gebiete mit Raphia und Pandanus und auf diese die üppigsten Urwälder, welche man sich denken kann. Das gilt jedoch nur, soweit der vulkanische fruchtbare Boden reicht, denn wo Lateritboden vorhanden ist, tritt die Dürftigkeit des Vegetationskleides sofort wieder zu Tage.

„Das Klima von Kamerun ist charakteristisch durch reichlichen Regenfall. Die eigentliche Trockenzeit, in der aber Regen auch nicht gänzlich ausgeschlossen ist, beschränkt sich auf die Monate Dezember und Januar. Ein Regenfall von 100—150 mm. pro Tag ist nicht selten. Das Klima kann nicht als sehr heiß bezeichnet werden, so weist z. B. Senegambien viel höhere Wärmegrade auf.

„Die Gesamtzahl der Kamerunleute kann etwa 60,000 Seelen betragen. Sie gehören zu der großen Völkerfamilie der Bantu. Ihre Gesichtszüge sind nicht gerade schön, aber ihr Körper ist wuchtig entwickelt und nirgends hat man wohl bessere Gelegenheit, sich von der Haltlosigkeit des alten Märchens von der Wadenlosigkeit der Neger zu überzeugen, als gerade in Kamerun.“

Auch in Ostafrika herrscht rege Thätigkeit und zwar setzt die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft mit großem Erfolge ihre Landeserwerbungen fort. Sie hat den bereits anerkannten Besitz von Usagara, Nguru, Ukami und Useguha noch durch folgende Erwerbungen vergrößert:[1] Khutu, erworben von Graf Pfeil durch Vertrag vom 10. Juni 1885; das ganze Kilima'ndscharo-Gebiet, von Pangani ab nordwestlich bis zu $2^1/_2{}^0$ s. Br. mit den Landschaften Usambara, Pare, Aruscha und Tschaga, erworben von Dr. Jühlke und Premierlieutenant Weiß durch den Vertrag von Moki am 19. Juni 1885; Usaramo mit allen Gebieten zwischen Ukami und Rufidschi, erworben von Lieutenant Schmidt durch Vertrag vom 2. Sept. 1885; die Berglandschaft Uhehe, erworben durch Graf Pfeil und Lieutenant Schlüter; ferner die Gasi-Bay mit den Rechten des Hauses der Msara, der alten Herrscher von Mombas, erworben durch Assessor Lucas, und die Landschaften Ubena, Wamatschonde, Mahenge und Wangindo, ebenfalls durch Graf Pfeil und Lieutenant Schlüter erworben, so daß die „Kolonial-politische Korrespondenz“ am 24. Febr. 1886 stolz melden konnte: „Vom Rovuma bis zum Tana und vom Tana bis zum Kap Guardafui weht die deutsche Flagge.“

Die beiden Reisenden der Ostafrikanischen Gesellschaft, Graf Pfeil und Lieutenant Schlüter, haben auch eine neue Route von der Ostküste nach dem Nyassa eröffnet, indem sie von Usagara aus durch Uhehe nach Mahenge zogen und nach einem Vorstoß längs des Uranga nach dem Nyassa auf dem kürzesten Wege direkt nach Kiloakiwindje an die Küste zurückkehrten. Leider liegt bis jetzt noch kein genauerer Bericht dieser interessanten Reise vor.

Ebenfalls dem Seegebiet galt eine Reise des Bischofs von Aequatorialafrika, Dr. Hannington, der mit Mr. Taylor von Mombasa an der Ostküste Afrika's aufbrach, um auf der kürzesten Route den Victoria-Nyanza zu erreichen. Er folgte im allgemeinen Thompson's Route und kam im Oktober am Nordufer des Sees an, an welchem er in der Landschaft Kawirondo den schwarzen Missionar Jones zurückließ, worauf er die Landschaft Usoga im Osten des Victoria-Nils betrat. Hier wurde er auf den Befehl des Königs von Uganda, Mwanga, von einer bewaffneten Bande gefangen genommen und später ermordet. Wie „Petermann's Mitteilungen“ (1886, Heft VII) schreiben, ist durch einen glücklichen Zufall das Tagebuch des Bischofs erhalten worden und soll nächstens von der „Church Missionary Society“ veröffentlicht werden. Dasselbe reicht vom 23. Juli bis 6. Oktober, dem Tage der Ankunft in

[1] Nach Angaben des Dr. Richard Lüddecke.

Sakwas bei Kwa-Sundu am Nordostende des Victoria-Sees. Ueber die gefährliche Lage der englischen Missionare, gegen deren Leben ebenfalls ein Anschlag seitens des Königs geschmiedet war, berichtet ein Schreiben Mackay's, der bereits über 7 Jahre in Uganda lebt („Church Mission. Intell.", Juni 1886) ausführlich. Ihre Lage war um so bedrohender, als der Argwohn des Königs genährt wurde durch das gleichzeitige Eintreffen von Bischof Hannington in Usoga, von Dr. Fischer in Kagehi, von Briefen des Sultans von Sansibar und des englischen Residenten Dr. Kirk und von der ägyptischen Regierung an Dr. Schnitzler (Emin-Bey) und von wiederholten Hülfsgesuchen des letzteren. Der Dr. Fischer, der nach Rubaga gelockt und dort ebenfalls ermordet werden sollte, konnte noch rechtzeitig gewarnt werden, worauf er sofort seinen Marsch nach Unjoro fortsetzte. Derselbe hatte sich mit einer Expedition Ende Juli 1885 von Sansibar aus nach Afrika eingeschifft, um den verschollenen Forschungsreisenden Junker aufzusuchen. Ein Marsch von 110 Tagen brachte ihn glücklich im Oktober an den Victoria-Nyanza. Von den Einzelheiten seiner Route ist bis jetzt wenig bekannt geworden, jedoch scheint es, daß er einen bedeutenden Umweg zu machen gezwungen war, und einen ungeheuren Tribut den eingeborenen Herrschern bezahlen mußte, da seine Tauschwaren so zusammengeschmolzen waren, daß er sich genötigt sah, um Nachsendung solcher zu bitten. In seinem letzten Briefe, datiert Kagehi, den 8. Jan. 1886 (Südufer des Victoria-Nyanza), schreibt er:[1]

„Kann nur abgebrochen schreiben, da ich keinen Augenblick Ruhe habe. Bin obendrein eben vom Fieber hergestellt. Uganda nicht passierbar. Gestern Brief vom Missionär Mackay durch zwei meiner Askaris, die nach Uganda geschickt, um mich anzumelden, erhalten. Derselbe sagt, ich solle nicht nach Uganda gehen, da der Kabaka mich mit allen Trägern ermorden würde. Araber haben intriguiert. Bischof Hannington ist vom Kabaka ermordet worden; alle Missionskinder verbrannt, Missionäre gefangen; niemand darf mit ihnen verkehren. Muß jetzt all' meine Waren einpacken, will übermorgen nach Osten zu den Kawirondo und versuchen, von dort in weitem Bogen — möglichst fern von Uganda-Unyoro — zu den ägyptischen Provinzen zu gelangen. Emin-Bey soll mit Dr. Junker in der Nähe Unyoro's lagern, aber Kabaka gibt nicht die Erlaubnis zu passieren. Kabaka hat allen Europäern, Aegyptern und Arabern den Eintritt in sein Land verboten. Ob mein Plan gelingt, wissen die Götter, aber es soll alles versucht werden."

Auch die „Royal Geographical Society" in London hat eine Expedition nach Ostafrika unter Leitung des Missionars Last, der sich schon durch mehrere Reisen in dem westlich vom Nyassa-See begrenzten Küstengebiet bekannt gemacht, ausgesandt, die den Auftrag hat, eine Reise in der Richtung: Rovuma-Fluß bis zur Einmündung des Lujenda, Somali-Berge, Likugu-Fluß bis Quelimane auszuführen, d. h. die von Konsul O'Neill begonnenen Untersuchungen im Gebiete des Nyassa-Sees fortzuführen. Es gelang ihm, die vorgeschriebene Route richtig einzuhalten und am 13. Januar 1886 glücklich in der Missionsstation Blantyre anzugelangen, deren Umgebung er weiter zu untersuchen gedenkt, besonders die Frage, ob der Kilwa-See in der Regenzeit mit dem Quellsee des Ludschenda, dem Tschinta-See, zusammenhängt, wie die Eingeborenen behaupten, so daß damit der Kilwa-See die eigentliche Quelle dieses Flusses darstellen würde.

An dieser Missionsstation traf Ende Februar auch die unter Serpa Pinto's Führung von Mozambik aufgebrochene Expedition ein, die ihren Weg über Ibo genommen hatte. Leider befand sich jedoch Serpa Pinto nicht mehr bei derselben, da er wegen Krankheit, nachdem er das Kommando Herrn Cardoso übertragen, nach Europa hatte zurückkehren müssen. Der neue Führer gieng mit der Absicht um, wenn er seine Karawane, die fast dem Hungertode nahe war, neu verproviantieren könne, sich nach der portugiesischen Faktorei Tete am Sambesi zu begeben.

Großes Aufsehen erregte in Italien die Nachricht, daß die mit so großen Kosten von der Mailänder Handelsgeographischen Gesellschaft, der Italienischen Geographischen Gesellschaft in Rom und der Afrikanischen Gesellschaft in Neapel gemeinsam ausgerüstete Expedition des Grafen Porro vernichtet worden ist. Von den ursprünglichen 11 Mitgliedern, die sich nach Afrika einschifften, soll außer den dreien, welche die Expedition früher verließen, nur noch Sacconi am Leben sein, der vom Sultan von Harrar als Geisel zurückbehalten wird. Der unglückliche Ausgang dieser Expedition hat einen anderen Italiener, A. Franzoi, nicht abgehalten, dasselbe Gebiet als Ziel seiner Reise zu wählen und er will den Versuch machen, von Zeila über Harrar und Schoa, also auf bisher verschlossenem Wege, nach Kaffa vorzudringen, von wo aus er nach dem Victoria-See gehen will, um von da nach Sansibar zurückzukehren. Jedoch ist für das Gelingen seines Planes wenig Aussicht vorhanden.

Südafrika. Seit Sir C. Warren's Expedition von 6000 Mann nach dem Betschuana-Land, der hinausgezogen war, um in diesem Gebiete Ordnung zu schaffen, ist Südafrika wieder viel besprochen worden, und ist es daher leicht begreiflich, daß einzelne Reisende ihr Augenmerk auch auf diesen Teil des großen Kontinents gewandt haben. Außer Dr. Emil Holub, der sich bereits seit 1883 wieder in Südafrika befindet, um von hier aus nach Norden vorzudringen, auf welcher Reise er bereits, nach den letzten Nachrichten, in der bekannten Handelsstation Panda ma Tenka, in der Nähe des Sambesi, angekommen ist, sind es besonders zwei Reisende, und zwar ein Herr Farini und der Engländer Montagu Kerr, die hier besonders zu erwähnen sind.

[1] Vergleiche Verhandlungen, Bd. XIII., Nr. 4.

Ersterem verdanken wir eine genaue Kenntnis der südafrikanischen Wüste Kalahari, von der selbst die Bewohner am nördlichen Ufer des Orange-Flusses wenig, ja fast gar nichts wußten. Ueber seine Reise und die auf derselben gemachten Beobachtungen, hat Herr Farini in den „Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" einen ausführlichen Bericht veröffentlicht, dem wir uns im folgenden wesentlich anschließen.

Nach Farini ist die Kalahari ein Hochplateau, 3000 bis 4000 F. über dem Meeresspiegel. Für Europäer ist das Land bis zu einem gewissen Grad vollkommen gesund, indem die Tage nicht übertrieben heiß und die Nächte kühl sind. Die durchschnittliche Sommerwärme ist 26° mit kühlen Nächten, im Winter 15° mit zeitweiligen Nachtfrösten. Kommt man vom Süden herein, so ist der allgemeine Charakter der einer freien Ebene, bedeckt mit einem Meer von Gras und eingestreuten Mimosen und Strandgewächsen. Nähert man sich dem 26.°, so wird das Land allmählich bewaldet, so daß es genügend Holz für jeden Zweck gibt.

Die Kultur des Landes betreiben Mischlinge, Kaffern, Bakalaharis und Balalas. An Mineralien ist das Land sehr reich und haben sich Diamanten in vielen Teilen der Kalahari gefunden, ja Minen, so reich wie die zu Kimberley, warten nur auf den erlösenden Schlag des Bergmanns.

Als größtes Tier unter der Fauna der Kalahari ist der Elefant zu nennen, der sich im Norden von Ochimbinde vorfindet, und nächst ihm die stattliche Giraffe, während nördlich vom Molapo bis herunter zum Orange-Fluß das Eland die grasigen Fluren durchstreift. Außer diesen sind noch zu nennen: Steinböcke, Duiker-Antilopen und das Quagga, das sich in großen Heerden auf der weiten Grassteppe herumtummelt.

Farini hält das Land für Auswanderer geeignet, die willig sind zu arbeiten und die Beschwerden nicht scheuen, welche das Leben dieser erst sich bahnbrechenden Ansiedler mit sich bringt; die aber außerdem auch über einiges Kapital verfügen, um das erste Jahr sich durchzubringen und sich den Stamm einer Heerde zu kaufen, welche im Damara-Land leicht für 10 bis 30 Schillinge pro Kopf zu haben ist. Die Schattenseite des Landes besteht augenblicklich in der Schwierigkeit dasselbe zu erreichen, da Hunderte von Kilometern mit dem Ochsenwagen zurückzulegen sind, was bei trockener Jahreszeit sehr beschwerlich ist.

Eine Ueberlandreise von Kapstadt nach dem Nyassa-See unternahm der Engländer Montagu Kerr. Dieser schiffte sich im Herbst des Jahres 1883 nach Südafrika, und zwar nach Kapstadt ein, wo er die Vorbereitungen zu einer Expedition traf. Er schlug zunächst seinen Weg durch den Orange-Freistaat und die Diamantfelder nach dem Matabeli-Land über Khama's Stadt ein, an welchem Orte er am 5. April 1884 anlangte. Am nächsten Morgen verließ er dasselbe wieder und eine nordöstliche Richtung einschlagend, kreuzte er die breiten Sandbetten des Mahalapse, Serube und Schascha, lauter Zuflüsse des Limpopo, der eine dicht mit Busch und Wald bedeckte Gegend durchschneidet. Am Ostersonntag Morgen erreichte die Expedition die Tali-Goldfelder im südlichen Matabeli-Land, wo sie einen kurzen Aufenthalt nahm, den Kerr dazu benutzte, die Goldminen zu besichtigen.

Auf dem weiteren Wege mußten zahlreiche Granithügel, die plötzlich aus dem dichten Wald hervorragen, passiert werden, worauf der Forscher in eine noch malerischere Gegend gelangte, die von Flüssen wie der Romaqueban, Jukwezi, Mangue, Simokwe und Schaschani, durchschnitten wird, welche weit mehr Wasser führen, als die zuvor überschrittenen Flüsse. Von hier aus stiegen sie in den südlichen Schluchten des großen Granitgebirges, das die Wasserscheide zwischen dem Limpopo, Sabia und Sambesi bildet, empor und erreichten das große Hochplateau des Matabeli-Landes, welcher Distrikt dicht bevölkert scheint. Hier liegt auch Gubuluwayo, die Stadt des großen Monarchen Lo Bengula, des mächtigsten Königs von Südafrika, dessen Schutz sich Kerr durch Geschenke sicherte. Von hier aus setzte er die Reise nach Umhlangene, der Missionsstation der London Missionary Society, fort. Auf dem ferneren Marsche behielten sie 20 Tage lang den großen Granitgebirgszug zur Rechten, während welcher Zeit sie die wasserreichen Flüsse Changani, Sepague, Umuyati, Umsweswe, Umvuli, alles Nebenflüsse des Sambesi, passierten. Von Little Ungamwenda im Maschova-Land aus wurde der Weg am 21. Juni zu Fuß nach Norden bis Chibinga in der Malande-Goldregion fortgesetzt, worauf sich die Expedition, um nach Tete zu gelangen, östlich wandte.

Die Gegend ist hier mit einer üppigen und prächtigen Vegetation bedeckt und ungeheure Waldungen ziehen sich vom Fuße der Hügel von Makomwe nordwärts nach dem Sambesi. Besonders ist die gigantische Adansonia oder der Baobab durch das ganze Bassin des Sambesi ausgebreitet. Von der Fauna sind hauptsächlich das Rhinoceros, der Löwe und andere wilde Tiere zu erwähnen, während Spuren von Elefanten nur selten angetroffen werden.

Da die Tsetsefliege in dieser Gegend sehr häufig ist, sind infolge dessen Rindvieh und Pferde unbekannt.

Der Distrikt von Tete ist die am weitesten vorgeschobene Besitzung der Portugiesen und wurde im Jahre 1740 in Besitz genommen. Die Stadt selbst liegt an dem südlichen Ufer des Sambesi, ungefähr 450 e. Mln. vom Meere entfernt. Als Livingstone auf seiner westlichen Reiseroute dieselbe berührte, war sie sehr belebt und bildete einen großen Marktplatz für Gold, Elfenbein und Menschenfleisch, jetzt ist sie jedoch sehr zurückgegangen und liegt tot und ausgestorben.

Nach einer Ruhepause von acht Tagen ging der Marsch in der gleichen Richtung bis an die Salumkidwa-Berge

weiter, worauf sich die Expedition nördlich wandte und an der westlichen Seite der Makurungwe-Berge, eines sehr hohen Gebirgszuges, hinwanderte. Auf diesem Wege passierten sie eine große Anzahl Dörfer, die von Angehörigen des Angoue-Stammes bewohnt werden, und stiegen am 25. September in das Thal des Nyassa-Sees hinab. Kerr umgieng nun die Südseite des Sees, wobei er die Missionsstation Livingstonia besuchte, und trat den Rückweg über Blantyre nach Quillimane an der Mündung des Sambesi an. Die von Kerr zurückgelegte Strecke beträgt 3000 e. Mln., während welchen Marsches er durch Gegenden kam, die vor ihm noch kein Weißer betreten hatte.

Nachtrag.

Ehe wir unsere Uebersicht der neueren Reisen in Afrika abschließen können, müssen wir unsere Augen nochmals nach dem Kongo-Becken richten, da in den letzten Tagen neue Berichte von dorther eingelaufen, resp. über schon früher abgeschlossene Forschungen Genaueres bekannt geworden ist.

So berichtet Dr. Wolff jetzt ausführlich über seine Reise von S. Salvador zum Quango:

Die Expedition, die von der Afrikanischen Gesellschaft ausgesandt war, bestand aus den Herren Premierlieutenant A. Schulze, Premierlieutenant Kund, Dr. Büttner, Sekondlieutenant Tappenbeck und Dr. Wolff. Ihre Aufgabe war die Erforschung von Land und Leuten im südlichen Kongo-Becken. Die Expedition verließ Hamburg am 1. August 1884 und landete nach zweimonatlicher Fahrt in der Nähe der Kongo-Mündung, wo die Forscher an verschiedenen Orten ausstiegen, um sich später in Banana wieder zu vereinigen. Dr. Wolff begab sich zunächst nach San Salvador, der einstigen Hauptstadt des Kongo-Landes. Das ganze Land zwischen dem Kongo und dieser Stadt ist gebirgig, besteht überall aus dem unfruchtbaren Laterite mit einigen Eisensteinen durchsetzt, weithin kein Baum, kein Strauch, nur hartes Gras. San Salvador ist ein Ort von ungefähr 400 Seelen, auf einem Hochplateau ca. 1500 Fuß über dem Meere gelegen.

Die Eingeborenen wohnen in umzäunten Gehöften, die gewöhnlich aus einem kleinen Garten, einem Hause für den Besitzer und mehreren Hütten für seine Frauen bestehen, von denen eine jede eine solche für sich beansprucht. Im allgemeinen haben die Eingeborenen nicht mehr als zwei bis drei Frauen und nur der König hat deren 20.

In San Salvador erkrankte der Premierlieutenant A. Schulze schwer und gab am 15. Februar seinen Geist auf. Dr. Büttner und Dr. Wolff wollten von San Salvador aus weiter nach Osten vordringen, zu welchem Zwecke ersterer bereits mit einem Häuptling eines eine Tagreise entfernten Dorfes Unterhandlungen behufs Versorgung mit Trägern angeknüpft hatte. Derselbe hatte sich auch erboten, die Karawane der beiden Reisenden nach einem 6—7 Tagereisen nach Südost gelegenen Lande, Damba, zu schaffen. Als er jedoch am 25. Februar mit ca. 80 Mann eintraf, soll er so unverschämte Forderungen gemacht haben, daß die Forscher dieselben nicht befriedigen konnten. Es blieben ihnen daher nur die Loangos, die mit Dr. Büttner nach Salvador gegangen, zur Verfügung. Von den 17 Leuten waren jedoch nur noch 10 vorhanden, einer war am Fieber gestorben, die anderen entflohen. Da Dr. Büttner zwei Jungen zu seiner Bedienung brauchte, blieben dem Dr. Wolff, da er den Headman, den er als faul und unzufrieden kannte, nicht mitnehmen wollte, nur sieben Loangos zwischen 10 und 17 Jahren, mit denen er am 27. Februar 1885 nach Damba aufbrach. Auf dem Marsche berührten sie das große Dorf Lemwo, dessen Einwohner dem Forscher feindlich entgegentraten, ebenso wie die Bewohner des nächsten Dorfes, die den Durchzug durch dasselbe nur gegen Rum gestatten wollten. Der Weg führte steil bergauf, da Dr. Wolff einen Höhenzug erklimmen wollte, der sich von Norden nach Süden erstreckt, und von dem im Norden etwa drei Tagereisen von diesem Orte bei Kizulu der Ambrizfluß in einem schönen Wasserfall sich herunterstürzt. Die Gegend ist hier durch die steilen bewaldeten Höhen und tiefen Schluchten malerischer als die langweiligen Grasflächen bisher. Dieses Gebirge trennt Madimba, das die Expedition bis jetzt durchzogen, von dem Ländchen Kusso, dessen Einwohner sehr freundlich und zutraulich waren. Dagegen zeigten sich die Leute von Damba, zu denen er von hier aus kam, äußerst trotzig und mißtrauisch, mit Gewehren und großen Messern bewaffnet, so daß es langer Bemühungen von Seiten unseres Forschers bedurfte, um sie zu beruhigen. Wolff blieb bis zum 12. März in Damba; als er jedoch sah, daß die Leute hier nicht im entferntesten daran dachten, einem Weißen als Träger zu dienen, und ebenso wenig wünschten, daß ein Weißer in das Innere vordringe, trat er seine Rückreise an. Wieder in Kimbondi, im Lande Kusso, angelangt, erfuhr Wolff, daß der Ort Bango, von welchem aus auf seiner Karte ein Weg den Quilo-Fluß entlang bis zum Quango verzeichnet war, nur eine Tagereise entfernt sei. Wolff brach daher sogleich nach diesem Orte auf, wo seine Ankunft große Bestürzung hervorrief, da die Eingeborenen glaubten, daß er ihnen den Zwischenhandel nehmen wolle. Da sie ihm daher auch nicht den Weg zeigten wollten, so war er gezwungen, denselben aufs Geratewohl einzuschlagen. Er passierte mehrmals den Quilo, der zu seiner unangenehmen Ueberraschung nicht nach Osten in den Quango, sondern nach Südsüdwesten dem Meere zufloß — und zwar in den Sucka, dieser in den Lefumbe und dieser in den Ambriz.

Der Forscher hatte das Ländchen Kusso durchkreuzt und war nach dem weiter östlich gelegenen Sombo gekommen. Die Grenze zwischen beiden bildet zugleich die Wasserscheide zwischen dem Meere und dem Quango, auch ändert sich hier die Bodenbeschaffenheit, insofern anstatt des Laterits Sandboden zu Tage tritt. Nach mancherlei

Abenteuern kam die Expedition am 27. März am Quango an, nachdem sie am selbigen Tage über den Quilo, einen großen, etwa 150 m. breiten Fluß, gesetzt war. Jenseit des Quango liegt das Dorf Mimbome, von wo aus der Forscher am rechten Ufer des Flusses bei strömendem Regen stromaufwärts nach Musumba Kiamwoe, der Residenz des Königs, gieng. Hier hoffte er Träger zu erhalten, die das in San Salvador zurückgelassene Gepäck herbeiholen sollten. Nachdem er 13 Tage lang vergeblich auf solche gewartet, brach er am 21. April selbst nach San Salvador auf. Der Rückweg, der auf einer anderen Route zurückgelegt wurde, war äußerst anstrengend, da die Lebensmittel fast aufgezehrt waren und die Karawane keine Dörfer passierte. Erst am fünften Tage stießen sie, fast verhungert, auf die ersten Menschen.

Sie hatten inzwischen das waldige Land Pombo passiert, und durchzogen, während sie allmählich vom Hochgebirge herabstiegen, nun Pumbo. Danach giengen sie durch das Ländchen Zosso und kamen in Damba wieder in ihre alte Route; zwischen Zosso und Damba liegt wiederum die Wasserscheide zwischen dem Quango und dem Meer und ändert sich auch die Bodenbeschaffenheit, indem hier der Sandboden wieder durch den Laterit ersetzt wird. Am 15. Mai erreichten sie endlich wieder San Salvador.

Dr. Büttner, der in San Salvador zurückgeblieben war, konnte erst am 27. Juni aufbrechen und marschierte in wenigen Tagen nach Kisulu, dort den Ambriz-Fluß, der hier einen großartigen, mehrere Hundert Fuß hohen Wasserfall bildet, überschreitend. Von hier aus gelangte er in drei Wochen, über bisher unbeschrittenes Terrain, in sehr starken Märschen durch die Landschaften Madimba, Sombo und Kongo dia lase in das Land der Majacalla und zum Quango. Dieses ganze Gebiet ist von einer großartigen Berglandschaft erfüllt, beschwerlich zu passieren, die Wege bisweilen halsbrecherisch steil; das Land ist im höchsten Grade armselig wie am unteren Kongo; unfruchtbare mit hohem, hartem Gras bestandene Savanne, mit vereinzelten, verkrüppelten Bäumchen und Sträuchern. Kleine Wasserläufe sind nicht selten und nur an diesen oder auch bisweilen auf den plateauartig abgeflachten Berghöhen findet sich Buschwald, oft mit Oelpalmen untermischt.

Dr. Büttner gieng jetzt den Quango aufwärts bis Muëne Putu Kassongo, der Residenz des Königs, von wo aus er nach längerem Aufenthalt seinen Weg nach dem Stanley-Pool fortsetzte. Nach sechstägigem Marsche nordwärts gelangte er nach Kingundi, dem Orte bis zu welchem Major v. Mechow auf einer Bootfahrt gekommen war und von wo derselbe auf der rechten Seite des Flusses Quango den Rückweg eingeschlagen hatte. Nördlich von diesem Orte liegt das Gebiet der Wabuma, das er ebenfalls durchzog. Der Weg führte über Mungatluka, der Königin Gäu gehörig, und der Stadt des Königs Muëne Putu, eines Bruders genannter Königin, nach dem am weitesten nördlich gelegenen Punkte dieses Teiles der Reise. Von hier aus wandte sich Dr. Büttner nach Kiballa, von wo aus er im allgemeinen eine südwestliche Richtung einschlug. Er passierte eine Hochebene, die mit Ausnahme dreier Wasserläufe ohne Wasser und mit nur wenigen, aber volkreichen Dörfern besetzt ist. Am 20. September erblickte der Forscher endlich vom Rande des Plateau's aus das weite Wasser des Stanley-Pool, dessen Ufer er in Kimpoko, wo er das Stationsgebäude verlassen fand, erreichte. Am nächsten Tage fuhr er mit einem Kahn über den Pool nach Leopoldville, an welchem Orte er den Lieutenant Wißmann mit seinen Begleitern antraf und Nachricht über die Entdeckung des Kasai erhielt.

Wir sehen aus diesem kurzen Ueberblick, mit welchem regen Eifer an der Erforschung Afrika's gearbeitet wird, mit welch kühnem Mute immer neue Forscher in das Innere des dunklen Erdteils vordringen, nicht achtend der Gefahren, die sie von allen Seiten umgeben. Die Geschichte wird ihre That mit ehernem Griffel in ihre Bücher einzeichnen und sie der Nachwelt als mutige Pionniere der Wissenschaft schildern.

Geographische Neuigkeiten.

* Eine neue Durchquerung Afrika's. Dem Brüsseler „Mouvement géographie“ entlehnen wir einige Einzelheiten über die Reise des Lieutenants Gleerup von der Station Stanley-Falls nach Sansibar. Gleerup ist schwedischer Offizier, war zwei Jahre der belgischen Station an den Stanley-Fällen beigegeben, ist ein junger Mann von 26 Jahren, groß, kräftig, gesund, frisch und rosig, von sanftem, schüchternem Ausdruck, aber großer Energie. Er betraf sich eines Tages auf dem sehnlichen Gedanken, seine Heimat wieder zu sehen; aber er wollte nicht den Kongo wieder hinabfahren, sondern über die Seen und Sansibar nach Europa zurückkehren. Hierzu aber fehlten ihm die Reisemittel und in dieser Verlegenheit vertraute er sich Tippo-Tip an, welcher sich sogleich seiner annahm. Gleerup brach am 28. Dezember 1885 von Stanley-Falls auf, und machte sich den Abgang einer Expedition, die der arabische Händler Tippo-Tip nach Njangwe abschickte, zu Nutzen, um diesen um seine Gastfreundschaft anzugehen, welche ihm in liberalster Weise gewährt wurde. Der arabische Häuptling gestand dem Weißen nicht nur freie Fahrt für sich, seinen Soldaten (einen Sansibarer) und seinen Jungen zu, sondern trug noch alle Reisekosten und beschenkte den Reisenden auch mit einem Zelt, das denselben in seinem Kahn bei Tag vor der Sonne und bei Nacht vor der Kühle des Flusses schützen sollte. Die Expedition bestand aus vier Kähnen, deren jeder mit ungefähr 20 Männern, einigen Weibern und Kindern besetzt war, aber ohne Soldaten zur Verteidigung und kaum Einem Gewehr für einen Kahn. Der Zweck der Fahrt war, eine gewisse Menge Elfenbein nach Njangwe zu bringen. Man brauchte

zunächst zehn Tage, um die Stanley-Fälle zu überwinden. Der Lieutenant passierte sie ohne Mühe zu Lande, indem er dem Fluß entlang marschierte, während die Araber ihre Kähne dem Ufer entlang hinzogen. Diese ganze Region der Stanley-Fälle ist nach der Versicherung des Reisenden in botanischer Beziehung von einer hohen Schönheit, ein wahres Blumenland voll reizender Blüten von jeder Größe und Farbe. Unmittelbar oberhalb des ersten Wasserfalls, auf dem rechten Ufer des Kongo und in der Nähe der Einmündung des Leopold-Flusses, haben die Araber eine Niederlassung gegründet, welche sie mit dem Namen Kibongo bezeichnen. Hier hielt sich die Expedition vier Tage auf und Lieutenant Gleerup sah sich auf das freundlichste aufgenommen. Dann begann die Kahnfahrt bis Njangwe, welche zwei Wochen erforderte.

Am 25. Januar 1886 erreichte die Expedition diese Stadt. Njangwe ist ein in Afrika berühmter Name, das Ziel vieler Reisenden, deren Ehrgeiz dahin geht, nach diesem Mittelpunkt des arabischen Handelsverkehrs zu gelangen, welcher für die Weißen so gastfreundlich, für die armen Eingeborenen aber so schrecklich ist. Es sind aber bis jetzt nur hierher gelangt: Livingstone 1871, Cameron 1874, Stanley 1876, Wißmann und Pogge 1882 und Gleerup 1886. Njangwe ist seit 1856 die Hauptniederlassung der Araber in diesem Teil des Kontinents, liegt auf einer ziemlich hohen Böschung über dem Flusse, auf der Scheide eines weiten offenen Geländes, welches sich bis zu den dichten Wäldern von Uregga nordwärts erstreckt. Die Stadt scheidet sich durch eine tiefe Schlucht, in welcher ausgedehnte Reisfelder angelegt sind, in zwei Teile; diese Schlucht wird ganz unter Wasser gesetzt, sobald der Kongo seinen höchsten Wasserstand erreicht.

Njangwe hat sich seit Stanley's Besuch bedeutend entwickelt. Seine gegenwärtige Bevölkerung wird auf 10,000 Seelen geschätzt. Die beiden Abteilungen der Stadt sind von prächtigen Anpflanzungen umgeben, in welchen man hauptsächlich alle Obstgattungen der Ostküste findet. Die Araber haben auch Rindvieh und Reit- und Saum-Esel hier eingeführt.

Wenn Lieutenant Gleerup nur einige Tage in Njangwe blieb, so ward er dagegen länger in Kasongo aufgehalten, der hauptsächlichsten Residenz von Tippo-Tip, welche südsüdöstlich von Njangwe, drei Wegstunden vom rechten Ufer des Kongo, liegt. Kasongo, von welchem Livingstone in seinem „letzten Tagebuch" spricht und das vor fünfzehn Jahren nur ein Dörfchen unter einem eingeborenen Häuptling war, der ihm seinen Namen gegeben hatte, ist heutzutage eine Niederlassung ersten Ranges geworden, welche an Bedeutung beinahe mit Njangwe wetteifern kann und bezüglich der Gesundheit seiner Lage, der Schönheit seiner Gärten und Anpflanzungen und der schwunghaften Viehzucht jenes noch übertrifft. Die Stadt zählt ungefähr 8000 Einwohner. Tippo-Tip hat sich hier ein sehr großes, prächtiges einstöckiges Wohnhaus erbaut, welches zur Zeit von Lieutenant Gleerup's Besuch von einem der Söhne des Häuptlings bewohnt war, einem jungen Mann von den edelsten Manieren, welcher den Freund seines Vaters mit einer prunkenden Gastlichkeit empfing.

Kasongo liegt in einem von einem Nebenflüßchen des Kongo bewässerten reizenden Thale mit zahllosen Pisang-Anlagen. Man findet daselbst alle Gemüse-, Hülsenfrüchte-, und Obstarten, welche der Markt von Sansibar liefert, und eine Menge Viehheerden: Rinder, Kühe, Schafe und Ziegen.

Herr Gleerup blieb zwölf Tage bei dem Sohne Tippo-Tip's, welcher ihm nicht allein bei seiner Ankunft ein Haus anwies, seine Garderobe erneuerte und für seinen und der Seinigen Unterhalt sorgte, sondern noch sein Möglichstes that, um ihm die Reise bis nach Udschidschi angenehm und leicht zu machen. Er gab ihm einen Führer und achtzehn Träger, welche ihn bis Mtowa am Tanganika begleiten, und drei Geleitsmänner mit, welche ihn erst an der Küste verlassen sollten; ferner beschenkte er ihn mit einem neuen Zelt, fünf Säcken Reis und endlich (was ein wahrhaft königliches Geschenk war) mit tausend Mtamba oder gewobenen vegetabilischen Taschentüchern, welche in ganz Manyema die Stelle von Geld vertreten. Hier sei beiläufig bemerkt, daß das hauptsächlichste Geld oder Tauschmittel, welches am oberen Kongo in Kaurimuscheln, in der Gegend der Stanley-Fälle in eisernen Aexten besteht, in Njangwe und Manyema die Mtamba, in Udschidschi Perlen und Zeuge sind.

Unser Reisender verließ die gastfreundliche Stadt Kasongo am 11. Februar. Livingstone, Cameron, Stanley und Wißmann, d. h. die vier Forschungsreisenden, welche seither allein Manyema durchreisten, haben die Schönheit des Landes gerühmt. Lieutenant Gleerup kann die Berichte seiner Vorgänger nur bestätigen, nur hat das Land nicht mehr die Dichtigkeit der Bevölkerung, die Livingstone konstatiert, denn die Einfälle und Raubzüge der Sklavenhändler haben die Dörfer dezimiert und deren Bewohner in die Flucht getrieben. Die Bewohner dieser Gegenden sind furchtsam geworden und flüchten sich schon bei der Nachricht von der Annäherung einer Karawane in die Wälder. Die Karawanen sind hier zahlreich, denn der Lieutenant begegnete durchschnittlich alle drei Tage Karawanen von eingeborenen Händlern aus Umyamwesi, welche aus 100 bis 150 Köpfen bestanden und sich nach Njangwe begaben, um hier hauptsächlich Stoffe einzuhandeln.

Die Expedition brauchte einen Monat um die Landschaft Manyema zu durchreisen. Herr Gleerup erreichte ganz gesund und wohlbehalten den Tanganika, ohne die mindeste Widerwärtigkeit mit den Eingeborenen gehabt zu haben. Seinem Wege entlang sah er viele Antilopen und Büffel und beobachtete auch zahlreiche Elefanten- und Rhinoceros-Fährten. Auch Leoparden sind nicht selten, und einer derselben drang am hellen Tage in das Lager der Expedition und holte sich zwei Ziegen.

Die Marschroute von Njangwe durch Manyema führt nach Mtowa, einem kleinen, etwas nördlich von der Lukuga-Mündung gelegenen Hafen. Die Hütten der Eingeborenen sind dort sehr zahlreich. Vor einigen Jahren war das Dorf der Sitz der protestantischen Mission unter der Leitung des Herrn Hore; seit Jahr und Tag aber ist die Niederlassung nach der gegenüber liegenden, mit dreistündiger Fahrt zu erreichenden Insel Kavala verlegt worden. Herr Gleerup verbrachte zwei Tage auf Kavala und setzte dann in dem Segelboote der Mission (in dreiunddreißigstündiger Fahrt) über den See nach Udschidschi über. Udschidschi entwickelt sich ebenfalls. Zur Zeit des Besuches von Burton und Speke, in 1858, noch ein kleines Dorf, zählt es gegenwärtig eine Bevölkerung von 8000 Einwohnern. Der Karawanenverkehr ist daselbst immer bedeutend. Herr Gleerup traf dort auch den ehemaligen Häuptling von Njangwe, Abed-ben-Selim, welcher nach der Küste zurückkehrte. Dagegen kamen aus Sansibar zwei französische Missionare von Algier, die nach der Station Kibango, im Norden des Sees, bestimmt waren: der Bischof Charbonnier und einer seiner Gefährten. Herr Gleerup fand auch in Udschidschi wie in den früher berührten arabischen Städten die herzlichste Gastfreundschaft. Man gab ihm neue Träger und zwei Reitesel für die Reise nach der Küste.

Er verließ Udschidschi am 29. März und machte den Weg über Malagaradzi, hatte aber viel von den wolkenbruchartigen Regen zu leiden. In Urambo machte er dem Nachfolger des berühmten Mirambo einen Besuch; er nennt sich Panda Scharo, ist 35 Jahre alt und ein ziemlich trauriger Potentat, welcher nichts von dem kriegerischen Ansehen seines Vorgängers hat und mühsam die von demselben überkommene Macht zu erhalten sucht. Sein Sekretär ist ein Araber. Die Londoner Missionsgesellschaft hat in Urambo eine von zwei Missionaren geleitete Niederlassung.

In Tabora, wo unser Reisender am 27. April eintraf, fand er die Mission der algierischen Patres in der günstigsten Lage und wurde von den dort ansässigen Arabern ebenso gastfreundlich aufgenommen wie in Njangwe, Kasongo und Udschidschi. Da sich mehrere Elfenbein-Karawanen zum Aufbruch nach der Küste anschickten, so wartete Gleerup einige Tage, um sich ihnen anzuschließen. Eine dieser Karawanen führte 260 Stoßzähne mit sich. Unterwegs vereinigte man sich noch mit anderen Karawanen, so daß man häufig am Abend 2000 Personen zählen konnte, die miteinander lagerten. Eine derartige Menschenmenge that natürlich der Schnelligkeit der Reise großen Eintrag, und da der Lieutenant Eile hatte, die Küste zu erreichen, so reiste er bald voraus und kam mit einem Gefolge von nur 15 Trägern und nur mit zwei Flinten bewaffnet in dem wegen der Raublust seiner Bewohner bekannten Ugogo an. Abgesehen von zwei oder drei friedlich beigelegten Zänkereien mit allzu anspruchsvollen Häuptlingen ward das gefürchtete Hongoland glücklich zurückgelegt, und der Reisende erreichte wohlbehalten Mpuapua, den Sitz einer protestantischen Mission, wo der Lieutenant bei dem Baxter'schen Ehepaar eine gastliche Aufnahme fand. Hier traf er den am Fieber erkrankten französischen Reisenden Revoil, der auf die Mittel wartete, nach der Küste zurückzugelangen.

Herr Revoil hatte nach zwei Reisen an der Somali-Küste den Entschluß gefaßt, auf Stanley's Marschroute bis ins Herz von Afrika vorzudringen; er war mit zwei anderen Weißen und einer Karawane von 300 Trägern und Soldaten von Bagamoyo aufgebrochen, aber nur bis Tavora gekommen, denn hier gaben seine beiden vom Fieber befallenen Gefährten die Reise auf und ihn selbst zwang das Fieber, auf sein Vorhaben zu verzichten, seine Karawane zu verabschieden und den Rückweg nach Sansibar anzutreten. Herr Gleerup bot Herrn Revoil an, ihn dorthin zu bringen, was mit Beeiferung angenommen wurde.

Der ganze Landstrich zwischen Mpuapua und der Küste ist nach den neuesten deutschen Karten unter die Schutzherrschaft Deutschlands gestellt worden; es ist ein prächtiges Land sowohl wegen seiner Fruchtbarkeit, wie wegen seiner landschaftlichen Schönheit, und namentlich Usagara bildet eines der schönsten Gelände des äquatorialen Afrika; nur machen daselbst Zivilisation und Besiedelung ungemein langsame Fortschritte, weil die Eingeborenen seither alle Arbeit verweigern; doch wird man mit Ausdauer bald zu besseren Resultaten gelangen, wie die herrlichen Niederlassungen beweisen, welche die französischen Missionare von der Heiligen-Geist-Mission in Mukondowa und M'logoro besitzen. Namentlich die Mission M'logoro ist nach Gleerup eine Musteranstalt und besitzt äußerst wichtige Gebäude: drei Backsteinhäuser, eine Kapelle mit einem eisernen Dach, eine Wasserleitung, welche einen benachbarten Fluß nach der Mission führt; dazu herrliche Reisfelder und wunderschöne Anpflanzungen von Obstbäumen.

Die Reise von Mpuapua nach Bagamoyo gestaltete sich auf diese Weise durch die Gastfreundschaft der deutschen Stationen und der französischen und englischen Missionen zu einer äußerst angenehmen.

Am 25. Juni 1886 erreichte Lieutenant Gleerup mit dem noch immer kranken Herrn Revoil, der in der Hängematte getragen wurde, Bagamoyo und schiffte sich nach Sansibar ein, wo er sich dem französischen Konsul, Herrn v. Cazenave, vorstellte.

Herrn Gleerup's Marschroute weicht nicht sehr von derjenigen Stanley's ab, außer der kleinen Strecke am Kongo von Njangwe stromaufwärts, und liefert daher keinen neuen wichtigen Beitrag zur Karte von Afrika. Allein die eingehende Schilderung, welche der Reisende vorbereitet, dürfte doch die wertvollsten und interessantesten Einzelheiten über die Beschaffenheit des Landes, die Sitten

seiner Bewohner und insbesondere über die Niederlassungen, die Arbeiten und den Handel der Araber in der Region des Tanganika und auf den Ufern des Lualaba ergeben.

Die Reise quer durch Afrika, welche der junge schwedische Offizier soeben zurückgelegt hat, zeugt für die ungeheuren Fortschritte, welche in jüngster Zeit verwirklicht worden sind, und für die merkwürdige Erleichterung und Beschleunigung der Mittel, um bis in das Zentrum des dunklen Erdteils vorzudringen. Dank dem Kongostaat gelangt man nun von Westen und Dank den Arabern von Osten her leicht an die Station der Stanley-Fälle und könnte heutzutage mit gehöriger Vorsicht und einigem Glück nötigenfalls leicht in acht bis neun Monaten ganz Afrika durchqueren. In zwei Monaten gelangt man von Banana nach den Stanley-Fällen, und Herrn Gleerup's Reise von diesen bis nach Sansibar hat nur sechs Monate gedauert und keinen großen Apparat erfordert. (G. g.)

Nekrolog.

Paul Soleillet †.

Der geschätzte französische Reisende Paul Soleillet ist vor wenigen Tagen in Aden einem hartnäckigen Leiden erlegen, welches er sich auf seinen vielfachen afrikanischen Forschungsreisen zugezogen hatte. Am 29. April 1842 zu Nimes geboren, hatte Soleillet seinen ersten Ausflug nach Algerien schon 1865 unternommen und kehrte 1866 wieder dahin zurück. Die erste verdiente und rühmende Anerkennung erwarb er sich in den Jahren 1873—74 durch seine Durchreisung der Oase Ain-Salah, wohin nur Laing und Rohlfs vor ihm gekommen waren. Er war auch der erste, welcher damals, erfüllt von der Idee, die beiden großen afrikanischen Kolonien mit einander zu verbinden, in einer wenigstens praktischen und greifbaren Weise das großartige Projekt einer Eisenbahn durch die Sahara aufgestellt hatte. Zu dem Zweck, diese Idee ihrer Verwirklichung entgegenzuführen, begab er sich 1878 nach dem Senegal, wo es dem Vorurteil und der Abneigung des Generals Brière de l'Isle gelang, seine patriotische Initiative zu verhindern; am 13. Dezember 1880 wurde er auf Befehl des Gouverneurs in Medine verhaftet, ins Gefängnis geworfen und ihm, obwohl er krank war, sogar seine Reise-Apotheke vorenthalten. So weit geht die Gewaltthätigkeit und Willkür der französischen militärischen Verwaltungsbeamten! Trotzdem ließ sich Soleillet nicht leicht entmutigen; obwohl hier in seinen Bemühungen gehindert, beschloß er, in einer andern Weise für den französischen Einfluß Propaganda zu machen. Zu Ende 1881 versuchte er, Schoa für die französische Ausfuhr zugänglich zu machen. Die Gründung von Obock ist vorzugsweise sein Werk, denn von dem genannten Zeitpunkt an hat er an der Somali-Küste unablässig seine Kräfte und seinen Mut in den Dienst der französischen Flagge gestellt und die französischen Interessen mit solcher energischen und einsichtsvollen Ausdauer vertreten, daß er im Monat Dezember 1885 verdienterweise dafür mit dem Kreuz der Ehrenlegion belohnt wurde. Sein Tod ist ein Verlust für die geographische Wissenschaft wie für die kommerziellen Beziehungen Frankreichs, denen er neue Absatzwege eröffnete. Auch litterarisch ist Paul Soleillet sehr thätig gewesen; es existieren von ihm unter anderen auch folgende Werke: „Exploration du Sahara Central“, 1874; „L'Avenir de la France en Afrique“, 1876; „L'Afrique Occidentale“, 1877; „Rapport sur le voyage de St.-Louis à Adrar“, 1879; „Les Explorations de Paul Soleillet, racontées par lui-même“, 1881; „Voyage en Ethiopie“, 1885: „Une Exploration en Ethiopie“, 1886, und außerdem noch eine große Anzahl Denkschriften und Broschüren.

Litteratur.

* Europa's Kolonien. Die Deutschen in der Südsee; ein Beitrag zur Geschichte deutschen Handels und deutscher Kolonisation, von Dr. Hermann Roskoschny. Lieferung 61 bis 74. Leipzig. Greßner und Schramm, 1886. — Die vorliegenden 14 Lieferungen bilden die Fortsetzung der Beschreibung der europäischen Kolonien in Afrika in drei Quartbänden, welche wir jüngst besprochen haben. Das nun vorliegende Werk hat für uns noch ein größeres und intensiveres Interesse, denn es soll uns diejenigen Gebiete in der fernen Südsee schildern, wo Deutschland seine kolonialen Versuche machen will. All das Günstige, was wir gelegentlich der drei Bände über Afrika zu sagen hatten, hat auch auf diese Fortsetzung Gültigkeit. Wir können Plan, Ausführung, Text und Illustration nur entschieden loben. Der Autor schildert uns zunächst nach den besten Quellen erst die Völker der Südsee und bespricht dann die deutschen Schutzgebiete in der Südsee nach ihrer Natur, ihrem Klima, ihren Bewohnern und Zuständen im allgemeinen und besonderen und namentlich auch im Hinblick auf den Mitbewerb der Briten und Australier, und verwendet auf den naturhistorischen und ethnologischen Teil besondere Sorgfalt. So lernen wir zunächst die Inselwelt des Bismarck-Archipels mit ihrem fruchtbaren vulkanischen Boden und ihren wilden, teilweise noch kannibalischen Bewohnern nach allen Seiten eingehend kennen, weil uns die zahlreichen guten Illustrationen die Kunde derselben leicht und rasch vermitteln, und werden dann in ähnlicher Weise auch nach den Gilbertsinseln und übrigen Inselgruppen geführt, wo uns auf jedem Punkte mehr oder weniger die Chancen der künftigen Besiedelung geschildert werden. Sodann führt uns der Verfasser nach den Südsee-Inseln mit deutschen Niederlassungen, wo die bereits gewonnenen Erfahrungen mit Natur, Land, Leuten und Klima einen sichern Maßstab für die Beurteilung geben, nach den Karolinen-, Samoa-, Palau- und Tonga-Inseln u. s. w., wo unsere Niederlassungen sich alljährlich erweitern 2c. Der Verfasser sucht uns auch hier ein treues, allseitiges Rundgemälde aus den besten Quellen zusammenzustellen und durch seine Schilderung zu fesseln. Wir werden nach der Vollendung dieses Bandes, welcher wir mit Spannung entgegensehen, in einer eingehenderen Besprechung auf dieses Werk zurückkommen.

* Die ethnologischen Verhältnisse des österreichischen Küstenlandes nach dem richtig gestellten Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1880. Mit einer ethnographischen Karte in zwei Blättern. Von Karl Frhr. v. Czoernig,

k. k. Oberfinanzrat. Triest, F. Ch. Schimpff. — Das österreichische Küstenland beherbergt ein buntes Völkergemisch, in welchem sich zunächst nach Sprachstämmen die Deutschen, Italiener, Slowenen, Serbokroaten und Rumänen als Leitzweige unterscheiden lassen. Die Verteilung derselben kartographisch zu veranschaulichen, das numerische Verhältnisse dieser Hauptstämme nach Provinzen und Bezirken zu ermitteln und zu vergleichen und so die Bevölkerungsverhältnisse nach dem neuesten Ergebnis der Volkszählung im österreichischen Kaiserstaate richtig zu stellen, ist der erfolgreich erreichte Zweck dieser gehaltreichen und fleißigen Broschüre, durch welche der rühmlichst bekannte Herr Verfasser der Wissenschaft einen nicht unwesentlichen Dienst geleistet hat, was besonders von der sehr schönen klaren Karte gilt.

* *Chisholm, George G.:* M.A., B.Sc. *Longman's School Geography,* London, Longman's Green & Co., 1886. — Wir haben in Deutschland keinen Mangel an sogen. Schulgeographieen und gedrängten Handbüchern der Geographie und können uns rühmen, in der Methodik des geographischen Unterrichts den meisten Kulturvölkern entschieden voran zu sein. Gleichwohl müssen wir anerkennen, daß wir in Bezug auf gedrängte Kürze und praktische Lehrhaftigkeit noch manches von den Engländern lernen können, und wir müssen dies namentlich bei der Prüfung des vorliegenden hübschen Buches anerkennen, das an verständiger Auswahl und gedrängter kurzer Behandlung des gewaltigen Lehrstoffes das Möglichste leistet. Die mathematische Geographie wird auf 23, die physikalische auf 40 Oktavseiten abgehandelt, die der Kontinente und Länder im allgemeinen und besonderen nimmt 257 Seiten ein und umfaßt doch alles, was eine Schulgeographie für Sekunda enthalten soll, wobei das Buch noch in sehr verständiger und pragmatischer Weise mit 61 sehr hübschen kleinen, aber deutlichen Holzschnitten illustriert ist, welche den instruktiven Gehalt erhöhen. So ist dieses Buch von G. G. Chisholm in mancher Hinsicht auch für unsere deutschen Lehrzwecke als mustergültig zu nennen, wenn auch die Statistik einigermaßen zurücktritt. Dagegen wird von jedem Land und Volk ein sehr gutes, erschöpfendes und lehrreiches Gesamtbild gegeben. Wir haben uns mit Vergnügen mit dem Inhalte dieses gemeinnützigen Schulbuchs vertraut gemacht.

* Dehn, Paul: Deutschland nach Osten. I. Land und Leute der Balkan-Halbinsel. München, G. Franz, 1886. — Die bulgarische Bewegung vom September 1885 und die jüngste Revolution haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf die illyrische Halbinsel, ihr Nationalitäten-Gemisch, ihre verworrenen und nach Klärung ringenden Zustände und die Notwendigkeit einer über kurz oder lang unausbleiblichen politischen Evolution gelenkt. Zur Orientierung über diese verworrenen und teilweise unnatürlichen Zustände, zur vertrauteren Bekanntschaft mit der Entwickelung und Eigenart der Volksstämme der Balkan-Halbinsel: der Bulgaren, Serben, Albanesen, Griechen und Türken, will das vorliegende Unternehmen unseres geehrten Wiener Mitarbeiters beitragen, der sich schon seit Jahren mit diesem Halborient eingehend beschäftigt und der unverwüstlichen Frische und Volkskraft des südslawischen Stammes ein aufrichtiges bewunderndes Mitgefühl zollt. In dieser ersten Abteilung seines neuen Werkes nun schildert er zunächst Land und Leute, die Nationalitäten-Mosaik, die einzelnen Völkerstämme, die Europäisierung, die Lage der Stämme im Herbst 1885, und deutet die möglichen künftigen Gestaltungen an. Der Gehalt und Inhalt des vorliegenden Heftes berechtigt zu erfreulichen Erwartungen von den sieben weiteren Heften, welche der Verfasser folgen zu lassen beabsichtigt, und wird zur Orientierung und Aufklärung über die neueste Phase der orientalischen Frage dienen.

* Gehre, Dr. M.: Die deutschen Sprachinseln in Oesterreich. Großenhain, A. Hentze, 1886. — Bekanntlich nagen in Oesterreich an unzähligen Orten das Slawentum und das Magyarentum am eingesprengten deutschen Volkstum und bestreben sich aus allen Kräften die von fremden Nationen umschlossenen deutschen Gebiete dem alten germanischen Stamme abtrünnig zu machen, was auch leider seither nur allzu oft gelang. Nun sucht der Deutsche Schulverein hingegen eine Schutzwehr aufzurichten, und da es in hohem Grade wünschenswert ist, alle diejenigen Punkte kennen zu lernen, wo dem deutschen Bevölkerungs-Element eine derartige Gefahr droht, so hat sich Dr. Gehre die löbliche Aufgabe gestellt, alle deutschen Sprachinseln in Oesterreich zu ermitteln, zusammenzustellen, statistisch zu erforschen und zu schildern und so zur Aufwerfung eines Dammes gegen die Vergewaltigung der Deutschen in der Diaspora von Böhmen, Mähren, Oesterreichisch-Schlesien, der südlichen Steiermark, vom Krain und Istrien, Südtirol, Galizien und der Bukowina ꝛc. aufzufordern. Die fleißige Arbeit des Herrn Dr. Gehre appelliert daher an den Patriotismus aller herzlich und warm fühlenden Deutschen.

* Bendt, Franz: Grundzüge der physikalischen Geographie. Nach den neuesten Forschungen bearbeitet. Berlin, Jul. Bohné, 1886. — Der Verfasser, Physiker am Reetzke'schen Militär-Institut in Berlin, beabsichtigt, in der vorliegenden klaren und gehaltreichen Schrift einen Abriß der physikalischen Geographie zu geben, welcher sich zum Leitfaden und Repetitorium beim Unterricht und zum kurzen, bündigen Nachschlagebuch für Examinanden und Präparanden eignen dürfte, und das Buch dürfte sich in dieser Richtung durch seine Uebersichtlichkeit und Vollständigkeit auch wirklich bewähren; es umfaßt auf 80 Oktavseiten alles Wissenswürdige.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 41. Stuttgart, 11. Oktober. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Deutsche Kolonien in Galizien.

Von A. C. Wiesner.

Wer Wien mit dem Nordbahnzuge um 11 Uhr Abends verläßt, um das Erstemal nach Galizien zu reisen, erwacht schon zum Frühstück in einer völlig veränderten Welt. Land und Leute sind nach einer kurzen Nacht andere geworden, wir hören eine fremde Sprache, sehen Gestalten in eigentümlichen Kostümen, namentlich auch die in manchen Gegenden Deutschlands typisch gewordenen polnischen Juden bieten uns im Bahnhofe, in dem wir schlaftrunken ausgestiegen, ihre Dienste an.

Wir sind in Krakau, der alten polnischen Königsstadt. Sie ist auf dem Wege von Wien nach dem Inneren Galiziens die erste größere polnische Stadt und bietet somit dem Fremden gewissermaßen ein doppeltes Interesse. Er befindet sich nämlich hier gleich inmitten des ihm fremden polnischen Lebens und betritt überdies den klassischen Geschichtsboden des untergegangenen, einst so mächtig gewesenen Reiches. „Das polnische Rom" wie die Polen Krakau nennen, wird mit seinem alten Königsschlosse, den Gräbern Stanislaus August's, Kosciusko's, Poniatowski's, der gold- und silberstrotzenden Kapelle des heiligen Stanislaus, der alten Jagellonischen Universität mit ihrer an litterarischen Schätzen reichen Bibliothek, manchen Kirchen, Kapellen 2c., den wißbegierigen Fremden jedenfalls einige Tage zu fesseln vermögen.

Wir wollen indes hier auf eine nähere Schilderung dieser Sehenswürdigkeiten verzichten, weil sie zumeist bekannt und oftmals beschrieben worden sind.

Machen wir vielmehr einen Gang durch die Stadt, die ihren Beinamen, „das polnische Rom" (Polski Rzym) auch sonst zu verdienen scheint. Wenigstens besitzt Krakau im Verhältnis zu Umfang und Einwohnerzahl jedenfalls viele Kirchen, Kapellen und Klöster, während man in den Straßen einer Menge Priester, Mönchen, Nonnen sowie Leuten begegnet, die kein anderes Geschäft zu haben scheinen, als täglich in verschiedenen Kirchen ein Dutzend Messen zu hören. Ueberdies ist die Stadt, zumal während des Winters, der Sitz vieler im Lande einflußreicher polnischer Magnaten- und Adelsfamilien, die im Vereine mit dem zahlreichen Priesterelement den ultramontanen Mittelpunkt Galiziens bilden.

Auch sonst ist das öffentliche Straßenleben für den Deutschen ein völlig fremdartiges. Die Namen der Straßen, die Plakate und Ankündigungen an den Ecken, die Firmentafeln und Aufschriften der Kaufleute, Ladenbesitzer, Hotels und Restaurants sind ausschließlich in polnischer Sprache abgefaßt. Das Deutsche äußert sich in Wort und Schrift so vereinzelt, so spärlich, daß man glauben könnte, man befände sich viele Tagereisen von Deutschland entfernt und dennoch liegt Krakau nur wenige Meilen von der schlesischen Grenze!

Wenn man indes, auch des Polnischen unkundig, sich bemüht, die Firmentafeln der ersten Kaufleute, Bank- und Handelshäuser in den Hauptstraßen oder auf dem großen Ringplatze (Glowny Rynek) zu lesen, so wird man darunter auffällig viele deutsche Namen bemerken. Man würde aber zumeist irren, in den Trägern jener deutschen Namen Deutsche zu vermuten. Deutscher Abstammung

sind sie allerdings, aber im Laufe der Zeit in Sprache, Sitten, Gewohnheiten längst völlig polonisiert. Die Vorfahren mancher dieser deutschen Namensträger wanderten schon unter Kasimir dem Großen aus Deutschland in Krakau oder Polen ein, wo jener weise, um das öffentliche Wohl des Landes hochverdiente König die Einwanderung der Deutschen begünstigte, weil sich durch sie Gewerbefleiß, Handel und Industrie so blühend entwickelten, wie es zuvor in dem durch Kriegszüge und inneren Parteihader erschütterten Polen noch niemals geschehen war. Als Krakau 1430 Hansastadt wurde, gewann das deutsche Element noch größere Ausdehnung; Handel und Industrie erhoben sich auf eine noch bedeutendere Stufe. Von diesen beiden Einwanderungen sind, wie schon oben angedeutet, noch heute mehrere Familienreste in Krakau vorhanden, welche gewissermaßen einen alten kaufmännischen Patrizierstand bilden. Andere haben zur Zeit des polnischen Reiches großen Grundbesitz und mit diesem den polnischen Adel erworben, polonisierten ihre deutschen Namen und verbanden sich durch Heirat mit hervorragenden einheimischen Adelsgeschlechtern. Solche polonisierte, in den Adelstand erhobene deutsche Kaufleute gab es in der Blütezeit Polens viele; da sie aber gewöhnlich ihre deutschen Namen in völlig polnische verwandelten, so ward ihre Abstammung im Laufe der Zeit verwischt und läßt sich gegenwärtig nicht mehr mit Bestimmtheit feststellen. Bei einigen hält dies aber durch ihren zweifelhaften polnischen Namenslaut, sowie auf Grundlage geschichtlicher Daten nicht schwer. So stammt beispielsweise die noch gegenwärtig bestehende polnische Grafenfamilie Szembek (sprich Schembek) von einem deutschen Krakauer Kaufmann, der den gut klingenden deutschen Namen Schönbeck führte, also vielleicht zu der völligen Polonisierung seines Namens mit der beliebten Endsilbe „ski“ nicht seine Einwilligung gab. Auch die Grafen Plater sind, wie schon der Name besagt, deutschen Ursprungs. Krakau ist noch heute durch seine Lage in der unmittelbaren Nachbarschaft Preußens und Rußlands, seine Eisenbahnverbindung und den Schiffsverkehr auf der Weichsel ein wichtiger Handelsplatz. Das deutsche Element, zu dem wir selbstverständlich das jüdische nicht rechnen können, ist indes, wie schon vorher bemerkt, seit Jahren ganz in den Hintergrund getreten, namentlich seit der Zeit, als Herr v. Beust als österreichischer Reichskanzler Krakau und ganz Galizien in Schule, Amt, wie in allen administrativen und öffentlichen Angelegenheiten völlig dem Polentum überlieferte, um, wie es damals hieß, durch Befriedigung desselben gelegentlich ein Schreckmittel gegen Rußland zu besitzen. Heute erinnern in Krakau und Galizien nur mehr die österreichischen Garnisonen, daß jene Landesteile noch zu Oesterreich gehören. Alles übrige ist stockpolnisch, wodurch die Entwickelung des deutschen Elementes nicht allein schwer geschädigt, sondern geradezu der Unterdrückung und Vernichtung preisgegeben wurde.

Bevor wir nun unsere Wanderung nach dem eigentlichen Galizien fortsetzen, wollen wir für jene Leser, die mit den Verhältnissen des Landes weniger vertraut sind, eine kurze statistisch-historische Skizze vorausschicken, welche zum richtigeren Verständnisse des Hauptinhaltes unseres vorliegenden Artikels wesentlich beitragen dürfte.

Galizien ist im sogen. zisleithanischen Staatsgebiete Oesterreichs die größte Provinz. Ihr Flächenraum beträgt 1425.58 Qu.-Mln. mit 5,444,689 Einwohnern. Die Polen bewohnen in einheitlich-geschlossener Masse nur den westlichen Landesteil, während im ganzen östlichen Teile der ruthenische oder richtiger klein-russische Volksstamm sitzt, der in Sprache, Religion und Sitten von den Polen wesentlich verschieden ist.

Die Polen bedienen sich bekanntlich des lateinischen Alphabets, während die Kleinrussen, wie ihre nächsten großrussischen Stammverwandten, cyrillische Schriftzeichen gebrauchen. Der Unterschied zwischen der groß- und kleinrussischen Sprache ist überhaupt kaum merklicher, als zwischen dem in Norddeutschland üblichen Hochdeutsch und dem allemanischen Schweizerdialekt. Auch ist noch hervorzuheben, daß die Kleinrussen Galiziens, im Gegensatze zu den römisch-katholischen Polen, sich fast ausschließlich zur griechisch-unierten Kirche bekennen, deren Abzweigung von der griechisch-orthodoxen auch nur durch die frühere polnische Politik, namentlich durch die Thätigkeit des Jesuitenordens, erfolgte.

Das heutige Ostgalizien gehörte auch thatsächlich Jahrhunderte lang zu Rußland und kämpfte lange Zeit erbittert gegen Polen und Ungarn, die jenes handelspolitisch wichtige Grenzland unterwerfen wollten. Nachdem die kleinrussischen Fürsten sich in vielen blutigen Kriegen der Polen erwehrt, unterlagen sie ihnen schließlich im Jahre 1349. Seitdem blieb Ostgalizien mit Polen vereint und kam nach der Teilung dieses Reiches an Oesterreich. Zur Zeit der kleinrussischen und polnischen Herrschaft war indes die Bezeichnung „Galizien“ ganz unbekannt. Das Land hieß vielmehr „Rotrußland“ (Czerwona Rossia), weil im slawischen, namentlich aber im russischen Sprachgebrauche, der Ausdruck „rot“ oftmals gleichbedeutend mit schön ist, was sich hier wohl auf den Bodenreichtum des Landes und seine landschaftlichen Reize in den Karpathengegenden beziehen mochte.

Was die Bevölkerungsziffern des heutigen Galiziens nach seinen verschiedenen Volksstämmen betrifft, so ergeben jene: 2 Millionen Polen, 2,300,000 Kleinrussen, 575,918 Juden, eine Zahl, die offenbar viel zu gering ist, und 165,000 Deutsche. Ueberdies gibt es im östlichsten Landesteile noch eine kleine Zahl Magyaren, Rumänen, Armenier und Zigeuner. Bezüglich der Konfession zählen 2,509,015 zur römisch-katholischen, 2,315,782 zur griechisch-unierten, 1396 zur griechisch-orthodoxen und 2102 zur armenischen Kirche. Die Protestanten Galiziens zählen 33,992 augsburgischen und 5711 helvetischen Bekenntnisses und haben ihren Superintendenten in Lemberg. Die Protestanten

sind fast ausschließlich deutscher Nationalität. Die ersten deutschen Einwanderer, welche, wie historisch festgestellt ist, im 13. Jahrhundert in das Land kamen, gründeten daselbst mehrere deutsche Ortschaften, deren Namen noch heute, wiewohl durch die polnische Schreibweise entstellt, an ihren deutschen Ursprung erinnern. Beispielsweise Lancut (Landshut), Lanckorona (Landskron), Pilzno (Pilsen) und manche andere.

Als das Land nach dem Untergang des polnischen Reiches, 1772, an Oesterreich fiel, war es durch die Geldnot und beispiellose Mißwirtschaft der früheren polnischen Regierung in das tiefste Elend geraten. Die Kriege und inneren Kämpfe, welche der Teilung vorangegangen, hatten die Bevölkerung dezimiert und den größten Drangsalen preisgegeben. Ganze Flecken und Dörfer waren von ihren Bewohnern verlassen, die halbnackt und hungernd als Bettler und Landstreicher allerlei Verbrechen verübten, oder scharenweise an den Heerstraßen die Mildthätigkeit der Reisenden anriefen.

Kaiser Josef II., welcher das Land persönlich besuchte, war von seinem schrecklichen Zustande auf das tiefste erschüttert. Er berief deutsche Kolonisten, zumeist aus Württemberg, welche in das unsägliche Elend und die Verkommenheit wieder die ersten Keime der Kultur legen sollten. Von jener deutschen Einwanderung unter Kaiser Joseph II. sind gegenwärtig noch 134 Ansiedelungen, zumeist im Lemberger Kreise, vorhanden. Diese Kolonien sind das einzige deutsche Element, welches in geschlossener Masse, als nationale und religiöse Oasen, dem mächtigen Andrange des Polen- und Kleinrussentums bis zur Gegenwart widerstanden hat.

Nach dem Tode Joseph's II. gab die österreichische Regierung die deutsche Kolonisation Galiziens wieder auf und ließ es bei jenem ersten Versuche bewenden. Zur Hebung des öffentlichen Wohlstandes und der überaus vernachlässigten Landeskultur geschah wenig oder nichts.

Die Güter des in Galizien wie in den übrigen polnischen Landesteilen bekanntlich sehr zahlreichen Adels (einen Bürgerstand gab es nicht, ja dieser fehlt im Vergleich zu dem in den übrigen europäischen Staaten noch heute) waren entwertet oder verschuldet; der Landmann, in nicht menschenwürdiger tiefster Knechtschaft, ein willenloser Sklave des polnischen Gutsherrn, kämpfte mit Not und Elend und besaß überhaupt keine Ahnung davon, daß die Bearbeitung des Bodens ein wichtiger Faktor in einem geordneten, blühenden Staatsleben sei.

Dieser jammervolle Zustand des Landes dauerte mehr oder minder fühlbar über ein halbes Jahrhundert. Erst nach der gewaltigen Bewegung des Jahres 1848, die auch in Oesterreich die morsch gewordenen Grundpfeiler des ganzen Staates zerbröckelte und neue, dauerhafte Stützen gebieterisch forderte, begann auch in Galizien ein neuer Kulturabschnitt, der indes bis zur Stunde die ersten Anfänge kaum hinter sich hat.

Wenn auch unter jenen höchst ungünstigen Verhältnissen die deutschen Ansiedelungen ihrem Schicksale überlassen blieben, so verstanden es die Kolonisten dennoch, durch Ausdauer, Fleiß und verständige Bewirtschaftung des fruchtbaren Bodens, der in manchen Gegenden Ostgaliziens des Düngers entbehren kann, sich eine erträgliche, ja teilweise sogar wohlhabende Existenz zu schaffen. So boten die deutschen Ansiedelungen bald einen vorteilhaften Gegensatz zu der sie umgebenden Indolenz, Armut und Verkommenheit der polnisch-kleinrussischen Landbevölkerung, welche in ihrer Verwilderung und stumpfsinnigen Apathie nur die Hände rührte, wenn es thatsächlich nicht zu verhungern galt.

Man hätte glauben sollen, das Emporblühen der deutschen Kolonien wäre gerade im Hinblicke auf die sonst so beklagenswerten Landesverhältnisse für die österreichische Regierung ein Fingerzeig gewesen, wie und wodurch das Land einem befriedigenden Kulturzustande zu erschließen sei. Es geschah indes weder seitens der österreichischen Regierung noch durch die Initiative des Landes etwas oder nur wenig, eine ganz unverantwortliche Vernachlässigung, die Galizien noch heute zu beklagen hat.

Um so höher ist daher der Wert der deutschen Kulturarbeit anzuschlagen, wenn trotz jener Mißstände und Hindernisse die deutschen Ansiedelungen ihre günstige wirtschaftliche Lage und den Wohlstand ihrer Gemeinden zu erhalten gewußt haben. Diese befriedigenden Verhältnisse sind auch noch gegenwärtig vorhanden und können gelegentlich eines Besuches der deutschen Ansiedelungen als Gegensatz zu der sie umgebenden slawischen Mißwirtschaft unschwer wahrgenommen werden.

Wir hatten nicht Gelegenheit, die deutschen Kolonisten-Dörfer in der Umgebung Lembergs oder die übrigen Ostgaliziens zu besuchen, sondern beschränkten unsere Wanderungen auf die im westlichen Landesteil befindlichen, wo wir namentlich die großen Dörfer Wildenthal, Ranischau (eigentlich Rheinischau) und Stein wiederholt besuchten. Diese Ansiedelungen liegen sämtlich im Rzeszower (sprich Rscheschower) Kreise, der längs des Sanflusses das polnische Westgalizien von dem östlichen, vom kleinrussischen Volksstamm bevölkerten Landesteil scheidet.

Schon das Aeußere jener von uns besuchten deutschen Dörfer ist von dem der slawischen völlig verschieden. Wenn auch die Wohn- und Wirtschaftsgebäude der deutschen Ansiedler, wie die der slawischen Landsleute, der billigen Beschaffung des Bauholzes wegen, ausschließlich aus diesem Material hergestellt sind, so besitzt das deutsche Kolonistenhaus doch stets ein freundliches, nettes Aussehen, das die schlechtgebaute, ärmliche und im Inneren unreine Hütte des Polen oder Kleinrussen niemals bietet. Diese gleicht in der Regel mehr einem Stalle als einer menschlichen Wohnung; ja oftmals bewohnt die slawische Bauernfamilie, zumal während des Winters, mit ihrem Viehstande gemeinschaftlich den einzigen Raum ihrer Hütte, wo für die

Familie nicht einmal Betten, sondern nur unreine, mit einem alten Schafpelz oder einigen Lumpen bedeckte Strohlager vorhanden sind.

Im Hause des deutschen Kolonisten sieht es dagegen stets rein und wohnlich aus. Das Haus ist gut und geräumig gebaut, die Fensterscheiben sind stets blank, und hin und wieder gibt es sogar Gardinen, zwischen denen blühende Blumen hervorschauen. Die hohen Federbetten in der Stube, die buntbemalten Kleiderkisten und oftmals blankgescheuertes Zinngeschirr, noch ein Erbstück von den Vorfahren aus der fernen schwäbischen Heimat, verleugnen keinen Augenblick ihre germanische Herkunft.

Da die Kolonisten gläubige Protestanten sind, so fehlt in keiner Stube das Gesangbuch, in dem Sonntags von Alt und Jung fleißig gelesen wird. Die großen Dörfer haben alle ihre Kirchen, die als „lutherische" bis 1848, zufolge des sogen. österreichischen „Toleranzedikts" vom Jahre 1781, der Türme und Glocken entbehren mußten.

In dieser Beziehung ist es freilich in Galizien seit 1848 auch anders geworden; die beschränkenden Klauseln jenes „Toleranzedikts" haben, wie dieses selbst, längst keine Gültigkeit mehr. Auch für gute Schulen ist in diesen deutschen Ansiedelungen bestens gesorgt. Die Kinder lernen dort gleichzeitig mit ihrer Muttersprache das slawische Idiom ihrer Gegend, welches zum allgemeinen Geschäftsverkehr notwendig ist. Infolge dieses Unterrichts spricht und schreibt der deutsche Kolonist in der Regel beide Sprachen ohne besondere Schwierigkeit.

Was den inneren Bau des deutschen Kolonistenhauses betrifft, so ist der Küche stets ein besonderer Raum angewiesen, während Stall- und Wirtschaftsgebäude nach dem Hofe liegen. Hinter diesem befindet sich gewöhnlich ein kleiner Obst- und Gemüsegarten, dazwischen ein Blumenbeet oder wenigstens einige Zierpflanzen. Alles im Hause ist sauber gehalten, das Wirtschaftsgerät in musterhafter Ordnung, während es bei den Slawen immer unrein, lüderlich untereinander geworfen oder schadhaft ist. Man kann den deutschen Kolonisten schon in seinem netten Wagen auf der Landstraße von seinem slawischen Nachbar unterscheiden, wiewohl jener, wenigstens an Wochentagen, fast dieselbe Kleidung wie letzterer, aber in besserem, reinerem Zustande, trägt.

Bezüglich des inneren Lebens bilden die Bewohner eines jeden Kolonistendorfes eine große Familie, deren Glieder unter sich stets in deutscher Sprache verkehren. Eigentümlich ist, daß im Laufe der Zeit ihr ursprünglich schwäbischer Dialekt ganz verloren gegangen. Sie sprechen im allgemeinen ein ziemlich gutes Hochdeutsch, mit etwas breiter slawischer Aussprache, die daher rühren mag, daß sie, wie wir schon vorher bemerkt, vollkommen Polnisch oder Kleinrussisch sprechen, je nachdem sie in dem polnischen West- oder kleinrussischen Ostgalizien wohnen.

Die Kolonisten schließen ihre Ehen stets innerhalb ihres Dorfes oder doch im Kreise ihrer Landsmannschaft. Dies scheint nicht allein eine nationale sondern noch mehr eine religiöse Bedingung zu sein, weil die Kolonisten sämtlich Protestanten sind, also gewissermaßen sich im Gegensatze zu den bigott-katholischen Polen und griechisch-unierten Kleinrussen befinden. Auch solche Kolonisten, die zum Betriebe eines Gewerbes ihr Dorf verlassen und in einer Stadt sich angesiedelt haben, gehen überaus selten eine Ehe mit einer Polin oder Kleinrussin ein. Sie kehren in der Regel zur Brautwerbung immer nach ihrem Dorfe oder doch in den Kreis ihrer Landsleute zurück.

Wenn auch der Pole, namentlich der Edelmann, gegen jedes im Lande sich einbürgernde fremde Element, zumal aber gegen das deutsche, sich abwehrend, ja nicht selten gehässig verhält, so kann er doch nicht, trotz seines national-religiösen Fanatismus, die vorzüglichen Eigenschaften leugnen, welche den deutschen Kolonisten vor dem polnischen oder kleinrussischen Bauer auszeichnen.

So kommt es, daß man auf polnischen Gutshöfen in der Nachbarschaft großer Kolonistendörfer nicht selten Kolonisten als Wirtschaftsbeamte, Jäger, Diener und Arbeiter angestellt findet, weil ihre Dienste und Leistungen tüchtiger und zuverlässiger sind, als die der eingeborenen Leute.

Freilich sind diese Deutschen im fernen slawischen Osten für ihr großes Mutterland verlorene Landsleute, aber dieses kann auf sie immerhin mit stolzer Befriedigung blicken, weil sie selbst in einem Lande, wo ein verblendet nationaler Fanatismus dem deutschen Wesen abhold ist, diesem dennoch Anerkennung und Achtung abgerungen haben.

Aus Sibirien.

Wenngleich zur Zeit die Afrika-Frage im Vordergrunde des Interesses steht und die Teilnahme unserer Leser an den Vorgängen auf dem Erdenrund vorzugsweise gefangen genommen hat, so wird doch auch die nachfolgende Schilderung südsibirischen Volkslebens ihre aufmerksamen Leser finden. Wir entnehmen dieselbe dem außerordentlich interessanten Buche von Dr. Wilhelm Radloff, Staatsrat und Professor an der Universität in Kasan (Rußland), welches unter dem Titel unserer Ueberschrift, zwei hübsch illustrierte Bände stark, jüngst in Leipzig (bei T. O. Weigel) erschienen ist. Es sei bemerkt, daß dasselbe über alle nur irgendwie in Frage kommenden Verhältnisse, hauptsächlich Westsibiriens als des wichtigsten Gebietes, Aufschluß erteilt und das Interesse der Gebildeten aus allen Ständen in Anspruch nehmen darf. Für die Gründlichkeit und Richtigkeit der Darstellung bürgt die Thatsache, daß der Verfasser 10 Jahre lang im Auftrage seiner Regierung die geschilderten Gebiete bereist hat.

Der Altai ist das über 7000 Qu.-Mln. große Gebirgsland, welches das asiatische Rußland nach der Mongolei

hin begrenzt. Die Bewohner desselben gehören verschiedenen Völkerfamilien an; sie sind zum Teil Tataren, Kalmücken, zum Teil türkischer Abstammung, zum Teil endlich mongolischen Ursprungs, bilden also ein Gemisch verschiedener mittelasiatischer Volksstämme. Dem Glauben nach gehört die Mehrzahl dem Heidentume (Buddhismus) sowie dem Mohamedanismus, nur eine geringe Zahl dem Christentume an. Unter der heidnischen Bevölkerung hat sich ein besonderer Kultus, der Schamanismus, entwickelt, dessen Wesen das Radloff'sche Werk wohl zum erstenmale in gründlicher Weise entwickelt.

Wir lassen hier aus dem reichen Inhalte des Werkes eine anschauliche Schilderung des altaiischen Volkslebens im allgemeinen nach den Worten des Verfassers folgen:

„Ein klares Bild von dem gewöhnlichen Leben und Treiben der Altaier zu entwerfen, ist für Reisende eine sehr schwierige Sache. Ihre Ankunft in einem Aule (Dorfe) bringt schon einen Ausnahmezustand hervor, der bei dem Stillleben der Bewohner der Altai-Thäler gewiß schon einer Art Feiertag gleichkommt. Das Erscheinen der Karawane eines Reisenden lockt Alt und Jung aus den Jurten herbei; bald verbreitet sich die Kunde des Eintreffens in den benachbarten Orten, und nach wenigen Stunden sind alle Jurten voll Menschen und man sieht ein so buntes Treiben bei denselben, wie es gewiß sonst Monate-lang nicht vorkommt. Erst bei längerem Aufenthalte an einem Orte wird das Leben ruhiger, kommt aber, wie ich mich selbst überzeugen konnte, auch nach Wochen nicht völlig ins Gleichgewicht. Minder störend wirkt die Ankunft von Fremden bei Festlichkeiten, zu deren Feier sich das Volk versammelt hat. Hier ist man zu sehr mit den eigenen Angelegenheiten und Genüssen beschäftigt, gegen die das Interesse für die Fremden in den Hintergrund tritt. Ich habe mehrmals Gelegenheit gehabt, dergleichen Festen beizuwohnen. Die religiösen Festlichkeiten beim Opfer werde ich später zu schildern Gelegenheit haben. Sonst wurden mir noch als besondere Feste ein Frühlings- und ein Herbstfest genannt. Außerdem finden oft bei reichen Leuten Festmahle statt, wenn im Sommer größere Tiere, z. B. Pferde, geschlachtet werden, sei dies bei Gelegenheit eines Familienfestes, wie bei der Namengebung eines Sohnes, bei Hochzeitfesten, oder auch nur wenn ein Tier verunglückt ist und geschlachtet werden muß.

„Wie bei einem gefallenen Tiere sich die Raubvögel einfinden, von denen jeder an der Beute teilzunehmen hofft, ebenso versammeln sich beim Schlachten eines Tieres nicht nur Anverwandte, sondern von allen Seiten strömen arme Nachbarn herbei und umlagern den Platz. Alle anwesenden Männer suchen irgendwie beim Schlachten, Abziehen und Zerlegen des Tieres behülflich zu sein. Das Blut wird in Näpfen aufgefangen und wandert zum größten Teil in die Hütten der armen Nachbarn; ein kleiner Teil wird frisch getrunken. Ebenso suchen die Armen diejenigen Teile der Eingeweide zu erhaschen, welche die Reichen verschmähen. Sie müssen aber um diese Beute mit den Hunden kämpfen, die von allen Seiten durch den Menschenhaufen zu den Schlachtplätzen dringen, trotzdem die Leute sie mit lauten Zurufen, Knütteln und Steinen aus dem Bereiche des Tieres fortjagen. Ist das Tier geschlachtet und abgehäutet, so wird es zerlegt und das Fleisch in drei Haufen geordnet. Auf den einen Haufen legt man die zum Kochen bestimmten Stücke, das Fleisch der Extremitäten, das in schmale, längliche Streifen geschnitten wird, und die Knochen, an denen rundum etwa ein Zolldick Fleisch bleibt, dann die Rücken-, Schwanz- und Halsstücke. Den zweiten Haufen bilden der Kopf, die Extremitäten bis zum Kniegelenke und die Eingeweide. Den dritten Haufen bilden das Bruststück und die Rippen. Wenn die Frauen den Kessel besorgt haben, so werden die mit Fleisch umgebenen Extremitäten sowie die Rücken- und Schwanzstücke gekocht, die langen Fleischstreifen aber bei der Jurte aufgehängt. Den Kopf, einen Teil der Eingeweide und den unteren Teil der Extremitäten kocht man zum Teil in einem besonderen Kessel für die armen Gäste, zum Teil verschenkt man sie an die hungrigen Familien der Nachbarn, die mit der erlangten Beute schnell davoneilen. Die männlichen Nachbarn aber bleiben am Orte, da ihnen ihr Anteil beim Mahle nicht entgeht. Die Bruststücke, ein Teil der Eingeweide, Fett und Rippen werden auf einigen Satteldecken in die Jurte gebracht und nicht weit vom Ehrenplatze hingelegt. Nun drängen sich die Gäste in die Jurte und ordnen sich streng nach ihrem Range und Ansehen; die armen Schlucker kauern sich bei der Thüre nieder. Während das Wasser kocht, verteilten der Wirt, ein Ehrengast und die Wirtin die auf den Satteldecken liegenden Stücke an die Anwesenden, aber mit gutem Vorbedacht, denn jeder erhält je nach seinem Ansehen ein besseres oder schlechteres Stück. Nun beginnt ein geschäftiges Treiben unter den Gästen. Jeder bereitet sich seinen Braten. Einige nehmen feine Stücke Fleisch und Fett und stecken sie auf etwa 25 cm. lange Stöcke (tisch), andere spannen Stücke der Brusthaut zwischen Stäbchen aus, wieder andere schaben das Fleisch vom unteren Ende der Rippen und wickeln die Streifen um das obere Ende, noch andere reinigen leckere Stücke der Gedärme mit der Hand und wickeln sie um die Bratstöcke, schließlich steckt jeder seinen Bratstock oder Knochen dicht beim Feuer in die Erde und wendet ihn fleißig um, damit er von allen Seiten schön gar werde.

Ehe das Fleisch im Kessel gar geworden, wird es an die Gäste verteilt; dies geschieht auch von Seiten des Wirtes, Ehrengastes und der Hausfrau. Wenn alle Gäste versorgt sind, so wirft man Stücke nach der Thür; dort wartende hungrige Arme fangen sie eifrig auf, müssen sie aber auch häufig den gierig zwischen sie dringenden Hunden abjagen. Bei der Verteilung des Fleisches ist zu beachten, daß die Gäste zum Empfange desselben ihren Rock- oder Pelzschooß vor dem Wirte ausbreiten und diesen während des Mahles als Teller benutzen; gegessen wird

das Fleisch mit dem Messer und den Händen, die man wie gewöhnlich vorher nicht gewaschen hat. Haben die Vornehmen das bessere Fleisch abgegessen, so werfen sie die Knochen den Armen zu, welche mit Messer und Zähnen alles Eßbare zu entfernen wissen, indem sie die Knochen von allen Seiten beschaben und zerbrechen; erst wenn nichts Genießbares mehr daran geblieben, werfen sie dieselben den Hunden zu, die dicht bei der Jurte beschäftigt sind, die Knochen zu zermalmen. Während des Essens herrscht eine vollkommene Stille, die nur durch das Zerbrechen der Knochen, das Knirschen der Zähne beim Zerbeißen der Knorpel und das Krachen der Knochen beim Zermalmen seitens der Hunde unterbrochen wird. Nach dem Essen wischen die Gäste die fettigen Hände an Stiefel und Pelz ab und greifen nun nach dem Braten, von denen sie die verbrannten Stellen abschaben, um das Uebrige dann ebenso gierig zu verzehren; die Reste wandern, wie früher, den Armen und Hunden zu. Nach dem leckeren Mahle verlassen die Armen die Jurte und es bleiben nur die geladenen Gäste. Nun beginnt ein allgemeines Gespräch. Der Hausherr holt die Taschur (Branntweinflasche) hervor und läßt die Holzschalen in der Runde umhergehen. Jeder der Gäste spritzt mit dem Zeigefinger der rechten Hand einige Tropfen aus der Schale, murmelt dabei einen Segensspruch und leert sie dann mit einem Zuge. Darauf entfernen sich die fremderen Gäste und nur die Verwandtschaft bleibt zurück, die so lange mit dem Trinken fortfährt, bis alle Anwesenden vollständig betrunken sind und sich dann zum Schlafe ausstrecken.

Bei solcher Gelegenheit lassen sich am besten das Begrüßungszeremoniell und überhaupt die gesellschaftlichen Formen, wenn ich mich so ausdrücken darf, der Altaier beobachten. Jeder Neuankommende tritt in die Jurte ohne ein Wort zu sprechen, setzt sich sofort nieder, holt seine Pfeife aus dem Stiefel, stopft sie und zündet sie am Feuer an. Der Wirt thut vollkommen dasselbe; dann reichen sich beide die Pfeife mit den Worten: „Nä tabysch bar?“ („Was gibt's zu hören?“ dabei ist aber zu bemerken, daß das Wort „tabysch“ bei den Altaiern die Bedeutung „böses Gericht, Unglück“ hat) worauf der Andere antwortet: „Tabysch jok“ oder „Tabysch jogyla“ („Es ist nichts zu hören“). Die erste Anrede richtet der Höhergestellte oder der Wirt. Nun erst erkundigt man sich nach der Gesundheit, dann reicht der Gast jedem der Anwesenden seine Pfeife mit derselben Anrede, erhält stets dieselbe Antwort und auch die Pfeife der übrigen. Es vergeht eine lange Zeit, bis diese Zeremonie beendigt ist. Hierbei wird streng die Reihenfolge der Begrüßungen eingehalten, sie beginnt mit dem Hausherrn, der Hausfrau und endigt bei den jüngsten Gliedern der Familie und dem Unbedeutendsten der Anwesenden. Jeder Eintretende nimmt diejenige Stelle ein, die ihm seinem Range und seinem Ansehen nach gebührt. Der Wirt und die ihm gleichberechtigten männlichen Gäste sitzen mit untergeschlagenen Beinen, die Frauen und untergeordneten Leute knieen auf dem linken Knie, indem sie den rechten Fuß auf die Sohle stemmen. Den Frauen ist es nie erlaubt, anders zu sitzen. Dienende knieen, wenn sie für die Herrschaft Arbeiten verrichten, auf beiden Knieen. Das Sitzen auf untergeschlagenen Beinen habe ich gelernt, das Knieen aber, auf dem linken Beine, nach Art der Altaier, ist so schmerzhaft, daß ich es nie eine Minute aushalten konnte. Es wird nämlich dabei der linke Fuß so gegen den Boden gelegt, daß der Ballen und die äußere Seite des Hackens auf der Erde liegen und man mit der ganzen Körperschwere auf der äußeren Längsseite der Füße sitzt.

Bei allen Zeremonieen der Altaier und ihrem Umgange kann man eine Art Feierlichkeit und gemessenen Anstand beobachten. Die Frauen sind äußerst bescheiden, die Männer zurückhaltend und gesetzt; kein unnützes, vorlautes Schwatzen oder Fragen, keine ungestümen Bewegungen, überall herrscht Ruhe und Gemessenheit. Natürlich dauert dieses Betragen nur so lange, bis der Branntwein den Leuten zu Kopfe gestiegen, dann beginnen sie zu singen und laut zu lachen; aber auch von Betrunkenen habe ich nie eine Zote gehört, nie ein Liebäugeln mit den Frauen oder irgendwelchen Verstoß gegen die Sittlichkeit gewahrt.

Schon bei der Beschreibung der Jurten und Kleidung der Altaier habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, auf diejenigen Laster der Altaier hinzuweisen, die jedem zivilisierten Menschen beim ersten Zusammentreffen mit denselben in die Augen fallen. Dies sind Faulheit, Unsauberkeit und Trunksucht.

Die Faulheit der altaiischen Männer habe ich schon bei Gelegenheit der Beschäftigungen derselben genügend geschildert. Der Altaier bringt den größten Teil seines Lebens offenbar in vollkommenem Nichtsthun hin. Seine Trägheit ist so groß, daß er nicht den Finger heben wird, um sich selbst die geringste Bequemlichkeit zu schaffen. Nicht zwei Schritte geht er, um sich eine bequeme Unterlage zu holen, wenn er sich einmal gesetzt hat; wenn der Regen durch die Jurte tropft und gerade auf ihn herabfällt, wird er erst dann zur Seite rücken, wenn sein Pelz durchnäßt ist. Gibt man dem Führer einen Auftrag, so übergibt er ihn einem anderen, bis der Jüngste oder am wenigsten Angesehene sich endlich erhebt und ihn zögernd ausführt. Der auf einer Stelle sitzende Hausherr läßt sich von allen im Hause bedienen und erteilt seine Befehle von seinem Platze aus; aufstehen wird er nur im Notfalle, und bei jeder Bewegung sieht man, wie schwer sie ihm fällt. Und doch vermögen diese so trägen und indolenten Menschen, wenn die Verhältnisse sie zwingen, unendlich mehr in körperlichen Beschwerden und Ausdauer zu leisten, als wir in unserer regsamen Geschäftigkeit. Es ist eben nur ein Mangel an Einsicht und infolge dessen an Willenskraft, der sie von jeder Thätigkeit zurückschreckt. Ich habe die Thatkraft meiner altaiischen Führer sehr oft bewundert. Ich erinnere hier nur an meine Irrfahrt im Quellgebiete

des Kemtschik im Jahre 1861, wo ich wochenlang mit meinen telessischen Begleitern im Hochgebirge umherirrte, wo wir, unablässig vom Unwetter verfolgt, keinen trockenen Faden auf den Leib bekamen. Weder Kälte, noch Hitze, weder die weiten Tagemärsche noch die Beschwerden des Weges über Felsen, Sümpfe und reißende Ströme, weder Hunger noch Durst schienen auf meine Begleiter auch nur den geringsten Eindruck zu machen; nirgends eine Klage oder ein Wort des Vorwurfs oder auch nur ein unwilliges Murren, immer dieselbe Unverdrossenheit, dieselbe heitere Laune, dieselbe Bereitwilligkeit. Ich kann aufrichtig gestehen, daß dieses Betragen meiner Begleiter nicht wenig dazu beitrug, meinen Mut aufrecht zu erhalten, und daß ich mich verschiedenemale meines Kleinmuts gerade vor diesen Kindern der Natur geschämt habe. Aber derselbe Altaier, der ohne Murren den schrecklichen Tagesmarsch ausgehalten, der trotz seiner Schwerfälligkeit zu Fuß die Last der Packsäcke auf seinen Schultern über die für Lastpferde unpassierbaren Bergpfade getragen hatte, der, trotzdem ihm der Schweiß in Strömen herabfloß, alles mit Freudigkeit und ohne Murren ausgeführt hatte, er wird für seine eigene Bequemlichkeit oder zum Abwenden einer nicht ganz nahestehenden Gefahr keinen Schritt thun. Er strengt eben nur seine Kräfte an, wenn die Notwendigkeit ihn dazu zwingt, dann nur unterwirft er sich dieser Notwendigkeit willig. Selbst die Frau, deren Geschäftigkeit, Regsamkeit und Fleiß der Reisende so sehr bewundert, arbeitet auch nur, da sie, vom Manne abhängig, diese Arbeit als eine gebotene Notwendigkeit betrachtet. Gegen sich selbst ist diese Frau ebenso träge wie der Mann. Ihre Mutter- und Hausfrauenpflichten setzen sie in schnelle Bewegung, für ihre Bequemlichkeit thut sie keinen Schritt. Und was für Leiden und Not hat der Altaier wegen dieser seiner Faulheit zu ertragen! Armut, Hunger, den schrecklichen Winter, Seuchen und Krankheiten, alles stürmt auf ihn ein infolge seiner Trägheit, und alles zwingt ihn später zu viel größeren Mühen und Anstrengungen als diejenigen waren, die er auf sich zu nehmen zu träge war.

Noch mehr als die Faulheit, fällt dem Reisenden die Unsauberkeit der Altaier in die Augen. Diese ist es, die einem das Leben unter denselben verleidet, und erst nach längerem Aufenthalte können wir uns an dieses Laster gewöhnen. Ein volles Bild der Unreinlichkeit der Altaier zu geben, sträubt sich die Feder, doch es gehört zu unserem Zweck und kann bei der Charakteristik dieses Volkes nicht übersehen werden.

(Schluß folgt.)

Die Höhlen am Fish-River bei Sydney in Australien.

Australien hat neuerer Zeit den großen Tropfstein-Höhlen Nordamerika's, der Mammuthhöhle u. a. ein würdiges Gegenstück an die Seite zu stellen. Bekanntlich entdeckte im Jahre 1866 eine Gesellschaft von Ansiedlern in Neu-Südwales, welche Buschklepper verfolgten, in einem Gebirgszuge ungefähr 80 e. Mln. westlich von Sydney und in einer Höhe von ca. 3000 Fuß über dem Meere eine Reihe von Grotten und Höhlen, die zu den merkwürdigsten der Erde gehören und neuerdings genauer untersucht worden sind. Allein auch abgesehen von dem wunderbaren Anblick der Höhlen, welcher so viele Besucher anzieht, bietet die umgebende Oertlichkeit dem Geologen und Naturforscher ein interessantes Studium. Eine Wand oder ein Kamm von Kalkgestein, hart wie Feuerstein und mehrere Hundert Fuß hoch, durchzieht die Gegend auf einer Strecke von mehreren Meilen, bald als ein Grat, bald an anderen Stellen als ein Bogen oder eine Brücke, welche sich über fließende Gewässer spannt. Eines dieser Flüßchen, welches im Querschnitt mehrere Fuß ins Gevierte mißt, verschwindet unter dem Gestein und mündet erst einige Tausend Fuß weiter unten wieder. Sein unterirdischer Lauf ist noch nicht nachgewiesen worden, aber es läßt sich kaum bezweifeln, daß seinem Lauf entlang viele noch unentdeckte Höhlen vorhanden sind, welche möglicherweise an Schönheit noch diejenigen übertreffen, welche gegenwärtig den entzückten Besuchern gezeigt werden. In längst vergangener Zeit war dieser Grat von Kalkstein, welcher nun so hoch über dem Meere und 80 Mln. von demselben entfernt liegt, der Grund des warmen Ozeans, der Aufenthalt und Zuchtplatz von Myriaden von Arten der See- und Schaltiere. Wenn man nämlich ein einzelnes Stück Kalkstein aus dem roten Boden gräbt, so sind verschiedene Formen von Muscheln auf der Oberfläche desselben zu unterscheiden, weil irgend eine Substanz im Boden gewisse Teile des Kalksteins wegbeizt oder wegfrißt, und die Muschelformen über derselben erhaben zurückläßt. Betrachtet man diese Formen, so ist es bedeutsam, daß keine der Muscheln, welche ursprünglich einen Teil der Substanz dieses Kalksteins bildeten, in jedem Durchschnitt größer war, als anderthalb Zoll. Die Scheidelinie zwischen diesem Kalkstein und anderen Gesteinen ist an mehreren Stellen deutlich sichtbar. An der Westseite steht eine verhärtete Schicht von silurischem Schiefer hart auf derselben an, auf der anderen Seite sind es weichere Schiefer. Ein anderes Flüßchen hat sich einen Durchgang durch diese Kalksteinwand ausgewühlt und vereinigt sich unmittelbar mit dem vorerwähnten Bache, und in der Nähe des Zusammenflusses dieser Bäche liegen die bisher entdeckten Höhlen, wie sie dem Besucher von ihrem dermaligen Wächter oder Verwalter gezeigt werden. Die Regierung von Neu-Südwales hat sich nämlich das Eigentumsrecht dieser Höhlen vorbehalten, um sie jeder Privatverwaltung oder Spekulation zu entziehen. Da wo diese Gewässer sich einen Durchgang durch mehrere Hundert Fuß dieser Kalksteinwand erzwungen haben, gewahrt man noch zahlreiche hinterlassene Spuren, welche beweisen, daß die

besagten Bäche ursprünglich in einem viel höheren Niveau durchgebrochen sind und in späteren Jahren ihr Bett bis zu dem heutigen Niveau ausgehöhlt haben.

Diese Höhlen üben eine ungemeine Anziehungskraft aus. Die verschlungenen Galerien, Hallen und Gänge in ihrem unterirdischen Verlaufe sind wirklich so prachtvoll, daß jeder, der sie nur ein einziges Mal gesehen hat, den Wunsch hegt, sie immer und immer wieder zu sehen, weil sich bei jedem neuen Besuch und jeder neuen Wendung dem Auge neue Züge und Schönheiten darbieten. Die seltsamen Gestalten, welche der im abtröpfelnden Wasser enthaltene Kalkstein angenommen hat, sind von einer unendlichen Mannigfaltigkeit und in ihrem eigenen Charakter allenthalben unübertrefflich. Wenn sie mit elektrischem oder irgend einem anderen scharfen Lichte beleuchtet werden, so bilden diese herrlichen, von den Händen der Natur gebildeten Räume und Hallen einen prachtvollen Anblick, wie sie so angefüllt sind mit niederhängenden baumartigen Aesten und Zweigen, Korallenbildungen, zarten herabhängenden Zapfen, riesigen Säulen, hübschen Shawls, spitzen- und fransenartigen Gebilden, gewaltigen Vorhängen und schattigen Bögen der phantastischsten Art.

Die Höhlen sind leicht zu erreichen, denn man hat von Sydney bis Tarana die Eisenbahn und von hier aus führt eine gute Fahrstraße 36 e. Mln. weit nach den Höhlen.

Der Höhlenkalkstein des Fish-River ist bläulichbraun von Farbe, dicht und hart, bricht leicht unter dem Hammer und hinterläßt eine Kante, welche so scharf ist, wie diejenige eines Feuersteins. Er vermag eine hohe Politur anzunehmen, so daß er gegenwärtig in Australien sogar zur Ornamentation in der Juwelierkunst häufig angewendet wird. An verschiedenen Stellen in der Umgebung der Höhlen, wo die Gestaltung der Bodenfläche die vielen großen und kleinen Tiere der Känguru-Familie gezwungen hat, auf einer ganzen schmalen Fährte zu wandern, ist der Kalkstein von den Füßen dieser einheimischen Tiere so glatt und wie poliert, daß der Besucher an manchen günstigen Stellen sich selbst darauf abgespiegelt sieht.

Die gesamte Länge der zahlreichen Höhlen in ihren verschiedenen Windungen und Kurven, Auf- und Abstiegen würde wahrscheinlich mehrere Meilen messen und ihre vollständige Besichtigung volle drei Tage in Anspruch nehmen, während der Naturforscher drei Tage weit vorteilhafter zur Besichtigung der vielen fremdartigen und seltsamen oberflächlichen Züge der Umgebung, mit Einschluß der in ihrer Art einzigen und typisch australischen Waldland-Szenerie, verwenden kann.

Die zahlreichen Spalten und Verwerfungen einzelner Teile des Kalkgesteins in dieser Oertlichkeit rühren von vulkanischen Erhebungen und Störungen her. Viele von den kleineren Spalten sind seit der Emporhebung durch Silikate und Kalkspat ausgefüllt worden, worunter manche farbige, was auf das Vorhandensein von Eisen- und anderen Metalloxyden deutet, von denen auch die an solchen lieblichen und mannigfaltigen Gestalten an den Wänden, sowie die von der Decke herabhängenden Gebilde von hartem kohlensauren Kalk ihre vielfachen bunten und zarten Färbungen erhalten haben. Viele dieser Silikate bieten ein Beispiel von jener seltenen doppelten Kombination, Schichtung und Krystallisation, dar.

Einige Jahre nach ihrer Entdeckung wurden die zugänglicheren Teile dieser Höhle durch Besucher beschädigt, welche in ihrem bilderstürmerischen Drang die schönsten Stalaktiten und Stalagmiten abschlugen und davonführten, um ihre Heimwesen damit zu schmücken. Hierauf nahm die Regierung diese Naturwunder in ihren eigenen Schutz und Verwaltung, und seither sind die Höhlen an ihren verschiedenen Eingängen durch eiserne Thore abgeschlossen und können nur unter der Führung des Wächters besucht werden, der die fremden Besucher unentgeltlich zu bedienen und nur Vergütung für die zur Beleuchtung und Unterhaltung dienenden Kosten bei jedem einzelnen Besuch der Höhlen zu berechnen hat. Es sind alle erforderlichen Vorkehrungen und Verbesserungen getroffen worden und werden noch getroffen, um die Besucher, selbst Damen mit eingeschlossen, in den Stand zu setzen, die vielen wunderbaren Ansichten besser und ohne jene physische Anstrengung zu beschauen, welche in früheren Jahren hiezu nötig war. Man hat an vielen Stellen Laufgräben gegraben, so daß man nun aufrecht gehen kann, wo man früher auf Händen und Knieen kriechen oder sich nach Raupenart durch Gänge hindurchzwängen mußte, welche nur 10—12 Zoll im Lichten hoch waren. Man hat Brücken über Abgründe, Spalten und Wasserpfühle geschlagen, an steilen Auf- und Abstiegen Leitern aus Drahtseilen und Treppenstufen und schützende eiserne Geländer oder Stützen aus Drahtseil an den gefährlicheren Rändern von Abgründen und Spalten angebracht und Felsenstücke und andere Hindernisse auf die Seite geschafft.

Es würde schwer und auch nicht rätlich sein, diese Höhlen mit den Mammuthhöhlen in Kentucky oder mit den erst in jüngster Zeit entdeckten Luray-Höhlen in Virginien zu vergleichen, von denen jede ihre eigenen kennzeichnenden Eigentümlichkeiten hat: die Mammuthhöhle ihre ungeheure Größe und ihre mit Rosetten bedeckten Wände, die Lurayhöhle die herabhängenden gewürfelten Gebilde, während die Fish-River-Höhlen sich durch ihr filigran-, bolzen- und ährenartiges Glaswerk und die shawlartigen, Decken und Wände drapierenden Festons auszeichnen.

Der Naturforscher ist gewöhnt, überall, wo Licht und Wärme im Ueberfluß vorhanden ist, auch die auserlesenste Symmetrie, Form und Farbe zu finden; er ist daher überrascht, hier wie in anderen Höhlen zu beobachten, daß in diesen unterirdischen Gängen die reizendsten Formen, Figuren und Farben sich langsam in einer Temperatur von nur 15.5° C. und in einer so dichten Finsternis, daß man sie einem Teil des Tartarus der Alten vergleichen könnte,

gebildet haben. Dieses stumme, ausdauernde Zeugnis stößt so ziemlich die Ansichten und Versicherungen jener Theoretiker um, welche behaupten, die reichsten Farben seien nur mit Hilfe von Licht oder Wärme oder von beiden zusammen zu erzeugen.

In einigen dieser Höhlen erstaunt man oft über das, was auf den ersten Blick das Aussehen der Filigranarbeit des Glasbläsers hat und den Anschein gibt, als sei ein solcher Künstler mit einem tragbaren Apparat umhergegangen und habe seine Kunst aufs Geratewohl bald hier bald dort in der launenhaftesten Weise an Wänden und Stalaktiten, in Nischen, an dem Bogen unter des Beschauers Füßen oder an der Kuppel 50 Fuß über ihm versucht.

An vielen Stellen wird die Aufmerksamkeit des Besuchers auf Seitenböden hingelenkt, welche anscheinend mit Kartoffel oder Rüben dicht bestreut sind und das Aussehen haben, als wären sie einen halben Zoll hoch mit frisch gefallenem Schnee bedeckt. Es ist aber kein Schnee, sondern ein demselben ähnlicher weicher Pilz oder Flaum, welcher — dem raschen Schneefall von wenigen Minuten ganz unähnlich — das langsame Gewächs oder das Zergehen von Jahrhunderten ist, ohne Zweifel das Erzeugnis aufgelöster Kohlensäure-Verbindungen, wie die kartoffelähnlichen Körper wahrscheinlich aus derselben Substanz gebildete konkretionäre Nieren sind. In der Nähe von diesen und anderen Stellen zeigen die Wände das Aussehen eines unregelmäßigen eilig hergestellten Betonwerkes oder der gespritzten Tünche von Gyps, wie man sie an deutschen Bauernhäusern trifft; an anderen Stellen dagegen sieht es aus, wie wenn Knaben Schneeballen gegen die Wände geworfen hätten und wie wenn diese Bälle hier hängen geblieben wären, weiß wie Schnee und ein Teil davon auch ebenso weich.

Wie zum Beweise für die Unzerstörbarkeit der Materie zersetzt sich der Kalkstein trotz seiner ungeheuren Härte beim Vorhandensein von wassergesättigter Luft und unter gewissen Bedingungen bei der Berührung mit Wasser und schlägt sich dann in einem tieferen Niveau in allen jenen seltsamen und merkwürdigem Formen nieder, die in ihrer Mannigfaltigkeit den Besucher solcher Höhlen so sehr entzücken.

Die Zahl der Höhlen, welche einen Zugang von außen haben, beträgt nur vier oder fünf: die Hollunder-, die Nessel-, die Lurline-, die Lukas-Höhle. Die Kaiserliche Höhle, die schönste von allen, ist erst vor einigen Jahren entdeckt worden. Alle anderen Höhlen sind nur Nebenhöhlen von diesen. Die Lukashöhle hat eine ganz eigentümliche Form, denn sie senkt und windet sich auf ihrem ganzen Verlaufe, bis man sich an ihrem fernsten Ende gerade unter den Teilen ihres Eingangs, aber 200 Fuß tiefer befindet.

Wir wollen hier einen Augenblick verweilen und das offenbar außerordentlich langsame Wachstum der Stalaktiten in derartigen Grotten betrachten. Die Ergebnisse der über ein Jahrhundert lang fortgesetzten Beobachtungen an den Kalk- und Tropfsteinhöhlen von Europa und Amerika haben dargethan, daß es tausend Jahre braucht, um bei den am langsamsten sich bildenden Stalaktiten einen fußlangen Zapfen herzustellen. Dabei ist es jedoch ebenso sicher durch Beobachtungen in denselben Höhlen ermittelt, daß Zapfen von derselben Länge sich schon binnen 100 oder 20 Jahren gebildet haben, allein die Bedingungen, unter welchen jeder dieser Zapfen sich gebildet hatte, waren sehr verschieden. Von dem einen Zapfen fällt nur alle zwei oder drei Minuten ein Wassertropfen herab, da vieles von dem Wasser verdunstet wird, ehe es in Tropfenform niederfällt, weil das Wasser mit Luft oder einem Luftstrom in Berührung kommt. Von einem andern Stalaktiten träufelt das Wasser beinahe ununterbrochen herab. In den Fish-River-Höhlen besteht die einzige bis jetzt gemachte Beobachtung in einer Wahrnehmung des Führers, welcher uns erzählt (so sagt J. E. Richter in seiner Schilderung der fraglichen Höhlen), daß er vor sechzehn Jahren am Eingang der Grotten, noch ehe der Pfad heruntergeführt worden war, durch Zufall die etwa acht Zoll lange Spitze von einem Stalaktiten abgebrochen, weil er mit seinem Kopfe sich daran gestoßen habe. Der neue Wuchs, das Wachstum von sechzehn Jahren, sei nur $^3/_8$ Zoll lang und $^1/_8$ Zoll dick, während der Durchmesser des Zapfens an der Bruchstelle $^3/_8$ Zoll betrage. Zur Zeit unseres Besuchs vergiengen eine oder zwei Minuten zwischen dem Fall jedes Tropfens von demselben. Nach diesem Maßstab muß es 360 Jahre gebraucht haben, um diesen Stalaktiten von acht Zoll Länge vor seinem Bruch zu bilden. An einer Stelle, die ungefähr 150 Quadratfuß mißt, zählten wir auf den Quadratfuß 36 Stalaktiten, die von einem bis fünfzehn Zoll lang waren, was in diesem abgelegenen Winkel allein über 5000 zarte Hängezierraten ausmacht. Der längste Stalaktit, welchen wir in diesen Höhlen bemerkten, war etwa 20 Fuß lang und der größte Stalagmit ungefähr 10 Fuß hoch, und viele der letzteren zeigten die wunderlichsten Gestalten, wie menschliche Figuren, Mönche und Nonnen mit Kapuzen und Weiheln, große und kleine Standbilder mit weiten Gewändern, Fische, die auf ihrem Kopf oder Schwanz standen, Armleuchter u. dgl. m.

„Auf unserer ganzen unterirdischen Wanderung trafen wir beständig auf eine Menge von Tümpfeln und Becken im Durchmesser von 4 Zoll bis zu 20 Fuß, welche mit dem klarsten Wasser gefüllt waren, und zwar an den seltsamsten und unerwartetsten Stellen: auf dem Gipfel eines Haufens, auf Leisten und Borden, auf Terrassen oder in Nischen, während in einer Grotte, welche man die Krystallsalzpfanne nennt, sich eine Wasserlache von gewöhnlich 6 Zoll Tiefe und über 100 Fuß Länge sich findet, deren Boden von Perlen und anderen konkretionären Formen, wie Nieren, Knötchen, Schussern, Vogeleiern u. s. w. glänzt, mit dazwischen eingesprengten Flecken von winzigen korallen-

artigen Bildungen, für das Auge ein so blendender Anblick, daß er bei längerem Hinsehen sogar schmerzt.

„Eine der Grotten heißt die Shawlhöhle, weil die Natur hier prachtvolle Draperien und Vorhänge wie von Shawls, von 10 bis 20 Fuß Länge, einen Viertels- bis zu einem halben Fuß dick und von 2 bis zu 5 Fuß breit, gebildet hat. Die einen dieser Vorhänge sind beinahe weiß, andere mehr oder minder schön in Weiß, Rosenrot, Gelb und Braun gestreift, wie die Zeichnungen, die man an Achaten und anderen kostbaren Steinen sieht. Stellt man ein Licht hinter diese Vorhänge, so ergeben sich die einen als undurchsichtig, die anderen durchscheinend, aber alle als ausnehmend hübsch, und ein winziger dünner Strom Wassers rinnt am Rande jedes Shawls.

„Die Krystallsalzpfanne besteht aus einer Anzahl seichter Becken, die mit schönen halbkreisförmigen, glänzenden Wassertümpfeln gefüllt sind; jedes Becken bildet eine Terrasse und nimmt den Ueberlauf der darüberliegenden auf. Erst nach einer zweiten Untersuchung vermochten wir zu ermitteln, daß die gekrausten Ränder und runzeligen Säume dieser kalkhaltigen Pfuhle durch den Niederschlag des im Wasser selbst enthaltenen Materials aufgebaut waren und daß der Niederschlag seltsamerweise nur am Punkte des Ueberlaufs stattfand. Diese Becken sind zuweilen trocken und zeigen dann das Aussehen einer Anzahl verdunsteter Salzpfannen in einer Seesalzfabrik, denn die Böden der Becken sind dann mit glänzenden Krystallen bedeckt. Die dicht dabei stehenden Tropfsteinpfeiler erinnern den Besucher an die zertrümmerten monumentalen Säulen welche man in Italien, Griechenland und Palästina findet.

„Unter den einzelnen Grotten sind noch Lolly Cave, anzusehen wie ein überfüllter Kuriositäten-Laden, wo die prächtigsten Gemmen durch minder wertvolle Artikel dem Blicke verdeckt werden, und Nelly's Grotte, eine Anhäufung aller möglichen Tropfsteinbildungen, zu erwähnen.

„Besonders zahlreich sind in allen diesen Höhlen die gewissermaßen erstarrten oder versteinerten Kaskaden und Wasserfälle. Nur wenige sind von fleckenlos weißer Farbe, manche bleigrau, einige in verschiedenen Nuancen von Weiß, Rosenrot und Gelb gestreift, während noch mehrere von einem durchscheinenden Schwarz oder Braun sind. Braun ist auch die vorwaltende Farbe an den Diamantenbrunnen, wo die Bildungen von kohlensaurem Kalk mit einer Oberfläche von krystallinischen Bildungen aus großen Krystallen überzogen sind." (Scientific American.)

Die Finanzaussichten von Oberbirma.[1]

Naturgemäß wird jenseit des Kanals in Büchern und Zeitschriften die Frage auf das lebhafteste erörtert, ob die Annexion von Oberbirma England einen pekuniären Nutzen bringe. Bekanntlich erfolgte dieselbe nicht in der Hoffnung auf reichen Gewinn, sondern nur in der Erkenntnis, daß sich Frankreich im oberen Irawaddy-Thal das kommerzielle Uebergewicht zum Schaden des englischen Handels in Unterbirma anzumaßen beabsichtige.

Nicht ohne ernste Bedenken, nicht ohne einen sorglichen Ausblick in die Zukunft übernahm England diese neue Aufgabe. Oberbirma ist augenblicklich ein armes Land. Die Dacoits oder Räuberbanden, welche es seit Jahren verheeren, treiben ihr Unwesen stärker denn je. Die Soldaten, die bei der leichten Einnahme von Mandalay murrten, weil ihnen keine Gelegenheit zur Bezeugung ihrer kriegerischen Tüchtigkeit gegeben ward, sehen jetzt ein, daß Thibo's Entthronung nicht etwa das Ende eines politischen Spieles, sondern der Anfang einer ernsten Waffenarbeit war. Die Birmanen sind eine kriegstüchtige Rasse, welche nicht in der Fastenspeise aufwächst, wie die Hindus, sondern mit Vorliebe sich von Fleischkost nährt; dazu kaltblütig und unerschrocken und selbst angesichts des Todes noch zu einem spöttischen Lächeln bereit. Es wird viel Zeit, Blut und Geld kosten, ehe diese kecken Gesellen sich unterjochen lassen. Die englischen Offiziere treten mit furchtbarer Strenge gegen sie auf; die Gefangenen werden nicht wie rechtliche Feinde, sondern wie Verräter behandelt und massenweise erschossen. Bei ihrer raschen Feldjustiz, die auf ihre eigenen Leute einen verrohenden Einfluß ausüben muß, ist es kaum anzunehmen, daß sie in allen Fällen sorgsam untersucht haben, ob diejenigen, welche sie so eilig zum Tode verurteilten, Rebellen aus freier Wahl waren, oder nur zu der großen Zahl von unglücklichen Dorfbewohnern gehörten, die von den Dacoits gezwungen, wider ihren Willen gemeinschaftliche Sache mit diesen machen mußten. Wie dem auch sei, die Unruhen in Oberbirma scheinen sich seit dem Januar nicht vermindert, sondern vielmehr gesteigert zu haben.

Zu großen Scharen sich zusammenrottend, tauchen die Störenfriede bald hier bald da auf; sie gleichen in mancher Beziehung den Beduinen Arabiens, niemals lassen sie sich auf eine offene Schlacht ein, sie begnügen sich mit kleinen Gemetzeln, schießen wohlversteckt aus dichtem Hinterhalt auf die an Gewandtheit weit hinter ihnen zurückstehenden Feinde und flüchten sich in ihre Wälder, sobald sie sich in Gefahr zu befinden glauben.

Die englischen Truppen geraten auf den langen Märschen und unwegsamen Pfaden schon nach kurzer Zeit in einen traurigen Zustand. Mit wunden Füßen und zerrissenem Schuhwerk wandern sie der Spur der Dacoits-Banden nach, und glauben sie ihr Ziel erreicht zu haben und den Räubern nahe zu sein, so finden sie die Gegend wie rein gefegt von allen rebellischen Elementen und müssen ihre unfruchtbare Jagd aufs neue beginnen.

Es wird nicht immer so bleiben, die englischen Truppen brauchten zwei Jahre, um Unterbirma in Zucht und

[1] *Burma after the Conquest.* By Grattan Geary, Fellow of the Bombay University and Editor of the „Bombay Gazette". London, Sampson Low and Co. 1886.

Ordnung zu bringen. Auch Oberbirma wird sich ihnen unterwerfen; wenn auch erst nach vielen Monaten.

Doch wenn England diesen Frieden sich erkämpft hat, wird es dann einen anderen Gewinn aus seiner neuen Provinz ziehen, als den, welchen es durch die Verdrängung des französischen Einflusses aus dem Irawaddy-Thale und durch die Beherrschung der Handelsstraße nach dem westlichen China erlangte? Die englische Regierung scheint nach dem vorliegenden ungemein interessanten Werke des zur Universität von Bombay gehörenden Schriftstellers Grattan Geary „Burma after the Conquest“ sich keinen hochfliegenden Hoffnungen hinzugeben. Es ist ihr sattsam bekannt, daß Oberbirma selbst bei sorgfältigster Verwaltung sich niemals zu der Leistungsfähigkeit von Unterbirma emporschwingen wird. Seine Lage, seine Bodenbeschaffenheit und sein Klima setzen es tief unter das durch die Meeresnähe begünstigte gleichnamige Küstengebiet. Die Regenmassen, die ihm der Himmel spendet, betragen im günstigsten Falle dreißig Zoll. Unterbirma darf an vielen Stellen auf 100, an manchen sogar auf 220 rechnen. Dazu ist der Boden von Oberbirma sandig; die Flußüberschwemmungen führen enorme Mengen des leichten Bodens mit sich nach Süden. Die unablässig entstehenden und vergehenden Sandbänke erschweren die Schifffahrt. Außerdem ist das Land auf das spärlichste bevölkert. An den Ufern der Ströme breiten sich dichte Dschungeln, von wilden Tieren bewohnt, meilenweit aus. Legionen von Gänsen und Enten erfreuen sich am Saum des Wassers ungestört ihres Daseins. Die Natur ist völlig sich selbst überlassen; ein Neuland mit Ausnahme einzelner bebauten Strecken und doch nicht freigebig genug angelegt, um jeden Spatenstich der Kultur vollauf zu belohnen. Vor allen Dingen fehlt es an Arbeitskräften, an denen in Unterbirma auch kein Ueberfluß zu finden ist.

Der Chief-Commissioner von Unterbirma, Herr Bernard, hat alle Einnahmen und Ausgaben des Reiches, soweit sich dies thun ließ, einer sorgfältigen Prüfung unterworfen. Im ersten Monat nach der Absetzung des Königs blieb das Ministerium der alten Regierung, das alltäglich seine Sitzungen vor den Augen des Volkes in einem der neben der königlichen Audienzhalle liegenden, vorne und zur Seite offenen Pavillons hielt, noch ganz in alter Form in seinem Amte. Die Mitglieder desselben gaben den englischen Verwaltungsbehörden einen klaren Einblick in die finanzielle Lage des Landes. Auf Grund sorgfältiger Berechnungen kam Mr. Bernard zu der Ueberzeugung, daß die neue Provinz in den ersten fünf bis zehn Jahren keinenfalls ihre Ausgaben aufbringen, sondern unabwendbar hohe Ansprüche an die ohnehin nicht gut gefüllte indische Staatskasse machen werde.

Die Einnahmen des Exkönigs beliefen sich nach Angabe unseres Buches in den günstigsten Jahren seiner Herrschaft auf 105 Lack. Ein Lack beträgt ungefähr 200,000 Mark. Diese Einnahme erzielte der Monarch durch: die Kopfsteuer 40 Lack, königliche Ländereien 10 Lack, Rubinen und Jade 3 Lack, Holz 15 Lack, das Leget- oder Pickled-Tea-Monopol 8 Lack, das Petroleum-Monopol 3 Lack, Zoll-Einnahme 15 Lack, Stempelgebühren 9 Lack, Wassersteuer zur Instandhaltung der Kanäle 2 Lack.

Wie gesagt, vermochte König Thibo diese Erwerbsquellen nicht in gleicher Strömung zu erhalten, sie versiegten zum Teil, und so lange der Räuberkrieg noch in gleicher Weise fortdauert, ist an einen reichlicheren Erguß nicht zu denken. Die englische Regierung wird sich mit 60—80 Lack begnügen müssen. Nun aber belaufen sich die Kosten des Heeres auf mindestens 39 Lack. Die öffentlichen Bauten und Baracken, mit deren Errichtung man nicht nur den Verwaltungsansprüchen begegnen muß, sondern die auch zum Teil errichtet werden, um der zu verbrecherischen Thaten führenden Arbeits- und Brotlosigkeit der Eingeborenen abzuhelfen, beanspruchen 20 Lack, und rechnet man hierzu noch die Besoldung der vielen zum Regierungsapparat gehörenden Beamten mit 40 Lack, so hat man bereits 99 Lack verausgabt. Die Einnahmen von Unterbirma dagegen sind 280 Lack und die Ausgaben 190 Lack.

Als die wesentlichsten Erzeugnisse von Oberbirma führt unser Verfasser Mineralien, Petroleum, Teakholz, Weizen, Reis, Baumwolle und Obst an.

Wie stark der Mineralreichtum des Landes ist, muß die Zeit lehren. Die geologischen Karten geben freilich Silber, Gold, Kupfer, Kohlen, Jade, Rubinen und Eisen an. Diese Schätze werden voraussichtlich auf Grund einer wissenschaftlichen Kenntnis des Bodens verzeichnet sein; doch sind sie bis jetzt noch nicht in der erwarteten Menge ans Tageslicht gefördert. Die birmanischen Könige haben sich nach Kräften bemüht, die Fundstätten ergiebig zu machen. Sie ließen sich europäische Bearbeitungsmethoden vorlegen; doch hatten die großmächtigen Minen nur geringen Erfolg.

Etwas besser erging es ihnen mit jenem Petroleumhaltigen Grundstück, auf welchem 350 Brunnen gegraben wurden. Die Einfuhr fremdländischen Steinöls wurde zu Gunsten des königlichen Monopols verboten: jetzt unter der Herrschaft der Engländer wird das einheimische immer nur in dünnem Strahl gewonnene Produkt von dem weit besseren kaspischen und amerikanischen verdrängt.

Die königlichen Forste, welche wegen ihrer Fülle von Teakbäumen (Schiffbauholz) berühmt sind, müssen fürs erste geschont werden, da sie in den letzten Jahren in höchst unbedachter Weise gelichtet worden sind. Es bedarf neuer Anpflanzungen zum Ausgleich des Schadens. Doch giebt es noch große Urwaldungen, in denen keine Menschenhand eine Axt erklingen ließ, und so sind denn wenigstens in diesem Handelszweige die Aussichten ziemlich vielversprechend.

Auch für den Weizenbau eignet sich das Land. Es bringt eine gute Frucht hervor. Versorgte man es mit

hinreichenden Arbeitskräften, so könnte es zu einer einträglichen Kornkammer für Großbritannien werden. Aber bedauerlicherweise lassen sich weder Hindus noch Unterbirmanen für Geld und gute Worte zur Feldarbeit in Oberbirma bewegen. Die Eingeborenen verdingen sich ungern bei Europäern. Sie sind gewöhnt, ihre eigenen Büffel und ihren Samen mitzubringen und dann die Ernte mit dem Grundbesitzer zu teilen. Ein solches Kompagniegeschäft aber entspricht dem europäischen Geschmacke keineswegs. Es wird also wohl nichts anderes übrig bleiben, als möglichst viel Kulies ins Land zu schaffen, die trotz ihres niederen Standes immerhin 1 Rupie (2 Mark) per Tag beanspruchen.

Der Reis von Oberbirma ist weich und verträgt die Verfrachtung nach Europa nicht, findet aber dennoch ein gutes Absatzgebiet in den Straits und in China.

Die Thatsache, daß die Baumwoll-Ausfuhr nach Unterbirma sich in dem letzten Jahre von 98,000 Zentner auf 150,000 steigerte, ist kein gutes Zeichen. Die Ernte in diesem Artikel hat sich nicht gemehrt, sie ist vielmehr herabgestiegen. Aber während früher ein großer Teil der Ware auf dem Binnenwege nach China versandt wurde, muß jetzt der Gesamtertrag über Rangun geschickt werden, da die Räuberbanden die früheren Transportstraßen unsicher machen.

Die Obstzucht hat jedenfalls auf eine gute Zukunft zu hoffen, denn Kokosnüsse, Betelnüsse und andere Palmenfrüchte sind in reichlicher Menge vorhanden. Auch fehlt es nicht an Flaschenbaumäpfeln.

Was die Einfuhr betrifft, so ist das Volk durchschnittlich zu arm, um den Europäern viel abzukaufen. Unter dem schweren Druck der schlechten Zeiten sind die Eingeborenen vielfach veranlaßt, das Geschmeide ihrer Frauen und Töchter einzuschmelzen, um jene ihnen notwendigen Nahrungsmittel anzuschaffen, welche sie dem eigenen Boden nicht abzuringen vermochten. Eines der größten Bedürfnisse des Volkes ist Salz, und es freut uns nach einer Angabe im Juliheft der „Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient" aus einem Aufsatze von Emil Schlagintweit zu ersehen, daß Deutschland sich diesen Mangel zu Nutzen macht und im Vorjahre 8000 Tonnen Salz nach Oberbirma geschickt hat. Die Bezahlung erfolgte in Weizen.

Wir ersehen hieraus ungefähr wie die Sachen stehen. Im ganzen ist England nicht gerade um diesen Neuerwerb zu beneiden. Der Verfasser von „Burma after the Conquest" schließt sein Werk mit einer sehr ernsten Bemerkung. Er sagt: „Wir haben uns einer großen Verantwortung unterzogen. Trotz der Einsprache des chinesischen Kaisers haben wir unsere Grenzen bis an seine Marken geschoben. Auch lagern sich unsere Soldaten jetzt im Schatten jener Berge, an deren östlichen Abhängen Frankreich seine unglückseligen Eroberungen zu behaupten sucht. In der Hoffnung, daß die birmanischen Finanzen sich nach 10—15 Jahren genugsam gehoben haben werden, um einen Gewinn abzuwerfen, übernahmen wir unbedenklich ein jährliches Defizit von 19 Lack. Wir haben unsere ausländischen Besitzungen durch eine enorme Provinz erweitert, die wir uns nur durch ein starkes Heer sichern können. Wir wagten diesen Schritt, hoffentlich war er richtig. Aber wie dem auch sei, es ist unsere Pflicht, mit offenen Augen ans Werk zu gehen und im Vertrauen auf unser gutes Glück alle Nachteile zu ertragen und auszugleichen, die uns aus dieser Annexion entstehen werden."

Aus Formosa.

Von Ernst Ruhstrat.

I.

Das Klima und die Cholera.

Soweit die folgenden Skizzen nicht auf eigenen Anschauungen beruhen, sind für dieselben hauptsächlich die seit 1864 in Shanghai jährlich erscheinenden Handelsberichte der Kaiserlichen Seezollbehörde („Trade Reports of the Chinese Imperial Maritime Customs") benutzt worden. In den ersten 18 Jahren wurden diese Berichte getrennt von der Statistik in eigenen Bänden herausgegeben, und besonders diese 18 Jahrgänge enthalten neben den Angaben von rein kommerziellem und merkantilem Interesse eine Fülle des wertvollsten Materials allgemeiner Natur.

Ferner sind die halbjährlich veröffentlichten Berichte der vom Seezollamt engagierten Aerzte zu Rate gezogen worden. Im Jahre 1871 ließ der General-Inspektor der der Seezölle, Sir Robert Hart, an die betreffenden Aerzte das Ersuchen ergehen, von Zeit zu Zeit über die klimatischen und sanitären Verhältnisse der den Ausländern geöffneten Häfen zu berichten. Dieser Aufforderung kamen dieselben bereitwillig nach, und außerdem benutzten in Japan stationierte Aerzte wiederholt diese „Medical Reports" zur Veröffentlichung von Aufsätzen, so daß sich seitdem in ihnen ein schätzenswertes Material gesammelt hat, welches kürzlich bis zum Jahre 1882 vom General-Arzt Dr. Gordon, Leibarzt der Königin von England, nach Häfen und Krankheiten geordnet in extenso unter dem Titel „An Epitome of the Reports of the Medical Officers to the Chinese Imperial Maritime Customs' Service" in einem elegant ausgestatteten Bande herausgegeben ist.

Endlich sind einige Angaben den Handelsberichten der Englischen Konsuln entnommen. Letztere dienten zugleich für das Uebrige häufig zur Vergleichung.

* * *

Wer, wie ich, länger als ein Jahr im nördlichen China gelebt hat, und gleich darauf seinen Aufenthalt in Formosa nimmt, der wird kaum etwas so bemerkenswertes finden, wie den ungemeinen Unterschied in den Temperaturschwankungen beider Gegenden. In Niutschwang z. B.

fällt das Quecksilber in vielen Wintern auf mehr als 20° R. unter den Gefrierpunkt, und regelmäßig ist dort beinahe vier Monate lang die ganze Natur in tiefem Eise erstarrt, während andererseits im Sommer eine Hitze von 28° R. keine Seltenheit ist. Dies gibt eine Schwankung von beinahe 50° R. In Formosa dagegen hat man, von einzelnen, durch lokale Einflüsse bedingten Ausnahmen abgesehen, in den meisten Orten kaum jemals eine 26° R. übersteigende Wärme, während auch in den kühleren Monaten das Thermometer um Mittag hoch steht und nur ganz ausnahmsweise einmal weniger als 8° R. zeigt; also eine jährliche Schwankung von nur 18 Graden. Trägt man daher in bekannter Weise die Monate und die Mitteltemperaturen beider Gegenden in ein Coordinatensystem ein, und verbindet die erhaltenen Punkte, so erhält man Linien von so verschiedenartiger Krümmung, wie vielleicht für kaum zwei andere Küstengegenden von so verhältnismäßig geringer Breitendifferenz wie die chinesische Mandschurei und Formosa. Denn Niutschwang liegt auf 41° und Formosa erstreckt sich vom 22. bis 25.° n. Br. Auf dem chinesischen Festlande dagegen steigt das Quecksilber unter gleicher Breite im Sommer höher und fällt im Winter tiefer.

Die Ursache der größeren Gleichmäßigkeit der Temperatur von Formosa gegenüber der auf dem Festlande sind Gebirge und Meeresströmungen. Die hohe Gebirgskette des Inneren, das gewaltige Rückgrat der Insel, schützt die westlichen und südwestlichen Ebenen gegen den im Winter herrschenden Nordostmonsuhn, weshalb in Südformosa dann klares, stilles und warmes Wetter mit leichten und erfrischenden nördlichen Winden vorherrschend ist, während uns der Südwestmonsuhn Regen bringt. Etwas anders ist es im Norden. Allerdings ist auch hier die Temperatur im Winter nicht viel niedriger als im südlichen Teile der Insel, weil der Nordostmonsuhn eine warme Luftschicht passieren muß, ehe er die nördlichen und östlichen Küsten erreicht. Aber dieses hat einen überreichlichen Niederschlag zur Folge. Denn entlang der ganzen Ostküste fließt der breite Kuro-Siwo, eine Meeresströmung, welche im westlichen äquatorialen Teile des Großen Ozeans ihren Ursprung hat und bei Formosa eine durchschnittliche Wärme von ca. 21° R. zeigt. Kommt nun im Winter der Nordostwind mit der warmen, beständig von dieser Strömung aufsteigenden Luft in Berührung, so schlägt sich letztere als Regen nieder. Dies ist der Grund, weshalb es in ganz Nordformosa im Winter außerordentlich viel regnet, viel mehr als in Südformosa im Sommer. Und während im Winter und Frühling der Regen in Südformosa zu den großen Seltenheiten gehört, fallen im Norden auch im Sommer öfters Niederschläge, da die zentrale Gebirgskette nur etwa drei Viertel der Insel durchzieht und im Norden in kleinere Berge von unregelmäßiger Richtung ausläuft.

Auf dem Festlande dagegen ist wegen der größeren Ausstrahlung naturgemäß fast überall im Sommer die Hitze auch an der Küste bedeutender, während im Winter die Temperatur um so niedriger ist, als ein kalter Strom die Meerenge durchfließt und die Küsten bespült. Es ist daher nicht zu verwundern, daß man in Amoy, Swatau, Hongkong und Canton im Winter fast immer des Abends das Bedürfnis eines Kaminfeuers fühlt, während in Formosa unter gleicher Breite sich in fast keinem Hause Oefen und Kamine befinden.

Das Klima von Südformosa kann im allgemeinen als ein gesundes bezeichnet werden. Remittierende und intermittierende Malaria-Fieber, welche oft unter den Chinesen grassieren, treten nicht häufig unter den Europäern auf, und würden noch seltener werden, wenn sämtliche Wohnsitze aus der Ebene, wo dies möglich ist, auf die Hügel verlegt würden. Die Chinesen leiden sehr an diesen Fiebern, was zum großen Teil darin seinen Grund haben mag, daß sie zu ebener Erde zu schlafen pflegen. Das Fieber herrscht unter ihnen mehr oder weniger das ganze Jahr hindurch. Im Sommer wird es manchmal epidemisch und rafft dann viele von ihnen hin. Am schlimmsten aber ist es in bisher unbesuchten Gegenden. Vor einigen Jahren wurden im nördlichen Teile der Ostküste ca. 1500 chinesische Soldaten stationiert, von denen nach einigen Monaten schon Hunderte dem Fieber zum Opfer fielen. Es ist merkwürdig, daß auch die Bewohner der kleinen, südlich von Takao liegenden Felseninsel Lambay vielfach an Malaria-Fiebern erkranken, während doch sonst gerade derartige Orte frei zu sein pflegen. Es müssen dort irgend welche nicht näher bekannte lokale Ursachen mitwirken. Man hat vor einigen Jahren auf den Bergen von Südformosa die Anpflanzung von Cinchona-Bäumen versucht; es ist sehr zu bedauern, daß dieselben nicht gediehen sind, weil es eine große Wohlthat für die Chinesen wäre, wenn sie sich für geringes Geld Chinin verschaffen könnten.

Viel mehr als in Südformosa leiden die Europäer im nördlichen Teile der Insel von Malaria-Fiebern. Fast jeder wird von ihnen befallen, ohne daß jedoch meistens die Krankheit einen tötlichen Verlauf nimmt. Vereinzelte Fälle allerdings kamen in Tamsui und Kilung vor, wo der Kranke starb oder nach des behandelnden Arztes Ueberzeugung nur durch rechtzeitige Luftveränderung gerettet wurde. Mancher trägt die Keime lange Zeit, zuweilen Jahre lang, latent in sich, bis das Fieber dann beim geringfügigsten Anlaß plötzlich ausbricht. Oft können solche bisher fieberfrei gewesene Personen keine anderen Ursachen angeben, als eine ganz schwache Erkältung, oder sie haben sich zufällig auf kurze Zeit den Sonnenstrahlen ausgesetzt, Dinge, an welche sie ohne das Fieber gar nicht denken würden; ja zuweilen können sie sich überhaupt gar keiner Unregelmäßigkeiten entsinnen, welche den Anfall erklären könnten. Wer erst einmal stark vom remittierenden oder intermittierenden Fieber gelitten hat, bei dem bedarf es

nur eines geringen Anlasses, um einen neuen Anfall hervorzurufen.

Von diesen Malaria- und einzeln im Norden erscheinenden typhösen Fiebern abgesehen, ist das Klima auch in Nordformosa für Europäer erträglich. Allerdings regnet es enorm viel, in Tamsui im Durchschnitt mehr als jeden dritten und in Kilung gar jeden zweiten Tag. In letzterem Orte fallen in einem Jahre zuweilen 120 englische Zoll Regen. Im Sommer wird die Hitze durch Winde und gelegentlichen Regen gemäßigt, so daß die übermäßig heißen, schlaflosen Nächte, welche auf dem gegenüberliegenden Festlande so gefürchtet sind, auch hier zu den Seltenheiten gehören. Im Winter fällt im nördlichsten Teile der Insel zuweilen etwas Reif, welcher indessen bei aufgehender Sonne sofort verschwindet, und die Berge sind dann tiefer hinab mit Schnee bedeckt als im Süden. Aber im ganzen ist auch in Nordformosa das Klima im Winter ein mildes, was hauptsächlich, wie schon angeführt, dem Kuro-Siwo zu verdanken ist.

Außer den Malaria-Fiebern sind die Pocken eine niemals ganz verschwindende Krankheit in Südformosa. Sie treten bis weit ins Inland hinein auf und zeigen sich sogar unter den in den Bergen wohnenden Eingeborenen malaiischen Stammes, von denen zuweilen einige im Hospital zu Takao Aufnahme suchen. Die Chinesen haben bald die großen Vorteile eingesehen, welche Impfungen gewähren, ein Umstand, den leider Quacksalber und Schwindler sich alsbald zu Nutzen gemacht haben. Dieselben reisen mit irgend einer beliebigen schmutzigen Flüssigkeit im Lande umher, sagen, sie hätten das Impfen im Hospital gelernt und verständen es jetzt ebenso gut oder noch besser als die Fremden, da sie ja als Chinesen mehr mit Sitten und Gebräuchen ihrer Landsleute vertraut sein müßten als jene, und fordern einen Dollar für den Schwindel. Gar manche lassen sich bethören und bezahlen ihren Dollar für die nichtige oder gar schädliche Flüssigkeit, welche Lymphe darstellen soll. Dies hat das anfangs allgemeine Vertrauen der Chinesen zur Impfung wieder etwas erschüttert.

In manchen Sommern erscheint die Cholera in Formosa, ohne indessen solche Verheerungen anzurichten, wie man annehmen sollte. Bei dem großen Interesse, welches gerade für diese Seuche seit den genialen Untersuchungen Koch's in letzter Zeit überall hervorgerufen ist, wird es vielleicht gestattet sein, hier einige Notizen über ihr Auftreten in China einzuschieben.

„Der eigentliche Verbreitungsherd der Cholera", sagt Andree in seiner Geographie des Welthandels, „liegt in dem vielfach verschlungenen, heißfeuchten Delta der Gangesmündungen, wo sie zu allen Zeiten in dem ausgedehnten Busch- und Waldgestrüpp der Sanderbands endemisch gewesen ist. Von dort hat die Göttin Bibi, denn unter diesem Namen vergöttlicht der Hindu die Seuche, ihren Weltgang angetreten; sie ist bis nach Potosi in den südamerikanischen Andes gedrungen, also bis zu einer Höhe gleich jener des Montblanc, und hat auch die Eskimos am Rande des Polarmeeres zwischen den Eisschollen aufgesucht. Bis zum Jahre 1817 war sie auf ihre Urheimat beschränkt geblieben; dann brach sie plötzlich im Augustmonat zu Dschessore, nordöstlich von Calcutta, mit furchtbarer Heftigkeit aus, verbreitete sich weit und breit über Indien und erschien dort 15 Jahre hintereinander wieder, während sie inzwischen auch über den Indus ging und dann durch den Menschenverkehr, an welchen sie sich heftete, ein immer weiteres Gebiet eroberte, das bald den Erdball umspannte."

Andree weist hierbei auf eine Arbeit Pettenkofer's hin: „Verbreitungsart der Cholera in Indien." Da mir dieses Buch augenblicklich nicht zugänglich ist, so ist mir nicht bekannt, ob auch Pettenkofer annimmt, die Seuche habe vor dem Jahre 1817 das Gebiet der Gangesmündungen nicht verlassen. Das letztere scheint indessen nicht richtig zu sein, sondern sie ist zuverlässigen Angaben zufolge schon viel früher nach China gekommen. Dr. Simmons nämlich, welcher im Jahre 1879 während der damals in Japan herrschenden Epidemie bei dem in Yokohama errichteten Lazaret angestellt war, veröffentlichte in der achtzehnten Ausgabe der „Customs' Medical-Reports" — Sommerhalbjahr 1879 — eine längere Abhandlung über die Cholera, in welcher er folgende Angaben macht: „Die erste Erwähnung über das Auftreten der Cholera in China, welche ich habe finden können, ist von Cleyer — „Cholera Epidemic of 1873 in the United States," p. 525 — welcher sagt, daß sie im Jahre 1669 dort erschien und wahrscheinlich von Malakka gebracht worden war. Die nächste Notiz ist von Gentil — a. a. O. S. 527 — welcher in seinem Buche „Voyage aux Indes Orientales" Andeutungen über das Auftreten der Krankheit an der Coromandelküste in den Jahren 1761 und 1769 macht und angibt, daß sie kurz nach dem letzteren Zeitpunkt in China ausgebrochen sei. Die Epidemie von 1817, welche in Bengalen ihren Ursprung hatte, ging den Ganges aufwärts bis nach Allahabad, und zugleich den Brahmaputra hinauf, bis sie schließlich die Grenzen von Tibet und Südwestchina überschritt."

Dr. Simmons führt dann noch den Verlauf mehrerer weiterer Epidemien an, welche auf einer sehr instruktiven Karte eingezeichnet sind. Hieraus ist zu ersehen, daß die Cholera zuweilen direkt von Indien über Land bis in das Herz von China vordrang, daß sie aber auch häufig zur See dahin verschleppt wurde. So kam die Seuche von 1826 allmählich von Indien auf dem Umwege über Singapur, Hongkong und Shanghai nach Peking und folgte dann der großen Theekarawanenstraße, wodurch sie endlich über Kiachta bis nach Moskau und St. Petersburg gelangte.

Man sollte nun glauben, daß die furchtbare Krankheit sofort bei ihrem Erscheinen in einer enggebauten, übervölkerten und von Schmutz aller Art starrenden großen

Chinesenstadt die Einwohner zu Zehntausenden hinstrecken würde. Wer einmal in tropischer Sommerhitze einen chinesischen Ort durchwandert und den für europäische Nasen schier unerträglichen Gestank der dicken, wie Blei auf Einem lagernden Luft, welche man fast mit einem Messer in Stücke schneiden könnte, empfunden hat, der wundert sich, daß bei einer Cholera-Epidemie überhaupt noch Leute übrig bleiben. Es sterben allerdings auch Menschen genug, aber es sind relativ wenige, wenn man bedenkt, wie zusammengedrängt die Wohnungen überall stehen und wie unsauber dieselben fast immer sind. In Japan, welches durch seine insulare Lage und durch seine weitere Entfernung vom großen Choleraherde in Indien, sowie wegen der geringeren Dichtigkeit der Bevölkerung mehr geschützt sein sollte, erliegen mindestens ebenso viele Bewohner der Krankheit, während in Indien selbst die Sterblichkeit bekanntlich eine geradezu furchtbare ist.

Den Grund von dieser verhältnismäßigen Immunität China's sucht Dr. Simmons in zwei Umständen. Erstens pflegen die Chinesen nach einem guten System die Fäkalien aus den Städten fortzuschaffen. Wie von den fleißigen und sparsamen Bewohnern des Himmlischen Reiches nichts weggeworfen wird, was nur irgend brauchbar ist, so benutzt man auch die Fäkalien fast überall als wertvollen Dünger. Latrinen werden dabei fast nirgends gebraucht, sondern kleinere Behälter, welche man täglich in andere auf dem Hofe stehende entleert; letztere werden zu rechter Zeit von Kulies entweder direkt aufs Feld geschafft oder wenigstens in Booten entfernt. Die Stoffe kommen daher nicht leicht mit dem aus den Brunnen und Quellen geschöpften Trinkwasser in Berührung. Ferner pflegen die Chinesen immer das zum Trinken bestimmte Wasser zu kochen, falls sie es nur irgend möglich machen können, selbst wenn sie keinen Thee zur Hand haben, weil sie den Genuß ungekochten Wassers für ungesund halten.

In Japan benutzt man zwar auch die Abortsstoffe zum Dünger, aber man hat zu dem Zweck nach Dr. Simmons ein sehr schlechtes Latrinensystem, welches das Ueberfließen, Lecken und Durchsickern und deshalb Verunreinigung des Trinkwassers gewöhnlich nicht verhindert.

In Indien endlich ist nicht einmal von Latrinen irgend welcher Art die Rede. Es würde vergeblich sein, wenn die Engländer den Versuch machen wollten, hierin eine Aenderung zu schaffen, da die Hindus es seit Jahrtausenden nicht anders gewohnt gewesen sind. Wenn man nun bedenkt, daß in den Pilgerorten, vor allem in Hardwar, wo der Ganges aus dem Gebirge tritt, zuweilen über zwei Millionen Menschen zusammenkommen, um sich im heiligen Strome zu baden und von seinem durch Fäkalien verunreinigten Wasser zu trinken, so wird man sich kaum mehr darüber wundern, daß die Cholera in Indien niemals völlig erlischt und die Sterblichkeit oft eine grauenhafte Höhe erreicht. Außer diesen durch die Religion gebotenen Pilgerfahrten und den damit verbundenen Zeremonien tragen die durch Koch allgemein bekannt gewordenen sogenannten Wassertanks dazu bei, die Cholerakeime nicht verschwinden zu lassen. In dem während der Regenzeit aufgefangenen Wasser dieser Tanks, welches natürlich nachher stagniert, wäscht man das schmutzigste Zeug, während es zugleich zum Trinken benutzt wird.

Nur aus der Verschiedenheit dieser Einrichtungen erklärt es sich, daß die Cholera trotz der überaus mißlichen sonstigen hygienischen Verhältnisse in China nicht so viele Opfer fordert als in Japan und Indien.

Die in China lebenden Europäer werden nur wenig von der Cholera heimgesucht. Jeder, welcher längere Zeit im Osten gelebt hat, wird die Wahrheit des Billroth'schen Ausspruchs, die Frage, wie man sich am besten gegen die Seuche schützen könne, liefe am Ende auf eine Geld- und Wasserfrage hinaus, vollauf bestätigen können. Man kann vielleicht noch hinzufügen, daß etwas Vorsicht im Essen und Trinken das dritte Erfordernis ist. Ueberall im Osten wohnen die Europäer und Amerikaner in geräumigen und luftigen Häusern, in denen von schlechter Luft keine Rede ist. Jeder ist ferner imstande, sich beim Ausbruch einer Seuche sofort mit den nötigen Medikamenten sowie mit wollenen Leibbinden zu versehen, falls er letztere nicht überhaupt immer im Sommer zu tragen pflegt. Tägliches Baden, sowie Mäßigkeit im Essen und Trinken, thut sodann ein Uebriges, die Krankheit fern zu halten. Alle in China beschäftigten Aerzte sind der Ansicht, daß diesen einfachen prophylaktischen Maßregeln die geringe Mortalität der Europäer zu verdanken sei. Es kommen zwar Sterbefälle vor, aber doch nur recht selten, so daß man sich gewöhnlich nicht viel darum kümmert, ob die Seuche im Orte ist oder nicht. Etwas größer ist regelmäßig der Prozentsatz der Seeleute, welche der Cholera erliegen. Wahrscheinlich kommt dies daher, daß dieselben häufig nicht mäßig genug im Trinken und im Genuß von Früchten und außerdem viel mehr Erkältungen ausgesetzt sind.

Im allgemeinen wird man unbedenklich sagen können, daß die Cholera für denjenigen beinahe alles von ihrer Schrecklichkeit verliert, welcher sich nur ein wenig um die Hygiene bekümmert. Würde es jemals dahin kommen können, daß in den großen europäischen Städten sämtliche Bewohner nur in geräumigen und luftigen Häusern wohnten, nur reines Wasser tränken, täglich die Fäkalien fortschaffen und leicht Medizin und Leibbinden erhalten könnten, so würden diese Städte kaum noch ernstlich von der Cholera zu fürchten haben.

Erwähnt mag noch werden, daß in Niutschwang die Seuche gewöhnlich nachläßt, sobald im Herbste starke Regen fallen. Die Erklärung, welche man mir hierfür gab, war die, daß durch die Regengüsse die auf den Straßen liegenden, sonst in der Sonnenhitze faulenden Abwurfsstoffe fortgespült würden. Man wird sich erinnern, daß Koch sich entschieden gegen die Straßenbesprengung in Toulon während der Seuche aussprach, eine Ansicht,

welche bekanntlich von Pasteur heftig bekämpft wurde. Welche von beiden Auffassungen die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat, wage ich als Nicht-Mediziner nicht zu beurteilen, wollte indessen auf die erwähnte, in Niutschwang stattfindende Thatsache hinweisen.

Während der Hindu mit apathischem Grauen der Seuche gegenüber steht und die böse Gottheit unter keinen Umständen zu erzürnen wagen würde, suchen die Chinesen die Cholera-Dämonen durch möglichst starken Lärm aus der Luft zu verscheuchen. Man muß gestehen, daß, wenn überhaupt Geister sich durch Getöse vertreiben lassen, dies hier im vorigen Sommer ohne Zweifel bewirkt worden ist. Jeden Abend während ungefähr zehn Tagen ertönte gegen neun Uhr auf der uns gegenüberliegenden Seite der Lagune, an welcher Takao liegt, ein deutschen Feuerhörnern nicht unähnliches Horn. Auf dieses Zeichen versammelte sich eine Menge von Leuten mit Flinten und Pistolen aller Art, Gongs, Tamtams 2c. Was nur irgend ein Geräusch machen konnte, wurde hervorgesucht. Allmählich setzte sich dann der Schwarm unter Fackelbeleuchtung in Bewegung, fuhr unter fortwährendem Höllenlärm über das Wasser, störte durch unaufhörliches Schießen, Schreien und Lärmen die Ruhe auch auf dieser Seite gründlich, und ging endlich wieder auf das jenseitige Ufer zurück, wo sich dann zuletzt der entsetzliche Graus im Dunkel der Nacht verlor.

Die sonstigen Leiden, welche unter den Europäern auf Formosa vereinzelt vorkommen, sind dieselben wie überall in heißen Gegenden. Leberkrankheiten, Verdauungs- und Milzbeschwerden haben die Patienten sich fast immer selbst zuzuschreiben. Dreimal am Tage tüchtige Mahlzeiten zu sich zu nehmen, ohne ein Gegengewicht durch wenigstens einige Bewegung zu schaffen, kann am Ende auch die stärkste Konstitution nicht ohne nachteilige Folgen ertragen. Aber manche Leute werden bei der etwas erschlaffend wirkenden fortwährenden Wärme zu bequem selbst zum kleinsten Spaziergang oder irgendwelcher sonstigen Bewegung. Dazu kommt dann noch, daß bei der Hitze sich ein starker Durst einstellt, welchen man auf irgend eine Weise löschen muß. Geschieht dies am Tage mit kaltem Thee oder kohlensauren Getränken, so stellen sich keine üblen Folgen ein. Vielen aber ist ungemischtes Sodawasser zu fade, weshalb sie es nicht lassen können, Whisky oder Brandy zuzusetzen, und dies führt dann leicht zu Leberbeschwerden. Am besten enthält man sich der Spirituosen so viel wie irgend möglich, was dann noch den weiteren Vorteil gewährt, daß guter Cognac, falls man den Magen nicht an ihn gewöhnt hat, in Cholera-Zeiten wie eine Medizin wirkt. Dagegen ist Wein, besonders wenn man ihn mit Wasser mischt, sowie Bier in mäßigen Quantitäten nicht schädlich, aber auch dieser Genuß ist besser auf den Abend zu beschränken. Da deutsches Bier leichter ist als englisches, so findet es immer mehr Aufnahme unter Engländern; mir ist sogar unlängst zum ersten Male in der Offiziersmesse eines britischen Kanonenbootes deutsches Bier vorgesetzt worden. Mäßigkeit im Essen und Trinken ist in heißen Ländern erstes Erfordernis. Es ist viel Wahrheit in folgender, wohl etwas wohlfeiler, aber die Verhältnisse richtig ausdrückender Redensart, welche man zuweilen hört: Manche in China lebende Europäer essen zu viel und trinken zu viel, so daß sie schließlich daran sterben; und wenn sie dann in die Heimat kommen, sagen sie, das Klima habe sie getötet.

Das Klima der meisten Punkte von Süd-Formosa muß für Lungenkranke, auch Schwindsüchtige außerordentlich zuträglich sein, weshalb derartige Kranke oft hierher geschickt werden. Die gleichmäßig warme Luft sowie die köstliche Seebrise hat schon manchem armen Lungenleidenden das Dasein verlängert und ihm die letzten Lebensjahre erträglicher gemacht.

Für die Chinesen sind in Takao sowie in Taiwansu Hospitäler eingerichtet, welche in vieler Beziehung segensreich gewirkt haben. Dem letzteren stehen Missionare vor. Die Chinesen scheinen sich hier rascher als in manchen anderen Gegenden des Reiches mit den Aerzten und der Medizin der Abendländer befreundet zu haben. Erfreulicherweise subskribiert der erste Mandarin der Insel jährlich nicht unbedeutende Summen für die Hospitäler. Manchmal verlangen Chinesen mit merkwürdigen Leiden in ihnen Aufnahme. So kommt nicht selten eine vollkommene Lähmung der Arme vor, welche durch eine eigentümliche Züchtigung bewirkt wird. Läßt sich nämlich in Formosa ein Dieb auf frischer That ertappen, so pflegt das Volk Lynchjustiz an ihm zu üben. Man bindet ihm die Hände auf den Rücken und legt ihm ein dickes Tau mit einer Schlinge ungefähr vier Zoll unterhalb der Achselhöhle um die Arme. Hierauf wird der Verbrecher am nächsten besten Baum oder Pfosten aufgehängt, so daß das ganze Körpergewicht von Tau und Armen getragen wird. Die Prozedur dauert nach der Schwere des Diebstahls und der Erbitterung des Volkes zehn bis dreißig Minuten. Die Folge ist eine mehr oder weniger vollkommene Lähmung der Arme, wobei sonderbarerweise die großen Blutgefäße nicht leiden, sondern nur die Sehnen. Nach einigen Monaten erlangen die so Gezüchtigten die Gebrauchsfähigkeit ihrer Arme wieder.

Zum Schluß dieses Abschnitts sei noch erwähnt, daß es in China unter keinen Umständen gestattet ist, eine Sektion der Leichname von Chinesen vorzunehmen.

(Schluß folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Ein französisches Musterlager in San Sebastian. Um die kommerziellen und industriellen Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien zu entwickeln

und zu fördern, haben sich mehrere französische Kaufleute in San Sebastian zu einem Syndikate zusammengethan und im zentralsten Quartiere der Stadt ein Handelsmuseum geschaffen, worin Muster und Proben der Erzeugnisse beider Länder öffentlich ausgestellt, gruppiert, klassifiziert und etikettiert und mit den nötigen Nachweisungen über Namen und Wohnort der Fabrikanten, Transportkosten, Zollgefälle u. s. w. versehen werden, so daß man sich zur Stelle über jeden einzelnen Artikel informieren kann. Die Besucher dieses Musterlagers erhalten über die ausgestellten Waren jede nur irgend erwünschte Auskunft und Beratung und einen eingehenden Prospekt mit den vollständigsten Einzelheiten über jede in dem Museum durch Proben vertretene Ware. Die Aussteller bezahlen nur einen Kostenbeitrag von 60 Fr. jährlich, wogegen ihre Waren gegen Feuersbrunst und sonstigen Schaden versichert werden. Es ist Schade, daß die Franzosen dem sehr thätigen Konsul des Deutschen Reiches, Herrn Rudolf Sprenger, der sich schon längst mit dieser Idee getragen hat, zuvorgekommen sind, und es wäre daher sehr zu wünschen, daß derartige deutsche Musterlager in Bilbao, Coruña, Oporto, Lissabon, Cadiz u. s. w., besonders aber in den großen Hafen- und Handelsstädten Südamerika's: in Rio de Janeiro, Rio Grande do Sul, Montevideo, Buenos-Ayres 2c. errichtet werden würden, damit unsere deutsche Industrie dort Fuß fasse.

* Ein neuer großer Zufluß des Kongo. Nach einer Mitteilung, welche das Brüsseler „Mouvement géographique" von einem seiner Korrespondenten erhielt, hat Herr Jacques de Brazza, der Bruder des Gouverneurs des französischen Kongo-Gebietes, einen sehr bedeutenden Nebenfluß des Kongo, namens Sekoli entdeckt, welcher vom rechten Ufer her zwischen den Einmündungen des Ubangi und der Licona sich in den Kongo ergießt und dort Shanga genannt wird. Derselbe ist ein neuer, großer, schiffbarer Strom, welcher das Flußnetz des oberen Kongo ungefähr um 600 weitere Kilometer erweitert.

Die Expedition, welche zur Entdeckung und Erforschung dieses Flusses führte, organisierte sich in Madiville, einem französischen Posten, der zwischen den Posten Bundschi und Dumi am Ogowe und im Lande der Adumas gelegen ist. Sie mußte ursprünglich unter den Befehl des Herrn v. Lastours gestellt werden, der aber im Augenblicke der Reise von einem bösartigen Fieber befallen wurde und demselben erlag. Herr Savorgnan de Brazza betraute nun an der Stelle des Herrn v. Lastours seinen Bruder mit der Leitung der Expedition, welche den Zweck hatte, das nordwärts vom Ogowe gelegene Land zu erforschen, um womöglich das Becken des Binuë zu erreichen, indem sie sich auf dem Kamme hielt, welcher das Becken des Kongo von den übrigen nördlich angrenzenden Becken scheidet. Herr Jacques de Brazza erhielt als Beigeordneten Herrn Pécile, und die Expedition verließ Madiville am 10. Juli 1885. Das Land, durch welches die Herren de Brazza und Pécile sich vorwärts wagten, war ganz unbekannt — eine mit unermeßlichen Urwäldern bedeckte Region, welche von verschiedenen Stämmen der Obambas-Nation bewohnt wird. Der Boden ist daselbst sehr fruchtbar, und die Eingeborenen besitzen dort zahlreiche, von gut angebauten Feldern umgebene Dörfer.

Die Expedition schlug allmählig eine im allgemeinen nordnordöstliche Richtung ein, folgte der Wasserscheide der Becken des Kongo und des Ogowe, betrat das Quellgebiet des Ivindo, welcher gen Westen dem Ogowe zuströmt, und dasjenige der Licona, welche ostwärts nach dem Kongo fließt. — Gegen Mitte August's erreichten die Reisenden die Ufer eines Flusses, welchen die Eingeborenen Sekoli nannten und der nach Osten floß. Die astronomischen Beobachtungen ergaben ungefähr 1° 30′ n. Br. Nach den Berichten der Eingeborenen wendet sich der Sekoli, welcher auf dem östlichen Abhange des Küstengebirges, ungefähr 100 Km. oberhalb des Ortes, wo die Expedition ihn entdeckte, genau nach Osten und dient hier zur südlichen Grenze der Nation der Okotas, deren Gebiet sich von hier nordwärts ausbreitet. Es ist ein Land von Ebenen, durchschnitten von ungeheuren Urwäldern, mit zahlreichen und bedeutenden Dörfern. Nördlich von den Okotas wohnen die Giambis. Der Vormarsch der Expedition, welcher bisher schon sehr schwierig gewesen war, wurde von hier an ein furchtbar mühseliger, denn die Giambis sind nichts weniger als gastfreundlich. Die Reisenden hielten sich hier mehrere Wochen auf und erschöpften sich in vergeblichen Bemühungen, Lebensmittel und Führer zu erhalten. Sie waren bis an das äußerste nördliche Ende der französischen Besitzungen gekommen, so wie dieselben durch die mit Deutschland abgeschlossene Uebereinkunft bestimmt worden sind. Der am weitesten nordwärts gelegene Punkt, welchen die Expedition erreichte, war das Dorf Iloku, das ungefähr unter $2^1/_2$° n. Br. liegt. Hier wurde die Expedition durch die Feindseligkeit der Eingeborenen aufgehalten und mußte sich zur Umkehr entschließen. Sie hatte keinen neuern bedeutenden Wasserlauf überschritten.

Auf dem Rückweg an den Ufern des Flusses Sekoli fiel es Herrn J. de Brazza bei, anstatt den Rückweg nach Madiville und dem Ogowe zu Lande zu machen, dürfte es vielleicht leichter und jedenfalls interessanter sein, den Lauf des Flusses hinabzufahren, welcher die Reisenden höchst wahrscheinlich entweder nach dem Kongo selbst oder in den von Grenfell entdeckten Ubangi-Fluß führen würde. Da es ihm aber nicht gelang, den Eingeborenen Fahrzeuge abzukaufen, so entschied sich die Expedition dahin, ein Lager aufzuschlagen und einige Kähne und Flöße zu bauen, was mit ziemlicher Mühe verbunden war. Alsdann schifften die Herren de Brazza und Pécile sich mit ihren Begleitern ein und begannen die Fahrt den Sekoli hinab, welche beinahe sechs Wochen dauerte und im höchsten Grade mühsam und beschwerlich war. Während des ersten Teiles dieser Fahrt nimmt der Sekoli, welcher in seinem Laufe

mehrmals den Namen wechselt, auf seinem rechten Ufer einen ziemlich bedeutenden Nebenfluß auf, welcher an seiner Einmündung von den Eingeborenen Ambili genannt wird. Dies ist wahrscheinlich der Fluß Lebaï-Ocua, welcher 1878 von Savorgnan de Brazza entdeckt ward, der an den Ufern desselben zur Aufgabe seiner Erforschung und zur Rückkehr nach Alima gezwungen worden ist. Lebaï-Ocua bedeutet in der Landessprache „Salzfluß". In der That durchströmt dieser Wasserlauf, wie auch der Sekoli weiter oben, ein ungemein salzreiches Gelände, was ihn von Seiten der Eingeborenen zum Gegenstande einer ziemlich wichtigen Ausbeutung macht. Diese verschaffen sich dieses Produkt, welches sie dann bis in die entlegensten Dörfer verkaufen, durch die Verdunstung des Wassers der kleinen Bäche, welche sich in den Ambili und Sekoli ergießen. Die Eingeborenen dieser Region sind Okangos. Jenseit des Aequator nimmt der Fluß definitiv die Richtung nach Süden an, und es ist unverkennbar, daß er sich in den Kongo durch eine der zahlreichen Mündungen ergießt, welche man dem rechten Ufer entlang zwischen der Einmündung der Alima und derjenigen des Ubangi beobachtet. Er hat eine Breite, welche zwischen 500 und 800 m. wechselt, je nach der mehr oder minder großen Anzahl von Inseln, die er enthält. Der Sekoli durchströmt im unteren Teile seines Laufes unabsehbare ebene Grasfluren, den Standort einer außerordentlich dichten Tierbevölkerung, deren Menge stellenweise sogar ins Wunderbare geht. Man gewahrt dort zu Lande jeden Augenblick ungeheure Heerden wilder Rinder und Antilopen, sowie zahlreiche Elefanten, und im Wasser sind die Flußpferde so häufig, daß sie die Kahnschiffahrt hemmen und oft sogar hindern; dagegen macht sich die Anwesenheit des Menschen nur sporadisch bemerklich. Erst nach den schwersten Entbehrungen und Heimsuchungen bog die Expedition endlich durch den Nebenfluß, welchen man in Frankreich den Shanga (auch Bunga) nannte, in den Kongo ein. Der Sekoli bildet an seiner Einmündung ein Delta, dessen Mündungen sich so ziemlich der alten Station Lukolela der Kongo-Association gegenüber darstellen. Am oberen Teil des Delta's hatten die Franzosen früher einen Posten namens Bonga errichtet, welcher heutzutage verlassen zu sein scheint.

Zu Anfang Januars erreichte die Expedition den Kongo. Die Reisenden waren von allem entblößt; sie waren voneinander getrennt worden und befanden sich im größten Elende. In diesem Augenblick bemerkte einer von ihnen, Herr Pécile, den „En Avant", den kleinen Dampfer des Kongo-Staates, welcher zu Forschungszwecken den Strom hinauffuhr und die Herren Westmark und Delatte an Bord hatte. Der „En Avant" nahm Herrn Pécile an Bord und eilte der kleinen Truppe von senegalesischen Soldaten zu Hülfe, welche auf einer Insel hatten zurückgelassen werden müssen. Auf dem Kongo traf die Expedition glücklicherweise die französische Grenzregulierungs-Kommission, welche aus den Herren Rouvier, Ballay und Pleigneur bestand. Dank den Nachweisungen, welche Herr Jacques de Brazza über seine Erforschung des Sekoli lieferte, hat Herr Rouvier in seinem Bericht zu versichern vermocht, daß die westlich vom Sekoli liegende Licona und der östlich gelegene Lubangi zwei vollkommen verschiedene Wasserläufe sind. Vom Zusammenflusse des Sekoli-Shanga aus erreichten die Forscher die Alima und gelangten vermittelst des Ogowe in den Gabun. Die Expedition hatte sechs Monate gedauert und zwar das Ziel nicht erreicht, welches sie sich vorgesetzt hatte, nämlich das Becken des Binuë; sie war aber nichts destoweniger insofern nützlich gewesen, als sie in ganz entscheidender Weise das Vorhandensein eines großen schiffbaren Flusses kennen gelernt hatte, welcher in einer beinahe parallelen Richtung zu derjenigen der Licona und zwischen dieser und dem Ubangi verläuft.

* Die Expedition der Herren Serpa Pinto und Cardoso nach dem Nyassa-See. Der wohlbekannte portugiesische Forschungsreisende Oberstlieutenant Serpa Pinto, welcher vor drei Jahren durch eine glänzend gelungene Durchquerung Afrika's sich ausgezeichnet hat, ist jüngst in Lissabon angekommen, nachdem er eine neue Mission der portugiesischen Regierung auf der Ostküste Afrika's ausgeführt hat. Er war zum portugiesischen Generalkonsul in Afrika ernannt worden, welche amtliche Stellung ihm die Organisation seiner Forschungsreisen erleichtern und ihm erlauben mußte, sich seines persönlichen Einflusses auf den Sultan von Sansibar zu Gunsten der portugiesischen Interessen zu bedienen. Seine Instruktionen empfahlen ihm besonders, den Nyassa-See zu rekognoszieren und mit den Völkerschaften, welche jene Region bewohnen, in Verkehr zu treten und dort eine Handelsstraße aufzusuchen. Derselbe Grundgedanke hatte die Mission der Herren Capello und Ivens veranlaßt, deren Durchquerung von Afrika von der West- nach der Ostküste vor einigen Monaten so viel von sich reden machte. Bei dem bekannten abenteuerlichen und energischen Charakter Serpa Pinto's war man darauf gefaßt, daß er den Nyassa überschreiten und im Westen wieder zum Vorschein kommen würde. Er ist aber zweimal durch Krankheit aufgehalten worden und hat darauf verzichten müssen, die von ihm befehligte Expedition über den Medo hinaus zu begleiten. Sein Stellvertreter und Begleiter, der portugiesische Seeoffizier Cardoso, hat seine Reise nach dem Nyassa fortgesetzt. Die von ihm gemachten Beobachtungen sollen von einem großen geographischen und wissenschaftlichen Interesse sein. Auch vom rein portugiesischen Gesichtspunkte aus soll die Expedition günstige Ergebnisse geliefert haben und die portugiesische Oberherrschaft von mehreren Häuptlingen jener Region anerkannt worden sein. Ueber die Expedition selbst ist noch nicht viel bekannt; man weiß nur, daß dieselbe, nachdem sie Medo verlassen hatte, durch Netarica gekommen ist und die Becken des Lianda, des Massala und ihrer bedeutendsten Nebenflüsse erforscht und dann das Südende

des Nyassa-See's erreicht hat. Die portugiesische Flagge ist in Qui Nazia, am Gestade des Nyassa aufgehißt und die portugiesische Oberherrschaft unter großen Festlichkeiten proklamiert worden. Soviel meldet das „Journal des Débats“.

Kleinere Mitteilungen.

Neuigkeiten vom oberen Kongo.

Die Herren Coquilhat, Dubois und Dhanis sind am 22. Juni in Leopoldville angekommen; sie gedachten sich daselbst am 15. Juli auf dem „Stanley“ nach der Station Bangala einzuschiffen in Gesellschaft der Kapitäne Bove und Fabrello von der italienischen und des Dr. v. Schwerin von der schwedischen Mission.

G. g.

Man meldet von Rom aus der „Gazetta del popolo“ in Turin: Der Lieutenant Bove ist nach dem Innern des Kongo abgegangen. Der Piemontese Naretti, welcher seit 22 Jahren in Abessinien am Hofe des Negus lebte, befindet sich gegenwärtig auf der Reise nach Italien, wo er sich definitiv zu etablieren gedenkt. Nach seiner Ausschiffung wird er nach Rom kommen, um mit dem Minister des Auswärtigen zu konferieren, und dann nach Piemont gehen. Herr Naretti wird von seiner Gattin Teresa begleitet, einer nach der Aussage aller Reisenden sehr intelligenten Abessinierin.

Berlin, 17. August. Der Deutsche Kolonialverein hat zwei Delegierte nach Ostafrika abgeschickt, um von dem jüngst den Gebrüdern Denhardt abgekauften Witu-Distrikt Besitz zu ergreifen.

Das „Journal de Bruges“ teilt einen Brief vom Kongo mit, dem wir folgende Notiz entnehmen: „Herr und Frau Balcke sind am jüngstvergangenen 28. Juni in vollkommener Gesundheit am Kongo angekommen und haben Boma zum Wohnorte gewählt, woselbst sie in diesem Augenblick schon von ihrer prächtigen Wohnung Besitz ergriffen haben müssen. Ihr Haus ist ganz aus Eisen erbaut und verschafft alle Vorteile, um vor der starken Hitze vollkommen geschützt zu sein. Dieses Haus, das erste eiserne am Kongo, scheint ein Meisterwerk in seiner Art zu sein, und macht ebenso seinem Besitzer Ehre, von welchem die Idee dazu herrührt, wie der Gesellschaft Cockerill, welche die Ausführung desselben besorgt hat. Dieses Haus wird nicht allein alles mögliche Behagen verschaffen, sondern auch seine Lage nichts zu wünschen übrig lassen. Es steht mit seinen zahlreichen Dependenzen auf einer Anhöhe, inmitten von riesigen Palmen und den seltensten Gewächsen, wie sie nur dieser Teil von Afrika liefern kann, und wird die herrlichste Aussicht bieten, welche man nur sehen kann. Boma ist die gesündeste und angenehmste Gegend am Kongo, und ist sowohl in kommerzieller wie in administrativer Beziehung ein äußerst wichtiger Punkt geworden. Man trifft daselbst Faktoreien der großen holländischen, französischen und portugiesischen Handelshäuser, und Boma ist erst vor kurzem zur Hauptstadt des unabhängigen Kongostaates erwählt worden; es ist daher nicht zu verwundern, daß die Bevölkerung von Europäern daselbst schon jetzt eine ziemlich große ist. Die Natur unterscheidet sich nur sehr wenig von derjenigen, welche man in Belgien hat. Man verspeist dort viel frisches Fleisch; Butter und Eier lassen nichts zu wünschen übrig, und Gemüse und Früchte sind dort vorzüglich.

G. g.

Lieutenant Wißmann ist in Luluaburg angekommen; er organisierte dort nach den neuesten Nachrichten seine Expedition, und bereitete sich darauf vor, sich in die unbekannten Regionen des Ostens zu begeben.

* Das Aussterben der Bison oder Buffalo,

welches angesichts der schonungslosen Ausrottung dieses Tieres während des letzten Jahrzehnts von allen Einsichtsvollen als nahe bevorstehend prophezeit wurde, erscheint nun auch der Regierung der Vereinigten Staaten so unausbleiblich, daß sie verschiedene schüchterne Versuche macht, den Zeitpunkt dieses Aussterbens noch hinauszuschieben und diese stattlichen Tiere auf künstlichem Wege noch zu erhalten. Nachdem man den Massenmord der schon bedeutend dezimierten wilden Büffelheerden der Prärien mit unverzeihlicher Gleichgültigkeit und Fahrlässigkeit in dem jüngsten Jahrzehnt zugelassen, um das arbeitsscheue und rohe Gesindel des Westens nicht in der Ausübung seiner negativen und destruktiven Thatkraft zu hindern, nachdem man sich prinzipiell im Kongreß gesträubt hat, ein allgemeines Jagdgesetz für die ganze Union mit geeigneten Schonzeiten zu erlassen, und nachdem man die strenge Geltendmachung der Jagdgesetze der Einzelstaaten längst unterlassen hat, sieht man sich nun genötigt, Repressivmaßregeln gegen eingerissene Mißbräuche und Palliativmaßregeln gegen die Fortdauer der Aas- und Topfjägerei zu ergreifen, obwohl man von der wahrscheinlichen Nutzlosigkeit derselben beinahe überzeugt ist. Thatsächlich sind der Bison, der Biber und der wilde Truthahn bereits dem Aussterben nahe, und man hat, um diese drei Typen der nordamerikanischen Tierwelt wenigstens in einem kleinen Stamme zu erhalten, den Versuch gemacht, sie in dem sog. Nationalpark des Yellowstone-Gebietes, wo alle Jagd verboten ist, fortzupflanzen. Thatsache ist, daß in dem ganzen Montana außerhalb des Nationalparks dermalen keine 150 Büffel mehr existieren und daß selbst diesen der Tod von Seiten der weißen und der farbigen Jäger geschworen ist; daß der Wildstand an Büffeln im Nationalpark sich im ganzen nur auf 250—300 Stück belaufen mag, und daß selbst diese gefährdet sind, indem notorisch weiße und farbige Jäger fortwährend die Grenzen des Nationalparks lauernd umlagern und jeden Büffel niederknallen, welcher die Grenzen überschreitet. Möglich ist es ferner, daß über kurz oder lang einmal ein Stampede unter den Büffeln des Nationalparks am Yellowstone eintreten und diese Tiere veranlassen kann, das bisherige Hegegebiet zu verlassen, in welchem Fall nur wenige mit dem Leben davon kommen dürften. Thatsache ist ferner, daß, während man im fernen Westen vor wenigen Jahren noch ein ganzes Büffelfell von den Aasjägern um einen Dollar kaufen konnte, die Ausstopfer in Dakota und Montana nun für die zum Ausstopfen geeignete Haut samt Schädel eines der viel begehrten Büffel gern fünfzig Dollars bezahlen, woraus man entnehmen kann, wie selten die Büffel dort, wo sie einst so massenhaft vorkamen, geworden sind, und die Ausstopfer daran verzweifeln, sich dieses wertvolle und erwünschte Material fernerhin noch verschaffen zu können.

Es ist bereits so weit gekommen, daß das Nationalmuseum der Vereinigten Staaten seinen ersten Präparator W. T. Hornaday jüngst auf eine Jagdtour durch den fernen Westen ausgesandt hat, um noch eine Anzahl Specimina vom Büffel zu bekommen, bevor dieses Tier im Bereich der Vereinigten Staaten ausgestorben ist. Herr Hornaday hat auf diese Fahrt als Gehülfen und Begleiter den Assistenten des Museums, Herrn A. H. Forney, mitgenommen. Laut Nachrichten von Anfang Juni hat die Gesellschaft am 12. Mai Miles City in Montana erreicht und erfahren, daß kurz zuvor einige Crow-Indianer am Mussel-shell-River vier Büffel erlegt haben sollen. Herr Hornaday und seine Gefährten wurden von dem kommandierenden Offizier in Fort Krogh freundlich aufgenommen und mit einem Wagen, einem Gespann von sechs Maultieren, einem Fuhrmann und einer Geleitsmannschaft versehen, um dann zu Miles City über den Yellowstone zu setzen und das Land nach allen Richtungen hin zu durchstreifen, wo sich nur irgend die Möglichkeit zeigen dürfte, auf die noch in Montana

vorhandenen Rudel wilder Büffel zu stoßen; Herr Hornaday beabsichtigt sogar, in das südwestliche Dakota hinüber zu streifen, eine unabsehbare, ebene, baumlose Prärie, worin noch ein Rudel von zehn bis zwölf Stück wilder Büffel hausen soll, an deren Erlegung aber Herr Hornaday selbst einigermaßen zweifelt.

Gegenüber diesem Versuch, die letzten Büffel zu erlegen, fällt ein Prospekt zur Gründung einer Gesellschaft für Büffelzucht im Nordwesten ins Gewicht, welcher erst vor kurzem ausgegeben worden ist. Bekanntlich sind schon mehrfach erfolgreiche Versuche gemacht worden, Bisons zu zähmen und fortzupflanzen. Der erwähnte Prospekt erzählt nun, Herr S. L. Bedson, der Direktor des Zuchthauses in Manitoba, sei vor einigen Jahren in den Besitz von einem jungen Büffelstier und vier Färsen oder weiblichen Kälbern gekommen, welche sich so vermehrten, daß er nun eine Heerde von 18 Bullen, 25 Kühen und 18 Kälbern, lauter Vollblut, besitze; sein Versuch, die Büffel mit gewöhnlichem einheimischen Rindvieh zu kreuzen, habe ergeben, daß das Halbblut im hohen Grade die charakteristischen Merkmale des Vollblutes besitze und sich nur in der Farbe davon unterscheide, was um der Neuheit willen die Häute nur um so wertvoller mache; ferner, daß wenn man den Vollblutbullen in verständiger Weise mit den Halbblut-Kühen kreuze, man eine Dreiviertelblut-Rasse bekomme, welche dem Bison vollkommen gleiche und ihm an Kopf und Fell vollkommen ähnlich, wo nicht überlegen sei. Der Plan der Unternehmer der Aktiengesellschaft geht nun dahin, außer der Zucht einer absoluten Vollblutrasse von Bisons durch Kreuzung mit auserlesenem einheimischem (canadischem) oder eingeführtem schottischem Rindvieh einen Halbblutschlag zu erzielen, welcher der Nachfrage nach einem vollkommenen Büffelkopf genügen, ein in jeder Hinsicht der besten auf dem Markte befindlichen ähnliche wo nicht überlegene Decke und ein Fleisch liefern würde, welches den wildpretartigen Geschmack und die nährenden Eigenschaften des reinen Büffelschlages der Plains besitzen würde. Die drei hervorragenden Eigenschaften des neuen Schlages sollen also sein edler Kopf, seine pelzartige Haut und sein delikates Fleisch sein. Abgesehen von dem volkswirtschaftlichen Zwecke einer derartigen Zucht kann man es aus naturgeschichtlichen Gründen nur mit der aufrichtigsten Freude begrüßen, wenn es gelingt, den prächtigen stattlichen Bison, diesen Urochsen der westlichen Erdhälfte, durch künstliche Zucht fortzupflanzen und vielleicht sogar noch zu vervollkommnen, jedenfalls aber am Leben zu erhalten. r.

Litteratur.

* Deutsche Encyklopädie. Ein neues Universallexikon für alle Gebiete des Wissens. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1886. 12. bis 14. Lieferung. — Mit diesen drei Lieferungen ist der erste Band dieses gehaltvollen, auf acht Bände berechneten Werkes vollständig, und wir können uns nun erst recht vollständig von dem Werte und der ungemein praktischen Richtung dieser Encyklopädie überzeugen, welche mit Erfolg den Wettbewerb mit den verschiedenen vorhandenen Konversationslexicis zu bestehen berufen ist. Wir überzeugen uns zunächst von der Klarheit und dem Verdienst des aufgestellten Planes, von der sorgfältigen Redaktion, dem Gehalte der einzelnen, aus der Feder bewährter Fachmänner hervorgegangenen monographischen Artikel und müssen dankbar die bei bündiger Kürze und Uebersichtlichkeit erstrebte Reichhaltigkeit des gebotenen Inhalts und die gediegene und zugleich ökonomische Ausstattung bei vollkommener Leserlichkeit des Druckes anerkennen. Das Werk leistet in der That alles, was man von einer Encyklopädie zu verlangen berechtigt ist, gibt über alle Gebiete des Wissens erschöpfende Auskunft und behandelt alle Disziplinen der Wissenschaft nach deren neuestem Standpunkt. Dadurch gelingt es den Herausgebern, an Reichhaltigkeit die vorhandenen Konversations- und Universal-Lexika in gedrängterem Umfang an Vollständigkeit und Gründlichkeit nicht nur zu erreichen, sondern an praktischer Lehrhaftigkeit teilweise noch zu übertreffen und durch die größere Gedrungenheit des Inhalts und den wohlfeileren Preis die „Macht" des Wissens in immer weitere Kreise hineinzutragen. Durch diese Selbständigkeit der Tendenz vermeidet es den Vorwurf der Nachahmung und bekundet sich als ein wohldurchdachtes, zeitgemäßes und echt populäres Unternehmen, das eine Ehre für deutsche Gelehrsamkeit und deutschen Buchhandel und einer gesicherten Zukunft würdig ist und das allen berechtigten Ansprüchen unserer Zeit entspricht und ein Bürgerrecht in jeder gebildeten und strebsamen Familie verdient. Es gereicht uns zum Vergnügen und ist uns eine angenehme Pflicht, das Werk aufs Wärmste zu empfehlen und über sein weiteres Erscheinen eingehend zu berichten.

* Schwalbe, B.: Ueber Eishöhlen und Eislöcher nebst einigen Bemerkungen über Ventarolen und niedrige Bodentemperaturen. Berlin, H. Gärtner's Verlagsbuchhandlung (H. Heyfelder), 1886. — Diese Festschrift zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Dorotheenstädtischen Real-Gymnasiums zu Berlin behandelt in klarer, lehrreicher und ansprechender Weise ein wichtiges und interessantes Kapitel aus der Geologie und physikalischen Geographie, aus welchem Jünger und Meister manches Neue und Wissenswürdige auf Grund eigener umfassender Beobachtungen erfahren werden. r.

* Strnadt, Julius: Die Geburt des Landes ob der Ens. Eine rechtshistorische Untersuchung über die Devolution des Landes ob der Ens an Oesterreich. Linz, Ebenhöch'sche Buchhandlung, 1886. — Der oberösterreichische Bezirk des Landes ob der Ens hat niemals eine selbständige Existenz geführt, sondern häufig die Herren gewechselt, bevor er definitiv und bleibend an Oesterreich kam. Wie dies geschah, erzählt uns in historischem Geist die vorliegende, von warmem Patriotismus durchwehte Schrift, ein dankenswerter Beitrag zur historischen Geographie, zur politischen und Rechts-Geschichte. Die beiden ersten Abschnitte des Buches schildern und begründen die Entwickelung der Territorialzustände des Landes von der Zeit der Karolinger bis zum Jahre 1156; der dritte Abschnitt prüft kritisch die Berichte der Annalen, welche die Vergrößerung Oesterreichs durch das Gebiet ob der Ens melden, und der vierte weist aus echten Urkunden und der österreichischen Rechtsgeschichte den Zeitpunkt der Ablösung dieses Gebietes von Bayern und seiner Umwandlung in eine eigene Provinz nach. Eine fleißige und geschickte Arbeit des k. k. Bezirksrichters Strnadt in Kremsmünster, von sorglicher und kundiger Quellenbenützung zeugend. r.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 42. | Stuttgart, 18. Oktober. | 1886.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Zur Kenntnis des Herero-Landes.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

Das Gebiet östlich von der Walfisch-Bay bis zur Wasserscheide des Nosob und Tsoachaub (Swachaub) jenseit Okahandya ist ein verschüttetes Gebirgsland. Seine Unebenheiten liegen unter Schuttmassen, vorzugsweise Grus und Sand, verborgen. Es gleicht einer ungeheuren Strandfläche, deren loses Material, während das Meer langsam und stetig zurückwich, von der Brandung eingeebnet wurde. Durch den Mangel an Niederschlägen und fließenden Gewässern wird die Denudation in hohem Grade verlangsamt und das Verbleiben der älteren wie das Ansammeln der jüngeren Verwitterungsprodukte begünstigt. Mehr oder minder gleichmäßig ausgebreitet, bedecken sie den größten Teil des Gebietes und steigen ostwärts allmählich bis zu einer Höhe von rund 1500 m. an. Namentlich in den nahezu regenlosen westlichen Strichen finden sich ausgedehnte und überraschend ebenmäßige vegetationslose Flächen.

Aus den lockeren Massen ragen vereinzelt Spitzen und Kuppen, aber auch Berge und ganze Bergzüge hervor. Letztere dürften in den seltensten Fällen (und nur im Innern) eine absolute Höhe von 2000 m. und darüber erreichen. Wirklich gebirgig zu nennende Gegenden, also solche, wo dichtgedrängte Erhebungen nicht derartig im Schutt erstickt sind, daß sie einzeln in beliebiger Richtung umfahren werden können, finden sich am oberen Kuisib, und zwar nordwärts bis nahe an den Tsoachaub heranreichend, und nochmals weiter westlich zwischen Tsoachaub und Kan, wo der mächtige, flach domförmige Otjipatera (Etusi) die nordöstliche, weithin sichtbare Landmarke bildet.

Die jetzigen Flußbetten, gelegentlich einmal die Regenwässer ableitende Rinnen, und Wadis gleichzuachten, verlaufen im Oberland vorwiegend kaum merkbar eingeschnitten und unverhältnismäßig breit, im flachen, von beiden Seiten sich allmählich abdachenden Gelände. Sie durchziehen das Gebiet wie ein riesiges Geäder von nackten Sandstreifen. In westlicher Richtung vertiefen sie sich und sind in manchen Teilen 50—200 m. eingeschnitten. So haben sie in den Hochflächen versenkte kleine Gebirgswellen, schroff gegliederte und nur an wenigen Stellen zu durchmessende Felseneinöden blosgelegt.

Die Höhenlagen einiger der hauptsächlichsten Züge des Gebietes, der Flächen und Flüsse, sind nach meinen Messungen die folgenden:

Die Wüste Namib (nicht Naarip, Narriep ꝛc.) steigt von Walfisch-Bay in nordöstlicher Richtung ziemlich gleichmäßig bis zum Einschnitt des Tsoachaub an, wo sie an den Oertlichkeiten Heikamchab 350, Usab 400, Davieib 570 m. Höhe erreicht. Jenseit Heikamchab beginnt die Fläche in 400 m. Höhe und erhebt sich in nordöstlicher Richtung (westlich vom Kan) bis zu 1100 m. in der Breite von Usikos (Okanduu). Ostwärts von diesem Wasserplatz am Kan setzt sich die Hochfläche in 900 m. Höhe fort, erreicht zu Karibib 1100 m. und von dort in südlicher Richtung um Okongava 1200 m. Höhe. Dann senkt sich das Land bis 1070 m. am sogenannten „Thor"

des Weges nach Otyimbingue, und südlich desselben folgt die weite Abdachung zum Tsoachaub, dessen Bett bei Otyimbingue 880 m. Höhe besitzt. Die Kirche dieses Platzes liegt rund 900 m. hoch.

Ostwärts von Otyimbingue erreicht das unregelmäßige felsenreiche Hochland um Kamugeu wiederum 1200 m. Höhe. Die heißen Quellen zu Otyikango katiti (Klein-Barmen) und die zu Otyikango (Neu-Barmen) liegen 1100 m. hoch. Zwischen Otyikango und Osona steigt das Land zu 1140 m. an. Die Kirche zu Okahandya liegt in 1160 und der Gipfel des Kaiser Wilhelm-Berges daselbst in 1306 m. Höhe.

Das Bett des Tsoachaub und seines nördlichen Armes zeigt folgende Höhen:

Okahandya	1150 m.	Horebis	600 m.
Otyikango	1080	Salem	520
Otyimbingue	880	Reed	490
Anawood	760	Heikamchab	200

Das Bett des Kan liegt bei Usikos (Okanduu) 800 m. hoch, fällt also auf der kurzen Strecke bis zum Eintritt in den Tsoachaub-Einschnitt oberhalb Heikamchab um 600 m. Die Böden beider Abflußrinnen (eingeebnete Sandmassen) verlaufen trotz des starken Falles (Tsoachaub 1 : 300, Kan 1 : 200) so durchaus gleichmäßig, daß sie die besten Straßen des Gebietes sein würden, wenn nicht der tiefe Sand den schweren Wagen zu hinderlich wäre.

Die Gesteine[1] des Gebietes gehören mit unwesentlichen Ausnahmen der archäischen Formationsgruppe an. Gneiße, die vielfach in Lagergranit übergehen, herrschen vor; in manchen binnenwärts auftretenden Schichten derselben finden sich zahllose riesige Turmaline. Mit den Gneißen wechsellagern allenthalben in bedeutender Mächtigkeit Glimmerschiefer, die teils reich an Granaten sind, teils schöne Staurolithe in großer Menge enthalten. In der Westhälfte des Gebietes bilden ferner ausgezeichnete weiße krystallinische Kalke sowohl schroffe Einzelberge wie Bergzüge und erscheinen nochmals weiter östlich in Schichten von geringer Mächtigkeit (1—5 m.) den Gneißen eingelagert.

Die Schichten der Urgesteine streichen Süd-Nord oder in Richtungen, welche bis zu 45° nach Ost und West abweichen, und sind vorherrschend steil aufgerichtet mit einer Neigung nach Westen. Allenthalben, besonders aber im westlichen Teile des Gebietes, werden sie in ververschiedenen Richtungen von Basaltgängen durchsetzt, die größtenteils nur 0.30—1.50 m. mächtig sind. Kupfererze, die teilweise auch guten Silbergehalt besitzen, treten vielfach in Gängen und Nestern zu Tage. Auch Zinn, sowie besonders reiche Wolframerze kommen vor, vereinzelt auch etwas Graphit. Gold ist nicht in beachtenswerter Menge gefunden.

[1] Wie alle früheren sind auch diese Handstücke Herrn Prof. Zirkel für die mineralogische Sammlung zu Leipzig übergeben worden. Herr Dr. Wulf war so freundlich, die Bearbeitung derselben zu übernehmen.

An manchen Oertlichkeiten, in Einsenkungen wie auf Hochflächen, finden sich dichte graue Kalke, und zwar in Gestalt großer flacher Nester oder Krusten, die zerklüftet und zerfallen im Grus eingebettet ruhen oder in Trümmern über demselben verstreut liegen. Vermutlich bildeten sie sich am Grunde von Wasseransammlungen, die später einen Abfluß fanden. Bei Otyimbingue lagern sie auch als kaum noch erkennbare Kappen auf einigen niedrigen, wallähnlich sich in der geneigten Ebene hinziehenden Erhebungen von Gneiß und Lagergranit. In größter Ausdehnung und Mächtigkeit stehen sie an unmittelbar östlich vom Kan-Fluß bis jenseit Karibib, auf der Hochfläche, die zwischen dem Otyipatera und Erongo ostwärts zieht. In nördlichen Gebieten sollen sie allenthalben nicht minder mächtig anstehen, während sie im Ngami-Gebiet und der Kalahari eine nur oberflächlich bedeckte Schicht zu bilden scheinen, die darum wichtig ist, weil sie Wasser führt, das eingedrungene Regenwasser längere Zeit bewahrt.

Lateritboden findet sich auf der Hochfläche von Karibib, stellenweise auch um Kamugeu, Osona und Okahandya, und dort sind auch allenthalben Termitenbauten, die den Grus- und Sandgebieten fehlen, zu beobachten. Die weiten Hochflächen der östlichen Wasserscheide, der Omaheke, wie auch die des Kaokofeldes im Norden und Nordwesten, dürften nach allen Berichten durchaus Lateritboden besitzen. Schwemmland findet sich nur an den Abflußrinnen in einzelnen Partien, am Tsoachaub von vorwiegend 1 bis 10 Hekt. sehr selten 20 bis 50 Hekt. Flächeninhalt verstreut, und zwar in Gestalt schmaler Uferleisten.

Außerhalb des hier beschriebenen Gebietes, etwa 1.5 Breitengrade nördlich von Okahandya, ruht auf dem Urgestein eine gewaltige, steil nach Süden abstürzende Sandsteinmasse. Dort treten nie versiegende Quellen zu Tage, deren reichste Otyosondyupa genannt wird. Darum trägt jene Erhebung den Namen Waterberg. Auf den Karten ist sie nach einer der Quellen als Omuverume bezeichnet. Dem Waterberg ähnliche Sandsteinvorkommnisse sind sowohl im übrigen Norden als auch südwärts in den Namaländern und im Kaplande bekannt. Vielleicht stimmen sie mit dem karbonischen Sandstein des Tafelberges überein. Die inselgleichen Massen dürfen als Reste einer mächtigen Decke von Sedimentgestein, die der Abrasion widerstanden, angesehen werden.

Die bereits erwähnten, aus dem Schutt ragenden Spitzen, „Kopjes", bestehen in der Regel aus Gneiß oder Glimmerschiefer, die Kuppen, „Platte Klippen", aus Lagergranit. Die kleineren, manchmal nur wenige Meter hohen Kopjes sind größtenteils zerklüftet und bilden ein wüstes Haufwerk von Blöcken und Schollen. Die Platten Klippen jeder Größe heben sich dagegen wie trocken gewordene Schlammhaufen über die Flächen und zeigen gewöhnlich eine konzentrisch schalige Plattenabsonderung. Fast alle sind überraschend ebenmäßig gerundet und manche so steil, daß sie kaum zu ersteigen sind.

Das Gefüge der anstehenden Gesteine löst sich hauptsächlich vermöge der bei vorherrschend wolkenlosem Himmel außerordentlich starken Insolation und nächtlichen Ausstrahlung. In den windstillen Morgenstunden ist an besonnten Stellen, namentlich an ziemlich feinkörnigem, schalig sich absondernbem Lagergranit deutlich das leise Knistern, Klingen und Klirren zu hören, welches das Abspringen und Fallen der Schuppen und Brocken begleitet.

In ganz außerordentlicher Weise tragen auch die von heftigen Winden mitgeführten Sande zu der Zerstörung und Ausgestaltung der Felsen bei. In manche günstig gelegene Partien, besonders von feinkörnigem Lagergranit, haben sie zahllose kleine Löcher und Eindrücke gebohrt, als ob harte Gewehrkugeln eingeschlagen oder Bohrmuscheln gearbeitet hätten. Diese sind zu größeren, etwa einen Menschen fassenden Höhlungen erweitert, die galerieähnlich in Felswänden liegen und, durch dünne Zwischenwände sowie Säulchen geteilt, zuweilen metertief ausgeblasen sind. Manche Felsmauern sind vollständig durchbohrt, andere bereits zusammengestürzt, noch andere zeigen in Stockwerken über einander liegende Galerien, die entstanden, je nachdem Sandwehen angehäuft oder abgeräumt oder vorliegende Gesteinsriegel zerstört wurden. Die interessantesten dieser Gebilde habe ich am Tsoachaub einige Hundert Meter südlich von den am Ausspannplatz zu Reed errichteten Steinpyramiden gefunden.

Auf gleiche Weise entstandene Schliff-Flächen kommen nicht vor, weil infolge der schnellen und bedeutenden Temperaturwechsel die Oberflächen der Gesteine, mit Ausnahme von umherliegenden Stücken von Lydit, Basalt und Quarz, schneller rauh werden, als Wind und Sand sie glätten können. Nur am krystallinischen Kalk zeigen sich hin und wieder undeutliche Furchen; sie gehören jedoch den westlichen Teilen des Gebietes an, wo ein ganz abweichendes Klima herrscht. Im oberen Lande finden sich Schliffe, die recht wohl für Gletscherschliffe gehalten werden könnten, wenn nicht die zahllosen staubbedeckten Rinder der Herero tagtäglich ihre Entstehung veranschaulichten.

Dünen gibt es nur im Küstengebiete. Sie wandern vor den überwiegenden und starken Süd- bis Südwestwinden nordwärts. Breit hingelagert, haben sie den Sandwichhafen vom Hinterlande abgeschnitten und dem Kuisib den nächsten Weg nach dem Meere verlegt. Seit Menschengedenken haben sie auch den Verkehr zwischen der Walfisch-Bay, dem letzten Eingangsthor, und dem Innern zunehmend erschwert. Ein alter im Jahre 1882 gestorbener Hottentott will in seiner Jugend diesen Weg noch frei von Dünen gekannt haben. Galton sowohl wie Andersson, die 1850 und 1851 ihn hin und zurück verfolgten, können ihn, ihrer Schilderung nach, noch nicht so schwierig gefunden haben, wie er jetzt ist. Zu jener Zeit hatte der Kuisib seit Jahren kein Wasser gehabt und brach erst 1852 wieder einmal durch die Dünen bis in das Meer. Im Jahre 1884 betrug die Höhe der niedrigsten, aus lockerstem Flugsande bestehenden Dünen, die sich seit dem letzten Durchbruch des Kuisib (1880) angehäuft hatten und überfahren werden mußten, 7 und 10 m.

Da nach allen Ueberlieferungen das Land ehedem viel mehr Niederschläge erhalten hat, weit wasserreicher gewesen ist und der Kuisib viel öfter als gegenwärtig bis in das Meer geflossen sein soll, wird er dabei regelmäßig bedeutende Sandmassen hinausgeräumt und somit das Vorrücken der Dünen nach Norden verhindert oder doch verlangsamt haben. Er hätte demnach die Rolle gespielt, die jetzt dem nördlich von der Walfisch-Bay mün denden und fast in jedem Jahre einmal das Meer erreichenden Tsoachaub zugefallen ist.

Die Nehrungen der beiden Meereseinschnitte Sandwich-Hafen und Walfisch-Bay wachsen langsam, aber stetig in nördlicher Richtung unter der Einwirkung der von Südwesten anlaufenden und die Sande am Strande entlang befördernden Brandung. Ebenso versanden allmählich die südlichen Teile der Bayen durch die vom Winde hineingefegten Staubmassen. Sie werden in so bedeutender Menge mitgeführt, daß die Anwohner der Walfisch-Bay bei starkem Winde vor ihren Behausungen Sand schaufeln müssen, etwa so wie anderswo Schneewehen beseitigt werden.

Im Innern finden sich stellenweise wohl auch Sandwehen, namentlich in und an den breiten sandigen Wasserrinnen, wie auf strauchlosen, gänzlich abgeweideten Strecken. Aber sie bleiben bedeutungslos, werden wieder ausgeglichen und wandern nicht über das Land. Die kümmerliche Vegetation der Flächen genügt immerhin, eine gleichmäßige Ausbreitung der Staubmassen zu bewirken, und zwar derartig, daß jeder Busch und jede Staude ein Sandhäufchen beschirmt.

In bedeutendem Maße tragen die Tiere zur Einebnung vieler Landesteile bei. Wenn die Trockenheit zunimmt, werden die Heerden des Weideviehs immer zahlreicher an den letzten der spärlich verteilten Wasserplätze zusammengezogen. Tausende und Zehntausende von Groß- und Kleinvieh überlaufen dann tagtäglich wochen- und monatelang stundenweit die umliegenden Gelände. Durch zahllose Huftritte wird der Boden zermürbt und liefert ungeheure Staubmassen, zugleich werden aber auch alle Unebenheiten niedergetreten und verwischt. Die geneigten Flächen müßten von unzähligen Regenrissen durchfurcht sein, wenn diese nicht immer wieder unter den Hufen des umherschweifenden Viehes verschwänden und wenn nicht den folgenden Regenwässern immer neue Abläufe dadurch gewiesen würden, daß namentlich von und zur Tränke gehende Rinderheerden sich in langen Reihen ordnen und, hintereinander schreitend, stets neue Pfade austreten. Ferner verhindert die Staubdecke in ganz überraschender Weise das Durchdringen der kurzen schweren Regengüsse in tiefere Schichten.

Die weiten, nach dem Tsoachaub abgedachten Flächen

um Otyimbingue und die weniger geneigten um Okahandya verdanken ihre beständige Ebenmäßigkeit vor allem der Thätigkeit des Weideviehs. Die zwischen Karibib, dem Otyipatera und dem Erongo liegenden, wohin seit Jahren der raublustigen Hottentotten wegen keine Heerden mehr getrieben werden können, sind jetzt bereits derartig von Regenrissen durchschnitten, daß sie ihren früheren Charakter einbüßen und bald jenen Landstrichen ähneln werden, die wasserlos sind und darum nicht als Weideplätze dienen. In früherer Zeit, als noch ungezählte Heerden von Wild das Gebiet durchschweiften, müssen auch diese zur Ausgestaltung des Landes beigetragen haben.

Leichte Erdbeben ereignen sich im oberen Lande, wo heiße Quellen auftreten, nicht gerade selten, fallen aber mehr durch unterirdisches Getöse als durch fühlbare Erschütterung des Bodens auf. Das stärkste, dessen man sich entsinnt, fand im August 1881 statt, wobei das Brunnenloch der Missionsstation zu Otyikango einstürzte.

Auf vulkanische Ursachen ist auch das mehrmals beobachtete massenhafte Sterben von Fischen in der Walfisch-Bay und deren nächsten Umgebung zurückzuführen. Andersson gibt die früheste Kunde darüber. Er sah Anfang Dezember 1851 die ganze Oberfläche der weiten Bay mit toten Fischen bedeckt, von den kleinsten bis zu den größten, mächtige Haie eingeschlossen. So dichtgedrängt lagen die Massen, daß ein kleines Boot nur mit Mühe zwischen ihnen fortbewegt werden konnte. Ein lebender Fisch schien überhaupt nicht mehr vorhanden zu sein.

In jüngster Zeit ist die nämliche Erscheinung wiederholt beobachtet worden. Augenzeugen machten mir darüber folgende Mitteilungen. Am 21. Dezember 1880 gewahrte man auffällige dunkelrosa Streifen im Wasser der Bay. Nächsten Tages begann ein erschreckendes Sterben der Fische, erst der kleinen, dann der großen. Nach einiger Zeit lagen Millionen derselben so dicht geschichtet an der Oberfläche der Bay, daß nirgends mehr das Wasser zu erblicken war. Sie wurden teils seewärts getrieben, teils ans Land geworfen. Es ist mir versichert worden, daß am Strande der Bay die Fischleichen in mannshohen Wällen gelegen haben. Obwohl die faulenden Massen die Luft derartig verpesteten, daß es über 50 Km. binnenwärts zu riechen war, und mit weißer Oelfarbe gestrichene Teile der Behausungen an der Bay sich schwarz färbten, haben die Anwohner keinen Schaden an ihrer Gesundheit erlitten.

Wiederum zur Weihnachtszeit des nächsten Jahres wiederholte sich der Vorgang in etwas schwächerem Grade. Um Weihnachten 1883 wurden nochmals die roten Streifen im Wasser bemerkt, es trat jedoch kein Fischsterben ein. Die Umgebung der Bay habe ich mit Fischskeletten noch förmlich gepflastert gefunden. Die Erscheinung blieb stets auf Walfisch-Bai beschränkt. In Sandwich-Hafen wurde sie gar nicht wahrgenommen, obwohl dort Fischer vom Kaplande regelrecht dem Fange obliegen. Irgend ein Getöse, Aufwallen des Wassers &c. ist nicht beobachtet worden. Auf den älteren Strecken der ausgedehnten Nehrung finden sich allenthalben Kuchen und große Klumpen von Schwefel, der den Sand zusammengebacken hat. In der niedrigen Umgebung der Bay liegen dicht unter der Oberfläche schwarzgefärbte Sande, die einen starken Schwefelwasserstoff-Geruch verbreiten.[1]

Im Innern des Gebietes sprudeln eine Anzahl heißer Quellen. Mit anderen südlicheren liegen sie ungefähr auf einer Linie, welche, zu Omburo (am Bett des Omaruru-Flusses) beginnend, parallel mit der Küste bis zur Südspitze Afrika's läuft, wo östlich vom Kap die heißen Quellen von Caledon und nördlich von diesen die der Brandvley bei Worcester als Heilbäder benutzt werden.[2]

Die von mir besuchten heißen Quellen zu Otyikango katiti und Otyikango (Neu-Barmen), deren Wärme sehr wechseln soll, besaßen im September und Oktober 1884 eine Temperatur von 60—70° C. Sie zeigten nur geringe Gasentwickelung, verbreiteten jedoch einen deutlichen Geruch von Schwefelwasserstoff. Nach vorläufiger Analyse des mitgebrachten Wassers der letzteren enthält es viel schwefel- wie kohlensaures Natron, ferner reichlich Kali und Kochsalz, wenig Kalk. Rinder trinken das heiße Wasser gern, werden aber anfangs durch dasselbe stark abgeführt.

Diese Sprudel bilden die einzigen wirklichen Quellen des Gebietes. Selbst im ganzen Norden desselben bis zum Kunene sind nur noch die beständig fließenden kalten des Waterberges als gleichwertig bekannt. Ihre zu Tage tretenden Gewässer bilden kleine Tümpel oder rieseln bestenfalls einige Hundert Meter weit, bis sie sich verlieren. Das Geriesel der sehr starken Quelle Otyosondyupa am Waterberg soll sich eine Stunde weit erstrecken.

Alle übrigen Wasserplätze sind sozusagen oberflächliche und zufällige Wasseransammlungen, die in ihrer Ergiebigkeit nicht nur unmittelbar vom allgemeinen Ausfall der Regenzeiten, sondern sogar vom Zuge der einzelnen Gewitter abhängen, weil sie ihrer Lage zufolge vielfach nur aus eng begrenzten Gebieten Ersatz empfangen, wenn daselbst Regengüsse niedergehen.

So bilden sich in Einsenkungen Pfützen, Tümpel und Teiche (Vleys), die manchmal jahrelang Wasser halten, wenn ihre Umgebung wiederholt hinreichend beregnet wird aber austrocknen, wenn dies nicht stattfindet. In Vertiefungen mancher Platten-Klippen bleibt während und nach der Regenzeit ebenfalls Wasser, bis es verdunstet oder von Tieren ausgetrunken ist. Es hält sich ferner an verschiedenen Orten in den Ablagerungen der dichten grauen

[1] Bemerkenswert ist die Ansicht eines seit langem im Lande und an der Bay lebenden Engländers (Mr. C. Wilmer), eines guten Beobachters, welcher das Fischsterben, das stets um die nämliche Jahreszeit stattgefunden hat, auf die massenhafte Entwickelung einer roten Alge zurückführt.

[2] Nördlich von den Quellen des Hererolandes scheint sich erst wieder in weiter Ferne eine heiße Quelle zu finden, und zwar in Benguela, östlich von Novo Redondo bei Dongo aus Gneiß sprudelnd. Monteiro: „Angola and the River Congo." II. p. 162.

Kalke, wo es aus Klüften hervortritt oder aus Löchern geschöpft werden oder, wie in der Omaheke, der Kalahari, durch Abräumen des deckenden Bodens vielfach in kleinen Mengen gesammelt werden kann. Hauptsächlich aber hält es sich im Sande der Flußbetten, wo es an manchen Stellen durch Felsriegel aufgestaut, teils nach guten Regenzeiten auf kurze Strecken zu Tage tritt, teils mittelst kunstlos für den augenblicklichen Bedarf ausgeworfener Löcher und Gruben erreicht werden kann. Diese Stellen sind die Siedelplätze des Gebietes.

Offene Wasserstellen, an welchen das Wasser zu Tage tritt, habe ich in dem ganzen Gebiet so wenige gefunden, daß sie leicht aufzuzählen sind. In Flußbetten nur im Tsoachaub zu Heikamchab, Usab, Otyimbingue und Okahandya. In Kalklöchern nur zu Usikos und Karibib. Der Vollständigkeit wegen wären noch die heißen Quellen zu Otyikango katiti und Otyikango zu erwähnen. Im übrigen hatten wir jedesmal, um uns versorgen und das Vieh tränken zu können, in den Sanden der Abflußrinnen 1 bis 4 m. tief zu graben, trafen aber auch dann nicht überall auf Wasser, obgleich wir ortskundige Leute bei uns hatten.

Alle Wasservorräte im Lande sind, vielleicht mit Ausnahme deren in der Omaheke, mehr oder minder brackisch und werden, wie es bei der außerordentlich starken Verdunstung nicht anders sein kann, thalwärts immer salzreicher. Allenthalben an Wasserplätzen effloreszieren Salze. Es ist daher unrichtig zu behaupten, die Herero lebten gänzlich ohne Salz, weil sie es nicht im Haushalt verwenden.

Der bei weitem größte Teil der Niederschläge geht dem mit spärlicher Vegetation bekleideten und stark abgedachten Lande sogleich wieder verloren. Weil aber selbst der aufgesaugte Rest nicht nur überraschend schnell verdunstet, sondern im Sande der Abflußrinnen auch stetig thalwärts wandert, müssen sich die Vorräte bald erschöpfen, wenn die Regen nicht in genügender Menge und Verteilung fallen. Bei andauernd ungünstigen Witterungsverhältnissen versagen allmählich die meisten Wasserplätze; in „großen Durstjahren" wie 1850, 1851, 1868, 1869, genügen auch die besten nicht mehr dem Bedarf, und die Gewässer treten nirgends mehr in den Abflußrinnen zu Tage. Dann müssen die Gruben 8 bis 10 m. tief ausgeworfen werden.

Gelinde, anhaltende Landregen würden bei der Beschaffenheit des Bodens am günstigsten wirken, treten aber im Jahrzehnt kaum einmal ein. Die mächtigen Gewittergüsse vermögen sie nicht zu ersetzen, kommen auch immer nur einzelnen Strichen zu Gute und verrauschen anfangs fast spurlos in den Abflußrinnen. Denn die vom Vieh zerstampften, sonnendurchglühten und staubtrockenen Flächen werden erst bei anhaltender Befeuchtung fähig, größere Wassermengen aufzusaugen. Auch für den stärksten Platzregen bilden die Staubmassen zunächst eine undurchdringliche Schicht, von der die Gewässer gewissermaßen abrollen. Nur so kann es geschehen, daß die Entladung von Gewittern sofort erstaunliche Wassermassen zu Thal sendet.

Das plötzliche sogenannte „Abkommen" der Flüsse und das rasche Verschwinden, namentlich auch Verdunsten der Gewässer ist aus der folgenden Beobachtung zu erkennen.

Am 21. und 22. Oktober 1884 entluden sich einige Wetter über der Wasserscheide des Tsoachaub und Nosob. Am 23. nachmittags 4 Uhr sahen wir zu Otyimbingue das Wasser im Flußbett herannahen, im großen etwa so wie Flüssigkeiten in Rinnsteinen von Städten. Kotig und dickflüssig von Staubmassen, Rindermist, Grasspreu, Blattwerk 2c. wälzte es sich zunächst über die tiefsten Stellen des Bettes, jedoch so schnell heran, daß übermütige Knaben sich nur im vollsten Laufe vor ihm halten konnten. Binnen einer Stunde strömte der Fluß an einer 220 m. breiten Stelle 1.0 bis 1.5 m. tief mit großer Gewalt bis zum nächsten Vormittag, fiel dann ein wenig, stieg aber Nachmittags nochmals zu größerer Höhe und ließ dann stetig nach, so daß am 26. Oktober der Kotstrom aufhörte und nächsten Tages das Bett trocken lag wie zuvor. Um festzustellen, wie weit die bedeutenden Wassermassen gelaufen waren, folgten wir dem Bett. Es fanden sich überall nur noch trockene geborstene Schlammlagen. Am 31. Okt. erreichten wir zwischen Horebis und Diepdal, 80 Km. Wegs unterhalb Otyimbingue das Ende der Spuren. Beim Eingraben an Stellen, über die das Wasser volle sechzig Stunden hingeflossen, ergab sich, daß die Sande nicht einmal einen Meter tief durchfeuchtet waren.

Wenn im Tsoachaub bei Otyimbingue im Jahre acht bis neun Wochen lang im ganzen Wasser fließt, so gilt dies schon für eine recht lange Zeit; während der übrigen zehn Monate liegt das Bett trocken. Unter solchen Umständen erreichen seine Gewässer mindestens einmal im Jahre das Meer. Manche Jahre läuft er nur ein paar Wochen oder blos wenige Tage; im großen Durstjahre 1868 blieb er gänzlich aus. Der Kuisib erreichte das Meer nur in den Jahren 1852, 1864, 1880 und 1885; im gegenwärtigen Jahre kamen seine Gewässer trotz starker Gewitter im Oberlande nur bis an die Dünen. Der Omaruru hält ungefähr die Mitte zwischen Tsoachaub und Kuisib. Nicht selten läuft ein Fluß über gewisse Strecken auch blos wenige Stunden, und dann erst wieder einmal nach Tagen, Wochen, Monaten.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Formosa.

Von Ernst Ruhstrat.

II.

Physikalisches.

Ein Blick auf eine Karte belehrt uns, daß Formosa ein Glied der großen, von den Sunda-Inseln bis nach

Kamtschatka sich erstreckenden Reihe von vulkanischen Inseln ist. In der That sind die Erhebungen Formosa's durchaus vulkanischer Natur, und es kann kein Zweifel obwalten, daß in früheren geologischen Perioden gewaltige Eruptionen stattgefunden haben. Ueberall in den Bergen trifft man auf verschlackte Lava, auch dort, wo keine Spur eines Kraters mehr zu entdecken ist, was auf große Umwälzungen hindeutet. Man hat in dem zugänglicheren Teile der Insel einige erloschene Krater gefunden, und die Vermutung, daß das wilde und zerklüftete Gebirge des Innern, welches Gipfel bis zu 13,000 e. Fuß Höhe hat, wie z. B. den Mount Morrison und den Mount Sylvia, noch andere enthalte, ist nicht unwahrscheinlich. Thätig sind jetzt keine der hohen Spitzen mehr, und mit Genauigkeit wird es kaum jemals festzustellen sein, wann zuletzt Eruptionen stattgefunden haben, falls sich erloschene Krater unter ihnen befinden. Denn die Insel ist erst 200 Jahre, und dies auch nur teilweise, im Besitz der Chinesen gewesen; während dieser ganzen Zeit haben sie mit den meisten der noch jetzt die Berge bewohnenden Stämme der Ureinwohner stets in wütender Fehde gelebt. Diese Ureinwohner, von denen später ausführlicher die Rede sein wird, sind ein völlig schrift- und geschichtloses Volk, welches nicht viele Angaben über Vergangenes wird machen können. Kein Europäer hat bisher die höchsten Gipfel bestiegen, und nur wenige Reisende sind überhaupt weit in das dichtbewaldete Innere vorgedrungen.

Die Erde erinnert hier noch häufig an die in ihrer Tiefe schlafenden unheimlichen Kräfte. Meistens geschieht es in Takao nur in Form eines leisen Pochens, aber von Zeit zu Zeit kommen auch recht starke Stöße vor. Es gibt kaum irgend eine andere Empfindung, die an Unbehaglichkeit mit derjenigen zu vergleichen wäre, welche selbst ein ziemlich unbedeutendes Erdbeben verursacht. Ich mußte mich immer der Verse dabei erinnern, welche Goethe im Faust die Sphinxe sagen läßt, wie der Seismos in der Tiefe brummt und poltert:

> Welch ein widerwärtig Zittern,
> Häßlich grausenhaftes Wittern!
> Welch ein Schwanken, welches Leben!
> Schaukelnd Hin- und Widerstreben!
> Welch unleidlicher Verdruß!

Wiederholt haben die Erdbeben hier böse Verwüstungen angerichtet. Im Jahre 1862 stürzten in Taiwanfu 50 Häuser ein, wobei 300 Chinesen umkamen. Europäische Wohnungen gab es damals noch nicht in der Hauptstadt. Letztere litt auch 1868 bedeutend; in die dicke Stadtmauer wurden ihrer ganzen Länge nach gewaltige Breschen gerissen, und manche Häuser wurden zerstört, was vielen Leuten das Leben kostete.

Bei Kilung sind wahrscheinlich unterseeische Ausbrüche nicht selten. Denn die Oberfläche des Meeres ist dort zuweilen mit Bimsstein bedeckt, und während des Erdbebens von 1867 bemerkten mehrere Personen, wie in einiger Entfernung von der Küste eine Masse von Wasser und Dampf aus dem Meere emporgeschleudert wurde. Dasselbe Erdbeben legte auf einige Sekunden den Hafen von Kilung trocken, und als man später die Tiefe maß, fand man, daß sie überall ein paar Fuß mehr betrug als vorher.

Schwefelquellen finden sich im südlichen wie im nördlichen Teile der Insel in großer Anzahl. In der Nähe von Tamsui treten dieselben in der Form von Geysern auf, welche zu gewöhnlichen Zeiten mächtige Strahlen von Schwefeldämpfen ausstoßen, und bei Erdbeben zuweilen kochendes Wasser bis zu 50 F. hoch emporwerfen.

Als Ursache der Erdbeben wird im Aberglauben des chinesischen Volkes meist die Bewegung eines unter der Erde liegenden großen Tieres angenommen. In der Mandschurei ist es ein Drache, welcher sich im Schlafe eine zudringliche Fliege von der Nase verscheucht, während in Formosa ein großer Wasserbüffel sich von Zeit zu Zeit auf die andere Seite legt und so die Erderschütterungen verursacht.

Die Küstenentwickelung von Formosa ist keine sehr günstige. Die ganze ca. 50 d. Mln. lange und ungefähr 16 Mln. breite Insel bietet keinen einzigen Hafen, welcher großen Schiffen Aufnahme gewähren könnte. Die Ostküste ist fast hafenlos; nur im nördlichen Teile derselben befindet sich eine kleine Bay, Sano-Bay genannt, welche unter gewöhnlichen Umständen als Ankerplatz benutzt werden kann, bei einem Taifun aber kaum hinreichenden Schutz gewähren würde. An fast allen übrigen Teilen der Ostküste fallen die dicht mit Wald bedeckten Berge schroff in das Meer hinab, das mit immerwährender starker Brandung sich an den Felsen bricht und jeden Landungsversuch unmöglich macht. Die englischen Admiralitätskarten geben an den meisten Stellen eine Tiefe von 50 bis 100 Faden unmittelbar an der Küste an, ja an manchen Punkten hat man in weit mehr als 100 Faden keinen Grund gefunden; und an den wenigen Orten, wo die Tiefe geringer ist, gibt es keinen guten Ankergrund. Mehr als ein Schiffskapitän hat mir erzählt, daß er auf wenigen Stellen der Erde fortwährend einen so schweren Seegang angetroffen habe, wie im Winter an der Ostküste von Formosa. Der Wind weht beständig aus nördlicher Richtung, während der „Kuro-Siwo" genannte Meeresstrom in gerade umgekehrter Richtung fließt, wozu noch die Dünung des Großen Ozeans kommt; alles dies wirkt zusammen, einen Seegang von ungewöhnlicher Stärke zu erzeugen. Trotzdem gehen die Segelschiffe, welche im Winter und Frühling Zucker von Süd-Formosa nach den nördlichen chinesischen Häfen und nach Japan bringen, von Anping und Takao um das Südkap von Formosa herum, um sodann den Kuro-Siwo zu benutzen, welcher sie mit einer täglichen Durchschnittsgeschwindigkeit von 7—9 Mln. nach Norden bringt, während sie in der Straße von Formosa gegen den Nordost-Monsuhn und den starken von Norden kommenden Strom nicht anzukreuzen vermöchten.

Hier mag eingeschaltet werden, daß mit dem Kuro-Siwo im Jahre 1874 drei Kanoes mit 16 ganz erschöpften Individuen in Kilung ankamen. Sie wurden im Zollamt verpflegt, und nach einigen Tagen fand man mit Hülfe von Vokabularien, welche einem Bande von Cheyne's Segelanweisungen für die Reise von Neu-Südwales nach China angehängt sind, daß sie Palau- oder Pelju- (englisch Pelew-)Insulaner waren. Sie erzählten, daß sie beim Fischen von einem starken Sturm überrascht worden wären, welcher sie hin- und hergeworfen habe, bis sie nach mehr als 60 Tagen, an denen sie meistens von Fischen lebten, die Nordküste von Formosa in Sicht bekommen hätten. Dies schien anfangs beinahe unglaublich zu sein; aber die Karte zeigt, daß auf der ganzen ca. 350 d. Mln. langen Strecke kein Land zwischen den Palau-Inseln und Formosa liegt, welches sie hätten anlaufen können. Der Aelteste von der Gesellschaft starb in Kilung an Erschöpfung, während die anderen sich allmählich erholten. Sie wurden nach Hongkong befördert, wohin man ihnen Briefe an einige Rheder mitgab, in welchen diese gebeten wurden, den Insulanern auf einem nach der Karolinen-Gruppe gehenden Schiffe Aufnahme zu gewähren.

Die einzigen für nicht einheimische Schiffe zu allen Jahreszeiten benutzbaren Häfen der Insel sind Kilung und und Tamsui im Norden und Takao im Südwesten. Der zuerst genannte Platz ist insofern der beste, als er kein Flußhafen und auch daher nicht durch eine vorgelagerte Barre zeitweilig unzugänglich ist. Diese Barren müssen sich überall dort bilden, wo schnellfließende Ströme aus einem jungen Gebirge hervorbrechen; ihre erodierende Thätigkeit ist dann eine große, und sie führen eine Menge von ungelösten, schwebenden Bestandteilen mit sich, welche niederfallen, sobald die in die Mündung des Flusses sich einschiebende Meeresflut die Geschwindigkeit des abfließenden Wassers hemmt. An der Küste von Formosa finden sich überall Barren vor der Mündung der Flüsse. Der eigentliche Hafen von Anping (Taiwanfu) ist aus diesem Grunde für europäische Schiffe unerreichbar; sie müssen auf der Rhede ankern. Auch bei Takao ist die Barre für die Schifffahrt sehr hinderlich, da sie oft bis zu 50 Tagen im Jahre unpassierbar ist. Während des Südwest-Monsuhns, besonders im Juli und August, ist es oft wochenlang für alle Boote und Schiffe wegen der starken Brandung unmöglich, hinüberzukommen. Bei Tamsui ist es ähnlich, doch können dort wenigstens die Schiffe ihre ganze Ladung im Hafen einnehmen, während dies in Takao nur für ganz kleine Fahrzeuge möglich ist. Die übrigen müssen, wenn sie halbvoll geladen sind, auf die Rhede gehen, da auf der Barre selten mehr als 14 F. Wasser sind. Manche kommen daher überhaupt nicht herein, sondern beginnen gleich draußen zu laden.

Alle drei Häfen sind jetzt unter allen Umständen nur für Schiffe geringer Tonnenzahl zugänglich. Es ist oft davon gesprochen worden, den Hafen von Takao auszubaggern, sowie die Passage der Barre zu vertiefen, aber bis jetzt ist nichts daraus geworden. Sollte jemals ein Dampfbagger vom Festlande herübergeschickt und in Takao und Tamsui benutzt werden, so würde dies die Schifffahrt beider Plätze voraussichtlich ganz beträchtlich heben. Der in der Umgegend Tamsui's gebaute Thee wird jetzt zunächst nach Amoy geschafft, weil die nach Tamsui kommenden Dampfer nicht groß genug sind, um direkt nach Amerika laufen zu können, wo dieser Thee sehr beliebt ist. In Süd-Formosa legten die Dampfer früher in Takao an, während der letzten Jahre aber haben sie die Rhede von Anping vorgezogen. Im Sommer werden freilich bei der mit dem Südwest-Monsuhn kommenden, beinahe fortwährenden Brandung dadurch arge Verzögerungen herbeigeführt, und auch im Winter ist bei starken Winden das Laden zuweilen etwas beschwerlich. Aber im ganzen hat man doch die jetzige Einrichtung vorteilhafter gefunden, weil der Landtransport von Takao nach Taiwanfu wegen der miserablen Kommunikationsmittel höchst umständlich ist. Es ist sehr zu bedauern, daß nicht schon Schritte zur Verbesserung des hiesigen Hafens gethan sind. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß eine einmalige Baggerung kaum für lange Zeit nützen würde, weil die in die Lagune sich ergießenden Flüsse eine Menge von schwebenden Bestandteilen mit sich führen, und vor allem, weil bei Taifunen der Ausfluß der Lagune sich oft einen anderen Weg durch die Barre bahnt, während der alte Durchgang verschüttet wird. Dies ist beinahe jedes Jahr vorgekommen. Es braucht kaum hinzugefügt zu werden, daß eine Ausbaggerung geradezu kategorisch geboten wäre, sobald eine Eisenbahn Takao mit Taiwanfu verbinden würde, weil dann natürlich die nicht ganz 6 d. Meilen betragende Entfernung gegenüber den Vorteilen, welche ein guter Hafen gewähren würde, gar nicht in Betracht kommen könnte.

Der zwischen Felsen liegende Eingang zum Hafen von Takao ist nur etwa 200 Fuß breit. Diese Felsen haben wahrscheinlich früher zusammengehangen; man muß unverkennbar eine einzige, jetzt durch den tiefen Eingang unterbrochene sanft abfallende Kette in ihnen suchen. Das Nordende der Lagune, welches den Hafen bildet, wird zum großen Teile von Felsen umsäumt. Von Süden haben die Meereswinde freien Zutritt, weil dort nur eine etwa 1 1/2 deutsche Meilen lange und sehr schmale Landzunge, deren Kopfende von den letzten Ausläufern des Gebirges gebildet wird, die meist sehr seichte Lagune vom Meere scheidet. Die den Hafen benützenden Schiffe finden einen nur mäßig guten Ankergrund, was bei Taifunen recht störend empfunden wird, da alsdann eine so starke Dünung durch die Oeffnung kommt, daß die Schiffe oft gegeneinander oder gegen das Ufer getrieben werden und sich so beschädigen. Bei Taifunen bahnt sich einzeln das Wasser der Lagune einen zweiten Weg nach dem Meere durch die trennende Landzunge; derselbe hat sich aber regelmäßig bald von selbst wieder geschlossen.

Bis vor etwa zwölf Jahren mußten die hierher kommenden Segelschiffe mühsam von chinesischen Booten in den Hafen herein- und nachher wieder hinausgerudert werden. Jetzt ist dies besser, weil seit 1873 ein kleiner Dampfer hierzu benutzt wird. Letzterer pflegt außerdem zwischen Takao und Anping (Taiwanfu) mehrere Male wöchentlich auf- und abzufahren, falls der Zustand des Wassers auf der Barre es gestattet. Die Einrichtung dieser Fahrten war für die Kaufleute eine große Erleichterung. Die meisten Firmen haben nämlich sowohl hier wie in Anping oder Taiwanfu Wohnhäuser und Geschäfte, weshalb sie vor Ankunft des Küstendampfers stets die beschwerliche Tour über Land zu machen hatten.

Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil der Insel, die Mitte der westlichen Hälfte, ist flach. Hier ist die Küste höchst gefährlich, und europäische Schiffe finden keinen einzigen Hafen; nur Dschunken vermögen an einzelnen Stellen die überall auftretenden Barren an der Mündung der kleinen, aber im Sommer geschwollenen und reißenden Flüsse zu passieren. Bei Anping muß sich die Küste seit der Ankunft der Holländer stark geändert haben, wozu vermutlich ein im Jahre 1782 auftretendes, von einer furchtbaren Flut begleitetes Erdbeben mitgewirkt hat. Denn die alten Karten der Holländer geben Anping mit dem Fort Zelandia als eine Insel für sich an, während es jetzt mit Formosa verbunden und sogar durch eine im Westen vorgelagerte Sandbank teilweise vom Meere getrennt ist.

Höchst gefährlich sind der Schifffahrt die in jedem Sommer in den chinesischen Meeren wütenden Taifune, deren Entstehung noch immer nicht genügend erklärt ist.

Weniger ist jetzt an der Küste von Formosa von Seeräubern zu fürchten. Noch 1866 war ein kaum eine deutsche Meile nördlich von Anping liegendes, jetzt von friedlichen Fischern und Handelsleuten bewohntes Dorf ganz in den Händen der Piraten, welche ringsum Beutezüge machten und in jenem Jahre sogar einmal drei Tage lang in Anping fast vor den Thoren der Hauptstadt plünderten. Jetzt gibt es wohl kaum noch Seeräuber von Profession auf der Insel; einige der zuletzt die Küsten unsicher machenden Kapitäne sind sozusagen pensioniert worden, indem man ihnen am Südende der Insel Land zur Ansiedelung und Bebauung überlassen hat.

Aber wenn Formosa sich auch vorteilhaft vor Hainan und anderen an der chinesischen Küste liegenden Inseln dadurch auszeichnet, daß keine Schiffe auf offenem Meere mehr angefallen werden, so ist es doch an sehr vielen Stellen nicht ungefährlich, bei einem Schiffbruch dem räuberischen Küstenvolke in die Hände zu fallen. Noch im vorigen Herbst kam ein solcher Fall vor. Als eine englische Barke, die in Takao Zucker geladen hatte, auf ihrem Wege nach Japan mit dem Südwest-Monsuhn die Straße von Formosa hinaufsegelte, traf sie das Unglück, halbwegs zwischen Taiwanfu und Tamsui auf eine Sandbank zu geraten. Sofort überfielen die völlig zuchtlosen chinesischen Antwohner der Küste das Wrack, nahmen alles nicht irgend Niet- und Nagelfeste mit und verwundeten einen der Matrosen, welcher sich widersetzen wollte. Der Kapitän war mittlerweile mit seiner Frau ans Land gegangen, wo er in einiger Entfernung einen Mandarinen fand, welcher sie bereitwilligst beherbergte, bis das damals in Takao stationierte englische Kanonenboot ankam. Es schickte auch einige Soldaten auf das Wrack, um es zu bewachen, was aber nicht viel mehr nützen konnte.

Die Ureinwohner haben ebenfalls einige Male gestrandete Schiffe geplündert und die Mannschaft getötet.

Die Gerechtigkeit erfordert, hinzuzufügen, daß indessen auch Fälle von Hülfsbereitschaft der Chinesen an der Küste vorgekommen sind. So strandete im Jahre 1873 nahe bei Kilung ein deutscher Schooner. Die überlebenden Seeleute wurden sehr freundlich von den Einwohnern der kleinen Insel, bei der das Unglück vorfiel, aufgenommen, und man machte ihnen aus Mitleid eine Dschunke zum Geschenk, in welcher sie in Kilung anlangten. Ein in chinesischer Sprache abgefaßter Paß besagte ausdrücklich, die Zurücksendung der Dschunke werde nicht erwartet.

Dergleichen Fälle bleiben aber immer Ausnahmen. An vielen Stellen der Küste und des Inlandes wohnt vielmehr ein wildes Volk.

Aus Sibirien.

(Schluß.)

Der Altaier ist vollkommen wasserscheu. Seine Haut ist an denjenigen Stellen, die mit der Kleidung bedeckt sind, mit einer vollständigen Schmutzkruste überzogen. Wenn die von der Kleidung freien Teile des Körpers weniger schmutzig sind, so ist daran schwerlich so sehr das Waschen schuld (denn ein wirkliches Waschen des Körpers habe ich nie gesehen, es ist immer mehr ein Baden und Kühlen der Haut) als die Hautthätigkeit in freier Luft, die gewiß alle Schmutzansammlungen entfernt. Kleidung, Hausrat, Gefäße, Kessel, Bett, ja die ganze Jurte, starren vor Schmutz und bieten einen ekelerregenden Anblick. Nirgends sieht man eine Spur davon, daß der Altaier diesen Zustand seiner Umgebung herausfühlt. Ja, der Aberglaube gefällt sich darin, den Schmutz und die Unsauberkeit als heilbringend, die Reinlichkeit aber als gefahrvoll zu schildern. Ein Kranker darf sich nicht waschen. Wenn man den Kessel ausspült, so stirbt das Jungvieh. Wenn man die Milchgefäße wäscht, so geben die Kühe weniger Milch u. s. w. Alle diese Regeln werden aber auch genau befolgt. Im Kessel kocht man Thee, dann Fleisch, dann Milch, darauf destilliert man Branntwein, und nach jedem dieser Geschäfte wird nur der Inhalt des Kessels ausgegossen und dieser vor weiterem Gebrauche

mit einem Lappen abgerieben, der das Gefäß eher schmutzig als rein macht. Die Milchgefäße kommen nie mit Wasser in Berührung, daher auch die Säuerung der Milch in den Schläuchen ohne jede Zuthat vor sich geht. Ist man gezwungen, altaiische Speisen zu genießen, so thut man immer am besten, dabei die Augen zuzudrücken, denn: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß". Beim Trinken des Airan und Tschegän hielt ich stets die Hand in den Napf und schlürfte den zweifelhaften Inhalt durch die Fingerspalte. Dann bleiben der Schmutz und die Haare (Wolle), von denen die Getränke übersättigt sind, stets vor den Fingern und man hat nicht nötig, sie auszuspeien. Daß die Unreinlichkeit der Altaier nicht nur auf den zivilisierten Europäer, sondern auch auf den Asiaten, z. B. einen Kirgisen, ekelerregend wirkt, dies beweist mir eine Szene, die ich im Jahre 1865 südlich von der Kurai-Steppe, am Fuße des Berges Tötö, erlebte. Wir traten hier in eine Jurte, um ein wenig auszuruhen. Mein Diener, der Kirgise Sapy, bat die Wirtin um einen Trunk. Diese, ein noch junges Weib, griff nach einem neben ihr stehenden, gewöhnlichen Holznapfe und wollte Airan eingießen. Der Mann rief ihr zu, uns ja einen reinen Napf zu geben, denn das lieben die Russen. Sie suchte den Wunsch ihres Mannes zu erfüllen und griff, da sie zu faul war aufzustehen, nach dem beschmutzten Fellstück, auf dem sie saß, und rieb mit dem Zipfel den Napf sauber, goß dann ein und reichte Sapy den Airan, auf dessen Oberfläche große Schmutzstücke, die am Fell gehaftet hatten, umherschwammen. Sapy sah mit Schrecken auf den Napf, wollte aber den Wirt nicht beleidigen und führte den Trank zum Munde; kaum hatte er ihn nur mit den Lippen berührt, als er sich nicht mehr halten konnte, den Napf zur Erde fallen ließ und ins Freie stürzte, wo ihn ein furchtbares Erbrechen ergriff; er konnte den ganzen Tag nichts essen und fühlte sich noch am anderen Tage unwohl. Man bekommt oft so Haarsträubendes zu sehen, daß der Reisende gar nicht begreifen kann, wie die Leute selbst von alledem nicht berührt werden, und über dem Nachgrübeln über dieses psychologische Rätsel den Ekel vor der Handlung vergißt. Es ist etwas ganz Gewöhnliches, daß Frauen mit dem Löffel, mit welchem sie eben die Speise gerührt haben, zwischen Hemd und Rücken fahren, und sich den letzteren reiben, oder daß Mädchen und Weiber sich vor unseren Augen das Ungeziefer von den Köpfen suchen. Diese Liebenswürdigkeit geschieht stets gegenseitig. Da die Armen das ganze Jahr hindurch die Pelze auf dem bloßen Leibe tragen, so sind diese voller Ungeziefer, welches sie schrecklich quält, und so hat denn der Reisende auf jedem Ruhepunkt die Qual, dem Absuchen der Läuse von den Pelzen beizuwohnen. Manche Leute entwickeln bei dieser Jagd eine große Geschicklichkeit; ich habe selbst beobachtet, wie einer meiner Führer in einer Minute neunundachtzigmal einen glücklichen Fang that. Das Schlimmste ist aber, daß die Leute die Mitbewohner ihrer Pelze zwischen Unter- und Oberlippe einsammeln und nach gethaner Jagd mit der Zunge schnalzend hinunterschlucken. Doch ich will das Bild nicht weiter ausmalen.

Die Trunksucht ist eine so allgemeine Sitte bei den Altaiern, daß man Anstand nehmen möchte, sie als ein Laster zu bezeichnen. Im Sommer, wenn die reiche Milchquelle fließt, ist der halbe Altai stets betrunken; hört aber dieser Born auf, so ist es auch mit dem Sich-betrinken zu Ende. Die Leute trinken sich so gemütlich, so ungeniert, so geschäftsmäßig an, daß man es zuletzt ganz in der Ordnung findet, seine männliche Umgebung mehrmals am Tage im Zustande voller Trunkenheit zu sehen. Das altaiische Publikum beachtet die Trunkenen gar nicht und sagt höchstens, wenn ein solcher Ungehöriges begeht, achselzuckend: „äsärigilä" („er ist ja betrunken!"). In diesen Worten liegt aber durchaus kein Tadel, vielmehr eine volle Entschuldigung. Dabei sind die betrunkenen Altaier sehr selten unruhig und skandalsüchtig, weitaus öfters stillvergnügt und duselig. Die jungen Frauen und Mädchen trinken nicht, das erlaubt die Sitte nicht, ebenso wenig Knaben, ja selbst jüngere Männer sieht man selten, höchstens bei Festlichkeiten, betrunken. Dabei verursacht das Trinken keine Ausgaben, der Milchbranntwein wird nirgends verkauft, so daß sich die Leute durch diesen Genuß nicht zu Grunde richten. Wohl ist aber das allgemeine Trinken auch von wirtschaftlicher Seite sehr schädlich, da es ein eigentliches Erwerben und Vorsorgen für den Winter von Seiten der Männer vollkommen unmöglich macht. Alle Kalmücken lieben den starken Kornbranntwein der Russen, und es ist ein Glück, daß derselbe nicht mehr in den Altai eingeführt wird, denn durch diesen würden die Leute schnell vollkommen zu Grunde gerichtet. Wer sich von den Altaiern einmal an den russischen Branntwein gewöhnt hat, ist verloren, der vertrinkt alles bis auf das letzte Hemd, bei dem wird der Trunk erst zu einem wahren Laster. In dieser Beziehung ist der Einfluß der Saisane und der russischen Beamten heilbringend, da sie das Einführen von Branntwein streng verbieten. Würde es den russischen Kaufleuten erlaubt sein, Branntwein einzuführen, so könnte die ganze altaiische Bevölkerung im Laufe einiger Jahre an den Bettelstab gebracht werden.

Außer der Gier nach Branntwein beherrscht die ganze altaiische Bevölkerung die Leidenschaft für den Tabak, der teils selbst gebaut, teils von den Russen eingeführt wird (nur die Dwojedaner, die nahe an der chinesischen Grenze leben, haben sich an den chinesischen Tabak gewöhnt und kaufen diesen von den Mongolen). Die Altaier, Mann, Weib, junge Leute, selbst Kinder, können ohne Tabak keine Stunde leben, sondern verbringen die Hälfte ihres Lebens mit Rauchen. Ich habe gesehen, wie Mütter den Säuglingen die Pfeife zur Beruhigung in den Mund steckten. Auch entsinne ich mich, einst meinem Jakob in Barnaul fünf Rubel geboten zu haben, wenn er von Mittag bis zum Nachmittagsthee (etwa von 2—5 Uhr) das Rauchen ließe;

er hielt es kaum bis 3 Uhr aus, dann kam er zu mir, holte sich seine Pfeife, die ich an mich genommen hatte, und erklärte mir: „Tamku jok polsa arga jok“ („Ohne Tabak ist's kein Leben") und ließ unsere Wette Wette sein. Im Sommer rauchen die Altaier meist den eigenen Tabak, sie pflücken sich die grünen Blätter ab und trocknen sie am Feuer, dann zerreiben sie dieselben zwischen den Händen und schütten sich den fein zerriebenen Tabak in den Tabaksbeutel (kalta). Die Pfeifen stopfen sie, indem sie den Pfeifenkopf im Beutel umdrehen, dann nehmen sie dieselbe mit der rechten Hand aus dem Beutel, halten den Kopf mit dem Zeigefinger der linken Hand, drücken den Tabak mit der Spitze des Daumens fest und zünden dann die Pfeife an. Nach wenigen Zügen ist der kleine Kopf ausgeraucht, dann klopft man die Asche an der Stiefelsohle aus und stopft sogleich eine neue Pfeife.

Wenn ich außer den bis jetzt beschriebenen Untugenden der Altaier noch die Leichtgläubigkeit und den Hang zum Aberglauben hinzufüge, so habe ich wohl alle schlechten Seiten des altaiischen Charakters geschildert, die den Reisenden immer gleich auffallen. Die trefflichen Eigenschaften des Charakters der Altaier erkennt man erst nach einem längeren Zusammenleben. Es sind so viele, daß ich wohl sagen kann, man fühlt sich bei keinem Türkenvolke Nordasiens so wohl, wie gerade bei den Altaiern. Ehrlichkeit und Geradheit sind bei ihnen in einer Weise ausgeprägt wie bei keinem ihrer Nachbarn. Keine Jurte ist verschlossen, kein Kasten befindet sich in der Jurte, das Vieh weidet ohne Hirten und Aufsicht und doch ist Diebstahl bei den Altaiern etwas Unerhörtes. Ich selbst habe diese Ehrlichkeit mehrmals erfahren. Ich hatte meine mit Geld gefüllte Brieftasche in einer Jurte vergessen und diese wurde mir über 100 Werst nachgeschickt. Ein anderer Beweis für die Ehrlichkeit der Altaier ist die Sitte, daß derjenige, welcher eine Schußfalle auf dem Wege trifft, in der ein getötetes Tier liegt, dieses herausnimmt, zur linken Seite des Bogens legt und dann den Bogen wieder spannt. Man versicherte mich, daß oft drei und mehr Tiere mit wertvollen Pelzen neben der Falle liegen, daß aber niemand daran denkt, die Tiere sich anzueignen, und zwar habe ich das von Kaufleuten gehört, die den Altaiern gern etwas am Zeuge flicken. Es wurde mir im Jahre 1870 schon allgemein versichert, daß die altaiische Ehrlichkeit sehr abgenommen habe. Ich habe aber dafür keinen Beweis gesehen. Wenn dies aber in der That der Fall ist, so ist solches nur durch die Not und die Bedrückung von Seiten der russischen Kaufleute veranlaßt, welche die unsaubersten Geschäfte mit den Altaiern machen, in denen sie die armen Wilden in jeder Weise übervorteilen, aber sogleich ein allgemeines Geschrei erheben, wenn der Betrogene sich der eisernen Klammer des Gläubigers zu entziehen sucht. Mir ist nur ein Fall von Unehrlichkeit vorgekommen und dies war vielleicht mehr Naschhaftigkeit zu nennen. Es wurde mir nämlich in der Jurte des Kupa-Saisan im Jahre 1860 ein Teil meiner Brotvorräte aus den Säcken entwendet. Sonst ist mir während meines Monate-langen Aufenthaltes nie das Geringste, selbst an Eßvorräten, abhanden gekommen. Die Ehrlichkeit der Altaier ist um so auffallender, da die ihnen benachbarten Türkenvölker, die Kirgisen und Sojonen, sich durchaus nicht durch Ehrlichkeit auszeichnen, ebenso wenig die östlich wohnenden Türböten.

Ein weiterer Charakterzug, der die Altaier vor allen ihren Nachbarn auszeichnet, ist die hohe Achtung, die sie stets dem Alter erzeigen, und der Gehorsam gegen jede vorgesetzte Behörde. Eine Menge von Sprichwörtern bezeugen, wie tief diese Gefühle in ihnen wurzeln.

Des Alten Worte stecke in den Sack,
Des Angesehenen Rede stecke in die Tasche.

Wer den Herrn geehrt hat, wird ein Herr werden,
Wer den Reichen geehrt hat, wird ein Reicher werden.

Wer mit dem Froste kämpft, büßt sein Ohr ein,
Wer mit dem Herrn kämpft, büßt seinen Kopf ein.

Die Kinder wagen nicht den Namen ihrer Eltern auszusprechen, wenigstens nie in ihrer Gegenwart. Einem alten Manne weist man stets den Ehrenplatz an. Die Befehle der eigenen und russischen Behörde vollführt man auf das Pünktlichste und ohne Murren. So schickte in früherer Zeit nur der Kosak einen Boten mit seinem Säbel voraus und befahl, an den verschiedenen Orten die Pferde für die Beamten bereit zu halten, und nie soll man von Widersetzlichkeit gehört haben. Die Befehle der Saisane werden genau befolgt, obgleich man äußerlich ihnen sehr wenig Ehrerbietung darbringt. Alles dieses hängt meiner Ansicht nach mit der Achtung zusammen, die der Schamanen-Bekenner überhaupt vor dem Geschlechte und seinen Vorfahren hat.

Die Wurzel des Baumes durchdringt die Erde,
Die Wurzel des Menschen durchdringt das Volk.

Ohne Stamm ist kein Mensch,
Ohne Maß ist kein Stiefel.

Außerdem entspringt dieses Gefühl aus der großen Friedfertigkeit und Gelassenheit des altaiischen Charakters.

„Einen friedfertigen Kopf schlägt das Schwert nicht ab", sagt das altaiische Sprichwort. Der Altaier liebt sich nicht zu erheben, nicht hervorzuthun oder zu prahlen; sein Betragen ist stets gelassen und anständig, nirgends hört man wildes Schreien und die Schimpfwörter der Nachbarvölker sind ihnen unbekannt. Ich kann mich nicht entsinnen, in meiner Gegenwart ein anderes Schimpfwort gehört zu haben, als das „adasyng!“ (O dein Vater!)

Bei aller Unterthänigkeit und allem Gehorsam gegen seine Vorgesetzten haßt der Altaier nichts mehr, als die Knechtschaft und liebt die Freiheit über alles. Der Name „Knecht" oder „Diener" ist ihm schon so verhaßt, daß er lieber Hungers stirbt, als in Dienst tritt. Nur die ohne alle Verwandten aufgewachsenen Waisen schließen sich als Diener einem fremden Hause an. Das Betragen der

gewöhnlichen Kalmücken den Saisanen und Beamten gegenüber ist ohne alle Kriecherei. Der Altaier Jakob, der ein ganzes Jahr in meinem Hause wohnte, wußte sich so uns gegenüber zu stellen, daß das ganze Dienstpersonal ihn durchaus nicht als Diener ansah. Es gibt kein ärgeres Schimpfwort als „Diener". Eine Beeinträchtigung des eigenen Willens duldet der Altaier nie, wenn er nicht in der befehlenden Person einen Vorgesetzten, einen das Volk zu regieren bestimmten Menschen sieht. Jeder Arme, der sich an die Familie des Reichen anschließt, hält sich für ein Glied derselben. Er würde eher verhungern, ehe er einem im Befehlstone ausgesprochenen Verlangen des reichen Nachbarn sich fügen würde.

Eine solche Ueberzeugung jedes einzelnen Stammmitgliedes hat zu einem wahrhaft idealen Stammverhältnisse geführt. Das ganze Volk bildet gleichsam eine Familie, die in der Not einander beisteht. Es herrscht eine Gastfreundschaft, wie man sie sich unter anderen Verhältnissen gar nicht denken kann. Jeder in die Jurte Eintretende wird fast wie ein Familienmitglied betrachtet. Wenn die Familie ißt, so ißt er mit, ohne daß er für diese Bewirtung auch nur die geringste Verpflichtung übernommen hat. Ist der Weg des angekommenen Fremblings weit, so wird ihm noch Reisekost mitgegeben.

Man mag einem Kalmücken geben, was man will, er teilt es mit allen Anwesenden. Dies habe ich oft gesehen. Sie lieben z. B. Zucker und Brot über alles. Gibt man aber irgend einem Anwesenden ein Stück Zucker oder Brot, so beißt er dieses in so kleine Stücke, daß jeder der Anwesenden ein Stückchen erhält.

Wahrhaft rührend ist die Anhänglichkeit der Altaier an ihren Stamm und ihre Familie. Das Heimweh plagt den Altaier sehr bald, wenn er von den Seinen getrennt ist. Man höre nur Lieder wie die nachfolgenden:

Schau' ich in die russ'sche Eb'ne,
Seh' der schwarzen Weide Kron' ich,
Denk' ich an den fernen Bruder,
Bieget sich der Rippen Wurzel.

Sehe ich die russ'sche E'bne,
Zeigen sich der Bäume Wipfel,
Denke ich an die Verwandten,
Bieget sich des Rückgrats Wurzel.

Weht von links der Windeshauch,
So bewegt des Schilfes Haupt sich,
Denk' ich der Verwandten, fließen
Thränen aus den tiefen Augen.

Weht von rechts der Windeshauch,
So bewegt des Schilfes Haupt sich,
Denk' ich der Verwandten, kommen
Thränen in die tiefen Augen.

Kann das Wild sein Kind nicht finden,
Härmt's sich ohne Rast,
Läßt er seine Lieben ziehen,
Weint der Vater ohne Rast.

Kann das Reh sein Kind nicht finden,
Grämt's sich ohne Rast,
Läßt sie ihre Lieben ziehen,
Weint die Mutter ohne Rast.

Das eheliche und Familienleben ist bei den Altaiern ein vortreffliches. Verletzungen gegen die eheliche Treue gehören zu den größten Seltenheiten und sollen sehr streng bestraft werden. Die Frau ist dem Manne vollkommen unterthan, sie wagt seinen Namen nicht zu nennen, sondern sagt stets, wenn sie von ihm spricht: „apschyjagym" (mein Alter); sie wagt nicht über die Schwelle der Jurte ihres Schwiegervaters zu treten und nie den Kopf vor jenem zu entblößen. Sie erfüllt alle Befehle des Mannes und sucht ihn stets zu unterstützen. Dafür behandelt auch der Mann die Frau mit einer gewissen Ehrerbietung, anderen gegenüber spricht er von ihr „abakjym" (meine Gemahlin) und wird nie mit ihr in Gegenwart von Freunden scherzen oder schön thun. Ich habe nie gehört, daß ein Mann gegenüber einer Frau die Stimme erhoben hätte. Es soll unerhört sein, daß ein Altaier seine Frau geschlagen habe, und dennoch betrachtet er die Frau gleichsam wie von geringerer Rasse. Dies sieht man schon aus der Ordnung der Erbschaft bei den Altaiern. Alles Hab und Gut geht nur auf die Söhne und männlichen Verwandten des Mannes über. Bleiben mehrere Söhne nach, so nehmen nur diejenigen an der Teilung des Erbes Teil, welche beim Tode des Vaters noch im Hause lebten. Diejenigen aber, welche bei Lebzeiten des Vaters einen eigenen Haushalt gegründet haben, d. h. welche vom Vater ihren Anteil (entschi) erhalten haben, sind von der Erbschaft ausgeschlossen. Bleiben Töchter im Hause nach, so gelten sie als Erbteil der in demselben lebenden Brüder. Diese verheiraten sie und erhalten sie für den Kalym (das Brautgeld). Dafür haben sie dieselben aber auch bis zur Verheiratung zu ernähren und auszustatten. Die verheirateten Töchter gelten als Fremde und nehmen nicht an dem Erbe des Vaters Teil; „möge das Volk sie ernähren, zu dem sie jetzt gehören", sagt der Altaier. Das ist vollkommen verständlich, wenn wir bedenken, daß das verheiratete Mädchen sich stets einem fremden Geschlecht anschließt. Sind nur Töchter nachgeblieben, so geht das Erbe an die Brüder des Vaters oder an seine Vettern über, die dann auch den Kalym für die Töchter erhalten. Nur wenn keinerlei nähere Verwandte des Vaters vorhanden sind, so erhält die Tochter das volle Erbe. Die Mutter, die nach dem Tode des Vaters nachbleibt, gehört zum Erbe und bleibt Hausherrin in der Jurte, die der Sohn erbt; „er hat die Pflicht, für die Mutter in derselben Weise zu sorgen, wie der verstorbene Vater es gethan."

Die Korallenfischerei.[1]

Neapel und Torre del Greco sind zwar die bedeutendsten Zentren des Korallenhandels, allein die Korallen-Ausbeute des Golfs von Neapel ist ziemlich gering in

[1] Siehe „Ausland" 1885, S. 740.

Menge und Qualität. Die Fischer kennen allerdings unterseeische Felsen, die zwar auf keiner Karte verzeichnet sind, wo man beinahe immer eines oder mehrere Stücke Korallen finden kann; allein derselben sind so wenige und ihre Ausbeute ist so unsicher und dürftig, daß nach einem privaten Abkommen der Bootseigentümer auf jedem derselben alle drei Jahre nur ein einziges Mal gefischt werden darf. Dagegen gibt es ohne Zweifel noch viele andere und ergiebige Fischereigründe für die Edelkoralle, welche noch unentdeckt sind. Nach der Ansicht von vielen, welche hierüber genau unterrichtet sein müssen, ist die Möglichkeit vorhanden, daß an allen denjenigen Stellen Edelkorallen gefunden werden müssen, wo sich Felsen über den Niederschlag von Schlick und Sand erheben, welcher in einer Tiefe von dreihundert Fuß und mehr den Grund des größten Teils vom Golf von Neapel bildet. Die Entdeckung derartiger Korallenbänke ist bisher ausschließlich ein Werk des Zufalls gewesen. Wenn ein Tiefseefischer einen Zweig Edelkorallen unter dem Abraum seines Netzes fand, so machte er den geeigneten Behörden Anzeige und erhielt eine dem Wert des Fundes entsprechende Belohnung. Auf diese Weise wurde die große Bank von Sciacca an der Küste von Sizilien entdeckt, auf welche wir noch zu sprechen kommen werden. Allein wenn auch neue Fischergründe in der Bucht von Neapel gefunden werden mögen, so werden sie doch wahrscheinlich nicht von irgend einer großen Bedeutung sein.

Der Wert der Koralle hängt von ihrer Größe und Farbe ab. Die weiße oder rosenrote Varietät steht in der höchsten Wertung, vielleicht hauptsächlich, weil sie die seltenste ist. Sie wird meist in der Meerenge von Messina gefunden, sowie an einigen Stellen der Küsten von Afrika und Sardinien. Dieser im Werte zunächst steht die hochrote Koralle, in welcher die Polypen noch am Leben sind, wenn sie heraufgefischt wird. Die sogenannte tote Koralle hat eine trübere Färbung und wird daher um einen geringeren Preis verkauft. Zwei gänzlich verschiedene Substanzen führen den Namen schwarze Koralle. Die eine derselben ist streng genommen eigentlich überhaupt keine Koralle und im Handel wertlos, weil sie in Plättchen zerbricht anstatt dem Messer nachzugeben, obwohl sie oft als eine kostbare Kuriosität an Fremde verkauft wird. Die andere ist die gewöhnliche rote Koralle, mit welcher im Meer eine Veränderung vor sich gegangen ist, wahrscheinlich durch die Zersetzung oder Fäulnis derjenigen Lebewesen, welche sie einst erbauten und bewohnten. Es ist in Europa keine große Nachfrage nach ihr, dagegen ist sie in Indien sehr gesucht und teuer bezahlt, so daß alljährlich große Mengen von ihr dorthin ausgeführt werden. Dies sind die vier wichtigsten Arten von Farben, obwohl sie natürlich Zwischenfärbungen einschließen, welche je nach ihrer Helle und ihrem Glanz gewertet werden.

Die Größe ist ein noch wichtigerer Punkt. Die Dicke des Stammes oder Stengels der Korallenpflanze — wir gebrauchen hier den handelsüblichen und ganz unwissenschaftlichen Ausdruck — bestimmt deren Preis, und mancher Zweig von hochroter Koralle wird wegen seiner Dicke höher geschätzt als ein kleineres Stück von der auserleseneren rosenroten Farbe. Die Ursache davon ist ganz klar, denn ein großes gerades Stück bietet dem Künstler bessere Gelegenheit zur Bethätigung seiner Geschicklichkeit; ein gekrümmtes Stück, wenn es nur umfangreich genug ist, kann wenigstens in große Kugeln verarbeitet werden, blose Spitzen und Bruchstücke werden nur zu kleineren Perlen verarbeitet oder zu jenen sogen. „Hörnern“ verwendet, die man für unschätzbare Amulette gegen den bösen Blick hält, welche aber auf dem Markt, der damit überführt ist, keinen hohen Preis erzielen.

Die Korallenfischerei von Neapel ist nun größtenteils in die Hände einiger wenigen reichen Firmen gelangt. Früher konnten sich einige Fischer zusammenthun und auf kooperative Prinzipien hin ihr Glück versuchen, allein dieses System ist beinahe ganz ausgestorben. Es existieren noch einige einzelne Padroni, allein ihre Arbeiten beschränken sich gänzlich auf den Golf. Sie sind gewöhnlich Männer von großer Erfahrung, welche entscheiden können, wie das Netz gelegt und gezogen werden muß, und welche das leitende Tau in ihrer eigenen Hand führen. Das Boot und die Netze sind ihr Eigentum, und sie nehmen ihre Leute gegen eine bestimmte feste Summe auf einen oder zwei Tage in Dienst, wodurch unter diesen Umständen der ganze Ertrag natürlich nur dem Padrone gehört. Die größeren Firmen könnten dem Treiben dieser Bootsleute sehr leicht ein Ende machen, halten es aber nicht für der Mühe wert. Der Ertrag des Golfes ist verhältnismäßig klein, und Häuser, welche von zehn bis zu dreißig eigene große Boote besitzen, finden es weit vorteilhafter, das Rohmaterial von den örtlichen Fischern zu kaufen, als dieselben durch einen grausamen und unwiderstehlichen Wettbewerb zu erdrücken, da jene Fischer die Leute anlernen, welche später auf Expeditionen nach entfernten Fischereigründen beschäftigt werden.

Das Werkzeug, womit die Koralle gefischt wird, besteht aus zwei Balken von hartem Holz, welche mittelst metallener Klammern in Gestalt eines Kreuzes aneinander befestigt sind und an welche ein Gewicht angehängt wird. An die Kreuzarme sind starke hänfene Netze befestigt. Sobald man nun eine Bank erreicht hat, wird dieses primitive Instrument ins Meer versenkt und mittelst einer Gangspill an den unterseeischen Felsen auf- und abgezogen. An dieser Gangspill dreht die ganze Mannschaft außer dem Padrone, welcher die Bewegung des Apparats mittelst eines zweiten Taues leitet, das an das Haupttau einige Fuß über dem Punkte befestigt ist, wo dasselbe mit dem Mittelpunkt des Kreuzes in Verbindung steht. Die Korallenzweige verfangen sich in den Maschen des Netzes und bleiben in denselben hängen; diejenigen, welche durch das Holzwerk abgebrochen werden, gehen gewöhnlich

verloren. An manchen Orten, besonders an der Küste von Sardinien, ist das Ende der Kreuzarme von einem Kreise gekrümmter eiserner Zähne überragt, gleich denjenigen einer Gärtnerharke, nur weit größer und stärker, und unter diesen Zähnen hängen offene Netze. In diesem Falle sind dann die Balken beinahe doppelt so lang wie diejenigen, welche von den größten Booten gebraucht werden, und messen oft sieben bis acht Meter. Nur mittelst dieser kann die Koralle von den unteren Flächen geneigter Felsen heraufgebracht werden; allein die Zähne sind nur allzu geeignet, die Korallenstämme in solcher Weise zu zerbrechen, daß sie dieselben beinahe wertlos machen, und darum wird diese Form des Instruments nur selten angewendet, wo man sich des anderen bedienen kann.

Diejenigen Bänke oder vielmehr Felsen, die zumeist von den Korallenfischern besucht werden, liegen in einer Tiefe von 250 bis 450 Fuß unter dem Wasserspiegel; man macht daher auch nur selten einen Versuch, die Korallenbänke auszubeuten, die tiefer als 600 Fuß liegen. Es liegt in der That auch in der Natur der Sache, daß falls solche existieren, sie unbekannt bleiben und daß, wenn sie bekannt wären, sie kaum die Kosten des Fanges ertragen würden, so lange dieser nach dem gegenwärtigen System betrieben wird. Die Korallenbänke sind ganz den Küsten des Mittelländischen Meeres entlang zerstreut, manchmal dicht am Strande, bisweilen 24, ja bis zu 30 Stunden angestrengten Ruderns davon entfernt. An vielen Stationen findet eine kleine örtliche Korallenfischerei statt; allein das Hauptgeschäft in diesem Gewerbe, wenigstens in Italien, ist in den Händen großer Firmen, welche zum größten Teil ihre Mittelpunkte in Genua, Livorno oder am Golf von Neapel haben. Diese Firmen rüsten auf eigene Kosten und Gefahr die Boote aus, welche je nach ihrer Größe mit fünf bis zehn Fischern bemannt sind. Außer diesen ist auf jedem Boote noch ein Padrone angestellt und diesem eine große Disziplinargewalt übertragen. Dieser ist ein Mann von Kenntnisse und Erfahrung und erhält gewöhnlich einen Prozentanteil an dem Wert der ganzen Ausbeute einer Saison neben seiner regelmäßigen Heuer oder Löhnung. Die Auswahl der Bemannung seines Bootes wird manchmal ganz ihm überlassen; jedenfalls wird er immer hinsichtlich derselben zu Rate gezogen und genießt das Recht einer Einsprache. Die Bemannung wird für die ganze Fangzeit vertragsmäßig angeworben und erhält eine Heuer von 60 bis 70 Franken monatlich, welche gewöhnlich zum größten Teil vorausbezahlt wird, und ihre Verköstigung, die jedoch von der gröbsten Art ist. In der Regel dauert die Fangzeit von April bis Ende September, aber sie ist sehr von der Witterung abhängig, da das Korallenfischen bei Nebel oder hochgehender See unmöglich ist.

Die Arbeit dieser Leute ist ungemein hart und mühevoll. Bei Tagesanbruch ruft der Padrone seine Leute zusammen und nach einem kurzen Gebet wird das Netz hinabgelassen, und die Arbeit geht von da bis zum Sonnenuntergang ununterbrochen fort. Die Anstrengung, welche das Hinunterlassen und Emporwinden des Netzes unter einer glühenden Sonne erfordert, ist außerordentlich und hat zu geschehen bei Schiffszwieback der gröbsten Art und bei Wasser, welches auf den entfernteren Stationen durch die lange und ungenügende Aufbewahrung oft trübe wird. Am Abend wird dann eine Art Suppe gekocht: Knoblauch und Peperoni (Schoten von spanischem Pfeffer, Capsicum) werden in Wasser gekocht, etwas Olivenöl dazugethan und diese Brühe über zerbrochenen Schiffszwieback in eine Schüssel gegossen, vielleicht auch noch etwas Maismehl hinzugefügt. Monatelang ist dieses Gericht beinahe ohne Abwechslung die einzige Kost dieser Leute, und dennoch bleiben sie guten Mutes. Nachdem sie ihre Abendmahlzeit zu sich genommen haben, vertreiben sie sich die Zeit mit Guitarrespiel und Gesang, und auf den besuchteren Stationen antworten die Boote einander und wetteifern miteinander in Gesang und Spiel.

Die Entdeckung der Sciacca-Bank, welche in ziemlich bedeutender Entfernung von der Südküste von Sizilien (nach roher Berechnung etwa zwischen Girgenti und Pontellaria) liegt, im Jahre 1878 brachte im Korallenhandel eine wichtige Krisis hervor. Man konnte zu einer gewissen Zeit beinahe tausend Boote zugleich daselbst fischen sehen, und es schien sich dort eine Stadt mitten im Meere zu bilden. Jedes von jenen Booten schien täglich einen bis zwei Zentner Korallen erbeutet zu haben, und es ist thatsächlich erwiesen, daß innerhalb drei Jahren nicht weniger als 88,000 deutsche Zentner Korallen von dieser Bank allein erhoben wurden. Ein großer Teil dieser Koralle war tot und viele von jener schwarzen Farbe, welche nur im Morgenlande Käufer findet. Die großen Firmen thaten ihr möglichstes, um zu verhüten, daß der Markt überflutet werde. Viele derselben bewahren noch Hunderte und einige von ihnen sogar Tausende von Kisten roher Koralle, welche noch nie in die Hände des Künstlers gegeben worden sind. Allein der Preis fiel immer mehr, und nur mit einem bedeutenden Geldopfer erhalten die größeren Häuser ihre Boote noch in See und ihre Werkstätten offen, denn sie wissen, daß wenn sie dieselben fallen lassen, das Schicksal ihrer früheren Mitwerber in Marseille sie erwartet, denn sowohl die Korallenfischerei wie die künstlerische Verarbeitung der Koralle hängen von Ueberlieferungen ab, welche man nur sehr schwer wieder ins Leben rufen kann, wenn sie einmal verloren gegangen sind.

Ein ganz besonderes und allgemeineres Interesse verknüpft sich mit der Bank von Sciacca auch für solche, welche sich aus einem anderen als kaufmännischen Interesse um die Korallenfischerei bekümmern, durch die Thatsache, daß hier nicht nur tote und lebende Koralle nebeneinander gefunden werden, sondern daß hier in vielen Fällen letztere auf der ersteren wächst. Signor Lor. Blanco verbrachte mehrere Tage auf einem der Boote in der alleinigen Absicht, diese und andere wissenschaftlichen Fragen genau

zu untersuchen. Wenige Männer besitzen ein schärferes Auge für derartige Seiten der Natur oder haben eine so vortreffliche Gelegenheit zur Uebung und Regulierung desselben genossen, als Signor Blanco durch seine Verbindung mit der Zoologischen Station in Neapel. Nach seiner Ansicht wurde die ursprüngliche Bank durch vulkanische Thätigkeit versenkt und der Schlamm tötete die reifen Polypen. Die noch im Wasser vorhandenen Keime und Larvenformen siedelten sich dann auf solchen Aesten der toten Koralle an, welche sich noch immer über den Niederschlag erhoben, und so begann das Polypenleben von neuem. Wenn er Recht hat, ist die Sciacca eine Art unterseeischen Herculanums.

Es ist nicht sehr wahrscheinlich, daß im Korallenhandel irgend eine unmittelbare Aufbesserung eintritt. Sobald nämlich die Preise steigen, werden die großen Firmen versucht werden, wenigstens einen Teil des Vorrats zu verkaufen, welchen sie seither in der Hoffnung auf bessere Zeiten aufbewahrt und zurückgehalten haben. Auch wenn die niedrigen Preise anhalten oder noch mehr sinken, können sie gezwungen werden, einen Teil ihres Vorrats auf den Markt zu werfen, was dann zu einem noch weiteren Sinken der Preise führen wird. Für das allgemeine Publikum kann dies nur geringes Interesse haben, allein der Anblick der Boote, deren Mannschaften auf weite Entfernungen hin ohne die Hülfe eines Kompasses rudern oder segeln, nur allein von den Gestirnen geleitet oder vom Anblick irgend eines fernen Vorgebirges, und sich bei ihrem Fange solcher Werkzeuge bedienen, welche angeblich seit den Tagen der ersten römischen Kaiser keine wesentliche Veränderung erfahren haben, kann den Freund der Naturkunde schon verlocken, sich ein paar Stündchen mit beschaulichem Nachdenken über diesen Gegenstand zu beschäftigen. (S. R.)

Die chinesische Tusche.

Jedermann unter unseren Lesern kennt die chinesische Tusche oder Tinte, die Indian Ink der Engländer, jene leicht zu lavierende, mehr oder minder intensiv schwarze Wasserfarbe, welche bei uns in den zeichnenden Künsten allgemein verwendet wird. Diese Aquarellfarbe ist erst seit verhältnismäßig neuer Zeit bei uns eingeführt und hat eine sehr alte und interessante Geschichte, welche vielleicht mancher unserer Leser gern kennen lernen möchte. Noch in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war die chinesische Tusche bei uns in Europa eine Seltenheit, denn in der im Jahre 1672 erschienenen Folio-Ausgabe der Beschreibung des Museo Moscardo finden wir die Abbildung eines Stängchens chinesischer Tusche als eine der Hauptmerkwürdigkeiten dieser Sammlung. Ein sehr unterrichteter und gewissenhafter französischer Gelehrter, Mr. Maurice Jametal, hat eine, von ihm aus den besten chinesischen Quellen zusammengestellte Monographie über die Geschichte und Verbreitung der chinesischen Tusche geschrieben, welche unter dem Titel: „L'Encre de Chine d'après des documents Chinois" 1882 in Paris erschien. Die chinesischen Geschichtsschreiber messen, nach der Gepflogenheit ihres Landes, wenn sie über dessen Verhältnisse schreiben, dem Gebrauch der Tusche ein sehr hohes Alter bei und behaupten, dieselbe sei von Tien-tschen erfunden worden, der irgendwo zwischen 2697 und 2597 vor Christus gelebt habe. Die Chinesen bedienten sich damals eines Lack- oder Harzfirnisses, welcher mittelst Bambusstäben auf Seide aufgetragen wurde ihnen offenbar die Stelle von Papier und Pergament vertrat und uns wenigstens die eine Erläuterung von gewissen Stellen gibt, wo von Bambusbüchern gesprochen wird. Außerdem wird berichtet, daß sie sich einer Art schwarzen Steines bedienten, auf welchen Wasser angewandt wurde.

Etwa drittehalb Jahrhunderte vor Christi Geburt erstand in der Provinz Kiang-si ein neuer Ausfuhrartikel, indem man dort Kugeln aus Lampenruß und Fichtenholzruß mit einem Gemisch von Lack und Leim zu verfertigen begann. Die neue Erfindung wurde warm bewillkommnet und das Verfahren rasch verbessert. Ein Dichter, namens Wi-fu-tschen, feierte das neue Hülfsmittel der Litteratur, indem er mit besonderem Lobe der Tusche oder Tinte erwähnt, welche aus den auf den Hügelhängen von Lü-tschen (in der Provinz Kiang-si) wachsenden Fichten bereitet werde. Diese Provinz war wegen der hohen Güte ihrer Tusche berühmt, und unter der Tang-Dynastie (im 7., 8. und 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung) gab es einen von der Regierung besoldeten Aufseher darüber, dessen Stelle erblich war. Alljährlich wurde dem Kaiser eine gewisse Anzahl Tuschstängchen als Tribut überschickt.

Während der Regierung der Tang-Dynastie wird berichtet, daß die Tinte mit dem Alter fester wurde, und daß die Erhärtung des Leimes die Stangen steinhart machte. Dies deutet auf die freie Entwicklung der Industrie, denn diese vor mehr als 2000 Jahren gültigen Kennzeichen sind noch genau dieselben, welche als die echten Proben der Trefflichkeit der Tusche gelten. Man nimmt sogar mit einigem Grund an, daß es damals Staatsfabriken dieses Artikels gab, und man findet als besonders geschickte Verfertiger der Tusche die Namen von Li-tsao, Tschu-feng (dessen Wohnung die „fichtenverbrennende Werkstätte" hieß) und Li-tschao angegeben; namentlich gilt der Sohn des letztgenannten, Li-ting-kwei, noch immer für den berühmten Tusche-Bereiter. Er war ein sinnreicher, scharfsinniger Mensch und modelte seine Tuschstangen in eine Menge seltsamer Gestalten; und seine „Schwerter" und „Kuchen" wurden sehr bewundert. Sein Ruhm jedoch beruhte mehr auf der Güte seiner Ware, als auf seinem Talent für phantastische Gestalten; die Vorzüglichkeit seines Fabrikats wurde allgemein bewundert, und man sagte, um die Echtheit eines angeblich aus seiner Werkstätte hervor-

gegangenen Stängchens Tusche zu prüfen, genüge es dasselbe in Stücke zu zerbrechen und diese in ein Gefäß mit Wasser zu legen; wenn diese Stücke dann nach Monatsfrist noch unversehrt und unaufgelöst bleiben, so sei dies ein Beweis, daß die Tusche aus der Werkstätte von Li-ting-kwei komme, und da in diesen Stücken viele Berührungspunkte zwischen Morgenland und Abendland vorhanden sind, so wurde dem geschickten Tuscheverfertiger auch vom Kaiser eine Ehrensilbe verliehen und er zum Lhi-ting-kwei ernannt.

Ein anderer berühmter Tuschemacher war Tschang-yu, der kaiserliche Hoflieferant unter der Song-Dynastie, welcher zwischen 998 und 1023 unserer Zeitrechnung blühte. Das Fabrikat nahm dann an künstlerischer Güte ab, allein zuweilen tauchte doch wieder ein Verfertiger auf, der demselben neuen Aufschwung und Bedeutung gab. Zwei davon heißen Pan-ku und Tschai-sin, und besonders der letztere soll wieder einiges von dem alten Verfahren entdeckt haben, durch welches Li-ting-kwei seinen Ruf erworben hatte. Man hat eine große Mannigfaltigkeit von Verfahren angewandt und sich zur Erzeugung des Rußes beinahe aller Brennstoffe bedient. Der Kaiser Hsiwan-tsong bediente sich wohlriechend gemachten Reispulvers, welches in einer Abkochung von Hibiscus mutabilis gequellt war. An Orten, wo Erdöl zu Beleuchtungszwecken verwendet wird, soll der aus seiner Verbrennung sich ergebende Lampenruß eine Tusche geben, welche an Glanz und Schwärze der aus dem Ruß von Nadelhölzern bereiteten weit überlegen sein soll. Letzterer Ruß soll übrigens früher die große Quelle für die Tusche gebildet haben. Man soll angeblich demselben auch ein Zehnteil Ruß aus Sesamöl oder etwas Kampherruß beigemengt haben. Nächst dem Lampen- oder dem aus harzigem Holz gewonnenen Ruß ist der wichtigste Bestandteil der Tusche der Leim, durch welchen die Partikeln zusammengehalten werden. Dieser ist häufig von tierischem Ursprung und soll aus Hirschhorn und dem Horn des Rhinozeros, sowie aus Ochsenhörnern und verschiedenen Fischarten gewonnen worden sein. Verschiedene Anzeichen deuten darauf hin, daß dieser Industriezweig aus Korea nach China gekommen ist. Heutzutage soll man den Ruß zur Bereitung der Tusche seltener mehr aus harzigem Nadelholz als aus Hanfsamen und den öligen Stoffen der Dryandra cordata gewinnen. An manchen Orten werden die Gleditschia sinensis und selbst die Canna-Blüte und die Stangenbohne zu diesem Zwecke bevorzugt. Merkwürdigerweise erwähnt der chinesische Schriftsteller Tschen-ku-swen des Oeles von Sesamum orientale nicht, welches heutzutage allgemein für die Quelle gilt, aus welcher der zur Tusche verwendete Lampenruß gewonnen wird. Das Verfahren der Tusche-Bereitung ist ausführlich beschrieben worden und chinesische Künstler haben all ihren Scharfsinn aufgeboten, um alle Einzelheiten eines für Litteratur und Kunst so wichtigen Gewerbszweiges bildlich darzustellen. Der Geruch der echten chinesischen Tusche scheint darauf hinzudeuten, daß die Masse mit Moschus und Kampher parfümiert wird. Die im Handel vorkommenden Stängchen und Täfelchen sind meist mit vergoldeten Handelsmarken versehen. Die Tusche gelten für desto feiner und wertvoller, je tiefer sie im Wasser einsinken, und die geschätztesten sind diejenigen Tusche, welche auf dem Papier mit einem zimmetfarbigen Schimmer glänzen.

In Europa bedient man sich der Tusche nur zum Zeichnen, allein in China ist sie das Mittel, womit der Dichter seine Verse, der Kaufmann seine Briefe, der Richter seine Urteile schreibt und womit der Künstler die flüchtigen Gebilde seiner Phantasie verkörpert. Der Verbrauch in Europa ist daher verhältnismäßig so klein und der En-gros-Preis der echten chinesischen Tusche (auf welche der Kleinhändler bei uns oft 300 bis 700 Prozent schlägt) so niedrig, daß es sich kaum der Mühe verlohnt, sie in Europa nachzuahmen, da die Handarbeit bei uns viel teurer ist als in China. Ein Herr, welcher viele Jahre in China war, hat uns übrigens versichert, daß man neuerdings dort die Tusche nur aus kalziniertem, feinem Ruß und Fischleim verfertigt, welchem man ein Quantum Ochsengalle beisetze, die man in einem offenen Gefäß einige Wochen habe faulen lassen. Diese gebe der Tusche nicht nur den spezifischen Geruch, sondern auch die Eigenschaft, sich sehr schön lassieren zu lassen, und bei der Bereitung sei das Zusammenreiben der Ingredienzien, welches mit der Hand auf Glasplatten geschehe, die Hauptsache.

Geographische Neuigkeiten.

Die Kalahari-Wüste, ist ein jüngst von G. A. Farini bereister Bezirk des neuen britischen Schutzgebietes Betschuanaland. Wir werden den summarischen Bericht Farini's über seine Reise demnächst ausführlich geben und liefern einstweilen hier eine allgemeine Uebersicht. Die Kalahari bildet eine ausgedehnte Hochebene von 3—4000 F. Meereshöhe, mit einem Klima, welches für die Europäer gesund ist, denn die Hitze ist bei Tag nicht übermäßig, und die Nächte sind kühl. Die mittlere Sommertemperatur ist bei Tage 26° C., die Wintertemperatur 16° C.; im Winter sinkt die Temperatur Nachts bisweilen auf den Gefrierpunkt. Wenn man von Süden her in dieses Land eindringt, stellt es sich dar in Gestalt unabsehbarer, leicht geneigter, mit Gras bedeckter und mit Buschwerk bewachsener Ebenen mit eingesprengten Hainen und Wäldern, worin die Mimosenbäume vorwalten. Je mehr man sich dem 26.° s. Br. nähert, desto waldiger wird allmählich die Gegend, und der Wald wird daselbst dicht, allein nicht so dicht, wie in den Urwäldern Amerika's. Man bemerkt hauptsächlich eine Baumart, welche bei den Eingeborenen „Kyung" heißt und deren Stämme eine Höhe von etwa 25 F. und eine Stammesdicke von ungefähr anderthalb Fuß erreichen. Es wächst dort auch

eine gelbblühende Acacia, deren Schoten 7 bis 8 Zoll lang werden und die hauptsächliche Aesung der Giraffe bilden, welche in diesen beinahe endlosen Wäldern ihren Standort hat. Der aus einem roten Sand bestehende Boden ist sehr fruchtbar und trägt bei ziemlich mühelosem Anbau Nährgewächse und Zerealien aller Art; namentlich gedeihen hier Wassermelonen, welche keine andere Pflege erfordern als die Mühe des Auspflanzens, und die oft ein Gewicht bis zu 150 Pfund erreichen. Trüffeln kann man hier in wenigen Stunden ganze Karren voll ausgraben. Außerdem kommt hier noch eine Menge eßbarer Wurzeln, Zwiebel- und Knollgewächse vor, namentlich im Humusboden. Der Kaffeebaum gedeiht an manchen ebenen Stellen der Thonformation gut. Unter den Bewohnern dieser Region geben sich die Kaffern, die Bakalacharis, die Balalis und Mestizen mit Ackerbau, teilweise auch mit Viehzucht ab, während die Vaalpens, Katteas und Buschmänner ihren Unterhalt teils in den freiwilligen Erzeugnissen des Bodens, teils in dem Ertrage der Jagd finden. Wenn man diese Eingeborenen mit Wohlwollen behandeln würde, so könnte man aus ihnen treue und ergebene Diener machen, welche besonders als Viehzüchter nützlich wären. Die Ergebnisse, welche die Kaffern, wenn auch erst in kleinem Maßstabe, erlangt haben, beweisen zur Genüge, daß man in diesen Gegenden alle Getreide- und Obstarten der gemäßigten und sehr viele der tropischen Zone gewinnen könnte. Zahlreiche Heerden von Elenn- und anderen Antilopen durchziehen die Ebenen und könnten wahrscheinlich leicht gezähmt und wie unser Hausvieh in Heerden gezüchtet werden; ihr Fleisch ist sehr gut und ihre Felle, sowie diejenigen der Giraffen, welche von den Eingeborenen nach ihrer eigenen Art gegerbt werden, liefern ein vorzügliches Leder. Eine andere Wohlstandsquelle würden die Straußenfedern liefern, da man hier wie im Kaplande eine rationelle Straußenzucht treiben könnte. Das große Hindernis einer raschen Besiedelung und Kolonisation des Landes ist der Umstand, daß man, um dahin zu kommen, Hunderte von Meilen in den von Ochsen gezogenen schweren Wagen zurücklegen muß, was während der Trockenheit wegen des herrschenden Wassermangels sehr schwierig ist. Man müßte daher vor allem der zu eröffnenden Straße entlang eine Reihe von Brunnen graben. Für den Jäger und Waidmann aber ist die Kalahari ein Paradies.

* Aus Britisch-Guyana. Der englische Naturforscher H. Whiteley, welcher das Innere von Britisch-Guyana erforscht und schließlich den senkrechten Absturz des Roraima erreicht hat (vgl. „Ausland“ 1885, Nr. 1 und 2), hat seither auch den ähnlich geformten Berg Twekkway erstiegen, welcher ungefähr 50 Mln. nordnordwestlich vom Roraima auf dem südlichen Ufer des Flusses Carimang, oberhalb seiner Verbindung mit dem Aruwimi, liegt. Der Twekkway ist nicht so hoch wie der Roraima, aber von ziemlich ähnlicher Gestalt, nämlich von einem flachen Gipfel gekrönt und senkrechte Abstürze und eine lange geneigte Böschung darbietend, welche vom Fuße der Abstürze bis nach der Savanne reicht, die das darunter liegende Land bedeckt. Der Twekkway unterscheidet sich vom Roraima dadurch, daß sein Gipfel bewaldet ist, und daß die an seinem Fluß befindliche Böschung teilweise einen verhältnismäßig leichten Zugang darbietet, um den Gipfel zu erreichen. Auch der Ablauf der Gewässer bildet einen bedeutenden Unterschied: am Roraima fällt das Wasser über den Rand des Plateau's und bildet während der Regenzeit prächtige Wasserfälle; am Twekkway gibt es keine Wasserstürze, sondern das Tagwasser läuft durch eine sehr tiefe Höhlung'ab, welche sich in der Mitte des Plateau befindet. Herr Henry Whiteley hat ein volles Jahr lang den Berg und seine Umgebung genau erforscht.

* Entdeckung alter Bergwerke in Mexico. Nach einer Mitteilung im „Courrier de San Francisco“ vom 16. Mai ds. Js. hat ein französischer Grobschmied namens Louis Protot die Bergwerke und die Ruinen des alten Guaynopa entdeckt, an deren Wiederauffindung schon seit 120 Jahren so viele Menschen ihr Leben in den Gebirgen der Sierra Madre aufs Spiel gesetzt und verloren haben. Protot war seit ungefähr Jahr und Tag in einer Schmiedewerkstatt zu Trinidad in der Sonora als Schmiedgeselle beschäftigt gewesen, als er sich im Monat Juli v. J. ins Hochgebirge hinein wagte, von wo er erst im April d. J. wieder zurückkehrte, beladen mit Gold- und Silbererzen, welche weit reicher waren als alles, was man dort bisher von solchen gesehen hat. Dem Vernehmen nach zog er allein mit seinem Maultier planlos im Gebirge herum, als er einem einzelnen Indianer begegnete, welcher wahrscheinlich ein Apatsche war. Sie befreundeten sich schnell und da sie beide Spanisch sprachen, so vertraute Protot ihm an, er suche nach der Stadt Guaynopa und deren verloren gegangenen Bergwerken. Der Indianer erbot sich, ihn nach alten Ruinen und früheren Bergwerken in einer der großen Schluchten der Sierra Madre zu führen. Hier fand Protot denn auch inmitten einer großen Menge zerfallener Häuser und Schmelzöfen die Mauern einer großen Kirche, worauf er sich an das Aufsuchen der alten Gruben und Bergwerke machte und den Indianer nach der nächsten Niederlassung schickte, um Lebensmittel und Schießbedarf einzukaufen. Der Indianer blieb mehr als einen Monat lang aus und Protot argwöhnte schon, der Indianer habe ihn hier sitzen lassen und ihm sein Maultier gestohlen; allein der Indianer erklärte ihm bei seiner Rückkehr, er habe in Chihuahua einen langen Umweg machen müssen, um die Begegnung mit den mexicanischen Truppen zu vermeiden, welche nach feindseligen Apatschen streiften, und zu verhüten, daß ihm die Goldsucher folgten. Während dieser Zeit hatte Protot einen der alten Stollen vom Schutte gereinigt, sich der Erze bemächtigt, welche sich darin in Menge befanden, und deren ungemeinen Reichtum erkannt. Der hier streichende Erzgang war gegen 6 F. mächtig und

bestand beinahe ganz aus Einem Material oder Erze, das 71 % Silber gibt und nur aus Kupfer und Silber besteht. Diese Schicht bestimmt ungefähr die Mächtigkeit des Erzgangs, welcher nach Protot's Schätzung 800 bis 2000 Unzen Silber auf die Tonne liefern muß. Er behauptet auch Goldgruben von großer Bedeutung und wertvolle placeres (Fundorte von Waschgold) entdeckt zu haben. Aus den Trümmern der Häuser, von denen viele aus Stein erbaut waren, läßt sich schließen, daß dieser Ort früher eine Bevölkerung von 12—1500 Einwohner gehabt hat. Auf dem Kirchhof findet man noch steinerne Grabdeckel und Grabkreuze. Das Städtchen, dessen in den spanischen Archiven noch vielfach Erwähnung geschieht, ist vor etwa 200 Jahren von den Apatschen-Indianern zerstört und seine Einwohnerschaft bis auf den letzten Mann niedergemacht worden, und sein Andenken und dasjenige seiner wunderbar ergiebigen Bergwerke ist nur durch die Tradition unter den Indianern der Umgebung erhalten worden. Wenn die Entdeckungen Louis Protot's sich bewährt haben und allgemein bekannt geworden sein werden, so werden sie gewiß einen Strom von Einwanderern nach der Sierra Madre lenken und die Apatschen bis auf den letzten Mann aus derselben vertreiben, denn Guaynopa liegt gerade im Mittelpunkte jener berüchtigten Berge, welche seither jenen räuberischen Wilden zum Verstecke dienten.

* Ueber die australische Forschungsreise nach Neu-Guinea, deren wir in diesen Blättern schon mehrfach erwähnt haben, wird im „Sydney Daily Telegraph" vom 21. Januar 1886 folgendermaßen berichtet: Der Schooner „Herald" traf gestern über die Häfen von Queensland aus Neu-Guinea hier ein. Derselbe war auf einer Forschungsexpedition nach jenem viel besprochenen, aber wenig gekannten Lande, welche zu diesem Zwecke aus Privatbeiträgen veranstaltet worden war, und die Ergebnisse dieses Wagestücks soll die Erwartungen übertroffen haben. Der „Herald" verließ Sydney am 17. September und bekam unmittelbar nach Umfahrung der Heads so schlechtes Wetter, daß er etwa eine Woche lang vor der Küste liegen mußte. Am 9. Oktober erreichte er Port Douglas, blieb hier zwei Tage und ging dann unter Segel nach Nea-Guinea, das er am 17. Oktober erreichte, indem er an diesem Tage an der Insel Dowan landete. Da aber hier keine Dolmetscher zu bekommen waren, so segelte der Schooner nach der Insel Tilbot hinüber, die er am 22. Oktober erreichte, bekam hier zwei von diesen nützlichen und notwendigen Personen und segelte am nächsten Tage nach dem Maicoussio-Flusse, dessen Mündung nur fünf Meilen von dort entfernt ist. Am 23. Oktober wurde der Fluß gefunden und am 25. der äußerste Punkt erreicht, bis zu welchem die Expedition des „Age" gekommen war und der etwa 70 e. Mln. flußabwärts lag. Allein hier fand man so viele versunkene Baumstämme, daß man es für rätlich hielt, umzukehren. Auf der Fahrt flußabwärts wurde die Gegend am Flusse täglich mit der Dampfbarkasse erforscht und die Gesellschaft landete zuweilen und wagte sich eine Strecke weit landein. Am 18. November verließ man den Fluß und erreichte Tilbot-Eiland am folgenden Tage. Am 20. brach man dann nach der Insel Saibai auf, welche am 22. erreicht wurde. Nachdem man das Land am 27. November untersucht hatte, fuhren mehrere Mitglieder der Expedition in der Dampfbarkasse den Fluß hinauf, legten etwa 15 Mln. zurück und untersuchten die Umgegend. Man soll an verschiedenen Teilen vorzügliches gut bewaldetes Land mit einem guten Boden gefunden haben. Man begegnete einer Anzahl Eingeborener auf der Fahrt stromauf- und stromabwärts, soll aber keine ernstlichen Schwierigkeiten mit ihnen gehabt und im ganzen zu verschiedenen Zeiten nicht weniger als 14 Stämme getroffen haben. Nachdem man Proben von Cedern-, Fichten- und Rosenholz und anderen Landesprodukten eingenommen hatte, ging der „Herald" am 15. Dezember wieder unter Segel und trat seine Heimkehr nach Sydney an.

Der Küstenschutz durch Leuchtfeuer.

Es ist längst als eine gebieterische Notwendigkeit erkannt worden, daß überall an der Küste oder im offenen Ozean, wo das Vorhandensein eines zu Tage tretenden oder halbuntergetauchten Riffs oder einer Sandbank eine Gefahr für vorüberfahrende Schiffe bildet, der gefährliche Punkt durch einen Leuchtturm, Leuchtschiff oder eine Bake angezeigt werde, und zwar angesichts des Umstandes, daß derartige Sicherheitsmaßregeln oft nur mit ungeheuren Kosten angeschafft werden können. Nun wird es für viele unserer Leser etwas neues sein, zu erfahren, daß auf dem großen Schifffahrts- und Handelswege, von welchem der Suez-Kanal einen Teil bildet, ein Punkt vorhanden ist, wo die Schifffahrt mit großen Gefahren verknüpft ist, wo in der That eine Anzahl von Menschenleben und kolossale Werte an Schiffen und kostbaren Ladungen alljährlich verloren gehen — wo aber keine Leuchttürme zu finden sind, welche Sicherheit vor Unfällen gewähren würden. Wenn man den Suez-Kanal und das Rote Meer passiert hat, gelangt man in den Meerbusen von Aden, dessen Mündung das Kap Guardafui ist, wo die Küste von Afrika sich scharf nach Süden wendet und der Indische Ozean sich vor den Blicken ausbreitet. Ungefähr 80 e. Mln. unterhalb Guardafui begegnet man Ras Hafun, einer vorspringenden Landspitze, welche durch einen schmalen Sandstreifen mit dem afrikanischen Festlande verbunden ist. Schiffe, welche von Osten kommen, steuern einen Kurs, um die Küste zwischen den beiden Landspitzen zu erreichen. Allein es ist auf den beiden kein Leuchtfeuer, und das Senklot ist eine beinahe wertlose Führung, weil die See noch nahe an den Klippen selbst sehr tief ist. Die

Schifffahrt ist infolge davon oft ein Ding des Zufalls und des Geratewohls. Man wird nun natürlich fragen: warum sind denn keine Leuchtfeuer auf diesen beiden Landspitzen, um den Schiffern zur Führung zu dienen? Die Antwort ist kurz, einfach und thatsächlich die: weil sowohl Kap Guardafui wie Ras Hafun in den Händen eines unzivilisierten Volkes sind. Das letztere gehört dem Stamm der Midschertheyn, das erstere steht unter der Oberherrschaft des Sultans der nördlichen Somali. Ein Reisender hat das letztere Volk geschildert als eines, das von äußerst heftiger und händelsüchtiger Gemütsart und wegen seines betrügerischen und lügenhaften Wesens verrufen ist und vorzugsweise zum größten Teil ein wanderndes Hirtenleben führt. Da ist es denn nicht zu verwundern, daß eine solche Rasse sich nicht nur auf die Errichtung von Leuchttürmen für vorüberfahrende Schiffe nicht einläßt, sondern auch wenig geneigt ist, einem Fremden die Errichtung solcher Warnungszeichen zu gestatten. Natürlich wird daher die Aufgabe, ein derartiges Unternehmen auszuführen, wahrscheinlich einer fremden Nation zufallen, und die Umstände deuten unverkennbar daraufhin, daß diese Nation die englische sein wird.

Unter den dermalen obwaltenden Umständen beziehen die kühnen, aber wilden Bewohner dieses Teils von Afrika unumschränkte Vorteile von den Schiffbrüchen, welche an der Küste vorkommen, da die an den Strand gespülten Ueberreste der Ladung, des Schiffsbauholzes und des Takelwerkes wertvolle Gegenstände für diese Halbwilden darstellen. Es muß daher ohne Zweifel von Seiten Englands ein sehr entschlossener Versuch gemacht werden (da die britische Nation das größte Interesse an der nach Indien führenden Wasserstraße hat) mit den Eingeborenen auf solche Bedingungen übereinzukommen, daß sie die Errichtung und Unterhaltung von Leuchtfeuern auf den beiden gefährlichen Landspitzen, sowie auf irgendwelchen benachbarten Punkten gestatten, welche es erfordern, daß sie dem Seefahrer erkennbar gemacht werden. Diese Ansicht von der Frage vertritt denn auch Sir Travers Twiß in einem Aufsatz über „Internationale Uebereinkünfte für die Unterhaltung von Leuchtfeuern zur See", welchen er jüngst bei der zwölften jährlichen Konferenz des Vereins für die Reform und Kodifizierung des Völkerrechts in Hamburg vorgelesen hat. Er äußerte seine Ansicht dahin, es liege im Bereich der praktischen Wahrscheinlichkeit, daß man sowohl die Midschertheyns als die Somali-Stämme zu Beweggründen des eigenen Interesses werde bringen können, wenn die Sache mit gehöriger Vorsicht in die Hand genommen werde. „Der erste Schritt", sagt er mit Recht, „sollte der sein, sie von der Gewohnheit abzubringen, das Eigentum der schiffbrüchigen Seefahrer für eine von der Vorsehung geschickte Beute des Meeres anzusehen; sodann mag der zweite Schritt versucht werden, nämlich sie dazu zu bringen, daß sie einen Leuchtturm willkommen heißen, indem man ihnen eine Beisteuer anbietet, welche ihre Häuptlinge für die jährliche Einbuße in ihren Einkünften, die ihnen durch das Aufhören der Schiffbrüche an ihrer Küste erwachsen mag, mehr als entschädigt." Nachdem er angeführt, daß man von England „füglich erwarten könne, es werde den Anfang in den Unterhandlungen wegen Verträgen mit den Eingeborenen der Küste machen", erklärt Sir Travers weiter, man könne jedoch von England nicht erwarten, daß es, wenn seine Unterhandlungen gelingen, „die Aufgabe der Errichtung und Unterhaltung der nötigen Leuchtfeuer ohne die Mitwirkung anderer Nationen übernehme, welche ein ähnliches, wenn auch nicht gleiches Interesse wie Großbritannien an der Sicherheit der Schifffahrt im Meerbusen von Aden haben."

Dem sogen. gemeinen Recht in Europa gemäß würde Großbritannien vielleicht nicht befugt sein, auf vorüberfahrende Schiffe Abgaben wegen Leuchtfeuern, die nicht innerhalb seines eigenen Gebiets liegen, zu erheben; allein nach der Ansicht von Sir Travers könnte ihm eine internationale Uebereinkunft ein derartiges Recht verleihen. Zum Schlusse erlauben wir uns, einen Wink zu unterstützen, welchen Sir Travers gegeben hat, indem er sagt: „Bis es zu einer Verständigung über einen Gegenstand von solch allgemeinem Interesse für die Menschheit gekommen sein wird, dürfte es möglich sein, trotz der Heftigkeit des Monsuhns, einen Dampfer als Leuchtschiff am Kap Guardafui zu stationieren, und das Leuchtfeuer dieses Fahrzeugs würde dann als Feuerzeichen für die von Süden kommenden Schiffe dienen". Dieser Gedanke ist in der That ein sehr glücklicher, der in der Presse unterstützt zu werden verdient, und der gewiß auch verwirklicht werden wird, wenn er sich als praktisch erweist. (C. J.)

Notizen.

* Ueber einen interessanten Fund berichtet „Lunds Veckoblad" (Schweden) folgendes: Im Laufe der Altertumsforschungen, welche im Auftrage der k. schwedischen Antiquitäts-Akademie in Oxie vorgenommen und durch den Gelehrten G. J. Karlin geleitet werden, ist man beim Oeffnen eines Grabes aus dem Bronze-Zeitalter auf einen 11 Fuß langen Steinsarg gestoßen, der zwei Leichen enthielt. Hievon ist die eine verbrannt und in wollene Tücher gewickelt, während die zweite, ohne einem Verbrennungsprozeß ausgesetzt gewesen zu sein, in einem eichenen Sarg liegt. Einzelne Teile der wollenen Kleider und der Tierhaut, womit die Leiche bekleidet gewesen, sind sehr gut erhalten. Ein Bronze-Schwert, dort ebenfalls gefunden, hat durch die Oxydation stark gelitten, dagegen hatte die mit Leder überzogene Holzscheide zu diesem Schwert trotz der 2500 Jahre, welche seitdem verflossen, sich vollständig konserviert. Die Bedeutung dieses Fundes ist insofern hervorragend, weil man bisher in Schweden nur einmal (in der Provinz Halland) auf gewebte Stoffe aus der Bronzezeit gestoßen und noch nie einen so gut erhaltenen eichenen Sarg aus jener Zeit gefunden. Eine eigentümliche Erscheinung ist es übrigens, daß man in demselben Grabe und aus derselben Zeit datierend zwei verschiedene Beerdigungsarten angetroffen.

E. B.

* Aus dem hohen Norden. Wir lesen in der schwedischen „Vardö-Posten" vom 28. Juli. „Gestern Mittag ging der

dem Herrn Sibiriakoff gehörende Dampfer „Nordenskiöld“ in hiesigen Hafen vor Anker, nachdem es demselben nicht gelungen, in die Petschora-Mündung zu gelangen. Das Schiff hatte vergebens versucht, durch Eismassen und im Nebel vorzudringen, mußte aber unverrichteter Sache umkehren. Man nimmt an, daß die gewaltigen Eisberge durch anhaltende Ostwinde und Strömungen aus dem Karischen Meere und wohl auch von Nowaja-Semlja herrühren. Am 14. Juli war der Dampfer mit einer Baumöl- und Paraffin-Ladung von Archangel nach der Petschora abgegangen, von wo aus die Waren weiter über Land transportiert werden sollten. Da die Kohlenvorräte zu Ende gingen, war man genötigt, nach Vardö zu gehen, um sich neu zu verproviantieren. Herr Sibiriakoff befindet sich selbst an Bord seines Schiffes und gedenkt über Land seine sibirischen Goldbergwerke zu besuchen. Einer seiner Beamten, Herr Schjerepanoff, soll die neu angelegte Handelsstation an der Petschora und den im Bau begriffenen Weg nach Sibirien besichtigen. Noch heute geht der Dampfer wieder in See, um von neuem den Versuch zu machen, in die Petschora zu versuchen. E. B.

Litteratur.

* Dorenwell, K., Gymnasiallehrer, und Hummel, A., Seminarlehrer: Charakterbilder aus deutschen Gauen, Städten und Stätten. Land und Leute in Norddeutschland. Erste Abteilung: Bilder aus den deutschen Küstenländern. Unter Mitwirkung kundiger Fachmänner herausgegeben. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt, 1885. 7. bis 13. Lieferung. — Wir haben die sechs ersten Lieferungen dieses lehrreichen und unterhaltenden Lehr- und Lesebuchs für deutsche Heimatkunde schon früher besprochen. Der uns nun vorliegende Rest des I. Bandes, d. h. der ersten Abteilung: Deutsche Küstenländer, nämlich die Schilderung von Ostfriesland und Oldenburg, Bremen und der Ufer der Unterweser; sodann die zweite Abteilung: Bilder aus dem norddeutschen Binnenlande, und zwar die Schilderung von Niedersachsen, dem Harz, dem nördlichen Harz-Vorland, der Provinz Sachsen, der Mark Brandenburg, der Provinz Schlesien und der Provinz Posen. Natur, Landschaft, Volk, Land und Leute, Kunst, Altertum, Kultur und Volkswirtschaft, Mundart und Eigenart, Sitten und Bräuche sind gebührend berücksichtigt in der klaren sachlichen und faßlichen Schilderung und liefern ein lehrreiches Buch, welches jeden Vaterlandsfreund erfreuen, als wichtiger Beitrag zur Heimatkunde eine anziehende Lektüre und in der Schule ein höchst dankenswertes Mittel zur Belebung des geographischen Unterrichts bieten wird und daher empfohlen zu werden verdient. r.

* *Handbook of South Australia* by John Fairfax Conigrave, Adelaide 1886, 175 Seiten und mit 38 Illustrationen. — Die Regierung der Kolonie Südaustralien ließ dieses Handbuch für Verteilung auf der in diesem Jahre in London abzuhaltenden Colonial and Indian Exhibition anfertigen. Die einzelnen Kapitel behandeln die Geschichte der Kolonie, ihre Lage und Ausdehnung, die Hauptstadt Adelaide, das Erziehungswesen, die Industriezweige, die mildthätigen Anstalten, das Hypothekenwesen, die in der Kolonie gezahlten Löhne, die Fische und das Northern Territory. Manche Kapitel, wie die Geschichte der Kolonie und das Northern Territory, sind ziemlich oberflächlich behandelt. Am ausführlichsten und belehrendsten ist das Kapitel über die verschiedenen Industriezweige der Kolonie, welche von besonderen Fachmännern bearbeitet wurden. Von den Illustrationen hat eine Anzahl schon früher Dienste geleistet. Eine gute Karte von Südaustralien, wie wir sie erwartet hätten, fehlt; nur von dem Hafen Port Adelaide ist ein Bild gegeben. Auffällig erscheint es, daß die auf zwei Seiten beschränkte Statistik am Schlusse des Werkes sich ohne weitere Vergleichung mit früheren Jahren nur auf das Jahr 1884 bezieht. Vielleicht wollte Mr. Conigrave als guter Patriot den langsamen Fortschritt seiner Kolonie, um nicht Rückschritt zu sagen, in den letzten Jahren nicht verraten. Wohl aus demselben Grunde sieht er von den statistischen Angaben des Jahres 1885, obwohl ihm diese doch schon zur Verfügung standen, ab und wählt das Vorjahr. Wir müssen diesem Handbook den Vorzug über das im Jahre 1883 von Mr. J. P. Stow erschienene Werk über die Kolonie Südaustralien (History, Productions and Natural Resources of South Australia) geben. Die äußere Ausstattung ist vorzüglich. Greffrath.

* Schwarz, Dr. Bernh.: Kamerun; Reise in die Hinterlande der Kolonie. Mit eigenhändig entworfener Karte. Leipzig, P. Frohberg, 1886. — Die Schilderungen von Kamerun und unseren deutschen Besitzungen in Westafrika bilden bereits eine eigene Litteratur, aber unter den vielen in diesen Litteraturzweig gehörenden Büchern ist das vorliegende unbedingt eines der anziehendsten, interessantesten und lehrreichsten. Ein vielgewanderter, feinbeobachtender Reisender erzählt uns hier seine mancherlei denkwürdigen Erlebnisse und noch merkwürdigeren instruktiven Wahrnehmungen auf der Reise bis Kamerun, dann die Eindrücke dieser Landschaft selbst und seine Reise ins Innere, welche zunächst dem höchst interessanten Kamerun-Gebirge bis zum Pik, dann einem Teil des Bakundu-Landes bis zu den Basaramis gilt, worauf die Rückreise den Mungo hinab angetreten wird. Was uns der Verfasser in seiner lebhaften, klaren Weise von Land und Leuten, von der riesig üppigen Natur dieses Landes und seiner Schätze, von dem Handelsverkehr und dessen Zukunft und Chancen zu sagen weiß, ist in hohem Grade interessant, anschaulich, überzeugend und fern von jenem Sanguinismus, der sich vom ersten Eindruck und der augenblicklichen Empfindung bestechen läßt, und dies leiht dem höchst unterhaltenden, trefflich geschriebenen Werke, welche sich zugleich auch mit der ganzen Geschichte dieser Kolonie befaßt, seinen besonderen Wert. Wir begrüßen in dem Buche des Herrn Dr. Schwarz einen der wertvollsten Beiträge zur genaueren Kunde dieses Teils von Afrika und eine im höchsten Grade fesselnde, unterhaltende und lehrreiche Lektüre für jeden Gebildeten. r.

* Jacob, Georg: Welche Handelsartikel bezogen die Araber des Mittelalters aus den nordisch-baltischen Ländern? Leipzig, G. Böhme, 1886. — Die Thatsache, daß an den baltischen Küsten und im größten Teile von Rußland ungeheure Mengen arabischer Münzen, zum Teil aus ferner Vorzeit, gefunden wurden, mußte die Frage nach der Provenienz dieser Münzen anregen und zu einer eingehenderen Forschung über die Art des Verkehrs führen, welcher solche Werte nach so fernen Gegenden geführt hatte. Es war eine Frage, welche vom Standpunkt der Archäologie, der allgemeinen, der Kultur- und Handelsgeschichte aus ungemein wichtig war, und daher schon seit einem Jahrhundert die Gelehrten sehr beschäftigte. Die vorliegende kleine aber gediegene Schrift gibt eine möglichst vollständige und richtige Lösung dieses Problems durch die Ergebnisse der genaueren Erforschung der arabischen Quellen. Die Waren, welche die Araber dort im Norden und Nordwesten holten, waren Sklaven und Sklavinnen, Mammutszähne, Vieh, Pelzwerk, Honig und Wachs, Hölzer, Haselnüsse, Getreide, Bernstein, mineralische und gewerbliche Produkte u. s. w., und der Verkehr in denselben scheint einen bedeutenden Umfang erreicht zu haben, wie wir aus diesem gehaltvollen Schriftchen erfahren. r.

* *Ferdinandus ab Herder.* Catalogus systematicus bibliothecae horti imperialis botanici petropolitani. Editio nova. Petropoli 1886. 8°. 510 p. — Diese überaus gewissenhafte und mühevolle Arbeit, welche den Autor jahrelang in Anspruch genommen hat, wird nicht allein die Aufmerksamkeit der Botaniker auf sich lenken, sondern erregt auch das Interesse der Geographen. Die Bibliothek des botanischen Gartens zu St. Petersburg besteht aus 20,948 Bänden, welche ihrem Inhalte nach natürlich zum größten Teile auf Pflanzenkunde und andere Naturwissenschaften

Bezug haben, aber in dieser stattlichen Sammlung finden wir auch zugleich eine reiche Kollektion geographischer Werke, und namentlich muß die Reiselitteratur unsere Verwunderung erregen. Dieselbe ist im Kapitel XI des Katalogs „Itineraria et topographiae“ Seite 42—67 aufgenommen, und schon der Umfang dieses Kapitels deutet auf die bedeutende Anzahl von Werken hin, die sich in der That auf nahezu 1000 beläuft; hiezu kommen noch die im Kapitel X Seite 39—41 enthaltenen rein geographischen Werke und Karten, wodurch die obengenannte Ziffer noch erhöht wird. Was speziell die Reiselitteratur anbetrifft, so sind es hauptsächlich deutsche, englische und französische Werke, die wir vorfinden; weit geringer ist die russische Litteratur vertreten, was leicht erklärlich ist, da letztere erst in neuer Zeit heranzuwachsen beginnt; aber auch die in holländischer, italienischer, spanischer und anderen europäischen Sprachen verfaßten Reisewerke bilden zusammengenommen keinen unbedeutenden Teil dieser schönen, wertvollen Sammlung. Und so manche Seltenheit ist in derselben enthalten, wie die alten Werke eines Herberstein, Olearius, Hackluit und vieler anderer, in deren Besitz wohl nicht einmal jede geographische Bibliothek sein dürfte; auffallend erscheint weiter der Reichtum an Reisewerken aus dem vorigen Jahrhundert, es fehlt hier kaum eine bedeutende Reisebeschreibung aus jener Zeit. Selbstverständlich besteht der größte Teil der Sammlung aus Werken unseres Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit, und unter denselben braucht man nicht vergeblich nach der Beschreibung einer hervorragenden Reise zu suchen. Ein besonderes Interesse erregen die in der Bibliothek vorhandenen Manuskripte, von welchen wir hier nur zwei in Erwähnung bringen wollen, nämlich Messerschmidt's Tagebuch einer sibirischen Reise in den Jahren 1721 bis 1724, Manuskript in Folio; es ist das Tagebuch jenes wackeren deutschen Reisenden, dem es nicht vergönnt war, die Resultate seiner an Mühseligkeiten und Entbehrungen reichen Wanderung zu veröffentlichen, weil während seiner Rückkehr nach St. Petersburg sein Protektor Peter der Große daselbst gestorben war. Das andere Manuskript, welches hier erwähnt sei, ist: Alexander Gustav Schrenck's Reisen und Forschungen in der Soongarischen Kirghisen-Steppe, auf allerhöchsten Befehl für den Kaiserlichen botanischen Garten zu St. Petersburg während der Jahre 1840—1843 ausgeführt. 1.—4. Reise. 4 Bände in 4⁰; durch ungünstige Umstände verhindert, ist das Manuskript dieses vor zehn Jahren verstorbenen Forschers leider nicht zur Veröffentlichung gekommen. Dem Geographen dürfte also die erwähnte reiche Sammlung an Reisewerken doch von Interesse sein und darum schien es wohl angemessen, auf den neu erschienenen Katalog der Bibliothek des Kaiserlich botanischen Gartens zu St. Petersburg hier aufmerksam zu machen. C. H.

Neuere Karten und Kartenwerke.

* Liebenow, W.: Karte von Afrika, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien. In 4 Blättern. Berlin, Berliner Lithographisches Institut (Julius Moser), 1886. Preis 6 Mark. — Das gewaltige Interesse, welches sich den deutschen Kolonial-Unternehmungen und hiedurch vorzugsweise dem Weltteil Afrika zuwendet, ruft auch eine Anzahl neuer Kartenwerke über den dunklen Weltteil hervor. Den trefflichen Spezialkarten Afrika's von H. Habenicht in zehn und von R. Andree und A. Scobel in vier Blättern reiht sich nun würdig die vorliegende neue Karte von W. Liebenow an, welche, wie die vorerwähnte, im Maßstab von 1 : 10,000,000 bearbeitet, vorzüglich gezeichnet und gestochen, reichhaltig, deutlich und möglichst vollständig ist, die neuesten Forschungsergebnisse berücksichtigt und noch durch neun treffliche Spezialkarten die für uns Deutsche interessantesten Kolonisations-Gebiete Afrika's darlegt. Diese Liebenow'sche Karte dürfte wegen ihrer Schönheit, Vollständigkeit und ihres billigen Preises, sowie wegen ihrer Handlichkeit, bald zur beliebtesten und begehrtesten Karte von Afrika werden, und verdient diese Bevorzugung in der That auch in jeder Hinsicht.

* Uebersichtskarte des mittleren Ostafrika und der deutschen Erwerbungen. Herausgegeben vom Geographischen Institut in Weimar. — Diese hübsche Uebersichtskarte über das Gebiet der deutschen Kolonial-Bestrebungen bildet die Nr. 7 der von demselben Institute herausgegebenen „Deutschen Kolonialkarten“ und gestattet die ganze Geschichte und Entwickelung der deutschen Kolonisation in Ostafrika, welche wohl die erfolgreichste und ergiebigste aller deutschen Unternehmungen in Afrika werden dürfte, zu überschauen und zu kontrolieren. Der billige Preis dieser sehr deutlichen und möglichst reichhaltigen Karte (60 Pfennig) macht sie zur allgemeinsten Verbreitung geeignet. Sie reicht noch bis zum Bangweolo- und Nyassa-See und umfaßt noch die Komoren ꝛc. nebst der Nordspitze von Madagaskar mit den französischen Besitzungen von Diego Suarez-Bai, Nossi-Be ꝛc. und auf einer Nebenkarte Sansibar und die Sansibar-Küste von Usambara bis Mtoti.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 43. Stuttgart, 25. Oktober. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Der Allgemeine Deutsche Kongreß zur Förderung überseeischer Interessen.

Von Karl Hager.

Länder- und Völkerkunde wie das weite Gebiet „überseeischer Interessen" hatten einen guten Teil ihrer Vertreter um die Septembermitte in unserer Reichshauptstadt versammelt, wo in wenigen Tagen an Erörterung nationaler und wissenschaftlicher Aufgaben mehr geleistet ward, als irgendwann und irgendwo. Nicht allein der Allgemeine Deutsche Kongreß, sondern auch die 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte hatte die oben angedeuteten Fragen in ihr Programm aufgenommen und hat der Behandlung derselben einen guten Teil ihrer Zeit gewidmet. Seinem Wesen und seinen Zwecken entsprechend mußte der Allgemeine Deutsche Kongreß die Probleme wissenschaftlicher Art zu Gunsten der praktischen und nationalen in den Hintergrund stellen, und streng genommen hat nur Herr Dr. Haacke aus Adelaide, der frühere Direktor der südaustralischen Museen und Mitglied der australischen Expedition nach Neu-Guinea vom Jahre 1885, in seinem Vortrage über die zoologisch-botanische Erforschung der deutschen Kolonien, wissenschaftliche Fragen berührt und Vorschläge eingebracht, deren Konsequenzen der Wissenschaft zu gute kommen. Der Redner verlangte für jedes deutsche Schutzgebiet einen Fachzoologen und eine gemeinsame Direktion dieser Gelehrten in Berlin. Dortselbst solle auch ein Kolonialmuseum errichtet werden. Das eingesandte Material müsse von Spezialisten bearbeitet und die Ergebnisse der Forschung in einer Zeitschrift, in Bilderatlanten, in Kartenwerken und in populären Handbüchern niedergelegt werden. Um dies alles ins Werk zu setzen, müsse sich eine deutsche zoologische Kolonialgesellschaft bilden, die aus Fachleuten und Laien bestände und von den bestehenden Kolonialgesellschaften, der Reichsregierung und den Bundesstaaten unterstützt werde. Analoges verlangte Dr. Haacke für die Botanik. Seine Forderungen decken sich mit den von den Sachverständigen häufig geäußerten Wünschen, so namentlich den Ansichten des Herrn Professors Frhrn. v. Richthofen, die derselbe am heurigen Jubiläumsfeste des Leipziger Vereins für Erdkunde äußerte, und entsprechen im allgemeinen der Praxis der übrigen europäischen Kolonialvölker, deren zoologische, botanische und ethnologische Arbeiten sich ja bekanntlich zumeist auf ihre Kolonialländer stützen. Leider gelangte der Antrag in der von Herrn Dr. Haacke gestellten Form nicht zur Annahme; in der betreffenden Sektion machten sich weitere Wünsche geltend, und vielleicht zum Schaden der Sache verallgemeinerte man die Resolution, die in dieser Richtung der Plenarversammlung vorgelegt und von ihr gutgeheißen wurde. In der jetzigen Form spricht dieselbe den allgemeinen Wunsch aus, daß die auf Erforschung der Naturprodukte in den deutschen Schutzgebieten, sowie der Sprachen und Sitten der Eingeborenen, desgleichen auf die Verbreitung kolonialer Kenntnisse im deutschen Volke gerichtete deutsche Wissenschaft aus öffentlichen Mitteln thunlichst unterstützt werde, insbesondere daß die für die Erforschung Afrika's

vom Reichstage bewilligten Mittel zur Erforschung der deutschen Kolonien und benachbarter Gebiete verwendet werden.[1] In dankenswerter Weise gab Herr Pfarrer und Missionar Dr. Büttner den auf die Kenntnis der Eingeborenen-Sprachen gerichteten Wünschen einen präziseren Ausdruck durch seinen (von der Versammlung angenommenen) Antrag: „Der Kongreß wolle die Reichsregierung ersuchen, in ähnlicher Weise, wie durch das geplante orientalische Seminar für Förderung der Kenntnis der asiatischen Sprachen gesorgt werden soll, auch zur Förderung des Studiums der afrikanischen Sprachen in Deutschland baldmöglichst geeignete Schritte zu thun.

Die übrigen Vorträge beschäftigten sich mit praktischen Fragen, mit Auswanderung, Handel, Kolonisation und Mission. Da der Kongreß vom Zentralvereine für Handelsgeographie, der bekanntlich in Südamerika, und der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation, die in Ostafrika ihren Schwerpunkt hat, einberufen war, traten diese beiden Länder in den Vordergrund, und es ist mit Freude zu begrüßen, daß die letztere Gesellschaft durch den Mund des Herrn Vize-Admiral Livonius verkünden ließ, welche Art von Auswanderern sie in ihr Gebiet wünscht, und welche Volkselemente hoffen können, dort Raum für Entfaltung ihrer Kräfte zu finden. Von einer Einwanderung in großem Maßstabe kann nach dieser Auffassung nicht die Rede sein; dagegen eröffnen sich für eine Gruppe der Bevölkerung, die bisher in gewissem Sinne von der Auswanderung ausgeschlossen war, dort gute Chancen; Leute, die ein gewisses Maß von Bildung erworben, zuviel für untergeordnete Arbeit und zu wenig für bevorzugte Stellungen, so namentlich mittlere Landwirte, auch junge Kaufleute, die infolge von Mittellosigkeit im Vaterlande sich nie selbständig machen können, würden dort in nicht zu ferner Zeit ein lohnendes Arbeitsfeld finden. So werde diese Auswanderung zugleich ein Sicherheitsventil für soziale Explosionen.

Einer der beachtenswertesten Vorträge aus den Reihen der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation war der des Grafen Joachim Pfeil „Ueber Erziehung der Neger zur Arbeit", der in der Tagespresse vielfach eine herbe Verurteilung erfuhr und von dem Herr Büttner erklärte, daß er ihm „das Blut in den Adern erstarren gemacht" habe. Graf Pfeil erkennt die Hauptschwierigkeit darin, des Schwarzen überhaupt habhaft zu werden und schlägt zu diesem Zwecke Mittel vor, die ihm den Vorwurf, er strebe nach Einführung der Sklaverei, zugezogen haben. Man verbünde sich, darin gipfelte die Theorie, welche aus der in Südafrika mit den Basutos thatsächlich durchgeführten Praxis entspringt — mit einem kriegerischen Häuptling, der durch seine drohende Autorität die feigeren Stämme zur Arbeit zwingt. Man teile die Neger in Lokationen und lege ihnen eine Kopfsteuer auf, die abverdient wird. Das sind freilich etwas rauhe Mittel, aber es ist doch Thatsache, daß der Neger nur durch eine ihm stets vor Augen stehende Macht gewonnen, daß er durch Nachsicht zügellos und durch Verzärtelung arbeitsunfähig wird. Zudem versicherte der Redner, daß diese Mittel in geschickter Durchführung die Anwendung von Gewalt nie nötig machten. Und liegt schließlich nicht eine unabweisbare Wahrheit in der Begründung des Grafen Pfeil, daß der Kulturmensch ob seiner vieltausendjährigen Gesittung das Recht habe, vom Naturmenschen Arbeit zu fordern, daß der letztere dem ersteren sich assimilieren müsse? Zwei Geistliche, Herr Missionar Büttner und Herr Pastor Diestelkamp wendeten sich gegen die Ausführungen des Grafen Pfeil, der sich auch über den Anteil der Mission an der Erziehung der Neger zur Arbeit verbreitet und die Ansicht geäußert hatte, dieselbe könne mehr nützen, wenn sie weniger Bibel- und Lese-Unterricht erteilen, als zu praktischen Verrichtungen anhalten wollte, wenn sie statt „Bete und arbeite!" den Grundsatz „Arbeite und bete!" zu dem ihrigen machen wollte. Die beiden Herren betonten den Standpunkt, daß der Missionar voraus und in erster Linie ein Diener des Herrn und die Verbreitung des Christentums seine Aufgabe sei. Wir meinen, daß gerade das Wirken des Herrn Büttner in Südwestafrika der beste Beweis ist, wie gut sich die kirchlichen Aufgaben der Glaubensboten mit den zivilisatorischen vereinigen lassen. (Was übrigens die sachlichen Einwendungen Büttner's gegen Graf Pfeil anlangt, nämlich die Behauptung, daß der Schwarze empfindlich sei für gute Behandlung, daß die Peitsche ihren Zweck verfehle, so ist offenbar die große Verschiedenheit im Charakter der afrikanischen Stämme der Grund der hier zutage getretenen Meinungsverschiedenheit: Herr Büttner stützte sich auf seine südwestafrikanischen Erfahrungen inmitten eines auf verhältnismäßig hoher Kulturstufe stehenden Negervolkes, die Ratschläge seines Gegners waren von südafrikanischen Beobachtungen und Erlebnissen eingegeben. Keiner von beiden ist ohne weiteres berechtigt, seine Theorie auf andere Gegenden des Erdteils auszudehnen. Aber Graf Pfeil hat vor Herrn Büttner das voraus, daß er auch in Ostafrika Beobachtungen anstellen und den Volkscharakter der in Frage kommenden Stämme, wenn auch nur flüchtig, kennen lernen konnte.)

Ueber die Stellung der Mission zur Kolonialpolitik und über die Aufgaben des Missionars in den deutschen Schutzgebieten verbreitete sich eingehend Herr Pfarrer Ittameier. Auch für ihn ist der Missionar nicht etwa politischer Emissär, sondern zunächst der Verkünder des Evangeliums. Aber er soll seine Bekehrten auch national erziehen und ihnen Pflichtgefühl gegen das neue Vaterland einzuprägen suchen; er soll sie auch zur Arbeit erziehen, die Methode aber müsse in jedem einzelnen Falle den Missionaren selbst überlassen bleiben. Jede Mission,

[1] Thatsächlich verwendet gegenwärtig die Reichsregierung bereits jetzt die der Afrikanischen Gesellschaft bewilligte Unterstützung von 150,000 Mark für Togo und Kamerun und bereist gegenwärtig Dr. Zintgraff letzteres Gebiet auf Reichskosten.

erklärte der Redner, treibt Erziehung zur Arbeit; die eine so, daß die Arbeitserziehung der religiösen Wirksamkeit vorangeht, die andere so, daß sie nachfolgt. Erstere geht von der Ansicht aus, ehe der Neger reif wird für das Christentum, müsse er ein tüchtiger Mensch sein, was nur durch Arbeit geschehen könne. Jedenfalls muß die Mission das Resultat erzielen, daß Leute vorhanden sind, welche fähig und willig sind zu jeglicher Arbeit. Es muß dankbar anerkannt werden, daß in den Kreisen, denen die Einrichtung von Missionen in unseren Kolonien obliegt, solche Auffassungen herrschen, die in so toleranter Weise ja keineswegs allgemein gäng und gäbe sind. Die Betonung nationaler Verpflichtungen seitens der Missionare, das Zugeständnis, daß es einer Mission auch erlaubt sei, das Bekehrungswerk der zivilisatorischen Arbeit folgen zu lassen (also unter Umständen doch die Anerkennung des Grundsatzes „Arbeite und bete!") tragen hoffentlich dazu bei, die entgegengesetzten Auffassungen zu versöhnen und die Gegner zu gemeinsamem Wirken zu verbinden. Die hauptsächlichsten Punkte des Antrages Ittameier, den der Kongreß zum Beschluß erhob, lauteten: Es sollen weder die bisherigen deutschen Missionen in fremden Gebieten verkürzt, noch fremde Missionen in jetzt deutsch gewordenen Gebieten zum Aufgeben derselben veranlaßt werden; und weiter: Es ist von der deutschen Mission in den deutschen überseeischen Gebieten zu erwarten, daß ihre Thätigkeit sowohl eine nationale, auf innerliche Angliederung ihrer Bekehrten an das deutsche Vaterland gerichtete, als auch eine die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit in sich schließende sei, wobei man es der Mission überläßt, in welcher Weise sie diese Erziehung in den Gesamtorganismus ihres Werkes einfügen kann und will, und im übrigen ihren höheren geistlichen Charakter voll und ganz anerkennt.

In der Südamerika und der deutschen Auswanderung dahin gewidmeten Abteilung des Kongresses waren die Hauptredner Herr Missionsdirektor Dr. Fabri, Herr v. Koseritz aus Porto Alegre und Herr Koloniedirektor a. D. Dr. Sellin. Sie schilderten sämtlich das südliche Brasilien als das gegenwärtig für die deutsche Auswanderung geeignetste Land und forderten die Aufhebung des v. d. Heydt'schen Erlasses von 1859, welcher derselben bisher hemmend im Wege stehe und der wohl für Nord- und Mittel-, nicht aber für Südbrasilien Berechtigung habe, wo völlig andere Bedingungen vorhanden wären. Aus der für die Beratung der Auswanderungsfrage geschaffenen Sektion gieng nun folgende Resolution hervor, die, wie die übrigen, einstimmige Annahme fand:

„1. Die deutsche Massenauswanderung ist eine wirtschaftlich notwendige, besonders durch unsere Bevölkerungszunahme gebotene Thatsache.

„2. Statt völlig unwirksamer Versuche, die Auswanderung zu hemmen, gilt es, dieselbe, so viel immer möglich, so zu leiten, daß sie aus einem Kräfteabfluß zu einer wirtschaftlichen und nationalen Stärkung Deutschlands sich gestalte.

„3. In Rücksicht hierauf empfiehlt es sich vor allem, die Auswanderung nach Südamerika, zunächst nach Südbrasilien, zu fördern und die Hemmnisse, welche der Auswanderung nach letztgenanntem Lande durch das preußische Ministerialreskript von 1859 noch im Wege stehen, zu beseitigen.

„4. Es bedarf einsichtiger und uneigennütziger Hülfeleistungen durch Privat-Assoziationen unter Staatsüberwachung für unsere Auswanderungslustigen in der Heimat und auf der Seereise.

„5. Es bedarf in den überseeischen Ländern ortskundiger und humaner Fürsorge für unsere neu einziehenden Landsleute.

„6. Während eine direkte Unterstützung der Auswanderung durch den Staat nur in Ausnahmefällen zulässig erscheint, ist die Bildung von Kolonialgesellschaften dringend erwünscht."

Dieser Beschluß ist der klare Ausdruck der in den beteiligten Kreisen teils seit langem latenten, teils in anderer Form schon häufig geäußerten Wünsche. Daß die Agitation zu Gunsten südamerikanischer Auswanderung und Kolonisation weitere Früchte gezeitigt, bewies die auf dem Kongreß abgegebene Erklärung des Herrn Dr. Jannasch, Vorsitzenden des Zentralvereins für Handelsgeographie, daß der genannte Verein die Kolonisation der Misiones demnächst in Angriff nehmen werde. Auch der hamburgische Kolonisationsverein von 1849 wird, wie Herr Dr. Fabri mitteilte, sein Arbeitsfeld beträchtlich ausdehnen.

Durch Herrn Ernst v. Weber wurde die Aufmerksamkeit des Kongresses auf Südafrika gelenkt, und es scheint, daß seine Mitteilungen zu einem kolonisatorischen Vorgehen einer zu diesem Zwecke sich bildenden Gesellschaft thatsächlich den Anstoß gegeben haben. Herr v. Weber bezeichnete die Buren als den geeignetsten Stützpunkt für deutsche Wirksamkeit. Der Engländer sei bei ihnen mißachtet ob der Jahre-langen schlechten Behandlung seitens der Kapregierung, der Deutsche ihr Verwandter und natürlicher Bundesgenosse, und eine dauernde Allianz mit den Buren könne dem deutschen Interesse nur förderlich sein; daher sei eine möglichst zahlreiche Besiedelung der Burendistrikte durch deutsche Ackerbauer geboten. Die Annahme des Wunsches der Buren in der Republik Upingtonia, sich unter den deutschen Schutz zu stellen, sei entschieden vorteilhaft für Deutschland. Die Deutsche Reichsregierung müsse mit der britischen eine Verständigung darüber erzielen, daß bezüglich der fortwährend sich bildenden neuen Buren-Staaten jenseit der Grenzen der Transvaal-Republik das absolute Nichtinterventionsprinzip gewahrt und dadurch der völkerrechtswidrigen und zugleich unseren deutschen Interessen schädlichen Vernichtung derselben durch private Freibeuter-Expeditionen aus der englischen Kapkolonie vorgebeugt werde. Namentlich sei auf

solche Art die Unabhängigkeit der Neuen Republik im Zulu-Lande und der in Bildung begriffenen Republik im Matabele-Land sicher zu stellen. Auch die Gründung eines deutschen Berufskonsulates in Transvaal erachtet Redner für notwendig, um namentlich die Vorgänge hinter den Grenzen der Transvaal-Republik unausgesetzt scharf beobachten und vom Standpunkte der deutschen Interessen genau überwachen zu lassen; das Konsulat müßte die Pflege eng freundschaftlicher Beziehungen zu den Buren als eine seiner Hauptaufgaben zu erfassen haben. Herr v. Weber gieng so weit, sich geradezu für Gründung einer deutschen Auswanderer-Republik in Südafrika auszusprechen; sie würde zu einer Brücke werden zwischen unseren ost- und westafrikanischen Kolonien. Seine Vorschläge wurden in der Form von Anträgen dem Plenum nicht unterbreitet, wohl aus dem Grunde, weil die Verfolgung solcher Absichten in das Programm der in Bildung begriffenen oder bereits gebildeten Südafrikanischen Gesellschaft gehört.

Noch einmal kam Afrika auf die Tagesordnung, als sich Herr Dr. Bernhard Schwarz über die handelspolitische Zukunft des Hinterlandes von Kamerun verbreitete. Die Kultur der Eingeborenen im Kamerun-Lande zeigt sich nach den Mitteilungen dieses Reisenden entwickelter, je mehr man ins Land hineindringt. Die Dualla an der Küste treiben nur Schacherhandel, während die Bakundu, Bafarami ꝛc. ausgebildeten Ackerbau treiben, erfreuliche Anfänge von Industrie besitzen und sogar in Städten von 50,000 bis 60,000 Einwohnern leben. Die reiche Zukunft sei gar nicht abzusehen, welche sich uns eröffnen müßte, könnten wir in diese Gebiete eindringen. Dies würde keineswegs den Ruin der jetzigen Küstenfaktoreien bedeuten, denn immer würden diese die Hauptlieferanten und Hauptabnehmer bleiben. Bereits haben die beiden Schweden (Knutson und Valdau) die Eingeborenen zur Gummi-Gewinnung angehalten, und dieser früher ungekannte Industriezweig bringt bereits 20,000 Mark jährlichen Ertrag. Dr. Schwarz schlug einige Gebirgsdörfer vor, die als Stützpunkte für Handelsunternehmungen brauchbar seien und nennt Bäa, 800 m. hoch gelegen, das gesund und wasserreich sei, 1000 Einwohner zähle und gesittete Arbeiter biete; Bakundu und Balambele, wo die Mission den Boden vorbereitet habe und von wo aus die Seen mit ihren großen Städten besucht werden könnten, und andere. Eine Handelsgesellschaft müsse ins Leben treten, welche dieses reiche Gebiet bearbeite, das einerseits nach dem Kongo, andererseits nach dem Niger-Binuë die Pforte bildet. Dann müsse man wie in Europa verfahren: Reisende von den Stationen in der Gegend umhersenden, den Eingeborenen Muster vorlegen, ihren Geschmack erforschen und ihre Kauflust reizen, Reklame machen.

Die allseitig laut gewordenen Wünsche auf Erweiterung der subventionierten Dampferlinien (Wünsche, die, so oft ein Redner die Frage berührte, in dem lebhaftesten Beifall der Versammlung zum Ausdruck gelangten) konnten durch diese Darlegungen des verdienten Kamerun-Reisenden nur bestätigt werden. In zwei Fassungen gelangten die diesbezüglichen Forderungen vor das Plenum des Kongresses und zur Annahme. Sie lauteten:

„1. Der Kongreß ersucht die Reichsregierung, das Projekt einer deutschen Postdampferlinie zur Verbindung der afrikanischen Kolonien mit der Heimat dem Reichstage von neuem vorzulegen. Der Kongreß beschließt, eine Petition an den Reichstag zu richten, in welcher seinem dringenden Wunsch nach Bewilligung der zur Beschaffung der subventionierten afrikanischen Dampferlinien Ausdruck gegeben wird.

„2. Der Kongreß erkennt für die Fortführung der deutschen Kolonialpolitik als dringende Aufgabe die Schaffung direkter Dampferverbindungen und die Einrichtung deutscher Bankinstitute für unsere kolonialen Unternehmungen."

Erwähnen wir noch den Ueberblick über die deutsche Ein- und Ausfuhr, den Herr Dr. Jannasch gab, und in welchem er als Ziele der deutschen Handelspolitik u. a. die Erschließung der ostasiatischen Märkte, die Anlegung von Faktoreien im Sudan, und die Unterstützung der südamerikanischen Auswanderung nannte, um den Konsum der deutschen Ware dort dauernd zu machen, ferner die Forderungen des Herrn Dr. Götz, der namens des Vereins zum Schutze deutscher Interessen im Auslande sprach und u. a. Handelsmuseen[1] mit Unterabteilungen (Wanderlagern), internationale Ausstellungen mit staatlicher Unterstützung und einen jährlich zu veröffentlichenden auszüglichen populären Generalbericht aus den Berichten der deutschen Konsulate zum Gebrauche für den Geschäftsmann verlangte, so ist der praktische Teil des Kongresses erschöpft.

Aber auch Fragen idealer Art waren es, welche eine Reihe der um das Deutschtum verdientesten Männer in Berlin versammelt hatten; es galt, durch Erörterung und Beschlußfassung Mittel und Wege zu finden, durch welche das nationale Band, das Deutschland mit seinen Söhnen in der Ferne verbindet, gestärkt, das Gefühl der Zusammengehörigkeit geweckt und belebt werden könnte. Es war der Kongreß deutscherseits ein Ausfluß jener Bewegung, die sich gegenwärtig bei fast allen Kulturnationen der Erde regt, eine Aeußerung des Einheitsdrangs, der heute gleich groß ist in der romanischen wie in der slawischen Welt und der englischerseits vor nicht langer Zeit den Allgemeinen Englischen Kongreß gezeitigt hat. Die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches war geeignet, dem deutschen Volkstum ein stärkeres Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der ganzen Art zu verleihen, das in den traurigen Erlebnissen Jahrhunderte-langen nationalen Darniederliegens dem Deutschen abhanden gekommen war; und gestützt auf diesen Rückhalt ist es heute an der Zeit, Maßregeln zu ergreifen, um aller Orten unser Volkstum kräftig

[1] Die Bitte um Errichtung eines Handelsmuseums ist an der zuständigen Stelle bereits eingereicht.

auszugestalten und zur Selbständigkeit stark zu machen. Solche Erwägungen veranlaßten die Veranstalter des Kongresses, eine Sektion für „Erhaltung deutscher Sprache und Art in der Fremde" zu errichten, und wohl nie ist gründlicher, klarer, gedankenreicher und mit herzlicherer Wärme über diese uns Deutschen mehr als irgend eine andere am Herzen liegende Aufgabe gesprochen worden, als es von dem Redner aus der schwer bedrängten Ostmark, Herrn Professor Knoll aus Prag, dem Abgesandten des Deutschen Schulvereins, in der dritten Sitzung des Kongresses geschah.

Wir können uns nicht versagen, aus dieser Rede das Beherzigenswerteste und besonders die erst einzuführenden Maßregeln, die Herr Knoll vorschlug, hier mitzuteilen:

Die Deutschen in der Heimat haben die Pflicht, denen in der Fremde „die Größe und Würde unserer Nation vorzuleben." Deshalb muß das nationale Leben in der Heimat ein möglichst reges und tiefgehendes sein. Die Erziehung der Kinder, Kunst, Gewerbe und Schrifttum müssen ein nationales Gepräge erhalten, das politische Leben muß sich würdig gestalten, kleinlicher Parteigeist den großen nationalen Zwecken weichen. Je mehr Achtung und Vertrauen den Deutschen in der Fremde unser eigenes politisches Verhalten einflößt, desto mehr Widerstandskraft werden sie selbst in ihren politischen Kämpfen entwickeln. Die Teilnahme an Freud und Leid, das die Deutschen in der Heimat oder Fremde trifft, muß bei allen passenden Gelegenheiten würdigen Ausdruck erhalten. Nicht dem Zufall soll dieses überlassen werden. Einzelne Personen, welche aus Neigung oder Beruf die Vorgänge innerhalb des deutschen Volkes genauer verfolgen, sollten geradezu beauftragt werden, mit derartigen Kundgebungen selbst voranzugehen oder sie zu veranlassen und mit den nötigen Mitteln hierzu ausgerüstet werden. Wir erachten als das für derartige Kundgebungen geeignetste Organ das „Korrespondenzblatt des Deutschen Schulvereins."

Im allgemeinen ist das Eintreten für die Stammesgenossen in der Fremde und die Auflehnung gegen die Schmach, welche dem deutschen Namen irgendwo widerfährt, natürlich eine der wesentlichsten und heiligsten Aufgaben der deutschen Presse. Herr Knoll unterließ es nicht, als er diese Verpflichtung betonte, der bekannten Abhandlung Eduard's v. Hartmann in der „Gegenwart" von 1885 eine verdiente Abfertigung widerfahren zu lassen. Das Gemeingefühl muß sich ferner in der Achtung ausdrücken, welche die Heimat denjenigen entgegenbringt, die in der Fremde ihrem Volkstum unter schwierigen Verhältnissen treu geblieben sind, sowie in der ablehnenden Haltung gegenüber denen, die ohne zwingende Notwendigkeit ihr deutsches Volkstum preisgegeben haben oder gar selbst ihre Hand zu einer Schädigung des Volkstums bieten. Vielfach finden wir es, daß deutsche Gutsherren oder deutsche Besitzer von Fabriken oder Bergwerken entweder aus Nachlässigkeit, weil sie sich um diese Dinge nicht kümmern, oder mit vollem Bewußtsein das Abbröckeln der Sprachgrenzen und die Durchsetzung des deutschen Gebietes mit fremden Volkselementen fördern. Genügt den ersteren gegenüber eine Mahnung an ihre nationalen Pflichten, so muß den letzteren die gesellschaftliche Aechtung beweisen, daß auch jener Deutsche einen Landesverrat begeht, der mit Bewußtsein der Schmälerung des deutschen Sprachgebietes Vorschub leistet.

Den Schluß der Auseinandersetzung über die Pflichten der Heimat gegenüber der Fremde bildete ein Vorschlag, der nach der Meinung des Redners am zweckmäßigsten einem erfolgreichen Wirken aus der Heimat in die Ferne zur Grundlage dient: die Einführung einer „nationalen Statistik". Diese Statistik darf sich nicht blos auf die Feststellung der Menge der Deutschen an allen jenen Punkten in der Fremde, wo dieselben einigermaßen zahlreicher angesiedelt sind, erstrecken, sondern muß, soweit als dies möglich ist, auch den Volksstamm ermitteln, dem die Hauptmasse derselben angehört, da sich hieran oft sehr wirksame Beziehungen zur Heimat anknüpfen lassen. In Gegenden, wo eine Schmälerung des deutschen Sprachgebietes durch massenhafte Einwanderung fremder Volkselemente droht, muß diese Einwanderung und der Stand der nichtdeutschen Schulen immer genau ersichtlich erhalten werden, ebenso der Umstand, ob auf irgend einem Gebiete der Thätigkeit die Nichtdeutschen daselbst so vorwalten, daß die Beherrschung desselben durch Nichtdeutsche und damit die Verwischung des reindeutschen Charakters jener Gegend des deutschen Sprachgebietes zu fürchten ist.

Die Feststellung dieser Verhältnisse könnte nur durch Ausfüllung von Fragebogen durch Vertrauenspersonen erfolgen, die an den betreffenden Orten ansässig sind und, wo dies möglich ist, die Unterstützung der Ortsbehörde in Anspruch nehmen, um zuverlässige Angaben machen zu können. Es müßten zu diesem Behufe Statistiker von Fach sich zunächst ein kleineres Arbeitsgebiet auswählen. Ist es geglückt, die Arbeit vorerst innerhalb eines kleinen Gebietes durchzuführen, so wird sich der Mut zur allmählichen Ausbreitung derselben auf immer weitere Gebiete einstellen und die Unterstützung in diesen wird wachsen, wenn man erst den Nutzen einer solchen Arbeit an einer kleinen Veröffentlichung über ein derartiges Gebiet ersichtlich machen kann.

Das Ziel, das dabei verfolgt werden muß, ist dieses: Einen Ueberblick über die nationale Lage und Zukunft des deutschen Volkes an allen Punkten, wo es einigermaßen zahlreicher vertreten ist, zu gewinnen, welcher Ueberblick auch erst ein ganz planmäßiges Arbeiten an der Beseitigung des nationalen Notstandes ermöglichen wird. Das Material für diesen Ueberblick müßte an einem Platze aufgestapelt und mit dem betreffenden Archiv eine Bibliothek verbunden werden, in der alle Druckwerke vereinigt werden, welche auf die nationalen Verhältnisse der Deutschen in der Fremde Bezug nehmen.

Was nun die Einwirkung auf die in der Fremde angesiedelten Deutschen betrifft, so erblickt Herr Knoll namentlich in der Vermittelung von Nachrichten aus der Heimat einen Schutz gegen die Entnationalisierung der Deutschen in der Fremde; am zweckmäßigsten geschieht dies durch die Uebermittelung von Zeitungen und zwar weniger durch die großen politischen Tagesblätter, als die kleinen Wochenschriften von örtlicher Bedeutung, welche sich dem Verständnis der Massen besser anpassen und durch die Anknüpfung von Beziehungen zu dem Stammlande im engeren Wortsinne leichter auf das Gemüt einzuwirken vermögen. Die Familienblätter müßten auch der Heimatkunde dienen und insbesondere die Schilderungen der Kämpfe für die Erhaltung des deutschen Volkstums an einzelnen bedrohten Stellen in ihr Programm aufnehmen und so zur Nacheiferung anregen. Viele dieser Blätter, die heute nach kurzer Benützung vernichtet werden, könnten bei geeigneter Verwertung für Stärkung der geistigen Bande zwischen Fremde und Heimat wesentliche Dienste leisten. Auch dieser Gedanke ist nicht mühe- und kostenlos durchzuführen und würde am besten erst in demjenigen Gebiete, in welchem die oben besprochenen statistischen Ermittelungen unternommen wurden, durchzuführen sein. Denselben Vertrauensmännern wären die Blätter in Paketen in gewissen Zwischenräumen zu übermitteln und dabei für die einzelnen Punkte der Fremde vorzugsweise solche Blätter zu benützen, die innerhalb des engeren Heimatsgebietes jenes deutschen Volksstammes erscheinen, der an dem betreffenden Punkte am zahlreichsten vertreten ist. Wahrscheinlich würde sich hieraus allmählich ein Nachrichtendienst aus der Fremde in die Wochenblätter des Stammlandes entwickeln, und in weiterer Folge könnte man an die Begründung eines Monatsblattes schreiten, das lediglich kurzgefaßte Nachrichten aus der Fremde enthielte und teils unentgeltlich, teils um einen geringen Preis massenhaft in der Heimat und Fremde verbreitet würde. Auch die Festigung der persönlichen Beziehungen zwischen Heimat und Fremde muß bedacht werden. Es ist oft wichtiger, die Thätigkeit eines einzigen energischen Mannes zu wecken, als ein nicht selten doch nur dumpf bleibendes Bewußtsein bei den Massen. Das wirksamste Mittel für den in Rede stehenden Zweck aber wird immer die Unterstützung nationaler Unternehmungen in der Fremde mit Geldmitteln sein. Der Geldbetrag, der für die Erhaltung eines deutschen Kindergartens oder einer deutschen Schule in der Fremde eingesendet wird, wirkt nicht blos insoweit, als er wirklich beiträgt für die Bestreitung der Schulauslagen, sondern weit darüber hinaus, weil er einen unwiderleglichen Beweis dafür liefert, daß man in der Heimat bereit ist, opferwillig das Streben nach Erhaltung der deutschen Sprache und Art bei den Deutschen in der Fremde zu unterstützen, daß diese also nicht verlassen sind in dem Kampfe um ihre Nationalität.

Um die Verstärkung des deutschen Volkselements an einzelnen Punkten in der Fremde herbeizuführen, dürfte sich oft die Möglichkeit bieten, durch Ankauf von Gutsbesitz, der in den Händen von Nichtdeutschen ist, durch Anlegen von Fabriken seitens deutscher Unternehmer an solchen Punkten die Stellung der Deutschen zu befestigen, wobei freilich der Betrieb auch durch Deutsche erfolgen muß und die leitenden Persönlichkeiten durch kräftiges Eintreten für das deutsche Volkstum ein Beispiel geben müssen. Die Bewältigung der Schwierigkeiten dürfte am ehesten durch Personen zu erwarten sein, die aus der Vermittelung derartiger Gutskäufe, aus dem Nachweise von Punkten die für die Errichtung bestimmter Fabrikunternehmungen besonders günstige Bedingungen bieten, selbst Gewinn ziehen. Sehr nützlich wäre es weiter, wenn die Vertrauensmänner in der Fremde bei den Gewerbe-Vereinen der Heimat oder am zweckmäßigsten bei einer Zentralstelle derselben von dem jeweiligen Bedarf an Handwerkern in ihrem Gebiete Anzeige machten, um, soweit als dies möglich ist, diesen Bedarf von der Heimat aus zu decken.

An solchen Punkten in der Fremde, wo die Deutschen einer thatkräftigen Führung bei der Wahrung ihrer nationalen Interessen entbehren, sollte für die Ansiedelung derartiger Führer gesorgt werden. Der Gedanke mag phantastisch erscheinen, da ja das Nationalgefühl bei uns im ganzen noch viel zu schwach entwickelt ist, als daß man bei unserer Jugend das Erwachen einer Art von Missionsgeistes erwarten könnte, der dazu drängt, sein Leben der Erhaltung des deutschen Volkstums in der Fremde zu weihen. Mancher Arzt, mancher Jurist und mancher Lehrer könnte sich einen gewinnbringenden und zugleich für sein Volk segensreichen Wirkungskreis schaffen. Indes dürfte die Zeit nicht zu ferne sein, wo die wachsende Konkurrenz in der Heimat als Weckerin der Thatkraft helfend eintritt. In dieser Richtung wäre ein wesentliches Förderungsmittel die Ausbildung des Stipendienwesens. Denn mittels besonderer Stipendien könnte an den Hochschulen und Lehrerbildungsanstalten der Heimat für gar manches deutsche Gemeinwesen in der Fremde der Arzt, Rechtsbeistand oder Lehrer und zugleich der nationale Führer herangebildet werden. Am Schlusse seines, von den Versammelten mit stürmischem Beifall belohnten Vortrages wies Herr Prof. Knoll auf die Gründung eines förmlichen **Institutum de propaganda natione germanica** hin, zu der freilich vorläufig noch geringe Aussicht vorhanden sei. — Es war das erste Mal, daß die große Lebensfrage des deutschen Volkstums in ihrer Allgemeinheit theoretisch behandelt wurde, und zum ersten Mal, daß eine Reihe greifbarer Vorschläge zur Erreichung des großen Zieles der Oeffentlichkeit übergeben worden. Hier und dort zwar ist die eine oder andere von diesen Maßregeln, wenn auch nicht immer in der hier gemeinten Form, zur Durchführung gekommen, zumeist aber sind solche Maßregeln dem Zufall überlassen oder den guten Absichten Vereinzelter. Was Herr Prof. Knoll will, was er auf Grund eigener Erlebnisse und

gründlicher Prüfung als das Erstrebenswerteste erkannte und was der Kongreß durch seinen Beifall guthieß, das ist das einheitliche Ergreifen geeigneter Maßregeln, ihre systematische Durchführung, die Organisation der Arbeit. Herrn Knoll's Aufgabe war es, ein Programm aufzustellen; zur Ausführung desselben nun die Anstalten zu treffen, bleibt einer Reihe weiterer Kräfte vorbehalten. Hätte der Kongreß es unterlassen, diese Kräfte heranzuziehen, so müßte ihm der Vorwurf gemacht werden, nur halb seine Arbeit gethan zu haben. Aber es ist vielleicht das bedeutendste und freudigste seiner Ergebnisse, daß die Männer bestimmt sind, denen es zunächst obliegt, die Organisation zu schaffen, mit Hilfe deren jene Maßregeln ins Werk gesetzt und nationale Hoffnungen verwirklicht werden können. In Gemäßheit eines Sektionsantrages bildete der Kongreß einen Ausschuß von 25 Herren, der durch Kooptation von weiteren 25 Herren auf 50 Mitglieder gebracht werden soll.[1] Demselben fällt die Aufgabe zu:

1) sich mit so viel bestehenden deutschen Vereinen als möglich in Verbindung zu setzen, um eine umfassende Organisation zum Schutze deutscher Interessen zu schaffen;

2) in solchen Städten und Ländern, wo zweckentsprechende deutsche Vereine nicht bestehen, Vertrauensmänner für Vertretung dieser Interessen zu ernennen.

Es ist selbstverständlich, daß das Hauptaugenmerk sich dabei auf den Allgemeinen Deutschen Schulverein richten wird (über dessen Fortschritte Herr Dr. Vormeng referierte), dessen Bedeutung für die zu erreichenden Ziele der Kongreß bereits in der Aufforderung ausspricht, die er in Form einer Resolution an die Deutschen ergehen läßt, diesem Verein als dem Mittelpunkt der Bestrebungen zur Erhaltung deutscher Sprache und Art in der Fremde beizutreten. (Bei dieser Gelegenheit wurde nicht versäumt, den deutschen Landsleuten im Auslande, insbesondere in Oesterreich-Ungarn und in den deutschen Ostsee-Provinzen warme Teilnahme in dem schweren Kampfe um die heiligsten Güter des deutschen Volkstums auszusprechen.)

Im Anschluß an Herrn Prof. Knoll's Rede äußerte Herr Dr. Peters seine Auffassung über die kulturhistorische Bedeutung des Deutschtums. Daß die Behandlung eines so weitbegrenzten Thema's innerhalb eines halbstündigen Vortrages nur andeutenden Charakters sein kann, liegt auf der Hand. Nur Mißgunst kann von Oberflächlichkeit reden. Hand in Hand mit den allgemein nationalen Bestrebungen geht in dem obenerwähnten Fünfundzwanziger-Ausschuß natürlich eine möglichst wirksame Vertretung der überseeischen Interessen, und wird denn in dem betreffenden Beschluß als seine dritte Aufgabe die bezeichnet, die Schaffung eines allgemeinen Verbandes zur Förderung unserer überseeischen nationalen Interessen herbeizuführen.

Es ist hier nicht der Ort, uns auf die Streitfrage einzulassen, ob die Hoffnungen, die auf diese Zusammenkunft gesetzt wurden, verwirklicht worden sind. Seiner Natur nach konnte dieser erste Anlauf in der Hauptsache ohnehin nur anregend wirken. Die getroffenen Maßnahmen haben nunmehr ihre Probe abzulegen, und ob man das Richtige gewählt, wird zum Teil schon der nächste Kongreß ergeben müssen, der innerhalb der nächsten drei Jahre stattzufinden hat; ihm werden sich weiterhin solche Versammlungen in bestimmten Zwischenräumen anreihen, denn nach dem einstimmigen Beschluß der diesjährigen Zusammenkunft ist der Allgemeine Deutsche Kongreß zur dauernden Institution erklärt worden, als eine Heimstätte aller nationalen und namentlich überseeischen Bestrebungen, gleichsam als oberster Gerichtshof für alle nationalen Angelegenheiten.

[1] Die gewählten Ausschußmitglieder sind folgende: Dr. Peters, Dr. Jannasch, Vize-Admiral a. D. Livonius, Direktor Gellert, Dr. Vormeng, Dr. Arendt, Dr. Schröder, Generalkonsul Schlesinger, Konsul Braß, Dr. Kersten, Korvettenkapitän Graf Haake, Graf Pfeil, Justizrat Haenschke, Professor Pfleiderer, Pastor Diestelkamp (sämtlich in Berlin); ferner Dr. Götz (München), Ministerialpräsident Dr. Grimm (Karlsruhe), Direktor Zilling (Stuttgart), Westen (Hannover), v. Sydow (Dobberpfuhl), Graf Behr (Bandelin), Kolonialdirektor a. D. Dr. Sellin (Leipzig), Ernst v. Weber (Dresden), v. d. Heydt (Elberfeld), Hofmarschall v. St. Paul-Illaire (Beuthen), und Pastor Büttner (Wormditt).

Fischfang und Hungersnot in Indien.

Kein Teil der Welt erscheint so oft von Hungersnot bedroht wie Indien und in keinem räumt der Hunger so gewaltig unter der Einwohnerschaft auf wie dort. Es ist daher schon oft im Geist dieses oder jenes Gelehrten die Frage aufgestiegen, warum man sich denn nicht in größerem Maßstabe des Fischreichtums jenes großen Reiches zur Verhütung solcher Heimsuchungen bediene. Die ungeheure Halbinsel Hindostan ist von tropischen Meeren umgeben; ihre Küsten sind niedrig und von Lagunen eingekerbt; ihr Inneres ist von großen Flüssen durchströmt; ihre Liste von eßbaren Fischen ist eine ungewöhnlich große. Man sollte daher meinen, dieser Ueberfluß an tierischer Nahrung könnte besser ausgenützt werden, als dies der Fall zu sein scheint.

Die Fischer haben seit grauer Vorzeit eine gesonderte Kaste in Indien gebildet. Ursprünglich war diese wieder geteilt in solche, welche auf dem offenen Meere ihrem Beruf nachgingen, und in solche, welche auf den Binnengewässern fischten; allein dieser Unterschied ist nun in den meisten Bezirken aufgehoben und verloren gegangen. Die Ueberbleibsel einer patriarchalischen Gliederung der Kaste (in deren Geschichte manche politisch hervorragende Gestalten genannt werden können) existieren noch, denn die Fischer anerkennen mehrere erbliche Häuptlinge, von denen jeder eine priesterliche Kontrole über eine weite Küstenstrecke ausübt und in allen Streitigkeiten der Kaste oder

der Familie die oberste richterliche Instanz bildet. Unter diesen stehen dann ergänzend kleinere Häuptlinge über Gruppen von Dörfern und in jedem Fischerdörfchen oder Weiler gebieten gewählte Oberhäupter. Diese Häuptlinge schlichten Streitigkeiten, wohnen Hochzeiten und religiösen Zeremonien bei, ordnen häufig die Arbeiten des Dorfes an, sammeln die Abgaben an die Regierung ein, und nehmen die Strafen und Bußgelder in Empfang, welche dann viele von den unteren Beamten ihren Vorgesetzten abliefern müssen.

Das allgemeine Herunterkommen und die Ausartung des Interesses an der Meeresfischerei veranlaßte neuerdings die indische Regierung, eine Untersuchung anzuordnen, deren Leitung in die Hände von Dr. Francis Day gelegt wurde, und dieser stellte die Ergebnisse seiner Forschung in einem gehaltvollen Bericht zusammen, welcher bei Gelegenheit der letzten Fischerei-Ausstellung in London vorgelesen wurde. Daraus geht hervor, daß der Schlüssel zu dem vergleichsweisen Gedeihen oder Elend unter dieser Klasse der Bevölkerung in dem Worte „Salz“ zu finden ist. Der einzige Zweck, um dessen willen man den in „Schollen“ ziehenden Seefischen nachstellt, welche in großen Mengen auf einmal gefangen werden können (abgesehen von dem verhältnismäßig kleinen Betrag, welcher an Ort und Stelle frisch verspeist wird), geht dahin, sie für späteren Gebrauch aufzubewahren. Dies kann nun geschehen durch Trocknen, was aber ein unsicheres Verfahren ist und die getrockneten Fische mehr oder weniger der Fäulnis überliefert, oder durch Einsalzen. Das Salz aber ist schon seit uralter Zeit nicht allein aus dem Meerwasser nach landesüblicher Weise hergestellt worden, sondern es findet sich in gewissen Regionen, wie im westlichen Madras, auch in Gestalt von salzhaltigen Erden, welche in unvollkommener Weise die Stelle von Kochsalz vertreten.

Frühere britische Regierungen legten eine schwere Steuer nicht allein auf die Einfuhr und Bereitung von gutem Salz, sondern besteuerten sogar die Einsammlung der armseligen Salzerde. Diese Steuern waren in verschiedenen Distrikten von verschiedener Höhe und sind nun in einigen abgeschafft worden. Ueberblickt man jetzt die ganze Meeresküste, so sieht man nun, daß überall wo das Salz teurer war (ausgenommen wenige Orte, wo eine starke örtliche Nachfrage stattfand, wie in der Nachbarschaft großer Städte), das Gewerbe der Fischpökler ruiniert wurde, weshalb auch die Fischerei sehr herunterkam, die Zahl der Fischer abnahm und diese ihren Unterhalt als Matrosen oder Bootsleute suchten; daß der mit besteuertem oder monopolisiertem Salz gepökelte Fisch einfach ein Luxus für den Reichen und eine wertvolle Ausfuhrware wurde und daß die Armen einfach ihren Fisch stinkend essen oder ihn dadurch für eine kurze Zeit aufbewahren mußten, daß sie ihn erst im Meerwasser eintauchten und dann an der Sonne trockneten, und daß der mit Salzerde gepökelte Fisch sich schlecht hält und den Verzehrer zur Erkrankung geneigt macht. Die unverkennbare Folge dieser Steuer war die Entmutigung und Minderung wo nicht der gänzliche Verfall eines großen Bruchteils der Fischerei und des ganzen, ein Nahrungsmittel für die Volksmasse produzierenden Gewerbes. Außerdem hat sie nicht nur diesen besonderen Uebelstand hervorgerufen, sondern auch die allgemeine Wohlfahrt geschädigt, denn die Volksnahrung wurde dadurch nicht nur vermindert, sondern auch auf einen unsinnig hohen Preis hinaufgetrieben, weil alle Fischer nun in die Hände der Geldverleiher und Wucherer gefallen sind, deren Vorschüssen an Kapital sie allein die Möglichkeit verdanken, überhaupt etwas zu thun, und denen sie den ganzen Fang überantworten müssen, sobald sie ihn ans Land bringen.

Die Süßwasserfische unterscheiden sich in vieler Hinsicht von den Seefischen. Wo nur immer im Osten eine größere Menge von Süßwasser sich findet, da gibt es auch gewiß Fische, und zwar auf dem ganzen Wege vom Meeresspiegel bis nahezu hinauf zum Gipfel hoher Berge. Dies gilt ganz besonders für Indien, und die Leute fischen in Flüssen, Seen, Bewässerungskanälen, Teichen, Gräben, Sümpfen und überschwemmten Feldern, und da das Fischen eine weniger anstrengende Beschäftigung ist als der Ackerbau, so ist dieser Beruf in jenen Gemächlichkeit liebenden Breiten in hohem Grade beliebt.

In alten Zeiten, unter den eingeborenen Herrschern, waren die Fischereien ein Regal und wurden meist an Akkordanten verpachtet, welche dann das einzige Recht zum Verkauf von Fischen besaßen, aber gegen Bezahlung auch Erlaubnisscheine erließen und Familien gestatteten, für ihren eigenen Bedarf Fische zu fangen. Ueberbleibsel dieses Brauches in der einen oder anderen Form existieren noch immer. Dem Himálaya entlang, im Bezirk Kangra und anderen, nahmen die kleinen Radschas einen anderen Plan an und verkauften Erlaubnisscheine, um entweder die Märkte zu versehen oder mit kleinen Netzen für den Hausbrauch Fische zu fangen. Dieser Brauch herrscht auch in Birma, während die Errichtung von Wehren sehr beschränkt oder in vielen Gegenden gänzlich verboten war.

Unter britischer Herrschaft haben jene Bestimmungen nun ihre Kraft verloren und die einst klaren Begriffe über die Rechte und Privilegien zum Fischfang haben sich sehr verwirrt. Anfangs wurden Fischer und Fischerei-Geräte beide besteuert neben dem Pachtgeld für die Fischfangs-Reviere. Allmählich aber wurden diese entfernt und viele Fischereien freigegeben; allein diese beabsichtigte Erleichterung ergab sich als ein Nachteil, wie es mit den Meerfischereien der Fall war. Jetzt sind die Binnenland-Fischereien jedermann preisgegeben. Wenn ganze Distrikte an Akkordanten verpachtet wurden, so waren diese nicht so kurzsichtig, eine unterschiedslose Zerstörung des Fischbestandes zuzugeben; allein nun fischt jedermann, wann, wie und wo er will. Jedes Mittel und jede nur erdenkliche List und Kunstgriff werden aufgeboten. Sobald der Monsuhn

eingetreten ist und die Fischbrut sich zu rühren beginnt, so suchen Weiber und Kinder nach ihr an allen geschützten Stellen, wohin die Fische sich wegen der Ruhe oder des Laichens zurückziehen. Man bedient sich enger Netze, die kaum eine Muskite durchlassen würden, und sogar soliden Tuchs, um auch die kleinsten fingerlangen Fischchen herauszuholen. Sobald die Fische wegen des Laichens die Flüsse aufwärts zu ziehen beginnen, so fängt auch das Werk der Vernichtung an, unterstützt von jedem Fanggerät, das nur menschlicher Scharfsinn erfinden kann, selbst das Herausschöpfen des frischen Laichs und die Vergiftung ganzer Flußstrecken nicht ausgenommen. Wenn es den wenigen behenden überlebenden Fischen gelungen ist, den Wehren, Fallen, Stecknetzen, Reusen und Netzen aller Art zu entgehen, so werden diese umgedreht, um den Fisch bei seiner Rückkehr nach dem Meere zu fangen. Die Angelfischerei auf den Mahasees, den hauptsächlichsten Speisefisch des nördlichen Indiens, ist in vielen Bezirken vollständig ruiniert. Selbst der Fischlaich entgeht der allgemeinen Jagd auf die hartnäckig verfolgten Fische nicht, denn er wird gefangen, um in Kuchen gebacken zu werden, welche für einen großen Leckerbissen gelten.

Die Folge dieser gedankenlosen und ununterscheidenden Zerstörung macht sich bereits fühlbar und erweckt die Besorgnis der maßgebenden Kreise der Regierung in Indien. Der Stand der gewerbsmäßigen Fischer im Reiche hat sich vermindert und die Fischerdörfer versinken immer tiefer in Armut und Elend. Auf den Märkten verlangt man für die Fischnahrung weit höhere Preise als derselben naturgemäß zukommt, und es ist noch ein beständiges Steigen derselben zu erwarten. Je länger das fortdauert, desto mehr wird der Fisch nur ein Luxusgericht für den Reichen, anstatt eine gewöhnliche Hülfsquelle für den Armen zu sein, was anscheinend und eigentlich sein natürliches Niveau ist. Daraus mögen andere Nationen, außer Indien, sich ein Beispiel an der verkehrten Politik nehmen, wenn man die Ernte des Meeres und des süßen Wassers mit keinerlei Beschränkungen umgibt.

Zur Kenntnis des Herero-Landes.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

(Fortsetzung.)

Eine wohlbekannte Thatsache ist es, daß manche einst sehr zuverlässige und reiche Wasserplätze im Laufe der Jahre nicht nur verarmen, sondern schließlich so gut wie gänzlich versagen, obwohl selbstverständlich ihre Ergiebigkeit innerhalb enger Grenzen je nach dem Ausfall der Regenzeiten schwankt.

Man sagt ein solcher Platz gehe zurück, wenn er dauernd besiedelt oder, besser ausgedrückt, beweidet wird. Der Vorgang ist wohl dadurch zu erklären, daß in der Umgegend sowohl die ohnedies kümmerliche Vegetation verwüstet, wie auch der Boden unter den Tritten des zahlreichen Viehs zermahlen und mit dicken Staubschichten bedeckt wird, die das Eindringen der Regen verhindern und den Abfluß befördern, während zugleich bedeutende Mengen des zurückbleibenden Wassers getrunken werden. Diejenigen Siedelplätze, deren Wasserbestand sich aus einem verhältnismäßig kleinen Gebiet ergänzt, verfallen diesem Schicksal am frühesten. So ist ein vormals ausgezeichneter Wasserplatz im Bett des Otjiruse im Hochland von Kamugeu seit Mitte der sechziger Jahre zurückgegangen und längst bedeutungslos geworden. So hat sich auch der einstige Wasserreichtum von Ameib am Südfuße des Erongo seit der Besiedelung durch die Rheinische Missionsgesellschaft (1867) schnell vermindert, so daß er schon 1876 den Bedarf nicht mehr decken konnte und 1880 überhaupt aufhörte. Und trotz günstigster Lage im Tsoachaub ist vor Jahren, als Salem noch besiedelt war, der Wasserplatz daselbst wesentlich zurückgegangen. Nach einer Zeit der Ruhe soll sich der Wasserstand solcher verarmter Gegenden wieder verbessern.

Europäer, alterfahrene Kenner des Landes, wie auch die Eingeborenen stimmen in der Ansicht überein, daß die hydrographischen Verhältnisse und, was hier durchaus gleichbedeutend, die Regenfälle nicht nur des engeren Gebietes, sondern von ganz Südwestafrika sich seit Jahrzehnten zunehmend verschlechtert haben.

Die zum Beweise angeführten Thatsachen sind so zahlreich und teilweise so wohl begründet, daß sie nicht leichthin behandelt werden dürfen, wie etwa Mitteilungen über bessere alte Zeiten. Um so weniger, als wir doch den Bewohnern eines Landes, in welchem keiner Erscheinung größere Aufmerksamkeit zugewendet wird, als dem Vorkommen von Wasser, gerade hierin ein Urteil zutrauen müssen. Zweifelhaft bleibt nur, ob ungünstige Anzeichen, die zwar im engeren Gebiete stetig verfolgt, im weiteren dagegen blos gelegentlich und flüchtig wahrgenommen wurden, nicht zu voreiligen und zu umfassenden Schlüssen verleiteten; ob also wirklich allgemeine Ursachen im weitesten Umfange Veränderungen im selben Sinne bewirken.

Wenn einzelne Händler, Jäger, Reisende, seit etwas mehr denn einem Menschenalter in langen Zwischenpausen das noch so unbekannte südwestliche Afrika, vornehmlich das Zuflußgebiet des Ngami-Sees und die Kalahari durchziehen, so kann es der Zufall fügen, daß jeder von ihnen einen überraschend niedrigen Wasserstand wahrnimmt. Der See mag mehr oder minder eingetrocknet, das Flußnetz eingeschrumpft, teilweise sogar unterbrochen, die Vegetation verdorrt, das Tierleben verschwunden sein. Es kann sich ferner ereignen, daß die wenigen gelegentlichen Besucher auch die sogen. Seen Onandova und Omambonde, die bestenfalls nichts als sehr große Vleys sind, sowie den Omuramba Omatako und Ovambo stets oder meistens wasserlos antreffen. Damit wäre bei der Eigenart des Landes

nicht ausgeschlossen, daß alle diese Gegenden gerade in den Zwischenjahren so wasserreich sein können, wie sie jemals zuvor gewesen. Derartige, doch immer nur vereinzelte und unverglichene Befunde — wobei überdies noch kein einziger Beobachter die begleitenden und bedingenden Umstände hinreichend in Betracht gezogen — genügen wohl, um festzustellen, was nicht zweifelhaft ist, nämlich, daß bedeutende Schwankungen im selben Jahre wie in Reihen von Jahren stattfinden, genügen aber nicht, um darzuthun, daß ganz Südwestafrika im Auftrocknen begriffen ist.

Wenn jemand in ähnlicher Weise den Tsoachaub mehrmals, aber stets nur in der Zeit gesehen hätte, während welcher er mit brausenden Gewässern angefüllt ist, würde er sich kaum vorstellen können, daß dieser 200—300 m. breite Strom 10 Monate im Jahre gar nicht vorhanden ist.

Die zunehmende allgemeine Verringerung des Wasserstandes von Südwestafrika ist auch nicht damit bewiesen, daß Hippopotamen, die noch in den vierziger Jahren im Omuramba Omatako und Omambonde gesehen wurden, während eines sich sogar in den Tsoachaub verlief und dort verendete, daselbst nicht mehr erscheinen.[1] Es widerspricht durchaus nicht den Gewohnheiten dieser Tiere, daß sie, einem Wasserzuge folgend, von Tümpel zu Tümpel, von Vley zu Vley wandern. Auch heute noch könnte eine recht ergiebige Regenzeit ihnen den Omuramba Omatako zu einem Wege gestalten, mittelst dessen sie von Osten nach Westen zum Omambonde gelangten und rechtzeitig wieder heimkehrten. Gegenwärtig mangelt jedoch die Vegetation, die sie zu derartigen abenteuerlichen Wanderungen zu verlocken vermöchte. Im Hererolande kann sich jetzt kein Hippopotamus mehr sättigen, obgleich bis vor einigen Jahrzehnten an den Flußbetten reichliches saftiges Futter vorhanden gewesen.

Das engere Gebiet ist zweifellos sowohl ärmer an Vegetation, wie an Wasser geworden.

Vor Generationen sind die heerdenreichsten Herero aus dem Kaoko-Felde nach Süden gezogen, nicht nur weil hier das Gras reichlicher, süßer und nahrhafter als das harte des Kaoko, das Wasser brackischer und darum zuträglicher für ihr Vieh sich erwies, sondern weil auch die Tränkplätze besser verteilt und zuverlässiger als im Norden erschienen. Dennoch erzählen die Eingeborenen von vielen jetzt verödeten Wasserstellen, an welchen ihre Väter noch Vieh tränkten. Ferner berichten alle Europäer, daß noch vor zwei Jahrzehnten, und vordem in viel höherem Maße, in den Abflußrinnen, die jetzt nackten Sandstreifen gleichen, eine Anzahl beständiger Tümpel angetroffen wurden, daß ausgedehnte Schilfhorste in ihnen wucherten und Galeriewaldstreifen von Buschwerk und Bäumen die Ufer begleiteten. Von alle dem sind nur noch kümmerlichste Reste vorhanden.

Das Verschwinden der an das Grundwasser gebundenen Vegetation, wie die zunehmende Wasserarmut des Landes läßt sich aus örtlich wirksamen Ursachen erklären. Es ist nicht notwendig, darum auf eine stetige allgemeine Verringerung der Regenmenge zu schließen.

Seit Jahrzehnten sind die nur ihren Heerden lebenden Herero mit ihrem bedeutenden, nach Hunderttausenden zählenden Viehstand auf einen immer kleineren Raum zusammengedrängt worden, und zwar durch die Anfälle der Hottentotten, die aus Lust und Gewohnheit, wie aus Not den Rinderraub betreiben. So ist ein ungeheuer zu nennender Viehstand, der vordem über ein weites Gebiet verfügte, jetzt auf ein verhältnismäßig engbegrenztes angewiesen, und übt auf dieses allmählich eine Wirkung aus, wie oben bereits bezüglich einzelner Siedelplätze beschrieben. Die Schilfdickungen sind abgeweidet und schließlich verschwunden. Da ferner die Menschen viel dichter wohnen, sind auch die Galeriewaldstreifen, Buschwerk und Bäume, die das Vieh nicht verdarb, verbraucht worden, und zwar für Hüttenbau, Garten- und Feldzäune, Kraale, für Gerberei und Feuer. Ersetzt wird nichts; die Verwüstung greift vielmehr weiter.

So sind die wesentlichsten Eigenschaften des Gebietes vernichtet worden, und die Folgen sind nicht ausgeblieben. In den entblösten Abflußrinnen läuft die größte Menge des Regenwassers nicht nur schneller ab, wird deswegen überhaupt nicht nur in geringerer Menge aufgenommen, sondern das eingedrungene, nicht mehr beschattete verdunstet schneller, wie es auch schneller in den nicht mehr durch Wurzelwerk gebundenen Sanden thalwärts sickert. Der an den Felsriegeln in den Betten sich stauende Rest, der nur während einer Jahreshälfte Ersatz erhält, wird außerdem in weit höherem Grade als ehedem in Anspruch genommen. Denn es ist, ganz abgesehen von der dichter gewordenen Bevölkerung, jedenfalls nicht bedeutungslos, ob von einer gewissen, aus den oben erörterten Gründen während der regenlosen Zeit sich stetig und schnell verringernden Wassermenge auch noch hunderttausend oder mehr Stück Vieh durchschnittlich drei Viertel jahrelang zehren oder nicht. Der geringe Regenfall genügt nicht mehr, um unter den ungünstiger gewordenen Verhältnissen den Abgang zu ergänzen, um so weniger, als er nicht blos bedeutende jährliche Schwankungen zeigt, sondern auch in sehr wechselnder Verteilung dem Gebiete zu Gute kommt.

Manche außerhalb des jetzigen Weidegebietes liegende Strecken der Abflußrinnen beginnen bereits wieder die Anfänge der Vegetation zu entwickeln, die einst allen mehr oder minder eigentümlich war. So am unteren Tsoachaub-Einschnitt, wo an günstigen Stellen: um Karunuab, Horebis, Diepdal, Reed, deren hochwüchsiger Galerie-Bestand

[1] Die Herero nennen das Flußpferd ongandu. Das ist insofern interessant, als es in den mir bekannten Bantusprachen mvubu oder nguvu, dagegen das Krokodil oder doch eine Art (C. cataphractus) desselben ngandu heißt. Krokodile können viel weniger als Hippopotamen nach Herero-Land gelangen.

überhaupt in geringerem Maße zerstört worden ist, jetzt wiederum kleine Dickungen von Schilf und Gestrüpp entstehen. Bleiben sie unberührt, so wird sich daselbst auch der Wasserstand wieder heben.

Die zweifellos zunehmende Trockenheit des engeren Gebietes, welche den Gegenstand allgemeiner Klagen bildet, ist daher einfacher auf naheliegende Ursachen zurückzuführen. Es ist möglich, daß sie mit ungünstigen, ganz Südwestafrika heimsuchenden Vorgängen zusammenhängt; aber die eine derartige Auffassung stützenden Beobachtungen sind weder zahlreich noch zuverlässig genug, um darauf ein Urteil gründen zu können. Wenn endlich das Räuberunwesen unterdrückt, friedliche Zustände geschaffen sein werden und die Herero sich wieder über Räume ausbreiten können, deren Ausdehnung ihrer Viehwirtschaft angemessen ist, wird sich im Laufe der Jahre die Natur des Landes wieder verbessern — falls die Ursachen des Rückganges diejenigen sind, welche hier dargelegt wurden.

Klimatisch ist das Herero-Land in zwei wesentlich unterschiedene Zonen zu teilen: in die kleinere, bis 100 Km. breite des Küstenstriches und in die ostwärts unbegrenzte des höheren Hinterlandes. Erstere ist verhältnismäßig kühl, nebelreich und nahezu regenlos; letztere ist sonnenhell, ein Gebiet extremer Temperaturen und wird von Zenithalregen befruchtet. Die eine trägt den ausgeprägten Charakter der Wüste, die andere den der Strauchsteppe.

Wie die Westküste Südamerika's, wird auch die Südafrika's von kalten Gewässern bespült und in ähnlicher Weise beeinflußt. Die Küstenstriche bleiben wüstenartig bis Angola und bringen bis in das Kongo-Gebiet nur eine kümmerliche Steppenvegetation hervor. In den südlichen Gegenden ist eine scharf ausgeprägte Meeresströmung nicht zu erkennen. Die Gewässer verschieben sich sehr langsam und keineswegs stetig in nördlicher, sondern auch in nordwestlicher und sogar westlicher Richtung. Und aus den Oberflächen-Temperaturen ist zu schließen, daß eine etwa von Südwesten andringende Grundströmung am Gestade aufsteigt und von dort sich seewärts ausbreitet.

Hart am Gestade wie im Inneren der Walfisch-Bay ergaben sich im Monat August und November 1884 Wassertemperaturen von 12 und 13° C. Von dort aus in südwestlicher Richtung nahmen sie an der Oberfläche im November ziemlich gleichmäßig auf rund 150 Km. um 1° zu, so daß in 1000 Km. Abstand vom Lande 20° gemessen wurden. Vom fernsten erreichten Punkte (29° s. Br. und 3° ö. L.) in südöstlicher Richtung bis zur Tafel-Bay schwankten im Dezember die Temperaturen zwischen 18° und 21° und fielen erst hart am Gestade plötzlich bis 13° 8′ und 12° 7′.

Da unsere Kenntnis von den Temperaturen jener Meeresteile noch recht dürftig ist, stelle ich hier meine durch dreistündige Messungen erlangten Resultate zusammen. Sie wurden im Kielwasser eines kleinen Seglers von 100 Tonnen gewonnen, während einer Küstenfahrt vom Kap zur Walfisch-Bay und während der weit seewärts führenden Rückreise von der Bay zum Kap. Zur Ergänzung führe ich auch die vom englischen Postdampfer aus gemessenen Temperaturen an, welche Striche betreffen, die innerhalb des oben umschriebenen Dreiecks liegen.

Oberflächen-Temperaturen des Meeres. 1884. Dreistündige Messungen. Extreme des Tages in Celsiusgraden.

Von der Tafel-Bay zur Walfisch-Bay.

14. August.	Vor Tafel-Bay		= 14.1—13.5
15.	33° 20′ S.	17° — E.	= 15.9—16,3
16.	32° 10′ S.	16° — E.	= 15.1—16.2
17.	30° 40′ S.	15° 40′ E.	= 15.9—14.2
18.	29° 20′ S.	15° 20′ E.	= 15.3—13.4
19.	28° — S.	15° — E.	= 13.4—13.0
20.	25° 50′ S.	14° 20′ E.	= 13.2—12.1
21.	23° 30′ S.	14° 20′ E.	= 12.6—13.9
22.	an Walfisch-Bay		= 12.4—11.9

Von der Walfisch-Bay zur Tafel-Bay.

24. November	Vor Walfisch-Bay		= 12.0—12.8
25.	22° 30′ S.	13° 50′ E.	= 13.6—14.5
26.	23° — S.	13° 23′ E.	= 14.8—16.0
27.	23° 26′ S.	11° 40′ E.	= 16.4—17.9
28.	24° — S.	10° — E.	= 17.6—18.0
29.	25° — S.	8° 10′ E.	= 18.2—19.5
30.	26° 40′ S.	6° 10′ E.	= 18.3—18.6
1. Dezember	28° — S.	4° 30′ E.	= 18.7—19.4
2.	28° 50′ S.	3° 40′ E.	= 19.6—20.2
3.	29° — S.	3° — E.	= 19.9—21.0
4.	29° 10′ S.	3° — E.	= 20.3—21.3
5.	30° — S.	3° 40′ E.	= 20.2—20.6
6.	30° 40′ S.	4° — E.	= 20.1—19.0
7.	32° 20′ S.	5° — E.	= 18.3—19.0
8.	33° — S.	8° — E.	= 18.1—19.1
9.	32° 40′ S.	8° 10′ E.	= 18.7—18.8
10.	33° 50′ S.	7° 40′ E.	= 17.8—19.9
11.	34° — S.	8° — E.	= 17.8—19.1
12.	34° 20′ S.	9° 50′ E.	= 18.1—18.6
13.	33° 50′ S.	11° 20′ E.	= 17.8—19.0
14.	34° 10′ S.	12° 20′ E.	= 20.0—21.4
15.	35° — S.	14° 30′ E.	= 21.0—19.8
16.	34° 20′ S.	16° 50′ E.	= 20.8—19.0
17.	Vor Tafel-Bay		= 13.8—12.7

Auf englischem Postdampfer. Fahrt zum Kap.

4. August	23° 20′ S.	7° 10′ E.	= 17.4—16.8
5.	26° 40′ S.	10° 30′ E.	= 16.8—16.1
6.	30° 20′ S.	14° — E.	= 15.8—15.1
7.	Vor Tafel-Bay		= 14.3—13.9

Im Küstengebiete setzt der starke Seewind (durchschnittliche Stärke 3—5, zuweilen 7 Vormittags aus Süden ein und viert im Laufe des Tages in der Regel bis nach Südwesten, seltener bis Westen. Er streicht also auf weite Strecken gerade über die kältesten Meeresteile hin und erlangt hierdurch seine niedrige Temperatur. Je weiter landeinwärts, um so mehr wird er zum reinen Westwind.

Die hauptsächlichsten, an Stärke und Häufigkeit überwiegenden Luftströmungen des Herero-Landes kommen aus

westlicher und östlicher Richtung. In den südlichen Strichen sollen jedoch die westlichen und südwestlichen, in den nördlichen die östlichen Winde vorherrschen. Nach den Jahreszeiten überwiegen in der Höhe der Trockenzeit (Juni, Juli, August) als starke, bis zur Küste wehende Tageswinde, die östlichen, zuweilen von nördlichen abgelöst, die den bekannten afrikanischen Dunstschleier, den Grasbränden nördlicherer Gebiete entstammenden Höhenrauch, herbeiführen. Vom Oktober bis Ende Dezember herrschen westliche Tageswinde vor, häufig in Gestalt von Staubstürmen, welche die Luft bisweilen derartig verfinstern sollen, daß man in Zimmern zum Lesen und Schreiben Licht anzünden muß. Während der übrigen Monate wechseln verschiedene Winde mit einander ab, doch scheint während des ergiebigsten Teiles der Regenzeit, Januar bis April, ein steter Kampf zwischen östlichen und westlichen Winden stattzufinden, dessen Verlauf für die Verteilung und Menge der Niederschläge unmittelbar entscheidend ist. Die Ostwinde scheinen dabei vorzugsweise den oberen Luftschichten eigentümlich, während die Seebrise nicht selten unter ihnen des Nachmittags landeinwärts weht.

Beide des Nachts aussetzende Hauptluftströmungen tragen in hohem Maße zur Austrocknung des Landes bei: sowohl die heißen und trockenen östlichen Winde (Juni bis August), die föhnartig über das stark geneigte Land hinabwehen, als auch die feuchten, aber kühlen westlichen Winde, welche in umgekehrter Richtung die erhitzten Flächen hinanstreichen und dabei schnell erwärmt werden.

Letztere Winde verursachen auch die charakteristischen schweren Nebel im Küstengebiete, indem des Nachts, wenn Windstille eintritt, die Ausstrahlung des Wüstenbodens die Temperatur erniedrigt und die darüber ruhende Seeluft zum Ausscheiden der Feuchtigkeit zwingt. Bei bewegter Luft tritt kein Nebel auf, es sei denn, daß er vom Meere ins Land getrieben wurde, wo er jedoch rasch verschwindet. Die dichtesten Nebel, die binnen kurzer Zeit vollständig zu durchnässen vermögen, sind nur einem Küstenstreifen von etwa 30 Km. Breite eigen; weiter landeinwärts, bis zu etwa 100 Km. Abstand vom Meere, treten sie sowohl weniger häufig, als auch leichter auf und in das höhere Hinterland ziehen sie gar nicht oder doch sehr selten. Bis nach Otyimbingue gelangen sie zwei- oder dreimal im Jahre, sollen aber dort niemals auf der Erde liegen, sondern, als würden sie vom Boden gleichmäßig abgestoßen, über den Wipfeln der Bäume schweben. Noch weiter ostwärts werden sie vielleicht drei- oder viermal im Jahrzehnt wahrgenommen, aber auch nur in ziemlicher Höhe über dem Boden „gleich einer Wolkenschicht".

Im August und September beobachtete ich mehrmals des Morgens, daß die Einschnitte des Tsoachaub bis Davieib und des Kan bis zum Erongo seeähnlich mit Nebel gefüllt waren, während die Hochflächen, obwohl stark betaut, vollständig klar lagen. Mit Sonnenaufgang kam Bewegung in die Massen, die binnen kürzester Zeit zerflossen. Anfang November, als wir die Wüste Namib durchfuhren, blieb, trotz vollständiger Windstille, die Luft während der Nacht durchaus durchsichtig. Im Westen dagegen zeigte sich eine Nebelwand, in die wir erst am Morgen, und zwar nur noch 10 Km. von Walfisch-Bay entfernt, gelangten. An der Bay zerteilen sich die Nebel, sobald die Sonne aufgegangen ist und die Seebrise einsetzt; wird diese sehr spät erst fühlbar, so bleibt es nicht selten bis zum Mittag nebelig. Und trotz einer starken Seebrise mögen weit seewärts schwere Nebelbänke während des ganzen Tages lagern und sich in der Höhe sogar bis über das Land heranschieben, wie ich es zweimal im November beobachtete.

Allenthalben im oberen Lande traten in den Monaten September und Oktober am Morgen vorherrschend östliche Winde auf (bis zur Stärke 3), schliefen am Vormittag ein und wurden in der Regel gegen Mittag, zuweilen erst am Nachmittage, von Westwinden ersetzt. Bisweilen vermittelten leichte südliche Winde den Uebergang. Auf den weiten Flächen entstehen öfters recht starke Wirbelwinde, Staubhosen (im Lande Otukumba mbura: Regenbitter genannt), besonders an heißen Tagen auffallend häufig, und erreichen bei geringem Durchmesser eine bedeutende Höhe.

In ihrer Drehungsrichtung war keine Gesetzmäßigkeit zu erkennen; sie war entgegengesetzt selbst bei gleichzeitigen und nahe benachbarten Wirbeln. Die Mehrzahl der beobachteten rotierte jedoch in der Richtung der Uhrzeiger.

Die rätselhaften Abendwinde scheinen im oberen Lande viel häufiger als im Küstengebiete aufzutreten, seltener jedoch auf großen Hochflächen als an den Einschnitten der Flüsse. Sie wehten ausnahmslos, und zwar gewöhnlich gleich nach Sonnenuntergang, einige Minuten bis eine Stunde lang von Westen in wechselnder Stärke und einzelnen Stößen. Die aufgewühlten und mitgeführten Staubmassen erleichtern die Beobachtung ihres Verlaufes, zumal viele Orte einen weiten Umblick ermöglichen. So habe ich, bei sonst ruhiger Luft, oftmals heftige Windsbräute von einigen Minuten Dauer bis in große Entfernung kommen und gehen sehen, die ausschließlich über schmale Striche von höchstens einigen Hundert Schritten Breite hinbrausten und keinerlei Wirbelbewegung besaßen. Sie wiederholten sich in größeren Pausen bald nah, bald fern; aber niemals war eine gleichzeitige und gleichmäßige Luftbewegung innerhalb des ganzen Gesichtskreises wahrzunehmen. Im tief eingeschnittenen unteren Tsoachaub-Bett wechselten sogar heiße und kühle Windstöße aus verschiedenen Richtungen mit einander ab. Diese eigenartigen Vorgänge stützen die Auffassung, daß es Abendwinde gibt, welche beliebig und in beschränkter Ausdehnung auftreten; womit indessen nicht behauptet werden soll, daß dies überall so sei.

(Fortsetzung folgt.)

Die patagonischen Andes.

Von Oberst Fontana.[1]

Nachdem ich eine Zeit lang Gouverneur des Gran Chaco gewesen war, vernahm ich mit einigem Unbehagen meine Versetzung nach Patagonien, da man wohl begreifen wird, was für ein Uebergang es sein muß, aus den Tropen nach einem so rauhen Klima, wie mein neuer Gouvernementssitz, versetzt zu werden, nämlich nach der sogen. Welschen Kolonie zu Chubut. Meine Vorgefühle waren auch gar nicht grundlos, denn der erste Anblick von Chubut von der Mündung des gleichnamigen Flusses aus ist so düster als irgend etwas in Young's „Nachtgedanken". Sandhügel besäumen die Küste und man sieht nur in weiten Zwischenräumen einige zerstreute Büsche. Fährt man den Fluß hinan und bekommt das Thal zu Gesicht, so erscheint es wie eine Oase inmitten einer ungeheuren heulenden Wildnis, und hier haben dreitausend kühne Welsche oder Walliser sich angesiedelt. Wald und Weide sind reichlich vorhanden, und der hier gewonnene Weizen gilt für den besten in der Republik. Vor mehr als zwanzig Jahren kamen die ersten Walliser hierher; allein ihre Arbeiten sind durch den Mangel an Kanalisationswerken und den daraus entstehenden Wassermangel zu gewissen Jahreszeiten gehemmt worden. Von Zeit zu Zeit pflegten die Tehueltschen-Indianer, welche hierher kamen, um Häute zu vertauschen, die Einbildungskraft der Walliser zu entflammen durch die Schilderung der wundervollen Seen und Wälder und der lachenden Thäler, die westwärts nahe beim Fuße der Andes liegen, und eines Landes mit mildem Klima, wo es von den reichsten Früchten wimmelte. Einige der Kolonisten hatten überdies Musters' Reisen in jener Region gelesen und seufzten oft nach einer Möglichkeit, den geheimnisvollen Westen zu erforschen; allein jede Bemühung schlug fehl, denn die kühnen Forscher kamen entweder an Nahrungsmangel um oder wurden von Indianern erschlagen.

Sobald es bekannt wurde, daß ich in der Absicht auf Entdeckungen nach der Cordillera aufzubrechen gedenke, bemächtigte sich der Walliser ein wilder Enthusiasmus. Ich will hier bemerken, daß mein Gebiet von Patagonien sich vom 42. bis zum 46.° s. Br. und von der Meeresküste bis zu den Andes erstreckt, und daß der größte Teil dieses Landes damals noch absolut unbekannt war, ausgenommen die Bemerkungen von Musters über die fruchtbaren Thäler und reichen Wälder von Manzanas und Kapitän Moyano's sehr richtige hydrographische und geologische Beobachtungen. Wir hatten ferner in der That viele Nachrichten über die patagonischen Küsten von Moreno, Lista, Oberst Lasseere, von Fauvety u. a. m., welche zu verschiedenen Zeiten der geographischen Wissenschaft so gute Dienste geleistet hatten. Allein das Innere war uns praktisch ein versiegeltes Buch. Diejenigen, welche mich in meinem Unternehmen am eifrigsten unterstützten, waren die Herren Thomas und Mayo, zwei achtbare Kaufleute von Chubut, und ein Bergwerks-Ingenieur namens Katerfeld. Thomas selbst hatte bereits einige Forschungsreisen gemacht und war einmal bis zum See Colhué vorgedrungen. Die Walliser Kolonisten trugen freigebig die sämtlichen Kosten der Expedition.

Wir brachen am 13. Oktober 1885 von Rawson, dem Dorf der Kolonie, frohen Mutes auf; unsere Gesellschaft bestand aus 30 wohlberittenen Männern, von denen jeder eine Remingtonbüchse und 100 Patronen führte, aus 20 Saumpferden, welche mit Gepäck, Lagergeräte und Lebensmitteln beladen waren, und aus 260 Reitpferden zum Wiederbesteigen; außerdem noch aus zwei Saumpferden mit einer Feldapotheke und wissenschaftlichen Instrumenten. Hier will ich beiläufig bemerken, daß die Walliser Reiter wie die Araber und im Waidwerk so geschickt sind wie Indianer, und daß sie ihre Remingtonbüchsen so gewandt handhaben wie exerzierte Soldaten. Ebenso befriedigend war auch ihre Nüchternheit und Disziplin.

Wir folgten dem linken Ufer des Chubut in südwestlicher Richtung, bis wir 69° 25' w. L. und 43° 48' 24" s. Br. erreichten, wo der Fluß eine große Krümmung nach Süden macht, aber nicht den 44. Parallel überschreitet, wie auf den Karten irrtümlich angegeben ist. Wir setzten in Paso de Indios über den Fluß, folgten dessen rechtem Ufer und wandten uns nordwärts. (Oberst Fontana scheint die Ufer zu verwechseln, denn das südliche ist das rechte und das nördliche das linke Ufer; aber er meint ohne Zweifel das Ufer auf seiner rechten oder linken Seite.) An einigen Stellen waren Sandstein-Formationen, welche wie Ruinen aussahen; an anderen waren vulkanische Formationen mit Höhlen, die Ueberbleibsel von prähistorischen Menschen enthielten. Wir erreichten die Vereinigung zweier Ströme unter 42° 36' 6" s. Br. und 71° 12' 47" w. L.; der eine Strom kam von Westen, der andere von Süden. Ich erfuhr von einem der Indianer, den ich unterwegs gefangen genommen hatte, daß beide Flüsse aus den Andes kamen und daß zwanzig Meilen weiter hinauf der erste aus dem Nahuel-Hualpi hervorging. Dies wurde jedoch von Lieutenant Albarracin als unrichtig erwiesen, da neuerdings der Kapitän O'Connor von der Argentinischen Flotte sehr genaue Vermessungen von diesem See gemacht hat.

Nachdem wir ohne den Verlust eines einzigen Mannes durch die steinigen Wüsten Patagoniens bis an den Fuß der Andes gelangt waren, sahen wir zu unserer großen Freude vor uns einige liebliche Thäler, aus welchem der Chubut, dessen Lauf niemals zuvor ermittelt worden war, seine Gewässer zum Atlantischen Ozean hinunterschickt.

[1] Der argentinische Oberst Fontana, Gouverneur von Südpatagonien, hat vor kurzem im Argentinischen Geographischen Institut den nachstehenden Vortrag gehalten, welcher in der zu Buenos-Aires erscheinenden englischen Zeitung „Standard" vom 12. Juni 1886 in Uebersetzung erschien und den wir hier in deutscher Uebertragung wiedergeben.

Wir erlegten und brieten einige Guanacos an einem Orte, welcher um 1827 Fuß höher lag als das Dorf Rawson in der Kolonie. Es wird Sie überraschen, daß ich den Lauf des bedeutendsten Zuflusses in nördlicher Richtung nicht weiter verfolgte, allein ich wollte den 42. Breitegrad, die Nordgrenze meines Gebietes, nicht überschreiten. Außerdem wollten die Walliser Kolonisten, welche meine Reisegesellschaft bildeten, das westwärts liegende Land voll Wäldern und Thäler erforschen, und da unsere Lebensmittel nur auf neunzig Tage berechnet waren, so wollte ich mich nicht zu weit abseits wagen.

Nachdem wir fünfzehn Meilen des Chubut oberhalb dem Zusammenflusse untersucht hatten, verließ ich diesen Fluß und folgte dem südlichen Strom, dem sogenannten Charmate, welcher ein Thal von ungefähr fünf Meilen Breite und mit guten Weidegründen bewässert und für Zwecke der Viehzucht und des Ackerbau weit geeigneter ist als die Chubutländereien der Kolonisten. Wir setzten über diesen Fluß unter 43° 8′ 45″ s. Br. und 71° 45′ w. L. und bemerkten, daß das Wasser alle 24 Stunden um 3 cm. stieg und reich an schönen Forellen war.

Diesem Punkt des Charmate gab ich den Namen Evans' Ford, nach einem der wallisischen Kolonisten, und schlug dann auf einer alten Indianerfährte eine westliche Richtung ein, die uns über eine Reihenfolge kiesbedeckter Tafelländer hinführte, deren höchstes 160 Fuß über dem Flusse lag. Hie und da fanden wir in Bodensenkungen gutes Gras und zerstreutes Buschholz. Hier überraschte uns ein leichter Schneefall, obwohl es Sommer war. Wir sahen Scharen von Guanacos und Straußen, welche vor uns flohen, und fingen einige Armadille.

Nach zwei Tagemärschen von Evans' Ford aus kamen wir zu einem etwa 700 Fuß hohen Hügel, dessen Ersteigung uns eine Stunde kostete, und auf dessen Gipfel wir eine Aussicht genossen, die uns ein Freudengeschrei entlockte. Vor uns war ein großer See voll Schwänen, Möven und Flamingos, umgeben von grünen Wiesen und Wäldern, welche von Wasserläufen durchschnitten waren. Wir untersuchten den Boden am See und fanden ihn von der fettesten Art, denn das Gras reichte manchmal den Pferden bis ans Knie. Weiterhin kamen wir auf Ebenen voll Erd- und Johannisbeeren, als ob wir in irgend einem Garten in der Nähe einer volkreichen Stadt wären. Hier gab es eine solche Menge Blumen, daß Oberst Wagner mir einen Strauß von 30 verschiedenen Blüten verehrte, deren Geruch ein balsamischer war. Die Berge westlich vom See waren eine dicht bewaldete niedrigere Kette der Anden, deren Gipfel wir einige Tage zuvor bemerkt hatten.

Wir schlugen unser Lager im Erdbeerenthale auf, allein keiner von uns schlief in dieser Nacht, so gespannt waren wir, unsere Erforschung dieses glücklichen Landes fortzusetzen. Wer hätte glauben können, daß ein solches Paradies Jahrhunderte lang unbekannt geblieben wäre? Wer hätte ahnen können, daß die kahlen Wüsten und steinigen Steppen der patagonischen Küste der äußere Rand eines von Fruchtbarkeit strotzenden Landes am Fuß der Abhänge der Anden sein würden? Ein herrlicheres Land mit fruchtbarem Boden und einem Reichtum von Wald und Wasser könnte dem Einwanderer nicht geboten werden. Ich sammelte mir Proben von elf Arten von Nutzhölzern: rote Ceder, weiße und rote Kiefer, zweierlei Buchen, dem Pechbaum (calafate) und anderen, welche vorzügliches Tischlerholz liefern. Außerdem gab es eine Menge von Kryptogamen: Farnen, Moosen, Flechten und verschiedenen Pilzen, von denen wir zwei gut und schmackhaft fanden. Außer Wild fanden wir Singvögel und einige von herrlichem Gefieder, sowie Schmetterlinge; das erlegte Federwild lieferte ein zartes und schmackhaftes Wildpret. Die Natur ist in der That hier so üppig wie in den Misiones oder im Gran Chaco.

Von hier aus betraten wir das Johannisbeerenthal, welches von einem Flusse in genau östlicher Richtung durchflossen wird; an seinem nördlichen Ende ist ein Berg, dem ich den Namen Thomas-Pik gab, meinem wallisischen Begleiter zu Ehren, welcher das größte Interesse an der patagonischen Erforschung genommen hat. Dem Flusse folgend, gelangten wir in das größte aller Thäler, das ich Oktoberthal nannte, wo die große Depression in der Nähe der Anden die Wahrnehmungen Darwin's und Moreno's über diesen Gegenstand vollkommen bestätigte. Es ist wie eine große Höhlung, worin drei große und vier kleine Flüsse sich vereinigen, um den großen Corcovado-Fluß zu bilden.

So wunderbar dies erscheinen mag, so sind doch diese bisher noch unerforschten Flüsse die Oberläufe des Corcovado, die durch eine Lücke in den Anden in das Zentralthal von Chile fließen und sich ihren Weg in den Stillen Ozean bahnen. Anfangs vermuteten wir, der Sammelpunkt der Gewässer sei ein See, aus welchem entweder der Sengel oder der Chubut entspringe; wir folgten aber seinem Lauf bis zum 73.° w. L., an welchem Punkte wir eine schöne Photographie von diesem Wasserkörper aufnahmen. Der Corcovado hat an seinem Anfang eine Breite von 500 Fuß und in der zweiten Hälfte des November eine Strömung von 2 Mln. in der Stunde. Da wir keine Boote hatten, konnten wir keine Lotungen vornehmen, aber das Wasser erschien sehr tief.

Wir folgten dem Corcovado seinem südlichen Ufer entlang 15 Mln. weit durch ein waldiges Thal, in welchem wir einige wilde Rinder erlegten. Der Fluß läuft 2 Mln. weit gerade westlich und wendet sich dann nach Südwest. Nachdem wir etwa 10 Mln. weit geritten waren, mußten wir absteigen, denn die übrigen 5 Mln. führten durch solch dichte und dornige Wälder, daß wir uns unseren Weg erst aushauen mußten, wobei wir verschiedene Fährten von wilden Stieren kreuzten. Unsere Kleider waren zu Fetzen zerrissen, unsere Hände und Gesichter blutig, denn wir litten sehr von der Urtica magna und anderem Buschwerk, da wir keine Aexte zum Wegbahnen hatten.

Als wir den 73.° w. L. erreicht hatten, mußte ich zu meinem Bedauern umkehren, denn ich war überzeugt, daß wir in Sicht des Stillen Ozeans waren, aber der dichte Wald hinderte unsere Aussicht nach allen Seiten. Das mit dem Corcovado verbundene Problem ist für die geographische Welt so wichtig, daß ich mir vorgenommen habe, binnen kurzem mit einer passenden Expedition zurückzukehren und dasselbe zu lösen.

Nachdem wir den Corcovado verlassen hatten, wandten wir uns südlich durch viele Wälder und Thäler, jagten wilde Pferde und Rinder und fanden im Sand der verschiedenen Ströme Gold, bis wir das Ufer des Sengel-Flusses 50 Mln. östlich von seiner Quelle erreichten. Das gefundene Gold überstieg nirgends eine Viertelunze per Tonne. Wir fuhren den Sengel hinan, da ich sehr begierig war, seine Quelle zu ermitteln, und überstiegen eine Reihenfolge von Abhängen, jeder höher als der vorhergehende, bis wir die Ausläufer am Fuße der Anden erreichten. In dieser entzückenden Region von Hügeln und Thälern war der Sengel von Hochwald besäumt, die Berghänge schön bewaldet, die Gipfel schneebedeckt, was mit dem klaren blauen Himmel darüber im Sonnenschein eine blendende Wirkung übte. Ich gestehe, ich war stolz bei dem Gedanken, daß in dem unter meiner Verwaltung stehenden Gebiete eine solch wunderbare Szenerie vorhanden war. Ich wählte mir einen von drei felsigen Hochgipfeln aus, von denen aus man eine Aussicht genießen mußte, und unternahm mit Thomas, Mayo und Katerfeld seine Besteigung.

Zu unseren Füßen lag ein gewaltiger See, mehrere Leguas lang, dessen Gewässer wie ein Meer wogten und sich an einem kiesigen Gestade brachen. Die Ränder des Sees waren grüner Rasen, dann dichte Wälder, und diese reichten bis zum Fuße der Anden, welche sich, mit Schnee gekrönt, westwärts in imposanter Majestät erhoben.

Unsere müden Rosse tränkten sich zur Genüge in der Nähe des Punktes, wo der wilde Sengel aus dem See entspringt, und wir lagerten uns dicht dabei, d. h. ungefähr 2 Mln. von dem ungefähr 7 Fuß hohen Wasserfall, welchen der Oberlauf des genannten Flusses bildet. In dem See beobachtete ich viele kleine Eilande. Ich konnte aber zu Pferde nicht viel erforschen, da der Boden von Maulwürfen unterhöhlt war. Der See hat meines Wissens keinen Namen.

Wir nahmen nun unseren Kurs südwärts, passierten eine Hügelkette und sahen einen Fluß, anscheinend aus demselben See fließend, welcher in der Richtung nach Chile durch die Cordillere dringt und mir der Fluß Aissen zu sein scheint, welchen Oberst Simpson an der Spitze einer Gesellschaft von Chilenen von Chile aus in das argentinische Gebiet hinein verfolgte. Weiter gen Süden sahen wir einen ziemlich umfangreichen See und in größerer Entfernung noch einen weit größeren — mutmaßlich denjenigen, welchem Moreno den Namen Buenos Aires gab. Wir folgten einem ostwärts strömenden Flusse einige Meilen weit und verließen ihn dann, um einen nördlichen Weg einzuschlagen, bis wir das südliche Ufer des Sengel erreichten, welchen Fluß wir in einer Furt überschritten, worauf wir seinem nördlichen Ufer entlang weiter zogen bis zu 45° 46′ 3″ s. Br. und 70° 20′ 25″ w. L., an welchem Punkte ein Fluß aus Südwesten in den Sengel fällt. Hierauf folgten wir letzterem Flusse bis 45° 59′ 2″ s. Br. und 69° 40′ 16″ w. L., wo er ein großes Knie macht und seinen endlichen Lauf nach Nordost nimmt. Der vorerwähnte Zusammenfluß liegt 1392, das Knie 1280 Fuß über der Meeresfläche.

Wir kamen an den Seen Colhué und Musters vorüber, untersuchten sie genau und wandten uns dann nach dem St. Georgs-Golf, um uns zu überzeugen, daß es keinen Fluß dieses Namens gibt, wie auf den Karten angegeben ist. Endlich leitete uns der Rio Chico zu seiner Vereinigung mit dem Chubut, und wir erreichten die Welsche Kolonie nach einer Abwesenheit von vier Monaten und nachdem wir mindestens 3000 Mln. erforscht hatten. Die Kolonisten hatten uns schon aufgegeben und für tot gehalten und freuten sich, uns ohne den Verlust eines einzigen Mannes wieder zurückkehren zu sehen. Wir hatten uns niemals einer besseren Gesundheit erfreut, als während dieses Lebens unter freiem Himmel in der Wildnis. Zum Schlusse kann ich nur sagen, daß die am Fuße der Anden liegenden Teile von Patagonien das Land der Zukunft sind.

Die geistige Entwickelung, die Gelehrten und die Wissenschaft.

Von Dr. Eduard Reich zu Glücksburg.

Kein Gelehrter fällt vom Himmel, jeder Gelehrte ist das Ergebnis der Entwickelung seiner Familie, seines Volkes, der Menschheit. Erscheint urplötzlich ein großer Geist in einer Familie, so möge man mit Gewißheit glauben, daß hier nicht ein sogenanntes Spiel der Natur vorliegt, wohl aber eine Thatsache, welche als das Ergebnis von Entwickelung durch zahlreiche Geschlechtsfolgen sich kennzeichnet. Oft schlummern Keime während vieler Generationen in einer Familie; es treten nun für ein und das andere Glied der letzteren besonders günstige Verhältnisse ein, die Keime entwickeln sich und die hervorragende Persönlichkeit kommt zu Tage.

Was in allen diesen Punkten klare Erkenntnis verhindert, ist die Unmöglichkeit, genaue Nachforschungen über die Geschichte der Familien und die leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Beziehungen derselben anstellen zu können; nur äußerst selten gelingt dies und da nur bis zu einem bestimmten Maße. Aus der Unkunde über die Vererbung der Fähigkeiten, aus dem Mangel an Kenntnis über die Entwickelung der Persönlichkeit unter den verschiedenen günstigen wie ungünstigen Verhältnissen hat sich der Aberglaube in Bezug auf das sogenannte Naturspiel entwickelt.

Könnte man den roten Faden der einzelnen moralischen Eigenschaften in Familien zwanzig Geschlechtsfolgen hindurch ungestört beobachten, so sähe man je nach den obwaltenden günstigen oder nicht günstigen Umständen ein Auf- oder Absteigen der Entwickelung, Zunahme oder Abnahme der Eigenschaft, zuweilen Latentbleiben derselben, zuweilen üppigste Entfaltung, unter besonders schlimmen Verhältnissen aber gänzliches Versiegen.

Mit diesem Gegenstande haben sich außer A. Quetelet,[1] P. Foissac,[2] Prosper Lucas,[3] Francis Galton,[4] Th. Ribot,[5] Henry Joly[6] nur wenige Gelehrte beschäftigt; denn die Familien pflegen wohl Stammbäume, Wappen und Register über Handlungen, nicht aber über die Physik und Moral ihrer einzelnen Mitglieder zu führen, und andererseits dem Forscher nicht Einblick zu gestatten, in das eigentliche innere Leben.

Vor kurzem ist Alphons de Candolle, der Sprößling einer geistig hervorragenden Genfer Familie, mit einer Arbeit hervorgetreten, welche betitelt ist: „*Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles*, précédée et suivie d'autres études sur des sujets scientifiques, en particulier sur l'hérédité et la sélection dans l'espèce humaine.“ Deuxième édition. Genève et Bâle, 1885, in 8⁰. Verlag von H. Georg. Die erste Auflage dieses Werkes ist zwar schon 1873 erschienen, allein dieselbe hat weniger allgemeine Beachtung gefunden, als sie verdiente. Es schrieb dies davon sich her, daß der große Haufe der Schulgelehrten, ihrer Anhänger und Klopffechter andere Lieder auf dem großen Horn blies und so in Verehrung der Tagesgötzen vertieft war, daß der Eigenart und dem Gegenstande de Candolle's wenig Verständnis entgegengebracht wurde.

Es sei gleich von vorne herein bemerkt, daß das Werk de Candolle's eine der ausgezeichnetsten Arbeiten ist, durch Klarheit, Schärfe, Geist, Gründlichkeit und Vielseitigkeit sich auszeichnet und dem von ihm behandelten Gegenstand hohes Interesse sichert, nicht nur bei Gelehrten vom Fach, sondern auch bei allen wirklich Gebildeten. Das Buch ist prachtvoll gedruckt und liest sich leicht und angenehm. Empfehlende Vorzüge!

„Die Geburt“, sagt de Candolle, „hängt nicht von dem Individuum ab“. Das Einzelwesen ist das Ergebnis aller ihm vorangegangenen Geschlechter in Bezug auf seine Organisation und die mit derselben gegebenen leiblichen und seelischen Anlagen. Ob und wie aber dieselben entwickelt werden, hängt von der Gesamtheit der Lebensverhältnisse ab, von den Beziehungen der Außenwelt zu dem Individuum. Ist irgend eine Anlage sehr stark ausgeprägt und dabei die Organisation des Wesens widerstandskräftig und zähe, so entwickelt sich diese Anlage auch unter ungünstigen Verhältnissen. Daher kommt das Wort: „Das Genie ringt sich durch.“ Aber, wohlgemerkt, der Genius ringt nur dann sich durch, wenn seine leibliche Organisation widerstandskräftig im höchsten Grade, sein Wille von Eisen ist, wenn die Ungunst der Verhältnisse nicht zu arg und etwas Glück waltend ist. Doch, kehren wir wieder zu dem de Candolle'schen Buche zurück.

De Candolle hebt unter anderem die physischen und moralischen Erbstücke hervor, welche der Mensch seinen Ahnen verdankt, bemüht sich aber, alle hierher gehörigen Vorurteile und Ueberlieferungen, die in den verschiedenen Klassen des Volkes kreisen, zu widerlegen und auszuschließen, indem er auf den Einfluß des Lebens, der Umstände und Schicksale hinweist, welcher entwickelnd, hemmend, gestaltend, verändernd wirkt; sehr wohl ist dieser Gelehrte der Schwierigkeiten sich bewußt, das Moment der Erblichkeit von dem der Erwerbung im Laufe des Lebens bei Entwickelung der Eigenschaften und Fähigkeiten des Individuums zu scheiden. Und in der That, es sind diese Schwierigkeiten groß, weil das Leibes- und Seelen-Dasein in seiner Entwickelung und Gestaltung nicht den Charakter eines einfachen Beispiels der Geometrie bekundet, sondern seine Wurzeln tief in das Erdreich der Geschichte senkt, und seine Aeste weithin ausbreitet in den Luftkreis der Gegenwart.

„Es ist“, sagt de Candolle, „die Bedeutungsvollheit (célébrité) noch weniger erblich, als die Fachlichkeit (spécialité). Sie ist jederzeit nur eine Ausnahme, bedingt durch mehrere, selten vereinigte Ursachen. Daß ein Mensch bedeutungsvoll werde, genügt es nicht, über eine große Fassungskraft zu verfügen; es gehören auch noch günstige äußere Verhältnisse dazu, besonders aber der Wille, zu handeln, sich nützlich zu zeigen oder dies zu sein. Die Gleichgültigkeit, die Trägheit des Körpers oder des Geistes können die reich mit Fähigkeiten ausgestatteten Menschen daran hindern, zu Glanz und Ruhm empor zu steigen. In jeder Fachlichkeit machen gewisse moralische Bedingungen sich erforderlich.“ Hierzu einige notgedrungene Bemerkungen.

Einen beziehungsweiseren Begriff, als den der Berühmtheit, kann es nicht geben. Die Zeitgenossen nennen oft genug den größten Dummkopf, der blos die Frechheit und Gewandtheit besitzt, die noch dümmere Welt zu täuschen, berühmt, während sie dem wirklich Bedeutungsvollen seine Qualität absprechen. Wenn nicht besonders günstige Zufälle eintreten, gelangt der wirklich Bedeutungsvolle auch nach seinem Tode nicht zu Berühmtheit. Wir müssen

[1] Quetelet, A.: „Zur Naturgeschichte der Gesellschaft.“ Hamburg 1856. 8⁰.

[2] Foissac, P.: „De l'influence des climats sur l'homme et des agents physique sur le moral.“ Paris 1867, in 8⁰, Tom. II. p. 524 sq. — Foissac, P.: „La Longévité humaine.“ Paris 1873, in 8⁰. p. 320 sq.

[3] Lucas, P.: „Traité philosophique et physiologique de l'hérédité naturelle.“ Paris 1847—1850. in 8⁰. Tom. I. p. 547 sq.

[4] Galton, F.: „Hereditary Genius.“ London 1869. in 8⁰. „English Men of Science.“ London 1874. in 8⁰. „Inquiries into Human Faculty and its development.“ London 1883. in 8⁰. p. 83 sq. 323 sq.

[5] Ribot, Th.: „L'hérédité.“ Paris 1873. in 8⁰. p. 68 sq.

[6] Joly, H.: „Psychologie des grandes hommes.“ Paris 1883. in 8⁰.

also bedeutende Menschen von berühmten Leuten sehr wohl unterscheiden und unserer Ueberzeugung gemäß aussprechen, daß die Anlagen zur Bedeutungsvollheit auf dem Wege der Erblichkeit entstehen und durch betreffende günstige Umstände entwickelt werden, daß hingegen von Anlagen zu Berühmtheit eigentlich gar nicht die Rede sein kann, und dort, wo von solchen die Rede ist, doch nur Keime der Erwerbssucht, Unverschämtheit, Gaunerei gemeint sein können.

Die Eigenschaften eines wirklich bedeutenden Menschen: Gesundheit der Seele und des Leibes, das höchste Maß von Geistes-, Gemüts- und Willenskraft, kommen nicht urplötzlich zu Tage, sondern entwickeln sich durch zahlreiche Geschlechtsfolgen hindurch, fallen also ganz in das Bereich der Erblichkeit und der Lebensverhältnisse von Familie und Individuum; doch ist und bleibt Erblichkeit hier jederzeit der Hauptfaktor. Ein Individuum kann unter noch so normalen Verhältnissen leben und noch so intensiv unterrichtet und erzogen werden: wenn ihm von Seite seiner Familie nicht ein gesunder Kern seines physischen und moralischen Lebens und höchst kräftige Keime zu großen Eigenschaften der Seele vererbt wurden, erreicht es niemals dasjenige, was man Bedeutungsvollheit nennen möge. Der sogenannte eiserne Fleiß kann mächtige Wirkungen ausüben; allein wo der von den Vorfahren überkommene gesunde Kern fehlt, gibt es auch gar nicht die Möglichkeit eisernen Fleißes. Außerdem setzt dieser noch die besondere Anlage zu einem ungewöhnlich thatkräftigen Wollen voraus.

De Candolle, indem er seine Aufmerksamkeit dem Charakter zuwendet, bemerkt unter anderem: „Die Kraft der Charaktere vermehrt oder vermindert sich je nach den Einflüssen, welche das Individuum nach seiner Entstehung treffen. Eine Krankheit der Mutter oder der Kinder kann demnach den Fortschritt der natürlichen Entwickelung des letzteren hemmen, wie man dies im Lauf des Lebens bemerkt. Erziehung und Beispiel innerhalb und außerhalb der Familie begünstigen oder hemmen den Aufschwung bestimmter Charaktere; der tägliche Gebrauch der Organe und Kräfte, und, um es kurz zu sagen, viele äußere Ursachen ändern den ursprünglichen Zustand ab und bedingen Unterschiede in der Stärke jedes Charakters." „Wenn man die außergewöhnliche Kraft dieses oder jenes Charakters bei gewissen Einzelwesen erklären will, möge man immer an drei Wurzeln denken: an die Erblichkeit, an die Verschiedenheiten und Abänderungen nach der Zeugung des Wesens und nach der Geburt."

Hieraus ist zu ersehen, von wie mancherlei Umständen und Verhältnissen es abhängt, ob ein dazu beanlagter Mensch wirklich zu höherem Atomgewicht des Geistes gelangt oder verhindert wird, dazu zu gelangen. Es wird auch verständlich, wie verschiedene Einzelnwesen zwar in den Vollbesitz der höchsten Kräfte des Erkennens und Fühlens kommen, nicht aber jenes Willens teilhaftig werden, ohne den es kein erfolgreiches Handeln gibt auf dem Theater der Gesellschaft. Wenn wir auch weit davon entfernt sind, in allen diesen Punkten klar zu sehen, so leitet uns der Instinkt zu einer gewissen dunklen, aber richtigen Erkenntnis des Verhaltens und Zusammenhanges der Dinge, und wir fühlen, daß bei Herstellung allgemein gesundheitlicher Beziehungen in sämtlichen Klassen und Gruppen des Volkes die beanlagten Individuen kraftvoll und zum größten Nutzen für das Gemeinwesen sich ihrer Natur gemäß entwickelten und zur Geltung gelangten. Indem nun diese den rechten Platz behaupteten, fände nicht jene künstliche Machung großer Männer aus Halbköpfen statt, die heutzutage so schwungvoll aus dem Interesse gemeiner Hab- und Ehrsucht betrieben wird, und die Edelsten und Besten brauchten nicht mehr um das tägliche Brot zu ringen und ihr Dasein unter dem Scheffel zu durchseufzen.

Beschäftigen wir uns einige Augenblicke mit dem Einfluß der Erblichkeit auf den Erfolg.

De Candolle sagt unter anderem: „Zwei Arten von Ursachen bestimmen den Erfolg in irgend einer Laufbahn: die unterscheidenden Charaktere der Geburt, welche fast immer ein Erbteil sind, oder zuweilen eine Abänderung des Individuums in der Familie; die Verhältnisse der Erziehung, des Beispiels, der Lektüre, der öffentlichen Einrichtungen u. s. w., welche jeden Menschen umgeben und auch mehr oder minder beherrschen." „Der Wille wird mit uns geboren. Derselbe ist einer von den Charakterzügen, die von der Erziehung am wenigsten Beeinflussung erfahren. Die Aufmerksamkeit, die Beurteilung, die Kraft der Vernunft, der Geschmack der Wahrheit, die Neugier, die Arbeitsamkeit, welche den Menschen bestimmen, in dem Maaße seiner Entwickelung mit einem Gegenstande sich zu beschäftigen, werden ebenfalls mit uns geboren und sind in hohem Grade erblich." „Man kann im allgemeinen nicht sagen, daß die (angeführten) Eigenschaften die Ursachen des Erfolges seien und die Fehler oder Mängel die Ursachen, welche den Erfolg verhindern. Dieser hängt ab von der Natur der Eigenschaften und der Mißerfolg von der Natur der Fehler, sowie von dem Handwerk des Individuums innerhalb der Verhältnisse, unter denen dieses letztere sich befindet."

Dies alles in der Theorie; anders in der Praxis von heutzutage! — Augenblicklich, auf der Höhe des Zeitalters gröbster Hab- und Genußsucht, hängt der Erfolg auch auf dem Gebiete des Geistes von dem Quantum materiellen Besitzes ab; sittliche und geistige Gediegenheit, moralische und intellektuelle Vollkommenheit, höchste Willenskraft und Ausdauer, beispiellose Selbstverläugnung und Aufopferung sind zu Schatten geworden und haben das Gewicht verloren gegenüber Geld und Geldeswert, mit deren Hülfe allein noch an Erfolg zu denken ist. Gute und hervorragende Eigenschaften des Herzens, große Gaben des Geistes, fester Wille, Aufopferung und Fleiß verhalfen vor dem Zeitalter der Philisterei, der Ueppigkeit und Börsenspielerei zu Erfolgen auf dem Gebiete des gelehrten Berufs; heute thut dies blos der Geldbesitz. Wer von seinen Vorfahren oder anderen Leuten viel Geld oder Besitz und

Kram erbt, hat den größten Erfolg in der wissenschaftlichen Laufbahn, und sei er ehedem auch Stockfabrikant, Häringshändler oder Schiffsmakler gewesen. Dies hat der obengenannte Autor vergessen, in seinem Buche des Genaueren auseinander zu legen, überhaupt anzumerken.

Die Anbetung Mammon's, welche augenblicklich als wirkliche und zwar chronische Seuche herrscht, muß notwendig alle Verhältnisse auch innerhalb des geistigen, des wissenschaftlichen Lebens anders gestalten. Es entsteht eine Aristokratie des Geldes, welche alle anderen Aristokratien unterdrückt, und bei den ärmeren und armen Klassen jede geistige Regung unmöglich macht. Innerhalb dieser Plutokratie werden sodann alle sich offenbarenden geistigen Kräfte gepflegt, und ihr Erfolg ist abhängig von dem Nutzen, welchen sie ihren Glücksgenossen bei Erwerbung weiteren Besitzes leisten. Alle Wissenschaft wird so teils Schaugepränge, teils Melkkuh, abhängig von äußerem Erfolg, durchdrungen von Krämer- und Börsengeist.

Wenn dies weiter so sich gestaltet, muß Rückschlag der Zivilisation in Barbarei die Folge sein. Und daß solcher bereits sehr häufig vorkommt, sieht jeder Unbefangene.

Im Laufe seiner Entwickelungen betrachtet de Candolle manche Verhältnisse der epidemischen Krankheiten und der Mittel, welche zur Verhütung derselben benutzt werden; hier ist manches wahre, der Beherzigung würdige Wort zu finden, aber auch einiges, was, von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet, entschieden anders gelautet hätte.

Dem folgt das größte Hauptstück des ganzen Buches, welches den Titel einer Geschichte der Wissenschaften und Gelehrten seit zwei Jahrhunderten führt. Heben wir daraus einige Punkte hervor, um Bemerkungen anzuknüpfen, welche möglicherweise zur Erläuterung dienen und in die Nähe der Wahrheit führen könnten.

Es ist die Rede von der Auswahl, welche die gelehrten Akademien treffen. Ich behaupte nun, die Akademien wählen nur zur Hälfte wirklich auserlesene Geister; die andere Hälfte besteht aus Schreihälsen, Wichtigthuern, höheren Philistern und Erzschulmeistern, die durch materiellen Besitz ihren Erwählern imponieren, aus Leuten, die große Ausgaben und Bemühungen, Aufwartungen und Bücklinge machen, und von bezahlten Lohnschreibern ihren falschen Ruhm ausposaunen lassen.

„Ohne Zweifel", sagt de Candolle, „bemerkt man Männer von wahrem Verdienst, welche nicht in den Verzeichnissen der auswärtigen Mitglieder dieser oder jener Akademie erscheinen, und zwar wegen irgendwelcher Nachlässigkeit oder weil sie verstarben, bevor man vermochte ihre Entdeckungen angemessen zu würdigen; doch dies sind blos Ausnahmen."

Ich möchte dieser Ansicht nur zum Teile beitreten, sowie, nebenbei sei es bemerkt, über die irrige geographische und auch ethnographische Auffassung Deutschlands von Seiten de Candolle's mich erklären, da derselbe z. B. Prag zu Deutschland rechnet und Basel streng davon ausschließt. Welche Verwirrung doch der unglückselige und völlig naturwidrige deutsche Bund, diese verfehlteste aller Schöpfungen Metternich's, anrichtete!

Wenn nur die Akademiker, welche über Aufnahme neuer Mitglieder in ihre Akademie zu entscheiden haben, nicht gewöhnliche Menschenkinder mit einem den Durchschnitt überragenden Verstandesleben wären! Wenn sie nur den nicht haßten und verfolgten, der nicht in ihr Horn bläst, der seinen eigenen Weg wandelt und mit dem Genius verwandt ist! Wie viele Leute, die völlig nullenhaft waren, haben durch Benutzung erlaubter wie unerlaubter Mittel in die Akademien sich eingeschlichen, und wie viele große Geister, deren Erhabenheit schon zur Zeit ihres Lebens erkannt wurde, hat man mit Zorn und Studium ausgeschlossen! Und abgesehen von wissenschaftlicher Bedeutung, Vetterschaft u. s. w., spielt auch bei Aufnahme von Mitgliedern in Akademien die durch Geldbesitz bedingte Stellung im sozialen Leben eine höchst bedeutende Rolle, vielleicht gegenwärtig die bedeutendste. So finden wir denn auch, daß die meisten Akademiker den wohlhabenden und reichen Klassen entsprossen sind und nur ein verschwindend kleiner Bruchteil den armen Klassen entstammt.

Die allergrößten Geister kamen nur ausnahmsweise in gelehrten Familien zu Tage. Diese letzteren erzeugten von jeher zumeist gelehrte Philister, von denen allerdings manche den spezifischen Geruch der Philisterhaftigkeit verloren und als wahrhaftige Aristokraten des Geistes sich erwiesen. Aber die in den Familien der Gelehrten (woselbst die Gelehrsamkeit sozusagen erblich ist) gepflegten Vorurteile und waltenden Ueberlieferungen verhalten sich als Kettenkugeln des Genius, und es gehört schon titanische Kraft dazu, um über solche Hindernissen hinwegzukommen. Und die Professoren sind häufiger Hasenfüße als Titanen!

Sehr anziehend sind de Candolle's Entwickelungen über die einzelnen seelischen Eigenschaften der Gelehrten, über den Einfluß der Religion, der Familie, des Entstammens von Flüchtlingen, der Meinung, der Regierung, der wissenschaftlichen Gesellschaften, des Landes, der Sprache, des Klima's, der Rasse, über das Verhältnis der Naturkunde zu den politisch-moralischen Wissenschaften, über den Vorteil einer gemeinsamen Sprache der Gelehrten u. s. w. Die großen praktischen Vorteile der englischen Sprache anerkennend, empfiehlt und bezeichnet de Candolle dieselbe als die beste allgemeine Gelehrtensprache und überhaupt Weltsprache des kommenden Jahrhunderts. Die letzten Hauptstücke seines vortrefflichen Werkes sind Betrachtungen gewidmet über den Sinn der Worte Natur, natürlich, übernatürlich, über die Umwandlung der Bewegung in den organisierten Wesen und über die Farbe der Augen. Wegen Mangels an Raum kann ich hierauf nur kurz hinweisen, indem ich das Studium des de Candolle'schen Werkes auf das Dringendste empfehle.

Mein Buch „Gelehrte und Litteraten" (Minden, 1885, in 8⁰) erschien gleichzeitig mit dem von de Candolle. Zu meinem großen Bedauern ist die erste Auflage des letztern mir unbekannt geblieben.

Geographische Neuigkeiten.

* Dr. G. Radde's Reise in Zentralasien. Das „Journal de St.-Pétersbourg" bringt über dieselbe nachstehenden Bericht: Nach verschiedenen Ausflügen, welche die Reisenden Ende Mai von Askhabad aus in die Gebirge von Kopet-Dagh und an die neue russisch-persische Grenze gemacht, haben sie ihre Forschungen in östlicher Richtung fortgesetzt. Um Ostern befanden sie sich in Karybend, an dem Tedschen, von wo sie nach Merw abreisten. Unterwegs, unweit Dart-Kuyu, hatte Dr. Walter das Unglück, das rechte Bein zu brechen, und mußte unverweilt nach Askhabad ins Militärspital gebracht werden, wo er nun nach Verlauf von mehr als sechs Wochen wieder umher zu gehen beginnt. In Merw stieß der vom Amu-Darja kommende Bergwerksingenieur Kontschin zu Dr. Radde, und man unternahm gemeinsam den Murghab hinauf die Reise nach dem Thal von Pendschdeh. Die Expedition besuchte zuerst die Ruinen von Merw, welche von verschiedenem Alter sind, und wanderte dann auf dem linken Ufer des Murghab stromaufwärts. Die Natur ist in jenen Gegenden äußerst eintönig. Das rechte Ufer dieses Wasserlaufs, der nach Süden strömt, ist hoch und besteht aus Dünen, welche nicht sandig, sondern thonig und von aralo-kaspischer Formation sind. Das Baer'sche Gesetz bestätigt sich hier in auffallender Weise. Die sog. „Wälder" am Murghab und Tedschen rechtfertigen in keiner Weise das, was man unter diesen Ausdruck versteht, denn die beiden Ufer haben nur einen schmalen Besatz von einzelnen Pappeln und niedrigem dichtem Buschholz, unter welchem die Tamarix vorherrscht. Die Pappel ist die von Alex. v. Schrenk entdeckte Populus diversifolia oder euphratica. Diese Pappel-Art unterscheidet sich durch die Eigentümlichkeit, daß die Gestalt ihrer Blätter sich je nach ihrem Alter so sehr verändert, daß man über die Identität ihrer Art Zweifel hegen kann. Sie erreicht keine große Höhe, hat mehrere Stämme, die sich nahe über der Wurzel teilen, und ihre bald spitzigen, bald ovalen gezähnelten oder nicht gezähnelten Blätter sind dicht und lederartig und von bläulich-grüner oder graulich-grüner Farbe. Diese Pappel wächst nur am Wasserrande, sogar im Flußbett selbst, und findet sich nicht auf den hohen Böschungen. Sie wechselt an manchen günstig gelegenen Orten mit der gewöhnlichen Ulme, und außer diesen beiden Bäumen bemerkt man in diesen Gegenden nur zwei Arten, nämlich auf dem Kopet-Dagh und im Balkhan-Gebirge den Wachholderbaum, Juniperus excelsa, wenig buschig, aber mit einem bis zu 6 cm. dicken und 7 bis 8 m. hohen Stamm, und auf den Molassefelsen des oberen Tedschen und auf den alten Sanddünen der Grenze von Afghanistan den Pistazienbaum, Pistacia vera, welcher die wohlbekannten ölreichen Nüßchen trägt. Dieser Baum kennzeichnet sich durch seinen verkrüppelten Wuchs, durch die Erbreiterung seiner Blattkrone und durch seine glänzenden lederartigen Blätter. Im nördlichen, von sengender Sonne durchglühten Khorassan gibt der Pistazienbaum den besten Schatten, welcher in einem Wüstenland, wie es dasjenige von Merutschak bis Pul-i-Khatum auf einer Strecke von 250 Werst ist, besonders willkommen geheißen wird. Die Reisenden haben in dem ganzen Murghab-Lande und namentlich im Thal von Pendschdeh schwer unter der Hitze gelitten. Wochen hindurch wies der Thermometer um 2 Uhr Nachmittags 53 bis 58° C. im Schatten, und stieg zweimal sogar auf 60°. Temperaturen von 40 bis 43° C. im Schatten gehörten zu den gewöhnlichen. Dazu kamen noch die glühenden periodischen Nordwinde, welche, von den überhitzten Sandflächen der Karakorum ausgehend, sich am häufigsten Nachmittags erheben und bis gegen Mitternacht ungestüm anhalten. Man findet Tag und Nacht keine Ruhe. Von sanitärem Gesichtspunkte aus hat Sary-Yagy eine mehr als ungünstige Lage. Schon von Mitte Juni an war der Krankenstand des an diesem Orte kantonierten Jägerbataillons beunruhigend. Der Typhus forderte täglich Opfer, während die Ruhr und die „Geschwüre von Pendschdeh" sich immer mehr verbreiteten. Die Expedition verbrachte die Nacht des 21. Juni auf dem Schlachtfeld von Kuschk, auf den Stellungen, welche damals von den Afghanen eingenommen gewesen waren. Man fand daselbst noch Fetzen von Kleidern jener Asiaten und Reste von Schuhen wie Stücke von den Pelzkappen dieser Eingeborenen.

Am nächsten Tag, den 22. Juni, erreichten die Reisenden Tachta-Bazar, eine Region, worin beinahe beständige Stürme herrschen. Von diesem Punkte aus hat der Bergwerksingenieur Kontschin zwei Ausflüge gemacht, den einen nach den Höhlen auf dem linken Ufer des Murghab, den anderen nach Merutschak. Während dieser Zeit traf Dr. Radde die erforderlichen Vorbereitungen für die Fortsetzung seiner Reise, denn es handelte sich darum, der afghanischen Grenze entlang wandernd, Zulfagar, Pul-i-Khatum und Serakhs zu erreichen. Die Strecke zwischen dem Murghab und dem Tedschen ist die verlassenste, welche auf der ganzen Ausdehnung der Grenzen des Russischen Reiches, soweit dieselben schon von Dr. Radde bereist worden sind, existiert. Selbst die Grenze der Mongolei (Daurien) ist in dieser Beziehung besser versorgt. Die Brackwasser-Brunnen von Ak-Robat liegen inmitten einer Einöde, worin es keine menschliche Seele gibt. Die Karawane nahm Wasser und Gerste für die Pferde mit, und hatte während der Reise Temperaturen von 50° bis 53° C. zu ertragen, während bei Nacht der Thermometer auf 15° herabging. Am 30. Juni erreichte die Expedition die Schluchten von Zulfagar, und bei Nacht trafen sie nach einem aufreibenden Marsche am Tedschen ein, wo sie sich von dem afghanischen Posten aufgehalten sahen. Einige Erläuterungen genügten jedoch, um die Angelegenheit zu beiderseitiger Befriedigung beizulegen. Dr. Radde und seine Begleiter setzten dann ihre Reise dem rechten Ufer des

Tedschen entlang fort und kamen nach Pul-i-Khatum, dem günstigst gelegenen Ort des ganzen Landes. Hier rastete die Expedition drei Tage lang, da Dr. Radde und Kontschin an einem leichten Fieberanfall litten. Diese Anfälle steigerten sich während des Marsches nach Serakhs in solchem Grade, daß Dr. Radde zwölf Stunden lang im Delirium auf dem Dünensande liegen bleiben mußte. Nur mit der größten Mühe vermochten sich die Reisenden noch nach Serakhs zu schleppen, wo Baron Salza, der Chef des 1. kaukasischen Jägerbataillons („Großfürst Michail Nikolajewitsch") sie auf die zuvorkommendste Weise aufnahm. Die Rückkehr nach Karybend wurde in Karren bewerkstelligt, und am 14./26. Juli traf die Expedition wieder in Askhabad ein. Die Reisenden waren nun wieder vereinigt, aber alle krank. Kontschin und Dr. Radde litten an heftigen Fieberanfällen und Dr. Walter konnte erst mit großer Mühe gehen. Sie beabsichtigten aber nach einigen Tagen sich von neuem auf den Weg zu machen, um die Gipfel des Kopet-Dagh zu erforschen, und den Schakh-Schakh zu erklettern, welcher eine Höhe von ungefähr 10,000 Fuß hat. Man wird sich erst später darüber entscheiden, ob man die Reise auf persischem Gebiet fortsetzen oder dieselbe erst im kommenden Frühjahre beginnen wird, denn soviel ist jedenfalls gewiß, daß vom Gesichtspunkte der Sammlungen aus die Reise in diesem Sommer, wo die Sonne alles ausgebrannt hat, wenig einträglich sein würde.

* Ueber die portugiesischen Forschungen zwischen der Ostküste und dem Nyassa-See von 1884—86, beziehungsweise die Ergebnisse der Expedition der Herren Serpa Pinto und Cardoso, berichtet die Lissaboner Geographische Gesellschaft in einem Rundschreiben folgendermaßen: „Der Major Serpa Pinto und der Schiffslieutenant Cardoso, die Führer der portugiesischen Expedition, welche 1884 von Mosambik abging, um eine geographische Erforschung auf dem Gebiet der portugiesischen Provinz in Ostafrika zwischen der Küste und dem Nyassa-See zu bewerkstelligen, sind nach Lissabon zurückgekehrt. Der dermalige Gouverneur von Mosambik, Herr Augusto de Castilho, arbeitete im Jahre 1883 eine allgemeine resummierende Studie über diese Provinz aus, welche vom Standpunkt der darin gegebenen neuen Hinweise aus sehr wichtig ist. Die Expedition Serpa Pinto-Cardoso folgte im Jahre 1884 von Mussuril aus nordwärts dem Küstenstrich, drang ins Land Matibana ein, und zwar in der Richtung auf die Fernand-Velloso-Bucht, setzte von da ihren Marsch bis nach Guissanga (Bezirk Kap Delgado) fort und unterwarf diese ganze Zone einer langen und interessanten Rekognoszierung. Von Ibo (der Hauptstadt des Bezirks) kehrte die Expedition auf dem Mutepuezi zurück und begab sich nach Medo. Die erschütterte Gesundheit des Majors Serpa Pinto erlaubte ihm nicht die Begleitung und Leitung der Karawane fortzusetzen, welche nun unter der Führung des Lieutenants Cardoso ihre Wanderung weiter verfolgte und von Medo aus sich nach Metarica begab, um den Fluß Lienda oder Lyendo, einen Nebenfluß des Rovuma, aufzusuchen. Da der Beherrscher von Metarica freiwillig und loyalerweise seine Unterwerfung unter die portugiesische Regierung erneuert hatte, verweilte die Expedition einige Tage lang daselbst, folgte dann einige Zeit dem Lienda und wandte sich nach dem Nyassa-See, den sie in dem Gebiet des Gui-Nassia erreichte. Dieser andere, eingeborene Häuptling erkannte ebenfalls die portugiesische Oberherrschaft an, worauf die portugiesische Flagge unter den wärmsten Teilnahme-Bezeugungen von Seiten der Eingeborenen aufgehißt wurde. Nach der Aussage unseres Forschers entspringt der Lienda nicht aus dem N'Maramba, sondern durchfließt nur diesen See und kommt vom Berge Songe im Westen. Die erschütterte Gesundheit des Lieutenants Cardoso sowie der Zustand, worin sich die Expedition befand, zwangen den ersteren, sich nach der Missionsstation Blantyre zu wenden. Die Expedition fuhr daher über Blantyre den Nyassa hinab, wandte sich ostwärts und passierte den Ruo (besser Luo) in der Nähe des Berges Melange. Hier mußte sie einige feindselige Begegnungen von Seiten der Eingeborenen erfahren, welche zuerst mit Engländern zu thun zu haben glaubten; allein die Abneigung verwandelte sich bald in Freundschafts- und Achtungsbezeugungen von Seiten der Eingeborenen, welche der Karawane alsbald den Durchgang gestatteten, sobald sie dieselbe für Portugiesen erkannten und die portugiesische Flagge wehen sahen. Die erzählten kleinen Vorfälle beweisen abermals sowohl die Ungerechtigkeit als auch die systematische Ungenauigkeit der Behauptung englischer Reisenden und Missionare, welchen die Portugiesen die Erforschung und die Niederlassung in den Gegenden des Nyassa und Chirua entweder auf ihre eigene Bitte oder auf das Andringen ihrer Regierung erlaubt hatten. Auf ihrer weiteren Wanderung gen Südosten gelangte die Expedition nach Quilimane. Die Zahl der gemachten astronomischen und meteorologischen Beobachtungen und Bestimmungen ist bedeutend, das oro- und hydrographische und kommerzielle Studium der durchreisten Länder bietet ein bedeutendes Interesse dar, wie aus den zu veröffentlichenden Berichten bald hervorgehen wird. Unter der erfahrungsreichen Führung von Serpa Pinto organisiert, war die Expedition mit ausgezeichneten Instrumenten versehen. Trotz aller Schwierigkeiten und Gefahren, die sie zu überwinden hatte, gelang es doch der merkwürdigen Hingebung, der Geschicklichkeit und den erprobten Kenntnissen des Lieutenants Cardoso, eine Forschung von hohem wissenschaftlichem Wert zu verwirklichen, wie sie keine andere Expedition in diese Gegenden, trotz der anerkannten Befähigung von mehreren ihrer Erforscher, jemals erreicht hat!"

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 44. Stuttgart, 1. November. 1886.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die Geographie auf der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Von Carl Hager.

Waren es die Gesellschaft für deutsche Kolonisation und der Zentralverein für Handelsgeographie, welche in dem Allgemeinen Deutschen Kongreß zu Berlin eine Gelegenheit schufen, überseeische Fragen eingehend und sachverständig zu behandeln, so war es der Deutsche Kolonialverein, der sich zur selben Zeit um die Spezialgebiete „medizinische Geographie, Klimatologie und Tropen-Hygiene" verdient machte, indem er den Anlaß gab, für diese Wissenszweige eine selbständige Sektion der Naturforscher- und Aerzte-Versammlung zu begründen, eine Einrichtung, von der man nur wünschen kann, daß die kommenden Versammlungen dieselbe beibehalten. Eine weitere Neuerung war die Aufnahme der Ethnologie in das Kongreßprogramm, die sich mit der Geographie zu gemeinsamer Sektion verband. Aber auch die allgemeinen Sitzungen, welche größeren Vorträgen ohne Diskussion gewidmet sind, erbrachten eine Fülle erdkundlichen Stoffes, und zwar in dem Maße, daß man mit Recht von einem Vorherrschen der Geographie sprechen darf. Wenn unter 10 Vorträgen 3 dem Wissensgebiete der Geographie entnommen sind, so ist dies ein Erfolg der Anerkennung, mit dem diese Wissenschaft wohl zufrieden sein kann. Einer derselben war ein Reisebericht, den Herr Dr. L. Wolf über seine Reise in Zentralafrika erstattete, über deren Ergebnisse bisher nur im „Mouvement géographique" einiges veröffentlicht ist. Der zweite war die Darlegung des Geh. Admiralitätsrats Herrn Dr. Neumayer über die Notwendigkeit der Südpolarforschung, während der dritte, mehr praktischen Zielen gewidmet und dem Zug der kolonialen Bewegung folgend, Europa's Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika erörterte, und kein Geringerer als Georg Schweinfurth war berufen, seine Ansichten und Hoffnungen hierüber auszusprechen.

Herr Dr. Wolf gehörte zu der von König Leopold ausgerüsteten Expedition, die unter Premierlieutenant Wißmann, Lieutenant v. François, Lieutenant Hans Müller und ihm im November 1884 in Mukenge, der Residenz des Baluba-Häuptlings Kalamba Mukenge (südlich Luluaburg, unweit des linken Ufers des Lulua gelegen), eintraf.

Auf eigene Faust unternahm der Vortragende im Dezember des genannten Jahres eine Reise nordwärts zu den Bakuba und ist somit der erste Europäer, dem es gelang, in das Land dieses Stammes einzudringen, der vorher bereits zweimal dem Portugiesen Silva Porto erfolgreichen Widerstand entgegengesetzt hat. In Ibanschi traf der Reisende mit dem mächtigen Bakuba-König Lukengo zusammen. „Lukengo wurde von acht kräftigen Sklaven in einem Tragsessel getragen. Eine Leibwache von 200—300 großen Speerträgern befand sich in seiner nächsten Nähe. Etwa 10 m. vor mir" — so schilderte der Vortragende die Bewegung — „ließ er halten, stand aufrecht wie gefesselt und wandte seinen Blick nicht von mir, dem ersten Weißen, den er je gesehen. Groß und kräftig gebaut, mit einem Körpergewicht von über zwei Zentner, mochte er ungefähr

50—55 Jahre zählen. In seinem wolligen Haar staken lange Reiher- und rote Papageienfedern; dicht mit Muscheln geschmackvoll besetzte Schärpen, kunstvoll aus einheimischen Stoffen — Mabelu — gewebt, lagen kreuzweise auf seiner mächtig breiten Brust. Ein mit Rotholz rotgefärbtes, bauschig in Falten zusammengelegtes Mabelutuch war um seine Hüften gelegt, woran vorn eine Tasche aus Wildkatzenfell hieng. Um Arm- und Fußgelenke lagen daumendicke, feinziselierte und blankgeputzte Kupferringe. Finger- und Zehennägel waren sorgfältig rot gefärbt. Ein etwa 3 cm. breiter, tiefschwarzer Streifen war über Stirn und Nasenrücken gezogen. Die einzige Waffe, die er trug, war ein kunstvoll geschmiedetes, mit Kupfer eingelegtes Messer, das ohne Scheide an seiner rechten Hüfte hinten an einer aus Büffelfell gedrehten Schnur hieng. Sobald er den Boden betrat, warf sich alles nieder und begrüßte den Herrscher durch Händeklatschen."

Bezüglich der ethnologischen Eigentümlichkeiten der Bakuba ist bemerkenswert, daß Menschenopfer bei ihnen noch gebräuchlich sind. Stirbt ein freier Mann, so wird mindestens ein Sklave getötet, der dem Leichnam des Freien znr Unterlage dient. Je nach dem Rang des Verstorbenen bestimmt sich die Zahl der zu opfernden Sklaven; so sollen 1000 Menschen beim Ableben des Vaters des jetzigen Lukengo getötet worden sein. Lieber aber verwendet man zu solchen Opfern Verbrecher, die sich bei Lebzeiten des Fürsten an dessen Person oder Eigentum vergangen haben und die man bis zum Tode desselben frei umhergehen läßt. Seinen Sklavenbedarf deckt der Stamm in der Regel aus dem der Baluba, wobei die zwischen beiden wohnenden Bakete den Handel vermitteln. Herr Wolf bot seinen ganzen Einfluß beim Baluba-Häuptling auf, ein Verbot dieses Handels zu veranlassen; es geschah dies zwar, doch hegt er selbst wenig Hoffnung auf gänzliches Verschwinden desselben. An Gerät und Schmuck hat der Reisende manches von den Bakuba erhalten und dies ist zum Teil bereits dem königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin einverleibt.

Die Hauptaufgabe der Expedition jedoch war die Erforschung des Kassai, zu der nach der Rückkehr Wolf's nach Luluaburg die Vorbereitungen begannen. Die Reise selbst begann am 28. Mai 1885 mit dem zerlegbaren Boote „Paul Pogge" und 28 Einbäumen sowie einer Begleitung von 200 Schwarzen, die sich der Mehrzahl nach aus dem Volke der Baluba rekrutierten, deren Häuptling Kalamba Mukenge den Führern der Expedition durch „Feuertrinken" in ewiger Freundschaft verbunden war. Im Anfang war die Aussicht auf Erfolg, da eine Reihe von Stromschnellen und Fällen zu passieren war und besonders da am 4. Reisetage beim Umschlagen eines Kanoes einer der ergebensten Unterhäuptlinge Kalamba's ums Leben kam, recht trübe. Auch am 5. Tage kamen Stromschnellen, von der Luebo-Mündung abwärts jedoch blieb ruhiges Fahrwasser. Nach einer Fahrt von weiteren 37 Tagen war die Mündung des Kassai in den Kongo erreicht.

Infolge der Erkrankung Wißmann's erhielt nunmehr Dr. Wolf das Kommando der Expedition; auch Lieutenant Müller mußte wegen seines geschwächten Körpers nach der Küste getragen werden. Mit dem Dampfer „Stanley", der als Transportschiff für die Baluba diente und der Barkasse „En Avant" wurde am 5. Oktober die Bergfahrt angetreten, an der Luebo-Mündung sodann die Expedition ausgeschifft und auf der von Lulua und Luebo gebildeten Landzunge eine Hafenstation (Wolfshaven) angelegt. So konnte am 8. Januar 1886 mit der „En Avant" die Erforschung des Sankuru angetreten werden, von dessen Südostlauf Herr Wolf bereits in Ibanschi gehört hatte. Er erwies sich 450 e. Mln. aufwärts schiffbar und erreichte mitunter eine Breite von 2—3000 m. Am 18. Februar ward Katschitsch erreicht, wo Pogge und Wißmann seinerzeit den Fluß überschritten. Weiter aufwärts mußte infolge Aufhörens der Schiffbarkeit am Ufer entlang marschiert werden. Nahe dem Endpunkte der Sankuru-Fahrt traf der Reisende mit dem bekannten Sklavenjäger Zappu Zapp (Tippu Tip) zusammen und verhinderte nur durch seine Entschlossenheit einen feindlichen Zusammenstoß. Auf der Rückfahrt wurde am rechten Ufer die Mündung eines 40 bis 100 m. breiten, in zwei Armen sich in den Sankuru ergießenden Flusses entdeckt, den die Eingeborenen Lomami nannten. Der Kassai, Sankuru und Lomami bilden vom Kongo nach Osten eine zusammenhängende Wasserstraße von 689 e. Mln. bis zu dem von Wolf erreichten östlichen Punkte. „Der Zukunft ist es vorbehalten, mit Benützung des Lukuga oder Luassa den Tanganika mit dem Lomami durch einen Kanal zu verbinden!"

Der Sankuru erwies sich belebter von Kanoes und landschaftlich schöner als der Kassai; auch ist er außerordentlich fischreich; an Flußpferden scheint der Kassai größeren Bestand zu haben als der Sankuru; in letzterem wiegen die Krokodile vor. Elefantenspuren fanden sich besonders zahlreich an den Ufern des Lomami. In den Wäldern an diesem Fluß zeigt sich allenthalben großer Reichtum an Kautschuk, dessen Gewinnung den Eingeborenen jedoch noch unbekannt war. Am rechten Sankuru-Ufer, nahe der Mündung, begegnete die Fächerpalme, die weiter oben nicht mehr vorkommt. Elfenbein fand Wolf in außergewöhnlichen Mengen. Täglich wurden am Sankuru Zähne angeboten und dagegen Zeuge, Perlen, Messing ꝛc. gewünscht. Im April traf der Vortragende an der Lulua-Mündung wieder mit dem inzwischen genesenen Wißmann zusammen; die beiden Reisenden erforschten nun noch gemeinschaftlich den Kassai von hier ab aufwärts, fanden denselben noch weitere 58 e. Mln. schiffbar und als herrlich schönen Abschluß einen 7 m. hohen Wasserfall (Wißmann-Fall).

Zum Schluß teilte der Redner mit, daß von verschiedener Seite bereits unternommen wurde, die eben

geschilderten Gebiete für Verkehr und Zivilisation zu gewinnen. Die englische Baptistenmission wie das holländisch-afrikanische Handelshaus haben sich Plätze am Luebo gesichert; ein Portugiese hat bereits Zähne, die er am Lulua gekauft, Kassai abwärts nach Leopoldville geschickt. Ein amerikanischer Bischof will mit 11 Missionaren sich unter den Baluba ansiedeln, dieselben zu Handwerkern heranbilden und Ackerbau-Stationen errichten. Der Boden ist fruchtbar, die Reispflanzungen auf Luluaburg ergeben reichen Ertrag, Viehzucht wird mit Erfolg betrieben. Das Klima ist dem Europäer, der dortselbst sogar einige Stunden des Tages Handarbeit verrichten kann, zuträglich. Die durchschnittliche Jahrestemperatur beträgt 26° C. und das Durchschnittsminimum 17° C. Während der letzten Beobachtungszeit ist in jedem Monat auf Luluaburg Regen gefallen.

Herr Geh. Admiralitätsrat Neumayer bezweckte mit seiner Auseinandersetzung über die Südpolarforschung keineswegs, im einzelnen die Wichtigkeit derselben für die Entwickelung der verschiedenen Wissenszweige zu erörtern, sondern nur im allgemeinen auf ihre Unentbehrlichkeit für alle Forschungszweige hindeuten und der 59. Versammlung der Naturforscher die Interessen einer Forschung an's Herz legen zu wollen, deren Befürwortung auf der Straßburger Versammlung ihm versagt war und zwar mit der Begründung damals, daß in den voraufgegangenen Verhandlungen des Hamburger Geographentages über denselben Gegenstand kein neuer Gesichtspunkt zu Tage getreten sei. Herr Neumayer ist seit 30 Jahren im Norden und im Süden der Linie in Wort und Schrift für die Erforschung der Antarktis eingetreten, und wenn, wie er heute selbst zu erkennen glaubt, die Anzeichen dafür sich mehren, daß in weiteren Kreisen ein tieferes Verständnis für die Sache sich Bahn bricht und die seit Jahren von Einzelnen gepflegte Erörterung und Empfehlung derselben ihre Früchte zu tragen beginnt, so ist gerade die Thatsache, daß eine der allgemeinen Sitzungen ihre Zeit leihen mußte, um die Mahnungen des verdienten Gelehrten zu hören, ein lebendiger Beweis für die Richtigkeit seiner Wahrnehmung, denn auf Wunsch der vorsitzenden Geschäftsführung selbst wurde der Vortrag, der anfänglich für die Sektion der Geographie bestimmt war, in den weiteren Bereich der allgemeinen Sitzung verlegt.

Da die Unternehmungen der internationalen Polarforschung abgeschlossen sind und die Ergebnisse nach und nach der Oeffentlichkeit übergeben werden, da insbesondere das von dem Vortragenden und Professor Börgen bearbeitete Werk über die Beobachtungen der deutschen Stationen nunmehr erschienen ist und aus diesen Resultaten unzweideutig die Bedeutung der Südpolarforschung für die Entwickelung der Wissenschaften des Erdmagnetismus und der Meteorologie hervorgeht, da ferner neuerdings auf den letzten Deutschen Geographentagen von Gelehrten verschiedener Forschungsrichtung die Wichtigkeit der antarktischen Forschung hervorgehoben wurde, so von Albrecht Penck in Hinsicht auf die Frage nach dem Verhalten der Eiszeit in der Südhemisphäre zu jener der Nordhemisphäre, von Friedrich Ratzel in Hinsicht auf alle mit Eiszeit, Struktur und Entstehung des Gletschereises verbundenen Fragen, von Professor Peters in Hinsicht auf die Geodäsie, woraus erhellte, daß die Grundfragen über die Gestaltung unseres Planeten zum Abschlusse in ihrer Lösung nur durch gründliche Untersuchungen in der Südpolarregion geführt werden können, Darlegungen welche die Bedeutung der antarktischen Untersuchungen für alle Forschungszweige, für unsere Erd-, ja Weltanschauung erweisen, so hält der Redner den gegenwärtigen Zeitpunkt für besonders geeignet, auch seinerseits die Agitation zu erneuern. Von Studer, Drude, Engler und v. Müller werde das in Rede stehende Ziel zur Herbeiführung phyto-paläontologischer Aufschlüsse angestrebt, und seine Wichtigkeit sei gerade in jüngster Zeit durch Hermann Berghaus' die gegenwärtige und frühere Verbreitung des Eises auf der Südhalbkugel veranschaulichende Karten und durch Julius Hann's Studien und Karten über die Verteilung der Wärme auf der Erde klar bewiesen.

Wie seit Jahren, betonte der Redner auch diesmal den in seiner wissenschaftlichen Ueberzeugung feststehenden Satz, es müsse im Interesse der Förderung der Wissenschaft des Erdmagnetismus die polare Forschung in beiden Hemisphären zu gleicher Zeit geführt werden. Die internationalen Polaruntersuchungen haben diesen Gedanken aufs Neue gestützt. „Immer klarer wird der Einblick in die nahen Beziehungen zwischen den Vorgängen auf der Photosphäre der Sonne, den Polarlichtern und den Erscheinungen, welche wir unter die Bezeichnung „Erdströme und magnetische Störungen" zusammenzufassen pflegen. In der Sonne und ihrer Wirkung auf den magnetischen Zustand unserer Erde haben wir die Ursachen für diese gleichzeitig die ganze Erde durchzuckenden, geheimnisvollen Kräfte-Aeußerungen zu erkennen. Es treten dieselben am lebhaftesten in den Polarzonen der Erde auf und sie müssen daher dort beobachtet werden."

Wie der Redner zu verstehen gab, haben die Wogen der Anregung bereits das hydrographische Amt der britischen Admiralität berührt, da man nach ihm zugegangenen Mitteilungen die Frage dort zu studieren beginnt. Möge man nun unter dem Meridian vom Kap Horn auf den Pfaden des jüngeren Roß und Weddell's nach dem hohen Süden vordringen oder sich zu der nach Neumayer's Ansicht am zweckmäßigsten erscheinenden Route entschließen, nämlich zwischen Kemps und Enderby-Land die Antarktis anzusegeln — alle Wege werden schließlich zum Ziele führen und der ewig wirkende Forschertrieb nicht rasten, bis jene Probleme der Lösung näher geführt sein werden.

Um zunächst bei den der Wissenschaft an sich dienenden Verhandlungen zu bleiben, sei hier ein kurzer Bericht über die Erörterungen in den Sektionen eingeschaltet, und erst am Schlusse Georg Schweinfurth's kolonialpolitischer

Vortrag gewürdigt. Auch in weiteren als den Eingangs erwähnten Sektionen traten Fragen hervor, welche die Erdkunde berühren. So referierte in der zoologischen Sektion Herr Dr. A. Reichenow über die Aufstellung tiergeographischer Grenzen vom ornithologischen Standpunkte, wobei er zu folgender Einteilung der Erdoberfläche gelangte:

I. Arktische Zone (Circumpolarländer). Die Südgrenze wird gebildet durch die nördliche Verbreitung des Waldhuhns (Tetrao).

II. Antarktische Zone (Südpolarinseln).

III. Westliche Zone.

A. Westlich-gemäßigte Region.
1. Amerikanische Boreal-Fauna.
2. Amerikanisch-gemäßigte Fauna.

B. Südamerikanische Region.
1. Amerikanisch-tropische Fauna.
2. Antillische Fauna.
3. Chilenisch-patagonische Fauna.
4. Galapagos-Fauna.

IV. Oestliche Zone.

A. Oestlich-gemäßigte Region.
1. Europäisch-sibirische Fauna.
2. Sibirisch-indische Grenzfauna.
3. Mittelländische Grenzfauna.

B. Aethiopische Region.
1. Westafrikanische Fauna.
2. Ostafrikanische Fauna.
3. Südatlantische Fauna.

C. Malaiische Region.
1. Indische Fauna.
2. Sunda-Fauna.
3. Philippinen-Fauna.

V. Südliche Zone.

A. Neuseeländische Region.

B. Australische Region.
1. Australische Fauna.
2. Papuanische Fauna.
3. Celebes-Fauna.
4. Polynesische Fauna.
5. Hawai-Fauna.

VI. Malegassische Zone.

In der Diskussion bemerkte Herr Professor E. v. Martens, daß durch die Betrachtung der Säugetiere und Mollusken die von Reichenow vertretenen Anschauungen vielfach bestätigt werden.

In derselben Sektion teilte Herr Professor Nehring seine Auffassung bezüglich des Typus der Inka-Hunde mit, von denen ihm Mumien nicht nur aus den seinerzeitigen Ausgrabungen Stübel's und Reiß', sondern auch später durch Vermittelung des Dr. Macedo in Lima vorlagen, und es bilden nach seiner Ansicht diese Hunde, die wahrscheinlich aus der Zähmung der kleineren (südlichen) Varietäten des nordamerikanischen Wolfes hervorgegangen, einen eigentümlichen Typus von Haushunden, innerhalb dessen sich durch verschiedene Haltung und Pflege mehrere Rassen entwickelt haben, die gewissen europäischen Hunderassen parallel stehen. Derselbe Gelehrte sprach ferner über halbdomestizierte Schweine auf Neu-Guinea und über die Schweinezucht der Eingeborenen von Kaiser-Wilhelms-Land. Dingo-ähnliche Hunde und Schweine bilden die einzigen Haustiere der dortigen Papuas, wobei jedoch die Schweine nur halb als solche gelten können, da dieselben ein mehr oder weniger wildes Leben führen. Zucht wird überhaupt nicht gepflegt, sondern es werden nur Zuchtsauen gehalten, welche zur Zeit der Brunft in den Busch laufen, um sich mit einem wilden Eber zu paaren, dann aber nach der Hütte der Eingeborenen zurückkehren. Die Ferkel erfreuen sich auch in diesem Teile der Insel seitens der Papua-Frauen der zärtlichsten Pflege und werden von diesen sogar mitunter an die Brust genommen. Jene primitive Schweinezucht war nach des Vortragenden Ansicht vor Zeiten auch anderen Völkern eigen; sie ist als ein Stadium der vorzeitlichen Haustierzucht überhaupt aufzufassen. Die im Anschluß an Schweineschädel aus dem Dorfe Hihiaura, welche Dr. Otto Finsch mitgebracht, vorgetragenen Untersuchungsresultate haben nur zoologisches Interesse.

Neue Aufschlüsse über die Geologie Aegyptens erbrachten Georg Schweinfurth's am Südabfall des nördlichen Galala-Gebirges im Wadi-el-Arabah (nordwestlich des Klosters S. Antonio) gemachte Versteinerungsfunde, die von Professor H. E. Beyrich in der Sektion für Mineralogie und Geologie vorgelegt wurden und das Vorkommen von Devon-Bildungen in Aegypten erwiesen. Besonders häufig tritt Spirigera concentrica auf, ganz übereinstimmend mit Abänderungen derselben Art aus mittel- und oberdevonischen Ablagerungen des rheinischen Gebirges. Seltenere Begleiter sind Streptorhynchus umbraculum, ferner eine kleine Rhynchonella, eine Bellerophon-Art und Krinoidenstiele.

Ueber geographische Ortsbestimmung mittels des photographischen Theodoliths gab in der Sektion für Mathematik und Astronomie Herr Dr. Stolze eine Anleitung. Derselbe soll nicht überhaupt zur Breiten- und Längenbestimmung dienen, sondern nur in dem besonderen Fall, wenn die Schwierigkeit sich geltend macht, Chronometer in brauchbarem Gange zu erhalten. Die Bestimmung wird so gemacht, daß mit Hülfe eines Momentverschlusses in fester Stellung des horizontalen Apparates eine größere Anzahl Sonnenbilder und Spiegelbilder derselben, sowie ein Stück Mondbahn aufgenommen wird. Die Sonnenbilder liefern die Höhenbilder sowie die Differenzen der Azimuthe und hieraus mit Hülfe genäherter Deklinationen genäherte Breiten, hieraus genauere Deklinationen und genauere Breiten- und Stundenwinkel. Für jeden Punkt der Mondbahn kennt man dann Breite, Azimuth und Höhe, also hieraus Deklination und Stundenwinkel. Die Differenz des Stundenwinkels eines Sonnenbildes vom Stundenwinkel eines Punktes der Mondbahn ist bei konstanten Höhen und konstanter Breite für jede Breite eine andere. Berechnet man daher diese Differenz für

Greenwich, so erhält man durch Vergleichung mit der in jedem Falle vorliegenden die Länge. Alle Fehler des Aufnehmenden lassen sich aus den Platten selbst eliminieren. Die Besprechung dieses Apparates erinnert uns unwillkürlich an die aus Anlaß der Naturforscherversammlung veranstaltete wissenschaftliche Ausstellung und die mannigfaltigen dort für die Interessen der Erdkunde gebotenen technischen Hülfsmittel. Berechtigte Bewunderung fand der Uranograph des Brüsseler Professors der Mathematik, Herrn J. P. Stroesser; ein automatischer (durch ein Uhrwerk in Gang gesetzter) Apparat, der den natürlichen Gang der Erde und des Mondes zur Anschauung bringt. Bei genauer Regulierung des Uhrwerks zeigt derselbe mit höchster Genauigkeit die bürgerliche und astronomische Zeit, die Bewegung der Erde um sich selbst wie um die Sonne während des ganzen Jahreslaufes und das Verhältnis der Erde zum Monde in dessen verschiedenen Phasen. Da es thatsächlich zur Zeit kein geeigneteres Hülfsmittel gibt, das Sonnensystem zu veranschaulichen, dürfte es nur an dem (verhältnismäßig freilich keineswegs) hohen Preise des Instrumentes liegen, wenn durch dasselbe unsere Tellurien und Lunarien im Anschauungsunterrichte der mathematischen Geographie nicht verdrängt werden. In der Abteilung „Wissenschaftliche Reiseausrüstung" der genannten Ausstellung fielen vor allem die photographischen Apparate für Reisende, in deren Herstellung besonders Berliner Fabrikanten sich auszeichnen, ins Auge und es scheint auch für die zahlreichen Anforderungen und Hemmnisse der überseeischen Forschungsreise in Zweckmäßigkeit und Transporterleichterung das Höchste geleistet zu sein. Bemerkenswert ist, daß in Hinblick auf die stetig sich mehrenden Anforderungen eine Berliner Firma (G. Braun) auf Anregung des Herrn Professors Gustav Fritsch versucht hat, auch für große Platten eine brauchbare und bequeme Reise-Camera herzustellen, wobei ein ähnliches Prinzip in Anwendung kam wie für die photogrammetrischen Theodolithen. Nach den in Berlin verschiedentlich anwesenden Vertretern exotischer Völkerstämme und den durch Dr. Otto Finsch von seiner ersten Südsee-Expedition mitgebrachten Masken haben die Gebrüder Castan Gesichtsmasken von Völkertypen und Abgüsse angefertigt, welche verkäuflich nur für Museen und Unterrichtsanstalten bestimmt sind, eine Anschaffung, die freilich bei den vorläufig noch recht teuren Preisen, zumal nur eine Gelegenheit zur Vergleichung bietende Kollektion Anspruch auf Wert hat, nur in vereinzelten Fällen wird bewerkstelligt werden können. Ein Gilbert-Insulaner in Lebensgröße und vollständiger Kriegsrüstung erregte aus dieser Sammlung das größte Interesse. Bedeutenden Wert für die Erforschung der Meeresfauna hat der von seinem Erfinder, Herrn Professor Hensen in Kiel, ausgestellte Apparat, ein System von (4) Netzen mit Filtratoren und Akkumulatoren, die den Zweck haben, den treibenden lebenden Inhalt des Meeres (das Halyplanchton) der quantitativen Untersuchung zu unterziehen und die bei den Fahrten der Kommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere in der Ostsee und im Atlantischen Ozean bereits in Verwendung gekommen sind und sich genügend bewährt haben.

Um zu den Sektionen zurückzukehren, so sei aus der geographisch-ethnographischen der Vortrag des Kongo-Reisenden Herrn Dr. Büttner erwähnt, der interessante Mitteilungen über zwei westafrikanische Herrscher, den König von Kongo und den Muene Putu Kapongo und deren Umgebung macht.

Während der erstere gegenüber seinen Vorfahren aus dem 17. Jahrhundert als Schattenkönig zu bezeichnen sei, dem Einflusse der Missionare und der Vornehmen völlig unterworfen, finde man bei Muene Putu noch alle Merkmale eines afrikanischen Despoten, die freie Verfügung über das Leben der Unterthanen, die beständige Fehde mit den Nachbarn, besonders dem Muata Yamvo 2c. Während San Salvador von den Zeugen seiner einstmaligen Pracht, den Kirchen u. a. nichts mehr als Trümmer besitze und kaum 700 Einwohner gegenwärtig zähle, sei Kapongo eine bevölkerte Residenz von wenigstens 7000 Köpfen.

Anderer Ansicht jedoch über die Macht des Königs von Kongo ist Herr Lieutenant Kund, der in einer späteren Sektionssitzung gegen Büttner's Anschauung sich ausspricht. Er ist der Ansicht, daß die Verhältnisse im Reiche Kongo im wesentlichen noch dieselben sind wie ehedem, und daß nur die naive Auffassung früherer Berichterstatter in uns die Meinung von einstiger größerer Pracht und Macht erweckt habe. Thatsächlich übe der König von Kongo noch eine moralische Herrschaft über weite Landstriche aus, da ihm der Glaube der Eingeborenen den Besitz eines mächtigen Fetisch beilege, der in Rechtsstreitigkeiten häufig angerufen werde.

In dasselbe Gebiet versetzte der Bericht des Herrn Lieutenant Tappenbeck über die Reise, die er gemeinschaftlich mit Kund vom mittleren Kassai aus nach dem Lukenge und diesen Fluß hinab nach Leopoldville unternommen.

Lieutenant Müller's Bericht über die Baluba und die Station Luluaburg kennen wir in der Hauptsache bereits aus Dr. Ludwig Wolf's Vortrag.

Derselbe Redner hatte sich die Hydrographie und Orographie des Kongo-Beckens zum Thema gewählt und gab der Meinung Ausdruck, daß das eigentliche Kongo-Becken vor einer geologisch nicht weit entfernten Zeit ein See-Becken gewesen sei, dessen Relikten im Leopoldsee und den ungeheuren Ausbreitungen der Flußläufe vor Augen liegen. Ferner machte der Vortragende darauf aufmerksam, daß in Hinsicht auf die Regenmengen das mittlere Becken sich wesentlich unterscheide von den Küstengebieten, wo weit weniger Regen falle und die Produktionsfähigkeit des Bodens deshalb geringer sei.

Wahrscheinlich habe der größere Regenreichtum des Inneren in der Erscheinung seinen Grund, daß in jenen Gebieten sehr wenig Luftbewegung herrscht, so daß die aus den weiten Sümpfen und Urwaldflächen aufsteigenden Wasserdämpfe alsbald an Ort und Stelle wieder sich kondensieren und in starken Gewitterregen wieder niederschlagen.

Weitere Reiseberichte erstatteten Herr Graf Pfeil und Herr Staudinger, ersterer über eine Tour in der Landschaft Uhehe in Ostafrika und auf dem Ruaha (Nebenfluß des Rufidji), wobei der Redner auch ethnologische und linguistische Erfahrungen zur Mitteilung brachte; letzterer, der mehrjährige Reisegefährte Robert Flegel's, über die im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft ausgeführte Reise von der Mündung des Binuë nach Sokoto, welche u. a. die Ueberbringung der kaiserlichen Geschenke an den Sultan von Sokoto zum Zwecke hatte. Der Führer der Expedition war bekanntlich der verstorbene Robert Flegel (dem der Vortragende einen warmen Nachruf widmete); sie nahm den Weg über Anaseraba, Keffi, Raba, Kaschia, Saria und Kano und benützte zum Teile bislang dem Weißen unbekannte Pfade.

Dankenswerte Beiträge zur Ethnologie der Herero lieferte Herr Missionar Büttner, der über den Gedankenkreis dieses Volkes seine Beobachtungen mitteilte, aus denen sich ergab, daß dasselbe überraschend feine Unterscheidungen in der Bezeichnung von Gegenständen zu machen weiß, Unterscheidungen, die zuweilen weit subtiler sind als die der Kulturvölker. Weitere Aufschlüsse über diesen Gegenstand verspricht das Wörterbuch der Herero zu verschaffen, das mit Unterstützung der Königl. preußischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben werden und das in 44jährigem Sammelfleiß der deutschen Missionare erzielte Material veröffentlichen wird.

Nach Südamerika versetzten Herrn Dr. Sievers' Ausführungen, der über die Araucos, die Bewohner der Sierra de Santa Marta, sprach, die seiner Ansicht nach als Rest der Urbevölkerung zu betrachten sind, die sich den Spaniern durch Uebersiedelung in die Berge entzogen hat.

Als ein Ergebnis seiner mit Dr. Clauß und seinem Bruder 1884 ausgeführten Reise brachte Dr. Karl von den Steinen eine neue Einteilung der Indianer des nördlichen Südamerika zur Kenntnis, die sich namentlich auf die Entdeckung eines im Innern Südamerika's wohnenden, noch ganz dem Steinzeitalter angehörenden Karibenstammes stützte und die der Reisende mittels einer Karte veranschaulichte. Er unterließ dabei nicht, auf die Notwendigkeit der vollständigen Erforschung des Xingú-Gebietes nachdrücklich hinzuweisen.

Der Ethnographie Vorderasiens und vorzüglich den Kurden war Herrn Dr. v. Luschan's Vortrag gewidmet, und der Redner glaubt an der Hand anatomischen Materials gefunden zu haben, daß die Urbevölkerung des gesamten Vorderasiens eine gleichartige, hypso-brachykephale war, daß aber im zweiten Jahrtausend vor der christlichen Zeitrechnung aus dem Westen Griechen, aus dem Osten Semiten zuwanderten, denen im Laufe der Jahrhunderte Kurden, Zigeuner, Jurucken und andere Völkerschaften folgte. Für immer seien in Hinsicht auf die allgemeinen ethnographischen Verhältnisse der Kurden die Veröffentlichungen Moltke's maßgebend, der, abgesehen von den alten Schriftstellern überhaupt, der einzige ist, welcher brauchbare Mitteilungen über diesen Volksstamm gemacht hat.

Auf ein noch unangebautes, aber lohnendes geographisches Forschungsfeld nahm Herr Professor Kan aus Amsterdam Gelegenheit hinzuweisen, auf die Molukken nämlich, deren Inneres zur Zeit noch gänzlich unbekannt ist und zu deren Aufhellung leider auch die niederländische Regierung vorläufig nichts beitragen könne, da dieselbe vollauf zu thun habe, um die Aufnahmen der Sunda-Inseln zu fördern. Die wirksamste moralische Unterstützung seitens der Amsterdamer Geographischen Gesellschaft und der niederländischen Regierung würde deutschen Reisenden zur Seite stehen. Thatsächlich scheinen denn auch die Wünsche der Niederländer zum Teil ihrer Erfüllung entgegenzugehen, da, wie Herr Dr. Joest mitteilte, auf seine Veranlassung in nächster Zeit ein deutscher Reisender sich nach den Molukken begeben wird, um ethnologische Sammlungen dort vorzunehmen. (Besonders freudigen Widerhall fand Herrn Kan's Aufforderung bei Herrn Professor Bastian, der aus diesem Anlaß darauf hinwies, wie schon oft Holland und Deutschland zu geographischer Arbeit sich verbunden hätten, und namentlich das Verdienst betonte, welches sich die große niederländisch-afrikanische Faktorei in Boma durch ihre selbstlose Förderung deutscher Unternehmungen erworben.)

Einige Begleitworte für das in jüngster Zeit vollendete Werk über die Ergebnisse der beiden deutschen Stationen im System der internationalen Polarforschung (Kingual-Fjord im Cumberland-Sund und Südgeorgien) gab Herr Geh. Admiralitätsrat Neumayer. Das Arbeitsprogramm der beiden Stationen sei ein so ausgedehntes gewesen, daß auf rein geographische Fragen nur in so weit Rücksicht genommen werden durfte, als dies ohne Schaden der eigentlichen Forschungszwecke zu ermöglichen war. Trotzdem ist auch für die Erdkunde an sich durch die mitgebrachten Aufnahmen eine beachtenswerte Bereicherung geleistet worden. Interessant war die Wahrnehmung, daß am 27. August 1883 kurz nach Mittag die Krakatau-Flutwelle auf Südgeorgien auftrat, ein bisher unerklärlicher Umstand, während die durch den Flutmesser am 28. Aug. und den darauffolgenden Tagen angezeigten Störungen den Forderungen der Theorie durchaus entsprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Waffenfabrik in Toledo.

Von Th. v. Bernhardi.[1]

Es wäre unverzeihlich, Toledo zu verlassen, ohne die berühmte königliche Klingenschmiede gesehen zu haben, die einen Kilometer von der Stadt stromabwärts am Tajo liegt. Sind doch die Toledaner Degenklingen seit Jahrhunderten in aller Welt berühmt.

Ich wanderte von dem Hospital St. Yago Fuera aus über Feld dorthin, und fand zu meiner Ueberraschung, daß mein Besuch da erwartet war. Ich wurde sehr zuvorkommend empfangen. Ein Artillerieoffizier, hier angestellt, führte mich durch alle Räume und ließ es scheinbar an keiner Erklärung fehlen; auch die Arbeiter halfen hin und wieder nach.

In dem Komptoir zeigte man mir zuerst die Stahlvorräte, wobei man mir sagte, daß hier nur englischer Stahl bester Qualität verarbeitet werde; man zeigte mir auch den Bruch einer Stahlstange; das Metall schien allerdings von der besten Qualität zu sein.

In einem besonderen Gemach zeigte man einen Vorrat zum Verkauf bestimmter Luxuswaffen und ich fügte mich der stillschweigenden Aufforderung, etwas davon zu kaufen, um so bereitwilliger, da die blanken Waffen sehr verlockend und die Preise billig waren. Für einen ausgezeichnet schönen Dolch mit vergoldetem Griff und reich verzierter Klinge in rot-sammetner Scheide zahlte ich den wirklich geringen Preis von 140 Realen.

In den Werkstätten hatte man die große, mir sehr erwünschte Höflichkeit, in meiner Gegenwart eine Säbelklinge zu schmieden, von der allerersten Operation an bis zur Vollendung und Probe, was sonst natürlich nur im Laufe mehrerer Tage geschieht.

Die Toledo-Klingen, aus dem besten Stahl geschmiedet, haben, um das Springen zu verhüten, im Innern einen Dorn von Eisen. Zuerst wird also ein ziemlich starker Bolzen von Eisen geschmiedet; um diesen wird ein angemessenes Stück einer Stahlstange in solcher Weise herumgebogen, daß er zwischen zwei Stahlschienen zu liegen kommt, dann das Ganze zusammengeschweißt und endlich zu der gehörigen Länge und Form ausgeschmiedet. Um mir zu zeigen, daß der eiserne Dorn bis beinahe in die äußerste Spitze der Waffe mit ausgeschmiedet ist, wurde eine alte unbrauchbare Stoßklinge mehrfach in Stücke gebrochen, und es war in der That zum Verwundern, bis zu welcher Nähe an die Spitze heran der eiserne Kern im Innern noch zu erkennen blieb.

Alter Ueberlieferung zufolge wird zum Schmieden dieses Bolzens nur eine ganz bestimmte Art von Eisen, nämlich nur sehr abgenützte alte Hufeisen, benutzt. Vielleicht, daß sich ein gewisser Aberglaube daran knüpft, aber das Herkommen kann doch auch seinen guten Grund haben, denn schwerlich gibt es ein besser durchgearbeitetes Stück Eisen als ein solches Hufeisen, auf dem ein Pferd mehrere Wochen über auf harten Kunststraßen getrabt oder ein Maultier steile Felsenpfade erstiegen hat.

In einer anderen Werkstatt erhielt die eben fertig geschmiedete Klinge Politur und Schliff, in einer dritten wurde sie „trempiert“ und hier sah ich, was mir nicht gezeigt wurde, man im Gegenteil meiner Aufmerksamkeit zu entziehen suchte, worauf das Geheimnis der Toledaner Klingenschmiede beruht. Die Klinge wird in einem Schmiedefeuer rot-, ja beinahe schon weißglühend gemacht, und dann in einem Kessel voll Wasser abgekühlt, der in einer Ecke der Werkstatt eingemauert ist. Don Enrique, der Artillerieoffizier, war beflissen, mich von dem Kessel fern zu halten, indem er gerade in diesem Augenblick ein sehr eifriges Gespräch mit mir begann; der Arbeiter, der die glühende Klinge in das Wasser tauchte, wendete mir, als er sie wieder heraushob, durch eine plötzliche Schwenkung recht breit den Rücken zu und hielt die Klinge so, daß er sie so viel als möglich meinen Blicken entzog. Es schien, als sei er absichtlich seines breiten Rückens wegen zu diesem Geschäfte ausersehen. Ich sah trotzdem, was schwer zu verbergen war, nämlich, daß sich während der wenigen Augenblicke im Wasser Schlacken — Scorien — auf der Klinge gebildet hatten, was nicht geschehen konnte, wenn die Flüssigkeit im Kessel reines Wasser war. Es waren Chemikalien darin aufgelöst.

Der Arbeiter wischte die Schlacken schnell, gleichsam verstohlen, ab und zeigte mir dann die Klinge, die, belehrte mich der Offizier, durch die plötzliche Abkühlung in solchem Grade hart und spröde geworden sei, daß sie sehr leicht springe. Dem abzuhelfen, muß sie von neuem in das Schmiedefeuer gelegt und bis zur blauen Glut erhitzt werden. Hier kommt es nun darauf an, genau den rechten Grad zu treffen. Wird die Klinge nicht genügend erhitzt, so bleibt sie spröde; wird sie einer zu starken Glut ausgesetzt, so wird sie lahm, das heißt biegsam ohne elastisch zu sein. Es gibt dafür keine sichere Regel, und das Gelingen hängt hier doch zuletzt von dem Takt und dem sicheren Blick des Schmiedes ab.

In einem anderen Raum, wo kein Feuer brennt und kein Blasbalg saust, wurden mit der eben vollendeten Klinge die üblichen Proben vorgenommen. Die Spitze wird, so daß sie nicht ausweichen kann, in eine in den Fußboden eingelassene Bleiplatte gestoßen und die Klinge dann wiederholt nach beiden Seiten hin- und hergebogen; sie muß jedesmal richtig wieder einspringen. Die zuletzt entscheidende Hauptprobe besteht darin, daß mit dem neuen Schwert drei Hiebe auf einen eisernen Helm geführt werden, der auf einem Kopf von Leder steht. Die Klinge muß bei jedem Hieb in das Eisen einschneiden und selbst unverletzt bleiben. Die Klinge, die ich hatte schmieden sehen, bestand die Probe in untadelhafter Weise, es geschieht über-

[1] Aus dessen unlängst von uns besprochenen trefflichen „Reise-Erinnerungen aus Spanien“ (Berlin, W. Hertz, 1886) als Probe der höchst lebendigen und anschaulichen Schilderung abgedruckt.

haupt selten, daß eine Waffe als mißlungen beseitigt werden muß.

Auch wie die Verzierung der Luxuswaffen ausgeführt wird, ließ man mich sehen, und zuletzt die Modellsammlung, und in ihr eine Sammlung blanker Waffen fast aller europäischen Armeen. Maschinen, wie sie die neuere Technik schafft und braucht, können hier keine umfassende Anwendung finden, doch wird die treibende Kraft des Stromes zu Hülfe genommen, um Blasebälge, Schleifsteine und alles derartige in Bewegung zu setzen.

So wird in diesen Werkstätten das Trefflichste in seiner Art geleistet; doch machen sich auch hier die Armut und der Verfall Spaniens geltend. Ehemals gab es in Toledo eine Straße, die ausschließlich von Waffenschmieden bewohnt war, deren jeder behauptete, er sei allein im Besitze des Geheimnisses der Härtung der Toledaner Klingen. Doch waren die Erzeugnisse aller dieser Schmieden in gleichem Grade hochgeschätzt und in ganz Europa gesucht. Die Zunft der Waffenschmiede gibt es nicht mehr, an ihre Stelle ist die königliche Fabrik getreten, ausschließlich bestimmt, die spanische Armee mit blanken Waffen zu versehen, und auch dieser Thätigkeit hat die Not nachgerade enge Grenzen gezogen. Bis zur letzten Revolution waren hier vierhundert Arbeiter in Thätigkeit, jetzt können ihrer nur noch zweihundertundsechzig beschäftigt werden. Nicht daß etwa der Bedarf an Erzeugnissen dieser Schmiede sich vermindert hätte — faltan dineros! (es fehlt an Gold).

Seit die spanische Infanterie mit Gewehren neuerer Art, namentlich mit sogenannten Berdan-Gewehren, ausgerüstet ist, hat man mit der Klingenschmiede auch eine Metallpatronenfabrik verbunden, deren Vorsteher, ein Artilleriekapitän Don Felipe, jetzt mein Interesse für seine Anstalt in Anspruch nahm.

Die beiden Fabriken sind unter einem Dach vereinigt, und doch ist der Schritt über die trennende Schwelle wie ein Schritt aus dem Mittelalter in die neuere Zeit. Dort arbeiten rüstige Schmiede nach althergebrachter Art mit Hammer und Zange wie Hephästos oder Tubal Kain, und über der entscheidendsten Operation schwebt in mittelalterlicher Weise ein Zunftgeheimnis; hier wird alles durch Maschinen bewirkt, die Wasserkraft in Bewegung setzt.

Vielfach belehrt und sehr befriedigt, verließ ich die Waffenschmiede und der Rückweg zur Stadt versetzte mich aus der Region der entschiedensten Realistik wieder in das Gebiet der Poesie und Sage. Ich ging am Tajo aufwärts bis zu einer Stelle, welche die Ueberlieferung el baño di Florinda nennt. Hier belauschte der westgothische König des Landes die schöne Florinda, die Tochter des Grafen Julian, im Bade; hier entspann sich die romantische Liebeswerbung, die den Grafen bewog, die Araber in das Land zu rufen, um die beleidigte Ehre seines Hauses durch den Untergang seines Königs und das Verderben seines Vaterlandes zu rächen.

In der Nähe zeigen sich im Strombett die Trümmer einer Brücke und am Ufer ein Turm, der den Weg zu dieser Brücke sperrte; das alles aber gehört einer viel späteren Zeit an, der Zeit nach der Wiedereroberung Toledo's durch die Christen.

Es wurde mir unendlich schwer, mich von Toledo, von dieser stillen sagenreichen Trümmerstätte, von dem rauschenden Strom in dem wilden Felsenthal loszureißen, von den Szenen, die mich von Tag zu Tag mit steigender Gewalt fesselten.

Als ich mich den ehrwürdigen Hidalgas empfohlen hatte und mit meinem kleinen Koffer dem Hause in der calle ancha zuschritt, von dem aus der Omnibus, der einzige Wagen in Toledo, seine regelmäßigen Fahrten nach dem Bahnhof wiederholt, traten in einer dicht dabei befindlichen Posada ein paar Spanier eine Reise über Land an. Sie waren ihrer drei, sämtlich in Zamoras gekleidet; eine Faja von leuchtender Farbe um den Leib geschlungen, andalusische Spitzhütchen auf dem Kopf, Cigarren im Munde, saßen sie in Schuhen und Kamaschen auf Sarazenensätteln zu Pferde, die Füße in breiten Sarazenensteigbügeln. Die Pferde waren in altspanischer, das heißt orientalischer Weise gezäumt, Ein eigenartiges Bild und hier ganz an seinem Ort. Das war die Art zu reisen, die allein zu der gesamten Umgebung paßte; das war die Staffage, die in diese Landschaft gehört.

Goethe sagt in seiner italienischen Reise, Sizilien sei wie der Punkt auf dem J die Vervollständigung einer Wanderung durch Italien; wer Sizilien nicht kenne, habe keinen vollständigen Begriff von Italien. Das Gleiche ließe sich in Bezug auf Spanien von Toledo sagen. Wer Toledo nicht gesehen hat, den Sitz der gothischen Könige des Landes und der Inquisition, mag das moderne, das ritterliche, das arabische Spanien kennen, ein vollständiges Bild von der gesamten, die Gegenwart bedingenden Vergangenheit Spaniens hat er nicht.

Die Fidschi-Inseln am Schlusse des Jahres 1884.

Die Fidschi-Inseln bilden bekanntlich seit dem 10. Okt. 1874 eine englische Kolonie. Die ganze Gruppe umfaßt ein Areal von 8034 englischen oder 378 deutschen Quadratmeilen. Bewohnt sind davon gegen 80 Inseln mit einem Flächeninhalt von 7740 englischen oder 364 deutschen Quadratmeilen. Die gesamte Bevölkerung belief sich am Schlusse des Jahres 1884 auf 128,414 (— 1480 gegen das Vorjahr), und davon waren 70,856 männlich und 57,558 weiblich. Die Europäer zählten 3513, 2586 männlich und 927 weiblich, die Eingeborenen 114,891; die Halbkasten 791, die Asiaten 1662, die auf den Zuckerplantagen verwendeten Polynesier 4841 u. s. w. Bis Ende 1884 waren 350,726 Acres oder 141,928 Ha. Kronland in Privatbesitz übergegangen und dafür 25,868 Lstrl. vereinnahmt worden. Das Land, welches Private vor der

englischen Besitzergreifung durch Kauf von den Eingeborenen an sich gebracht hatten, wurde ihnen zu dem nominellen Preise von 1 sh. pro Acre belassen. Unter Kultur befanden sich 35,608 Acres oder 14,409 Ha. Der Viehstapel bestand aus 610 Pferden, 4600 Rindern, 5869 Schafen, 11,429 Angora-Ziegen und 50,000 Schweinen. Die Revenue des Jahres 1884 belief sich auf 91,523 Lstrl. (— 15,291 Lstrl.), wovon 68,162 Lstr. aus der Besteuerung flossen, und die Ausgaben auf 98,468 Lstrl. (+ 10,191 Lstrl. gegen das Vorjahr). Von der öffentlichen Schuld im Betrage von 254,025 Lstrl. waren nur 150,000 Lstrl. mit jährlich 6750 Lstrl. zu verzinsen. Der Import bewertete 434,522 Lstrl. (+ 16,073 Lstrl.), und davon entfielen 426,738 Lstrl. auf Großbritannien und englische Besitzungen. Zu den wichtigsten Importartikeln zählten Maschinen, Manufakturwaren, Eisenwaren, Brotstoffe, konserviertes Fleisch 2c. Der Export repräsentierte den Wert von 345,344 Lstrl. (— 6654 Lstrl. gegen das Vorjahr) und davon ging im Betrage von 277,947 Lstrl. nach den australischen Kolonien. Die erste Stelle in der Ausfuhr nimmt jetzt Zucker ein. Es wurden 8729 (+ 3566) Tonnen zu 218,224 Lstrl. (+ 42,668 Lstrl.) exportiert, es stellte sich aber infolge der allgemeinen Zuckerkrisis der Preis für die Tonne Zucker um 9 Lstrl. niedriger als im Vorjahre. Nächst Zucker ist Kopra, der getrocknete Kern der Kokosnuß, der wichtigste Ausfuhrartikel. Es wurden mit Einschluß von 665 Tonnen importierter Kopra 6682 (+ 401) Tonnen zu 69,642 Lstrl. (— 12,130 Lstrl.) exportiert. Andere Exportartikel waren Früchte (Ananas, Bananen 2c.) mit 19,710 Lstrl. (+ 4282 Lstrl.), Baumwolle mit 15,309 (— 9931) Lstrl., Melasse mit 9186 Lstrl. (—20,034 Lstrl.), Erdnüsse, pea nuts, mit 2784 Lstrl. (— 951 Lstrl.), Mais mit 2544 Lstrl. (— 1532 Lstrl.), Kaffee mit 2152 Lstrl. (— 7231 Lstrl.), Perlmuscheln mit 399 Lstrl. (+ 99 Lstrl. gegen das Vorjahr) 2c. Es liefen im Jahre 1884 im ganzen 150 (— 48) Schiffe mit 63,246 (— 5284) Tonnen ein und 144 (— 49) mit 64,731 (— 4591) Tonnen aus. Unter den eingelaufenen Schiffen befanden sich auch 14 deutsche mit 4449 Tonnen. Es existierten 35 Postämter, und es wurden 109,544 Briefe und 107,943 Zeitungen befördert. Die Einnahmen betrugen 5701 Lstrl., die Ausgaben 2590 Lstrl. Es erscheinen fünf Zeitungen, unter welchen die „Fiji Times“ und die „Suva Times“ die bedeutendsten sind. Das Schulwesen liegt noch sehr im Argen. Es bestanden am Schlusse des Jahres 1884, außer mehreren unbedeutenden Privatschulen, nur zwei Staatsschulen mit zwei Lehrern und vier Lehrerinnen, in denen 299 Kinder — 158 Knaben und 141 Mädchen — Unterricht empfingen und deren Unterhaltung den Staat das Jahr über 753 Lstrl. kostete. Handel und Wandel liegen zur Zeit auch auf den Fidschi-Inseln vollständig darnieder. Der Grundbesitz ist im Werte um mehr als die Hälfte gefallen, und selbst dazu ist er schwer loszuwerden. Die Auswanderung der Europäer übersteigt die Einwanderung. Der Grund liegt in den zur Zeit sehr niedrigen Preisen für die Stapelprodukte der Kolonie, welche dem Produzenten kaum noch einen Gewinn übrig lassen.

Die beiden wichtigsten Orte der Kolonie sind Levuka, die frühere, und Suva, die jetzige Hauptstadt. Levuka breitet sich auf einem Areale von 16 Ha. aus, welches von Berghöhen eingeschlossen ist. Es besitzt drei Kirchen, eine Stadthalle, ein Lesemuseum mit einer Bibliothek von 3000 Bänden, drei Hotels 2c. Die Fidschi-Inseln wurden vom 2. bis 5. März 1886 von einem furchtbaren Orkane, welcher sich zuletzt zu einem Tornado steigerte, heimgesucht, und dabei ward Levuka so gut wie gänzlich zerstört. Suva, an der Südostküste von Viti Levu, der größten und bevölkertsten Insel der Gruppe, und mit einem vorzüglichen Hafen, ist Sitz des Gouverneurs und der Regierung. Die Hauptstraße ist die breite und 1.5 Km. lange Victoria Parade. Es existieren mehrere Kirchen, vier Hotels, viele Kaufläden, ein Lesemuseum mit 1000 Bänden 2c. Henry Greffrath.

Zur Kenntnis des Herero-Landes.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

(Fortsetzung.)

Die Cirri, die sich freilich nur an wenigen Tagen bildeten, zogen (im August bis November) ausnahmslos langsam nach Osten. Im übrigen war Gewölk sehr selten wahrzunehmen, und die Luft erwies sich im Oberlande so durchsichtig, daß selbst bei grellster Tageshelle die Venus unbewaffneten Augen deutlich sichtbar war. Meteore werden in überraschend großer Zahl und Helligkeit gesehen, wohl zufolge des freien Umblickes in den Hochflächen, der Klarheit der Luft und des wolkenlosen Himmels. Die Erscheinung, die während der Regenzeit bedeutend zunehmen soll, ist so auffällig, daß sogar die Herero ein vielsagendes Wort für das von Meteoren verursachte Getöse haben: Otyisumäüë, Steinbrummen! während sie das der Erdbeben omungunda uischi (uihi), Getöne der Erde nennen.

Südlichter werden öfter beobachtet. Ein besonders großartiges, im Jahre 1874 oder 1875 (genauere Daten waren nicht mehr festzustellen), warf seine Strahlen bis in das Zenith und erregte großen Schrecken im Lande.

Die Lufttemperaturen des Gebietes sind vorläufig nicht zu bestimmen.[1] Im Küstenstrich sind die Unterschiede zwischen Tag und Nacht verhältnismäßig gering, auf den Hochflächen des wolkenlosen Inneren ungewöhnlich groß. In der schmalen Nebelzone mögen die mittleren Monatstemperaturen nur um einige Grade höher liegen als die der Küstengewässer, so lange Seewinde herrschen, wobei es

[1] Ausführliches und Tabellen: Dr. A. v. Danckelman: „Die Ergebnisse der meteorologischen Beobachtungen 2c.“ in „Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig,“ 1884.

wesentlich darauf ankommt, ob diese aus südlicher und südwestlicher Richtung über die kältesten Meeresteile oder mit östlicher Abweichung über die erhitzten Sande der Küstenstriche blasen. Daraus ergeben sich bedeutende Unterschiede der mittleren Temperaturen einzelner Tage, welche, wenn sie sich im einen oder anderen Sinne mehren, die der Monate erheblich beeinflussen. Andere ergaben sich daraus, ob es nebelig, ob der Himmel bewölkt ist oder ob die Sonne ungehindert die nackten Sande bestrahlt. Ist unter solchen Umständen die Luft im Küstengürtel immerhin noch erfrischend und kühl, so wird sie doch sofort heiß und drückend, wenn im Juni bis August die föhnartigen, staubführenden Ostwinde einsetzen, unter deren Einfluß die Menschen leiden, alles Holzwerk schrumpft und kracht. Die Mitteltemperaturen dieser Monate müssen ganz unverhältnißmäßige Abweichungen zeigen.

Die Tagestemperaturen im Inneren sind trotz der Erhebung des Landes um so viel bedeutender als die im Küstengebiete, daß dort die Mitteltemperaturen höher liegen als hier, obwohl die nächtliche Abkühlung weit größer ist und Nachtfröste im Juni bis August gewöhnlich sind. Es ergeben sich ferner erhebliche Unterschiede, je nachdem in Einschnitten, im Schutze von Felsen und Baumwuchs oder auf den schattenlosen Hochflächen beobachtet wird. Jede Oertlichkeit besitzt gewissermaßen ihre besondere Mitteltemperatur, freilich nur, weil es in jenem Gebiete mit den jetzigen Hülfsmitteln geradezu unmöglich ist, einen zuverlässigen Wert der reinen Lufttemperatur zu bestimmen. Die Strahlung ist in dem sonnenhellen, vegetationsarmen Gebiete so übermächtig, daß kein Kunstgriff gegen sie zu schützen vermag.

Sind auch unter solchen Umständen erlangte Temperatur-Ablesungen für den Meteorologen so gut wie unbrauchbar, so sind sie doch für den Geographen von Wert. Denn ob das Thermometer unverwerfliche reine Luft — oder nicht zu vermeidende Strahlungstemperaturen anzeigt, so gibt es doch immer Werte, die im Haushalte der Natur von großer Wichtigkeit sind. Das Pflanzenleben z. B. wird doch nicht blos von der reinen Temperatur der Luft, sondern auch von der durch Strahlung erhöhten und erniedrigten beeinflußt; ganz so wie das Thermometer.

Auf den Hochflächen habe ich im September mehrmals Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht beobachtet, die 25° und 30° betrugen. Von Karibib nach Okongava gab das möglichst geschützt aufgehängte Thermometer bei starkem Westwind als höchste Temperatur 40.5°, als Schwingthermometer 42.9° — und während der windstillen Nacht gefroren die am Wagen befestigten Wassersäcke und das Thermometer zeigte zwei Stunden vor Sonnenaufgang + 1.7°. Am 20. und 21. September betrugen zu Okahandya bei Westwind die höchsten Temperaturen 32.8° und 35.5°, und in der zwischenligenden Nacht erfroren die vollentwickelten Tabakstauden im Missionsgarten trotz des Schutzes einiger freilich kaum belaubten Baumkronen und einer dichten Hecke. Es sind das nicht exakte meteorologische Werte, aber diese Temperaturen kennzeichnen doch Zustände, welche auf Lebewesen, wie auf Boden und Gestein einwirken und bei der Beurteilung des Landes berücksichtigt werden müssen.

Die außerordentliche Trockenheit der Luft gibt sich unter solchen Umständen auffällig kund; trotz der bedeutenden Abkühlung ist im Inneren keine Spur von Taufall zu bemerken — außer bei vollständiger Windstille in der unmittelbarsten Umgebung offener Wasserplätze.

Die Temperatur des Grundwassers betrug in den Kalken, dort, wo es seitlich in die ausgeschöpften Vertiefungen einsickerte, zu Usikos 13.9°, zu Karibib 14.4°; in den Sanden der Abflußrinnen, wo es mittelst frisch aufgegrabener Löcher in Gruben von 1 bis 4 m. Tiefe erreicht wurde, 29° bis 16°. Während letztere Temperatur in einer Tiefe von 4 m. gemessen wurden, zeigten die der Grube benachbarten und voll besonnten, staubtrockenen Sande (Nachmittags) in 0.5 m. Tiefe 45.4° und in 1.0 m Tiefe 31.1° Wärme.

Herero-Land wie die umliegenden Gebiete werden durch Zenithalregen bewässert, die sich in äußerst seltenen Fällen bis in das Küstengebiet erstrecken. Alle Niederschläge fallen als Gewitterschauer von vorwiegend kurzer Dauer. Landregen kommen kaum vor, und dann als zeitlich wie örtlich beschränkte Nachwirkungen von Gewittern. In guten Jahren mag die Regenhöhe 400 mm. betragen, zeigt jedoch in verschiedenen Gegenden, je nach dem Zuge der Wetter erhebliche Abweichungen.

Die Dauer der Regenzeit wird von Anfang November bis Ende Mai gerechnet. Die Hauptregen fallen gewöhnlich im Januar und Februar. Zuweilen entladen sich bereits im Oktober Gewitter über der Wasserscheide, in westlicheren Gebieten selten vor Ende Dezember. Ueber jener soll auch in manchen Jahren gewissermaßen eine kleine Regenzeit im September und Oktober einsetzen und dieser, nach einer Abschwächung oder Pause im November und Dezember, eine große folgen. Ebenso wird auch behauptet, daß über der Wasserscheide die Regenzeit früher beginne und aufhöre als über der westlichen Abdachung des Landes und zugleich ergiebiger ausfalle als hier.

Der Verlauf der Regenzeit wird übereinstimmend folgendermaßen geschildert. Wenn nicht früher, so doch im Dezember, beginnen sich des Morgens über der Wasserscheide mächtige Haufenwolken aufzutürmen. Sie ziehen während des Vormittags heran, so daß sie um die Mittagszeit über Otyimbingue stehen. Je weiter die Regenzeit fortschreitet, um so weiter ziehen auch die Wolken des Tages westwärts, aber höchst selten bis zum Küstengürtel. Im Osten wetterleuchtet und blitzt es unterdessen fast Tag für Tag und der Donner ist immer deutlicher zu hören. Je mehr die sich täglich neu bildenden Haufenwolken nach Westen vorrücken, um so häufiger verdichten sie sich zu Gewittern, die sich nach kürzeren oder längeren Pausen

entladen, wobei, entsprechend dem Zuge der Wetter, manche Gegenden häufig, manche selten, manche gar nicht beregnet werden.

Demnach ziehen die Gewitter, wie im ganzen Westafrika, von Osten nach Westen. Während sie jedoch in allen nördlichen Gebieten sich auch vom Lande nach dem Meere hinaus bewegen, überschreiten sie hier niemals den Küstensaum, sondern lösen sich vor demselben auf, oder kehren in das Land zurück. Dabei wird in Jahren einmal die Walfisch-Bay von einem Gewitter gestreift und mit ein wenig Regen bedacht. Seewärts erscheinen währenddem Gewitter nicht selten, nähern sich aber nicht der Küste, sondern bewegen sich parallel mit ihr gewöhnlich nach Norden.

Im Hinterlande ändern sich die Zustände in überraschender Weise, sobald starke Westwinde einsetzen und die Oberhand gewinnen. Sie vertreiben das Gewölk, lösen es auf und machen bei längerer Dauer den Himmel so wolkenlos wie in der Trockenzeit. Daher wird das Eindringen derartiger Westwinde während der Regenzeit gefürchtet, weil, wenn sie wochenlang anhalten, recht üble Folgen eintreten. Die Vegetation, welche sich nach den ersten Regenfällen zu entwickeln begann, fängt an zu welken und verdorrt schließlich.

So treten bedeutsame Unterbrechungen der ohnedies unregelmäßig verlaufenden Regenzeiten ein, welche das Gesamtergebnis verhängnisvoll beeinflussen.

Ueber den Ausfall der Niederschläge in den letzten zwei Jahrzehnten läßt sich folgende Uebersicht aufstellen. Die Periode 1863—64 war vorzüglich; es fielen während mehrerer Monate allenthalben häufige, stetige Regen, so daß sich im ganzen, damals überdies noch nicht so intensiv beweideten Lande überreiche Wasservorräte ansammelten. Eine gleich günstige Regenzeit hat es seitdem nicht wieder gegeben. Auf sie folgten Durchschnittsjahre bis 1866, während welcher der Wasserstand stetig zurückgieng; schlechte Jahre von 1867 bis 1870, davon das schlechteste 1868 mit allgemeiner Dürre und Wassermangel; gute wie ausgezeichnete von 1871 bis 1874 und seitdem Durchschnittsjahre mit geringsten Werten 1878 und 1879 und mit besten 1883 bis 1884.

Nach recht ergiebigen Regenjahren, die ja einen besonders üppigen Graswuchs bedingen, erscheinen sehr unwillkommene Gäste: die Heuschrecken.[1] Im Jahre 1865 war die Plage am ärgsten — die „Fußgänger" sollen in Missionsstationen die Gardinen von den Fenstern gefressen haben — und hatte einen ernstlichen Notstand im Gefolge. Sie erschienen aber auch im trockenen Jahre 1867 und wiederum in den sehr guten 1872 bis 74. Im Jahre 1875 überfielen die Heuschrecken abermals das Land in ungeheuren Massen, wurden aber von stürmischen Ostwinden in das Meer getrieben.

Das obere Land wird jährlich im Durchschnitt von zwei bis drei Hagelfällen heimgesucht, die meistens schwer und von stürmischen Winden begleitet sind. Die Herero erzählen sogar von einem Hagelwetter, durch welches sie viel Vieh verloren; die Schlossen sollen einen Fuß hoch gelegen haben. Im Jahre 1862 war das Hochland mit Schnee bedeckt.

Manchmal finden Niederschläge auch zu ungewöhnlichen Zeiten statt. So fiel mitten in der Trockenzeit, am 17. Juli 1865, in der Gegend von Otyimbingue ein tüchtiger Landregen, der vom Meere heraufgezogen war. Ihm folgte am 4. September ein außerordentlich heftiger Gewitterregen, der sich über Otyikango südwärts bis nach Windhoek erstreckte. Im Jahre zuvor, am 13. September 1864, war derselbe Landstrich von einem schweren Hagelwetter heimgesucht worden. Aehnliche Vorgänge haben sich noch mehrmals ereignet, doch konnten darüber keine genauen Angaben erlangt werden.

Auch in räumlicher Hinsicht kommen bemerkenswerte Unregelmäßigkeiten vor. Während der Regenzeiten 1863 bis 1864 sowie 1875 bis 1876 wurde sogar der Küstenstrich mehrmals von Niederschlägen getroffen und die östliche Hälfte der Wüste Namib erhielt während letzterer Periode so viel Regen, daß ein leidlicher Graswuchs aufsprang und sich mehrere Tümpel bildeten. Infolge dessen konnte daselbst sogar eine Zeit lang Vieh geweidet und von den Einsiedlern an der Walfisch-Bay Futter eingeheimst werden. Im Jahre 1881—82 ereigneten sich abermals mehrere Regen in jener Gegend und es wuchs wiederum einiges Gras, wenn auch nicht so reichlich wie in der vorhergehenden Periode.

Aus alledem ergibt sich, daß die Regenzeiten nicht nur in den verschiedenen Jahren sehr unregelmäßig verlaufen, sondern daß sich auch während ein und derselben Periode die Niederschläge sowohl zeitlich wie räumlich sehr ungleichmäßig verteilen. In den seltensten Fällen werden größere Gebiete gleichzeitig begossen, weil die Gewitter in der Regel blos geringen Umfang besitzen und von kurzer Dauer sind. So mögen selbst in befriedigenden Jahren verschiedene Landstriche so gut wie keine Niederschläge empfangen, während benachbarte sich deren in vollem Maße erfreuen. Diese eigentümlichen Verhältnisse sind dazu angethan, das Urteil nicht blos gelegentlicher Beobachter irre zu leiten.

Wie erwähnt, stimmen alle Landeskundigen in der Ansicht überein, daß sich die Ergiebigkeit der Regenzeiten nicht nur im Herero-Lande, sondern in ganz Südwestafrika seit Jahrzehnten stetig verringert habe. Beobachtungen, laut welcher darüber entschieden werden könnte, sind nicht vorhanden oder haben nur einen örtlich beschränkten Wert. Man verläßt sich auf Erinnerungen und Ueberlieferungen, und beruft sich auf die Thatsache,

[1] Andersson berichtet von einer Plage im regenreichen Jahre 1852, welches auf das große „Durstjahr" 1850—51 folgte. „Reisen in Südwestafrika bis zum See Ngami". Band II. Seite 21—26.

daß die Zahl der Wasserstellen sowie im allgemeinen die Wasservorräte abgenommen haben; daß also der Stand des Grundwassers, welches allein die Bewohnbarkeit des Gebietes ermöglicht, gesunken ist. Inwiefern diese äußeren Merkmale eine Verminderung der Regenfälle beweisen können, ist oben bereits erörtert worden. Eine ungünstige säkulare Veränderung der Niederschlagsverhältnisse in Südwestafrika (oder wie manche wollen in ganz Südafrika) soll durchaus nicht bestritten werden. Sie ist möglich, sogar wahrscheinlich — besonders wenn sich bewahrheiten sollte, was mir mehrfach versichert worden ist, wenn während der Gewitterzeit die regenbringenden Ostwinde zu Gunsten der austrocknenden Westwinde an Dauer und Stärke verloren haben.

Die Vegetation des Gebietes zerfällt in zwei Abteilungen: in die Regenvegetation, deren Entwickelung mit den Niederschlägen beginnt und endet, und in die Grundwasservegetation (Galeriewuchs), die nicht unmittelbar von jenen abhängig ist. Zu ersteren gehören — außer den zählebigen Dauergewächsen, den Dornsträuchern — die Gräser und Kräuter, die, je nach Menge, Dauer und räumlicher Verteilung der Regen, alljährlich mehr oder minder hoch und dicht aufschießen und selbst einen vergänglichen Schmuck der gewöhnlich wüsten Gebiete bilden können. Zur letzteren gehören die Bäume und mancherlei Gestrüpp, welches sich an Abflußrinnen und Wasserplätzen ansiedelt. Nicht ohne Berechtigung ließe sich den beiden angeführten eine dritte Abteilung unterordnen: die der Tau- oder Nebelvegetation, welche die hinlänglich abweichend gearteten Dauergewächse der wüsten Küstenstriche umfassen würde.

Die gesamte Regen-Vegetation, welche überhaupt den Charakter des Landes bestimmt, ist gleichförmig und spärlich verteilt wie die des nordischen Moores, der blachen Haide. Aber die Gebiete sind sonnig heiter in ihrer unvergleichlichen Farbenschönheit der Ferne und der köstlichen Luft der Hochflächen; sie sind großartig in ihrer Einförmigkeit und Leerheit. Während weniger Monate im Jahre, vom Januar bis Mai, besonders im März und April, prangen sie herrlich grün und blütenreich, während der übrigen Zeit liegen sie verdorrt, in fahle oder leuchtende rötlich und goldig braune Herbstfarben gekleidet.

Nach dem allgemeinen Urteile derjenigen, welche in Südwestafrika leben, ist Herero-Land der beste Teil desselben. Alle Verhältnisse werden nach Süden hin (Groß-namaland) ungünstiger, in östlicher und nördlicher Richtung jedenfalls nicht günstiger. Sonst würden auch die einst aus dem Kaokofelde gekommenen und von den Viehraubenden Hottentotten hart bedrängten Herero nicht so zähe an ihren jetzigen Sitzen festhalten. Und die Hottentotten würden darnach nicht wie nach dem gelobten Lande trachten. Sonst würden auch die Trekboers, welche das Kaokofeld aufgaben, um sich jenseit des Kunene im portugiesischen Gebiete anzusiedeln, und die nun, dem Fieber weichend, wieder rückwärts wandern, ihre früheren Plätze im herrenlosen Kaoko aufsuchen, anstatt nach dem Herero-Lande zu drängen.

Die Wüste des Küstengebietes nimmt südwärts derartig an Breite zu, daß sie sich etwa bis zur Wasserscheide der Kalahari ausdehnt, obwohl sie gelegentlich recht guten Graswuchs hervorbringt. Das Kalahari- und Ngami-Gebiet ist Grassteppe, die nur stellenweise in Strauchsteppe übergeht. Im südöstlichen Kaokofelde scheint die Strauchsteppe vorzuherrschen, im ebenen Ovambolande hingegen wieder die Grassteppe. In letzterem bilden weite Ueberschwemmungsgebiete die Grundlage des Ackerbaues (Sorghum und wahrscheinlich Eleusine). Die Bäume des Herero-Landes, Acacien-Arten, finden sich im Süden und Osten und auch eine ziemliche Strecke nordwärts an Abflußrinnen wie auf unterirdischen Wasserzügen; außerdem aber im Osten und Norden noch eine Bauhinia: der Mopane, ein Steppenbaum, den ich im südlichen Herero-Lande nicht beobachtet habe. Dieser scheint besonders nördlich vom Omaruru-Fluß ziemlich ausgedehnte lichte Bestände zu bilden. Im Missionsgarten zu Otyimbingue gedeiht ein stattliches, dorthin verpflanztes Exemplar der Palmen des Ovambo-Landes, es ist zweifellos eine Hyphaene und der Hyphaene guineensis zum Verwechseln ähnlich.

Herero-Land ist bis zur Wasserscheide des Tsoachaub und Nosob eine ausgezeichnete Strauchsteppe, östlich davon (Omaheke) eine Grassteppe.

Binnenwärts von dem wüsten Küstenstrich beginnen vielgeteilte und krummzweigige Dornsträucher aufzutreten, erst vereinzelt und niedrig, ein bis zwei Meter hoch, dann enger gedrängt und kräftiger entwickelt, so daß sie im Oberlande drei und vier Meter Höhe erreichen. Trotzdem schließen sie sich nirgendswo zum eigentlichen Busch zusammen, bilden auch nicht Hage, sondern wachsen selbst in den bestbestandenen Gegenden derartig verteilt, daß ihr Gezweig sich nicht berührt, daß ein jeder einen bestimmten Raum unbeengt beherrscht. Wo der Bestand am dichtesten ist, kommen etwa 300 Sträucher, im größten Teile des Gebietes aber nur etwa halb so viel auf einen Hektar. Dazwischen ihnen kein Gestrüpp vermittelt, sondern nur niedere Grasbüschel und vereinzelte Kräuter stehen, gewinnt die Strauchsteppe das Ansehen, als würde sie künstlich in diesem Zustande erhalten. Manche Strecken gleichen einer verwilderten Pflanzung. Die Einwirkung des Weideviehs ist in manchen Gegenden deutlich wahrzunehmen; früher müssen auch die zahlreichen großen Laubfresser unter dem Wilde ähnlich eingewirkt haben.

(Schluß folgt.)

Birma nach Land und Leuten.

Das kriegerische Vorgehen des Vizekönigs von Indien gegen Oberbirma und seinen König Thebauw und die

noch nicht beendigten Kämpfe am Irawadi, welche sich daraus entspannen, haben die Aufmerksamkeit Europa's von neuem auf jenes bedeutende Land in Indochina gelenkt, durch dessen Annexion Großbritannien die Grenzen seines Indischen Reiches abzurunden versucht hat. Eine kurze Schilderung seiner Natur, seiner physischen Beschaffenheit und seiner Einwohner dürfte daher auch für den weiteren Leserkreis nicht uninteressant sein, und wir geben daher eine solche nach einem Vortrage, welchen Herr J. Annan Bryce, auf Grund seines langjährigen Aufenthaltes und seiner mehrfachen ausgedehnten Reisen in Oberbirma, vor der Königlichen Geographischen Gesellschaft in London jüngst gehalten hat.

Der Charakter eines Landes ist am leichtesten zu verstehen, wenn man mit der Betrachtung des Baues seiner Gebirge beginnt. Mit einem einzigen Blick auf die Landkarte bemerkt man, daß die große Insel zwischen dem Bengalischen Meerbusen und dem Chinesischen Meere, welche unter dem allgemeinen Namen Indochina bekannt ist, in ihrer Bildung sich vom eigentlichen Indien in dieser merkwürdigen Hinsicht unterscheidet, daß ihre Bergketten alle von Norden nach Süden verlaufen, während diejenigen von Indien von Osten nach Westen streichen. Die Landkarte wird ferner zeigen, daß diese Gebirgszüge (welche eine sehr bedeutende, obwohl nicht große mittlere Erhebung, sagen wir von 3000 bis zu 5000 F., haben) durch Thäler von geringer Breite geschieden sind, und daß die hauptsächlichsten Bergketten ihre Wurzeln am südöstlichen Ende der großen tibetanischen Hochebene haben. Diese physikalischen Züge nun haben wichtige Ergebnisse. Das nordsüdliche Streichen der Bergketten, welche gegen Süden hin etwas auseinander treten, gestattet den Mündungen der Thäler, wo das reiche Deltaland liegt, die volle Gewalt des regenbringenden Südwest-Monsuhns aufzunehmen, welcher schräg gegen den Nordosten hin darüber heraufzieht. Die Erhebung der Bergketten ist zwar hinreichend, um die Verdichtung der Monsuhn-Wolken zu sichern, aber nicht groß genug (wie dies bei den Himâlayas der Fall ist), um den Vorüberzug dieser Wolken zu hemmen. Die Hochländer über diese ganze Region hin haben daher eine überreiche Zufuhr von Regen, welche eine Anzahl großer Ströme: den Irawadi, den Sittang, Salween, Mehkong, Mehnam 2c., ins Dasein ruft. Die Richtung und Länge der Bergketten haben den Verlauf und die Größe dieser Flüsse bestimmt, welche alle — ausgenommen den Salween, welcher während seines ganzen langen Verlaufs ein sehr schmales Thal durchströmt und deshalb eine vergleichsweise geringe Entwässerung ausübt — jährlich bedeutende Mengen von fruchtbarem Alluvium herunterbringen und während ihres Laufes reiche Ebenen und an ihren Mündungen große Deltas bilden.

Die Deltas an den Mündungen dieser Thäler empfangen, wie gesagt, die volle Wucht des Südwest-Monsuhns und erfreuen sich eines reichlichen Regenfalles. Ihre oberen Teile jedoch sind für ihre Wasserzufuhr zumeist auf die Ueberschwemmungen der Flüsse angewiesen, welche durch den reichlichen Regenfall der Gebirge gespeist werden. Die Karte zeigt, daß die aus Südwest kommenden Wolken erst über eine oder mehrere von diesen Gebirgsketten hinstreichen müssen, ehe sie die oberen Thäler erreichen. Wenn nun regenbeladene Wolken über eine Hügelkette hinstreichen, welche dieselben zu verdichten imstande ist, so pflegen sie die Masse der Feuchtigkeit, welche sie in dieser besonderen Zeit abgeben, an derjenigen Seite abzulagern, welche der Richtung, aus welcher sie kommen, am nächsten ist. Ferner werden die Wolken, wenn irgend ein bedeutender Raum in einem tiefen Niveau zwischen den Bergketten vorhanden ist, oft von der einen derselben zur anderen über jene Niederungen hingehen, ohne auf der dazwischen liegenden Ebene irgend einen nennenswerten Regen abzulagern, und werden sich wieder an der leewärts gelegenen Bergreihe verdichten. Man findet deshalb über diese ganze Region hin, daß die Ebenen der oberen Thäler weit weniger Regen haben als die dieselben begrenzenden Gebirge, und daß die östlichen Seiten der Bergzüge und der anstoßende Teil der Ebene weniger Regen haben als die westlichen, und daß daher die von der Ostseite gespeisten Flüsse kleiner sind.

Die Anzahl der waldbedeckten Bergketten und die verhältnismäßige Schmalheit der Thäler hindern die Entwickelung jener heißen Winde, welche die Geißel der Ebenen Indiens sind, und machen das Klima im allgemeinen gleichartiger als in den entsprechenden Breiten dieses Landes. Auch ist das Land nicht ungesünder als die ähnlich gelegenen Regionen Indiens, obwohl natürlich das Fieber in den Wäldern brütet. Die nördliche und südliche Lage der Bergketten und der zwischenliegenden Thäler hat ebenfalls auch die Geschichte dieser Regionen bestimmt. Alle diejenigen Stämme, welche dieselben nacheinander besetzten, sind von Norden her die Thäler heruntergekommen, während diejenigen Einwanderer, welche die heute hier vorhandene Religion, Litteratur und Zivilisation mitbrachten, oder wenigstens wieder einführten, zur See von den gegenüberliegenden Küsten Indiens kamen und im Süden landeten.

Nach der Schilderung der allgemeinen Konfiguration dieser Region wollen wir nun zu demjenigen Teile derselben übergehen, welcher der spezielle Gegenstand unserer Betrachtung ist.

Das unter dem generischen Namen Birma oder Burma bekannte Land, unter welchem Titel wir sowohl die alten britischen Provinzen, als Oberbirma, die neueste englische Erwerbung, begreifen, hat einen Flächenraum von ungefähr 230,000 e. Qu.-Mln. (457.000 Q.-Km.), d. h. eine Area, welche ungefähr zweimal so groß ist wie diejenige von Großbritannien und Irland, und wovon etwa 90,000 Quadrat-Meilen auf die alten Provinzen des britischen Birma und ungefähr 140,000 Qu.-Mln. auf Oberbirma

kommen. Der bedeutendste Strom des ganzen Birma ist der Irawadi, welcher mit Dampfbooten von nur 5 F. Tiefgang bis nach Bhamo, auf 900 Mln. von seiner Mündung schiffbar ist. Der Irawadi und sein bedeutendster Nebenfluß, der Kyendwin, bilden in Oberbirma mehrere fruchtbare Ebenen, welche Reis, Baumwolle, Weizen und andere wertvolle Gewächse hervorbringen, während er auf dem unteren Teile seines Laufes in Verbindung mit dem Flusse Sittang ein herrliches Delta bildet, das wohl die hauptsächlichste Quelle für den auf den Weltmarkt kommenden Reis ist. Die ungeheure Strecke des Delta's, beinahe 100 Mln. nach allen Richtungen, hat in der That das Aussehen eines ungeheuren Reisfeldes, welches eben wie ein Meeresspiegel sich grenzenlos ausbreitet. Diese Ebene bietet einen wechselvollen Anblick dar: im Sommer, nach den ersten schweren Regen, eine ununterbrochene Wasserfläche, wird es mit dem Heranwachsen der Reispflanze teppichartig hellgrün und verwandelt sich dann, ehe der Dezember kommt, in wallendes Gold, nach der Ernte aber in eine traurige graue Fläche von an der Sonne erhärtetem Schlamm, über welcher der Rauch der brennenden Stoppeln wie ein Leichentuch hängt. Aus dieser Fläche nun ragen, auf große Entfernungen hin sichtbar, die gewaltigen Massen der großen Pagoden von Rangun und Pegu empor, ebenso veränderlich in ihrem goldenen Lichtglanz und doch ebenso unwandelbar wie die weite Ebene, über welche sie so viele Jahrhunderte lang herübergeschaut haben.

Obschon das Delta auf diese Weise wie ein ungeheures Reisfeld erscheint, ist es doch keineswegs ganz unter Kultur. Vieles ist noch ungelichtete Dschungel, und teilweise liegen, besonders auf der Sittang-Seite, gewaltige Strecken wüsten Landes, über welche nur Hirsche und Tiger schweifen, und weite, nur mit einem dichten Wuchs von hohem Elefantengrase bedeckte Sawannen. Man berechnet, daß nur etwa der siebente Teil des ganzen anbaufähigen Landes von Unterbirma angebaut ist; da aber das Land durch Straßen und Eisenbahnen erschlossen werden soll, so wird immer mehr Boden unter den Pflug gebracht, und schon binnen Jahresfrist nach Eröffnung der Bahn durch das Sittang-Thal werden diese Wüsten dem Anbau unterworfen werden.

Diese ganze der vollen Wucht des Südwest-Monsuhns ausgesetzte Delta-Gegend hat im Sommer einen reichlichen Regenfall, welcher im südlichen Teile bis zu 100 Zoll beträgt, aber je weiter man nach Norden kommt, desto spärlicher wird, bis der Regenfall am Scheitelpunkte desselben, etwa 170 Mln. vom Meere, nur noch etwa die Hälfte beträgt. Etwa an diesem Punkte senden die das Thal begrenzenden Bergketten Ausläufer aus, welche sich wieder zurückziehen und zu beiden Seiten etwas reiches Land lassen, obschon auf dem linken Ufer ein niedriger öder Höhenzug den Anblick derselben verhindert, während auf der rechten Seite das Auge bis zur Arakan-Kette schweift. Im ebenen Gelände des oberen Irawadi herrscht, wie schon erwähnt, nur ein geringer Regenfall, und diese Region hängt daher zumeist für ihre Wasserzufuhr vom Steigen des Irawadi und seiner Nebenflüsse ab, das bis zu 40 und 50 F. Höhe beträgt und sich weit über die Gegend hin ausbreitet, so daß das Flußbett des Irawadi und Kyendwin an manchen Stellen zur Regenzeit das Aussehen eines 9 bis 10 Mln. breiten Sees annimmt. Wenn der Fluß fällt, so werden weite Strecken von Sand und Schlamm blosgelegt, und der Strom zieht sich auf ein vergleichsweise kleines Volumen zurück und windet sich in gekrümmten Kanälen zwischen den Sandbänken hin. In den Frühjahrsmonaten, wann der dem Monsuhn vorangehende Südwind eintritt, wühlt er Wolken von Sand auf, welche im grellen Sonnenlicht den Horizont mit einem gelben Glast überbreiten. Die dornige Vegetation dieser dürren Region ringsumher sieht in dieser Jahreszeit kahl und unfruchtbar aus. Selbst die waldbedeckten Hügel erscheinen nun, wo das Laub abgefallen ist, grau und trübselig und zeigen zwischen den laublosen Stämmen den ausgebrannten Boden; die einzige Erholung für das Auge unter dem wolkenlosen, glühenden Himmel von Erz sind dann die Gruppen von immergrünen Mango-Bäumen und Palmen, welche die Lage irgend eines Dorfes bezeichnen. Die geeignetste Zeit zum Besuche dieser oberen Region in ihrer Schönheit ist das Ende der Regenzeit; die Sandbänke sind dann unter den Gewässern des bordvollen Flusses verschwunden, in welche die gefiederten Bambushaine tauchen. Alles ist Grün gekleidet, während droben, an einem Himmel vom weichsten dunkelsten Blau, Massen von weißen Wölkchen hängen. Die Luft ist zwar heiß, aber ausnehmend klar, während die bis zu ihren Gipfeln mit Grün bekleideten Berge auf ungeheure Entfernungen hin sichtbar sind. Birma hat viele landschaftliche Schönheiten aufzuweisen. Der Salween fließt gerade oberhalb Maulmein zwischen fantastisch geformten Kalkbergen hin, welche in großen Abstürzen aus tiefen tropischen Wäldern aufragen. Auch der Irawadi bietet schöne Szenen dar. Im unteren Birma ist das Défilée zu Prome höchst malerisch. Es gibt nur wenig schönere Zugänge zu einer Hauptstadt als den engen Paß, wo der Fluß zwischen Ava und dem pagoden-gekrönten Höhenzug von Sagain, den beiden ehemaligen Hauptstädten hinströmt, während die Reihe von hohen, sägenförmigen Felsengraten einen edlen Hintergrund für die reiche Ebene bildet, in welcher sich die Zinnen von Mandalay und die goldene Turmspitze seines Palastes unter seinem heiligen Hügel erheben. Das lange Défilée oberhalb der Hauptstadt, als das dritte bezeichnet, ist hübsch, wogegen das erste und das zweite Défilée, das eine gerade ober-, das andere gerade unterhalb Bhamo, besonders das letztere, ungemein großartig sind. Der Strom, hier auf eine Breite von ungefähr 250 m. zusammengedrängt, hat sich durch eine Hügelreihe von etwa 1000 Fuß Höhe ein gewundenes Bett gewühlt, durch welches er in Strudeln und Wirbeln zwischen senkrechten Klippen von

200 m. Höhe herunterrauscht, von deren Gipfel und Steilhängen überall, wo nur eine Wurzel Fuß fassen kann, Bäume und Büsche zum Strom herabhängen. Auch der Kyendwin liefert manche schöne Landschaftsbilder. Die breite Bergkette, welche Bengalen von Birma scheidet, besteht aus einer großen Anzahl paralleler Rücken von weichem, eozänem Sandstein. Die Schicht, welche viele hundert Meilen weit beinahe nach Norden und Süden streicht, senkt sich unter einem Winkel von ungefähr 45 Grad ostwärts und stürzt nach Westen in steilen Klippen ab. Der Kyendwin strömt auf einem beträchtlichen Teil seines Laufes dicht unter dieser Hügelkette hin, und er und seine Nebenflüsse brechen an verschiedenen Stellen durch die östlichen Höhenzüge derselben herein und heraus. Ganz besonders schön sind die Schluchten, durch welchen die Arme des Manipur oder Myitha und des Yew sich ihren Weg bahnen, um sich mit dem Kyendwin zu vereinigen. Ich habe wenig hübschere Szenen gesehen, als die Schlucht des erstgenannten Flusses. Man rudert schweigend hinauf und folgt aus und ein den Windungen zwischen überhängenden Felswänden, welche mit dem üppigsten tropischen Pflanzenwuchs gekrönt und bekleidet sind. Affen springen von Baum zu Baum und Pfauen, Dschungelhühner und Fasanen von den glänzendsten Farben tummeln sich in den Hainen und Lichtungen zwischen den aufeinander folgenden Reihen von Klippen. Als ich diese Einöden besuchte, besaßen sie noch den Reiz des Unbekannten, denn meines Erachtens ist vor meinem Besuche im Jahre 1881 noch kein Weißer oder Europäer in dieselben eingedrungen.

Es liegt in der That eine hohe Schönheit in der Waldszenerie von Birma. In den feuchten Regionen, in der Nähe des Meeres, z. B. in der Provinz Tenasserim und überall in den tiefen Thälern zwischen den Bergen findet man Strecken eines oft undurchdringlichen, immergrünen Waldes, durchwoben von einem dichten Unterholz von Rohr, Schlingpflanzen und Bambus, von denen manche bis gegen 30 m. hoch sind. Man kann nichts Entzückenderes sehen, als eines dieser lauschigen Winkelchen in dem Urwalde. Die Sonne dringt kaum in seine Tiefen ein und selbst um Mittag bewahrt der ewige Strom, welcher sich bald in tiefe, eiskalte Teiche sammelt, bald in Kaskaden rauschend über die Felsen stürzt, eine angenehme erfrischende Kühle. Farne und Blumen besäumen seine Ufer, Bambusstengel neigen sich über ihn, Baumfarne und Cykadeen überwölben ihn mit ihren Kronen, während die Riesen des Waldes, meist laubabwerfende Bäume, alles andere überragen und ihre Häupter 150—200 F. hoch in die Luft erheben, ihre Stämme und Aeste umrankt von Schlinggewächsen und inkrustiert mit zahllosen Orchideen, welche, bald starr und aufrecht, bald ihre blütenreichen Stengel anmutig herabsenkend, die reichsten Farben in den dunklen Laubschmuck weben. Die Orchideen blühen zu verschiedenen Jahreszeiten, erscheinen aber in ihrer höchsten Glorie in der heißen Jahreszeit, nach dem Laubabfall im Februar und März, denn alsdann verbirgt sie nichts mehr vor dem Blick der Insekten, welche zu ihrer Befruchtung beitragen. Zu Anfang der heißen Jahreszeit, wann die Blätter abgefallen sind, wüten auch Reihen von Waldbränden in den trockenen Teilen des Urwaldes und gewähren bei Nacht ein herrliches Schauspiel, wenn sie in langen Feuerzeilen an den Berghängen hinauflecken. Unähnlich den großen Bränden in den harzreichen Nadelwäldern Nordamerika's, welche in ihrem Laufe alles zerstören, hemmen und verdrehen diese Waldfeuer zwar das Wachstum der jüngeren Bäume und verzehren die umgestürzten und vertrockneten, thun aber lebenden Bäumen von größerem Umfange keinen erheblichen Schaden. Das Reisen in den Wäldern zu dieser Jahreszeit ist aber durchaus nicht angenehm. Die Luft ist wie ein Ofen, teils infolge der Sonnenhitze, teils von den Waldbränden, während der von der Sonne ausgetrocknete, kahle, mit Laubasche oder verkohlten Aesten bedeckte Boden unter den Füßen beinahe ebenso heiß ist. Wolken von erstickendem Rauch verdunkeln die Aussicht. Der kluge Elefant, das unwandelbare Lasttier auf derartigen Expeditionen, scheut zuweilen an der Feuerlinie und verzögert die Reise. Allein das schmerzende Auge des Reisenden wird erfrischt, wenn es, durch den Rauch aufblickend, weit droben in den Baumwipfeln die prächtigen Orchideenblüten erblickt.

Ich darf hier eines charakteristischen Merkmals der birmanischen Pflanzenwelt nicht zu erwähnen vergessen, nämlich der großen Menge von Bäumen und Sträuchern mit wohlriechenden Blüten. Es gibt kaum irgend eine Jahreszeit, wo die Landschaft nicht bunt von Blüten und die Luft nicht mit dem Wohlgeruch von einem oder mehreren dieser Bäume gesättigt ist, welche oft in solchen Massen vorhanden sind, daß sie einen auffallenden Zug in dem Landschaftsbilde abgeben. Das Scharlach der Blüten des Baumwollen-, das Orange derjenigen des Pouk-Baumes, der Purpur derjenigen der Pyinma (Lagerstroemeria Regina), das Gelb derjenigen des Paduk (Pterocarpus indica), das Weiß verschiedener Bauhinien und des Teak sind merkwürdige Beispiele unter anderen. Die Amherstia ist selbst in Birma ein seltener Baum, aber wer jemals ihre langen, lachsroten Blüten gesehen hat, welche wie Goldregen von ihren glänzenden dunkelgrünen Zweigen herabhängen, wird ihre Schönheit nicht vergessen.

Nach dieser gedrängten Schilderung des allgemeinen physischen Aussehens des Landes will ich nun auch seine Bewohner beschreiben.

Die herrschende Rasse, welche ihren Namen dem Lande gegeben hat, ist das größte individuelle Element in der Bevölkerung. Man darf jedoch nicht vergessen, daß die Besitzungen des Königs von Birma, selbst nachdem die Kriege von 1826 und 1852 ihm seine schönsten Besitzungen entrissen hatten, ein wahres Reich bildeten, die Vereinigung vieler Rassen und politischen Formen unter einem einzigen Herrscher. Seinem Szepter waren nicht nur die

Birmanen selbst, sondern große Abteilungen anderer zivilisierter oder buddhistischer Rassen, der sogen. Talaings oder Mons, der Schans, Arakanesen und Yaus, sowie die zahlreichen wilden, heidnischen, geister-anbetenden Stämme von größerer oder geringerer Wichtigkeit, der Karenen, Khyens und Kakhyens, welche zum tibetanischen Stamme, und der Schans und Karenen unterworfen, welche zu Stämmen gehörten, die ursprünglich in China angesiedelt waren. Die frühere Geschichte dieser Regionen ist noch unermittelt, und man weiß namentlich noch wenig von der Ordnung, in welcher die aufeinander folgenden Einwanderungen stattfanden; allein aller Wahrscheinlichkeit nach waren die Talaings die ersten, der tibetanische Volksstamm die zweiten und die Karenen vielleicht die letzten Eingewanderten. Unter der allmählich immer laxer werdenden Herrschaft der Könige von Birma hat der kräftige, rührige, wenn auch unzivilisierte Stamm der Kakhyens sich in den jüngsten Jahren fortwährend mehr nach Süden vorgedrängt und die Birmanen und Schans vor sich her getrieben.

Wir betrachten zuerst die zivilisierten oder buddhistischen Stämme.

Unter diesen ist die herrschende Rasse der Birmanen (mit Einschluß der Arakanesen) die an Kopfzahl überwiegende, wenn wir das ganze Land in Betracht ziehen, obwohl dieselbe vielleicht in Oberbirma an Zahl hinter den Schans zurücksteht. Von einer wahrscheinlichen Gesamtbevölkerung von 7 1/4 Millionen in Ober- und Unterbirma mögen die Birmanen ungefähr die Hälfte betragen. In Oberbirma nimmt die echte birmanische Rasse einen vergleichsweise schmalen Raum zu beiden Seiten des Irawadi an dessen Mittellaufe ein, und der Hauptsitz derselben ist im Moo-Thale, zwischen dem Irawadi und dem Khyendwin. In Unterbirma sind der obere Teil des Irawadi-Delta's und das obere Sittang-Thal ebenfalls beinahe rein birmanisch, während sich im südlichen Teile der Provinz Pegu eine namhafte Beimischung von Talaing-Blut findet und in einigen Bezirken die Bevölkerung aus reinen Talaings besteht.

Der reine Birmane hat harte Züge, eine dunkle Hautfarbe, jedoch nicht schwarz wie der Inder, ist von mäßig hohem Wuchs, aber kräftigem Körperbau und ziemlich kurzen Beinen. Er ist stark, kühn, kräftig, ausdauernd und krampfhaft und ruckweise bedeutender Anstrengungen fähig. Er liebt leidenschaftlich Sport und Spiele im Freien. Ein Ringkampf oder eine Bootswettfahrt rufen große Aufregung hervor und geben zu leidenschaftlichen Wetten und hohem Spiele Anlaß. Das sehr beliebte landesübliche Ballschlagen ist ein Sport, welcher große Geschicklichkeit und Behendigkeit erfordert, und der Birmane hat mit Beeiferung auch das englische Ballspiel, das Cricket und andere Spiele im Freien angenommen. Man kann ihn in der Straße von Mandalay auch Polo spielen sehen, welches er von seinen Manipuri-Unterthanen erlernt hat, und die Wettrennen in Unterbirma locken große und enthusiastische Mengen von birmanischen Zuschauern an. Allein die Thatkraft des Birmanen ist eine aussetzende und wechselnde und man kann seinen Charakter von dem Vorwurfe der allgemeinen Trägheit nicht freisprechen. Er verläßt gern seine Arbeit für eine Woche, um einer Bootswettfahrt oder einem P o a y anzuwohnen, denn diese Poays oder Theater-Vorstellungen, welche entweder von wirklichen Schauspielern oder Marionetten (die man über einem Vorhang an Schnüren handhabt) aufgeführt werden — und die Birmanen legen in beiden Gestalten eine bedeutende Geschicklichkeit an den Tag — sind so endlos wie die chinesischen Dramen, obschon entschieden unterhaltender und interessanter anzusehen. Der Birmane sucht in der That zur Zeit wie zur Unzeit seinen Feiertag zu machen und bemüht sich mit großem Erfolg, sein Leben zu einem immerwährenden Piknik umzugestalten. Er sträubt sich faktisch gegen jeden Zwang, welcher ihm durch regelmäßige Arbeit oder irgend eine andere Art von Disziplin auferlegt wird, und ist hierin dem Chinesen und Hindu ganz unähnlich. Der Versuch, Regimenter in Birma anzuwerben, hat ganz fehlgeschlagen, und die Beschaffenheit der birmanischen Polizei ist von jeher so unbefriedigend gewesen, daß man dieselbe vorzugsweise von Indien aus rekrutieren mußte. Der Zwang der Gefängnis-Disziplin ist den Birmanen besonders verhaßt, wie die vielen wilden Empörungen in den Gefängnissen von Rangun und Maulmein beweisen. Ich bin überzeugt, daß der Birmane selbst in dem merkwürdigen Rassenkampf, dessen Schauplatz Birma werden wird, den Kürzeren zieht. Im Norden wird er von den Schan und Kakhyen unterdrückt, im Süden wieder von der gröberen und feineren Handarbeit durch den fleißigeren und aufmerksameren, wenn auch nicht geschickteren Chinesen und Hindu verdrängt werden. Ein beachtenswertes Beispiel davon liefert die Thatsache, daß sich unter den vielen Hundert Arbeitern, welche die Bombayer Birma-Gewerkschaft in ihren Teak-Sägereien in Rangun beschäftigt, kaum ein einziger Birmane befindet, und der Handel in Ober- und Unterbirma geht von Tag zu Tag mehr in die Hände von Chinesen und Eingeborenen von Indien über. Allerdings hat der Birmane im Verlauf von mehr als 2000 Jahren eine sehr große nationale Lebenskraft an den Tag gelegt, denn wenn er auch in kurzen Zwischenräumen von den Schans, Talaings und sogar von den Chinesen überwältigt worden ist, so hat er sich doch immer wieder behauptet und seine Herrschaft fester als zuvor geltend gemacht. Neuerdings aber ist zwar im allgemeinen kein physisches Herunterkommen wahrzunehmen, allein anscheinend dürfte die nationale Kraft doch in Abnahme begriffen sein. Dafür möchte teilweise die Einführung von Opium und geistigen Getränken nebst den anderen Segnungen der britischen Herrschaft verantwortlich gemacht werden können, wenn nicht derselbe Verfall gerade in demjenigen Landesteile sichtbar gewesen wäre, der bis auf die allerjüngste

Zeit das Land des Königs gewesen ist, wo der Birmane, welcher Opium zu rauchen oder sich zu betrinken versuchte, ein Auspeitschen durch die Straßen hinter einem tönenden Gong riskierte — eine Strafe, deren Vollziehung ich mehr als einmal in Mandalay angesehen habe. Wenn man nach den im britischen Birma gemachten Erfahrungen urteilt, so scheint die strenge Haltung, welche die einheimische Regierung gegen das Opiumrauchen und den Genuß von Spirituosen angenommen hat, nur eine weise Einsicht in die Schwächen der Rasse zu bekunden. In Unterbirma besonders hat das Opium wesentlich dazu beigetragen, den Charakter des Volkes zu untergraben. Was auch immer bei den Chinesen der Fall sein mag — und die Ansichten darüber sind geteilt — so scheint gar kein Zweifel obzuwalten, daß bei dem Birmanen der Gebrauch des Opiums das sittliche Gefühl ganz zerstört und der Opiumraucher jeden Augenblick geneigt oder imstande ist, ein Räuber und Mörder zu werden. Dies wird von dem Volke selbst anerkannt, und die Britische Regierung würde wahrscheinlich wenig Widerspruch finden, wenn sie auf den Gebrauch des Opiums eine Strafe setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Neueres über Alaschka. Das Dunkel, welches seither über dem früheren russischen Nordamerika lag, erhellt sich zusehends mit jedem Jahre, denn die amerikanischen Forscher entwickeln auf verschiedenen Punkten den größten Eifer und Fleiß. So ist jüngst vom Fort Cosmos am Putnam-Flusse (67° 10′ n. Br. und 150° 50′ w. L. von Gr.), dem Hauptquartier der Expedition des Lieutenants Stoney, ein Brief von einem der Teilnehmer derselben in New-York eingetroffen, der vom Christfeste des vorigen Jahres datiert ist und über die Ergebnisse dieser Expedition einige Mitteilungen macht. Darnach hat Lieutenant Stoney im Norden einen Fluß entdeckt, welcher nach der Aussage der Eingeborenen sich in der Nähe der Barrowspitze in den Arktischen Ozean ergießt und mutmaßlich derselbe ist, an dessen Mündung der Lieutenant Ray während seiner Beobachtungsexpedition sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Man hat an den Ufern dieses Flusses Indianer gefunden, welche noch nie zuvor einen Weißen gesehen hatten. Lieutenant Stoney hat sodann den Nutakfluß bis zu seiner Quelle erforscht und ihn weit länger gefunden als den Putnam. Er hatte die Absicht, im vergangenen Monat Januar eine Reihe von Erforschungen im Osten und im Norden zu machen. Der Brief war von Fort Cosmos nach St.-Michel (eine Strecke von 450 e. Mln.) durch eine Abteilung Leute unter dem Befehl des Ingenieurs Lane gebracht worden. Er endigt mit der Nachricht, daß der Fähnrich Read wegen seines Gesundheitszustandes in Fort Cosmos zurückgeblieben sei, aber sich mit dem Gedanken trage, den Lieutenant Stoney auf seinem Ausflug im Schlitten zu begleiten.

Von Lieutenant Schwatka, welcher die unter dem Patronat der „New-York Times" ausgerüstete Expedition befehligt, ist ein Bericht aus Sitka eingetroffen, wonach er die kartographische Aufnahme der Eisbay und Forschungen in den dem Mount Elias benachbarten Gebirgen vollendet, dann die Besteigung dieses Berges versucht und eine Höhe von 7200 Fuß erreicht hat — die größte Höhe über dem Schneeniveau, welche man seither zu erreichen vermocht hat. Die Eisbay bildet eine der tiefeinschneidenden Einbuchtungen der Küste; an ihrem Ende ergießt sich ein Fluß (Jones-River getauft) ins Meer, welcher viel bedeutender ist, als man es seither in Alaschka vermutet hatte. Der Eliasberg ist auf seinem Südabhang erstiegen worden, von wo aus man alle praktikablen Zugänge überschaut, welche zum Gipfel hinaufführen. Die Ergebnisse der Schwatka'schen Expedition gelten für sehr wichtig, besonders vom geographischen Gesichtspunkte aus.

Der große Alaschka-Gletscher, welchem in der polaren Eiswelt eine hervorragende Stelle zukommt, weist noch immer eine fortdauernde Bewegung nach dem Meere hin nach, welche man auf eine engl. Viertelmeile per Jahr berechnet hat. Die Fassade des Gletschers bietet eine Eismauer von 500 Fuß Mächtigkeit dar; seine Breite wechselt zwischen drei und zehn e. Mln., seine ganze Länge beträgt ungefähr 150 e. Mln. Beinahe jede Viertelstunde fallen Hunderte von Tonnen Eis in ungeheuren Blöcken ins Meer, welches sie mit einer solchen Wucht aufregen, daß die dadurch hervorgerufenen Wogen die größten und schwersten Schiffe, welche sich denselben nähern, in einer Weise erschüttern, als ob sie kleine Boote wären. Das Eis ist außerordentlich rein und von blendendem Glanze und nimmt in der Ferne Färbungen an, welche vom zartesten blassesten Blau in das tiefste Dunkelblau übergehen. Der Gipfel ist sehr uneben und ausgefressen und bildet kleine Hügel und eigentliche Bergketten en miniature. Diese ungeheure Eismasse, welche man auf eine mittlere Mächtigkeit von mindestens tausend Fuß schätzt, droht jeden Tag ins Meer herabzustürzen.

* Das westliche Tasmania. Die genauere Kunde über die Insel Tasmania, das ehemalige Van Diemensland, ist immer noch eine ziemlich beschränkte, und wir sind daher dem Herrn T. B. Moore von New-Norfolk sehr dankbar dafür, daß er in einem Vortrage, welchen er jüngst vor dem Queensland-Zweige der Geographischen Gesellschaft von Australasien gehalten, uns eine eingehendere Aufklärung über die physikalischen Züge, die Hülfsquellen 2c. dieser vergleichsweise noch unbekannten Region geboten hat. Infolge von bergmännischen Unternehmungen ist der westliche Teil der Insel erst in den jüngsten Jahren dauernd bevölkert und teilweise erforscht worden. West-Tasmania ist von den anderen Teilen der Insel geschieden durch fortlaufende Gebirgsketten, die im Norden

in den granitnen Gipfeln der Meredith-Range beginnen, in den von Konglomerat gekrönten silurischen Höhen der westlichen Küstenkette und der Elliot-Range sich fortsetzen und in den weißen Klippen der Wilmot-, Franklin- und Archer-Ranges endigen. Diese unübersteiglichen Gebirgsschranken erreichen Höhen von 3—4000 Fuß über dem Meere und streifen auf 15—20 e. Mln. Entfernung dem Küstenstriche parallel. Infolge der unzugänglichen Beschaffenheit dieser massiven Felsenpfeiler hat man nun drei praktikable Wege für den Ueberlandverkehr entdeckt. Der eine, im nördlichen Teile, erschließt die wichtigen Goldlager des Pieman-Bezirks, beginnt beim Mount Bischoff und führt über das Nordende der Meredith-Range. Herr Moore entdeckte im Sommer 1883 auf einer Forschungsreise, die er im Auftrage der Regierung unternahm, eine zentrale Wegspur, welche von der Nachbarschaft des St.-Clair-Sees ausgeht, zwischen Mount Lyell und Mount Sedgwick hindurchzieht, durch den einzigen zugänglichen Sattel im westlichen Küstengebirge führt, dann einem scheidenden Bergkamm längs der goldführenden Zone der Goldfelder des King-River folgt und schließlich am Macquarie-Harbour endigt. Der südlichste, nach Port Davey führende Weg geht von dem Township Victoria aus, folgt eine ziemliche Strecke weit dem Laufe des Huon-River und passiert endlich durch eine prachtvolle Oeffnung zwischen den Franklin- und Archer-Ranges.

Der Verkehr mit Pferden ist seither erst auf dem Pieman-Wege versucht worden; die anderen vorgeschlagenen Verbindungswege werden nur von Forschern benutzt, und man hat bis jetzt noch keine Reitwege erbaut, dagegen aus den öffentlichen Geldern eine Summe ausgesetzt, um in diesem Sommer die zentrale Verkehrsstraße zu eröffnen. Beim Blick auf die Landkarte wird man noch andere Bergketten bemerken, welche in kurzer Entfernung von der Küste zu verzeichnen sind. Die erste derselben, nördlich vom Pieman-Fluß, sind die Quarzit- und Konglomerat-Felsen der Norfolk-Range, dann südlich von dem genannten Flusse die granitnen Abhänge des Mount Heemskerk, und zwischen der Macquarie-Spitze und Port Davey die Schiefer-, Schist- und Quarzit-Formationen der d'Aquilar-, Junction- und de Witt-Ranges.

Dieser dicht bewaldete und gebirgige Landstrich wird von großen aus dem Innern kommenden Strömen durchschnitten, welche erst hohe steile Schluchten in den Küstengebirgen durchfließen und sich dann in tief eingeschnittenen Kanälen und Schluchten durch das tiefer liegende Gelände hinwälzen. Alle Mündungen dieser Flüsse, mit Ausnahme derjenigen des Gordon-River, sind durch Sandbänke versperrt. Der Arthur- und der Henty-Fluß sind zu gewissen Jahreszeiten so vollständig durch diese tückischen Barren abgesperrt, daß ein Reisender bei gehöriger Vorsicht sie trockenen Fußes passieren kann. Der Gordon und der Pieman sind die einzigen schiffbaren Flüsse.

Der Küstenstrich wird gebildet durch fortlaufende Reihen weichen sandigen Strandes, hinter denen sich Dünen mit einem Anflug von krüppelhaftem Gebüsch hinziehen. Zerrissene zackige Klippen von Quarzit, Schiefer, Serpentin, Kalkstein und Granitfels, von 50 bis 150 Fuß Höhe, springen zuweilen mit gewaltigen, vereinzelten abgerissenen Massen in das Meer vor, und hohe Bergkämme ragen da und dort zerstreut in kühnem Relief nur wenige Meilen von der Küste auf. Gegen den südlichen Teil hin ist der Umriß sogar noch zerrissener, und kahle Hügel erheben sich dort senkrecht aus den Gewässern des Ozeans. Port Davey ist der einzige Hafen an der Küste, wo große Schiffe einlaufen können; er ist ein schönes Wasserbecken, vollständig von Land umschlossen und von hohen Quarzitkämmen geschützt.

Der Küstenstrich ist besäumt mit verkrüppeltem Buschwald von dichtverschlungenen Ti-Bäumen und Banksien; die Niederungen dagegen sind größtenteils mit Wäldern von Myrten (Fagus Cunninghami), Sassafras (Atherosperma moschatum), Sellerie, Top-pine (Phyllocladus rhomboidalis) und vielen Eucalyptus-Arten, sowie mit einem Unterholz und dichten Gebüsch von Sträuchern vieler verschiedener Arten bedeckt, von denen manche prächtige Blüten und Laub oder Beeren von allen Farben tragen. Den weiten Flächen und den Flußufern entlang wuchern das anmutige, weißblühende Pinkwood (Eucryphia Billardieri), die pyramidenförmige Bleistiftceder (Athrotaxis selaginoides), das wertvolle Schwarzholz (Acacia melanoxylon), die König-Wilhelms-Kiefer (Athrotaxis cupressoides), die Huon-Fichte (Dacrydium Franklinii), welche sämtlich dieses unfruchtbare Land verschönern und reicher gestalten. Manche der Berge sind ganz verhüllt von dem veränderlichen Laub alpiner Gesträuche, und keine andere Oertlichkeit in Tasmanien hat eine schönere und reichere Mannigfaltigkeit seltener Farne aufzuweisen.

Das westliche Tasmania enthält keine ausgedehnten Strecken ackerbaufähigen Bodens und die Regierung hat daher den ganzen Bezirk nur für bergmännische Zwecke vorbehalten.

Die Flüsse sind ungemein reich an Süßwasserfischen, welche jedoch nur wenigen Arten angehören, und die einzigen bemerkenswerten Fische sind der Aal, der sogenannte Häring und der Schwarzfisch (Gadopsis marmoratus). Die Häfen und Küstengewässer beherbergen eine Unzahl von Flundern, Seezungen, Lengfischen, Rochen und Steinkabeljauen, und im tiefern Meerwasser der Buchten hausen in Menge der Trompeter (Lartis necatelu) und der Krabbenfänger. Der hauptsächlichste Standort des „Tigers“ und des „Teufels“ (Sarcophilus ursinus) ist die Küste, besonders in dem ungestörten Teil südlich vom Macquarie-Harbour, wo sie eine reichliche Beute an Kängurus und Wallabys (Halmaturus Billardieri) finden, welche jedoch nicht allzu häufig sind und sich auf den mit grobem Gras bewachsenen Hügeln notdürftig äsen. Die Wälder enthalten viele Tigerkatzen, und auf den Knopfgras-Ebenen

ziehen die schläferigen Wombats (Phascolomys wombat) umher.

Herr Moore legt am Ende seiner Schilderung uns den Schluß nahe, daß diese schöne ausgedehnte Wildnis mit ihrem beschränkten Flächenraum von reichem, fettem Boden und Hochwald, mit ihrer außerordentlich spärlich zerstreuten Bevölkerung, eine natürliche Wildnis bleiben wird, wenn ihre mineralischen Schätze und Hülfsquellen nicht entwickelt werden. Die geologische Formation gehört der silurischen Epoche an und enthält Zonen höchstergiebigen goldführenden Landes, welche an einzelnen Stellen reiche Erträgnisse liefern, an anderen aber beinahe kahl und unfruchtbar sind. An manchen Orten kommen zinnführende Massen granitischen Gesteins vor und brechen durch die übrigen Schichten hindurch.

Kleinere Mitteilung.

Indianerdörfer in Mexico.

In der Republik Mexico leben ungefähr 6 Millionen Indianer, die sich sehr wesentlich von den Indianern in den Vereinigten Staaten unterscheiden. Denn sehr viele derselben betreiben den Anbau und Verkauf von Gartenfrüchten und Blumen und es wird ihnen dabei reichlicher Vorschub geleistet. Etwa eine halbe Meile weit auf beiden Ufern des großen Kanals, der nach der Hauptstadt Mexico führt, wird die Landschaft von einem ganzen Netz kleinerer Kanäle durchzogen, welche zur Bewässerung des umliegenden Landes die Wassermassen entsprechend verteilen, und hier liegen zahlreiche Indianerdörfer mit ihren Gärten. Fast jeder Garten oder, was dasselbe ist, fast jedes Anwesen bildet eine kleine Insel, und ohne ein Fahrzeug kann man sie nicht erreichen. Dem Fremden ist es unmöglich, sich in diesem Labyrinth kleiner Wasserstraßen zurechtzufinden, aber die Eingeborenen bewegen sich in ihren kleinen Booten mit voller Sicherheit auf allen diesen Kanälen und Nebenkanälen. Der große Kanal bietet am frühen Morgen eine bunte und anregende Szenerie. Aus hundert Seitenströmen tauchen Hunderte kleiner Fahrzeuge auf, alle mit Gemüsen und Blumen beladen und alle auf dem Wege nach der Hauptstadt; hinten im Boot sitzt, mit einem Ruder in der Hand rasch und geschickt das Kanoe vorwärts bewegend, ein Indianer oder eine Indianerin, lachend und scherzend mit den Insassen der mit oder neben ihnen rudernden Boote, die in der Regel auch die ewig lustigen Kinder beherbergen. An Festtagen und namentlich an Blumenfesten steigert sich der Reiz des Bildes. Jeder Indianer schmückt seinen Hut mit einem Blumenkranz, die Weiber und die Kinder sind ganz bedeckt mit Blumen und zum Bandolin oder zur Harfe singend, gleitet die bunte Gesellschaft auf dem Kanal dahin. Diese Indianer sind das friedlichste und lustigste Völkchen von der Welt. W.

Notizen.

* Mr. Henry Ogg Forbes unternahm, wie wir früher berichteten, mit Unterstützung der Geographischen Gesellschaften in London und Australien eine Forschungsreise nach Neu-Guinea, welche die Besteigung des wilden und rauhen Owen Stanley Range bezweckte. Er ist Ende Mai dieses Jahres unverhoffterweise wieder in Queensland eingetroffen. Seine Geldmittel waren vollständig erschöpft, und er wollte an die Gesellschaften um weitere Unterstützung appellieren. Als ihm diese verweigert ward, mußte er seinen Plan vorläufig aufgeben. Der Honor. John Douglas, Spezialkommissär des englischen Neu-Guinea, welcher sein Gönner ist, gab ihm dann eine amtliche Anstellung und placierte ihn als Government-Resident auf Dinner-Island. Diese Insel, in 10° 38′ s. Br. und 150° 33′ ö. L. von Gr., liegt in China Strait an der südöstlichen Spitze von Neu-Guinea zwischen den Basilisk- und Blanchard-Islands, also in dem Distrikte, wo noch immer der Kannibalismus unter den Eingeborenen herrscht. Mr. Forbes ist ohne eigenes Vermögen, hofft aber, daß sich bis zum nächsten Jahre die nötigen Geldmittel zur Fortsetzung seiner Forschungsreise auf Neu-Guinea werden anschaffen lassen. Unter den verschiedenen wertvollen Sammlungen, welche er diesmal mitgebracht hat, zeichnet sich das große, doppelt angelegte Herbarium aus. Botanik war immer das Lieblingsfach des Mr. Forbes. G.

* In der Nacht vom 9. zum 10. Juni 1886 wurde der sogenannte Hot-Lakes-Distrikt im Zentrum der Nordinsel von Neuseeland von furchtbaren vulkanischen Ausbrüchen befallen, die noch Ende des Monats nicht aufgehört hatten. Es war dies die erste Eruption seit Bestehen der Kolonie, wenn auch Erdbeben immer häufig genug vorkamen, und der Mount Tongariro in 39° 5′ s. Br. und 175° 45′ ö. L. von Gr. sowie der White Island-Vulkan in 37° 29′ s. Br. und 177° 10′ ö. L. von Gr. nie aufhörten, Rauchwolken auszustoßen. Während der Himmel in tiefschwarze Wolken gehüllt war, aus denen Blitz und Donner sich entluden, brachen auf dem angeblich seit 500 Jahren erloschenen Vulkan Mount Tarawera in 38° 13′ s. Br. und 176° 20′ ö. L. von Gr. mehrere Krater aus, welche Asche, Lava und glühendes Gestein in furchtbarer Masse auswarfen. Die Maoris-Orte Te Wairoa, Te Arika und Mourea wurden teils 30 Fuß hoch und darüber unter Asche und Schlamm begraben, teils unter Wasser gesetzt. Die südliche Spitze des Mount Tarawera ward fortgerissen und ein langer tiefer Riß bildete sich im Berge, aus welchem ein mächtiger Krater feurige Massen ohne Aufhören schüttete. Der Lake Rotomahana in 38° 20′ s. Br. und 176° 20′ ö. L. von Gr. verschwand und an seiner Stelle entstanden Vulkane und Quellen, welche siedend heißen Schlamm auswarfen. Auch die vielbewunderten hohen Terrassen, welche sich im Laufe der Zeiten durch Kieselsedimente aus den heißen Quellen und Geisern gebildet hatten, sind zum Bedauern aller Naturfreunde gänzlich zerstört worden. Der Distrikt, meist von Maoris bewohnt, hat in weitem Umfange große Verwüstungen aufzuweisen. Wer ihn zuvor gesehen, wird ihn jetzt nicht wieder erkennen. Auf 400 e. Qu. Mln (18.81 deutsche) soll alles zerstört sein, und weitere 1600 Qu.-Mln. (75.4 deutsche) sollen arg gelitten haben. Soweit sich bis jetzt hat feststellen lassen, haben 8 Europäer und 100 Eingeborene ihr Leben eingebüßt, man fürchtet aber, daß ihre Zahl bedeutend größer ist. G.

* Bevölkerung von Guatemala. Die statistische Abteilung des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten, des Handels und Ackerbaues von Guatemala hat soeben die neuesten Erhebungen über die Bevölkerung dieser Republik veröffentlicht. Darnach betrug dieselbe zu Ende des Jahres 1885 die Summe von 1,322,544 Seelen, was also gegenüber dem Stand der Bevölkerung von 1884 (mit 1,284,604) eine Zunahme von 37,940 Köpfen beträgt.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 45. Stuttgart, 8. November. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Eine Sprachprobe der Mundart der „weißen Zigeuner" in Bosnien und der Herzegowina.

Von Friedrich S. Krauß.

Während meiner ethnographischen Forschungsreise in Bosnien und der Herzegowina hatte ich öfters Gelegenheit, die im Lande herumstreifenden und zum Teil auch ansässigen Zigeuner kennen zu lernen. Dem offiziellen statistischen Ausweis zufolge gibt es in Bosnien und der Herzegowina über 13,000 Zigeuner. Jeder größere Ort hat ein besonderes Zigeunerviertel (**ciganjska màhala**[1]), welches durchschnittlich der am ungesündesten gelegene und schmutzigste Teil des Ortes ist. Stockhohe Häuser findet man selten im Zigeunerviertel. Die Hütten sind aus Holz und Lehm gebaut, gewöhnlich mit faulem Stroh oder schlechten Schindeln eingedeckt. Die Behausung hat in der Regel nur zwei Räumlichkeiten: 1) eine schmale Küche mit einer ganz niederen Feuerstelle; der Rauch steigt frei bis zur Bedachung auf: und 2) ein Wohnzimmer von sehr mäßigem Umfang. Im Winkel neben der Thür steht ein großer Ofen aus Lehm. Die Stube ist zur Hälfte mit einer Binsenmatte belegt. Durch die zwei kleinen Fensterchen, die mit geöltem Papier verklebt sind, dringt nur ein mattes Licht in den Raum. In der Stube schlafen alle gemeinsam auf der Matte. Der Aufenthalt in einem solchen mit den penetrantesten Gerüchen geschwängerten Zimmer muß jedem unleidlich erscheinen, welcher nicht in solcher Umgebung aufgewachsen ist.

[1] Arabisch, **mahalet** = Stadtteil, Stadtviertel, Bezirk.

Man unterscheidet zwei Arten von Zigeunern in Bosnien und der Herzegowina, die **crni** (schwarzen) und die **bijeli** (weißen) **cigani**. Die ersteren sind die eigentlichen Landstreicher. Sie nennen sich **Rumi**. Hauptsächlich beschäftigen sie sich mit dem Schmiedehandwerk, speziell erzeugen sie vortreffliche kleine Bohrer und Krumm-Messer. Man sagt ihnen nach, daß sie gelegentlich rauben und stehlen. Freilich sind solche Behauptungen nur zu oft übertrieben. Das Oberhaupt einer jeden Truppe ist merkwürdigerweise immer ein altes Weib, welchem alle übrigen Mitglieder unbedingt zu gehorchen pflegen.

Ueber Sitten und Bräuche dieser Zigeuner vermag ich leider nicht viel zu berichten. Die Kinder gehen zumeist nackt oder nur notdürftig mit einem Hemdchen bekleidet einher. Die Mädchen lieben bunten Kopf- und Halsschmuck. Die Frauen kleiden sich nach rumänischem Zuschnitt. Der Mann trägt enge dunkelfärbige Kniehosen, hohe, in eine aufwärtsgewundene Spitze auslaufende Röhrenstiefel, eine tief über den Bauch herabreichende Weste, ein Hemd mit weitaufgeschlitzten Aermeln und einen plattgedrückten schwarzen Filzhut mit sehr breiter Krämpe. Am stolzesten thut der Zigeuner mit den faustgroßen silbernen Knöpfen auf der Weste. Oft sieht man unter diesen wanderfrohen Gesellen prachtvolle Männergestalten; sie sind abgehärtet gegen alle Einflüsse der Witterung und dauern in allen Lagen aus. Ich habe einige Zigeunermädchen von berückender Schönheit gesehen. Die Mädchen sind keineswegs so leichtfertig als ihr Ruf schlecht ist. Ein Mädchen, das sich preisgegeben, wird von ihren

Angehörigen zu Tode geprügelt. Die verheirateten Frauen, besonders die älteren, sind im ganzen Lande als Gelegenheitsmacherinnen verschrieen. Sie betreiben nebenbei einen Handel mit Amuletten und Liebestränklein. Das Wahrsagen aus der Hand gehört zu ihren Spezialitäten.

Fühlt eine Zigeunerfrau die Wehen herannahen, so sondert sie sich von der Truppe ab und begibt sich in den Wald, um zu entbinden. Bis zu ihrer Rückkehr feiert das Lager. Um das Neugeborene wird im Kreise getanzt und viel gesungen. Das Kind wird mit den lieblichsten Kosenamen belegt. Die Festlichkeit währt drei Tage. Während dieser ganzen Zeit weicht der Vater von der Seite seines Kindes nicht.

Die Ehe wird durch Kauf geschlossen. Um den Kaufpreis wird unter vielem Kreischen lange gefeilscht. Das Mädchen hat ihren besten Staat angelegt und sitzt anscheinend teilnahmslos neben dem Feuer vor dem Zelte. Jedes einzelne Mitglied der Truppe muß von den Eltern des Bräutigams insbesondere beschenkt werden. Der Vater des Mädchens bekommt große silberne Knöpfe, die Mutter eine Jacke und einen oder zwei Dukaten. Bei einer Zigeunerhochzeit gibt es einen ohrzerreißenden Höllenlärm und eine heillose Balgerei. Das sind die Wirkungen des übermäßig genossenen Branntweins.

Die eigentlichen Kommandanten in der Truppe sind die Frauen. Auf dem Zuge gehen die Männer immer zu Fuß, während die Frauen meistenteils und zwar nach Männerart reiten.

Bei einem Leichenbegängnis schmücken sich alle festlich. Einer trägt dem Zuge als Fahne einen hochroten Lappen auf einer Stange voraus. Bis zum Grabe wird jämmerlich geheult und gewehklagt, dagegen um das Grab herum lustig herumgesprungen und gejohlt. Dem Verstorbenen werden einige Silbermünzen ins Grab nachgeworfen. Auf das Grab setzt man zuletzt einen irdenen Napf, die Oeffnung nach unten gestürzt.

Die Rumi bekennen sich scheinbar zum Islam, selten aber besucht ein Rum die Džamija (Moschee). Ein Zigeuner sagte mir: Die Osmanli haben ihren Allach, die Vlasi (Christen) ihren Bôg, die Rumi ihren Def. Es gelang mir, die Deklination des Substantivums und Pronomens, die Konjugation und das Zahlwort bis zu Hundert festzustellen. Dieses Material überließ ich Herrn Dr. J. Kopernicki, welcher sich seit Jahren mit dem Studium der Zigeunersprache beschäftigt und ein großes Werk über die Zigeunersprache schreibt.

Weitaus mehr interessierten mich die ansässigen, die „weißen“ Zigeuner. Sie sind thatsächlich von etwas lichterer Gesichtsfarbe als die schwarzen Zigeuner, aber gleichfalls dunkelhaarig, doch sind die Haare schlicht, nicht gekräuselt. Sie haben ein dickes Kinn, hervorstehende Backenknochen, tiefliegende dunkle Augen und eine niedere Stirne. Die Frauen haben ein verhältnismäßig sehr breites Becken und sehen schlecht genährt aus.

Die weißen Zigeuner scheuen jede Gemeinschaft mit den schwarzen herumvagierenden Zigeunern, auch verstehen sie deren Sprache nicht, vielmehr sprechen sie geläufig Slawisch; freilich weicht dieses von der Mundart der übrigen slawischen Bevölkerung stark ab, weil die Suffixe des Haupt- und Zeitwortes sehr verwischt sind. Der Accent wird regelmäßig auf die Schlußsilbe gesetzt. Beifolgendes Liedchen ist ein Zauberspruch, den ein verliebtes Mädchen Morgens beim Hemdwechseln (wohl ein seltenes Ereignis bei einer Zigeunerin) spricht, um den ungetreuen Liebhaber wieder in ihren Kreis zu bannen.

Ja obuko košulje na ledžu[1]
sve svoj drugi za ledžu
a svok[2] drago za glavo.
Ja obuko gaće na tilo
sve svoj drugi za tilo
a svok drago za glavo.
Ja opasam svoj pas
i sve svoj drugi za pas
a svok drago za glavo.
Smrdi lala[3] ko u ljeto hala[4].
Ja obuko cipeli na noge
sve svoj drugi za noge
a svok drago za glavo.
Ja ture u džep mahrame
sve svoj drugi u džep
a svok drago za glavo.
Drago mi je milo na srce.

„Ich zog das Hemd auf den Rücken an, immer meiner Genossin (band ich es) an den Rücken, meinem Geliebten an den Kopf.“

„Ich zog auf den Leib die (Leinen-) Hosen an, immer meiner Genossin an den Leib, meinem Geliebten an den Kopf.“

„Ich umgürtete meinen Gürtel, meiner Genossin um den Leib, meinem Geliebten um das Haupt.“

„Es stinkt der Lattich wie im Sommer die Schlange.“

„Ich zog die Schuhe auf die Füße an, immer meiner Genossin an die Füße, meinem Geliebten an den Kopf.“

„Ich steckte die Tüchel in die Tasche, immer meiner Genossin in die Tasche, meinem Geliebten um den Kopf.“

„Der Teuere ist meinem Herzen lieb.“

Offenbar will die Beschwörerin mit diesem Spruch ihre Freundin, ihre Nebenbuhlerin unschädlich machen, den Liebsten aber noch fester an sich ketten. Die Nebenbuhlerin soll am ganzen Körper wie gefesselt sein, daß sie ihre Reize nicht zur Geltung bringen könne, der Geliebte aber sein ganzes Sinnen und Trachten, den Kopf, nur der Beschwörerin zuwenden.

Derartiger Zaubersprüche habe ich auf meiner Reise sehr viel gesammelt. Andere publizierte ich in meinem Buche „Sitte und Brauch der Südslawen“ (Wien 1885, S. 159—182). Vorliegendes Liedchen dürfte kaum

[1] Dž (= gj) klingt fast wie ž.
[2] svog = svoga.
[3] Lattich.
[4] Schlange.

ursprüngliches geistiges Eigentum der Zigeuner sein, wenngleich feststeht, daß derartige Zaubersprüchlein, die sympathetisch wirken sollen, bei allen indogermanischen Völkern bekannt sind. Durch Zaubersprüche glaubt man sogar Abwesende zu weiten Wanderungen zwingen zu können. Einige hieher gehörige Angaben teilt Felix Liebrecht in seinem ausgezeichneten Werke „Zur Volkskunde" (Heilbronn 1879, S. 205—287) mit. Einen besonderen Reichtum an solchen Zaubersprüchen weisen die orientalischen Litteraturen, besonders die indische und arabische, auf. Es beruht gewiß auf keinem Zufall, daß gerade die Zigeuner, diese jüngsten Sendlinge asiatischer Völkerwanderung nach Europa, überall sich durch Wahrsagen und dergleichen ihren Unterhalt zu verdienen suchen. Es mag so manches, namentlich was die von Zigeunern am häufigsten auch in Bosnien und der Herzegowina geübte Cheiroskopie anbetrifft, auf älteren indischen Volksglauben zurückzuführen sein.

Der Seen-Distrikt auf der Nordinsel Neuseelands und die jüngsten vulkanischen Ausbrüche daselbst.

Von Emil Jung.

Die drei Inseln des merkwürdigen Archipels, welchen die Holländer Neuseeland tauften, gehören geologisch zu einem Ganzen, sie sind nur Teile eines und desselben Systems, das, von Südwest nach Nordost gerichtet, eine ausgezeichnete Hebungslinie im Stillen Ozean bildet. Aber trotz dieser engen geologischen Zusammengehörigkeit herrscht doch zwischen beiden Hälften, in welche die Cook-Straße den Archipel jetzt scheidet, eine sehr große Verschiedenheit. Denn während das majestätische Hochgebirge der Südinsel, das mit vollem Recht den Namen der südlichen Alpen führt, in den höchsten Teilen aus Schiefern der silurischen Formation, im Osten aus jüngeren sedimentären, besonders aber aus tertiären Gesteinen besteht, wogegen vulkanische Bildungen nur untergeordnet und von geringem Umfang erscheinen, ist bei weitem der größte Teil der weit niedrigeren, die Nordinsel durchziehenden Ketten und der sich zwischen ihnen ausdehnenden Hochflächen reich an vulkanischen Phänomenen aller Art.

Das Hochplateau, das sich westlich an die Gebirgskette anlehnt, welche längs der Ostküste der Nordinsel von Kap Pallisér bis zum Ostkap sich erstreckt und, gegen Nord und Süd sich abdachend, den übrigen Teil der Nordinsel bildet, ist an mehr als hundert Punkten von den vulkanischen Kräften der Tiefe durchbohrt, welche noch heute gewaltig nachwirken, ohne daß sich jedoch die vulkanische Kraft in historischer Zeit bis zur Mitte dieses Jahres zu eigentlichen Ausbruchserscheinungen gesteigert hätte. Hohe trachytische Bergmassen, eine große Anzahl kleinerer basaltischer Eruptionskegel von ganz jungem geologischem Alter, eine lange Reihe heißer Quellen, welche wie die Geysir auf Island intermittierend und nach kürzeren oder längeren Zeitintervallen siedendheiße Wassermassen in dampfenden Fontänen in die Höhe werfen, Fumarolen, Schlammvulkane und Solfataren in der großartigsten Mannigfaltigkeit bieten dem Geologen ein reiches Feld der Beobachtung und dem Reisenden eine Reihenfolge der merkwürdigsten Naturszenen.

Aber auch die Halbinsel, welche, durch von Ost und West eindringende Meerbusen von der Hauptmasse fast abgeschnürt, sich nach Nordwesten in den Ozean hinausreckt, weist in ihrer ganzen Länge vom öden Kap Reinga, an dessen Fuß die Maori den Eingang zu ihrem Hades verlegten, bis zu dem schmalen Isthmus, den heute die Stadt Auckland beherrscht, an den Küsten wie im Innern zahllose Zeugen einer unterirdischen Thätigkeit auf, die auch jetzt noch nicht völlig erstorben ist. Die vielen kleinen Kegel mit Krateröffnungen und der von steilen Lavafelsen umgebene See Maupere, wohl selbst ein ausgefüllter Krater, im Distrikt Waimate, die heißen Schwefelquellen am Fuß des Kraterberges Titirangi und die von vulkanischen Felsen umgebenen Seen im Distrikt Taeame, der zerstörte Krater am Nordkap des Hafens Wangarei und die heißen Quellen an der Küste der Wangaparao-Bai, die Kraterinseln Arid und Rangitoto, beide deutlich erkennbar als Reste alter Vulkane, deren Ringwände aus basaltischer Lava und Skorien jetzt die Küsten dieser Inseln bilden, sie alle und noch viele andere mehr sind die schwachen Ueberreste von Kräften, die hier einst gewaltig wirkten.

Eine der eigentümlichsten vulkanischen Gegenden der Erde ist der schmale Isthmus von Auckland. Er verdankt seine besondere Physiognomie einer großen Anzahl erloschener Vulkankegel (Hochstetter zählte auf einem Raum von 8 d. Quadratmeilen nicht weniger als 61 selbständige Ausbruchsstellen) mit mehr oder weniger deutlich erhaltenen Kratern, mit Lavaströmen, welche weit ausgedehnte steinige Lavafelder am Fuß der Kegel bilden, oder mit Tuffkratern, welche ringförmig wie ein künstlicher Wall die aus Schlacken und vulkanischen Auswürflingen aufgebauten Eruptionskegel umgeben, welche regellos über den Isthmus und die benachbarten Ufer des Waitemata und Manukau zerstreut sind.

Aber der wunderbarste Teil Neuseelands, zu welchem bereits seit Jahren Reisende und Touristen aus allen Ländern pilgerten, ist ohne Zweifel das große Gebiet, das sich von den beiden Riesen unter den Vulkankegeln Neuseelands, dem Tongariro und dem Ruapehu, in nordöstlicher Richtung zur Bay of Plenty hinzieht, in welches als das Schlußglied einer Reihe kleiner Felseneilande die Insel Whakari oder White Island liegt, ein noch thätiger Vulkan mit einem tiefen, wenig über dem Meer erhobenen Krater, dessen Boden ein von heißen Quellen, Dampfspalten und Schlammlöchern umgebener See mit gleichfalls heißem Wasser einnimmt.

Auch der Tongariro ist ein als Solfatare thätiger Vulkan; aus der Mitte seiner großen Bergmasse erheben

sich die Eruptionspiks Ngauruho und Ketetahi, deren Gipfel große Krater enthalten, aus denen beständig dichte Dampfwolken aufsteigen; stärkere Eruptionen mit Lavaströmen haben erst in den sechziger Jahren stattgefunden. Dagegen ist der mit ihm durch einen niedrigen Sattel verbundene Ruapehu längst erloschen, seinen Gipfel bedeckt ewiger Schnee. Beide Berge sind umgeben von einer Anzahl kleinerer, gleichfalls erloschener Kegelberge, welche die Maori als die Weiber und Kinder der beiden Riesen bezeichnen. Ein dritter Riese, so erzählt die Sage, namens Taranaki, stand früher neben Tongariro und Ruapehu, aber er kam in Streit mit diesen und mußte besiegt zur Westküste fliehen, wo er jetzt einsam sein Haupt bis an die Wolken erhebt: der schneegegipfelte Taranaki-Berg, von den Engländern Mount Egmont genannt.

Zwischen dem thätigen Krater des Tongariro und dem gleichfalls thätigen Krater von White Island entströmen einer über 200 Kilometer langen Erdspalte an unzähligen Punkten heißes Wasser und heiße Dämpfe. An mehr als tausend Stellen siedet und dampft es hier aus diesen Klüften und Rissen, welche die Lavaschichten, aus denen der Boden besteht, durchziehen, ein sicheres Zeichen der noch schlummernden unterirdischen Glut, während zahlreiche Seen die größeren Einsenkungen des Bodens erfüllen. Dies ist der durch seine kochenden Quellen, dampfenden Fumarolen und Solfataren und brodelnden Schlammkessel, die Ngawhas und Puias der Maoris, so berühmt gewordene Lake-Distrikt im südöstlichen Teile der Provinz Auckland.

Ueber diese merkwürdige Gegend haben die Maoris eine hübsche Sage. Als ihre Vorfahren zuerst von dem Stammlande Hawaiki herüberkamen, landete einer der Häuptlinge, Ngatoroirangi, auf White Island. Hier ließ er sein Weib zurück, um das heilige Feuer, das er mitgebracht hatte, zu bewahren, er selbst brach mit einem einzigen Sklaven, Ngauruhoe, auf, um das Land zu erforschen. Als sie zum Gipfel des Tongariro hinaufstiegen, vermochte der Sklave nicht, die Kälte zu ertragen, nnd erkrankte. Ngatoroirangi rief seinem Weibe zu, ihm von dem heiligen Feuer zu bringen, damit es den Sklaven erwärme und gesund mache. Sie gehorchte seinem Rufe, verstreute aber in der Eile auf ihrem Wege Funken des heiligen Feuers um sich her, und wo diese hinfielen, da begannen die Quellen zu sieden, kochende Strahlen brachen zischend aus den Spalten der Erde hervor und unauslöschliches, unterirdisches Feuer glüht dort bis auf den heutigen Tag. Das Weib kam aber zu spät, um das Leben des Sklaven zu retten, und so warf der Häuptling das Feuer in den Krater des Berges, wo es noch immer fortbrennt. Von dem Sklaven aber, welchen sie hier begruben, trägt der Berggipfel den Namen Ngauruhoe.

Der Seen-Distrikt führt seinen Namen mit vollem Recht, ein seltenes Vorkommnis im englischen Australien, wo dem Euphemismus gar zu häufig ein weites Feld eingeräumt wird. Und in der That hat diese herrschende Neigung zu Uebertreibung es auch hier wieder dahingebracht, daß der **Lake District** zu einem **Hot Lake District** geworden ist, während doch nur die Quellen heiß, die Seen aber mit Ausnahme des warmen Rotomahana (**Roto** = See, **mahana** = warm) sämtlich kalt sind.

Man kann zwei Gruppen von Seen unterscheiden; eine nördliche mit den von Westen nach Osten sich ziehenden Rotorua, Rotoiti, Rotoehu und Rotoma, und eine südliche mit dem Tarawera und den rings um ihn liegenden Rotokakahi, Tikitaru, Okareka, Okataina, Rotomahana, Rerewhakaitu u. a. Dieser Distrikt war bis vor kurzem fast ausschließlich von Maoris bewohnt und die Zugänge zu ihm von Maketu, Tauranga und Tapapa her waren ehemals durch starke Pās (Festen) verschlossen, um deren Besitz in den Kriegen der Maoris gegen die Engländer verzweifelte Kämpfe geführt wurden, wie die zahlreichen Gräber beweisen, in welche die gefallenen britischen Soldaten gebettet liegen. Und noch heut gehört das Land ausschließlich den Eingeborenen, welche sich hauptsächlich die Ufer des Rotorua und Tarawera, der beiden größten Seen, zum Wohnplatz erwählt haben.

Der Rotorua (Lochsee) ist ein fast kreisrundes Becken von mehr als 29 **Km.** Durchmesser, in dessen Mitte die Insel Mokoia sich erhebt, wodurch man leicht zu der Ansicht verleitet werden kann, daß der Rotorua ein ehemaliger vulkanischer Krater sei, während nach Hochstetter in Wirklichkeit dieser See ebenso wie alle übrigen Seen des Lake-Distrikts durch Einsenkung des Bodens in dem vulkanischen Plateau entstanden ist.

Auch an diese Insel knüpft sich eine Sage, die von dem tapferen aber armen Tutamkai, der auf der Insel wohnte, und der schönen Häuptlingstochter Hinemoa, die ihren Verwandten zum Trotz in dunkler Nacht zu dem geliebten Jüngling hinüberschwamm, eine Parallele zu der griechischen Sage von Hero und Leander, nur mit glücklicherem Ausgang, denn Hinemoa, „schön wie der wilde Falke und reizend wie der scheue weiße Reiher", durfte sich ihrer Liebe erfreuen, und ihre Nachkommen bewohnen noch heute die Insel. Auch Mokoia enthält eine warme Quelle, dieselbe, in welcher sich die schöne Maorijungfrau verborgen hielt, bis ihr Geliebter sie fand.

Im Süden, Osten und Norden umkränzen den See mäßig hohe Berge (Ngongotaha, der höchste, erhebt sich im Südwesten zu etwa 400 m. Höhe), die nur mit Gras und niedrigem Farnkraut bewachsen sind und einen wenig schönen Anblick gewähren. Im Süden treten die Berge am weitesten zurück, und aus der sich hier bis an ihren Fuß ausbreitenden Farnkraut-Ebene, wie zwischen den Hütten und Häusern des Dorfes Ohinemutu am Seerande und aus diesem drunten selber, steigen an zahllosen Stellen Wolken weißen Dampfes auf, die in der Abenddämmerung wie Gespenster über die kahle Landschaft ziehen.

Am See ist eine sehr starke Thätigkeit sichtbar; überall entweicht Dampf und stellenweise ist das Wasser siedend

heiß. Auf Schritt und Tritt findet man heiße Quellen, Becken mit dickem, kochendem oder flüssigem Schlamm und alles von Dampfwolken umhüllt. Den Mittelpunkt der vulkanischen Thätigkeit bildet aber die Ruapeka-Bay; hier befindet sich ein siedender Geiser, der alljährlich Ende Dezember seine Eruptionen beginnt, welche anfangs mit großer Regelmäßigkeit sich alle 12 Minuten wiederholen, gegen Ende Januar aber seltener und ruhiger werden und im Februar ganz aufhören. Eine mächtige Säule siedenden Wassers, umgeben von glänzendem Sprühregen und Dampfwolken, erhebt sich wie ein riesiges Bouquet zur Höhe von 13—16 m., erhält sich so etwa 20 Sekunden und sinkt dann langsam in das Becken zurück, aus dem sie sich erhob, brandet und siedet noch eine Weile, bis das Wasser sich zum klaren Spiegel glättet, den alsbald ein erneuter Ausbruch abermals in die Höhe treibt.

Hier versammeln sich die Maoris, Alt und Jung beider Geschlechter, mit Vorliebe an Sommerabenden, um in den warmen Wassern, über welchen die Dampfwolken wie dünne Schleier schweben, zu baden. Die Mädchen singen ihre wilden Lieder und die ganze Gesellschaft fällt im Chor ein, nur von Zeit zu Zeit verstummen die Gesänge, wenn rauschend und plätschernd der große Geiser seine schneeweiße Masse aus den stillen Wassern erhebt und einige Sekunden in den Strahlen des Mondes badend den sprühenden Strahl hoch zum Sternenhimmel sendet. In der kalten Jahreszeit sind die Häuser beliebte Versammlungsorte, die man an Plätzen erbaut hat, wo nur Dampf entweicht und die man mit großen Steinen gepflastert hat, auf deren warmer Unterlage die Maoris hockend und liegend ganze Tage und halbe Nächte mit Schwatzen und Rauchen verbringen.

Viele dieser Quellen stehen im Ruf großer Heilkraft gegen Rheumatismus, Hautkrankheiten und Gicht. Die Luft riecht überall nach Schwefelwasserstoffgas. Die Quellen haben verschiedene Namen, wie Pain-Killer, White Sulphur-Bath, Sulphur-Cups, Coffee-Pot, Cream-Cup. Die erste, in der Sprache der Maori Te-Kau-Whanga, Doktor, genannt, ist von großer Berühmtheit. Es ist eine starke Schwefelquelle von 75° R. Wärme, deren Wasser in der Gallone 127 Grains fester Bestandteile enthält, davon 59 Chlornatrium, 34 schwefelsaures Natron, 16 Kieselsäure, außerdem schwefelsaures Kali, Chlorcalcium, Chlormagnesium, Eisenchlorid, Chlorwasserstoff, Schwefelwasserstoff nebst Spuren von phosphorsaurer Thonerde, Jod und Lithium. Eine andere Quelle, die Sulphurbaiquelle, mit einer Temperatur von 26—30° R. ist als Heilmittel besonders für Hautkrankheiten berühmt. Von ihren 44.5 Grains fester Bestandteile pro Gallone sind 18 freie Schwefelsäure, 10 Kieselsäure, 8 schwefelsaures Natron, der Rest schwefelsaurer Kalk, schwefelsaures Kali, schwefelsaure Magnesia, schwefelsaures Eisenoxydul, Chlor- und Schwefelwasserstoff nebst Spuren von schwefelsaurer und phosphorsaurer Thonerde. Der Kuirua, Waschbrunnen, in Ohinemutu, hat seinen Namen von der großen Weichheit seines Wassers, so daß die Maoris ihre Wäsche darin ohne Seife waschen. Er gehört zu einer größeren Gruppe von heißen Quellen, die auf einer Fläche von fast 12 Ha. zu Tage treten, und enthält hauptsächlich Chlornatrium, Kieselsäure und schwefelsaures Natron. Das große Becken Tapuatekoutu bei Ohinemutu, dessen Wasserhöhe und Temperatur bei Nord- und Ostwinden bedeutend steigt, enthält in der Hauptsache kieselsaures Natron und Chlornatrium nebst etwas schwefelsaurem Natron. Von ähnlicher chemischer Zusammensetzung sind das Tekauwhanga-Schlammbad und die Perekari-Quelle, beide bei dem Sulphur-Point, die letztere als Abführmittel bekannt.

Alle diese Quellen und noch viele andere wurden von den Maoris von Alters her ihrer Heilkräfte wegen hochgeschätzt; ehe aber die Europer von ihnen Gebrauch machten, vergingen viele Jahre. Solange die Zwistigkeiten mit den Eingeborenen andauerten, konnte ja davon überhaupt nicht die Rede sein, aber auch später, als ein friedliches Beisammenleben möglich wurde, dachte man nicht daran. Vielleicht war auch das Bedürfnis ein zu geringes. Ueberdies führte noch keine fahrbare Straße von den angesiedelten Distrikten in diese der wilden Natur und den nicht minder wilden Eingeborenen überlassenen Striche.

Als Hochstetter 1858 auf seiner epochemachenden Reise durch Neuseeland auch den Seen-Distrikt besuchte, fand er an der Südwestseite des Rotorua den alten berühmten Maori-Pa Ohinemutu, dessen Häuptling, der ritterliche Pini te kore kore, ihn in der verbindlichsten Weise begrüßte, nachdem er schon brieflich seinen Wunsch ausgedrückt hatte, „den Häuptling von der anderen Seite des Meeres, den Besucher vom Himmel" als Gast begrüßen zu dürfen. Damals trug Ohinemutu noch ziemlich das altertümliche Gepräge eines heidnischen Maori-Pa, doch besaß der Ort schon eine protestantische und eine katholische Kirche, beides freilich Gebäude der einfachsten Art, in welchen eingeborene Lehrer den Gottesdienst leiteten.

Man war damals gänzlich auf die Gastfreundschaft der Eingeborenen angewiesen, die aber stets gern und reichlich gewährt wurde. Als der Distrikt mit seinen Wundern durch Hochstetters klassische Schilderung in weiteren Kreisen bekannt wurde, wandten nicht wenige Reisende ihre Schritte hieher, aber auch Trollope fand, wie ein paar Jahre später ich selber, nur sehr mäßige Unterkunft in einem kleinen anspruchslosen Wirtshaus bei einem Irländer und seiner halbblütigen Ehehälfte. Es war dies damals der einzige Europäer in dem kleinen armseligen Dorf Ohinemutu, das die Eingeborenen auf einem kleinen isolierten Hügel aufgebaut hatten, weil sie hier in den heißen Quellen mühelos ihre Kartoffeln kochen und in den minder warmen sich baden konnten. Als M. Buchner hieher kam, war der Hügel bereits mit europäischen Weidenbäumen bepflanzt. Am Anfang und Ende der sehr primitiven Straße, die sich oben entlang zog, befanden sich bereits

zwei gute Hotels für Touristen und in der Mitte ein Kaufhaus mit einigen Nebengebäuden. Das war damals das weiße Viertel. Anthony Froude zählte bei seinem Besuch im Jahre 1884 bereits drei „Hotels“, darunter eines, welches sich den anspruchsvollen Titel „Palast-Hotel“ beigelegt hatte, ferner drei Kaufläden, zwei Werkstätten und eine Schule für die Eingeborenen. Eine hübsche anglikanische Kirche war durch freiwillige Beiträge errichtet worden, und schon rühmte sich der Ort, der erst 200 Einwohner zählte, wovon nur 50 Europäer, einer Zeitung, des „Hot Lake Chronicle“. Aber der von Jahr zu Jahr erstaunlich steigende Besuch von Badegästen und Touristen (1884—85 zählte man rund 1300) gab Anlaß, sich nach einem Platz umzusehen, an dem sich die werdende Stadt entwickeln könnte. Denn der jetzige wird so von kochenden Quellen und Fumarolen durchbohrt, daß an eine Ausbreitung gar nicht zu denken ist. Dicht bei den Hotels kocht es in einer ganzen Anzahl natürlicher Kessel aller Größen, und das Wasser, stark imprägniert mit schwefelwasserstoffhaltigem Schlamm, entsendet Gerüche, die vielleicht sehr heilsam, aber für andere als Maori-Nasen keineswegs lieblich sind. Man hat daher seitens der Regierung die Maoris bewogen, südöstlich von dem alten Platze ein genügend großes Areal herzugeben, das bereits vermessen und, vorderhand allerdings erst auf dem Papier, mit den nötigen Straßen und Plätzen bedacht ist. Auch die wichtigsten Quellen sind zum öffentlichen Gemeingut erklärt worden. Die neue Stadt soll Rotorua heißen und wird im Postverkehr auch bereits als solche aufgeführt. Für die Errichtung eines Bade- und Krankenhauses und anderer öffentlichen Anlagen sind bis jetzt 166,000 Mark verausgabt worden.

Ein Hauptanziehungspunkt für die vielen Reisenden waren bisher die Terrassen an dem kleinen See Rotomahana, südöstlich von Ohinemutu. Der jetzt recht gute, fahrbar gemachte Weg führt vorbei an den großen heißen Schwefelquellen von Whaka rewa rewa, von denen einige ihre Strahlen 6 m. hoch in die Luft werfen, und weiter an den kleinen Seen Tikitapu und Rotokakehi und endet zunächst am Tarawera-See, wo an einer weit nach Westen dringenden Bucht mitten in dem Maori-Ort Wairoa ein von einem Schotten geleitetes Wirtshaus sich befand, denn so müssen wir sagen, nachdem die über diesen Teil Neuseelands hereingebrochene Katastrophe den Ort völlig vernichtet hat.

Max Buchner hat uns eine sehr humorvolle Schilderung des Maori-Gesindels gegeben, welches den Ort zur Zeit seines Besuches bewohnte. Die Bevölkerung lebte, wie in Ohinemutu und so ziemlich im ganzen Seen-Distrikt, von selbstgebauten Kartoffeln, vornehmlich aber von den Gaben, welche von den Reisenden für allerlei meist aufgedrängte Dienste und durch unverschämtes Betteln erpreßt werden konnten. Das Dorf enthielt eine Kirche, eine Schule und ein Wohnhaus für den Missionar, aber der Missionar war 1864 entflohen, um nicht demselben schrecklichen Schicksal zu verfallen wie sein Nachbar Wolkner, und die Gebäude standen leer. Das Wirtshaus aber wurde bisher in der Regel als Ausgangspunkt für die Tour nach den Seen gewählt. Man mietete hier das Boot, die Ruderer und die Führerinnen, denn dieses Geschäft besorgten zwei Maoriweiber, welche den Reisenden über den Tarawera-See in die Nähe der Terrassen zu bringen hatten. Ein Fußweg führte durch eine Schlucht steil hinab zum Landeplatz der Boote und in dieser Schlucht eilte der Wairoa-Fluß in einer Folge hübscher Kaskaden unter dichtem Walde verborgen zum See hinab. Der Wairoa führt dem Tarawera den Abfluß des Rotokakehi zu, während von Südosten die Wasser des Rotomahana und Rotomakariri, von Nordwesten her die des Okataina und Okareka in den See fallen. Der Tarawera aber entsendet die gesammelten Gewässer im Tarawera-Fluß zur Plenty-Bay, welche sie unweit Motata aufnimmt.

Der Tarawera (das Wort bedeutet gebrannte Klippen) ist der schönste See der Nordinsel und nächst dem Taupo-See auch der größte. Er ist auch von bedeutender, bisher noch ungemessener Tiefe. Seine Ufer sind großenteils schroffe, von Pohutukaua-Bäumen beschattete Felsufer, die zu Bergen von mehreren Hundert Meter Höhe aufsteigen. Die Hauptzierde der Landschaft am östlichen Ufer ist die graue felsgekrönte Mauer des Tarawera-Berges. Aus dichtem, am Wasser beginnendem Walde hebt sich das Land hier zu einer Hochebene, aus welcher das langgestreckte Massiv des Berges sich auftürmt. Tiefe Schluchten trennen dasselbe in drei Teile: einen nördlichen, Te Wanga, einen mittleren, Ruawahi, und einen südlichen, den eigentlichen Tarawera. Es ist ein imposanter Tafelberg, unten mit ausgedehnten Trümmerhalden, oben mit prachtvollen, senkrechten, zerklüfteten Felsenmassen. Dr. Seelhorst, Chefsekretär des Deutschen Reichskommissärs für die Weltausstellung in Melbourne, erstieg den etwa 1000 m. hohen Gipfel des Tarawera, der, aus glasigen Rhyolithlaven bestehend, beim Aufstieg große Schwierigkeiten bot, und fand, daß der langgestreckte Gipfel des Berges ein in Trümmer gefallener Krater von sehr großen Dimensionen war.

Man glaubte den Tarawera längst erloschen: keine Tradition der Maoris spricht von seiner Thätigkeit, und fünfzehn Generationen hindurch haben die Eingeborenen ihre Toten auf den Berg getragen, den Tausende von Skeletten bedeckten. Der Berg war tapu, wie kaum ein anderer Ort, und immer haben die Maoris behauptet, daß seine Besteigung durch Europäer ganz sicherlich ein großes Unglück heraufbeschwören werde. Sie mögen nun sagen, daß ihre Prophezeiung sich erfüllt habe.

Wie schon bemerkt, empfängt (oder empfing, wie wir jetzt wohl sagen müssen) der Tarawera-See in seinem Südzipfel den Abfluß des südlicher gelegenen Rotomahana, der in wundervollen Fällen zu dem größeren Becken hinuntereilte. Hier pflegte der Reisende das Boot zu verlassen, in dem

ihn Maori-Ruderer von Wairoa gebracht hatten, und unter Leitung einer der beiden gleichfalls zu Wairoa zu engagierenden Führerinnen durch das Manuka-Dickicht hindurch zwischen qualmenden und brodelnden Kesseln zu den bezeichneten Terrassen sich hindurchzuwinden.

Der Rotomahana war einer der kleinsten Seen der Seegegend und bot durchaus keinen schönen Anblick. Seine sumpfigen Ufer waren mit Schilfdickichten bewachsen, in denen zahlreiche Enten ihr Wesen trieben, und die umgebenden Berge nur spärlich mit Buschwerk und Farnkraut bewachsen. Diese Enten waren tapu; nur einmal im Jahre, im Monat Dezember, versammelten sich hier die Maoris von nahe und fern zu einer großen Jagd- und Vertilgungspartie. Sonst war die Jagd auf diese Vögel nicht gestattet, indes verstehen die Maoris jetzt den Wert englischen Geldes so gut, daß sie gegen genügende Bezahlung gern das Tapu auf ein paar Tage hinwegnehmen, wie sich denn auch der Herzog von Edinburgh bei seinem Besuch von Neuseeland dieser Vergünstigung, so lange er wollte, erfreuen durfte.

Der kleine schmutziggrüne See mit den öden Hügeln, die ihn umgeben, pflegte den Erwartungen der Reisenden, die so viel von seinen Wundern gehört, durchaus nicht zu entsprechen. Denn das, was ihn zum merkwürdigsten aller Seen Neuseelands, ja zu einem der merkwürdigsten Punkte der Erde machte, lag für das Auge des Ankommenden zumeist versteckt; nur die überall aufsteigenden gewaltigen, weißen Dampfwolken ließen ahnen, daß es hier wirklich etwas zu sehen gab.

Hatte man, vom Tarawera-See herkommend, den letzten Hügel erstiegen, so stand man vor dem ersten Wunder der Gegend, der Weißen Quelle, in der Maorisprache Tetarata. Schräg gegenüber am südwestlichen Ende des Sees lag das zweite Wunder: Otukapuarangi, d. i. wolkige Atmosphäre. Beide waren Kieselsinter-Terrassen, die in einer Höhe von etwa 25 m. aus dem Berge hervorquollen und unten zu einem flachen Bogen ausgebreitet in den See sich ergossen.

Das Hauptbassin von Tetarata lag in einem kraterförmigen, nach dem See zu geöffneten Kessel, der bei 25 m. Länge und 18 m. Breite bis an den Rand gefüllt war mit klarem, in der Mitte fortwährend meterhoch aufwallendem Wasser das in dem schneeweiß übersinterten Becken wunderschön blau erschien. Der Abfluß des Wassers hatte am Abhang des Hügels ein System von Kieselsinter-Terrassen, die weiß, wie aus Marmor gehauen, einen Anblick gewährten, den keine Beschreibung wiederzugeben vermag. Es war, als ob ein über Stufen stürzender Wasserfall plötzlich in Stein verwandelt worden wäre. Jede dieser Stufen hatte einen kleinen erhabenen Rand, von welchem zarte Tropfsteinbildungen herabhingen, und eine bald schmälere, bald breitere Platform, welche Wasserbecken von verschiedener Größe umschlossen. Diese im schönsten Blau schimmernden Wasserbecken bildeten ebensoviele natürliche Badebassins, die der raffinierteste Luxus nicht prächtiger und bequemer hätte herstellen können. Man konnte sich die Bassins seicht und tief, groß und klein auswählen und von jeder beliebigen Temperatur, je höher desto heißer, je tiefer, desto weniger warm. Einige der Bassins waren so groß und tief, daß man bequem darin herum schwimmen konnte. Am äußersten Rande des obersten großen Beckens hatte das Wasser eine Temperatur von 84° C.; wie es über die Terrasse herabfloß, verlor es seine Kieselsäure, und zwar in dem Maße als es kälter wurde. Das Wasser enthält oben pro Gallone 144.5 Grains fester Bestandteile, davon 68.5 kieselsaures Natron, 62.6 Chlornatrium, 7.8 schwefelsaures Natron, 7 Kieselsäure, nächstdem Chlorkalium, kieselsauren Kalk, kieselsaures Eisenoxydul u. a. Nach Angaben der Maoris und neuseeländischer Schriftsteller sank das Wasser bei scharfem Südwind, so daß man 10 m. in den schön inkrustierten Krater hinabsteigen konnte. Aenderte sich der Wind, dann stieg das Wasser brausend schnell, füllte das Becken, sendete mächtige schneeweiße Wassersäulen 20 m. hoch in die Luft, und blaue Wogen siedenden Wassers stürzten rauschend über die Terrasse in den See hinab. Beobachtet ward diese Erscheinung indes von keinem der Reisenden, welche diese Wunder Neuseelands aufsuchten.

Bei dem zweiten Sprudel Otukapuarangi waren die Terrassen nicht so großartig, dagegen zierlicher und feiner, und ein sanftes Rosarot, mit dem das wunderbare Gebilde wie leicht angehaucht erschien, verlieh dem Ganzen besondere Schönheit. Wie auf einer künstlichen, zu beiden Seiten mit grünem Gebüsch geschmückten Marmortreppe stieg man zu dem Quellbassin empor, das als ein ruhiger, blau schimmernder, nur dampfender, aber nicht kochender Wasserspiegel erschien. Das Wasser enthielt pro Gallone 154 Grains fester Bestandteile, davon 93.5 Chlornatrium, 43.9 Kieselsäure, 11 schwefelsauren Kalk, außerdem kieselsauren Kalk, kieselsaure Magnesia, Chlorkalium, schwefelsaures Natron, phosphorsaure Thonerde u. a.

Dicht am Fuße dieser Terrasse brach die Solfatare Whakataratara, das „Säurebad", hervor, ein Becken mit schmutzig-chokoladebraunem Wasser, dem ein betäubendes Gas entwich, und gegenüber am anderen Ufer, südlich vom Tetarata, durchbrachen Hunderte von kleinen und großen Kesseln und Trichtern den morschen Boden, in denen es dampfte, kochte und zischte, und weiterhin kleine Schlammvulkane, die aus ihren Kratern mit dumpfem Geräusch heißen Schlamm auswarfen und im kleinen das Spiel großer Feuervulkane nachahmten.

Hochstetter zog aus zahlreichen Thatsachen den Schluß, daß die vulkanische Thätigkeit, welcher die heißen Quellen ihre Entstehung verdanken, im Erlöschen begriffen sei; an ein so plötzliches und so furchtbares Wiedererwachen der unterirdischen Kräfte, wie sie vor wenigen Monaten stattfand, hat er sicher nicht geglaubt. Und in der That hatten, soweit das Gedächtnis der Europäer und die Traditionen

der Maoris reichten, ernstliche Eruptionen nicht stattgefunden. Nur Erdbeben waren nicht ungewöhnlich, aber auch diese waren selten derartig, um ernstliche Besorgnisse zu erregen. Als Zentrum der Erschütterungen galt die Cook-Straße; man hatte von 1869 bis 1879 dort 342 und 1882 auf der Nordinsel 56 Stöße gezählt, von denen aber nur einer einen ernsteren Charakter hatte, während zehn andere als kräftig, die übrigen aber als leicht empfunden wurden. Im Jahr 1883 wurden die Uferlandschaften der Plenty-Bay wiederholt durch heftige Erderschütterungen beunruhigt, und eine der ernstesten Erschütterungen ereignete sich am 23. Januar 1885 und erzeugte in Wellington große Bestürzung, denn ihre Wirkung zeigte sich in mancherlei Erdspalten, einer Erdbewegung und in einer großen Meereswelle; gelinde Stöße folgten sich in abnehmenden Zwischenräumen etwa drei Monate hindurch.

Vor zwei Jahren wurde das Wasser des Rotokakahi, des schon genannten kleinen Sees westlich vom Tarawera-See, plötzlich heiß, während es sonst vollkommen kalt war, und ebenso wurde sein Abfluß, der Wairoa, stark erwärmt, während derselbe zugleich bedeutend anschwoll. Aber das währte nur für kurze Zeit; alles kehrte bald in seine früheren Bedingungen zurück. Das war die einzige Warnung, die aber schnell vergessen wurde. Die Katastrophe traf die Bewohner ganz unvorbereitet.

Am Morgen des 10. Juni, etwa um 1 Uhr, wurden die Einwohner des kleinen Ortes Wairoa am Tarawera-See durch einen mächtigen Erdstoß erweckt, dem schnell eine Reihe anderer folgte, und als die Bevölkerung, von Entsetzen ergriffen, aus ihren Betten aufsprang, sah sie, wie eine breite rote Lohe die Spitze des Tarawera erhellte und lebhafte Flammen hoch in die Luft hinaufschossen. Binnen einer Stunde hatten sich dieselben in eine massive Säule verwandelt, die wachsend sich längs des Gebirges ausdehnte. Ein furchtbares Brummen begleitete diese Erscheinung und ging in ein entsetzliches Brüllen über, welchem beständige Explosionen mit lautem Donner und leuchtenden Blitzen folgten, als ob Himmel und Erde auseinander fallen wollten. Die Luft füllte sich mit schwefeligen Dämpfen, fallenden Steinen, Schlamm und Lava, welche das Dorf vernichteten, mehr als hundert Maoris töteten und die fruchtbare Ebene in Schlamm und Asche hüllten.

Am Rotomahana zeigten sich die Naturkräfte in der wunderbarsten Weise. Das ganze Becken wurde hin- und hergeworfen und aufgerührt, mehr als 15 Vulkane stiegen vom Grunde des Sees und seinen Rändern auf, furchtbares Gebrüll erschallte wie Kanonendonner, und Dampfsäulen, welche Schauer von Steinen mit sich führten, wurden hoch emporgetrieben. Die beiden prächtigen Terrassen wurden gänzlich zerstört, und zwischen der Weißen Terrasse und dem Tarawera öffnete sich ein mächtiger Spalt. Die Stelle des Sees und seiner Wunder nimmt nun ein mächtiger Vulkankegel ein, der am 1. Juli bereits eine Höhe von 200 m. erreicht hatte und noch täglich an Höhe und Umfang wuchs. Dr. Hector, der Regierungsgeologe von Neuseeland, taufte denselben Mount Hazard, nach einem Lehrer, welcher während des Ausbruchs sein Leben verlor, indem der niederfallende schwarze Schlamm ihn und seine Familie in dem unter der Wucht der Last zusammenbrechenden Hause begrub.

Nach der Ansicht Dr. Hector's hat man es hier mit einem rein hydro-thermalen Phänomen im großartigsten Maßstabe zu thun, das keinen tiefen Ursprung besitzt und, gänzlich lokal, für die Gegenwart nicht mehr gefährlich ist. Das bemerkenswerteste Ereignis bei der ganzen Eruption ist ein großer Spalt, welcher sich am Südende des Tarawera-Berges gebildet hat und in derselben Richtung verläuft, in welcher sich alle aktiven Geiser und Schlammvulkane zwischen White Island und Tongariro befinden.

Uebrigens blieb die vulkanische Thätigkeit nicht auf den Seen-Distrikt beschränkt. Sie scheint an einigen Punkten der Südinsel schon früher erwacht zu sein. So berichtet man von einer heißen Quelle, welche sich unter einem Gletscher des Mount Cook gebildet habe. Der Ruapehu, eine bis in die Regionen des ewigen Schnees emporragende geschlossene Bergmasse, der höchste Berg der Nordinsel, trägt jetzt einen großen See mit heißem Wasser auf seinem breit abgestumpften Gipfel. Ebenso entwickelten die eruptiven Punkte des Tongariro sowie die heißen Quellen an den südlichen Ufern des Taupo-Sees eine ungewöhnliche Rührigkeit.

Was nun die Asche anlangt, welche sich über mehrere Quadratmeilen im Süden, Osten und Norden des Tarawera-Sees verbreitete, und zwar in so dichten Massen, daß der frühere Charakter der Gegend in großem Maße gänzlich verwischt ist, indem Schluchten ausgefüllt und selbst mächtige Wälder vernichtet wurden, so hat man sehr bald herausgefunden, daß sie ganz besonders fruchtbar ist, und da sie über einen Strich von 80,000 Ha. verbreitet liegt, so kann ihr Wert kaum hoch genug angeschlagen werden. Die Regierung von Neuseeland hat daher sogleich Gelder bewilligt, um auf künstliche Weise eine Grasnarbe da hervorzurufen, wo die Asche zu dick liegt, um der Vegetation einen Durchbruch zu gestatten.

Ist nun auch die materielle Einbuße, welche das Land erfahren hat, geringer als man befürchtete, unersetzlich bleibt doch der Verlust seines größten Anziehungspunktes, der unvergleichlich schönen Terrassen, welche nur in den Wundern des Yellowstone-Parks eine Parallele fanden. Die heilkräftigen Quellen von Ohinemutu sind verschont geblieben und der Seen-Distrikt ist reicher denn zuvor an den verschiedenartigen eruptiven Erscheinungen, durch die er sich auszeichnete; Kranke werden hieher pilgern, um Heilung zu suchen, wie sie es bislang gethan, aber um den Weltruf des Platzes ist es für immer geschehen.

Zur Kenntnis des Herero-Landes.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

(Schluß.)

Die Bestände sind hauptsächlich zusammengesetzt aus Acacia detinens, Acacia heteracantha, Acacia hebeclada, Acacia Caffra, Albizzia, Parkinsonia africana; Catophractes Alexandri ist im Hochlande von Kamugeu besonders häufig. Als Zwergbaum fand ich vereinzelt zwischen Usikos und Karibib Boswellia papyrifera und in der Umgegend von Otyimbingue und Otyikango eine neue Spezies Boscia.[1] Auf manchen Büschen, aber immer selten, findet sich Loranthus namaquensis.

Die Gräser bilden keinen Rasen, sondern wachsen in Büscheln, deren Wurzelstöcke in den besten Gegenden zwischen sich etwa die Hälfte des Bodens nackt lassen. In guten Jahren werden die Halme durchschnittlich 30 cm. hoch; sie vertrocknen auf dem Stock ohne zu knicken und bilden auch während der regenlosen Zeit eine ausgezeichnete Weide, welche für Zugtiere höher geschätzt wird als Grünfutter. Als nahrhaftestes Gras gilt Aristida uniplumis. Die verschiedenen Arten wachsen gesellig, so daß sie einzelne bestimmte Gebiete fast beherrschen oder doch in verschieden großen Beständen mit einander abwechseln. Die Ueppigkeit der Bestände, sowohl die Höhe wie die Gedrängtheit der Büschel, wechselt von Jahr zu Jahr je nach Stärke und Dauer der Bewegung.

Verstreut unter der bestimmenden Vegetation der Strauchsteppe gedeihen mehrere Indigofera- und Senecio-Arten (von letzteren ist besonders auffällig Senecio [Kleinia] longiflorus), ferner Helichrysum argyrosphaerum stellenweise sehr häufig, und mehrere Tribulus-Arten, die nach den ersten Regenfällen nackte Bodenstrecken überraschend schnell mit Grün überkleiden. Zwei stammlose reichblütige Aloë-Arten, eine gelb- und eine rotblühende (jetzt im Botanischen Garten zu Jena) sind besonders auf Felsen im Hochlande von Kamugeu häufig; Aloë arborescens tritt daselbst ebenfalls auf, soll aber weiter nordwärts um Omaruru in größter Menge vorkommen. Zwei kleinblätterige kletternde Ficus fand ich an einer Felswand zu Otyikango. (Ficus otyikango).

Die wichtige Tsama, Citrullus (Cucumis) caffer, die in der Kalahari vorherrschend genießbar ist, findet sich im Uebergangsgebiet zwischen der Wüste und Strauchsteppe. Namentlich auf der Hochfläche westlich vom Kan lagen im August die reifen Früchte stellenweise in bedeutenden Mengen, manchmal zu vielen Hunderten bei einander, als wären sie zusammengetragen worden. Sie erwiesen sich ausnahmslos so bitter, daß unser Zugvieh, obwohl in hohem Grade unter Hunger und Durst leidend, sie nicht genießen wollte. Im oberen Lande und im Bereich der eigentlichen Strauchsteppe habe ich die Tsama nicht bemerkt. Zwiebelgewächse sind seltener als man erwartet; vielleicht sind sie während der Trockenzeit schwierig zu erkennen. Teilweise sehr große Zwiebeln, darunter die einer neuen Spezies Hyacinthus, habe ich hier und da im Oberlande gefunden; sie haben in den botanischen Gärten zu Jena und Berlin bereits geblüht.

Der Baumwuchs ist auf die wenigen Stellen beschränkt, wo die Wurzeln Grundwasser erreichen können, also auf Wasserplätze und Abflußrinnen, aber auch dort seit Menschengedenken teilweise gelichtet und sogar ausgerottet worden. Manche der offenen oder verborgenen Wasseransammlungen, ebenso viele Strecken der Abflußrinnen, die einst beschattet waren, sind jetzt gänzlich oder nahezu baumlos. Im übrigen stehen die Bäume vereinzelt oder doch in so lockeren Gruppen, daß die dichtesten Bestände etwa 30 Stämme auf den Hektar ergeben. So viele werden jedoch selten an einer Stelle bei einander gefunden. Eine Oertlichkeit mit ein bis zwei Dutzend Bäumen bietet bereits einen ebenso erfreulichen wie ungewöhnlichen Anblick. Und wenn sich zu diesen an den Flußufern einiges Buschwerk und Gestrüpp gesellt, so mutet ein solcher Bestand im Gegensatz zur Wüste und Strauchsteppe fast wie ein Wald an. In gegenwärtig nicht beweideten Gebieten beginnen sich an günstigen Stellen der Abflußrinnen neben der niederen Vegetation auch junge Bäume zu entwickeln und da einzelne Arten schnell wachsen, können daselbst im Laufe eines Jahrzehnts wieder die ehemaligen schmalen Streifen von Galeriewuchs entstehen. Die meisten Bäume finden sich auf dem rechten Ufergelände des nördlichen Tsoachaub-Armes um Okahandya, weil dort der Oberhäuptling Maharero wenigstens nicht duldet, daß Stämme umgehauen werden.

Der schönste und auch wichtigste Baum des Gebietes ist der Ana-Baum (Acacia albida). Er ist der einzige wirkliche Schattenspender im Lande und die alten Bäume mit ihrer niedrigen massigen Spindel, ihrer domförmigen, weit ausladenden Krone, mit dem verhältnismäßig dicht belaubten und niederhängenden Gezweig, würden jedem Park zum Schmucke dienen. Die jungen Bäume sehen dürftiger aus, sparrig und langschüssig, wachsen aber in 15 bis 20 Jahren schon zu sehr stattlichen Exemplaren auf. Sie sind gewöhnlich sehr reich mit Schotenbündeln behangen, die ein treffliches Viehfutter bilden. Leider benagen die Ziegen die jungen Pflanzen und die Herero zerstören die älteren, da sie ihre Rinde zum Gerben benutzen. Vollwüchsige Ana-Bäume finden sich einzeln und in kleinen Gruppen, besonders in und am Tsoachaub von Otyimbingue abwärts bis nach Reed.

Nächst dem Ana ist der Weißdorn (Acacia horrida) der stattlichste Baum, der namentlich in und an Abflußrinnen des oberen Landes heimisch ist. Sein Harz liefert

[1] Die Bearbeitung der botanischen Sammlung hat Herr Dr. O. Kuntze, Berlin, freundlich übernommen. Die heimgebrachten Sämereien und lebenden Pflanzen sind Herrn Professor Dr. Stahl übergeben, und größtenteils im Botanischen Garten zu Jena mit Glück kultiviert worden.

einen Klebestoff, welcher dem Gummi arabicum nicht viel nachsteht. An manchen einsamen Stellen der Flußbetten bildet der junge Nachwuchs kleine unburchdringliche Gebüsche. Acacia Giraffae und Acacia erioloba sehen neben jenen Baumformen verkommen und knorrig aus, sind aber häufiger als beide. Zu ihnen gesellt sich, bisweilen baumförmig entwickelt, Acacia Caffra und eine anmutige aber seltene Ebenacee, Euclea pseudoebenus. Den Omumborombonga habe ich nur einmal im Hererolande, leider ohne Blüten und Früchte, gefunden, und zwar im Flußbette des Kan zu Usikos (Okanduu). Es ist die Baumart, aus deren einem Exemplar, welches im Norden unfern der Etosa-Pfanne steht, nach dem Glauben der Herero alle Lebewesen hervorgegangen sind.

Die vier erstgenannten Acacien-Arten sind die eigentlichen Baumformen des Herero-Landes. Sie begleiten jedoch die Abflußrinnen nicht bis zum Meer. Statt ihrer findet sich von den Mündungen an und vielfach auch im oberen Lande eine knorrige Tamariske (Tamarix articulata), die die Uferlinien säumt und mit ihrem verschlungenen Astwerk nicht selten dunkle Buschwälle bildet.

Zwischen den Baumgruppen siedeln sich gern eine ganze Anzahl Compositen und Chenopodiaceen an; von letzteren bildet namentlich Kochia pubescens manchmal förmliche kleine Bestände. Es ist jedoch charakteristisch auch für diese niedere Vegetation, daß die Individuen getrennt wachsen und zwischen sich nackten Boden freilassen. In diesen Beständen findet sich bisweilen versprengt Eragrostis spinosa und an den Rändern Gomphocarpus fruticosus, sowie Cyperus marginatus. An feuchten Stellen der Flußufer wuchert eine Phragmites-Art. Seit einigen Jahrzehnten hat sich allenthalben in und an den Wasserrinnen Nicotiana glauca verbreitet und leider ist auch Xanthium spinosum eingeschleppt worden, obwohl im Lande keine Wollschafzucht getrieben wird.

Die wenigen im wüsten, nebelreichen Küstengebiete vorkommenden Pflanzenarten sind größtenteils in gewisse Zonen geordnet, die parallel mit der Küstenlinie verlaufen.

In der Strandzone ist Salsola aphylla heimisch. Sie wächst in gesonderten Büschchen, an welchen sich der Flugsand ablagert, so daß schließlich nur noch einzelne kümmerliche Zweige sichtbar sind. Hierdurch entstehen kleine einen bis zwei Meter hohe Sandhaufen, die bald vereinzelt, bald in größerer Anzahl sich wie Warzen von den ebenen Sanden abheben. Weiter binnenwärts, auf den ansteigenden harten Grus- und Sandflächen, folgt eine Zone der Amaranthaceen. Hier finden sich spannenhohe dichte Büschchen mehrerer Aerua-Arten, die in weiten Abständen auf dem sonst vollkommen nackten Boden auftauchen. Da sie etwa fingerlange Stämmchen besitzen, weht der Flugsand unter ihnen hin und verschüttet sie nicht. Bis etwa halbwegs nach Heikamchab und Usab bilden sie die einzigen Gewächse der Fläche. Dann erscheint gelegentlich zwischen ihnen Asclepias filiformis und endlich werden sie durch Zygophyllum simplex und Zygophyllum Morgsana ersetzt, deren Büsche in bedeutend größerer Zahl auftreten.

Zwischen ihnen findet sich die Welwitschia. Deren Verbreitungszone ist nur etwa 6 bis 8 Km. breit und scheint sich südwärts nicht bis zum Kuisib zu erstrecken. Sie schneidet den Tsoachaub zu Heikamchab; ihr Verlauf im Kaokofelde ist nicht bekannt, die nördliche Grenze liegt nach Monteiro am Flusse San Nicolao in Benguela. Binnenwärts von der Walfisch-Bay wächst die Welwitschia in 200 bis 400 m. Meereshöhe und etwa an der Grenze der dichtesten und häufigsten Nebel; nach meinen Beobachtungen auch stets mindestens mit den Wurzeln in Felsspalten eingekeilt, während der Stamm in Grus und Sand eingebettet ist. Sie findet sich nirgends häufig, auf der Hochfläche Namib gewöhnlich einzeln und Hunderte von Metern von einander entfernt, in der Felseneinöde um Heikamchab dagegen in kleinen Familien von drei bis fünf Exemplaren. Eine junge Welwitschia war trotz eifrigen Nachsuchens überhaupt nicht zu finden; ich mußte mich mit einer halbwüchsigen und im übrigen mit alten Stämmen begnügen, deren Ausheben unter Anwendung von Pickaxt und Hammer stundenlange Arbeit erforderte.

Die beiden Blätter liegen nicht, wie die bekannten Abbildungen zeigen, flach auf dem Boden, sondern sind stark nach oben und unterwärts gekrümmt, so daß sie, zumal sie vielfach bis zum Stamme gespalten und an den Enden zerschlissen sind, diesen gewissermaßen wie ein steifes Gelock umgeben. Da überdies die meisten Welwitschien bis auf einige Blattteile im Flugsande stecken, ist es ziemlich schwierig, sie auf den weiten Flächen zu erspähen.

Die sogen. Milchbüsche verleihen einer Zone, die östlich von derjenigen der Welwitschien verläuft, ein ganz eigenartiges Gepräge. Ich habe sie nur in 600—800 m. Meereshöhe auf der Hochfläche westlich vom Kan-Fluß, nicht aber in der nördlichen Hälfte der Namib, also nicht südlich vom Tsoachaub, beobachtet; doch sollen sie am Kuisib nochmals in ziemlicher Menge auftreten. Der Milchbusch (eine Euphorbia) besteht aus einer bis 2 m. Höhe und 3 m. Durchmesser erreichenden Masse von eng gedrängten, etwa fingerdicken, runden Zweigen, die von einem mehrteiligen kurzen Stammstück ausstrahlen. Die seltsamen Gewächse stehen in wenig Meter Abstand voneinander auf dem nackten Boden, und bieten einen Anblick, als wäre die Wüste mit unzähligen Heuschobern besetzt. Abgestorbene Exemplare brennen vortrefflich und werden von Reisenden gern angezündet. Die Milchbüsche bezeichnen den Rand der Wüste; sie leiten zur Strauchsteppe über.

In den Felseneinöden des Tsoachaub-Einschnittes finden sich allenthalben aufwärts bis nach Diepdal verstreut Aloë dichotoma in teilweise sehr stattlichen Exemplaren und häufiger noch die kraftvoll entwickelte Euphorbia virosa. Adenium namaquanum und Acanthus carduifolius wurde auf einigen wüstenartigen Strecken der

Uferlände am Tsoachaub unterhalb Otyimbingue beobachtet. Bei Usab und Davieib entdeckte ich mehrere Exemplare eines höchst seltsamen Gewächses, von dem leider weder Blätter noch Blüten und Früchte zu erlangen waren. Ein junges Exemplar wurde lebend nach Jena übergeführt, fing aber an zu faulen, so daß es nicht kultiviert werden konnte. Die Pflanze sitzt in Gestalt von riesigen, gewulsteten und mit Büscheln kurzer gerader Zweige besetzten Klumpen an den Felsen. Wir haben sie einstweilen Elefantenpflanze genannt. Das größte Exemplar, zu Davieib, wird ziemlich eine halbe Tonne wiegen. Zu Ende der letzten Regenzeit sind die Gewächse in meinem Auftrag nochmals untersucht, aber wiederum nur in dem beschriebenen Zustande gefunden worden.

Das wichtigste Gewächs der Nebelzone ist die Naras, eine Cucurbitacee (Acanthosicyos horrida). Sie findet sich jedoch nur in unmittelbarer Nähe der Küste, scheint südwärts den Kuisib nicht zu überschreiten und nordwärts bis nach Kap Frio vorzukommen. An der Walfisch-Bay gedeiht sie jenseit der Dünen im Bett des Kuisib und vielfach zwischen dem Buschwerk der Tamarix articulata. Die stacheligen Rankenzweige bilden mächtige Perrücken, welche den Flugsand fangen und darüber hinauswuchernd zu sonderbaren Sand- und Pflanzenhaufen von bedeutendem Umfange und 3—4 m. Höhe anwachsen. Sie tragen überaus reichlich Früchte, deren Fleisch, Saft und Kerne die Hauptnahrung der Topnaars, eines Hottentottenstammes, bilden, welcher ohne sie an der Küste nicht zu leben vermöchte. Die Früchte begannen Mitte November zu reifen. Einige Naraspflanzen, die an den Dupas-Berg in die Mitte der Namib und nach Heikamchab verschleppt worden sind, sollen niemals Früchte tragen.

Das Tierleben des Landes ist bis auf spärliche Reste ausgerottet. Ueberhaupt ist das Großwild in allen Gebieten zwischen Orange und Kunene mindestens äußerst selten geworden, und statt der früheren Antilopenheerden werden höchstens noch kleine Rudel der gewöhnlichsten Arten gesehen. In kaum zwei Jahrzehnten, bis Ende der siebziger Jahre, haben englische sowie schwedische Händler und Jäger nebst ihrer Gefolgschaft vertrieben, was sie nicht getötet.

Elefanten, die bereits Andersson nur nördlich vom Omaruru und Omuramba Omatako gefunden, gibt es jetzt nur noch im fernsten Ngami-Gebiet; Rhinoceros und Giraffen in geringer Zahl noch in der Kalahari und vielleicht im nordwestlichen Kaoko-Felde; eben dort auch Strauße, die namentlich unzugängliche und unbekannte Gegenden des Kaoko, wohin nur zeitweilig eingeborene Jäger vorzudringen wagen, und die wüsten Küstengebiete im Süden des Kuisib, die niemand betritt, beleben sollen. Quagga, Wildhund (Canis pictus), Gemsbock (Oryx capensis), Eland, Hartebeest (Alcelaphus caama) und Rooi Hartebeest (Alcelaphus Lichtensteinii), Sable- (Harris-), Antilopen (Aegoceros niger), Bastardgemsbock (Aegoceros leucophaeus), Palla oder Rooibok (Aepyceros melampus) und das Wildschwein (Phacochoerus aethiopicus) kommen nur noch in östlichen und nördlichen Gebieten, einzelne auch noch in den unzugänglichen Gegenden des Großnama-Landes vor.

Im Herero-Lande wurden die letzten Rhinoceros im Jahre 1874 bei Diepdal am Tsoachaub geschossen, die letzten Giraffen 1870 östlich von Okahandya, und 1873 sind an der Walfisch-Bay zum letztenmale Strauße gesehen worden. Von letzteren gibt es indessen noch einige in menschenleeren Gegenden; ich habe Fährten derselben bei Karibib und Otyikango katiti bemerkt. Von seltenen und großen Antilopen gibt es nur noch Kudus (Strepsiceros capensis), die ich ebenfalls in den genannten Gegenden beobachtet, häufiger aber, namentlich in den westlichen Gebieten, Springbock (Gazella euchore) und Steenbok Calotragus tragulus), Klippspringer (Oreotragus saltatrix) dagegen selten. Einen Trupp Zebras sah ich bei Davieib, eine Löwenfährte bei Usikos, Baue von Erdferkeln (Orycteropus capensis) bei Karibib, und ein totes riesiges Schuppentier (Manis Temminckii) zu Okahandya.

Sonst besitzt Herero-Land noch an bemerkenswerten Säugetieren: Die große gefleckte Hyäne (H. crocuta), vielleicht auch H. striata; den Schabrakenschakal (Canis mesomelas), häufiger aber den fuchsähnlichen Canis caama und den zierlichen, harmlosen Canis megalotis, davon einer zahm an der Walfisch-Bay lebt und frei umherläuft. Ferner: den Klippschliefer (Hyrax capensis), den Springhasen (Pedetes caffer), und viele Banden der die Felseneinöden belebenden lärmenden Paviane (Cynocephalus porcarius).

Von Vögeln sind im Oberlande, namentlich im Hochlande von Kamugeu, Perlhühner (Numida cornuta) sehr häufig; allenthalben in der Strauchsteppe Flughühner (Pterocles) darunter (Pterocles bicinctus), welches, abweichend von seinen Verwandten, nicht nach Sonnenaufgang, sondern erst nach Sonnenuntergang, bei einbrechender Dunkelheit, zum Wasser kommt; an den Abflußrinnen Frankoline, unsere Wachtel und Fasanen (Pternistis clamator und Swainsonii). Die zierliche Sperlingstaube (Oenas capensis) findet sich zutraulich an allen Wohnsitzen. Von Trappen leben in der Strauchsteppe allenthalben der riesige Pauw (Eupodotis kori), der viel kleinere Eupodotis ruficrista und die beiden sehr ähnlichen, dunkel gefiederten Eupodotis afra und afroides (Knorhaan).

Die schwarzweiße, gewöhnlich paarweise ziehende, westafrikanische Krähe (Corvus scapulatus) beobachtete ich in den wüsten Küstengebieten, eine schwarze nur einmal zu Karibib; ferner daselbst auch ein Paar Traber (Tachydromus capensis). Der Siedelsperling (Philetaerus socius, lepidus) scheint im südlichen Herero-Lande nicht vorzukommen. Ein einfarbig grauer Musophage (Schizorhis concolor) lebt allenthalben paarweise, aber nirgends häufig an den Abflußrinnen und macht sich bemerklich durch seinen lauten Ruf, der einem gedehnten, komisch-klingenden „Jaa"

gleicht. Häufiger ist ein kleiner Nashornvogel, sehr ähnlich dem weit verbreiteten Buceros erythrorhynchus, doch ohne dessen so charakteristischen Flug. Ich habe ihn vielfach auf dem Boden sitzend beobachtet, wie er in drolliger Weise ziehende Ameisen aufpickte. Ein verlassenes Nest befand sich in einer Felshöhlung (es wird an Baumlöchern Mangel sein) am Gipfel des Kaiser-Wilhelm-Berges bei Okahandya; da es an tauglicher Erde gefehlt haben mochte, war das Weibchen mit Kuhmist eingemauert worden.

Warane scheint es nicht zu geben. Von kleinen Eidechsen fand ich Agama colonorum mit feuerfarbenen, nicht aber mit gelben Abzeichen, und eine kleine, gedrungene Eidechse in der Wüste wie im Oberlande, von welcher die Eingeborenen behaupten, daß sie die eigentümlichen, schnarrenden wie zirpenden Töne hervorbringe, die nach Einbruch der Dunkelheit allenthalben vom Erdboden kommen. Von Schlangen beobachtete ich nur drei im Ganzen, und zwar ausschließlich giftige: eine hochgelbe Naja haje zu Karibib und zwei Causus rhombeatus zu Heikamchab. Die Eingeborenen erzählen seltsame Geschichten von einer sehr großen Schlange, „Ondara", die außerordentlich gefräßig sein, in Steinhaufen, Kopjes, leben und wie eine Ziege meckern soll (?). Wahrscheinlich ist es ein Python.

Der Reichtum der Bay und Küste an Geflügel und Fischen ist außerordentlich groß. Merkwürdig ist, daß derjenige Fisch, welcher vom Kap bis zum Sandwichhafen gewerbsmäßig in großen Massen gefangen wird, der Snook (Thyrsites Atun), an und in der Walfisch-Bay nicht mehr vorkommt.

Die Geographie auf der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Von Carl Hager.

(Fortsetzung.)

Ein Thema der allgemeinen Ethnologie behandelte Herr Professor Bastian in seinem Vortrage über die Waffen bei den Naturvölkern in Bezug auf geographische Provinzen. Die Art der Waffen und Gerätschaften — dies ungefähr sind die Hauptzüge der inhaltreichen Auseinandersetzung — ist zum großen Teil bedingt von den umgebenden Verhältnissen. An den Ostabhängen der Anden, wo in der dicken Humusschicht, die den Boden bedeckt, keine Steine vorkommen, kann auch von einem Steinzeitalter bei den dort ansässigen Indianerstämmen keine Rede sein. In den holzarmen arktischen Regionen wird man in der Hauptsache knöcherne Waffen vorfinden. Die ältesten Waffen waren Wurfwaffen. Die Wurfkeule war der Vorläufer der Schlagkeulen, der Wurfstock der des Speers. Zwischen dem Werfen mit der Hand und der Einführung des Bogens findet sich eine Uebergangswaffe, das Wurfbrett, das man bisher nur den Eskimos und australischen Stämmen zuschrieb, bis neuerdings v. d. Steinen es auch in Südamerika vorgefunden. Das Wurfbrett in seinen verschiedenen Formen kommt zumeist dort vor, wo nur wenig oder ungenügendes Material zur Anfertigung des Bogens anzutreffen ist. Waffen, die als an ganz speziell geographische Provinzen gebunden erscheinen, sind das Blasrohr und die Schleuder. Das erstere ist dort zu Hause, wo durch üppige Vegetation die Anwendung des Bogens gehindert ist, so in Guiana, Brasilien, Borneo, Sumatra. Die geringe Wirksamkeit des Blasrohrs veranlaßte naturgemäs die Vergiftung der Geschosse, welche ihrerseits wieder die Umgestaltung der Parierschilde in Deckschilde nach sich zog. Als eigentümliche Waffe erscheint das Wurfmesser, welches bei den Njam-Njam, den Fan und den Fellaten in Adamaua durch Flegel gefunden wurde. Eine zweite eigentümliche Waffe ist die Wurfschlinge, die am Speer befestigt ist, zu dessen Bewegung sie dient. Sie ist bisher nur in Neukaledonien angetroffen worden. Die Schleuder hat ihre Heimat in den großen Ebenen Südamerika's und auch die Inkas bedienten sich derselben.

Die Form der Waffen, insbesondere der Keulen, ist ebenfalls ein Produkt der Umgebung. Stämme mit starkem Haarwuchs, welcher Schlägen mit flachen Keulen zu widerstehen vermag, besitzen vogelschnabel- und morgensternförmige Keulen, gegen die auch das dichte Haar den Schutz versagt.

Wo die Natur nur geringes Material zu Waffen bietet, verfällt man oft auf seltsame Gegenstände, welche solches liefern müssen. So haben die Gilbert-Insulaner große Stangen, die mit Haifischzähnen besetzt sind, gegen welche man sich durch dichte, geflochtene Panzerung zu schützen sucht.

Die Armbrust ist eine verhältnismäßig späte Erfindung, die in Europa erst durch die Kreuzzüge bekannt wurde. Infolge ihrer verwickelten Form ist sie den Naturvölkern fremd und unter diesen nur bei den Hügelstämmen von Assam gefunden worden, denen sie aber wahrscheinlich durch die Chinesen zugeführt worden ist. Jene Art von Armbrust, die man neuerdings bei den Fan entdeckte, scheint eine Nachahmung der Waffe zu sein, welche diese Westafrikaner bei den portugiesischen Entdeckern kennen lernten. —

Von den rein wissenschaftlichen Fragen führen uns die Vorgänge in der Sektion für medizinische Geographie, Klimatologie und Tropen-Hygiene auf das Gebiet unserer praktischen Kolonialbestrebungen und hier äußerte sich zuerst Herr Dr. Bernhard Schwarz über die klimatischen Verhältnisse Kameruns. Die Ungunst des Klima's von Kamerun, führte der Redner aus, bilde den Hauptvorwurf gegen dieses Gebiet; aber auch wenn er berechtigt sei, könne er unser koloniales Vorgehen dort nicht hindern, da ja in Kamerun niemals an Auswanderungskolonien zu denken sei und der Kaufmann stets sich von der günstigen Geschäftsgelegenheit, nicht aber von der guten Luft zur

Ansiedelung bestimmen lasse. Jener Vorwurf sei aber in seiner Allgemeinheit ein Unsinn, da ja das Gebiet aus so mannigfacher Bodenbildung bestehe, wie kaum ein anderer Teil des Erdteils. Besonders sei durch die mächtigen Erhebungen in nächster Nachbarschaft des Meeres ein klimatischer Vorzug begründet; freilich ständen demselben große Nachteile entgegen, so die ausgedehnten Mangrove-Wälder im Mündungsdelta der Flüsse, wo der eigentliche Fieberherd des Gebietes zu suchen sei und wo man eingreifen müsse, um das Klima einer Besserung zuzuführen. Die die Sümpfe durchschneidenden Kanäle müßten erweitert und, wo sie ins Festland einschneiden, ausgefüllt werden. Besonders wertvoll, wenn auch mehr zur Fiebernachkur, müßten sich Gesundheitsstationen im Gebirge erweisen, und es sei eine Aufgabe der Mission, die Stätten ihrer geistlichen Arbeit in den für Sanatorien geeigneten Oertlichkeiten zu errichten. Das Klima im allgemeinen werde der Plantagenbau verbessern, da er die weiten feuchten Buschwälder reduziere. Herr Dr. Schwarz empfahl schließlich die sanitäre Erforschung des Kamerun-Gebirges und die sorgfältige Beachtung der klimatischen Erfahrungen in Ostindien, dessen Verhältnisse mit denen Kameruns eine überraschende Aehnlichkeit besäßen. Ein Teil seiner Behauptungen blieb nicht unangefochten. So bemerkte Herr Hugo Zöller, daß ein Zusammenhang zwischen Mangrove und Malaria zum mindesten nicht erwiesen sei. Togo, wo keine Mangrove zu finden, werde ebenso vom Fieber heimgesucht wie Kamerun. Auch über den Einfluß der Bodenerhebungen seien gültige Behauptungen noch nicht aufzustellen. Denn hoch oben im Kamerun-Gebirge herrsche, wie er (Zöller) und Nachtigal festgestellt, in gleicher Weise das Fieber wie im Delta, und zwar unter Leuten, die nie an die Küste herunterkämen.

Was ferner die vorgeschlagenen Korrektionsmaßregeln anlange, so seien dieselben nicht nur von fraglicher Zweckmäßigkeit, sondern schon wegen der hohen Kosten unausführbar. Vom Fieber würde ein jeder befallen; aber unter Umständen erst nach einer sehr langen Zeit, wie denn Zöller selbst erst nach einjähriger angestrengter Arbeit.

An die hier berührte Frage nach der Entstehungsursache der Malaria knüpfte Herr Professor Hirsch einige auf eingehende litterarische Studien gegründete Bemerkungen und betonte, daß wir über die geologischen und klimatischen Verhältnisse, welche Malaria entstehen lassen, bislang noch völlig im Unklaren seien; es gebe viele trockene Gegenden, die doch von Malaria belästigt würden, und hinwiederum viele sumpfige Landstriche, wo sie nicht zu finden. In Neukaledonien z. B. komme, nach einer nun 30jährigen Erfahrung, zum Staunen der französischen Aerzte, trotz der verbreiteten Sümpfe, keine Malaria vor. Es habe also höchstens der Schluß Berechtigung, daß dies unbekannte Etwas, das Malaria erzeuge, durch die sumpfige Beschaffenheit des Bodens und das tropische Klima gefördert, aber nicht bedingt werde.

Herr Schwarz kam in einer späteren Sitzung auf die Frage nach dem Einfluß des Höhenklima's zurück und wies nochmals auf die an sich selbst gemachten Erfahrungen im Kamerungebiete hin, wo er sich in 700 m. Höhe bald von der Fieberschwäche erholte, und führte zur Stütze seiner Behauptung weiter an, daß im Innern, sobald man auf der anderen Seite des Gebirges wieder herabsteige, der Gesundheitszustand sich von neuem verschlechtere, infolge dessen man allen Grund habe, bei der Ansicht von dem schlechten Einfluß der Sumpfluft stehen zu bleiben, der ja auch durch die Verhältnisse von Wilhelmshaven, des Karasa-Thales, der Dobrudscha, Poti's, Algiers, durch die sogen. Oasenfieber in der Sahara u. a. dargethan sei. Auch seine frühere Behauptung von der Schädlichkeit der Mangrove-Waldungen und der Notwendigkeit ihrer wenn auch noch so teuren Entfernung, hielt der Herr Dr. Schwarz Herrn Hugo Zöller gegenüber aufrecht. (Durch die gelegentliche Bemerkung des Ersteren, Herr Zöller sei ja in das Innere von Kamerun nicht eingedrungen, entspann sich eine mehr persönliche Debatte zwischen den beiden Kamerun-Reisenden, die sich hauptsächlich darum drehte, wer von beiden sich das größere Verdienst um Kamerun erworben, und die Herr Schwarz mit der Entgegnung abschloß, daß er nicht, wie sein Gegner behauptete, nur einige Kilometer weiter gekommen sei als dieser, sondern daß er ca. 40 geogr. Mln. weit in das Hinterland vorgedrungen sei und daß er seine Behauptung, Herr Zöller kenne nur das Küstengebiet, aufrecht erhalte.)

In der Hauptfrage resp. in der Ansicht, daß das Kamerun-Klima keineswegs so ungünstig, als man gewöhnlich annimmt, sind beide Reisenden einig und unternahm auch Herr Zöller wiederholt eine Ehrenrettung desselben. Ein Land ohne Epidemien (abgesehen von den Blattern), ohne Staub, ohne Husten, ohne Schnupfen und beinahe ohne Lungenkrankheiten, sei jedenfalls nicht das schlimmste der Erde. Das gelbe Fieber sei in Kamerun ebenso wenig wie in Togo bekannt; es existiere überhaupt nur an einigen Punkten der westafrikanischen Küste.

Herr Dr. Wolff, der seine Erfahrungen über Tropen-Hygiene in Westafrika vortrug, unterscheidet drei Formen der westafrikanischen Malaria: 1. Das intermittierende resp. remittierende Fieber; 2. das Gallenfieber; 3. das typhöse Fieber.

Die Malaria sei nicht nur an der Küste, sondern auch im Inneren Westafrika's endemisch; sie sei unabhängig von der Vegetation, in gewissem Grade auch vom Wasser, da auch ganz trockene Gegenden nicht von ihr verschont seien. Das wirksamste Heilmittel seien möglichst frühzeitig verabreichte, nicht zu große Dosen Chinin (etwa 0.5 pro dosi), mit etwas leichter Nahrung; als vorbeugendes Mittel sei eine rationelle Körperpflege zu empfehlen, die sich auf Pflege der Haut und Vorsicht in der Wahl der Nahrungsmittel erstrecken müsse. Kalte Bäder, zweckmäßige Kleidung und möglichste Beschränkung im Genuß von

Konserven seien unerläßlich. Namentlich müsse die Kleidung den Temperaturverhältnissen sich anpassen, und es kann dadurch nach der Auffassung des Vortragenden die Sterblichkeit der Europäer erheblich gemindert werden. In den aus mittleren Breiten mitgebrachten Kleidern schwebe der Körper in den Tropen stets in der Gefahr einer Ueberhitzung, werde außerordentlich empfindlich gegen Temperaturschwankungen und verliere dadurch die Widerstandsfähigkeit gegen Infektionen. Ein Baumwollen-Trikotanzug, der in den meisten Fällen auch die einzige Kleidung bilden dürfe, sei die geeignetste.

In der hierauf folgenden Diskussion bemerkte Herr Dr. Schwarz, daß nach seiner Erfahrung Chinin, in der von Wolff empfohlenen Weise schon während des Fieberanfalls verabreicht, sofort wieder ausgebrochen werde, worauf Herr Dr. Wolff entgegnete, daß er diese Erfahrung allerdings auch, aber verhältnismäßig selten gemacht, und daß er dann das Mittel entweder subkutan oder in Suppositorien dem Patienten beigebracht habe.

Ebenfalls westafrikanische Erfahrungen trug Herr Missionar Dr. Büttner vor, der über das deutsche Schutzgebiet in Südwestafrika sprach und dessen Klima als ein verhältnismäßig gesundes bezeichnete. Der zuweilen allerdings unerträglichen Hitze am Mittag folge eine bedeutende Abkühlung in der Nacht, die zuweilen unter den Gefrierpunkt gehe, so daß die Möglichkeit einer Erholung immer wieder geboten sei. Fieber herrschen nur in gewissen Monaten, am Ende der Regenzeit, aber immer nur mit lokalem Charakter. Die Missionsstation in Otyimbingue gelte bei den dortigen Weißen als Gesundheitsstation.

Während der sieben Jahre, die der Vortragende als Missionar hier verlebt, starb von der ca. 250 Seelen zählenden Christengemeinde, die allerdings meist aus jüngeren Leuten besteht, nur ein einziger Erwachsener.

Die Trockenheit der Luft erzeuge einen gewissen aseptischen Charakter des Landes, weshalb Wunden meist überraschend schnell und gut heilen. Rheumatismus dagegen komme öfters vor, ebenso eine Art durch die Hitze erzeugter Hautkrankheiten, prickly head, und eine sehr schmerzhafte Art von Furunkeln. Arbeit im Freien sei dem Europäer dort wohl möglich; von den Missionaren werde die Gartenarbeit als Erholung betrachtet. Auch die Kinder der Europäer gedeihen gut, wenn sie nicht sittlich verkommen.

Analoge Erfahrungen in mehreren Einzelheiten, machte auffallenderweise Herr Hartert in den von ihm bereisten Gegenden des Binuë- und Haussa-Landes, obgleich diese Gebiete im allgemeinen als sehr ungesund zu bezeichnen sind. Auch dort sind in der Trockenzeit die Nächte äußerst kalt, die Tage sehr heiß. Temperaturen von $+6^0$ C. bis in die höchsten Grade wurden innerhalb 24 Stunden beobachtet. Aber gerade diese Abkühlung verschafft dem Körper immer wieder neue Thatkraft. Wenn jedoch in den letzten Tagen vor Beginn der Regenzeit kein Windhauch die Luft bewegt, während die Trockenzeit reich ist an rauhen, von der Sahara herabbrausenden Winden, erschlafft der Körper, der nicht abkühlen kann und fortwährend in Schweiß gebadet ist, aufs höchste. Auch der wohlthätige Einfluß der Luft auf Wunden, die thatsächlich unter fester Bandage schlechter heilten, war bemerkbar. Es scheine nicht vorzukommen, daß die dort häufig (für schweren Diebstahl) angewandte Strafe des Handabschlagens den Tod herbeiführe.

(Schluß folgt.)

Birma nach Land und Leuten.

(Fortsetzung.)

Um aber auf unseren Gegenstand zurückzukommen, so mag der von mir erwähnte Zerfall teilweise von der Berührung mit der Zivilisation und dem ganzen Einfluß des Westens herrühren, welche beide gleichzeitig die Bevölkerung des unabhängigen Landes vom Meere abschließen und derjenigen des unteren Landesteiles Bedingungen sichern, welche in einem fruchtbaren Lande das Leben leicht machen und dem nationalen Fehler Trägheit förmlich Vorschub leisten. Wie dem jedoch auch sein möge, so scheint wenig Zweifel an dieser Neigung vorhanden zu sein, welche, wie wir fürchten, noch durch das von neueren Ereignissen herbeigeführte Aufhören eines gesonderten nationalen Daseins verschlimmert wird. Hoffentlich haben wir Unrecht, denn es wäre schade, eine Rasse verschwinden zu sehen, welche beinahe bis an die Grenze dieses Jahrhunderts her imstande war, auf der einen Seite Siam, auf der anderen Assam zu erobern, und die neben ihrem kriegerischen Unternehmungsgeist noch manche gute Eigenschaften besitzt. Seine Religion legt dem Birmanen gewisse Akte von Freigebigkeit auf, allein selbst abgesehen davon, ist er wohlwollend, gastfreundlich und freigebig; er ist, wie die meisten mongolischen Rassen, in gewissem Sinne gleichgültig gegen Menschenleben, allein er ist selten ohne Grund grausam. Man mag dagegen den König Theebau einwenden. Jenun, unter seiner Regierung sind allerdings sehr viele Grausamkeiten vorgekommen; allein sie geschahen unseres Wissens alle mit einem politischen Zwecke und waren in manchen Fällen, in Anbetracht der Umstände, in den Augen seiner Berater politische Notwendigkeiten, und ihre Einzelheiten sind von den indischen Zeitungen oft in tendenziöser Weise gröblich übertrieben worden. Hinsichtlich einer Anzahl von angeblichen Niedermetzelungen, nämlich derjenigen, welche im Jahre 1880 stattgefunden haben sollen, kann ich, der ich damals in Mandalay war und mir Mühe gab der Sache auf den Grund zu kommen, mit Zuversicht behaupten, daß die Schilderung derselben absolut alles Grundes entbehrte. Theebau's Regierung war unbezweifelbar eine ausnehmend schlechte, und er ist daher für seine Verbrechen verantwortlich, allein es ist aller Grund zur Annahme vorhanden, daß er nie dazu aufreizte und dieselben oft

bereute. Nach der Hinrichtung seiner Brüder ergab er sich eine Zeit lang sehr dem Trunk, soll es aber nur in der Absicht gethan haben, seine Reue zu ersäufen. In dieser Gewohnheit ward er ermutigt durch Leute, welche es auf sein Leben und seinen Thron abgesehen hatten — auch ihre spätere Hinrichtung wurde eine Niedermetzelung genannt — aber er hatte den Trunk längst gänzlich aufgegeben. Persönlich erschien mir Theebau immer — und ich habe ihn oft gesehen — als ein beschränkter, eher sinnlich aussehender, aber gutmütiger, junger Mann. Er hatte eine besonders weiche und angenehme Stimme, was bei einem Birmanen etwas seltenes ist.

Der Birmane ist leichtherzig und heiter, gesprächig, scherzhaft, und vermag, was bei den Hindu nicht der Fall, einen Scherz vollauf zu würdigen. Er ist weniger knechtisch und hat, wenn er den entsittlichenden Eindrücken des Hofes entrückt ist, weit mehr Achtung vor der Wahrheit als die meisten Orientalen. Sein Charakter, seine Religion und Sitten und Bräuche sichern ihm auch den Vorzug, daß die Briten ihn mehr als Freund und Gleichgestellten, wie als Untergeordneten oder Tieferstehenden betrachten dürfen.[1]

Den Charakter und das Gebahren des Volkes kennzeichnet trefflich seine Tracht. Männer und Weiber tragen beide hellfarbige und grellbunte Seidenstoffe und schmücken sich mit Blumen. Man kann sich in der ganzen Welt keinen glänzenderen Anblick denken als eine der Festlichkeiten an der großen Pagode von Rangun, wenn deren breite Platform von Tausenden heitergekleideter Personen wimmelt, welche hier beten, vor den Heiligenbildern opfern, auch die Predigten der Mönche hören, plaudern und sich festlich ergehen. Die Luft ist erfüllt von den Klängen der Glocken und Gongs und dem Summen der großen Menge, während sich über dem Ganzen die goldene Masse der mächtigen Pagode selbst erhebt, die im Sonnenlichte weithin glänzt. —

Ueber den Ursprung der Talaings gibt es verschiedene Theorien. Einige sehen in ihr eine Urrasse von sogen. Kolarischem Typus, andere halten sie für Einwanderer von mongolischem Stamm. Ihre bisher wenig studierte Sprache wird nun von einem kompetenten Gelehrten, Dr. Forchhammer, genauer erforscht, dessen Untersuchungen ohne Zweifel ein Licht auf ihren Ursprung werfen werden. Diese Sprache ist jetzt in Birma beinahe erloschen, wird aber noch in den Niederlassungen dieses Volkes in Siam gesprochen und soll der Sprache der Annamiten verwandt sein. Dem äußeren Aussehen nach sind die Talaings kleiner, plumper, blonder, von minder harten Zügen als die Birmanen, allein in Religion, Charakter, Sitten und Bräuchen jetzt nur schwer von ihren Erbfeinden zu unterscheiden. Die Talaings, deren Reich früher das Delta des Irawadi und des Sittang zu umfassen pflegte, bilden wahrscheinlich noch immer die Hauptmasse der Bevölkerung daselbst.

Aus China scheint die große und zahlreiche Rasse der Shans oder Tai, wie sie sich selbst nennen, eingewandert zu sein, welche von allen Volksstämmen der Halbinsel Indochina noch heute die größte Kopfzahl aufweisen. Sie nehmen den ganzen Mehnam, beinahe den ganzen Mehkong und Salween, den oberen Sittang und einen großen Teil des Irawadi ein und erstrecken sich von diesem bis in das Thal des Brahmaputra. Sie bilden auf diese Weise einen sehr wichtigen Teil der Bevölkerung, welche bis vor Kurzem dem König von Birma unterworfen war.

Obwohl die Shans an Kopfzahl so gewaltig sind, so hat doch irgend ein ihrem Charakter oder ihrer Organisation anklebender Fehler sie immer verhindert, als ein Ganzes zusammenzuhalten. Der König von Siam, der einzige Vertreter ihrer Rasse, herrscht über einen vergleichsweise kleinen Teil derselben, denn die Mehrzahl ist entweder dem König von Birma oder dem Kaiser von China, einige von ihnen sogar beiden zugleich unterworfen. Allein selbst in ihrer Unterwürfigkeit haben die Shans meist noch ihre politische Organisation beibehalten. Es herrscht unter ihnen eine in einer regelrechten Stufenfolge angeordnete Oligarchie von Adeligen, deren erster oder hauptsächlichster Fürst, auf Birmanisch Tsawbwaw genannt, theoretisch die Oberherrschaft führt, in Wirklichkeit aber nur eine sehr beschränkte Macht ausübt. Der Grundbesitz ist mit den verschiedenen Aemtern in dieser Oligarchie verbunden, und die Erbfolge in beiden ist auf gewisse Familien beschränkt, geht aber keineswegs nur auf den ältesten Sohn oder auch nur auf das älteste männliche Familienglied über, sondern auch die Frauen können in die Erbfolge eintreten. Die Wahl eines Nachfolgers für irgend eine Stelle in dieser Oligarchie scheint von den anderen Mitgliedern derselben getroffen zu werden, bedarf aber der Bestätigung durch den Oberherrn, also je nachdem durch den König von Birma oder von Siam. Die Erbfolge gibt oft Veranlassung zu langwierigen Streitigkeiten und Händeln und gab in Mandalay Gelegenheit zu großen Erpressungen. Auf diese Weise verlor Theebau seine Autorität über eine große Gruppe von Staaten östlich von Mandalay.

An Gesicht und Gestalt unterscheiden sich die verschiedenen Zweige der Shans nur wenig voneinander. Sie sind im allgemeinen eine gutgewachsene athletische Rasse, stämmiger und größer als die Birmanen; Männer und Weiber haben oft prachtvolle Gestalten. Sie sind von hellerer und reinerer Hautfarbe als Birmanen und Chinesen, und im Gebirge trifft man viele Weiber von beinahe weißer Haut mit rosigen Wangen. Die Shans haben breite, runde Gesichter mit großen, leicht nach dem

[1] Diese Charakteristik ist sehr treffend, denn die Anhänglichkeit der Birmanen an ihren entthronten Herrscher und der eifrige, zähe, wenn auch am Ende aussichtslose Widerstand, welchen das Volk in Masse der britischen Annexation entgegensetzt, zeugen von einem guten, mannhaften und opferwilligen Charakter und einem entschiedenen Patriotismus der Bewohner von Oberbirma.
A. d. R.

inneren Winkel abgebogenen Augen (die schiefe Stellung der Augen ist bei ihnen jedoch nicht so ausgesprochen wie bei den Chinesen), mit kleinen, ziemlich flachen Nasen, mit großem, breitem Mund und dicken Lippen, die sich gar oft zu einem breiten Grinsen verziehen, denn der Shan ist von Haus aus ein jovialer schlichter Bursche und immer zum Lachen aufgelegt. Man schildert die Shans zuweilen als faul und leidenschaftslos, allein dies ist meines Erachtens eine unrichtige Schilderung der nördlichen Shans, welche in diesen unbekannten Regionen ungeheure Strecken in Ausübung ihres Lieblingsberufes, des Hausierhandels, durchziehen. Allein sie scheinen weder die intermittierende Thatkraft der Birmanen noch die stetige aufmerksame Arbeitskraft und Ausdauer der Chinesen zu besitzen, und dieser Mangel an Willenskraft erklärt ohne Zweifel einigermaßen ihre politische Trennung und Hülflosigkeit als Rasse.

Die Tracht der Shans steht bis zu einem gewissen Grade unter dem Einfluß der besonderen herrschenden Rasse, zeichnet sich aber im allgemeinen durch ihre Vorliebe für nüchterne Farben aus.

Unter den nicht-buddhistischen Rassen innerhalb der Grenze von Birma sind die bedeutendsten die Karenen, Kakhyens und Khyens.

Die karenische Rasse ist weit über die Halbinsel Indochina verbreitet und umfaßt viele Stämme, unter denen im Bereiche von Birma die weißen und die roten Karenen die hauptsächlichsten sind. Letztere bewohnen ein kleines, mit ihrem Namen bezeichnetes Gebiet am östlichen Ende der früheren Grenze zwischen dem oberen und dem britischen Birma. Sie sind ein wildes, unlenksames Volk, welchem es, nachdem viele Versuche der Könige von Birma, sie zu unterjochen, fehlgeschlagen sind, endlich gelungen ist, seine Unabhängigkeit anerkannt zu sehen. Es gibt unter ihnen keine Zentralgewalt, und die Häuptlinge der verschiedenen Stammesabteilungen liegen in beständigem Kriege untereinander.

Die weißen Karenen, welche innerhalb der britischen Grenzen wohnen, sind eine scheue, friedliche Rasse und haben meist den gebirgigen Teil von Tenasserim inne; es gibt auch größere Ansiedelungen von ihnen auf der Westseite des Irawadi-Delta's. Einige von denen, welche in die Ebenen hinabgestiegen, sind Buddhisten geworden und kleiden sich wie die Birmanen, haben sich aber niemals mit diesen oder den Talaings vermischt. Die Bergbewohner haben ihren einfachen alten Geisterkultus beibehalten, und unter ihnen haben die amerikanischen, englischen, französischen und italienischen Missionare den meisten Erfolg erlebt, denn der Buddhist mit seinem hochmetaphysischen Glauben und seinem fein durchgearbeiteten Sittengesetz bequemt sich beinahe niemals zur Annahme des Christentums.

Die Karenen sind im allgemeinen von kleiner Statur mit ziemlich flachen Gesichtern von einem sanften schüchternen Ausdrucke. Ihr Ursitz scheint das südwestliche China gewesen zu sein.

Die Kakhyens und Khyens gehören zum tibeto-birmanischen Zweig der mongolischen Rasse und sind Geisteranbeter. Ihre verschiedenen Stämme liegen oft miteinander im Streite wie die roten Karenen. Keine von beiden Rassen ist jemals dem König von Birma praktisch unterworfen gewesen, dessen Haltung gegenüber von ihnen viele Jahre hindurch mehr eine verteidigende als angreifende gewesen ist.

Die Kakhyens oder Singpho, wie sie sich selbst nennen (das Wort singpaw bedeutet einfach Mann), bewohnen den oberen Teil der Thäler des Irawadi und Khyendwin und erstrecken sich auch nach Assam und China hinüber. In Birma reichen sie südwärts bis zum 25.° s. Br., während sie im Osten sich den Bergen entlang bis zum 23.° s. Br. vorgedrängt haben und die Bewegung in dieser Richtung noch fortdauert. Sie sind allerdings eine kräftige Rasse und haben in Assam einen weit besseren Ruf als in Birma. Ich glaube aber, daß der verräterische, zu Tücke und Erpressung geneigte Birmane vorwiegend die Schuld an der Unlenksamkeit der Kakhyens des Irawadi trägt, und es würde mich gar nicht verwundern, wenn diese unter der englischen Herrschaft ein wertvolles Element in der Bevölkerung werden würden.

Die Khyens, eine verwandte Rasse, bewohnen den großen Gebirgszug, welcher Birma im Süden von Bengalen trennt, etwa unter 24½° s. Br., und sind im Aussehen und Sitten den Kakhyens sehr ähnlich. Sie haben einen eigentümlichen Brauch, nämlich den, die Gesichter der Weiber, sobald sie in das heiratsfähige Alter treten, zu tätowieren, anscheinend in der Absicht, dieselben für jedermann außer ihren Männern unanziehend zu machen. Ich werde Gelegenheit haben, sogleich noch mehr von den Khyens zu sagen.

Um nun meinen Lesern einen Begriff von dem zu geben, was Leben und Reisen in Birma sind, darf ich ich ihnen wohl schicklicherweise die teilweise Schilderung einer Reise vorlegen, welche ich im Jahre 1881 in die wenig bekannte Region des Khyendwin machte, woselbst 50 Jahre lang kein Europäer gesehen worden war, ehe ich hinkam, und in dessen einzelne Gegenden ich meines Wissens zu allererst eingedrungen bin. Nachdem ich von dem Könige den Holzschlag in den Teakwäldern dieses Bezirkes gepachtet hatte, war ich sehr begierig, dieselben zu besuchen, und als der Direktor der Irawadi-Flotillen-Company mich aufforderte, mich einer von ihm gewonnenen Gesellschaft anzuschließen, welche das Strombett des Khyendwin auf seine Befähigung zur Dampfschifffahrt untersuchen wollte, nahm ich mit Vergnügen sein Anerbieten an.

Man wird sich noch dessen erinnern, was ich von den Flüssen sagte, welche den Ablauf der östlichen Hänge des Gebirgszuges in dieser Region sammeln, nämlich, daß sie weniger Wasser haben als diejenigen, welche von den westlichen Abhängen gespeist werden. Der Khyendwin ist ein Beleg für diesen Fall. Obwohl er einen beinahe ebenso langen Lauf haben muß wie der Irawadi, ist er in der trockenen Witterung um ein Bedeutendes kleiner und war

zu der Zeit, als wir in ihn einliefen, auf ein niedriges Niveau herabgesunken. Die Schifffahrt auf demselben bot daher viele Schwierigkeiten, und es kostete uns beinahe drei Wochen, um einen Punkt zu erreichen, welcher nur etwa 250 e. Mln. von der Mündung entfernt war, und jenseit dessen wir nicht einmal mehr in der Dampfbarkasse fahren konnten.

Zur Regenzeit jedoch soll ein verhältnismäßig geringer Unterschied zwischen dem Khyendwin und dem Irawadi vorhanden sein. Die Gewässer des ersteren steigen dann um 40—50 Fuß, und er überschwemmt weithin sein Thal wie es beim Irawadi der Fall ist. Diese Erwägung mag zur Schwächung des Beweises dienen, daß die vom Irawadi in der Regenzeit heruntergeführte ungeheure Wassermasse nur durch die Annahme erklärt werden könne, daß er mit dem Sanpo von Tibet identisch sei.

Eine Meile oberhalb dem Zusammenflusse ist Moonyuwa, der bedeutendste Handelsplatz des Thales. Wir fanden hier mehrere chinesische Kaufleute und eine Menge von den großen Booten, welche den Verkehr dieser ausgedehnten Region vermitteln. Der Besitzer des Boots ist zugleich Händler und verbringt mit seiner Familie das ganze Leben an Bord des Fahrzeuges. Zur Erntezeit begibt er sich nach den reiserzeugenden Bezirken oben am Flusse, um sein Boot mit diesem Getreide zu beladen, fährt dann den Khyendwin herab und verkauft seine Ladung überall, wo er die besten Preise erzielt, bis er Moonyuwa erreicht, wo er den Rest seines Reises und die Häute, Hörner, das Bienenwachs, den Stocklack oder das Elfenbein verkauft, welche er droben aufzutreiben vermochte. Für seine Rückreise aber kauft er englische Waren ein: Salz, Baumwollenzeuge, türkischrotes und anderes Garn, seidene Taschentücher, Messer, Nadeln, Nägel und andere ähnliche Kurzwaren. Hat er seine Ladung an Bord verstaut, so fährt er mühsam wieder stromaufwärts, indem er sich in der Nähe des Ufers mit der Stange fortstößt, denn die Strömung ist stark. Nach wochenlangen Strapazen in dieser Weise setzt er sich in irgendeinem Dorfe fest, errichtet am Ufer eine Bude oder Hütte als Obdach gegen die Sonne, und seine Weiber machen sich daran, ihre Waren zu verkaufen. Hier bleiben sie dann, bis die nächste Ernte kommt, worauf die alte Rundfahrt angetreten wird. Die Boote fahren gewöhnlich in Gesellschaft als Schutz gegen die Räuber oder Dacoits, wie sie in Indien genannt werden — ein Wort, welches man in Verbindung mit birmanischen Angelegenheiten häufig zu hören bekommt. Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, daß man in jenen halbzivilisierten Regionen mit diesem Berufe kein Schandmal verbindet; es ist ja noch gar nicht so lange her, daß der Straßenräuber auch in England für eine Art Helden galt.

Alungpra, der Gründer der jüngsten Dynastie, scheint anfangs wenig Besseres gewesen zu sein, als ein Dacoit, und man hat noch aus allerjüngster Zeit allen Grund zur Annahme, daß einige von Theebau's Ministern, z. B. Tinedah Mingyza, mit Räuberbanden verbündet waren. Der Prinz Yenung, wie man ihn nannte, der herrschende Günstling aus dem Anfang von Theebau's Regierung. war sicher ein Dacoit, während sein Vater ein leitender Beamter am Hofe war. Natürlich geschah dies im Falle von Männern in amtlicher Stellung alles im Verborgenen, allein ich will ein Beispiel anführen zum Beweise, wie wenig Schmach mit dem Berufe verbunden ist. Als ich eines Tages in Mandalay mit einem höchst achtbaren Shan-Fürsten sprach, welchem wir eine große Summe Geld vorzuschießen im Begriff standen (er war einer der Ratgeber und einflußreichsten Männer des Tsawbwaw oder Fürsten des Staates Moné), bemerkte ich, da seine Jacke offen stand, daß seine Brust mit jenen kleinen Klumpen bedeckt war, welche auf das Vorhandensein von Stückchen Rubin, Saphir, Gold und ähnlichem Geschmeide unter der Haut deuten, und die man als Zaubermittel gegen Wunden in das Fleisch eingesteckt trägt. „Wozu brauchst Du denn derartige Dinge?" fragte ich ihn. — „Oh", erwiderte er in offenster Weise und ohne im mindesten das Gesicht zu verziehen, „ich bin zum Beruf eines Dacoit erzogen worden und mußte mich natürlich unverwundbar machen", und ich darf hinzufügen, daß er sich wirklich in allem Ernste für unverwundbar hielt. Obschon nun der Beruf kaum für einen schimpflichen gilt, so brauche ich wohl kaum zu sagen, daß man den Dacoit nicht so ohn weiteres gewähren läßt, sonst wäre bald niemand mehr vorhanden, den man berauben könnte, und unter dem theoretisch ganz vortrefflichen System, den ganzen Bezirk für jeden begangenen Raub verantwortlich zu machen, wird dann hie und da ein Zetergeschrei erhoben und ein bisweilen erfolgreicher Versuch gemacht, eine Räuberbande auszurotten. Die regelrechte Art der Bestrafung dafür war Kreuzigung, und da der Khyendwin immer von Dacoits unsicher gemacht wurde, so sieht man den gräßlichen Hinrichtungsapparat in Gestalt eines Andreaskreuzes noch häufig an seinen Ufern aufragen.

Das Delta des Khyendwin (wenn man es so nennen darf) endet ungefähr 40 e. Mln. von seiner Mündung, wo an beiden Ufern niedrige Hügel zu erscheinen beginnen, allein in den Thalgründen des Hauptstroms selbst und seiner Nebenflüsse gibt es viele fruchtbare Ebenen. In guten Jahrgängen werden aus dem Khyendwin-Thale eine große Menge Reis und sonstiges Getreide ausgeführt. Die eingesunkenen Ruinen von Städten und verlassenen Dörfern liefern allenthalben das Zeugnis, daß das Land noch eine weit größere Bevölkerung erhalten und ernähren konnte. Ungefähr 70 e. Mln. stromaufwärts nähert man sich den östlichsten Ausläufern der parallelen Höhenzüge welche die scheidende Bergkette zwischen Bengalen und Birma bilden, und von diesem Punkte aus bis so weit hinauf als ich seinen Lauf verfolgte, also ungefähr 150 englische Meilen weit, hält sich der Fluß beständig in der

Nähe der Bergkette und führt durch die herrliche Landschaft, welche ich bereits geschildert habe. Hier begegnete mir ein unterhaltender Zwischenfall: ich erstieg den Hügel hinter einer Stadt, um eine Aussicht zu bekommen, und erblickte ostwärts von mir, auf dem anderen Ufer des Khyendwin, eine der großen Lagunen oder Altwasser, welche durch das Austreten des Stromes in der Regenzeit erzeugt werden. Ich konnte durch mein Fernrohr deutlich erkennen, daß die Lagune von Wasservögeln wimmelt, von welchen ungeheure Mengen zur Winterszeit die Flüsse Birma's besuchen, um mit dem Eintritt der warmen Witterung über die Himâlayas wieder nach ihren fernen Sommerquartieren in Tibet zurückzukehren. Der Anblick dieser zahllosen Gänse, Enten und Kriekenten war ein überaus verlockender, denn die Sorge für die Verpflegung war unter dem buddhistischen Régime von Oberbirma immer eine große Mühsal. Kühe und Ochsen zu schlachten war verboten, Schafe gab es nicht, Ziegen waren selten und eine unschmackhafte Kost wenn man sie überhaupt bekam. Allein auf der vielbefahrenen Straße des Irawadi hat das Vorurteil in so weit nachgelassen, daß man um Geld und gute Worte sich wenigstens Hühner mit der unverhohlenen Absicht, sie zu schlachten, verschaffen kann. Nicht aber so an dem entlegenen Khyendwin, wo es Einem nicht einmal auf heimlichen Besuchen bei Nacht und gegen Bezahlung maßloser Summen gelang, die Vorurteile oder Befürchtungen der Landleute soweit zu überwinden, daß sie Einem Hühner verkauften. Unter diesen Umständen wäre man oft ohne Fleisch gewesen, wenn die Jagdflinte nicht für solches gesorgt hätte, und der Zufall wollte, daß gerade an jenem Tage Schmalhans Küchenmeister war. Als ich daher wieder nach der Stadt hinabgestiegen war, machte ich dem Wooa oder Gouverneur des Bezirkes einen Besuch und bat ihn um die Ermächtigung, mit Mannschaften und Booten auf jener Lagune jagen zu dürfen. Er war zwar sehr artig, erklärte mir aber, der alte König habe das Recht über das Leben des Federwildes auf jener Lagune den Mönchen des benachbarten Klosters übertragen, und er könnte in Verlegenheit kommen, wenn er uns hülfe Natürlich drang ich nicht weiter in ihn, sondern begab mich, nichts Arges denkend, mit meinen Leuten und Booten auf die Jagd und erzielte eine reiche Beute, wohl eben infolge des Schutzes, dessen sich das Wassergeflügel seither erfreut hatte. Während wir noch auf dem Wasser waren, hörten wir ein Geschrei von einer Anzahl von Leuten am Ufer, und als wir landeten, stellte es sich heraus, daß dieses Geschrei uns gegolten hatte. Wir wurden aufgefordert, das Kloster zu besuchen, und erfuhren auf unsere Frage nach der Ursache, daß der oberste Mönch uns mit seinen Ellbogen zu bearbeiten wünsche, weil wir ihm seine Vögel weggeschossen haben. Um diese Strafe zu vollstrecken, kauert der Vollzieher derselben am Boden, der Schuldige wird mit dem Gesichte nach unten an die Erde gelegt und seine Taille unmittelbar unter den Ellbogen des Züchtigenden gebracht, der nun den Arm krümmt und dem Schuldigen eine Reihenfolge von scharfen Stößen mit dem Ellbogen in den weichen Teil des Rückens unter den Rippen versetzt. Die Strafe kann schmerzhaft und sogar gefährlich gemacht werden, und da es überdies dem Ansehen unseres Heimatlandes sehr geschadet haben würde, wenn der erste Reisende aus demselben eine, wenn auch nur kirchliche Strafe erlitten hätte, so lehnten wir unter bewandten Umständen ehrerbietig die Ehre einer Begegnung mit Seiner Eminenz dem Abte ab.

(Schluß folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* Der Tanganyika-See. Das erste Heft des diesjährigen „Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie“ enthält einen äußerst interessanten Artikel von Kapitän Storms über das Problem der Gewässer des Tanganyika-Sees. Die außerordentliche Erscheinung der Niveau-Veränderung in diesem See, deren endliches Ergebnis der Ausfluß seiner Gewässer in das Becken des Lualaba ist, haben nach Kapitän Storms bis auf den heutigen Tag noch keine genügende Erklärung gefunden. Als Cameron und Stanley den Tanganyika besuchten, gab es einen noch unbekannten Faktor, welcher der Lösung dieser schwierigen Aufgabe im Wege stand, denn damals war in der That der Rikwa-(Hikwa- oder Leopolds-)See noch nicht bekannt, obwohl man schon von seinem Namen gehört hatte. Cameron erwähnt den Likoua und Stanley den Rikoua; allein keiner von beiden scheint vermutet zu haben, daß dies der Name eines Sees war, sondern beide glaubten anscheinend nur an das Vorhandensein einer Ebene dieses Namens. Hätten sie auch nur einen Augenblick geargwöhnt, daß Rikwa der Name eines Sees war, so würden sie nach der Ansicht des Kapitäns Storms sich von dieser Thatsache vergewissert haben, denn sie hatten ja, sagt er, mit ihren eigenen Augen den Ausfluß des Sees gesehen, der in den Tanganyika fällt. Unter diesen erwähnt Stanley des Rukugu und Cameron des Musamhuira (Mfume). Stanley kennt keinen anderen See als den Tanganyika, und um sich das Problem der Bewegung seiner Gewässer zu erklären, dachte er sich eine Felsenschranke, welche sich vom Kap Kahanngoua bis zum Kap Kungwe erstreckte und auf deren entgegengesetzten Seiten das Wasser von verschiedenem Niveau sei. Diese verschiedenen Niveaux waren das Wesen seiner Theorie, die er sich, wie Kapitän Storms meint, anders gebildet hätte, wenn er die Wahrheit über den Rikwa-See gekannt haben würde. Die beiden Lagen in verschiedenen Seen waren wirklich vorhanden, nur war der eine der Tanganyika, der andere der Rikwa. Kapitän Storms selbst stattete der Ebene von Katawi, dem ausgetrockneten Teile des Rikwa-Sees, einen Besuch ab, und als er da war, überzeugte er

sich, daß er auf dem Bette eines früheren Sees war — eine Ueberzeugung, welche nach seiner Versicherung Dr. Böhm und Reichard mit ihm teilten. Nach dieser Theorie nimmt der Rikwa-See heutzutage nur noch ein Drittel seines früheren Flächenraums ein und zwei Drittel davon sind in eine Ebene verwandelt worden. Wenn dies eingeräumt wird, so folgt naturgemäs die Frage: Was ist aus dieser gewaltigen Wassermasse geworden, welche verschwunden ist?

Man kann unmöglich mutmaßen, sie sei durch Verdunstung davon geführt worden, wenn dieselbe alljährlich während der Regenzeit eine große Vermehrung erhielt. Stanley und Cameron haben nach Storms die Schwierigkeit gelöst, ohne es zu ahnen, der eine durch den Rukugu, welchen er aus dem unsere Aufmerksamkeit beschäftigenden Becken abfließen läßt, der andere durch den Musamhuira (oder Mfume) welcher nach seiner Angabe das Gewässer desselben Beckens davonführt. Kapitän Storms erhärtete diese letztere Behauptung dadurch, daß er einen Nebenfluß des Mfume bis zu seiner Quelle verfolgte, welche in einer offenen Lücke in der Bergkette war, die das Becken des Rikwa von demjenigen des Tanganyika trennt. Dieser Punkt liegt ungefähr zwölf Wegstunden nordnordöstlich von Karema.

„Hinfort ist der erste Teil der Erscheinung erklärt", sagt Kapitän Storms; „die Gewässer des großen Rikwa-Sees ergossen sich in den Tanganyika; der gegenwärtige Rikwa muß den niedrigsten Teil der ganzen früheren Wasserfläche gebildet und der Mkafu die Gewässer des nun ausgetrockneten Teils nach der Mulde abgeführt haben, welche den jetzigen Rikwa- oder Leopolds-See bildet." Bezüglich der Thatsache, daß im Tanganyika Felsen gefunden werden, welche vom Wasser ab- und ausgeschliffen sind, was Stanley der gewaltigen, durch den Einbruch der Schranke verursachten Strömung zuschrieb (da nach seiner Theorie früher eine Felsenschranke oder Bank die beiden Niveaux des Tanganyika trennte), äußert Kapitän Storms die Ansicht, dieselben seien Felsen, welche von oben in den See hinuntergestürzt seien, wie dies noch immer mit großen Massen geschieht, und die durch das Wasser in ihrer Gestalt hervorgerufenen Veränderungen rühren einfach von der Beschaffenheit des Gesteins und der Wirkung der Wellen des Sees her. Von der Felsenbank oder Schranke in Stanley's Theorie ist keine Spur aufzufinden.

Kapitän Storms geht dann zur Erwägung des zweiten Teils des Problems, nämlich dem Ausfluß der Gewässer des Tanganyika in das Becken des Lualaba, über, welches er folgendermaßen erklärt. Ehe der Lukuga der Ausfluß des Sees wurde, müssen zwei Flüsse an der Stelle vorhanden gewesen sein, welche der jetzige Lukuga einnimmt, und von denen der eine seine Gewässer in den Lualaba führte, der andere in den Tanganyika sich ergoß. Die Thäler, welche diese beiden Flüsse beziehungsweise einnahmen, müssen durch die Bergkette getrennt gewesen sein, welche die Wasserscheide zwischen dem Becken des Lualaba und demjenigen des Sees bildete. Diese Kette weist nun eine große Lücke oder Scharte auf, durch welche der Lukuga einen Weg findet. Um die Bildung dieser Lücke zu erklären, nimmt Kapitän Storms an, das neue Niveau des Tanganyika habe dessen Gewässer zu der Höhe des Rückens, welcher die beiden Becken trenne, erhoben und dann habe die Arbeit der Erosion begonnen. Der Erosion sei vielleicht einige Unterminierung vorangegangen, welche die Zerstörung gewaltsamer und allgemeiner machen würde — eine in Anbetracht der Beschaffenheit des Gesteins sehr annehmbare Hypothese. Die Wirkung der ganzen Erscheinung kann in wenigen Worten folgendermaßen ausgedrückt werden: der größere Teil der Gewässer des alten Rikwa-Sees stürzte in den Tanganyika. Die Gewässer des Tanganyika, dessen Niveau auf diese Weise gestiegen war, erzwangen sich ihren Weg das Thal eines Flusses hinauf, der seine Gewässer in den See ergoß, an dem Punkte, welcher nun der kleine Fluß Luluga ist, und stürzten sich schließlich in das Becken des Lualaba. Dies kann nicht in einer fortlaufenden Weise geschehen sein, sondern muß von dem Fortschritte der Erosion abgehangen haben, welche ihrerseits gleichzeitig wieder von dem Grade der Härte des Gesteins und des Wasserdruckes abhing, und dieser Druck stand wiederum im Verhältnis zu der Wassermenge welche die Regenzeit lieferte, wobei noch die Verdunstung in Abzug gebracht werden mußte.

Um einen deutlichen Begriff von der Sache zu bekommen, wollen wir uns die Gewässer des Sees in einem Niveau denken, welches höher war, als die Lücke. Dies muß der Fall gewesen sein, denn es gab eine Periode, wo der Einlauf größer war als der Abfluß. Die anfangs sehr thätige Erosion muß sich im Verhältnis zum Sinken der Gewässer vermindert haben. Wenn sodann, zur Zeit eines leichten Drucks, ein Aufhören in der Erosion durch die Härte des Gesteins verursacht wurde, so muß die Arbeit derselben eingestellt worden sein bis zu der Zeit, wo die Regen die Gewässer wieder bis zu der Höhe der Lücke gesteigert hatten. Die Trockenzeit mußte ein Sinken des Niveaus des Sees bis unter die Lücke veranlassen, und die Gewässer müssen unter Mitwirkung der Verdunstung in der normalen Weise fortwährend gesunken sein. Es ist ganz möglich, daß die Erosionsarbeit für viele Jahre unterbrochen wurde oder in einer beinahe unmerklichen Weise thätig war. Dies dürfte die Thatsache erklären, daß im Lukuga eine überwuchernde Wasservegetation vorhanden ist. Diese Theorie würde vollständig die Schilderung erklären, welche Stanley vom Lukuga gibt, wo er bemerkt, daß derselbe zuweilen ostwärts, zuweilen westwärts fließe, während der Regenzeit eine große Wassermenge in den See ergieße, aber während der Trockenzeit und des Vorherrschens des Südost-Monsuhns in der entgegengesetzten Richtung fließe. Dies ist gerade das, was man erwarten muß. Gegen das Ende der Trockenzeit hat die Verdunstung den See auf ein sehr niedriges Niveau reduziert und die Erosion aufgehört, so daß mit dem Eintritt der Regenzeit die sämtlichen Gewässer des Thales

bis zu der noch unvollendeten Lücke steigen und sich natürlich durch diese hinab in den Tanganyika ergießen, bis dessen Niveau wiederum bis zu der Höhe der Lücke hinauf gestiegen ist. Sobald diese erreicht ist, verändert die Strömung ihre Richtung und fließt nach dem Becken des Lualaba ab. Dieses zweite Verhältnis muß gegen das Ende der nassen Jahreszeit beginnen und sich bis in die folgende Trockenzeit hinein verlängern. Es liegt ferner klar am Tage, daß in derselben Proportion, wie die Lücke tiefer wird, der Zeitraum sich verringern muß, während dessen der Lukuga nach dem See abfließt. Als Kapitän Storms den Fluß am 16. Juni 1883 besuchte, flossen die Gewässer des Tanganyika noch nach dem Lualaba ab. Dies war an der Mündung des Flusses nicht bemerkbar. Denn hier ist er von 4900 bis zu 6500 Fuß breit, verschmälert sich aber so rasch, daß er eine halbe Wegstunde von der Mündung nur noch eine Breite von 1640 Fuß und an der Krümmung, drittehalb e. Meilen von der Mündung, von nur 1310 Fuß hat. An diesem Punkte macht sich die Richtung der Strömung sehr bemerklich. Als Kapitän Storms diesen Punkt erreichte, sah er einige Gießbäche von rötlichem Wasser sich in den Lukuga ergießen und nahm wahr, daß, während der gegen den See gerichtete Teil des Laufes nicht beeinflußt ward, der dem Lualaba-Becken zugekehrte Teil sehr davon getrübt wurde. Eine andere nicht weniger merkwürdige Thatsache ist die Richtung der Zuflüsse des Stroms. Alle die in der Nachbarschaft des Sees liegenden verlaufen in der Richtung, welche derjenigen des Hauptstroms entgegengesetzt ist, von Ost nach West. Alles dies beweist nach Kapitän Storms' Versicherung deutlich die Richtigkeit der Theorie, daß da, wo der Lukuga nun fließt, ursprünglich zwei Flüsse vorhanden waren, und er zitiert als weiteres Zeugnis eine Ueberlieferung der Eingeborenen. Das Gestein, durch das der Lukuga sich seinen Weg gebahnt hat, ist seiner Beschaffenheit nach ein mit Eisenoxyd gemengtes sandiges Konglomerat. Kapitän Storms erhärtet am Schluß seines Artikels seine Ueberzeugung, daß der Lukuga wegen seiner Fälle und wegen der Felsenmassen, welche seinen Lauf versperren, niemals schiffbar werden wird, und wenn er Recht hat, so ist es mit allen Hoffnungen auf eine durchlaufende Verbindung zwischen der Tanganyika-Region und dem Kongo für immer zu Ende.

* **Die britische Annexion der Kermadec-Inseln.** Die britische Regierung hat beschlossen, von den Kermadec-Inseln, einen kleinen Archipel im südlichen Teil des Stillen Ozeans, Besitz zu ergreifen. Diese Inseln tragen den Namen ihres Entdeckers, eines bretonischen Seefahrers, liegen unter dem 31.⁰ s. Br. und dem 178.⁰ w. L. im Osten der Norfolk-Insel und im Nordwesten von Neuseeland. Die vier Hauptinseln, zusammen nur eine geogr. Quadratmeile groß, sind unbekannt, haben eine neuseeländische Flora und wimmeln von Meeresvögeln, welche hier nisten.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 46. Stuttgart, 15. November. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Zur Ethnographie des Kamerun-Gebietes.

Von Dr. Max Buchner.

Die Dualla oder Kameruner im engeren Sinne, deren es nicht mehr als 20—30,000 Köpfe gibt, bilden nur den kleinsten Teil der Bevölkerung des ganzen Küstengebietes vom Rio del Rey bis Batanga, welche sich ohne das Hinterland, dessen Stämme noch nicht genauer bekannt sind, auf 200—300,000 Köpfe schätzen läßt. Aber keine einzige Bevölkerungsgruppe dürfte die der Dualla an Zahl erheblich übertreffen.

Nach Westen zu, hinter dem Mangrovegürtel des Flußsystems am steilen Ufer des Gebirges, sitzen zunächst die Bimbia-Leute, die sich selber Isubu nennen, mit drei Dörfern, King William-, Money- und Dikullu-Town, die je etwa 40 Hütten und zusammen 600 Einwohner haben. Woher der Name Bimbia kommt, ist mir unklar geblieben. Die Eingeborenen selbst sagen Bimbi und halten diese Bezeichnung für englisch.

Was westlich von Bimbia als die englische Kolonie Viktoria verzeichnet steht, ist eine Schöpfung der neueren Zeit. Der betreffende Grund und Boden gehörte zum Machtbereich des 1877 ermordeten King William von Bimbia und war vor der Gründung von Viktoria unbewohnt.

Die Bimbia-Bevölkerung nahm in der letzten Zeit stetig ab. Ein kleiner Teil derselben siedelte sogar nach Viktoria über, das durch die Baptistenmission aus einem Nichts zum Schwerpunkt und Marktplatz der ganzen Gegend geworden war. Und in gleichem Sinne mit dieser Anziehungskraft wirkten dann auch noch vertreibende Momente mit.

Verschiedene Streitigkeiten und Fehden hatten den Bimbia-Leuten ihren Haupterwerb, den Handel, lahmgelegt, nicht blos mit den wilden Bergbewohnern, den Bakwiri, die sie als ihre „Country-people" betrachteten und demgemäs ausbeuteten,[1] sondern auch mit King Bell, der wieder sie ausbeutete.

Im Jahre 1877 war der alte mächtige King William von Bimbia auf Anstiften des Bakwiri-Häuptlings Buloa von Sopo, bei Bokonange, meuchlings erschossen worden. Seit dieser Unthat wagen es weder die Bergbewohner nach Bimbia herabzukommen, noch die Bimbia-Leute in die Bergregionen hinaufzusteigen. Fällt irgendeinmal ein armseliges, unschuldiges Individuum des einen Feindes in die Hände des anderen, so wird es ebenso feige abgemordet, als man sich gegenseitig voreinander fürchtet. So soll noch im Jahre 1883 ein Junge aus der Sopo-Gegend, blos weil er von dort oben herstammte, am Strande von Bimbia zur Rache für den King William öffentlich hingerichtet worden sein

Um dieselbe Zeit ungefähr hatte King Bell wegen einer Schuld von so und so viel Weibern, welche sie durch ein Palaver auferlegt bekommen hatten, aber nicht

[1] Als Country- oder Busch-Leute werden die Produzenten des Inneren bezeichnet, von denen die den Handelsverkehr mit den Europäern monopolisierenden Küstenstämme ihr Palmöl und sonstige Exportartikel kaufen.

bezahlen konnten oder wollten, den Bimbia-Leuten einfach die ganze Insel Nikoll weggenommen.

Das kleine Bimbia-Land samt dem Inselchen Nikoll, das die Bimbia-Bucht mitbilden hilft, also die südlichste Ecke des Kamerun-Gebirges, war glücklich noch deutsch geworden, während die Ambas-Bucht mit Viktoria leider englisch blieb. Wir mußten uns damals zufrieden geben, daß wir doch wenigstens den östlichen Teil des Gebirges und damit das ganze Flußsystem für uns retten konnten. Durch die Verhandlungen des Grafen Herbert v. Bismarck mit Gladstone in London erhielten wir erst später die Anerkennung unserer Oberhoheit über das ganze Gebirge mit Ausschluß des Viktoria-Gebietes bis zum Rio del Rey, und auch dieses ist uns infolge privatrechtlichen Abkommens mit der Baptistenmission noch zugefallen, so daß wir also jetzt das ganze Gebirge unser nennen können.

Ueberall dort steigen die schwarzen Lava-Felsen steil aus dem Meere empor. Aber fast von der Brandungslinie an sind sie so dicht überwuchert mit der unvergleichlichen Fülle tropischer Waldung, daß nirgends eine nackte Stelle hervortritt, bis hinauf zur Grenze der Wolken. Denn selten sieht man diese Höhen unverschleiert. In Viktoria treten die dunklen Laubwälder so weit zurück, daß sie nicht blos eine geräumige Bucht, sondern auch einen Halbkreis nahezu ebenen Thalbodens aufkommen lassen. In Bimbia dagegen thut die Natur ihrer gründlichen Abneigung gegen die Horizontale nicht den geringsten Zwang an. Gleich vom Ufer an geht es steil aufwärts.

Wenn auch diese Schroffheit des Bimbia-Landes der Anlage europäischer Niederlassungen einige Schwierigkeiten bereitet, so ist als Ersatz dafür die kleine Bimbia-Bucht ein viel besserer Hafen als die breite stattliche Bay von Viktoria. Große Schiffe müssen beiden fern bleiben, kleinere Fahrzeuge aber, von nicht mehr als acht Fuß Tiefgang, können in Bimbia bis auf 100 m. ans Land heran, während in Viktoria so viele Klippen harten Basalts das Ufer besäumen, daß auch sie ungefähr eine Seemeile (1850 m.) weit draußen ankern müssen.

Den Ostabhang des Gebirges von Viktoria und Bimbia nordwärts bis nach Bakundu, am Mungo-Fluß, bewohnen die Bakwiri unter zahlreichen Häuptlingen, lauter einzelne Gemeinden ohne staatlichen Zusammenhalt. Das Gebirge erhebt sich dort mit seiner sanften Vulkanböschung über einer Staffel, die schätzungsweise ein Viertel der ganzen Höhe, also 1000 m., beträgt.

Von Bakundu in Südsüdwestrichtung bis nach Jketa, dem ersten Bakwiri-Dorf, das man von dieser Seite her antrifft, steigt man durch unbewohnten Urwald, abgerechnet mehrere tiefe Schluchten, langsam und stetig aufwärts. Ist man oben auf jener Staffel, so wird man überrascht durch eine außerordentlich dichte Bevölkerung. Südwärts bis nach Bonjongo hin, von wo aus der Weg nach Viktoria wieder hinabführt, geht es dann fast ununterbrochen durch Kulturland, durch frische Felder, durch robuste Schilfgrasbestände, die aus ehemaligen Feldern emporschossen, durch zahlreiche Dorfschaften, und nur ausnahmsweise auf kürzere Strecken durch Wald: das ist das Land der Bakwiri.

Das westliche Ufer des hinter dem Berge aus Norden herabkommenden Mungo-Flusses gehört den Bakundu, den Balung und den Mungo-Leuten, drei verschiedenen Stämmen, gleichfalls ohne festen staatlichen Zusammenhalt, von denen der erste der größere zu sein scheint. Von den Balung sind noch die Pundu-Leute, ein einziges Dorf, als Gemeinde besonderer Selbständigkeit abzuscheiden.

Ueber die Mungo-Leute herrschen die Häuptlinge Suna und Esso, die durch Verschuldung und erlittene Gewalt in ein gewisses Vasallenverhältnis zu King Bell und dessen Leuten geraten sind. Man sieht es den elenden Subjekten, die sich beide durch Bettelsucht und eine gewisse halberheuchelte Stupidität auszeichnen, auf den ersten Blick an, daß es mit ihrer Souveränität niemals weit her sein konnte. Sie unterscheiden sich hauptsächlich dadurch voneinander, daß Esso ein dickes Elefantenbein (Elefantiasis) und Suna einen geräumigen Nabelbruch mit sich herumschleppt. Das Wasser des schönen Mungo-Flusses, der dicht an ihnen vorbeifließt, scheinen sie weder innerlich noch äußerlich zu lieben. Ihr höchstes Entzücken ist Schnaps. Ihre Haut aber deckt eine Schmutzkruste von respektablem Alter. Die Mungo-Leute sollen noch immer das echtafrikanische Palmfaserzeug auf eigenen Webstühlen anfertigen, was ich leider erst nachträglich erfahren und deshalb nicht gesehen habe. Als ich einmal genötigt war, Mungo-Leute als Träger zu dingen, mußte ich mir gestehen, daß ich niemals vorher ein niederträchtigeres Diebsgesindel kennen gelernt hatte.

Die Bakundu handeln zum Teil bereits ins Kalabar-Gebiet hinüber. Sie überschreiten damit nicht blos eine politische, sondern auch eine viel interessantere sprachliche Grenze. Denn die Kalabar-Leute gehören sprachlich bereits zu den Sudan-Negern. Obwohl die Bakundu somit auf dieser Seite Afrika's die nördlichsten Bantu-Neger zu sein scheinen, zeigen doch auch sie schon einige Uebergänge in linguistischer Beziehung. Charakteristisch ist für die Bantu, daß sie die Sinnesmodifikationen der Begriffe, namentlich Singular und Plural, durch Vorsilben oder Präfixe ausdrücken, während wir Europäer und ebenso die Sudan-Neger hierzu Nachsilben gebrauchen. Wir sagen „Mensch," „Mensch e n", die Bantu würden ungefähr sagen „Mensch", „E n mensch". Auch in Bakundu gibt es schon Suffixe hierfür. „Ino" heißt „Vogel" sowohl im Bakundu als auch im Dualla. „Vögel" heißt im Dualla „aino", im Bakundu aber „inoni".

Die beiden wichtigsten Nachbarstämme der Dualla sind die Abo und die Wuri. Beide sprechen zwei vom Dualla und unter sich deutlich verschiedene Sprachen oder Dialekte.

Die Abo bewohnen das hügelreiche Palmenland des kurzen Abo-Flusses und reichen nach Ost und West bis an die Parallelflüsse von Wuri und von Balung oder Mungo.

Den Mungo erreichen sie mit einem vorgeschobenen Posten in Buniu, von wo aus unsere Rebellen, die mit ihnen gegen King Bell verbündet, längere Zeit eine Flußsperre unterhielten. Ihre vornehmsten Häuptlinge sind Leoa in Manduka, Kotto in Mangamba, Muelle in Miang und Elembe in Dapaki. Dann wird auch noch als solcher ein gewisser Essussua genannt, der am weitesten unten, in der Nähe von Dibumbari, hausen soll.

Der bedeutendste unter den vieren ist Leoa von Manduka, der deshalb auch King Abo genannt wird. Dieser Leoa ist derselbe gefährliche Mann, der im Vereine mit Muelle von Miang seinerzeit versucht hat, unseren Admiral Knorr samt dessen ganzem Stabe, zu dem auch der Schreiber dieses gehörte, mittels eines quer durch den Fluß gezogenen Zaunes abzufangen. Sein Hauptärger, an dem er schon lange krankte, war der Niedergang seines ehemals blühenden Handels in Palmöl und Palmkernen, die er aus dem Hinterlande bezog und an die Kameruner verkaufte, und die Schuld daran war kein Geringerer als unser getreuer King Bell. Dieser hatte nämlich seit zwei Jahren am Mungo- oder Balung-Fluß, der dem Abo kaum 20 Km. westlicher parallel läuft, seine Handelsstationen bis zum Ende der Schiffbarkeit emporgeschoben und bezahlte dort so gute Preise, daß die Produkte des Landes zwischen den beiden Flüssen, die bisher dem Leoa gebracht worden waren, sich naturgemäs dem Bell zuwandten. Durch die Admiral Knorr bereitete Verlegenheit, die aber glücklich beseitigt wurde, glaubte der geifernde, boshafte Negergreis ein Handelsverbot gegen King Bell erpressen zu können.

Der Muelle von Miang schien ein ähnlicher Herr zu sein. Kotto von Mangamba aber, ein jüngerer, der Zivilisation mit gewisser Gier entgegenstrebender Emporkömmling, war uns bei derselben Gelegenheit sogleich ein biederer Vasall geworden und ist es auch wohl geblieben. Kotto behauptet, daß ihm folgende Dörfer unterthan seien: Bonambulle, sein Residenzdorf, dessen Gau Mangamba heißt, dann Bonakwaß, das unweit davon auf einem Hügel dicht am Flusse liegt, Singabuttu Bonaiang, Bonakó, Fiko, Kuná, Mukuma. Solche Mitteilungen über die eigene Macht und Größe afrikanischer Potentaten sind indes immer mit Vorsicht aufzunehmen. Kommt man zum Häuptling von Singabuttu, so behauptet dieser vielleicht ein umgekehrtes Verhältnis, nämlich, daß der Kotto zu ihm gehöre.

Die Wuri, welche die Ufer des gleichnamigen Flusses bewohnen, stehen unter zwei Oberhäuptlingen namens Etuka (auch King Toka genannt) und Koamakembe. Dem Koamakembe sollen die Dorfschaften Bonakó (vergl. Kotto's Besitzangaben), Sikabuniu und Bonamenge gehören; dem Etuka gehört Kunang. Hugo Zöller hat sie näher kennen gelernt. Auch sie haben später mit uns Verträge abgeschlossen.

Während die Abo sich am liebsten hoch oben auf Hügeln ansiedeln, sollen die Wuri ihre Dörfer unten in dem weiten Inundationsbett bauen und alljährlich viel von Ueberschwemmungen leiden. Zur Regenzeit soll zeitweise jedes der Wurihäuser eine Insel sein. Von ihnen stammt denn auch wohl der bei den Dualla übliche, aber dort fast nie motivierte Baustyl, die Häuser auf meterhohen, künstlichen Platformen zu errichten. Und von ihnen stammen auch wohl die häufig den Kamerun-Fluß herabschwimmenden, alles verpestenden Menschenleichen. Wenn jedes Haus eine Insel ist, wirft man eben die Toten einfach über Bord. Die Wuri haben große Kanoes, wie die Kameruner, die Abo jedoch haben keine und können nicht einmal schwimmen.

Oberhalb Jerulabakum, der letzten Dualla-Siedelung, die unweit des Zusammentreffens der Flüsse Wuri's und Abo liegt, sind rechts vom Abo die Jabiang unter den beiden Häuptlingen Matekke und Epupansum und links davon ein verstecktes Dorf der Koko oder Kwakwa, namens Dissongo, deren Hauptmasse nahe der Kamerun-Mündung in der Gegend von Malimba, am Kwakwa, sitzt, als kleinere ethnographische Bruchstücke eingestreut. Noch ungefähr 20 Km. weiter oberhalb, bereits mitten in Abo-Land, stößt man auf die Handelsstation Mussoko, die von Daido-Leuten, also echten Kamerunern, unterhalten wird. Hinter den Wuri sitzen die Budiman, die Endokoko und schließlich die Baiong. Hinter den Abo folgen zunächst die Missurukang.

Nicht zu vergessen sind ferner die Leute von Dibumbari und Bomano, die als ganz nahe Nachbarn der Dualla links von den verschiedenen Wasserwegen, welche nach Abo führen, und noch im Bereiche oder hart an der Grenze des Mangrove-Labyrinthes wohnen. Es muß eine ganz geringfügige Volksgruppe sein. Doch machen sie durch ihre ewigen Handelszwiste mit den Dualla viel von sich reden. Dualla-Verbrecher flüchten am liebsten nach Dibumbari oder Bomano.

Kehren wir nun wieder zum Kamerun-Haff zurück. Von dem Ankerplatz desselben, der für die größten Schiffe zugänglich ist, soll eine Dampfbarkasse bis zum Kwakwa und dessen Ortschaften (wahrscheinlich mit Hülfe des Flutstroms) fünf Stunden brauchen, und vom Kwakwa- bis zum Edea-Fluß soll die Entfernung ebenso weit sein. Am Kwakwa regieren zwei Kings; zuerst Kalaki, dann weiter oberhalb Toko. Der Dibamba oder Lungasi, wie er an seinem unteren Ende heißt, soll des ganzen Kamerunsystems längster Fluß sein. Man erreicht ihn, indem man durch den Doktor-Creek geht und eine Nacht in Japuma schläft. Vom Kwakwa wurde behauptet, daß es dort ungeheuer viele Cocospalmen gäbe, die niemand und allen gehörten, seitdem die eigentumsberechtigten Familien infolge von Krieg vernichtet worden oder geflüchtet seien.

Die genannten Völkerstämme umfassen ein halbkreisförmiges Gebiet, das kaum mehr als 100 Km. Radius hat, die Meeresküste als Halbmesser betrachtet. Was dahinter liegt, gehört bereits zu den Fabelländern. Nur

durch Sklaven, die aus jener Richtung herstammen, kann man einige Andeutungen darüber erfragen. Die Sklaven der Kameruner pflegen sogar in Landsmannschaften sich zusammen zu thun, und so die Erinnerung an ihre Herkunft zu wahren. Derlei Vereinigungen scheinen auch bei ihnen leicht den Charakter geheimer Orden anzunehmen. So sollen die Baiong dem Kosso, die Makumkum dem Buä, die Baneng dem Dimbung huldigen. Die genannten drei Bezeichnungen hört man dann manchmal auch als die Namen von Lokalgottheiten nennen. Baneng soll im Inneren von Dibamba, Baiong sehr weit gerade gegen Osten, Makumkum über Abo hinaus liegen und zwar über nicht weniger als weitere drei Völkerschaften hinaus. In Baiong soll King Fomu herrschen. Wenn Sklaven dorthin zurücklaufen, werden sie einfach nochmal verkauft.

Das hier Vorgebrachte soll weiter nichts sein als eine flüchtige Skizze, ein grobgezogener Rahmen, in welchen künftige Forschungen noch manches Detail einzutragen haben werden. Nirgends in ganz Afrika tritt das unentschleierte Innere so dicht ans Meer vor, wie gerade in unserem Kamerun-Winkel des Guinea-Golfes. In zwei oder drei Tagen kann man dort bereits bis zu Völkerschaften gelangen, die noch nie einen Weißen gesehen haben. Möge diesem Reiz des so nahe winkenden Geheimnisvollen auch die Entdeckung wirklicher Werte folgen! Wenn irgendwo in Afrika, berechtigt gerade dort unsere Unkenntnis zu Hoffnungen. Die vulkanische Natur des Bodens, die Sicherheit unerschöpflicher Regenmengen, namentlich aber auch die jungfräuliche und noch erziehungsfähige Ursprünglichkeit der eingeborenen Bevölkerungen: das sind drei Faktoren, die Günstiges versprechen, ohne daß dabei die große Sünde eines leichtfertigen Optimismus allzusehr gefürchtet zu werden braucht.

Studien zur Bevölkerungslehre, insbesondere die Frage der Volksvermehrung.

Von Dr. Eduard Reich zu Glücksburg.

§ 1.

Werden die Verhältnisse des gesitteten Daseins in das gesellschaftliche System des Eigennutzes, des Wieviel-Soviel gepreßt; entscheidet der Markt mit seinen Faktoren von Angebot und Nachfrage über das Schicksal und Lebensglück aller Mitglieder des Gemeinwesens; fehlt es an Gegenseitigkeit und ist jedes Individuum in seinen gesamten Beziehungen auf die Früchte seiner Arbeit gewiesen, welche nach den Konstellationen des Marktes heute Wert hat und morgen keinen; so ist auch die Frage der Fortpflanzung und Vermehrung ein Spiel des Marktes, aus den naturgemäßen Bahnen herausgeworfen, ja für unzählige Menschen ein Füllhorn von Unglück und Verhängnis.

Aus diesem Grunde brauchen wir keinen Augenblick verwundert zu sein, kurzsichtige Gesetzgeber und beschränkte angebliche oder wirkliche Menschenfreunde für Hemmung der Fortpflanzung bei den mittellosen und dürftigen Klassen des Volkes eintreten zu sehen, andererseits allerhand Vorkehrungen zur Abwendung der Befruchtung preisen zu hören. Anstatt auf den Grund des Leidens zu gehen und die Ursache zu beseitigen, balgt man mit den Erscheinungen sich umher und sucht diese durch Mittel der Quacksalberei zu entfernen.

Woher will ein Mensch das Recht leiten, seinem Mitmenschen, der innerhalb des naturwidrigen egoistischen Erwerbssystems in Bezug auf den Besitz von Materien zu kurz gekommen ist, die öffentlich anerkannte und geheiligte Form des Gattungslebens, die Ehe, zu verbieten? Wie kann ein Staatsbürger, der zufällig mehr Materien besitzt, dem anderen Staatsbürger, der zufällig weniger Materien besitzt, zumuten, die Entstehung von Nachkommenschaft mittelst künstlicher Vorkehrungen zu verhindern?

§ 2.

Innerhalb höchst zivilisierter Gesellschaften wird niemand veranlaßt sein, Fragen solcher Art aufzustellen; denn es wird keine öffentliche Autorität die Dreistigkeit haben, den Staatsbewohnern Vorschriften in Bezug auf ihr Zeugungsleben zu machen, und es wird Elend unbekannt und darum eine Nötigung, die Progenitur zu beschränken, gar niemals vorhanden sein. Höchst gesittete Gemeinwesen kennen keine Klasse von Menschen, die von aller Welt getreten, ausgesaugt und verachtet wird, und deren einziges Vergnügen die Zeugung ist — welche um so intensiver stattfindet, je mehr das Volk in engen Wohnräumen sich zusammenpressen muß. Demnach kann in solchen glücklichen Gesellschaften auch niemals die Rede sein von übermäßiger Vermehrung der Volkszahl. Und da in derartigen Gemeinwesen der Boden sorgfältig bearbeitet und gepflegt wird, nutzlose Fabrikationen nicht an der Tagesordnung sind und keines Marktes Schwankungen bestehen, also auch niemand in Unglück und Leiden stürzen, darum ist auch jedes Gebiet vermögend, die auf demselben lebende und wachsende Bevölkerung wohl und, selbst bei größerer Zunahme der Bürgerzahl, noch Jahrhunderte lang ausreichend zu ernähren.

Gehen wir auf den Grund und bessern wir das System des gesellschaftlichen Zusammenlebens, indem wir Gegenseitigkeit und Sympathie an Stelle des Egoismus setzen, die Arbeit aller allen fruchtbringend machen, jedem von Staats wegen sein unnehmbares Eigentum und seines Leibes wie seiner Seele Notdurft sichern, — so fällt die Malthusianische Lehre in Staub und Asche, und das sogenannte Zweikinder-System samt allem Betrug der Natur zeigt sich in seiner vollsten Verächtlichkeit und Schädlichkeit.

§ 3.

Meinen Anschauungen über Zeugung und Wachstum der Bevölkerung habe ich Ausdruck gegeben in meinem

1880 (1879) zu Jena erschienenen Werke: „Die Fortpflanzung und Vermehrung des Menschen aus dem Gesichtspunkte der Physiologie und Bevölkerungslehre betrachtet". Ich bin durch unbefangenes Studium aller diesen Gegenstand betreffenden Fragen zu der Erkenntnis gekommen, daß die beste Politik der Bevölkerung darin besteht, Fortpflanzung und Vermehrung in gar keiner Weise zu hemmen, sondern jedes Individuum in den Stand zu setzen, den Trieb der Gattung normal zu befriedigen. Demnach darf es keinem verwehrt sein, in die Ehe zu treten, sondern im Gegenteil muß die Gemeinschaft aller Bürger durch gerechte Austeilung der durch die Arbeit aller gewonnenen Güter jedem Einzelwesen die gesundheitsgemäße Erhaltung seiner selbst und seiner Familie ermöglichen und verbürgen.

Jede Politik, welche auf Hemmung des Gattungslebens hinausläuft, ist eine Politik der Schande und des Verbrechens; denn die Zeugung kann und darf ebenso wenig gehemmt werden, wie das Essen und Trinken, Wachen und Schlafen, Wohnen und Kleiden, Fühlen und Denken. Es möge immerhin Selbstbeherrschung und Zurückhaltung in fleischlicher Liebe gepredigt werden: beide sind höchst bedeutungsvoll und unerläßlich; aber dasjenige, was mit dem Namen von Abtötung des Fleisches belegt wurde, ist absolut unvereinbar mit dem normalen Bestand der Gesellschaft, einerlei ob es hier von unbedingter Enthaltung oder nur von einer über die natürlichen Grenzen hinausgehenden Zurückhaltung sich handelt.

Weil der Fortpflanzungstrieb ebenso wenig sich kommandieren läßt, wie der Nahrungstrieb, so muß jede Hemmung desselben durch Mittel der Gewalt das Wuchern desselben im geheimen zur Folge haben. Also, verhindert man eine Klasse von Menschen daran, zu rechter Zeit in die Ehe zu treten, so fördert man hiermit die Prostitution. Und hemmt man die öffentliche Prostitution, so richtet die geheime die großartigsten leiblichen und sittlichen Verheerungen an. Das einzige Hülfs- und Heilmittel ist und bleibt jene Umgestaltung innerhalb des gesellschaftlichen Systems, auf die ich oben deutete und die ich in meiner Arbeit „Der Staat der Zukunft" (Leipzig 1879) genau entwickelte.

§ 4.

Im vorigen Jahre kam eine Schrift von Karl Kautsky mir in die Hände, deren Titel ist: „Der Einfluß der Volksvermehrung auf den Fortschritt der Gesellschaft". Dieselbe, erschienen im Verlage von Bloch und Hasbach zu Wien 1880, handelt auf 208 Druckseiten großen Oktav-Formats über die Malthus'sche Theorie der Bevölkerung, über das eiserne Lohngesetz, über Laster und Elend, die geometrische und arithmetische Zunahme der Bevölkerung und über die vorbauenden Hindernisse der Volksvermehrung in einer Art und Weise, daß man genötigt ist, Kenntnis hiervon zu nehmen und die zum Teil sehr gewichtvollen, teilweise allerdings auch weniger gegründeten Auseinandersetzungen ernsthaft zu erwägen, oder doch mindestens zu beachten.

Zunächst versucht Kautsky, diejenigen zu widerlegen, welche das Werk von T. R. Malthus: „An Essay on the Principle of Population; or, a view of its past and present effects on human happiness; with an inquiry into our prospects respecting the future removal or mitigation of the evils which it occasions". The third edition (London 1806. Zwei Bände in 8°) und die darin entwickelte Theorie als widerlegt und veraltet betrachten. Leider stand ihm aber nicht das Original zu Gebote, sondern zunächst die deutsche Uebersetzung desselben, welche Hegewisch herzlich schlecht besorgte und 1807 zu Altona erscheinen ließ; aber glücklicherweise hatte er auch die gute französische Uebersetzung von P. und G. Prevost zur Hand. Wer über die Ideen von Malthus ganz genau unterrichtet sein will, muß unbedingt das Original, und zwar ohne Vorurteil, langsam lesen.

So lange die Gesellschaft auf dem Grunde von Kauf und Tausch steht, also auf dem Standpunkte niederer Entwickelung des Raubtieres und Menschenfressers, so lange wird es notwendig sein, die Malthus'sche Theorie zu beachten, wenn auch ohne irgendwelche Folgerung für die Praxis, wird jedoch auch hier widersinnig sein, dieselbe in Bausch und Bogen anzunehmen. Hat aber die menschliche Gesellschaft diesen unteren Standpunkt der Barbarei verlassen und ist auf dem höheren Standpunkt der Nächstenliebe (oder Sympathie) und Gegenseitigkeit angekommen, so versinkt die Malthus'sche Theorie sofort im Ozean ewigen Vergessens. Ich habe oben bereits hierauf hingedeutet und mache den Autor des genannten österreichischen Buches darauf aufmerksam.

§ 5.

Es kommt immer die Höhe der Warte in Betrachtung, von der aus man die Dinge der Welt und die Systeme der Menschen, somit auch die Malthus'sche Theorie, wahrzunehmen sucht. Wenn Malthus die Uebervölkerung als Ursache des Elends betrachtet und allen Unbemittelten an das Herz legt, möglichst wenig oder gar keine Nachkommen zu zeugen, damit der Arbeitsmarkt nicht überfüllt werde, so ist dieß umsomehr jammervoll und ekelhaft selbstsüchtig, je höher der Standpunkt des Beurteilenden sich befindet; nur der gemeine Materialist und Egoist kann der Auffassung des gesitteten Menschenlebens als Arbeitsmarkt und dem Wunsch, diesem erbärmlichen Mißverhältnis aus den Zeiten der zivilisierten Bestialität sich anzupassen, Beifall zollen. Der Mensch, in Armut von aller Welt abgeschlossen und verstoßen, verachtet, ausgenutzt und ausgesaugt, findet sein einziges Vergnügen in der Liebe. Und nun maßt sich ein Mitmensch, der von den Leiden der mit Elend ringenden Klassen gar niemals eine halbwegs genaue Vorstellung sich machen kann, an, dem Enterbten, Gequälten, Gemarterten zu raten oder gar zu befehlen,

er möge im Punkte der Liebe sich zurückhalten, ja die Zeugung ganz unterlassen! Welche nichtswürdige Frechheit! Und diese unverschämte Zumutung ist einerseits Ausfluß selbstsüchtigster Ueberhebung, andererseits die echteste Frucht des Baumes tiefster Unkenntnis der Natur. Menschen solchen Schlages vergöttern alles Geist- und Herzlose, somit auch den philisterhaften Teil der Malthus'schen Lehre.

Die Annahme von Malthus, daß die Lebensmittel nur in arithmetischer Reihe sich vermehren, die Bevölkerung aber in geometrischer Reihe zunimmt, kann nur für Länder seine Geltung haben, die zu mehr als neun Zehnteilen von in tiefstem Elend schmachtenden Proletariern der Fabriken bewohnt sind, von Ländern, in denen der Ackerbau immer mehr zurückgeht, die mittleren Stände verschwinden und König Mammon als grausamster aller Tyrannen herrscht; für alle anderen Erdschollen ist sie eine grausame Lüge oder wenigstens schamlose Uebertreibung.

Ueber die Malthus'sche Forderung der geschlechtlichen Enthaltsamkeit blos vom Armen und der Beseitigung aller Hülfsmittel, welche, wie z. B. Findelhäuser, Unterstützung u. s. w., die Volksvermehrung bei den armen Klassen angeblich mittelbar begünstigen sollen, bemerkt Kautsky unter anderem: „Es ist eine Gefühlsroheit sonder Gleichen, welche sich bei allen Malthusianern, auch Mill nicht ausgenommen, zeigt, daß sie nicht denjenigen bestraft wissen wollen, der zu viel Kinder zeugt, wie es die natürliche Konsequenz der Malthus'schen Bevölkerungslehre wäre, sondern den, der Kinder zeugt, ohne dieselben ernähren zu können. Nicht der Umstand scheint ihnen strafbar, daß man zur Uebervölkerung beiträgt, sondern daß man dasselbe thut, wie die Reichen, ohne reich zu sein. Dieser Brutalität, welche übrigens keine notwendige Konsequenz der Malthus'schen Bevölkerungslehre ist, mag zu großem Teile die erbitterte Feindschaft so vieler wohlmeinender Männer gegen Malthus zuzuschreiben sein."

§ 6.

Im weiteren Laufe seiner Betrachtungen kommt Kautsky zu Erkenntnis der höchst gewichtvollen Thatsache, daß die letzte Folge der Konzentration des Reichtums in den Händen einiger Wenigen und die Verbreitung von Armut und Elend über den allergrößten Teil des Volkes Entvölkerung des Landes ist.

Und diese Erkenntnis wird durch jedes Blatt der Weltgeschichte bestätigt. Dem parteilosen Beobachter und Menschenkundigen kann es ferner nicht entgehen, daß die dem wirklichen Elend verfallenen Familien eine sehr kurze Dauer des Lebens aufweisen, sowohl im ganzen als auch bei den Individuen, aus welchen sie sich zusammensetzen, und daß dieses frühzeitige Absterben die Wirkung ererbter und erworbener Gebrechlichkeit ist, welche Mühsal, Entbehrung des Notwendigsten, Drangsal, gesundheitswidrige Ernährung und Gebrauch des Branntweins als Mittel zu Erheiterung der Seele und Stillung des Hungers hervorbrachten.

Wie kann da noch jemand dafür sich erwärmen, der gequälten Menschheit im Punkte des Zeugens Enthaltung oder äußerste — notwendig zu Krankheit führende — Mäßigung anzuraten oder aufzuerlegen, anstatt doch zunächst die Ursache alles Uebels und aller Ueber- und schließlich Entvölkerung, die Kapitalherrschaft und die Massenarmut zu beseitigen, das Wieviel-Soviel durch Gegenseitigkeit zu ersetzen und dadurch allein das gesittete Dasein normal zu gestalten, umfassende Gesundheitspflege des Leibes und der Seele zu ermöglichen, deren Erfolg sicher zu stellen!

§ 7.

Wenn Malthus behauptet, Laster und Elend werden und können nur dann beseitigt werden, wenn kluge Gewohnheiten in Bezug auf die Ehe zur Herrschaft gelangen, so ist damit die Einseitigkeit auf die Spitze getrieben. Zugeben müssen wir für alle Fälle, daß gute und glückliche Ehebündnisse, wie solche nur unter naturgemäßen Beziehungen des Daseins möglich sind, nicht wenig dazu beitragen, dem Laster und Elend entgegen zu arbeiten. Allein, unter Herrschaft des Massenelends, und, auf der anderen Seite, der üppigen Protzigkeit, gibt es keine glücklichen Ehen, und bei den mit Lebensnot Ringenden ist von „klugen Gewohnheiten" in der Ehe durchaus nicht die Rede. Solche Gewohnheiten gehören schon in das Gebiet des Lasters und schaden, wie L. F. E. Bergeret in seinem Werke: „Des fraudes dans l'accomplissement des fonctions génératrices, dangers et inconvénients pour les individus, la famille et la société", Paris 1868, in 18⁰, treffend zeigt und wie ich bestätigen kann, dem Menschen in einer gar nicht zu berechnenden Weise. Durch Verhinderung der Befruchtung möge insofern das Elend beschränkt werden, als die Zahl der Nachkommen in den Ehen abnimmt; aber das Laster wird dadurch nicht vermindert, ja Krankheit und Siechtum werden unbedingt veranlaßt und auch durch deren Vermittelung die Fluten des Lasters gesteigert. Was wiegt nun schwerer: Kleinere Familien und größere Gebrechlichkeit, oder größere Familien und kleinere Nahrungsmengen? Das Quantum des Lasters ist auf beiden Seiten das nämliche, und allzu viele Nachkommen findet man mehr in gebrechlichen Familien als in gesunden.

Bei weiterer Betrachtung aller der Gegenstände, die von großem Einfluß sind auf das Wohl und Wehe und schließlich auf die Zahl der Bevölkerung, begegnet uns die Frage des Lohn- und Marktgesetzes. Die Lehre von diesem Ungetüm der menschlichen Einbildung beruht auf Selbsttäuschung, Selbstbetrug und Betrug seiner Mitbürger; selbe, gleich der ganzen Nationalökonomie der Schulen, ist wert und würdig, durch rauchende Salpetersäure in ein Knallpräparat verwandelt und verpufft zu werden.

Der oben erwähnte Kautsky gelangt, nachdem er mit

Lohngesetz und Malthus-Lehre zur Genüge sich gebalgt, zu folgenden Schlüssen: „Also nicht Verringerung der Arbeitslast, sondern Verringerung der Arbeiter und Vermehrung derjenigen, welche von anderer Leute Arbeit leben, das würde die Durchführung des Malthus'schen Vorschlages zur Folge haben. Eine solche Ansicht mag der Bourgeoisie behagen; die Arbeiter aber werden es für geratener finden, sich nach einer anderen Lösung der sozialen Frage umzusehen. Auf dem Boden der kapitalistischen Produktionsweise wird dieselbe kaum zu finden sein. Solange das Kapital den Arbeiter anwendet und nicht der Arbeiter das Kapital, welches dann wahrscheinlich aufhörte, Kapital zu sein, und bloses Arbeitsmittel würde; so lange von der Nachfrage des Kapitals nach Arbeit das Schicksal des Arbeiters abhängt, solange kann der Arbeitslohn nicht dauernd über dem zur Wiederherstellung der Arbeitskraft gewohnheitsmäßigen Nötigen stehen. Eine jede Verminderung des Angebots von Arbeit zieht naturnotwendig eine Verminderung der Nachfrage nach Arbeit nach sich, so daß eine dauernde Erhöhung des Lohnes durch dieses Mittel nicht möglich ist. . . Die Verminderung des Angebots menschlicher Arbeitskraft, wie sie die Malthusianer oder wie sie die Gewerkvereinler wollen, wird daher durchaus nicht den gewünschten Erfolg haben. Die Arbeiter mögen in dieser Hinsicht thun, was sie wollen, sie mögen den achtstündigen Normalarbeitstag einführen, sie mögen auswandern, sich der Ehe enthalten, gar keine Kinder mehr zeugen: das Kapital wird stets Mittel finden, sich vor Lohnerhöhungen zu schützen! . . . Diese tröstliche Aussicht bietet dem Arbeiter der Malthusianismus."

§ 8.

Nun glaubt aber der, welcher diesen Ausspruch that, und die ganze Welt mit ihm, die Lösung aller auf die Wohlfahrt der Bevölkerung bezüglichen Fragen werde auf dem Grunde des Wieviel-Soviel, also unter Beibehaltung des egoistischen Systems von Kauf und Tausch, Angebot und Nachfrage, sich ermöglichen lassen. Niemals wird dies möglich sein; denn solange Tausch und Kauf bestehen, gibt es Elend und Ausnutzung des weniger Glücklichen durch den Glücklichen, des Schwachen durch den Starken, und die empörende Zumutung des letztern an den erstern, sich dahin zu verhalten, daß die Zahl der Nachkommen nur höchst mäßig sei oder gar nicht zunehme.

Man hat vom Alter des Eintritts in die Ehe gesprochen seit den ältesten Zeiten. Die alten Gesundheitslehrer ließen hier nur den Standpunkt der Hygieine gelten und die neuen thun desgleichen, so lange sie nicht angesteckt sind durch das Gift jener national-ökonomischen Staatsklugheit, welche in Beschränkung der Zeugung bei den Dürftigen, Elenden und Enterbten das Alpha und Omega ihres sündhaften Witzes erkennt. Den Staatsleuten dieser Gattung kommt gar niemals die Natur mit ihren Bedürfnissen in Betrachtung, sondern jederzeit blos die Frage, ob der betreffende Zweihänder auch eine Familie zu ernähren vermöge. Sie stellen nun die grausame, naturwidrige Forderung, der Mensch soll mit Eintritt in die Ehe so lange warten, bis er die hierzu erforderlichen Besitztümer durch Arbeit erworben. Dabei aber lassen sie außer Acht, daß der von Eheschließung Zurückgehaltene unehelich Kinder zeugt und daß diese letzteren, unter den im Staate des Wieviel-Soviel und der Prüderie herrschenden Umständen und Verhältnissen keineswegs zur Vermehrung von Sittlichkeit, Tugend und sonst etwas wesentlich beitragen.

Für das Interesse der Menschheit gestaltet sich die Frage und Auskunft höchst einfach: die Gemeinschaft aller Bürger setze jedes Einzelwesen in den Stand, in dem Augenblicke der völligen Reife hierzu die Ehe zu schließen, und schütze das Ehepaar vor Elend. Wie dergleichen am besten geschieht, habe ich in meinen Schriften „Der Staat der Zukunft" und „Arbeit und Lebensnot" (Berlin 1881) genau entwickelt. Jede halbwegs glückliche Ehe mit einem halbwegs gesunden Weibe schützt den Mann intensiv vor Leidenschaft und Laster, und beugt auch im Gemeinwesen des Königs Mammon, soweit wie überhaupt möglich, dem Elend vor. Aber man darf nicht alles ausschließlich erwarten und verlangen von der Arbeit des Individuums, sondern es muß das Gemeinwesen dort helfend eintreten, wo die Kräfte des Einzelnen nicht ausreichen.

Mit sehr großer Berechtigung sagt Kautsky unter anderem: „Aber die Prostitution erzeugt aus sich selbst eine für die Tugend der Mädchen viel größere Gefahr, als leidenschaftliche Liebe: das ist das Rouéwesen (Wüstlingswesen zu deutsch). Dem blasierten und charakterlosen Roué (Wüstling) genügt die Prostitution nicht mehr zur Befriedigung seines Geschlechtstriebes, und er sucht demselben auf anderen Wegen zu genügen. Die Treue der Frauen und die Tugend der Mädchen sind vor ihm nicht sicher; gerade sie locken ihn vielmehr an. Nicht ungebändigte Leidenschaft, sondern frivoler Sinneskitzel, oft nur Eitelkeit treiben ihn dazu, das Mädchen durch alle Künste der Verführung zu bestricken und zum Fall zu bringen. . . . Sobald der Roué sein Ziel erreicht hat, fesselt ihn nichts mehr; er wendet sich neuen Opfern zu." Und weiter: „Nur einen Weg gibt es, die Prostitution aus der Welt zu schaffen: das ist die Beseitigung der Unwissenheit und des Elends auf der einen, der Korruption und des Ueberflusses auf der anderen Seite. Erst dann wird die Prostitution verschwinden, bis niemand gezwungen ist, sich zu verkaufen, bis niemand die Macht hat, einen Nebenmenschen zu kaufen." „Die Prostitution vermindert die unehelichen Kinder der Liebe, vermehrt aber die unehelichen Kinder der Wollust." „Die Zahl der unehelichen Geburten wird regelmäßig vermehrt durch Erschwerung der Eheschließungen." Und endlich: „Wohin wir blicken, treten uns also Beweise entgegen, daß der eheliche Stand nicht benachteiligt, sondern bevorzugt ist vor dem Zölibat, daß

in der Ehe die Summe des Glückes die des Unglückes viel mehr überwiegt, als im Stande des Alleinseins." „Unangekränkelt von Malthus'scher Gedankenblässe, mögen die Arbeiter sich den Freuden der Liebe hingeben und heiraten, wie sie bisher gethan: nicht blos der Instinkt, nicht blos ein widerstrebendes Gefühl, sondern auch die Wissenschaft spricht über den Malthus'schen Vorschlag das Todesurteil."

§ 9.

Es ist das eine Bestätigung meiner oben gemachten Aussprüche und weist darauf hin, wie gefährlich es ist, hemmend in die Funktion der Fortpflanzung durch Beschränkung der Ehe einzugreifen. Gleichwie man keinen Menschen zwingen kann, mit einem Kilogramm Nahrung auszukommen, wenn er zwei braucht, so kann man auch niemand zwingen, bis zum vierzigsten Jahre mit der Ehe zu warten, wenn er bereits mit zwanzig heftigen Heiratstrieb hat.

Wie verhalten sich Intelligenz und Wohlstand zur Bewegung der Bevölkerung? Im großen und ganzen weisen die intelligentesten und wohlhabendsten Klassen des Volkes eine weniger zahlreiche Nachkommenschaft auf, als die unwissenden und dürftigen. Dies gehört zu den weltbekannten Thatsachen. Und daß ein solches Verhältnis stattfindet, braucht keinen Augenblick uns Wunder zu nehmen; denn je ärmer und elender der Mensch, je mühseliger sein ganzes Dasein ist, desto mehr verkleinert sich die Zahl seiner Freuden und seelischen Interessen, desto mehr wird geschlechtliche Liebe sein einziges Labsal. Aus diesem Grunde begegnen uns in den enterbten Klassen des Volkes die kinderreichsten Familien.

Ich nenne es unbedingt falsch, wenn Kautsky behauptet: „Es ist unbestreitbar, daß jeder Versuch, die Lage der unteren Klassen zu verbessern, eine bedeutend schnellere Vermehrung derselben, als heutzutage, zur Folge haben muß. Es ist unbestreitbar, daß, wenn jedem Menschen das Recht auf ein menschenwürdiges Dasein zugesichert wird, diese Vermehrung viel schneller, als in einem bisher bekannten Maße vor sich gehen wird. Es ist endlich entschieden falsch, daß die Zunahme des Wohlstandes und der Intelligenz diese rasche Vermehrung zu einer immer langsameren gestalten werde. Das Wachstum des Wohlstandes wird sich vielmehr in einer Zunahme der Geburten, das Wachstum der Intelligenz in einer Abnahme der Sterbefälle darthun: beide werden die Bevölkerungsbewegung, statt selbe zu verringern, beschleunigen. Die Annahme eines selbstwirkenden Regulators dieser Bewegung ist eine Anwandlung harmoniesüchtiger Teleologie, welche nach dem bisherigen Stande der Wissenschaft nicht die mindeste Berechtigung hat."

§ 10.

Wenn die in der ganzen Welt wahrgenommene Thatsache, daß die ärmsten, unwissendsten Klassen die meisten Kinder zeugen, auf einmal unrichtig sein soll, stellt sich überhaupt alles auf den Kopf! Verbesserung des Looses der Dürftigen und Elenden, Verwandlung von Elend und Dürftigkeit in Wohlstand, und ein Leben ganz, oder doch mehr als bis dahin nach den Normen der Gesundheitspflege, hat immer und überall noch Verminderung der Menge bis zu einem bestimmten Maße und Verbesserung der Beschaffenheit der Nachkommen bis zu einem gewissen Punkte zur Folge gehabt. In den meisten Ländern üben die Wohlhabenden und Gebildeten keinen der Befruchtung vorbeugenden Geschlechtsverkehr, sondern geben sich natürlich, und doch haben sie weit weniger Nachkommenschaft als das Proletariat.

Es zeigt sich also immer mehr und mehr, daß je mehr und je gleichmäßiger alle Kräfte der Seele und des Leibes entwickelt und in Thätigkeit erhalten werden, desto weniger einseitig und ausschließlich die Zeugungskraft sich bethätigen könne. Bei dem den geistig-sittlichen Genüssen gewaltsam entrückten Proletarier konzentriert sich das Leben in den Muskeln, Verdauungsorganen und Werkzeugen der Fortpflanzung.

Die Zahl der Sterbefälle braucht mit Vermehrung der Intelligenz noch keineswegs sich zu vermindern; wenn mit der Intelligenz nicht Gesundheit, Wohlstand und Sittlichkeit zunehmen, verkleinert sich die Sterblichkeit nicht.

Also, was soll nun geschehen, um Uebervölkerung zu verhüten? Kautsky empfiehlt als ehrlicher Mann den präventiven Geschlechtsverkehr, und unehrliche Klopffechter empfehlen dreist das Zweikinder-System. — Alles dies ist unrichtig, falsch, unsittlich, ungesund, verderblich!

Das Beste ist und bleibt der auf allgemeine Gegenseitigkeit gegründete, wohlwollende Staat, der dafür sorgt, daß die Arbeit aller allen gleichmäßig zu Nutzen komme, daß keiner verloren gehe, und daß jeder seine Kräfte in der seiner persönlichen Entwickelung gemäßen Art bethätige und seine Bedürfnisse normal befriedige. Dies allein verhütet Uebervölkerung und bedingt, daß auch bei größter Dichtheit des Volkes doch jedes Einzelwesen gesundheitsgemäß besteht, sich entwickelt und fortpflanzt, ohne im geringsten genötigt zu sein, der Liebe Zwang anzuthun und hemmend auf die Nachkommenschaft einzuwirken.

Die Geographie auf der 59. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte.

Von Carl Hager.

(Schluß.)

In der Erwägung, daß die neuerdings in Transvaal entdeckten reichen Goldminen einen starken Zug von Einwanderern in dieses Land führen werden, wählte Herr Superintendent Dr. Merensky die klimatischen Verhältnisse Transvaal's zum Thema eines Vortrages. An-

und für sich biete dieses Land dem europäischen Einwanderer wenig Verlockendes. Der Grund und Boden sei in den Händen von Privatleuten, die für gutes Land sehr hohe Preise forderten. Das Klimafieber sei epidemisch in Transvaal. Besonders ungünstig seien Jahre, in welchen starke Regen und Sonnenbrände wechseln. Der Krankheitsstoff erzeuge sich in dem austrocknenden, durchnäßten Boden und die Zeit von März bis Mai sei am gefährlichsten. Die Behandlung müsse sich nach den Symptomen des einzelnen Falles richten. Chinin bleibe immer das Hauptmittel, müsse aber zum Beginn der Krankheit mit öffnenden Mitteln (Resina Jalappae, Calomel, Oleum Ricini), bei galligen Zufällen mit neutralisierenden Arzneien und bei Blutungen mit Pflanzensäuren verbunden werden. Den afrikanischen Buren sei geringere Widerstandskraft gegen die Krankheit eigen als den Europäern. Man müsse bei der Kolonisation Afrika's die Fiebergefahr fest im Auge behalten und den Versuch, Fiebergegenden zu besiedeln, erneuern. Auch die Transvaalburen dehnen sich nach Norden aus, überspringen dabei aber fieberische Striche.

Die Ursache für die größere Sterblichkeit der Buren bei Fieberanfällen will Herr Graf Pfeil in ihrer schlechten Medizin finden. Die übergroße Hitze sei nicht der Hauptgrund; es komme nur darauf an, das kleine Gehirn durch einen über den Nacken herabfallenden Schleier zudecken. Aber eine andere in Südafrika heimische Krankheit, der „rote Hund", werde durch die Hitze erzeugt und entstehe aus der Ueberreizung der Haut durch Schweiß. Kolonisationsversuche müsse man in der Weise unternehmen, daß man, nach Art der Buren, sprungweise vorgeht, indem man die ungesunden Striche übergeht. Auch in Ostafrika könne man an mehreren Stellen kolonisieren. Auch Graf Pfeil gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß hochgelegene Punkte gewöhnlich fieberlos sind, was Herrn Missionar Büttner zu der Entgegnung veranlaßte, daß nicht die Entfernung des Standorts vom Boden, sondern die Art des Untergrundes den Gesundheitszustand in Bezug auf Fieber nach seiner Erfahrung bedingen. Habe man felsigen Boden, vielleicht noch mit einer dünnen Sandschicht bedeckt, so könne man sogar gefahrlos schlafen, während man auf sumpfigem Terrain und in der Nachbarschaft von Flüssen sich sofort Fieber zuziehen würde. Man müsse darauf ausgehen, möglichst wenig Grundwasser zu haben und möglichst auf felsigem Boden zu leben; die Höhe des Wohnorts sei dann gleichgültig.

Ueber Ostafrika in klimatologischer Hinsicht verbreitete sich Herr Kurt Töppen. Der Redner bezeichnete als fieberfreie Küstenplätze: Barawa, Meurka, Makdischu, Lamu, Witu und Mombas; die südlicheren Orte Bagamojo, Mongao und Kiloa seien sehr gefährlich. Im Inneren befinde sich nach des Redners eigener Erfahrung und nach Reiseberichten ein Europäer nicht sehr wohl, was teilweise schon durch die anstrengende Reise begründet sei, die den Keim zu Krankheiten lege. Ebenso viel oder noch mehr als die Europäer hätten Indier, Araber und Schwarze in Ostafrika unter dem Klima zu leiden, wofür teilweise der Grund in den schlechteren äußeren Lebensbedingungen zu suchen sei.

Herr A. Künzel, der über denselben Gegenstand sprach, hält das Witu-Klima für sehr gesund; Fieber komme dort fast gar nicht vor, auch Seuchen seien nicht zu fürchten. Der Redner hatte, wie er betonte, Gelegenheit, das Klima dieses Landes aus eigener Beobachtung mit dem von Nordafrika, Amerika, Indien und dem größten Teil Europa's zu vergleichen. Die Boden- und Handelsverhältnisse im Witu-Gebiete schilderte Herr Künzel als vortrefflich.

Ehe wir den Boden Afrika's verlassen, sei noch der ehrenden Worte gedacht, die in unserer Sektion Herr Reichstagsabgeordneter und II. Vize-Präsident des Deutschen Kolonialvereins, Dr. Hammacher und Herr Staudinger, dem verstorbenen Afrika-Reisenden Robert Flegel widmeten. Herr Staudinger machte u. a. folgende Mitteilungen: Die Schuld an dem Tode des verdienten Forschers auf seiner gerade am besten ausgerüsteten Expedition trug wohl zumeist die Verbitterung, die sich seiner bemächtigt und die in der gänzlichen Erfolglosigkeit seiner Bemühungen, deutsche Handelsstationen am Niger und Binue zu errichten, ihren Grund hatte. Die Intriguen der National African Company und diplomatische Abmachungen vernichteten seine patriotischen Pläne. Uebrigens hat diese englische Gesellschaft keineswegs den ganzen Grund und Boden an den Ufern der beiden Flüsse sich zu eigen gemacht; nur einige heidnische Häuptlinge haben ihr vertragsweise Grundbesitz überlassen, während die unter der Oberhoheit des Sultans von Sokoto stehenden mohammedanischen Königreiche weder Land noch Handelsprivilegien den Engländern abgetreten haben, vielmehr der Sultan von Sokoto den Deutschen erklärte, daß sie ihm sehr willkommen wären, wenn sie um des Handels willen in sein Land kommen wollten.

Da für die Klimatologie unserer Südsee-Besitzungen kein Redner erschienen war, blieb nur noch Südamerika als ein Gebiet übrig, wo die einschlägigen Fragen für uns Deutsche von praktischer Bedeutung sind, und erstattete hier Herr Dr. v. Koseritz Bericht über die klimatischen und meteorologischen Verhältnisse Südbrasiliens und namentlich der Provinz Rio Grande do Sul. Dieses Klima, erörterte der Redner, sei das gewöhnliche der gemäßigten Zone, dem von Norditalien oder Südfrankreich vergleichbar. Der Durchschnitt der höchsten Sommertemperatur betrage 24 bis 25° R., das der höchsten Wintertemperatur +5 bis +7° R. Eine Temperatur von 0 oder —1 bis —2° R. bei Schneestürmen von den Andes her und Schneefall selbst seien Ausnahmsfälle. Während des 36jährigen Aufenthaltes des Redners dort hat es nur zweimal geschneit. Das Jahresklima werde sich auf 16° R. bestimmen lassen. Wenn es auch im Winter

mitunter 2 bis 4 Tage anhaltend regne, sei doch von einer eigentlichen Regenzeit nicht die Rede. Plötzlicher Uebergang und Umschlagen ins Extrem der Witterung finde freilich statt, aber im allgemeinen sei das Klima ein gleichmäßiges. Lungenkrankheiten seien verhältnismäßig häufig wegen der herrschenden Feuchtigkeiten; das gelbe Fieber sei jedoch unbekannt; Diphtherie bei Kindern und Pockenepidemien kommen vor. Die Sterblichkeit in den Kolonien stelle sich geringer als in den entsprechenden europäischen Verhältnissen. In Rio de Janeiro herrsche das gelbe Fieber, aber in höherem Grade noch die Tuberkulose, die aber zumeist die Eingeborenen befalle, während erstere Krankheit sich fast immer gegen die Fremden richte. Diese Mitteilungen konnte nach seinen eigenen Erfahrungen Herr Sohaux nur bestätigen; er betonte seinerseits die große Zahl und gute Entwickelung der Kinder von deutschen Einwanderern.

Von Seiten des Herrn Dr. K. Brendel treten die La Plata-Länder in den Kreis der medizinisch-geographischen Erörterung, und der genannte Redner schlug als nördliche Grenze einer zu empfehlenden Einwanderung den Wendekreis vor. Im tropischen Teile sei das gelbe Fieber fast nur an der Küste heimisch, Malaria aber fast überall endemisch. Cholera gab es in Südamerika seit 1868 nicht mehr. Paraguay gelte im allgemeinen als gut, doch in den fruchtbaren Strichen sei Malaria häufig. Mit Ausnahme des Gran Chaco besäße die Nachbarschaft der großen Flüsse herrliches Klima. Am La Plata sei Malaria beinahe unbekannt. Auf der westlichen Seite Südamerika's empfahl Herr Brendel für die Auswanderung Süd-Chile.

Wiederum trat die Frage nach dem Wert der Höhenlage in den Bereich der Diskussion, als Herr Graf Pfeil darauf hinwies, daß, wie in Südafrika, auch in Südamerika die Thatsache vor Augen liege, daß unmittelbar neben gesunden Höhen gesunde Niederungen vorkommen, so neben dem ungesunden Rio de Janeiro das gesunde Petropolis, und als dann Herr Hugo Zöller in seinem Vortrage über klimatische Vergleiche darauf aufmerksam machte, daß in einzelnen Provinzen des tropischen Brasilien und in Queensland (letzterer Behauptung widersprach übrigens Graf Anrep-Elmpt) innerhalb der Tropen auf hochgelegenen Teilen eine vollständige Akklimatisation des Europäers möglich sei, während auffallenderweise beim Kamerun-Gebirge der günstige Einfluß der Höhenlage weniger scharf hervortrete. Auch Herr Dr. Moritz Alsberg ist der Ansicht, daß der Einfluß des Höhenklima's auf das Vorkommen der Malaria und die Gesundheitsverhältnisse überhaupt nicht wegzuleugnen sei; in Durban, der Hafenstadt Port Natals, werde Malaria ziemlich häufig beobachtet, während sie in dem nur wenige Meilen landeinwärts auf einer höheren Terasse gelegenen Pieter-Maritzburg noch nie vorgekommen sei. Auch die Verbreitung der Lungenkrankheiten sei vom Höhenklima abhängig, da wohl in den tiefgelegenen Hafenstädten, wie Port Elizabeth, Kapstadt, Durban 2c., Lungentuberkulose auftrete, nie aber auf den Tafelländern des Oranje-Freistaates und Port Natals und an den Abhängen der Drakensberge.

Die Frage der Anpassung an fremde Klimate wurde von Herrn Zöller in seinem obengenannten Vortrage, in welchem weniger der Unterschied der geographischen Herkunft des Einwanderers, ob dieser z. B. Nord- oder Südeuropäer, als die Körper-, Geistes- und sogar Charakter-Anlagen desselben als die beeinflussenden Momente hingestellt wurden, und dann spezieller von Herrn Professor Zülzer behandelt, der über die Untersuchungsmethoden in der Adaptierung des Organismus an fremde Klimate vortrug und vor allem diejenigen Resultate als Ausgangspunkte der Betrachtung empfahl, welche sich aus den physiologischen Untersuchungen über den Stoffwechsel ergeben, und zwar schon deshalb, weil sie im Gegensatz zu den Funktionen des Menschen sich durch Zahlen ausdrücken lassen und jeden Augenblick die Gelegenheit verschaffen, mit Plus oder Minus zu entscheiden, wie weit sich die einzelnen Organe adaptieren. Professor Zülzer brachte nun folgende Untersuchungen in Vorschlag:

1. Die Bestimmung des spezifischen Gewichts des Menschen, das durch Fieber, Anstrengungen, Aufnahme von vielem Wasser, Einfluß von Hitze und Kälte modifiziert wird.

2. Untersuchungen über den Harn, welche nachweisen, unter welchen Bedingungen der Muskelstoffwechsel alteriert, das Gehirn entlastet, wie die Funktion der Leber (durch den Aufenthalt an der See) beeinflußt wird 2c.

3. Untersuchungen über Verbrauch und Beschaffenheit der ausgeatmeten Luft.

Den Schluß dieser ungemein reichhaltigen Sektionsverhandlungen bildeten Vorträge der Herren Merensky und Graf Anrep-Elmpt.

Ersterer verbreitete sich über eine Frage, in der er heute als unbestrittene Autorität gilt, über die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit, und faßte dabei besonders den Neger ins Auge. Der Mensch, so etwa führte der Redner aus, arbeite, um seine Bedürfnisse zu befriedigen und auch der Neger habe Bedürfnisse und bearbeite deshalb den Boden und treibe Viehzucht. Steigen seine Bedürfnisse, so steige seine Arbeitslust. Bedürfnisse aber werden geweckt durch steigenden Verkehr mit anderen Völkern, sie steigen mit der Bildung, welche diese bringt. Gerade daran aber habe Afrika bisher schwer gelitten, an Verkehr mit gebildeten Nationen und an Verkehr der afrikanischen Völker untereinander. Wo, wie in Sansibar und Natal, der Verkehr bestehe, habe der Handel sich belebt und bei den Eingeborenen Betriebsamkeit und Erwerbslust sich eingestellt. Die thatsächlich geringe Erwerbslust des Negers habe weniger in seinem Charakter als in der Unsicherheit, mit der Leben und Gut in Afrika stets umgeben ist, ihren Grund. Schaffe man Schutz für Leben und

Besitz, so werde der Neger auch arbeiten. Auch das Christentum helfe zur Arbeit erziehen; denn dem an die Monogamie gebundenen christlichen Neger ständen nicht die Arme vieler Frauen zur Verfügung, wie dem Heiden, er müsse also arbeiten. Zur Arbeit bei Kaufleuten und in der Pflanzung müsse die Kolonialbehörde anhalten, weniger die Mission, wenn sie auch im allgemeinen zur Arbeitsamkeit heranbilden sollte. In Lokationen könnten Geldabgaben an die Regierung fördernd wirken; außerdem seien die Eingeborenen zu veranlassen, bei weißen Pflanzern sich als Hörige niederzulassen, was sie aus freien Stücken thun würden, wenn sie Schutz für Leben und Besitz dort finden. Zu Handwerkern soll man sie nur dort heranbilden, wo ein thatsächliches Bedürfnis dazu vorhanden ist. Wir können uns nicht enthalten, darauf hinzuweisen, daß diese Ansichten und Vorschläge des Missionars Merensky in mehr als einem Punkte mit den vielgeschmähten Vorschlägen des Grafen Pfeil übereinstimmen.

Auch der Vortrag des Grafen Anrep-Elmpt eröffnete Ausblicke auf die Aufgaben der gegenwärtigen Kolonisation, indem er den Haupt- und Grundfehler aller bisherigen Kolonisation behandelte, den der Vortragende im Raubbau oder, wie er es nannte, im Vampyrismus im Kolonisationsprinzip erkennt. Es bedürfe vor allem der Fürsorge für das kolonisierte Land, der Erhaltung der Bodenkräfte, der naturgemäßen Bedingungen, unter denen der Boden je nach der Zone seine Produktionsfähigkeit fortwährend beibehalten kann, und Beobachtung des eingewanderten Kolonisten in seiner Behandlung des zu kolonisierenden Bodens. Das Prinzip des Raubbau's gelte noch heute in den Vereinigten Staaten. Sobald der Boden, dem dort nur genommen, nichts gegeben wird, versagt, wird auch die Entwickelung des Handels und der Industrie gehemmt sein. So sind die Reichtümer der Antillen erschöpft. Das Hauptvergehen war dort die Entwaldung des Tropenlandes, um an bebaubarer Fläche zu gewinnen, und die Wirkung der äquatorialen Atmosphäre auf den entblößten Boden machte, anstatt Entwässerung, bald Bewässerung notwendig. Dann suchte man den Boden tiefer zu bearbeiten und verschlimmerte das Uebel. Das einzige Mittel, den Boden in den Tropen und Subtropen produktionsfähig zu erhalten, liegt in der Erhaltung der Waldungen, wo sie vorhanden, in Bildung derselben, wo sie vernichtet sind und in der Pflege und Vervollständigung derjenigen Pflanzen, die im Schutze des Waldes gedeihen und die den Eindringling, als er die Gegend annektierte, wild wachsend bereichert hatten. Die Richtigkeit dieser Wahrnehmungen erfuhr allseitige Anerkennung.

Herr Merensky ergänzte sie bezüglich Südafrika's, Herr Brendel bezüglich der Ostküste Brasiliens, Argentiniens und Uruguay's, in welch letzterem Lande aber auch der Nutzen der vorgeschlagenen Maßregeln durch die guten Erfahrungen, welche die dortige deutsch-schweizerische Kolonie mit ihrer Baumpflege macht, bereits bewiesen ist. Herr Alsberg, der gleichfalls hinsichtlich Südafrika's auf Grund seiner Erfahrungen die des Grafen Anrep bestätigen konnte, machte schließlich den Vorschlag, durch Aufspeicherung des Wassers in Fangdämmen und Anpflanzen von Bäumen zu einer Bewaldung und dadurch klimatischen Verbesserung der deutschen Kolonie Angra Pequena und Hinterland den Versuch zu unternehmen.

Es erübrigt uns nun noch, aus dem Vortrage Georg Schweinfurth's über Europa's Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika ein kurzes Resumé zu geben, wobei wir uns leider versagen müssen, der schwungvollen, oft ins Poetische gesteigerten Diktion des Redners gerecht zu werden, um mehr das Sachliche, aufs Praktische Zielende dieser hochbedeutsamen Aeußerungen eines unserer vorzüglichsten Afrika-Kenner dem Leser mitzuteilen.

Schweinfurth vertritt die Ansicht, daß unser Erdball zu klein ist, als daß nicht ein jeder Winkel, auch der unwirtlichste, für die Ausbreitung der Menschheit nötig sei, und daß es der Wissenschaft gelingen müsse, jeden Erdenpunkt bewohnbar, jedes Naturerzeugnis verwertbar zu machen. Dasjenige, um was es sich in Afrika handelt, sei ohne Präzendenzfall in der neueren Eroberungsgeschichte. Hier gilt es von Grund aus neu zu schaffen, bis auf die Menschen, Afrika's größten Reichtum. Die Arbeit wird mühevoller und zeitraubender, der Gewinn aber größer und sicherer sein. Wenn die Reisenden von Unfruchtbarkeit, Sand, Dürre, Steppen, Sümpfen berichten, so sind das Bezeichnungen, die nichts Abschreckendes haben können für Zukunftspläne der Kulturarbeit. Auch Californien, Utah und Südaustralien hatten wenig Einladendes und blieben lange verschmäht und übertreffen doch heute die kühnsten Erwartungen. Für Kolonisationsfähigkeit fremder Länder muß der Grundsatz gelten, daß der Europäer überall da gesund wird leben können, wo er durch Bodenbau und Pflege von Tieren diejenigen Erzeugnisse hervorbringen kann, auf welche in der Heimat sein Dasein sich gründet. Der ganze Osten des Weltteils, der mindestens für Viehzucht die Grundlage bietet, entspricht diesen Bedingungen, und das beständige Vordringen der Buren in den Tropengürtel hinein steht diesem Grundsatz befürwortend zur Seite. Für den zu schaffenden Triumph der Kultur kommen im tropischen Afrika zwei Gebiete hauptsächlich in Betracht: der Kongo-Staat und Deutsch-Ostafrika. Bei seinem Reichtum an unverdorbenen Naturmenschen und herrlichen Wasserstraßen leide das erstere Gebiet an dem Nachteil, daß diese Wasserwege gerade da sich verschließen, wo der naturgemäße Krystallisationskern für das zu schaffende Kulturwerk anzusetzen ist, und daß die reichere Hälfte tief im Binnenlande liegt, so daß also statt der naturgemäßen Entwickelung vom Kleineren zum Größeren sich hier von Anbeginn an die Gesamtarbeit über einen ungeheuren Raum auszudehnen hat. In Ostafrika haben wir zwar keine Wasser-

wege, dafür aber die Nachbarschaft der Küste. Die dortigen Völker sind zwar verderbt und bedürfen zu ihrer Erziehung eines höheren Einsatzes von Gewalt, sind aber vielseitiger in ihren Daseinsbedingungen als die des Kongo. Der Hauptvorzug Ostafrika's aber ist die große Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse gegenüber dem einförmigen Kongo-Becken, der buntscheckige Bau der Felsgebilde, der vielleicht noch die größten Ueberraschungen bereitet. Die für die ostafrikanische Kulturarbeit gegebenen Größen sind bestimmt und versprechen bei der zielbewußten Leitung des Unternehmens gewiß innerhalb einer kürzeren Zeit als im Kongo-Gebiete reelle Resultate. Zwei Kulturkreise giebt es an den beiden Enden des Weltteils, welche berufen zu sein scheinen, die innerafrikanische Welt umzugestalten: das Kapland mit seinen Zweigstaaten und Aegypten. Südafrika hat auf wirtschaftlichem, gesetzgeberischem, religiösem und erzieherischem Gebiete eine Summe von Erfahrungen gesammelt, deren Ergebnisse bereits mannigfaltig genug erscheinen, um in allen Punkten Innerafrika's Anwendung zu finden. Aegypten begann noch vor kurzem, unter den zustimmenden Blicken der zivilisierten Welt das gesamte nordöstliche Viertel des Kontinents kulturell zu bearbeiten, als unglückliche Umstände seiner inneren und äußeren Politik die Zukunftsträume vernichteten.

Um Tropisch-Afrika für Industrie und Handel auszubeuten, gibt es drei Wege; der erste betrifft die Ausbeute der wilden Naturerzeugnisse, die auch im tiefen Binnenlande durch Unternehmung von Wanderzügen unbeschränkte Ausdehnung erlangen kann. Kautschuk hat in dieser Richtung weniger als Elfenbein eine unberechenbare Zukunft. Vorbedingung ist hiefür die bisher vernachlässigte botanische Erforschung. Die beiden anderen Wege betreffen den Acker- und Plantagenbau. Entweder lassen wir den Neger arbeiten, um uns wertvolle Erzeugnisse zu verschaffen, oder wir halten ihn zur Arbeit für sich selbst an, wobei es dann auf den Nährwert der Bodenerzeugnisse ankommt, damit die Volkszahl sich mehre und der Neger bei fortschreitender Gesittung Abnehmer unserer Industrie-Erzeugnisse werde. Wenn diese Volksmenge sich dann mit unseren geringwertigen, rohen Baumwollenzeugen kleidet (deren Industrie in Deutschland noch fehlt), muß dies eine unerschöpfliche Quelle des Reichtums für uns sein. Aber einer fortschreitenden Volksvermehrung steht im tropischen Afrika namentlich die Unsicherheit der menschlichen Existenz im Wege, weshalb unsere dortigen Aufgaben namentlich die Veredelung des Menschen zum Gegenstande haben. Wir sollten nach Kräften beitragen, feste staatliche Gefüge zu schaffen. Räuberbanden verhindern die wirtschaftliche Entwickelung. Hungersnot ist ein beständiges Uebel; wenn einmal durch bewaffnete Autorität Sicherheit geboten ist, werden sich auch die Speicher füllen. Den Neger für den Ackerbau zu gewinnen, ist unsere hervorragendste Aufgabe. Alle vorgeschlagenen Methoden (unter denen der Redner ebenso die des Missionssuperintendenten Merensky als die des Grafen Pfeil anerkennt) fußen auf der Voraussetzung einer durch uns selbst aufgerichteten Autorität. Aber diese bewaffnete Macht darf sich nicht auf eine Bande von Wilden beschränken, sondern auf eine, wenn auch kleine Truppe von weißen Kriegern als Krystallisationskern und Bindemittel sich stützen. Auch die Beihülfe der Heidenmission ist nicht zu entbehren; handelt es sich doch in Afrika, wie Merensky sagt, nur darum, ob die Neger Christen werden oder dem Islam und damit dem Gegensatz echter Zivilisation verfallen. Eine Fährlichkeit, die sich am stärksten dem Fortschritte entgegenstellt, ist der Branntweinhandel. Wie wollen unsere Kaufleute Handel treiben mit Völkern, die sie durch den Branntwein vernichten?

Es ist dies nur ein kleiner Teil der schwerwiegenden Gedanken über jene große Kulturaufgabe der Gegenwart und Zukunft, die Georg Schweinfurth vor dem gewaltigen Auditorium der Naturforscherversammlung entwickelte. Gewiß kann der Beifall, der einem Redner über ein derartiges Thema in einer solchen Versammlung zuteil wird, als ein Maßstab der Gefühle bezeichnet werden, die man in den maßgebenden Teilen der Bevölkerung der Sache entgegenbringt. Und in dieser Richtung gewinnt denn Schweinfurth's Vortrag eine weitere Bedeutung und in demselben besonders derjenige Teil, in welchem der Redner Gelegenheit nahm, den Männern seine Hochachtung zu bekennen, „die mit klarem Blick und festem Willen den entscheidenden Augenblick auszunützen verstanden, als es sich darum handelte, von den wenigen noch übrig gebliebenen Erdenflecken diejenigen zu erhaschen, wo uns ein durchaus eigenes Werk freisteht", als er das alberne Gebahren des Unverstandes und der Scheelsucht brandmarkte, das den einen „Abenteurer" nennt, der hinausgeht in die weite Welt, „um in unsicherem Glücksspiel des Erfolges sein Alles einzusetzen für seines Volkes Ehre und Gewinn". Es war ein hocherfreulicher Augenblick, als diese Verteidigung unserer kolonialen Unternehmungen von der Zuhörerschaft mit rauschendem Beifall begrüßt wurde. Allerdings wirkten Schweinfurth's Worte, getragen von jenem warmen Ton der Begeisterung, welcher der Ausdruck tiefster Ueberzeugung und herzlichster Anteilnahme ist, wie man es zu bezeichnen pflegt, hinreißend. Aber man wird andererseits einer Versammlung von Männern, denen kühles Denken und ruhiges Abwägen zum Beruf geworden ist, nicht nachsagen dürfen, daß sie unter dem Eindrucke des Augenblicks einer Sache ihren Beifall geliehen, der ihr dauernder Beifall nicht gehört. So war Schweinfurth's Rede gewissermaßen ein Prüfstein der Billigung unserer afrikanischen Politik, und diese Probe hat sie gut bestanden. Ich möchte sagen, es ist hier durch ein Plebiscit den Männern, unter deren Leitung das Vorgehen Deutschlands in Afrika gestellt ist, ein Vertrauensvotum ausgesprochen worden.

Birma nach Land und Leuten.

(Schluß.)

Als wir unsere Reise weiter fortsetzten, fanden wir, daß der Fluß sich dicht an dem östlichen Fuße der Berge hält. Er durchschneidet mehrere von den äußeren parallelen Hügelreihen, und auf ungefähr 180 e. Mln. von seiner Mündung erreichen wir einen der höheren Gebirgszüge, welchem entlang das Thal fortan hinläuft, während die zackigen, sägenförmigen, waldbedeckten Grate und Gipfel der Berge sich ungefähr 2500 bis 3000 Fuß darüber erheben. An der Ostseite breitet sich ein niedriges hügeliges Gelände hin, worin eine Anzahl gut angebauter Thäler liegen; jedes derselben bildet sozusagen ein besonderes Fürstentum unter einem erblichen Häuptling, der Mvotoogyee heißt. Früher waren diese Häuptlinge praktisch unabhängig und besaßen das Recht über Leben und Tod; in den jüngsten Jahren aber hat sich der König von Birma bemüht, die Zügel straffer anzuziehen, indem er über die ganze Region hin Gouverneure einsetzte, deren Ansehen jedoch nicht sehr geachtet wird. Eine fruchtbare Quelle von Händeln war die Erbfolge in dieser Häuptlingschaft. Diese war allerdings, wie schon erwähnt, erblich. Allein es bestand innerhalb der Grenzen der Familie keine regelmäßige Erbfolge-Ordnung, ebenso wenig als es eine solche im Falle der königlichen Familie von Birma oder der Shan-Fürstentümer gab. Irgend ein Familienglied, welches Anerkennung in Mandalay bekommen und sich selbst eine solche verschaffen konnte, war imstande, einen Anspruch geltend zu machen, und so pflegten die Parteien der verschiedenen Bewerber einerseits ihre Intriguen in Mandalay fortzusetzen, anderntteils an Ort und Stelle sich zu bekämpfen. Und selbst eine Entscheidung in Mandalay machte nicht notgedrungen dem Streit ein Ende, denn in den jüngsten Jahren trug immer nur derjenige Bewerber den Sieg bei Hofe davon, der am freigebigsten bestechen konnte, nicht derjenige, welcher der stärkste und für diesen Posten passendste war. Bei der erwiesenen Schwäche der Zentralgewalt beharrten der oder die rivalisierenden Bewerber oder Prätendenten in ihren Ansprüchen und daraus entstanden blutige und oft jahrelange Fehden. Während ich am Khyendwin war, versuchte einer der Gouverneure in einem derartigen Fall die königliche Autorität aufrecht zu erhalten, allein er ward zurückgeschlagen, und ich sah, wie seine Boote unverrichteter Dinge und gänzlich geschlagen den Fluß wieder hinabfuhren.

Die Bewohner dieser Region gehören meist dem Stamme der sogen. Yaus an. Ihr Dialekt soll im allgemeinen eine Varietät des Birmanischen sein, allein die Leute selbst gleichen weit mehr den Shans, da sie größer, von hellerer Hautfarbe, weicheren Gesichtszügen und sanfterer Stimme und (wie die Amerikaner sagen würden) fleischiger sind als die Birmanen. Die Weiber leben auf einem weit höheren Fuße als ihre birmanischen Nachbarinnen und sind oft, nach mongolischen Begriffen, hübsch. Auch ihre Tracht ähnelt nach Schnitt und Farbe mehr dem Geschmack der Shans, als dem der Birmanen. Die Yaus haben ihren Namen einem Fluß und einem Bezirk westlich vom Irawadi, unterhalb der Mündung des Khyendwin, gegeben; allein man wird sehen, daß ihr Verbreitungsbezirk ein viel weiterer ist, als dieser lokalisierende Name bezeichnen würde. Sie bilden in Wirklichkeit die Hauptmasse der Bevölkerung der ganzen Region vom 20.° n. Br. bis über den 24.° hinaus. Am Khyendwin findet sich einige Zumischung von birmanischem Blut, besonders in der Nähe seiner Mündung, und im nördlichen Teile finden wir den Shan-Bezirk von Kalé. Ungefähr unter dem 24.° n. Br. wird die Bevölkerung von reinerem Shanblut. An der Grenze von Munipur liegt das Shanfürstentum Thoungthwob oder Sumjok, und an der anderen Seite des Khyendwin erstrecken sich die Shans über den Irawadi hinüber.

Als ich allein zurückblieb, weil meine Gefährten mit der Dampfbarkasse nach Rangun zurückgekehrt waren, setzte ich während der nächsten zwei Monate meine Wanderung durch die Waldregion rückwärts und vorwärts über den Fluß fort und machte mich allmählich dem Süden zu, da mein Zweck dahin ging, die Teakholz-produzierenden Distrikte zu untersuchen.

Die Reise bot manche Schwierigkeiten dar. Da ich praktisch keine europäischen Proviantvorräte bei mir hatte, so mußte ich mich mit dem Bißchen Wild begnügen, das ich schießen konnte — meine Munition ging nämlich rasch zu Ende — sowie mit den paar Hühnern, welche zu kaufen waren, und mit den aus gemahlenem Reis verfertigten Kuchen. Ich hatte einen Befehl vom König, mir soviel Elefanten und Leute zu verschaffen als ich brauchte, allein trotzdem fand ich es oft sehr schwer, die Dorfbewohner zu überreden, daß sie mich in die den Raubzügen der Khyens ausgesetzten Bezirke begleiteten.

Wir hatten natürlich immer eine Anzahl Elefanten zum Tragen unseres Gepäcks und des Proviants der Reisegesellschaft. Als Lasttier ist der Elefant in der That für die Reise durch die Wälder unentbehrlich, da kein anderes Tier so geschickt und geeignet ist, über Flüsse zu setzen, Berge zu übersteigen und durch pfadlose Wälder zu dringen. Es ist ein wunderbarer Anblick, wie dieses riesige Geschöpf seinen gewaltigen Rumpf auf einem schlüpfrigen Wege bergab oder beim Anstieg an einer beinahe senkrechten Lehne in seiner Gewalt hat. Seine Höhe setzt es in den Stand, über umgestürzte Bäume hinüber zu steigen, während es mit seinem Rüssel und durch sein Gewicht sich einen Weg durch anscheinend undurchdringliches Unterholz bahnen kann. Wenn man aber nicht über einen Fluß setzen mußte, zog ich immer vor, zu Fuß zu gehen. Das Reiten und Reisen auf einem Elefanten ist nichts weniger als angenehm. Seine Bewegung ist eine eigentümlich unangenehme Abwechslung von Stampfen und Schlingern, und wenn man so hoch oben in einem unsicher befestigten

Kasten sitzt, läuft man immer Gefahr, hinuntergestürzt zu werden, oft über einen Felsen herab, wenn irgend ein zufälliger Ast den Kasten erfassen oder wenn der Gurt unter einem besonders heftigen plötzlichen Stoß nachgeben würde; und wenn der Treiber oder Führer des Elefanten nicht ganz besonders Acht gibt, läuft man immer Gefahr, von irgendeinem überhängenden Ast geblendet oder heruntergeschleudert zu werden.

Ich hatte kein Zelt bei mir, allein mit einem Stück wasserdichten Zeug unter und einer dicken Wolldecke auf mir gelang es mir immer, der Kälte und dem starken Thau des Waldes zu trotzen; auch hatte ich niemals einen Fieberanfall in dieser doch sonst für so tötlich geltenden Region, obwohl ich mich in den Teichen im Walde zu baden und deren Wasser zu trinken pflegte.

Meine erste Expedition gieng nach dem Kubo-Thale quer über den bewaldeten Bergrücken nach dem Westen des Khyendwin. Dieses Gebirge ist ganz unbewohnt, allein einige Jäger, welche hier lufttrockenes Hirschfleisch bereiten, um es am Khyendwin zu verkaufen, berichteten, es seien einige räuberische Banden von Khyens auf dem Kriegspfade. Obwohl wir eine Gesellschaft von 30 Männern und alle mit Schießgewehren irgendeiner Art bewaffnet waren, gerieten doch die birmanischen Beamten, welche mich und mein eigenes birmanisches Gefolge begleiteten, in große Angst und drängten mich zur Umkehr; und als ich endlich den Rückweg angetreten hatte, hielten sie sich immer im Nachtrab und ließen mich, meinen chinesischen Dolmetscher und den Madrasi-Koch die Vorhut führen. In die Ebene des Kubo-Thales heraustretend, erreichten wir am dritten Tage Khanpat, die Hauptstadt des Bezirks, ohne irgendwelche Belästigung. Das Kubo-Thal ist eine große Depression, welche sich ungefähr 250 e. Mln. weit zwischen dem ersten und zweiten der großen parallelen Höhenzüge der Hauptkette von Norden nach Süden erstreckt; es wechselt an Breite von 10 bis zu 20 e. Mln. und bildet eine nahezu ebene Fläche. Ungefähr unter 20° 40′ s. Br. zeigt sich eine leichte Erhebung nach Ost und West, welche die Wasserscheide zwischen den beiden Abschnitten der Depression bildet. Beide Abschnitte haben ihren Wasserablauf in Flüssen, von denen beide sich durch den scheidenden Bergrücken Wege nach dem Khyendwin gebrochen haben. Infolge des sehr unbedeutenden Niveau-Unterschiedes zwischen den Thälern des Kubo und des Khyendwin und der außerordentlichen Enge der dieselben verbindenden Pässe, steigt das Wasser während der Regenzeit, zumal im südlichen Teile, im innern Thale zu einer großen Höhe und bildet bei dem Mangel an Abfluß einen ungeheuren Niederschlag alluvialer Stoffe. Aus der großen Tiefe des Alluviums und der absoluten Ebenheit der Oberfläche geht aber in der That deutlich hervor, daß in einer nicht fernen geologischen Vorzeit diese ganze Depression ein See gewesen sein muß.

Dieses Kubo-Thal gilt für den reichsten Teil von Oberbirma, denn es soll einen hundertfältigen Ertrag von Reis liefern. Es war ehedem sehr bevölkert, ist aber infolge der langen Kriege zwischen Birma und Manipur und der Raubzüge der Khyens jetzt zum großen Teil eine von Dschungeln bedeckte Wildnis geworden. Die bedeutendsten, einst großen und volkreichen Städte umschließen in ihren Mauern nur einige armselige Hütten. Die zahlreichen Stämme von wilden Khyens, welche die zentralen Höhenzüge vom 20.° bis zum 24.° n. Br. besuchen, haben in den Pausen ihrer eigenen Fehden untereinander eine gewinnbringende Abwechslung in Raubzügen gefunden, die sie in das Tiefland veranstalteten und sogar bis zum Khyendwin ausdehnten. Die Zeit zu ihren Raubzügen ist die Trockenzeit, denn während der Regen ist die Gegend ohne Boote nicht zu passieren. Sie schleichen sich in Banden von 50 bis 100 Köpfen durch die Dschungel und umringen bei Nacht ein Dorf. Die Dörfer sind geschützt durch Stockaden von Pfählen aus Teakholz und außerdem durch einfache oder doppelte spanische Reiter von Bambus und durch eine Lichtung der Dschungel auf einige Entfernung. Innerhalb der Verpfählung sind in Zwischenräumen von etwa 15 oder 20 m. Platformen errichtet, auf welchen die Dorfbewohner abwechslungsweise die ganze Nacht hindurch sitzen und wachen und alle paar Minuten Flintenschüsse abfeuern, um den Khyens zu zeigen, daß man vor ihnen auf der Hut ist. Der Vorteil der Khyens besteht nun darin, daß sie die Dörfer schlecht bewacht finden, worauf sie entweder die Stockade übersteigen oder Feuerbrände über dieselbe hinüberwerfen, denn die nur aus Bambus geflochtenen und mit Stroh gedeckten Häuser sind sehr brennbar. Wenn nun die Hütten Feuer gefangen haben, so bewerkstelligen in der entstehenden Verwirrung die Khyens ihren Eintritt und machen alle diejenigen nieder, welche sich nicht ergeben. Die Ueberlebenden werden dann nach den Bergen in die Gefangenschaft geschleppt und müssen Sklavenarbeit verrichten, bis das auf ihre Köpfe gesetzte Lösegeld bezahlt ist; wenn sie aber nicht zu entfliehen versuchen, werden sie in der Regel nicht unfreundlich behandelt. Nur wenigen von ihnen gelingt es, aus der Sklaverei zu entkommen; und die meisten sterben in der Gefangenschaft, denn die Lösegelder sind verhältnismäßig hoch, und viele haben keine Verwandten, welche sich die Mühe des Sammelns der Loskaufssummen nehmen, die oft Jahre in Anspruch nimmt. Es gilt jedoch in diesen Gegenden für ein religiöses Verdienst, zur Loskaufung eines Gefangenen beizutragen, und ich wurde oft um Beiträge dazu angegangen. Eine alte Frau sagte mir, sie habe nahezu die 500 Rupien Lösegeld für einen Sohn zusammengebracht, welcher schon 14 Jahre in der Gefangenschaft schmachtete, und ich gab ihr das was zur Vervollständigung der Summe nötig war. Ich begriff nachgerade was dies alles bedeute, schon in der ersten Nacht, welche ich im Kubo-Thale zubrachte. Mit Sonnenuntergang gieng ich aus dem Thore von Khanpat, um mich in dem klaren Flusse zu baden, welcher

in einiger Entfernung von der Stadt in seinem kiesigen Bett vorüberfloß. In der Dämmerung sah ich eine Gruppe dunkelhäutiger Personen sich am Ufer sammeln und hielt dies für einen Fall gewöhnlicher Neugier, denn überall in diesem Lande, wo man noch niemals zuvor einen weißen Mann gesehen hatte, war mein Erscheinen ein Signal zur Ansammlung von Menschenmassen. Sie konnten mich dann stundenlang in Einem fort betrachten, und die Kühneren wollten meine Kleider betasten und mich veranlassen die Hemdärmel zurückzuschlagen, weil sie nicht glauben konnten, daß meine ganze Haut weiß sei; wenn ich in irgendeinem ländlichen Hause schlief, ward ich mir, beim Erwachen im ersten Morgengrauen, durch das mich umgebende häufige Flüstern bald bewußt, daß das Gemach oder die Veranda voll von neugierigen Zuschauern war, so daß mein Ankleiden oft ein schwieriges Ding war, und diese Art von Lever pflegte praktisch fortzudauern, bis ich Abends mich schlafen legte. Bei dieser Gelegenheit aber ergab sich, daß die Ursache davon nicht Neugierde war, denn die Männer waren alle bewaffnet und sagten mir, sie seien gekommen, um zu verhindern, daß Khyens, welche etwa in der Dschungel lauern könnten, hervorbrächen und mich davonschleppten. Als ich in die Stadt zurückkehrte, fand ich die Platformen bemannt, und die ganze Nacht hindurch ward ich im Schlummer gestört durch die Flintenschüsse der Wächter dicht vor meinen Ohren, denn der Ort war sehr klein. Im weiteren Verlaufe meiner Reise ward ich an dieses Knallen ganz gewöhnt. Ich wurde niemals angegriffen, obschon in einer Nacht ein nur eine englische Meile von meinem Nachtquartier entferntes Dorf verbrannt und seine Einwohner getötet oder fortgeschleppt wurden. Auf meiner ferneren Reise durchwanderte ich beinahe den ganzen südlichen Teil des Kubo-Thales und besuchte seine bedeutendste Stadt Kalé, die ehemalige Hauptstadt eines großen Fürstentums, die ich in einem sehr heruntergekommenen Zustand antraf. Ihre ausgedehnte Ringmauer in Backstein und die Ueberbleibsel von schönen Klöstern zeugten von der früheren Bedeutung einer Stadt, welche jetzt nur noch aus einigen Hütten und armseligen Gehöften bestand. Der Thawbwaw oder Fürst lebte, in Ungnade gefallen, in Mandalay, denn er war durch Heirat verwandt mit einem der birmanischen Fürsten, welche im Jahre 1867 die Fahne des Aufstandes erhoben hatten, und der Gouverneur, welcher ihn ersetzt hatte, wohnte in sicherer Ferne im Khyendwin-Thal. Der Thawbwaw hatte seinerzeit großen Einfluß über die Khyens besessen, und die Uebel, unter denen das Thal gegenwärtig leidet, sollen sich während seiner Abwesenheit wesentlich verschlimmert haben. In der Hoffnung, daß seine Wiedereinsetzung die Lage verbessern würde, bot ich meinen ganzen Einfluß in Mandalay dafür auf und es gelang mir in diesem Falle, ihn wieder zu Gnaden angenommen zu sehen. Allein gleichviel, ob die Dinge schon zu weit gediehen waren oder ob ihn sein Alter minder tauglich und rührig gemacht hatte, ich höre, daß er nicht viel Gutes geleistet hat. Nun aber die Engländer die Regierungsgewalt übernommen haben, darf man überzeugt sein, daß die wilden Stämme in Ordnung gehalten und daß diese reiche Provinz wieder ihren früheren Wohlstand erlangen wird.

Von Kalé wandte ich mich nach Süden, das Thal hinauf. Auf der hohen Bergkette im Westen, welche 4000 bis 5000 F. Meereshöhe erreicht, konnte man deutlich die Lichtungen und Dörfer der wilden Khyens erblicken. Diese bauen Bergreis, Baumwolle und andere Gewächse nach dem sogen. Toungya-System. Bei diesem wird ein Teil der Dschungel gelichtet, die Bäume verbrannt und der Samen in die Asche gesät. Man gewinnt eine Ernte und verläßt dann das Grundstück, welches erst nach Jahren wieder angebaut wird, wenn es von neuem mit Dschungel überwachsen worden ist. Das ganze Thal hinauf hält sich der Strom näher an der östlichen als an der westlichen Seite, und wie aus Furcht vor den Khyens beschränken sich Anbau und Dörfer auf die von denselben entlegenste Seite; der größere Teil des Thals ist wieder mit Wald bedeckt, worin Teak- und Catechu-Bäume vorwalten. Auf den Feldern arbeitet jeder nur mit der Flinte neben sich, so nahe wie möglich bei dem Dorfe, so daß man nur wenige Wanderer sieht und die reiche Landschaft einen öden Anblick gewährt.

In einem Dorf hatte ich ein schlagendes Beispiel von der Art und Weise, in welcher die Fehden mit den Khyens sich fortvererben. Der angesehenste Mann desselben, welcher sich eines ungewöhnlichen Rufes von Tapferkeit erfreute, hatte dem benachbarten Stamm der wilden Khyens Freundschaft anbieten lassen, und teilte mir seine Absicht mit, denselben mit Reisbier betrunken zu machen, für welches die Khyens eine Schwäche haben, und dieselben dann alle niederzumetzeln. Ich verließ ihn zwei Tage bevor dieser löbliche Plan ausgeführt werden sollte, und habe nie etwas von dem Ergebnis gehört.

Es wird niemandem entgehen, wie interessant und verwickelt die Zustände in diesem großen Lande sind. Es wird einer zarten und doch festen Hand bedürfen, um die zahlreichen und schwierigen Aufgaben zu lösen, welche die Beziehungen zu den wilden Stämmen, den Shans, und besonders zu dem neuen Nachbarlande China darbieten; allein wir dürfen zuversichtlich hoffen, daß der Erfolg, welcher die Briten seither in Birma begleitete, sie auch diesmal nicht verlassen wird. Die Erfahrungen in Unterbirma haben gezeigt, daß die Birmanen leicht zu regieren sind, und wenn die Unruhen, welche aus einer so großen Veränderung immer hervorgehen, gedämpft sein werden, so dürften die neuen Unterthanen Großbritanniens von dieser Rasse sich ebenso lenksam erweisen, wie diejenigen in Unterbirma. Möglicherweise wird die Besiedelung des Landes eine längere Zeit in Anspruch nehmen, als dies nach den früheren Kriegen der Fall war, denn jene Kriege trennten nur Glieder von dem alten Reiche

ab, ließen aber das Herz unversehrt. Die Beamten der verlorenen Provinzen vermochten noch immer in Ava Gelegenheit zur Geltendmachung ihres Ehrgeizes und ihrer Ränke zu finden; allein nun ist das Herz selbst getroffen, und wir dürfen erwarten, daß es nur schwer sterben werde.

Von den Shans, wenn sie einmal hereinbrechen — und ein solcher Einfall erscheint nicht unwahrscheinlich — werden die Briten nichts zu befürchten haben. In Anbetracht ihrer Stärke, wenn sie vereinigt sind, ist es geradezu erstaunlich, daß sie das schwere birmanische Joch so lange getragen haben, und unter der britischen Regierung werden ihre Hülfsquellen und ihre Bevölkerung zunehmen.

Die Khyens, Kakhyens und andere Grenzstämme werden den Briten anfangs einiges zu schaffen machen, wie sie oder ihre Verwandten es in Assam gethan haben, allein Festigkeit und Versöhnlichkeit werden ihre Feindseligkeit bei Zeiten entwaffnen. Aus dem Stande ihrer Beziehungen zu einer Regierung gleich derjenigen von Mandalay, welche gleichzeitig schwach, tückisch, verräterisch und anmaßend war, läßt sich kein triftiger Schluß ziehen.

Die neue britische Erwerbung rundet die Grenzen des indischen Reiches ab und stärkt dieses. Man kann nun einen Verkehr zwischen dem Irawadi und dem Brahmaputra eröffnen, der Handel wird sich steigern — allerdings vielleicht nicht so schnell als man hofft — nicht allein infolge der Entwickelung von Oberbirma selbst, als vielmehr durch den erzielten Zugang nach China. Wenn man erreicht, daß die neuen britischen Unterthanen selbst zur Erlangung derartiger Ergebnisse beitragen, so wird sich reichliche Gelegenheit zur Geltendmachung derjenigen Eigenschaften finden, welche, nach alle dem was gesagt und gethan worden ist, England zur größten zivilisatorischen Macht gemacht haben, welche die Welt jemals gesehen hat. (Proc. R. G. S.)

Geographische Neuigkeiten.

* Von der Insel Formosa. In der letzten Nummer der „China Review“ finden wir den Anfang eines Artikels von G. Taylor über die Eingeborenen von Formosa, bezüglich welcher man bisher nur sehr unvollständige Nachrichten besaß. Herr Taylor hat vier Jahre im äußersten Süden der Insel gelebt und stand in täglichem Verkehr mit den Einwohnern, welche er besser kennen gelernt hat, als alle Reisenden, die vor ihm dieselben geschildert haben. Er teilt die Eingeborenen von Formosa im Süden von Taku, d. h. auf der südlichen Halbinsel, in vier Stämme, nämlich in die Paiwans, welche den äußersten Süden bewohnen; die Pepohuans oder indochinesische Mestizen, welche man in den Ebenen trifft; die Tipuns, welche die große Ebene im Innern, von Pilaman, inne haben; und in die Ameirs, welche in den kleinen Dörfern längs der Ostküste bis zum Südkap herab zerstreut sind. Von den Paiwans kann er aus eigener Beobachtung und mit vollkommener Sachkenntnis reden; auch die Ameirs kennt er persönlich; in Betreff der anderen Stämme aber kann er nur die Auskünfte wiederholen, die er von einigen vereinzelten Mitgliedern dieser verschiedenen Rassen erhalten hat, die er unter den Paiwans wohnend fand. Der bereits erschienene Teil des Artikels ist ganz den Paiwans gewidmet, deren Name zur Bezeichnung aller wilden Stämme der Südküste und des östlichen Küstengebietes bis hinauf nach Tang-kang dient. Man entdeckt bei dieser Rasse keine Spur einer Zumischung von Negerblut, deren Vorhandensein man bei gewissen anderen Stämmen der Insel vermutet. Ihre Hautfarbe ist kupferrot, ihr Haar schwarz, die Haut runzelig. Herr Taylor schildert ihre physischen Züge, Sagen und Ueberlieferungen über ihren Ursprung, ihre abergläubischen Vorstellungen, ihre Sitten und Bräuche und ihren Gewerbefleiß (der durch ihre Berührung mit den Chinesen zu verschwinden droht). Sie haben einen undeutlichen religiösen Glauben, den sie wahrscheinlich an den Quellen des Buddhismus geschöpft haben und der auf die Seelenwanderung hinausläuft; sie glauben nämlich in der That, daß einige Seelen zur Strafe für leichtere Vergehen verdammt werden, in den Körper gewisser Tiere überzugehen, worin sie dann während einer mehr oder minder langen Zeit verweilen müssen. Die Subugs, ein im Norden wohnender Stamm der Paiwans, sind beinahe ganz unabhängig. Sie kennen den Gebrauch des Eisens und die Schmiedekunst schon seit einer Zeit, welche so weit in die Vergangenheit zurückreicht, daß ihre Ueberlieferungen keine Erinnerung daran bewahren. Sie tragen im Ohrläppchen einen Ring in einem Loch in der Haut, das sie allmählich mit Gewalt zu verlängern bemüht sind; diese Ohrringe sind das echte Zeichen der ureingeborenen Abkunft, denn es ist weder den Mestizen noch den Chinesen erlaubt, Ohrringe zu tragen. Ein anderer Stamm der Paiwans, die Kubuts, hegen den Brauch, die kleinen Kinder umzubringen, wenn der Stamm über eine gewisse Kopfzahl hinaus sich vermehrt, denn sie behaupten, jedesmal, wenn die Individuenzahl des Stammes die herkömmliche Grenze überschreitet, seien sie sicher von der Pest heimgesucht zu werden. (G. g.)

* Die Russen in Abessinien. Vor kurzem ging durch die Zeitungen das Gerücht, daß Rußland eine Abordnung Kosaken an den König Johannes von Abessinien schicken wolle. Hierüber meldet nun ein Korrespondent in der St. Petersburger „Neuen Zeit“ aus Gondar: „König Johannes war sehr erfreut über die Ankunft von Kosaken in seinem Lande und hat an ihren so eigentümlichen Reiterübungen großes Gefallen gefunden. Der König hat den Wunsch geäußert, daß die Kosaken sich in Abessinien niederlassen, und ihnen für ihre Ansiedelung eines der reichsten Gelände am Flusse Takay, in der Nähe von

Galla, anbieten lassen, allein ihr Ataman, Nicolai Iwanowitsch, hat alle Anerbietungen des Königs ablehnend beantwortet und sich sogar geweigert, durch eine Heirat mit der königlichen Familie verwandt zu werden, unter dem Vorgeben, ein Ataman, der sich verheirate, werde weibisch und verweichlicht und wache nicht mehr seiner Pflicht gemäß über die Interessen seines Stammes. Der Ataman ist daher mit der Mission nach dem Sudan abgereist. — König Johannes hat den Befehl gegeben, alle protestantischen und katholischen Missionare heimzuschicken. — Die englische Deputation, welche die Königin Victoria abgeschickt hatte, um die Beihülfe Abessiniens gegen die Rebellen im Sudan zu erwirken, ist von den Abessiniern in Makala zurückbehalten worden, ganz wie man es Gordon Pascha gemacht hatte. Das Lager der Kosaken ist am Fuße eines großen Berges angelegt. Ueber dem Zelte des Ataman weht die russische Flagge. Das Innere des Zeltes ist mit einem Teppich und mit Fellen von Löwen und Leoparden ausgeschlagen und an den Wänden hängen Trophäen von wertvollen Waffen. Auf der einen Seite steht das mit einem Löwenfell bedeckte Feldbett des Ataman, auf welches sich niemand außer ihm setzen darf. Die Besucher setzen sich auf die Teppiche, mit denen der Boden bedeckt ist. In einer Ecke des Zeltes ist der Ikonostas angebracht, zu dessen beiden Seiten die Bildnisse des Kaisers aller Reußen und des Großfürsten-Thronfolgers hängen. Am Eingange des Zeltes halten zwei Kosaken und zwei Nubier von riesiger Größe Wache. Das Lager gewährt einen höchst mannigfaltigen Anblick. Hier sieht man den großrussischen Kosaken mit seinem langen Bart im langen groben zerrissenen Leinwandkittel, den Tscherkessen mit seinem Kinschal (Dolch) in getriebener und reich inkrustierter Scheide und seiner Schaschka (Säbel) mit silbernem Griff, und dicht bei ihnen den bartlosen Sudanesen, mit seinem Speer und Schild bewaffnet. Hier sieht man ferner noch einige Hundert Abessinier mit ihren weiß und rotgestreiften Plaids, die Remingtonbüchse auf der Schulter und den Yataghan, den Schrecken der Aegypter, an der Seite. Aber alle diese Leute, obwohl an Sprache und Rasse so verschieden, leben doch in vollkommener herzlicher Brüderschaft. (G. g.)

* **Die Deutschen auf der Ostküste Afrika's.** Infolge der jüngsten Ländererwerbungen, die Dr. Peters, Dr. Jühlke, Graf Pfeil u. a. m. als Agenten der Ostafrikanischen Kolonisationsgesellschaft gemacht haben, befindet sich das Deutsche Reich nun im Besitz von nahezu der ganzen Ostküste Afrika's, vom Kap Guardafui im Norden bis zum Kap Delgado im Süden. Nach „Petermann's Mitteilungen" sind die deutschen Erwerbungen in folgender Ordnung zustande gekommen:

1. Die Länder **Usagara, Nguro, Useguha** und **Ukami**, welche durch den Wami und seine Nebenflüsse bewässert werden, sind durch die Herren Dr. Peters und Graf Pfeil erworben worden laut Vertrag vom Dezember 1884, der durch einen kaiserlichen Brief vom 27. Februar 1885 sanktioniert worden ist.

2) Das im Süden gelegene **Khutu** ist infolge eines Vertrages vom 16. Juni 1885, welchen der Graf Pfeil abgeschlossen hat, deutsches Gebiet geworden.

3. Die ganze Region des Kilima'ndscharo, welches das **Usambara**, das **Paré**, das **Dschaga** und das **Aruscha**, d. h. die zwischen den Flüssen Pangani und Tana gelegenen, von den Herren Dr. Jühlke und Lieutenant Weiß erforschten Gebiete, enthält, sind im Juni 1885 durch Vertrag erworben worden.

4. Das **Somali-Land**, welches zwischen dem Kap Guardafui und dem Dörfchen Warscheid bei Magadoxo gelegen, ist unter das deutsche Protektorat getreten infolge verschiedener, im jüngstvergangenen September und November durch den Lieutenant Andersen und Herrn Hörnecke abgeschlossener Verträge.

5. Lieutenant Schmidt hat das **Usaramo**, im Süden von Bagamoyo, durch Vertrag vom 19. Dezember 1885 erworben.

6. Graf Pfeil und Lieutenant Schlüter haben im November 1885 noch das **Uhehe**, an den Quellen des Rufidschi, hinzugefügt.

7. Dieselben Reisenden haben das **Ubena**, das **Mahangé** und das **Wanginbo**, d. h. die ganze ungeheure Region, welche sich zwischen der Küste und dem Norden des Nyassa-Sees, zwischen dem Rufidschi im Norden und dem Rovuma im Süden, hindehnt, mit den deutschen Besitzungen vereinigt.

Alle diese Erwerbungen sind im Namen der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft gemacht worden.

8. Das **Witu** endlich, welches zwischen dem Tana und dem Dschuba liegt, ist im Jahre 1885 durch die Gebrüder Denhardt im Namen und für Rechnung des Witu-Komité's in Berlin erworben worden und hat ebenfalls seine Schutzbriefe erhalten.

Sobald das Deutsche Reich seinen Schutz der Gesamtheit der Erwerbungen der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft bewilligt haben wird — was nach der Beendigung der Arbeiten der Internationalen Kommission geschehen soll — so wird die ungeheure Kolonie, welche durch diese aufeinanderfolgenden Erwerbungen gebildet worden ist, einen Flächenraum von mehr als einer Million Quadrat-Kilometer oder beinahe den dreifachen Flächenraum des Königreichs Preußen (348,330 Quadrat-Kilometer) haben. Durch diese Thatsache hat sich Deutschland, welches schon heute Dar-es-Salâm, den besten Hafen an diesem Teil der Küste, besitzt, alle Wege gesichert haben, welche nach Osten, nach Tabora und an den Tanganyika, nach Nordwesten, an den Victoria-See und nach Uganda, und nach Südwesten, an den Nyassa-See, führen. Höchst wahrscheinlich wird es allmählich seinen Einfluß bis an das östliche Gestade des Tanganyika ausdehnen.

In derselben Zeit, wo die Erwerbungen sich ausbreiten,

vervielfältigen sich auch die Stationen. Bis jetzt sind gegründet worden zwei in Usagara, die eine in Siena, wo man Versuche mit Gemüsebau gemacht hat, die andere in Kiora, wo man eine Faktorei errichtet hat, und von wo aus ein Ingenieur, Herr Rhode, sich anschickt, diesen Landesteil topographisch aufzunehmen. Die HH. Hörnecke, Gravenreuth und Köhler haben einen anderen Posten am Pangani gegründet. In dem fruchtbaren und gesunden Lande Usambara haben die Herren v. Zabewski, Hemmeret und v. Wittich ebenfalls einen Posten gegründet, und Dr. Schmid erforscht die Gegend vom geologischen Gesichtspunkte aus. Die Herren Braun und Nilson haben ihrerseits eine Station auf dem Wege nach Bagamoyo etabliert, um für die Sicherheit dieser Straße zu sorgen, und die Herren v. St. Paul und v. Berzowski sind beauftragt, eine ähnliche auf dem Wege nach Sadani zu errichten. Die Herren Krenzler und v. Bülow endlich haben die Station Dunda, am Rufu, in dem schönen und fruchtbaren Bezirk Usaoramo errichtet.

Alle diese Erwerbungen sind in dem kurzen Zeitraum von vierzehn Monaten geschehen. Ein ungeheures Gebiet liegt als Wirkungskreis für die Handels- und koloniale Thätigkeit der deutschen Nation vor uns uud heischt zunächst ein bedeutendes Kapital, um mit der Erschließung der gewaltigen Hülfsquellen dieses schönsten und fruchtbarsten Teils von Afrika beginnen zu können. Unter der Aegide der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft sollen zunächst drei beigeordnete Unternehmungen ins Leben treten: eine bereits in Angriff genommene Plantagen-Gesellschaft (mit Anteilscheinen à 1000 Mark), für welche die Ländereien à 4 Mark per Hektar abgelassen werden sollen, eine Eisenbahn und eine Bankgesellschaft. Das ostafrikanische Unternehmen hat unverkennbar die größten Chancen unter allen unseren neuen kolonialen Erwerbungen. Es ist patriotische Pflicht, dieses Unternehmen zu unterstützen und zu Gunsten des Vaterlandes auszunützen, denn es ist gar kein Zweifel, daß, wenn dasselbe aus mangelnder Teilnahme von Seite unserer Nation verkrachen müßte, das ländergierige England alsbald die Hand darauf decken würde. Darum kann das Unternehmen der Deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft der Beachtung und Teilnahme unserer Nation gar nicht angelegentlich genug empfohlen werden.

* Die Deutschen in Südbrasilien. Die sog. patriotische Presse in Brasilien erhebt neuerdings Befürchtungen wegen der Anhäufungen italienischer und deutscher Kolonisten in einigen Teilen des Landes. Angesichts der völligen Aufhebung der Sklaverei, die die besitzlosen Schreier und Politiker seit Jahren beeifert verlangten und deren Folgen, wie man nun immer deutlicher ahnt und erkennt, den Wohlstand und die ganze Zukunft des Landes mit einer gründlichen Umwälzung bedrohen, sehen die Brasilianer ein, daß die ohne Sklavenarbeit bestehenden deutschen und italienischen Kolonisten von dem bevorstehenden Umschwung nicht so empfindlich bedrohen werden, und schauen neidisch und mit Mißtrauen auf diese Eindringlinge.

Eine gelesene Zeitung in Rio de Janeiro, „A Gazeta da Tarde“, äußert sich darüber folgendermaßen: „Die Deutschen sind eine überlegene, intelligente und arbeitsame Rasse, haben aber nicht die Gabe der Assimilation. Wohin der Deutsche auch gehen mag, überall wird er immer ein Deutscher sein, und in Brasilien wird er niemals ein Brasilianer werden; obwohl er daher einer Nationalität angehört, welche einigen Wert besitzt, bildet er nicht denjenigen Kolonisten, dessen wir bedürfen. Andererseits wird, wenn die deutsche Einwanderung sich auch fernerhin noch weiter in denselben Verhältnissen in die Provinz Rio Grande do Sul ergießt, dort in wenigen Jahren alles germanisiert und unsere Sprache durch die deutsche verdrängt worden sein, die auch von den unteren Volksklassen angenommen werden wird, so daß diese Provinz faktisch in eine deutsche verwandelt werden wird. Sie wird es alsdann auch de jure werden können und wenn eine deutsche Provinz Berlin mit Recht den Vorzug vor Rio de Janeiro geben würde, so könnte sie dies durch eine Volksabstimmung kundgeben, welche von der Regierung des Deutschen Reichs unterstützt werden würde. Wenn es anders wäre, wie könnte man sich den Umschwung, der in der Politik des Fürsten Bismarck eingetreten ist, welcher sich der deutschen Auswanderung nach Brasilien nicht mehr widersetzt, erklären? Darin liegt eine Gefahr, welcher wir zuvorkommen müssen.“ — Allein der Versuch der brasilianischen Regierung, einem deutschen Plebiszit zuvorzukommen oder die Ansammlung der Deutschen in Südbrasilien zu hindern, könnte leicht gerade die gefürchtete Katastrophe beschleunigen und heraufbeschwören.

Kleinere Mitteilung.

Sibirische Sage über die Entstehung der Rinderpest.

Im Gouvernement Tobolsk in Westsibirien geht im Landvolke folgende Sage über die Entstehung der Rinderpest um, die wir der Zeitung „Sibir“ entnehmen. Vor der Stadt (Ischim), bei der Schmiede, begannen plötzlich zwei schwarze Hunde, ein großer und ein kleinerer, sich zu reißen; sie rissen sich, rissen und endlich biß der große schwarze Hund den kleineren schwarzen Hund tot. Biß ihn tot und lief davon. Selbst die Schmiede, welche ja mit der ungemeinen Kraft zu thun haben, erschraken über solches Ende. Darauf erscheint plötzlich eine kleine Alte — mager wie ein Span und mit rätselhaftem Blick. Dieses alte Weib erwies sich dann auch als die Leiche selber. Sie nannte sich selbst den „Viehtod“. Bei den Schmieden sich über die schwarzen Hunde erkundigend, teilte sie ihnen mit, daß das ihre Schwestern seien und „daß es nicht gut sei, daß der große Hund obgesiegt habe, da davon eine große Seuche kommen werde.“ Die kleine Alte sagte allen dasselbe: sie, die Alte, sei der Viehtod und der große schwarze Hund — ihre Schwester. Darauf steckte man die kleine Alte ins Hundeloch, wo man bei der Durchsuchung an ihrem Leibe drei eiserne Reifen fand. Doch aus dem Hundeloch (Polizeiverwahr) sandte die nachlässige Verwaltungsbehörde die schädliche Alte als

eine Verrückte ins Krankenhaus. Und dies war ein verhängnisvoller Fehler, da aus dem Krankenhaus die verderbliche Alte sofort entlief — wohin, das weiß niemand — worauf denn das Vieh schon ohne jegliche Zahl zu fallen anfing. Das also ist der Grund unseres Viehsterbens — verderbliche kleine Alte! Sie hätte man totschlagen müssen, sie aber entkam und wird jetzt natürlich nach Herzenslust sich herumtummeln.

N. v. Seidlitz.

Notizen.

* Die Bevölkerung von Wien belief sich nach einer von der Polizeipräfektur aufgestellten statistischen Berechnung zu Ende des Jahres 1885 ohne die Garnison auf 1,231,000 Seelen, wovon 755,000 auf Wien selbst und 476,000 auf die Bannmeile kommen. Die Zahl der Wien berührenden Fremden belief sich im vorigen Jahre auf 229,586 Köpfe.

* Flächenraum und Bevölkerung von Irland. Die Bevölkerung von Irland beträgt in diesem Augenblick wenig über 5,160,000 Seelen, worunter 1,150,000 Protestanten und 4,010,000 Katholiken. Die Insel enthält ungefähr 20 Millionen Acres (ungefähr 6,500,000 Ha.) Land, wovon die Hälfte Eigentum von nur 750 Besitzern ist, deren jeder über 50,000 Acres sein nennt; drei Grundeigentümer besitzen je über 100,000 Acres und 90 je über 20,000 Acres. 110 Grundeigentümer besitzen 4 Millionen Acres oder den fünften Teil der Bodenfläche von Irland. Von den anderen Grundeigentümern, welche im Jahre 1871 mehr als 100 Acres besaßen, waren 4842 sogenannte Absentees, d. h. solche, welche nicht in Irland lebten, und 5589 wohnten im Lande.

* Die Bevölkerung von Madrid betrug nach der amtlichen Volkszählung vom 1. Dezember 1885 508,405 Einwohner, worunter 230,601 männliche und 268,814 weibliche.

* Die Bevölkerung von Victoria betrug nach der neuesten amtlichen Volkszählung vom 31. März 1,001,756 Einwohner. Victoria ist unter allen australischen Kolonien die erste, deren Einwohnerzahl eine Million erreicht.

* Die Bevölkerung von Serbien betrug im Dezember 1884 (nach den Mitteilungen, welche Herr Jakschitsch, Vorstand des serbischen statistischen Bureau's, der Pariser Geographischen Gesellschaft gemacht hat) 973,079 männliche und 928,039 weibliche Einwohner, zusammen 1,901,118 Seelen, worunter 378,317 verheiratete Männer. Die Bevölkerungsbewegung im Jahre 1885 wies nach: 16,879 Verheiratungen, 90,143 Geburten (worunter 848 uneheliche), 57,911 Todesfälle, 1325 eheliche und 33 außereheliche Totgeborene.

* Die Bevölkerung von Aegypten beträgt nach dem Ergebnis der neuesten Volkszählung und dem Stande vom 3. Mai 1882 (15. Gamad aber 1299) für das eigentliche Aegypten 6,806,381 Einwohner,

* Die Hawai- oder Sandwichs-Inseln. Die neueste, in diesem Archipel vorgenommene Volkszählung von 1884, deren Ergebnis jüngst veröffentlicht worden ist, liefert höchst merkwürdige Nachweise, namentlich wenn man ihre Ziffern mit denjenigen der vorangehenden Volkszählung vom Jahre 1878 vergleicht. Während der vergangenen sechs Jahre ist die Zahl der Eingeborenen von unvermischter Rasse von 44,088 auf 40,014 Köpfe herabgesunken, dagegen die Zahl der Mestizen von 3420 auf 4218 gestiegen. Die Zahl der chinesischen Einwanderer, welche im Jahre 1878 nur 5916 Köpfe betrug, hatte sich bis 1884 verdreifacht, denn sie betrug nun 17,931. Unter allen anderen Beziehungen hat die Bevölkerung zugenommen. Die portugiesischen Arbeiter, damals nur 436, sind nun 9377 Köpfe stark. Die Zahl der Einwanderer aus den Vereinigten Staaten ist von 1276 auf 2066 gestiegen. Die Zahl der englischen Unterthanen hat sich von 883 auf 1282, die der deutschen von 272 auf 1600 vermehrt. Die anderen minder zahlreichen Nationalitäten weisen ebenfalls eine Vermehrung auf. Die Zahl der im Archipel von ausländischen Eltern Geborenen, welche im Jahre 1878 947 betrug, stieg 1884 auf 2040. Die Gesamtsumme der Bevölkerung betrug im Jahre 1884 80,578 Seelen, gegenüber von 57,985 im Jahre 1878, obwohl die Zahl der Eingeborenen während der vorangegangenen sechs Jahre um ungefähr zehn Prozent abgenommen hatte.

Berichtigung.

In Nummer 41 des „Ausland", im Aufsatz über die „Deutschen Kolonien in Galizien" sind die statistischen Angaben über den Bevölkerungszustand unrichtig und veraltet, und ich nehme mir die Freiheit, auf diese Fehler aufmerksam zu machen. Es sind da nämlich in der Rubrik „Nationalität" folgende Zahlen aufgestellt:

Polen	2,000,000
Ruthenen	2,300,000
Juden	575,918
Deutsche	165,000
Zusammen	5,040,918.

In der Rubrik „Religion":

Katholiken	2,509,015
Griechisch-Unierte	2,315,782
Protestanten	39,703
Juden	575,918
Zusammen	5,440,418.

Von diesen beiden Angaben ist keine richtig. Galizien zählte nach der Zählung vom 31. Dezember 1880 amtlichen Quellen zufolge 5,959,000 Einwohner, die sich nach der Nationalität (Umgangssprache) folgends verteilen:

Polen	3,058,000	= 51.5%
Ruthenen	2,570,000	= 42.9%
Deutsche	324,000	= 5.5%
Böhmen	5,000	} = 0.1%
Andere	2,000	
Zusammen	5,959,000.	

Nach der Religion:

Römisch-katholisch	2,715,000
Griechisch-katholisch	2,512,000
Juden	687,000
Protestanten	40,000
Armenier	3,000
Andere	2,000
Zusammen	5,959,000.

Die Juden erklärten sich zum Teile (463,000) als Polen, ein geringer Teil (27,000) als Ruthenen, und 196,000 als Deutsche. Von der Zahl 324,000, die den Deutschen in Galizien bleibt, also eigentlich nur 128,000. Auch wäre die Ansicht unrichtig, die Zahl der Protestanten mit 40,000 ausschließlich dem deutschen Elemente zuzählen zu wollen. Es gibt viele stockmasurische Dörfer, die protestantisch sind. Da ich hier nur die Zahlen in dem benannten Aufsatze richtig stellen wollte, will ich mich in weitere Auseinandersetzungen nicht einlassen.

Wien. J. Szpett.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

So eben erschien die erste Lieferung des nachstehenden Sammelwerkes und liegt in jeder soliden Buchhandlung des In- und Auslandes auf:

Bibliothek deutscher Geschichte

unter Mitwirkung von

O. Gutsche, E. Mühlbacher, M. Manitius, J. Jastrow, Th. Lindner, V. v. Kraus, G. Egelhaaf, M. Ritter, R. Koser, K. Th. Heigel, A. Fournier

herausgegeben von

H. v. Zwiedineck-Südenhorst.

Die Bibliothek deutscher Geschichte hat die Bestimmung, in einer zusammenhängenden Reihe selbständiger Werke jedem Gebildeten die Kenntnis der Geschichte unseres Volkes im ganzen und in seinen Teilen zu vermitteln, wie sie auf Grund der bis jetzt gewonnenen Forschungsergebnisse erreicht werden kann. Die Gestaltung der politischen Verhältnisse, die Entwicklung des geistigen Lebens in Religion, Wissenschaft und Kunst, die Veränderung in den Formen der Wirtschaft der einzelnen wie der Gemeinwesen wird in allen Werken möglichst gleichmäßig berücksichtigt werden, so daß durch die auf ein gemeinsames Ziel gerichtete Thätigkeit einer größeren Zahl von Berufsgenossen

**eine Geschichte der Deutschen
von ihrem ersten Auftreten bis zur Aufrichtung ihres neuen Kaiserreiches**

entstehen kann, wie sie ein einziger — und sei er der gelehrteste und begabteste — niemals zustande zu bringen vermöchte.

Als ein Vorzug unseres Sammelwerkes kann hervorgehoben werden, daß durch vereinte Kräfte die Vollendung des Ganzen in weit kürzerer Zeit erreicht werden kann, als wenn ein solches Werk zur Lebensaufgabe eines Autors wird. Eine gewissenhafte, durchsichtige, leicht zu erfassende Darstellung alles Geschehenen und Geleisteten ist die Aufgabe, die die Mitarbeiter sich stellen; sie wollen nicht die Untersuchung der Thatsachen, sondern deren Ergebnisse mitteilen, sie sprechen nicht zu Fachgelehrten und Kritikern, sondern zu unserer Nation, die ein Recht hat, zu verlangen, daß sie von den Leistungen der gelehrten Welt in einer allgemein faßbaren und nicht ermüdenden Form unterrichtet werde. In diesem Sinne wird unser Unternehmen buchstäblich ein in seiner Art einzig dastehendes und unerreichtes sein, das im Hause keines wahrhaft Gebildeten fehlen darf.

Die „Bibliothek deutscher Geschichte" besteht aus folgenden Werken:

I. **Deutsche Geschichte von der Urzeit bis zu den Karolingern.** Von Dr. **Oskar Gutsche,** Gymnasialprofessor (Danzig).
II. **Deutsche Geschichte unter den Karolingern.** Von Dr. **Engelbert Mühlbacher,** Universitätsprofessor (Wien).
III. **Deutsche Geschichte unter den sächsischen und salischen Kaisern.** Von Dr. **M. Manitius** (Dresden).
IV. **Deutsche Geschichte unter den Hohenstaufen.** Von Dr. **J. Jastrow,** Privatdozent (Berlin).
V. **Deutsche Geschichte unter den Habsburgern und Luxemburgern** (1273 bis 1437). Von Dr. **Theodor Lindner,** Universitätsprofessor (Münster).
VI. **Deutsche Geschichte im Ausgange des Mittelalters.** Von Dr. **Victor v. Kraus,** Gymnasialprofessor (Wien).
VII. **Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation.** Von Dr. **Gottlob Egelhaaf,** Gymnasialprof. (Stuttgart).
VIII. **Deutsche Geschichte im Zeitalter der Gegenreformation und des Dreißigjährigen Krieges.** Von Dr. **Moriz Ritter,** Universitätsprofessor (Bonn).
IX. **Deutsche Geschichte im Zeitraum der Gründung des preußischen Königtums.** Von Dr. **H. v. Zwiedineck-Südenhorst,** Universitätsprofessor und Landesbibliothekar (Graz).
X. **Friedrich der Große.** Von Dr. **Reinhold Koser,** Universitätsprofessor (Berlin).
XI. **Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zum Ausgange des achtzehnten Jahrhunderts.** Von Dr. **K. Th. Heigel,** Universitätsprofessor (München).
XII. **Deutsche Geschichte im Zeitalter Napoleons I.** Von Dr **August Fournier,** Universitätsprofessor (Prag).
XIII. **Der Deutsche Bund und das neue Reich.** Von Dr. **H. v. Zwiedineck-Südenhorst.**
XIV. **Uebersichts- und Registerband.**

Die entscheidende Wandlung, welche die Geschicke des deutschen Volkes in unseren Tagen erfahren haben, die Vereinigung der Mehrheit seiner Stämme in dem durch die Kraft des preußischen Königtums geschaffenen neuen Kaiserreiche und der enge Anschluß der aus dem alten Reichsgefüge losgelösten, aber von deutschen Bürgern und einer deutschen Dynastie gegründeten und erhaltenen österreichisch-ungarischen Monarchie an dieses neue Deutsche Reich geben der Beurteilung der historisch gewordenen Verhältnisse eine Sicherheit und Bestimmtheit, die vordem niemals gedacht werden konnte. Eine **wahrhaft nationale Geschichtschreibung** ist heute möglich geworden und wird die Befriedigung eines Herzensbedürfnisses allen Deutschen in und außerhalb der Reichsgrenzen gewähren, die in den nach langen Kämpfen gewonnenen neuen Formen ihrer politischen Existenz eine großartige Errungenschaft für die Gesamtheit der Nation begrüßen, sich an dem Erreichten rückhaltlos erfreuen und in den Spuren neuer Entwicklungsstufen die Bürgschaft für eine glückliche Ausgestaltung des bereits Geschaffenen erblicken.

Allgemeines über die Bibliothek deutscher Geschichte, Umfang, Erscheinen und Preis.

Die Bibliothek erscheint in ca. 130 Lieferungen à 5 Bogen zu 16 Seiten à M. 1. — (= Fr. 1. 35., in Oesterreich nach Kurs) und von der dritten Lieferung an regelmäßig in zweiwöchentlichen Zwischenräumen. Unter den Umfang von 5 Bogen wird nicht heruntergegangen, die Anzahl von 130 Lieferungen wird voraussichtlich und wenn irgend möglich nicht überschritten werden. Jeder der in vorstehendem Programm genannten Zeitabschnitte erhält eine trefflich in Farben ausgeführte Territorialkarte. Um den geehrten Subskribenten in Bälde ein Bild von der Darstellung der verschiedenen Mitarbeiter und der von ihnen behandelten Zeitabschnitte zu geben, erscheinen die einzelnen Lieferungen nicht in historischer Folge, sondern vorerst bunt durcheinander, indessen aber so, daß schließlich jene Reihenfolge doch wieder hergestellt wird.

Jede Buchhandlung des In- und Auslands nimmt Aufträge an.

Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 47. Stuttgart, 22. November. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die Reisen der Brüder Zeni in den nordischen Ländern.[1]

Ein dreihundertjähriges Problem.

Noch auf den Karten des vorigen Jahrhunderts (bis 1783) findet sich in der Nähe Islands eine Insel Frisland eingezeichnet. Im 17. und am Ende des 16. Jahrhunderts treffen wir noch eine Reihe anderer Namen, die jetzt verschwunden sind, sowohl im Norden, als weiter westwärts; so Icaria, Grisland, Drogeo, Estotiland und vor allem Engroneland oder Engroveland, das bald als nördliches Vorland Norwegens, bald an der Stelle Grönlands erscheint. Fragen wir, wie die neuen Länder und ihre Namen in die Karten gekommen sind, so ist die Antwort gar nicht leicht und kurz zu geben. Engromelbi als Volksname im Norden der skandinavischen Halbinsel lesen wir auf der Karte des Dänen Claudius Clavius (Olafius? also Claus Olafs Sohn?) vom Jahre 1427. Claudius fertigte seine Karte des Nordens und einen kurzen Text als Ergänzung zu einer Ptolemäus-Uebersetzung für einen französischen Prälaten. Das ganze Werk ist jetzt in Nancy aufbewahrt. Die Karten der gedruckten Ptolemäus-Ausgaben desselben Jahrhunderts (1482 und öfter wiederholt) von Donis geben schon ungleich reichere Küstengliederung als die stilisierte Karte des Claudius, aber doch im Ganzen die gleiche Lage von Engroneland, nämlich nordöstlich von Norwegen. Spätere Kartographen suchten das überlieferte Länderbild mit den auf theoretischem oder praktischem Wege gewonnenen neuen Anschauungen zu vereinigen. Die Inseln Frisland und Estland und mehrere unbenannte, die später an der gleichen Stelle als Neome und Podanda auftreten, zeichnet zum erstenmale Juan de la Cosa 1500 in seine Weltkarte. Alle vereinigt bietet uns erst eine Karte mit dem Titel „Carta da navegar de Nicolo et Antonio Zeni fvrono in tramontano lano MCCCLXXX" in dem Werke „Dei commentarii del viaggio in Persia.... Et dello scoprimento dell' isole Frislanda, Eslanda, Engrouelanda, Estotilanda et Icaria, fatta sotto il Polo Artico, da due fratelli Zeni, M. Nicolò il K. e M. Antonio." Venedig, 1558. Das Buch ist angeblich aus den im Familienarchiv der Zeni bewahrten Briefresten und Seekarten von einem Nachkommen des Antonio Zeno, Nicolò dem Jüngeren (1515—1565), zusammengestellt. Wir finden hier zum erstenmal eine ausführlichere Beschreibung der von den Brüdern Zeni um das Jahr 1400 im Norden entdeckten Länder. Zum ersten- und zum letztenmal. Denn sonst sprechen nur die Karten von ihnen, eine gar wortkarge, undeutliche Sprache. Einer der kühnen englischen Seefahrer des 16. Jahrhunderts, Martin Frobisher, will freilich auf seiner Suche nach der nordwestlichen Durchfahrt nach Asien in den Jahren 1576 bis 1578 Frisland gesehen und betreten haben; seine Beschreibung paßt aber nicht zu der der Zeni. Es kann nur Südgrönland gewesen sein, was Frobisher für

[1] Ueber die bisherige Litteratur zur Zeni-Frage siehe Jap. Steenstrup, Zeniernes reiser i Norden. Kopenhagen, 1883. — Nordenskiöld, Studien und Forschungen, 1885, hier eine gute Reproduktion der Zeno-Karte.

Frisland ansah und nachher Westengland benannte. Sonst hat kein Sterblicher Frisland, Drogeo, Estotiland und wie die Inseln und Länder der Zeni'schen Karte heißen, mit Augen gesehen.

Nicolò und Antonio stammten aus einem alten venezianischen Geschlecht. Ihre Vorfahren und die Nachkommen des Antonio haben in der politischen Geschichte Venedig's eine große Rolle gespielt. Ein Enkel des Antonio, Catarino Zeno, war der erste, der als Gesandter der Republik nach Persien zu reisen sich entschloß; seine Erlebnisse füllen den größeren Teil des Büchleins, das uns die Reisen des Nicolò und Antonio überliefert. Die „Commentarii del viaggio in Persia" sind keine Reisebeschreibung, sondern enthalten die politische Geschichte Vorderasiens von ca. 1450 ab. Sie haben ungleich weniger von sich reden gemacht als der „Scoprimento dell' Isole Frislanda" u. s. w.

Antonio, Nicolò und Carlo waren die Söhne des Pietro Zeno Dragone, ihre Mutter Agnese stammt aus dem Hause Dandolo. Pietro fand nach einem ruhmreichen Leben im Dienste der Republik den Tod bei einem Ueberfall durch die Türken im Jahre 1343, nachdem er ein Jahr lang als Capitano Generale das Heer der christlichen Liga gegen die Türken befehligt hatte. Carlo trat in seine Fußstapfen und erwarb sich kriegerischen und staatsmännischen Ruhm. Nicolò und Antonio suchten und fanden Lorbeeren auf anderen Bahnen, sind jedoch auch im Dienste des Vaterlandes nicht unthätig gewesen. „Die Lust, die Welt zu sehen, zu durchwandern, andere Sitten und die Sprachen der Menschen kennen zu lernen", trieb im Jahre 1390 Nicolò in die Ferne. Er rüstete aus eigenen Mitteln ein Schiff und segelte durch die Straße von Gibraltar in den Ozean hinaus. Sein nächstes Ziel war England und Flandern. Aber der Himmel hatte es anders mit ihm beschlossen. Ein Sturm trieb ihn in unbekannte Meere, und schließlich strandete sein Schiff bei der Insel Frislanda. Die Mannschaft und ein Teil der Waren konnte geborgen werden, das Schiff ging zu Grunde. Die Bevölkerung des Landes trat den armen Schiffbrüchigen mit den Waffen in der Hand entgegen und hätte das kleine Häuflein wohl vernichtet, hätte nicht der Fürst der benachbarten Inselgruppe Porlanda, Zichmni, sich ihrer angenommen. Kaum hatte er im lateinisch geführten Zwiegespräch erfahren, daß die Gestrandeten von Italien kämen und selbst Italiener seien, so erklärte er sie als seine Schutzbefohlenen. Ihm fehlte es auch nicht an der Macht, kräftigen Schutz zu gewähren. Beherrschte er doch auch das Herzogtum Sorant auf dem Festlande gegen Scotia zu gelegen und konnte versuchen, dem König von Norwegen, den er schon einmal besiegt, den Besitz von Frislanda, das größer ist als Irlanda, streitig zu machen. Alsbald trat Nicolò in Zichmni's Dienst und hatte sofort Gelegenheit, sich für des Fürsten wohlwollenden Schutz dankbar zu erweisen. Auf einem Zuge nach Westen bewahrte seine seemännische Erfahrung die nur mit gefahrlosem Fahrwasser vertrauten Nordleute vor dem Untergange. Auf diesem Zuge werden die Inseln Ledouo und Ilofe erobert, der Hafen Sanestol am Golf Sudero und einige Inseln angelaufen. In Bondendon erwartete Nicolò Zichmni's Ankunft, der mittlerweile mit dem Landheer einen großen Sieg erfochten hatte. Bis jetzt war die Fahrt nach Westen gerichtet; welche Richtung das Landheer und die Flotte nun einschlugen, um nach der Hauptstadt der Insel, nach Frislanda, zu kommen, ist nicht angegeben. Offenbar sind Ledouo, Ilofe, Sanestol, Bondendon Teile des frisländischen Reiches. Die Hauptstadt liegt in einer der zahlreichen Buchten im Südosten der Insel; von ihr aus geht ein lebhafter Fischexport nach Flandern, Bretagne, England, Schottland (la Scotia), Norwegen und Dänemark. Hier blieb nun Nicolò und hierher berief er in einem verlockenden, Ruhm versprechenden Brief seinen Bruder Antonio. Beide unternahmen einen gewaltigen Heereszug gegen Estlanda, welches vor der Küste zwischen Frislanda und Norwegen liegt. Ein Sturm verschlägt Zichmni und die Zeni nach Grislanda. Von hier versucht er Islanda, das, wie die anderen Inseln (Islande) hier im Norden, dem König von Norwegen unterthan ist, anzugreifen, aber starke Befestigungen vereiteln den Plan. Dafür nimmt er die Inseln (Islande) Talas, Broas, Iscant, Trans, Mimant, Damberc, Bres. Auf der letzteren läßt er den Nicolò zurück und kehrt dann heim nach Frislanda. Nicolò zieht gleich im Sommer darauf wieder nach Norden, nach Engroueland. Hier findet er merkwürdige Dinge. Ein Dominikanerkloster, St. Thomas, liegt dort, nahe einem Vulkan, das alle Wärme zum Heizen und Kochen einer heißen Quelle entnimmt. Und Wärme brauchen sie viel, denn der Winter ist lang und streng dort. Die Patres leben meist von Fischen. Was sie sonst noch bedürfen, bringen ihnen die zahlreichen Schiffe, die von Norwegen und Treadon hinkommen. Sie nehmen dafür Fische (getrocknet an der Luft) und verschiedene Tierfelle mit. Die Patres sind von Norwegen, Schweden, meist aber von den Inseln (Islande). Die Fischer haben dort Kähne von der Gestalt der Weberschiffchen. (Sie werden genau beschrieben wie die grönländischen Kajaks.) Die Mönche treiben eifrig Gartenbau. Als Baumaterial benützen sie die von dem Vulkan ausgeworfenen, beim Erkalten hart und fest gewordenen glühenden Steine, den Mörtel liefert ihnen gleichfalls der Berg. Die Klosterbrüder sprechen zumeist Lateinisch. Die zahlreiche Laienbevölkerung hängt sehr an den Patres und thut alles für sie. Ihre Häuser liegen am Berge, sind rund [1] und verjüngen sich nach oben, wo eine Oeffnung für Luft und Licht gelassen ist.

Dies das Wichtigste von dem was Nicolò seinem Bruder Carlo nach Venedig über Engroueland in einem

[1] Oder: sie liegen rund um den Berg; so Prof. Steenstrup.

Briefe mitteilte. Nicolò überlebte die Fahrt nach dem merkwürdigen Thomaskloster nicht lange. Das rauhe nordische Klima warf ihn nach fünfjährigem Aufenthalt in Zichmni's Reich ins Grab. So war Antonio allein. Er leitete fortan — 10 Jahre lang — die Unternehmungen zur See oder beteiligte sich daran als Ratgeber des Fürsten. Der erste Zug, den Zichmni selbst ausführte, sollte nach Estotilanda gehen. Antonio hat ihn in einem Brief an Carlo geschildert. Vor 26 Jahren waren vier Fischerboote vom Sturm an dies bisher unbekannte Land verschlagen worden. Sie wurden festgehalten, aber freundlich aufgenommen und blieben lange Jahre dort. Anfangs mußte ein gleichfalls unfreiwillig Anwesender, der Latein verstand, den Dolmetsch machen; allmählich lernten die Frisländer aber die Landessprache. Estotiland liegt mehr als 1000 Mln. westlich von Frislanda. Es steht unter einem König, hat Ueberfluß an allen Gütern der Welt; die Einwohner sind geschickte Arbeiter, haben eine Litteratur und eigene Schrift. Früher mußten sie wohl Verkehr mit Europa („mit den Unserigen" schreibt Antonio) gehabt haben, denn der König besitzt in seiner Bibliothek lateinische Bücher. Jetzt handeln sie mit Engroueland und beziehen Pelzwerk, Schwefel und Pech daher. Getreide bauen sie selbst und brauen Bier (la ceruosa) daraus wie die anderen Völker des Nordens. Sie treiben Schiffahrt, aber ohne Kompaß. Estotiland ist eine Insel, etwas kleiner als Island, südlich zunächst liegt das reiche Land Drogio. Dahin sandte der König die Frisländer mit einer Flotte, aber die Expedition mißglückte. Wer den Stürmen entgieng, fiel den Kannibalen dort in die Hände und die Meisten wurden aufgefressen. Die Kunst, mit dem Netze zu fischen, die der letzte der Frisländer zum großen Erstaunen der Eingeborenen vor ihren Augen übte, rettete ihm und dem Rest seiner Begleiter aus Estotiland das Leben, brachte ihn aber auch in Unannehmlichkeiten, da alle benachbarten Häuptlinge (Segnori) ihn haben wollten und seinetwegen Krieg anfiengen. So hatte er in den 13 Jahren seines Aufenthaltes mehr als 25 Herren. Das Land ist groß und eine ganz neue Welt (quasi un nuouo mondo), aber die Eingeborenen roh, ohne Metall, ohne Kleidung, sie leben von der Jagd, fressen aber auch ihre Feinde. Nach langem Aufenthalt bei den Wilden gelang es dem frisländischen Fischer — und nur ihm allein — von Drogio aus ein Schiff von Estotiland zu erreichen und dieses brachte ihn nach Estotiland zurück; von hier segelte er dann in die Heimat und erzählte nun seinen Landsleuten alle die Merkwürdigkeiten von den Westlanden. Sein Bericht war für Zichmni zu verlockend. Er rüstete eine Flotte zu einer Seefahrt nach Estotiland. Unglücklicherweise starb gerade drei Tage vor der Abfahrt der Einzige, der den Weg kannte, der Einzige, der überhaupt authentische Kunde von den neuen Ländern hatte, der heimgekehrte Fischer. Die Flotte gelangte deshalb auch nicht nach Estotiland, sondern nur bis Ilofe, Ledovo bei Frisland und Icaria im Icarischen Meere. Man versuchte bei Icaria zu landen, aber ohne Erfolg; die Feindseligkeit der Bewohner machte jede Annäherung gefährlich. So stach denn Zichmni wieder in See, westwärts, und kam nach zehntägigem Segeln an ein unbekanntes vortreffliches (buonissimo) Land mit dem besten Hafen. Man gab ihm den Namen Trin. Im Innern der Insel (denn das war das neugefundene Land) erhob sich ein Vulkan; in seiner Nähe wohnten halbwilde Menschen in Höhlen, die sich vor den Ankömmlingen scheu flüchteten. Zichmni beschloß, verlockt durch das herrliche Klima, eine Stadt zu bauen und eine Niederlassung zu gründen, aber ein Teil seiner Mannschaft hatte die Fremde satt und wollte heimwärts ziehen. So entließ er denn die Störrigen unter Antonio's Führung. Zwanzig Tage segelten sie ostwärts, dann fünf Tage südwärts zur Insel Neome, nahmen Erfrischungen ein und segelten dann in weiteren drei Tagen nach Frislanda. Zichmni aber blieb in Trin und erforschte von dort aus die Küsten von Engroueland, wovon Trin einen Teil ausgemacht zu haben scheint.

Damit schließt der merkwürdige Bericht. Ihn begleitet eine Karte, die wir noch kurz zu betrachten haben. In ein mit dicken Strichen entworfenes enges Gradnetz sind alle die Länder eingetragen, die im Text erwähnt worden. Im Osten liegt die skandinavische Halbinsel in annähernd richtiger Gestalt und Jütland. Darauf folgt am unteren Kartenrand in geringem Abstand die Nordküste Schottlands, in der südwestlichen Ecke Drogeo; am Westrand, unweit Drogeo, ein Stück von Estotiland; in der Mitte des Westrahmens liegt die Spitze der langgestreckten Halbinsel Engronelant (so!), die sich nordostwärts bis zum oberen Kartenrand fortsetzt und deren Südküste in einem Bogen an Skandinavien (Norwegen) anschließt; das Nordende von Engronelant hatte auf der Karte nicht mehr Platz. Zwischen den nun aufgezählten Ländern liegen eine Reihe von Inseln: an der Küste Engronelants ein langgestrecktes Islanda, zwischen Islanda und Estotiland Ikaria; an Norwegens Südwestrand liegt Estland, südwestlich, gegen Drogeo zu, das große Frisland, ringsherum kleinere Inseln: Neome, Podalida, Ledouo, Grislanda, mit Ausnahme von Islanda lauter seltsame Namen, die, wie Eingangs erwähnt, jetzt von den Karten geschwunden sind und in alten Berichten auch fehlen. Kein Wunder, wenn von dem Rätselhaften in Text und Karte angelockt, Gelehrte verschiedener Nationen mit der Zeno-Frage sich eingelassen und abgemüht haben. Ist der Bericht wahr? Beruht die Karte auf alten, nach Autopsie gefertigten Arbeiten?

Das sind die Fragen, die jeder denkende Leser sich stellen wird und gestellt hat. Die bis jetzt gegebenen Antworten gehen weit von einander ab. Manche erkären Karte und Text für Erfindung des Nicolò Zeno des Jüngeren. Die historische Litteratur des Nordens weiß nichts von einem König Zichmni und seinen Kriegen mit

Norwegen, kennt kein Reich von der Bedeutung wie Zeno's Frisland, die nordische Geographie kennt kein Land mit den verschiedenen Merkwürdigkeiten Engrouelands, sie kennt kein Podalida, Neome u. s. w. Andere sagen: die Zeni waren Italiener, nichts ist natürlicher, als daß in ihrem Munde, aus ihrer Feder die nordischen Namen eine etwas sonderbare Form bekamen; der Herausgeber hat durch Lesefehler, durch Mißverstehen des altertümlichen Italienisch seiner Quellen den Bericht etwas entstellt. Im ganzen aber liegt eine wahrheitsgetreue Schilderung in Wort und Bild vor. Zeigen sich doch auch in vereinzelten älteren Quellen Spuren der Zeni'schen Geographie und stimmt der ganze Westen so trefflich zur Wirklichkeit, daß an Fälschung im 16. Jahrhundert nicht zu denken ist, denn damals hatte man keine Idee von der Lage und Gestalt Grönlands, das hier nur wenig entstellt En-Groneland heißt; Estotiland, Drogeo sind natürlich Teile des amerikanischen Kontinents. Frisland ist Farö-Island, d. i. die Färöer, Estland ist Hetland, Norwegen; die nordfrisischen Inseln sind verhältnismäßig sehr richtig gezeichnet. — Wieder andere schlugen einen Mittelweg ein. So vor allem der berühmte dänische Zoologe Japetus Steenstrup. Er wies mit Nachdruck darauf hin, daß Text und Karte nicht zusammenstimmen; daß auf letzterer wohl die im Text vorkommenden Namen zu finden seien, aber nebenbei noch eine Reihe anderer, die mit dem Text nicht in Einklang zu bringen sind. Steenstrup zeigt wie Engroveland oder Engroneland nach der Schilderung der Zeni unmöglich Grönland sein könne, sondern ein viel südlicheres Land sein müsse; daß das Frisland der Karte wohl die im Text nach Frisland verlegten Orte, daneben aber eine Menge isländischer Ortsnamen enthalte, und kommt zu dem Schlusse, daß der letzte Herausgeber des Reiseberichts und der Karte nur Dänemark, Norwegen und Schweden sowie das Gradnetz hinzugefügt habe; das übrige sei schon aus älterer Zeit fertig überliefert worden, beruhe aber auf Mißverständnissen. Engroueland sei — und das zeigen die Ortsnamen wie die Schilderung des Landes — ein Teil Nordfrislands (Eiderstet). Frislanda gibt nicht die Färöer, sondern Island wieder; auch dies wird durch eingehendste Musterung der Ortsnamen bewiesen. Das zweite Island ist nachträglich eingefügt, wie öfter auf älteren Karten Inseln doppelt eingezeichnet wurden; wann? von wem? sagt Steenstrup uns nicht. So verdienstvoll und anregend seine Abhandlung ist, so klar der Nachweis, daß die alten Zeni Amerika und Grönland nicht gesehen haben, so unbefriedigt läßt sie uns im Betreff der Entstehungsgeschichte.

Ein glücklicher Zufall hat mir das Mittel an die Hand gegeben, hierüber mehr Licht zu verbreiten. Der seines katholischen Glaubens halber landflüchtig gewordene Erzbischof von Upsala Olaus Magnus von Linköping ließ im Jahre 1539 in Venedig eine Karte des Nordens erscheinen; ein Prachtwerk in großem Wandkartenformat mit unzähligen Zeichnungen verziert und als geographische Leistung für ihre Zeit geradezu staunenerregend. Von ihrer Existenz hat man längst gewußt, aber seit 1574 hat niemand von allen denen, die sie erwähnten, sie selbst mit Augen gesehen. Die an mancherlei Schätzen so reiche Münchener Hofbibliothek hat eines der wenigen, wahrscheinlich das einzige noch erhaltene Exemplar.[1] Ein Blick auf dasselbe ließ erkennen, daß gerade diese Karte von dem Herausgeber der Zeno-Reisen ausgenützt wurde; daß ganz Island ihr entnommen und mit den unverständlichen Namen einer schon 1482 gedruckten Karte des Nordens (von Donis) ausstaffiert wurde; daß ganz Norwegen, daß die Hälfte von Estland, daß ein Teil von Frisland aus ihr stammt, daß sie den Anlaß gab, Engroneland dem von Südländern noch nie geschauten Grönland so ähnlich zu gestalten, den Inseln Drogeo und Estotiland die westliche Lage zu geben, daß die bei Island eingetragenen kleinen Inseln ihr Vorbild in den an gleicher Stelle von Olaus gezeichneten Eisschollen haben! Wenn Olaus auch nicht die einzige gleichzeitige Quelle gewesen ist, so genügt doch der Vergleich der Zeno-Karte mit seiner **Carta marina**, um uns die Entstehungsart der ersteren deutlich erkennen zu lassen. Es ergibt sich, daß der Text zum Teil, vielleicht zum größten Teil, auf alte, freilich nicht sehr glaubwürdige Aufzeichnungen zurückgeht, aber vom Herausgeber durch Mißverständnisse, Fehllesungen, willkürliche Ergänzungen von Lücken entstellt wurde. Die Karte dagegen ist erst vom Herausgeber zusammengesetzt worden. Es lagen ihm einzelne alte Kartenskizzen, so von Engroueland, von Frisland (d. i. Island; die Benennung Frisland ist auf arabische Karten zurückzuführen) vor. Er entwarf nun eine Karte des gesamten Nordens nach dem Muster der Olaischen Karte und anderer, etwas älterer Versuche und verteilte hierauf die einzelnen im Text vorkommenden Länder- und Inselnamen, wie es dieser zu fordern schien, also Estotiland westlich von Frisland, Drogeo weiter südlich, Island nördlich. Er trug, wo die alten Kartenskizzen Ortsnamen enthielten, diese in den betreffenden Ländern ein, so bei Engroneland, Frisland, und entnahm anderen Karten weitere Namen zur Belebung der eigenen, so für Island, Norwegen, Estland, Frisland der Olaischen, für die nordfrisischen Inseln wahrscheinlich einer holländischen. Wo die Identifizierung mit wirklich vorhandenen Inseln und Ländern nicht gelingen wollte, finden sich auch keine Ortsnamen, so in Estotiland, Drogeo, Icaria. Wenn die Zeni'sche Karte ein überraschend der Wirklichkeit sich näherndes Bild zeigt, so ist dies einmal der Benützung der Olaischen Arbeit, dann aber auch dem Umstand zuzuschreiben, daß man in den Kreisen in Venedig, die von den Zeno-Reisen Kunde hatten, sehr bald Estotiland mit dem neu entdeckten Kontinent von Amerika,

[1] Von mir in den „Verhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften" in Christiania 1880 in 1/3 lin. Größe neu herausgegeben. (In Christiania bei Dybwad in Kommission.)

Engroneland mit Grönland zu identifizieren begann. Die nunmehr leicht zu erklärende Uebereinstimmung der Zeno-Karte mit den neuen Länderfunden hat ihr das große Ansehen im 16., 17. und 18. Jahrhundert verschafft und da die alten Entdeckungen im Norden umfangreicher zu sein schienen als die neuen, so mußte man hoffen, mit Hülfe der Zeno-Karte den Weg zu neuen Ländern finden zu können. In der That hielt der erste Nordwestfahrer Frobisher, als er die Höhe des Südendes von Grönland passierte (1576), die am Horizont erscheinende Küste für das Zeni'sche Frisland, und noch heute hält ein Geograph wie Nordenskiöld es für eine lohnende Aufgabe, die von den Zeni auf Engronelands Ostküste eingezeichneten Oertlichkeiten auf Grönland nachzuweisen.

Nach einer neuen Prüfung der Zeni'schen Arbeit wird aber doch wohl auch für ihn das Resultat sich ergeben, daß auf das anscheinend richtige Bild Grönlands kein Schluß gebaut werden darf; auch werden die Isländer und Norweger vorläufig als die ersten und einzigen europäischen Seefahrer gelten müssen, die vor Columbus den amerikanischen Kontinent betreten und geschildert haben.

München. Oskar Brenner.

Das Turkmenen-Land.

Von Henri Moser.[1]

Voriges Jahr zur Zeit meines Aufenthaltes in Kisil-Arwat wurde die unter dem Namen des Transkaspischen Gebiets bekannte neue russische Provinz von einem Militär-Gouverneur verwaltet, welcher in Askhabad residierte und vom General-Gouverneur des Kaukasus abhing. Die Provinz schied sich in drei Bezirke: denjenigen von Mangischlak, welcher von den Adaïs-Kirghisen und von ungefähr 400 Kibitkas von Teke-Turkmenen bewohnt ist; den von Atrek, der im Westen vom Kaspischen Meere und im Süden von Persien begrenzt wird und von Turkmenen-, Jomuden- und Goklanen-Stämmen bewohnt ist, und denjenigen von Askhabad, welcher sich von Kisil-Arwat bis Baba-Dourma und die Oase der Akhal-Teke erstreckt, die von ungefähr hunderttausend Tekes, dem wildesten Turkmenen-Stamme, bewohnt wird.

Die Akhal-Oase, im Südwesten von den Bergen des Kopet-Dagh begrenzt, ist eines der reichsten Länder Zentralasiens; sie ist ein fruchtbarer Landstrich von etwa 240 Wersten in der Länge und von ungleicher Breite, welcher von der Wassermenge abhängt, die die Ariks (Kanäle) und die von den steilen Hängen des Kopet-Dagh herabkommenden Bäche liefern. Eigentliche Flüsse gibt es hier nicht, denn da die großen Thäler alle Längenthäler sind, so ergießen sie ihre Gewässer durch den Atrek und den Gurghen in das Kaspische Meer. Ueberall, wo das Wasser fehlt, ist die Oase von Sandflächen oder kiesigen Regionen unterbrochen; die Dörfer gruppieren sich den Ariks entlang oft in großen Anhäufungen; die ganze Gegend trägt die Spuren einer uralten Zivilisation: man sieht daselbst sogar die Trümmer mehrerer großer Städte, von deren Ursprung jedoch die Eingeborenen keinerlei Kunde haben.

Im Jahre 1869 setzten die Russen sich zum erstenmal auf dem östlichen Ufer des Kaspischen Meeres fest. Der General Stoliétoff gründete die Militärstation Krasnowodsk auf der Stelle eines kosakischen Fischerdorfs. Im Jahre 1871 bemächtigten sich die Russen des an der Mündung des Atrek liegenden Tschikischliar, welches aber bald nach seiner Besetzung wegen seiner dürren und ungesunden Umgebung wieder verlassen wurde. Die Rhede von Tschikischliar bot überdies nur einen schlechten Ankergrund, General Lazareff machte es jedoch zu seinem Ausgangspunkt, als er im Jahre 1878 mit einer Expedition gegen die Tekes betraut wurde, welche ihre Raubzüge bis unter die Mauern von Krasnowodsk ausdehnten. Da aber die Russen die Kopfzahl und den Mut der hinter den Mauern von Geok-Tepe festverschanzten Feinde verkannten, so wurden sie geschlagen. Um nun dem russischen Namen seinen Zauber zu bewahren, mußte man sich um jeden Preis Geok-Tepe's bemächtigen. Dieser wichtige Auftrag wurde dem General Skobeleff übertragen. Obwohl die Wechselfälle dieses Kampfes bekannt sind, wollen wir hier doch einige Einzelheiten desselben geben, welche wir den Briefen eines Landsmannes, eines Offiziers in der russischen Armee, entlehnen. Skobeleff sah die Schwierigkeiten eines Marsches in der Wüste voraus, teilte sein Heer in zwei Säulen, wovon die eine von Tschikischliar, die andere von der Bucht von Michailowsk abgehen sollte, um sich in Bami, einem Teke-Fort am Eingange der Akhal, wieder zu vereinigen, und obwohl die Eisenbahn von der Michailowsk-Bucht nach Kisil-Arwat erst im September 1881 ganz dem Betrieb übergeben wurde, benützte der General doch einige Strecken derselben zur Beförderung seines Kriegsmaterials und eines Teils seiner Truppen. Am 10. Juni bemächtigte sich der von Skobeleff befehligte Vortrab Bami's, und nachdem der General dieses befestigt und verproviantiert hatte, machte er mit 400 Mann und 16 Kanonen eine Rekognoszierung bis unter die Mauern von Geok-Tepe; allein erst in den letzten Dezembertagen des Jahres 1880 konnte er dieses mit 58 Kanonen und 8000 Mann einschließen. Geok-Tepe bildete ein Viereck von acht Wersten Umfang, dessen Erdmauern sieben Meter hoch, von bedeutender Dicke und von einem teilweise mit

[1] Aus dessen höchst interessantem und lehrreichem Prachtwerk: „A travers l'Asie Centrale, la Steppe Kirghise, le Turkestan russe, Bukhara, Khiwa, le pays des Turcomans et la Perse; impressions de voyage etc.; Paris, Librairie Plon, 1886. Wir haben dieses höchst wertvolle und schöne Prachtwerk schon in Nr. 35 des laufenden Jahrganges besprochen und geben nun einen Auszug daraus als Probe der ansprechenden Schilderung und Darstellungsgabe des Verfassers wie der schönen und gediegenen Illustrationen, die ihm einen hervorragenden Rang unter den neueren Reisewerken einräumen.

Wasser gefüllten Graben umgeben waren. Drei vorgeschobene und mit trefflichen Schützen besetzte Forts verteidigten den Zugang zur Stadt, während im Nordosten ein kleiner Berg, in Gestalt eines Kavaliers und mit einer großen Haubitze armiert, den ganzen Platz beherrschte. Im Innern dieser Feste hatten die von dem berüchtigten Tokma-Serdar befehligten Tekes gegen neuntausend Zelte aufgeschlagen, um die Bevölkerung der Oase aufzunehmen, welche sich dorthin geflüchtet hatte, so daß Geok-Tepe im Augenblick des Angriffs auf dasselbe wohl 30—40,000 Personen beherbergte. Die Feste wurde außerdem noch durch ein Korps von 7000 Reitern verteidigt. Skobeleff begriff von Anfang an die Schwierigkeit, sich dieser Stellung durch einen Handstreich zu bemächtigen, und beschloß, es förmlich zu belagern. Da die Russen zwei Tekes gefangen genommen hatten, erlaubte er diesen Gefangenen, in die Festung zurückzukehren, mit dem Auftrag, die Besatzung zur Uebergabe zu bestimmen, oder, im Falle der Weigerung, die Greise, Weiber und Kinder zum Auszug zu bewegen. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Tokma-Serdar schickte in einem Sack die Köpfe der beiden Sendlinge in Begleitung eines Briefes voll Schmähungen.

Eines Tages als Skobeleff die Befestigungen des Feindes in der Nähe besichtigte, ward er mit einem Kugelhagel überschüttet und mehrere Soldaten seines Geleites verwundet. Als einige Offiziere ihn dringend gebeten hatten, nicht tollkühn sein Leben aufs Spiel zu setzen, ließ der General statt aller Antwort einen Stuhl und Thee bringen, setzte sich dreihundert Meter vom Feinde nieder und fuhr fort, den Platz aufmerksam zu studieren, wobei er abwechselnd rauchte und seinen Thee trank, während die Kugeln um ihn her pfiffen. Als jedoch die große Haubitze auf dem Kavalier sich in die Sache mengte und eine Kugel wenige Schritte von dem General in den Boden schlug, nahm Skobeleff vor den Artilleristen seine Mütze ab und zog sich langsam auf seinen Generalstab zurück. Bald darauf begann die Beschießung und die Laufgräben wurden unter häufigen Ausfällen der Belagerten mit Eifer vorwärts getrieben. Im Nu wurden, einem mörderischen Kleingewehrfeuer zum Trotz, die Kanonen angegriffen: die Teke stürzten sich blindlings auf die Infanterie, sprangen über die Leichen hinweg, erfaßten mit der einen Hand die Gewehre der Russen und hieben dieselben mit der anderen so wütend nieder, daß an manchen Stellen der Boden mit Köpfen, Schultern, Armen und Beinen bedeckt war. Nichts fürchterlicheres als dieses Handgemenge, diese Kämpfe Mann gegen Mann, in welchen man nur noch das Klirren der blanken Waffen, unterdrückte Flüche, dumpfes Aechzen, herzzerreißende Schreie und dann die Rufe „Allah!" und „Hurrah!" hörte. Ueber diese denkwürdige Belagerung erzählte Skobeleff selbst folgende Thatsache: „Die Tekes schwangen sich in ihren nächtlichen Ueberfällen über die Brustwehren meiner Laufgräben, beherrschten von da meine in den Gräben aufgestellten Schützen und hieben sie von oben herab nieder, ohne daß es mir möglich gewesen wäre, sie zu beschützen, bis ich eines Abends, als ich meine Runde bei den Vorposten machte, einen Soldaten zu seinem Kameraden sagen hörte: ‚Der General hat Unrecht, uns Nachts in die Gräben zu legen, denn die Tekes sprengen über die Brustwehren und machen uns nieder, ohne daß wir uns verteidigen könnten. Wenn er uns zehn Schritte zurückverlegte, müßten die Teke in den Laufgräben absteigen, wo wir sie ohne Gefahr niedermachen könnten!‘ Das war eine Enthüllung für mich, und am andern Morgen lagen Hunderte von Feinden in den Laufgräben." Der fragliche Soldat erhielt das Georgskreuz.

Als die Laufgräben genügend weit vorgetrieben waren, wurde der Sturm beschlossen. Am 12. Morgens begann das Geschütz sein Zerstörungswerk. Die Mauern stürzten in den Gräben zusammen, während die Verteidiger die Breschen mit Säcken voll Erde verstopften, um einige Augenblicke später zerrissen am Fuß der Wälle zu liegen. Als die Breschen groß genug waren, um den Sturm zu erlauben, verwandelte die Artillerie das Innere der Festung in eine Hölle. Man vergegenwärtige sich diesen ungeheuren Platz bedeckt mit Soldaten, welche sich massenhaft um die Zinnen und die Breschen drängten, sowie die beiläufig siebentausend Weiber und Kinder, die sich in ihre Kibitken von Filz und in die Nischen geflüchtet, die sie sich in den Lehmmauern ausgehöhlt hatten, dem Schnellfeuer dieser vielen Feuerschlünde ausgesetzt, die jede Minute Hunderte von Granaten spieen und inmitten dieser Masse platzen ließen, und man wird einen schwachen Begriff von dem haben, was dort vor sich ging. Plötzlich hörte man einen furchtbaren Knall, die Erde erbebte, eine schwarze Rauchsäule stieg gen Himmel — es war eine Mine, die einen Teil der Befestigungen und ihre Verteidiger in die Luft gesprengt hatte. Nun warfen sich die Russen in die Breschen, ein furchtbarer Kampf mit den blanken Waffen begann, und diesmal räumten die Tekes die Stellung, verfolgt von den Kosaken, welche sie erbarmungslos niederhieben. Am Abend las man im Innern der Zitadelle 6000 Leichen auf; 1500 Weiber und Kinder, die einzigen Ueberlebenden, irrten vor Entsetzen beinahe wahnsinnig in den Trümmern herum. Die Einnahme dieses Platzes machte in ganz Akhal einen solchen Eindruck, daß aller Widerstand augenblicklich aufhörte und der wildeste unbezwungenste Turkmenenstamm den Siegern seine Unterwerfung anbot. Die Häuptlinge der Dörfer und sogar Tokma-Serdar, der Verteidiger von Geok-Tepe, kamen ins Hauptquartier und schwuren Treue.

Der neue Bezirk Akhal, dessen Hauptstadt Askhabad ist, zählt nahezu sechzigtausend von Tekes[1] bewohnte

[1] Teke heißt eigentlich „Ziege" und der Stamm hat diese Bezeichnung wahrscheinlich von der Behendigkeit erhalten, womit diese Turkmenen zu Pferde an den zerrissenen Hängen der Berge herumklettern, welche ihre Oase im Süden begrenzen.

Kibitken. Die Tekes bilden gleicherweise die Mehrzahl der Bevölkerung der Oase von Merw. Nach Grodekoff bewohnten sie früher die Halbinsel Mangischlak, von wo sie im Jahre 1718 von den Kalmüken (oder, wie Vámbéry sagt, von den Kaisaken) vertrieben wurden. Nach Süden fliehend, verdrängten sie die Jomuden von Kisil-Arwat, bemächtigten sich Akhals, nachdem sie die Kurden und Aljelis daraus vertrieben hatten, und erklärten sich dem Khan von Khiwa zinspflichtig, dem sie eine Steuer von einem Kameel per Dorf bezahlten und Geiseln stellten und wobei sie zugleich die Oberherrschaft Persiens unter Nadir-Schah anerkannten, was sie aber durchaus nicht hinderte, häufige Einfälle mit

Ein Teke-Turkmene.

bewaffneter Hand in die Länder ihrer Oberherren zu machen. Im Jahre 1855 schlugen die Tekes das Heer Mohammed-Emins, des Khans von Khiwa, welcher in einem Zusammenstoß bei Sarakhs fiel; seither erklärten sie sich für unabhängig und führten fortwährend einen kleinen Krieg gegen Khiwa, Bukhara und Persien.

Die Tekes teilen sich in zwei große Familien (Ottamisch, Toktamisch), die wiederum in vier Stämme (Bek, Wakil, Bakschi-Dasch-Ayak und Tschitschmas) zerfallen, die sich wieder ins unendliche verzweigen. Sie sind sunnitische Mohamedaner und führen, wie alle Turkmenen, je nach ihrem Reichtum ein nomadisches oder ein seßhaftes Leben.

Inmitten der Felder, welche sie bebauen, erheben sich ihre kleinen Festen, kolossale Mauern von Lehmerde, oft von Türmen flankiert und nur mit einem einzigen Zugang versehen. Diese Festen, Kala genannt, sind gewöhnlich nur zur Saat- und Erntezeit bewohnt; in der übrigen Zeit folgt der Aul seinen Heerden nach den Weidegründen, und nur wann das Herannahen eines Feindes angezeigt wird, schlagen sie ihre Kibitken in den befestigten Ringmauern auf, deren Zugang sie verrammeln.

Bis zu ihrer Unterwerfung unter die russische Herrschaft erkannten die Tekes keinerlei Autorität an und ihre Verwaltung war eine der einfachsten. Eine Versammlung von Ischanen und angesehenen Männern der verschiedenen Auls behandelte die Geschäfte, welche den ganzen Stamm betrafen, wie z. B. das Massenaufgebot. Diese Versammlung ernannte auch die Khans, von denen der eine in Merw, der andere zu Askhabad im Akhal residierte. Die Einkleidung des Khans war so republikanisch wie möglich, denn der Aelteste der Versammlung erklärte einfach dem Gewählten: „Du wirst Khan sein!" und wann dann dieser Würdenträger seinen unruhigen Wählern nicht mehr gefiel, setzten sie ihn ebenso einfach ab, indem sie ihm sagten: „Du kannst nicht mehr Khan sein."

Die Khanswürde war übrigens keine beneidete: man erwies diesem Häuptling keinerlei Ehre und sein Einfluß war beinahe Null; der Khan stellte nur die vollziehende Gewalt dar, und verfügte über vierzig Dschigiten, um seine Befehle vollziehen zu lassen; er war in Wirklichkeit nur der erste Diener seines Stammes, und hatte nicht einmal das Recht, Steuern aufzuerlegen. Der Khanstitel ward außerdem als eine ehrende Auszeichnung ausnahmsweise auch noch denjenigen verliehen, welche in den Kriegen eine große Tapferkeit an den Tag gelegt hatten.

Der berühmteste Khan von Akhal war Nur-Werdi vom Stamme der Wakil; er schlug die Khiwaner 1855, die Perser 1861 und die Russen vor Geok-Tepe 1869. Nachdem er die Saryks an der Spitze von 2000 Tekes geschlagen hatte, verschaffte diese tapfere That ihm die Ehre, Gul-Dschamat, das schönste und klügste Mädchen von Merw, zu heiraten. Das Vermögen, welches er durch diese Heirat erwarb, erlaubte ihm, bald im Akhal, bald an den Ufern des Murghab zu wohnen. Unerschrocken, gerecht und gastfreundlich, erfreute dieser Fürst sich eines großen Einflusses bis 1880, wo er im Alter von fünfzig Jahren starb. Ihm folgte sein Sohn Makhtum-Kuli-Khan, welcher jedoch die ausgezeichneten Eigenschaften seines Vaters nicht besaß.

Das turkmenische Pferd. Wie bei allen Turkmenen, so findet man auch bei den Tekes die Tschomeys oder seßhaften und die Tscharwas oder nomadischen. Den einzigen Reichtum der letzteren bilden die Heerden; sie züchten große und kräftige Kameele und eine treffliche Rasse von Schafen, allein ihre Pferde genießen des vorzüglichsten Rufes selbst über die Grenzen Zentralasiens hinaus. Die Pferde aus der Sogdiana waren schon zur Zeit Alexanders des Großen berühmt. Marco Polo sagt bei Erwähnung der vorzüglichen Pferde Zentralasiens, die der Sage nach vom Bucephalus abstammen, sie haben einen solch festen Huf, daß man sie gar nicht mit Eisen beschlage. Falls aber das Tekepferd direkt von jener Rasse abstammt, so ist sein Blut häufig erneuert worden, denn schon Timur verteilte, um die Rasse zu verbessern, 5000 arabische Stuten unter die Turkmenen, und noch in diesem Jahrhundert schenkte Nasr-Eddin ihnen 600 solche. Gleichwohl zeigt das heutige Tekepferd nicht die charakteristischen Zeichen der arabischen Rasse, sondern gleicht vielmehr dem englischen Vollblut. Es ist groß, hager, hat schlanke Glieder, eine schmale Brust, einen langen dünnen Hals, ein äußerst hohes Widerrist, einen oft plumpen Kopf und eine verhältnismäßig wenig entwickelte Hinterhand. Es fehlt diesem Pferde das unterscheidende Zeichen des Arabischen: die hohe Einlenkung des Schweifs. Das Tekepferd hat oft eine abfallende Kruppe und trägt infolge davon den Schweif schlecht; der Kopf ist gekrümmt oder zum mindesten gerad, beinahe immer plump und unverhältnismäßig; das Auge dagegen ist merkwürdig groß.

Die Tekes haben keine Gestüte; das Pferd wird im Aul erzogen und die Stuten allein folgen den Heerden der Tscharwas nach den Weidegründen; man reitet sie nur selten und meist nur auf ganz kurzen Strecken. Die Hengste wachsen unter den Wohnungen auf, sind gegen den Reiter fromm und von einer seltenen Intelligenz.

Ein turkmenisches Sprichwort: „Um aus dem Füllen ein Pferd zu machen, muß der Eigentümer sich zum Hunde machen" (sich aufopfern). Dies ist jedoch keine Aeußerung eines Trägen, denn Bürste und Striegel sind unbekannt, und das Striegeln beschränkt sich auf seinen einfachsten Ausdruck. Mit seinem Messer kratzt der Turkmene das Pferd, immer gegen den Strich, und begnügt sich dann damit, es entweder mit dem Aermel seines Khalat (Rockes) oder einem Stück Filz zu glätten. Das Füllen bleibt Tag und Nacht mit Filzstücken bedeckt, deren Zahl mit seinem Alter zunimmt. Zwei oder drei Filzdecken in Form von Schabraken bedecken das gewöhnlich von Wunden durchfurchte Widerrist der erwachsenen Pferde und werden nur mit der größten Vorsicht abgenommen, denn der Teke behauptet, Luft und Sonne seien diesem so zarten Teil der Wirbelsäule besonders gefährlich.

Auf diesen Filzdecken ruht der Sattel aus Holz und Horn, der dem Holz des alten ungarischen Sattels gleicht und dessen Knopf in Gestalt einer Lanzenspitze sehr lang ist. Die erste Decke, aus einem vielfarbigen Gewebe von Baumwolle und Seide, bedeckt das Pferd vom Halsansatz bis zur Kruppe, reicht über den Sattel und kreuzt sich vor der Brust; dann kommt eine zweite, größere Filzdecke, welche das Pferd von den Ohren bis zur Schweifwurzel bedeckt; eine dritte Decke endlich, gewöhnlich weiß und reich gestickt, vollendet den Aufputz des Renners. In allen diesen Filzdecken sind fünf Oeffnungen aufgespart,

um den Sattelknopf, die Steigbügelriemen und den letzten Gurt durchzulassen, der ganz um diese ungeheure Hülle reicht, welche dem Pferde nur an den Tagen der großen Rennen abgenommen wird; die ganze übrige Zeit hindurch, Sommer wie Winter, Tag und Nacht, wird der Renner der Wüste mit seiner warmen Hülle bedeckt bleiben, damit, wie die Teke sagen, das Fett ihrer Pferde schmelze. Und in der That haben diese Pferde nur Muskeln und Sehnen. Haut und Haare aber sind, infolge dieser übermäßigen Bedeckung, von einer Feinheit, wie man sie bei keinem anderen Pferde sieht; das leuchtende Haar erzeugt ganz unwahrscheinliche Farben, Fuchsen mit einem Glanz wie Bronze und altes Gold, von einer überraschenden Wirkung in der Sonne.

Auf die Dressierung des Pferdes verstehen sich die Tekes ausgezeichnet; während sie die volle Thätigkeit des Tieres entwickeln, gelingt es ihnen, seine Nahrung und namentlich seinen Wasserbedarf auf ein unglaubliches Minimum zu verringern; das Kleeheu und die getrocknete Luzerne werden durch gehacktes Stroh, der Hafer durch ein Gemenge von Gerstenmehl und Schaffett ersetzt. Die Turkmenen gebrauchen gegen die Krankheiten der Pferde nur wenige Heilmittel; Aderläſſe, Diät und empirische Behandlungen spielen eine große Rolle; ich habe aber gleichwohl bei ihnen mehrere Arten von Behandlung kennen gelernt, welche mir gute Dienste geleistet haben. So habe ich Schulterlähmungen kuriert durch Auflegen eines Filzes, der zuvor in einer gesättigten Auflösung von Salz in Wasser gekocht worden war; die auf Reisen so häufig vorkommenden Verwundungen des Widerrists haben mir, Dank der Behandlung der Tekes, niemals ein Pferd dienstuntauglich gemacht. Nachdem ich die Wunde mit lauem Wasser gewaschen hatte, ließ ich über Nacht eine Paste aus in heißem Wasser aufgeweichten Pferdeäpfeln auflegen; am anderen Morgen wurde dann nach einem sorgfältigen Auswaschen mit warmem Wasser ein Stück verkohlter Filz auf die Wunde gelegt, welcher dieselbe innerhalb 24 Stunden vernarbte.

Wann das Pferd abgesattelt ist, werden die Decken durch einen Gurt festgehalten, welcher viermal um den Leib herum reicht; das erstemal an der Stelle, wo man bei uns das Pferd gurtet, das zweitemal kreuzt sich der Gurt unter dem Bauche in der Höhe der Lenden; so bekleidet und an einen langen Strick oder eine Kette angebunden, bleibt das Pferd in der Nähe der Kibitka angekoppelt. Infolge der fortwährenden Reibung der Decken am Halse entwickelt sich die Mähne nur schwach oder gar nicht und wird da, wo sie sich zeigt, mit der Scheere abgeschnitten; der Teke läßt dem Pferde nur den Stirnbüschel, der Schweif ist lang aber dünn. Der Turkmene kennt kein Gebiß und bedient sich nur einer dünnen Trense, aber es werden auch keine Sporen noch Reitpeitsche gebraucht, welche schon wegen der Decken unnütz wären; seine winzige Peitsche ist nur ein Spielzeug. Nur selten sieht man einen Teke sein Pferd züchtigen, und wenn er dies thun muß, wird er die Filzdecken abnehmen, welche das Widerrist des Pferdes verhüllen, was zu einer sehr umständlichen Operation Anlaß gibt, während deren sein Zorn sich zu legen Zeit hat.

Der Teke reitet mit verhängten Zügeln und läßt dem Pferde seine ganze Freiheit, welches von Natur seinen Kopf schön trägt und mit einem merkwürdigen Instinkt selbst seinen Weg durch die zerrissenen Schluchten und Hohlwege der Berge wählt. Sehr hoch im Sattel sitzend, sieht sich der Reiter durch die Decken gezwungen, die Beine sehr gespreizt und gerade zu halten und den Fuß tief in die Steigbügel zu setzen; im Galopp steht der Reiter in den Bügeln, den Kopf etwas vorgeneigt. Das Tekepferd hat nur zwei Gangarten: den Galopp und einen Schritt, welcher sich dem Paßgang nähert; in dieser Gangart macht der Turkmene seine großen achttägigen Züge, auf denen er im Durchschnitt 200 Werst zurücklegt und in 24 Stunden 20 Stunden lang im Sattel bleibt. Ich war überrascht, im Akhal denselben Aberglauben hinsichtlich der Pferde wieder zu finden, wie bei den Kosaken im Ural; so bringt ein Pferd, welches an den entgegengesetzten Extremitäten einen weißen Fuß hat, seinem Besitzer Unglück; wenn ein Pferd beim Trinken die Schnauze tief eintaucht, so ist es ein Zeichen, daß dem Reiter seine Frau untreu ist.

(Fortsetzung folgt.)

Meine jüngste Reise durch die Kalahari-Wüste.

Von G. A. Farini.[1]

Südafrika ist in jüngster Zeit sehr oft dem Publikum vorgeführt worden, und insbesondere hat ein Teil desselben, das Betschuanen-Land, spezielle Beachtung auf sich gezogen. Sir Charles Warren's Expedition von 6000 Mann ist ausgezogen und hat mit Erfolg die Ordnung im östlichen Teil dieser neuen Vergrößerung des britischen Reiches hergestellt; aber von dem westlichen, der Kalahari-Wüste, war nichts genaues bekannt, wie ich auf meine Kosten fand, als ich mich entschloß, diese nun wichtige aber wenig bekannte Region zu besuchen.

Ich bin nun zurückgekehrt und bin stolz, der Königlichen Geographischen Gesellschaft eine Uebersicht der Ergebnisse meiner Forschungen vorzulegen. Der Mangel an genauer Kenntnis bezüglich der Kalahari, nicht in England allein, sondern auch in der Kapkolonie, hat mich als ganz eigentümlich überrascht. Ich lernte in der That von dem halbblütigen Dolmetsch, welcher mich auf meinen Reisen begleitete, weit mehr, als am Kap entweder der Regierung oder den Privatleuten bekannt war. Da ich etwas über das Land zu erfahren wünschte, ehe ich England verließ, so hatte ich die hauptsächlichsten Landkarten-

[1] Nach dessen Vortrag in der Versammlung der Königl. Geographischen Gesellschaft in London.

händler in London in der Absicht besucht, mir eine Karte zu verschaffen, welche mir einen Begriff von der Kalahari-Wüste gab, aber es gelang mir nicht, denn die einzige Karte, welche irgend eine Spur von Flüssen, Gebirgen oder Routen der Reisenden enthielt, war eine, welche ich mir später in Deutschland kaufte.

Die Einwohner am nördlichen Ufer des Orange-Flusses wissen wenig oder nichts, außer daß die Kalahari eine sandige Wüste und gefährlich zu erforschen sei, in deren Bereisung viele, mit Einschluß der Buschmänner, häufig dem Durst erliegen. Die wenigen Händler (von den Afrikandern „Smouse" genannt), welchen wir begegneten und die wir über das Innere des Landes befragten, waren sehr zurückhaltend und schienen aus Argwohn abgeneigt, uns mit irgend einer Auskunft zu unterstützen, ausgenommen, daß die Bereisung der Sandwüste das Leben aufs Spiel setzen heiße, so wenige von denen, die diesen Versuch gemacht hatten, waren davon zurückgekehrt.

Als wir das Griqualand seiner ganzen Breite nach durchreisten, hatten wir viele schwere Gewitter, welche aus der Richtung der Kalahari kamen und das Vertrauen unseres Führers steigerten, welcher prophezeite, daß wir Wasser und Gras in Menge haben würden, da die Sama (kleinen Wassermelonen oder Kürbisse) den Regen aufspeicherten. Seiner Versicherung zufolge würde Wild aller Art reichlich vorhanden sein, da dasselbe infolge der andauernden Dürre beinahe drei Jahre lang in dem sogen. Koranna-Land, dem an der Mündung des Sands der südlichen Kalahari liegenden Jagdgebiete, nicht gestört worden sei. Dieses nordwärts vom Flusse sich ausbreitende Land ist in Farmen ausgelegt, welche angeblich je drei Meilen (einige von ihnen weniger, aber die meisten von ihnen mehr, da sie durch die Strecke bemessen werden, die ein Pferd in einer halben Stunde zurücklegt) von einander entfernt sind und mittelst Gesetzen regiert werden, die von einem durch den britischen residierenden Kommissar aufgestellten Ausschuß erlassen worden sind. Das Land ist nun von einer Rasse bewohnt, welche man Bastarde oder Halbblütige nennt, und wurde denselben nach der Beendigung des Koranna-Krieges verliehen in Anerkennung der Dienste, welche sie bei der Unterwerfung, Vertreibung und Vernichtung der Koranna-Hottentotten geleistet hatten.

Unsere Reise in die unbekannten Sandflächen begann am Orange-Fluß in der Nähe eines Punktes, wohin wir von unserem Führer geführt worden waren, welcher bei verschiedenen Gelegenheiten hier einige sehr schöne Diamanten gefunden hatte, von denen einer 180 Karat wog.

Nach dem, was ich in Kimberley gesehen hatte, konnte ich sagen, daß diese Edelsteine in der Nachbarschaft ziemlich häufig waren; da aber der Durchschnittspreis nicht mehr als 19 Shilling per Karat beträgt, so beschloß ich, sie unberührt zu lassen, da die Auffindung einer neuen reichen Diamantengrube notwendig die Folge haben mußte, den Vorrat noch größer zu machen als die Nachfrage, und das Diamantengraben in eine nichts weniger als lohnende Beschäftigung verwandeln würde. Es ist jedoch nicht im mindesten zu bezweifeln, daß in der nächsten Zukunft zahlreiche und wertvolle Gruben entdeckt werden dürften, da man im ganzen Lande gelegenheitlich Diamanten findet.

Nachdem wir unsere Maultiere gegen Ochsen vertauscht hatten, als die einzigen Tiere, die schwer beladene Wagen über den weichen Boden und über Sandhügel zu ziehen imstande sind, waren wir darauf vorbereitet, die furchtbaren Gefahren zu bestehen, vor welchen uns unsere Führer und diejenigen gewarnt, die wir auf unserer Reise hierher bislang begegnet hatten.

Unsere Pferde (die unerläßliche Zubehör einer derartigen Expedition) wurden gelegentlich mit wilden Gurken gefüttert, welche reichlich auf der ausgedehnten Hochebene am Orange-Flusse und zwischen den Tafelbergen wachsen, die alle paar Meilen weit aus dem Boden aufzusteigen schienen. Dies geschah, um die Pferde an das Fressen der Sama zu gewöhnen, die der Gurke an Geschmack ähnlich und der einzige Ersatz für Wasser in der Wüste sind.

Unser Weg führte an den Schuever-Bergen hin, in denen, wie in der Kette der Lange-Berge, noch einige wenige Buschmänner verweilen, welche in Höhlen wohnen. Das Gestein war eine Art harten roten Sandsteins, untermischt mit der allgemeinen Kalkstein-Formation, von der manche Schichten so weiß sind, wie der Kalk der Dover-Klippen, und frisch aus dem Ofen kommendem gebranntem Kalk gleichen. Das Gras, welches die Halbblütigen „Sauergras" nennen, war kurz und hauchte, als wir durchritten, einen äußerst angenehmen Geruch aus; die Ochsen fraßen es gierig zusammen mit einer kriechenden Schlingpflanze mit fleischigen Stengeln und hellgelben Blüten. An einer Stelle namens Wittesand hielten wir am Rande einer „Pfanne" für unsere erste Tränke. Pfanne ist der ortsübliche Ausdruck für jede Bodensenkung, in welche das Regenwasser fließt und worin, vorausgesehen daß der Behälter tief genug ist, das Wasser monatelang stehen bleiben wird.

Als wir weiterzogen, war wenig oder gar keine Veränderung in der Oberflächen-Gestaltung des Bodens wahrzunehmen. Wir hielten uns an den hohen Grund und folgten dem alten in Abgang gekommenen Wege, welcher nach Kuruman führt. Nahe am Fuße des Berges waren mehrere Kameeldornbäume und die „Dreidorn-" und „Wart-ein-Weilchen"-Büsche und hie und da große Flecke jungen Grases. Das Namaqua-Feld- oder Sandhuhn, wovon wir über hundert an einem einzigen Morgen schossen und von denen wir seit unserer Abreise von Griqualand gelebt hatten, kam gegen zehn Uhr zu Tausenden zur Tränke an die Pfanne.

Am fünften Tage bemerkten wir in der Ferne eine dünnere Rauchsäule, welche, wie wir beim Näherkommen fanden, von den Feuern eines Lagers von Langeberg-

Buschmännern herrührten. Diese waren hübsche Menschenexemplare, weit über Mittelgröße, obwohl die Rasse allgemein für verkrüppelt gehalten wird. Ich konnte in der That dem Führer kaum Glauben beimessen, als er sie für Buschmänner ausgab; allein er erklärte mir, daß er unter denselben geboren worden und daß es, mit einziger Ausnahme einiger weniger kolonialer Buschmänner, eine Seltenheit sei, einen von ihnen unter der gewöhnlichen Größe zu finden. Ich bewunderte ihr ruhiges Gebahren und erstaunte, daß sie weder Fragen stellten noch um Almosen baten, was so stark mit der zudringlichen Neugier und Bettelhaftigkeit der Halbblütigen kontrastierte. Auf die Einladung unseres Führers schlossen sich zwei von ihnen unserer Expedition an. Der Künstler, welcher uns begleitete, erstieg den Berg, um diese Leute und die Höhlen zu sehen, worin sie wohnten; während dieses Besuches bemerkte er zufällig auch einige seltsame Zeichnungen an den Wänden und nahm Skizzen davon.

Wir hatten im Wagen einen großen Vorrat von Dokka, welche die Buschmänner wie die Kaffern gern rauchen. Als sie von ihrem Rauchen aufgeregt waren, spielten sie uns insgeheim auf einigen Schilfpfeifen vor und brachten Töne heraus, welche aus der Entfernung zwar leidlich, allein in der Nähe gehört, schrill und mißhellig klangen. Palgrave schildert in seinem Bericht die Namaqua-Hottentotten als auf ihren Schilfröhren eine wilde, gespenstige, harmonische Musik machend. Mit dem Wilden und gespenstig Geisterhaften bin ich einverstanden, da ich aber vielleicht kein ganz musikalisches Ohr habe, will ich über den Ausdruck harmonisch, soweit er ihre Musik betrifft, kein Urteil fällen.

Als wir die Wege des Tafellandes verließen, welche zwar hart und wenig begangen, aber eben sind und sich erfolgreich mit den besten macadamisierten Straßen in England vergleichen lassen würden, kamen wir an den Sand, dessen Farbe verschiedene Schattierungen von Rot bildeten und worunter selten weißer zu sehen war. Soweit nur das Auge reichen konnte, lag er in Wellen ausgebreitet, die von Norden nach Süden gegen uns heranzurollen und deren Höhlungen und Kämme sich beinahe nach Ost und West auszudehnen schienen. Infolge der heftigen Winde war der Sand an einigen Stellen zu hohen Hügeln angeweht, die man mit dem holländisch-afrikanischen Ausdruck Kopjes bezeichnete. Diese werden von den Eingeborenen und Jägern als Landmarken benützt. Ihre Gipfel waren gewöhnlich kahl, aber ihre Abhänge mit Gras bedeckt. Unser Sextant und Chronometer waren vorerst noch nicht nötig; der Führer und die Buschmänner waren mit der Gegend genau vertraut und sagten uns genau die Entfernung von einem Ort zum andern, wobei sie bezüglich der Zeit sechs e. Mln. auf eine Wegstunde rechneten. Dieses System, die Entfernung abzuschätzen, war nicht immer zuverlässig, allein wenn man die nötigen Einräumungen machte, erwiesen sich die Berechnungen ziemlich richtig, wenn unsere wirkliche Lage genau ermittelt wurde.

Das Gras war nun kniehoch und die Sama von der Größe von Wallnüssen. Die Thatsache, daß die Ochsen nicht viel Wasser tranken, war für die Fuhrleute ein Beweis, daß ihre Tiere solche Melonen gefunden und verzehrt hatten. Da das Gras grün, der Thau stark und die Ochsen, wenn sie nicht in der Mittagshitze ziehen mußten, imstande waren, das Wasser eine geraume Zeit zu entbehren und da wir glaubten, die Pfannen zu Tschopo möchten vertrocknet sein, und wußten, daß auf einer Strecke von 50 e. Mln. über diesen Ort hinaus kein Wasser zu haben war, so schlugen wir eine Richtung nach Nord bei Nordwest ein, in der Absicht, nach Rubini's Quelle zu kommen.

Wir legten durchschnittlich 20 bis 25 e. Mln. täglich zurück und vermehrten, wenn der Sand fester war als gewöhnlich, unsere Geschwindigkeit verhältnismäßig. Je weiter wir vordrangen, desto reichlicher wurde das Gras, jede Art wuchs in Büscheln, die einen bis drei Fuß von einander standen, und hob sich von dem hellgrünen Laub der Mimosa oder des weißen Dornbusches ab, welcher das arabische Gummi produziert, das von den Eingeborenen begierig verspeist wird. Endlich erreichten wir die Quelle, eine unendlich schwache, deren Ergiebigkeit wir durch Graben steigerten. In der Nachbarschaft der Quelle waren die Ueberbleibsel eines Camps der Eingeborenen, dessen Eigentümer sich nach der Aussage des Führers und der Buschmänner die bevorstehende Sama-Zeit zu Nutzen gemacht und der Jagd wegen in die Sandwüste begeben hatten.

Von hier brachen wir nach dem Betschuana-Pfuhl auf, welcher unter dem Namen des Jägerparadieses bekannt ist, und dessen Gewässer von Wassergeflügel wimmeln, mit Einschluß des sogen. „Schwarzvogels", welcher anscheinend dem Flamingo verwandt ist. Schnepfen und Feld(Sandmoor-)hühner waren in großer Zahl vorhanden und ebenso das Wildebeest (schwarzschwänzige Gnu) und das Hartebeest, von denen die Buschmänner zwei prächtige Exemplare schossen.

Wir blieben hier zwei Tage, während der Führer und die Buschmänner rekognoszierten. Bei ihrer Rückkehr brachten sie Kunde von mehreren Stellen von Sama mit Früchten von der Größe von Orangen, welche Wasser genug für das Hornvieh enthielten. Wir zogen nun in der Richtung auf Bakaris im trockenen Bett des Kurumari vorwärts, wo wir ein Werf oder Lager von Kattea zu finden hofften.

Die Entfernung war auf 100 e. Mln. geschätzt worden, aber wir hatten noch nicht die Hälfte zurückgelegt, als man ermittelte, daß wir die Sama-Strecken passiert hatten und voraussichtlich einige Tage lang keine solchen mehr antreffen würden. Glücklicherweise fanden wir zufällig eine Pfanne, an welcher Spuren zu entdecken waren, daß sie erst kürzlich noch Wasser enthalten, und während

nun die anderen ausritten, um nach Sama zu suchen, gruben die Eingeborenen und ich ein Loch im unteren Teil der Pfanne bis zu einer Tiefe von sechs Fuß, und hatten die Genugthuung, zu finden, daß der Sand feucht war, und in einer weiteren Stunde unsere Spaten auf der Kalksteinschicht aufstoßen zu hören, was uns einzuhalten zwang; einige Stunden später stand das Wasser einen Fuß hoch in unserem Brunnen.

Da es in der Nachbarschaft Wild gab und unser Fleischvorrat auf die Neige ging, so beschlossen wir, einen oder zwei Tage zu jagen. Diese meine erste Jagd in der Kalahari kostete mich aber beinahe das Leben, weil ich eine giftige Zwiebel für eine eßbare gegessen hatte. Die Wirkung derselben auf mich war eine ganz eigentümliche: obwohl ich alles hören konnte und verstand, was um mich her vorging, so hatte ich doch alle Herrschaft über meine Muskelthätigkeit, sogar über meine Augenlider, eingebüßt. Es dauerte mehrere Stunden, ehe dies Gift verschwand und ich wieder wie gewöhnlich umherzugehen imstande war.

Zu Bakaris gab es einige elende Hütten, errichtet von Vaalpens, welche das ganze Jahr hindurch in denselben wohnten und, wenn die Sama selten war, von den verschiedenen Gewächsen lebten, welche der Sand erzeugte, aus welchem sie auch, durch ein etwa fünf Fuß tief in den Boden getriebenes Rohr, ihr Wasser saugten. Man erzählte mir, die Weiber des Camps gewännen auf diese Weise einen täglichen Wasservorrat für eine ziemliche Anzahl Schafe und Rindvieh. Die Betschuana-Kaffern, für welche die Vaalpens Rindvieh und Ziegen züchten, liefern ihnen Flinten und Schießbedarf und kommen jedes Jahr, um ihren Anteil an der Jagdbeute zu beanspruchen, den die eigentlichen Erleger ohne Widerrede aushändigen, da sie sich mit der ungewöhnlichen Menge Fleisch begnügen, welche sie durch den Gebrauch von Feuerwaffen erlangen.

Unser nächster Bestimmungsort war Kuis und der Weg dahin führte uns viele Meilen weit über ungeheure Savannen von wallendem Grase und über die dazwischen liegenden Niederungen von hartem Thon, durch welche eine dunkelgrüne Linie von Vegetation hinlief, auf Wasserläufe deutete und durch ihre Ueppigkeit bewies, daß es in der Nähe der Oberfläche Wasser gab. Der sogen. „Dreidorn" und der allgemeine „Wart-ein-Weilchen"-Busch oder Noi, untermischt mit hübschblühenden Sträuchern, herrschten hier vor, aber die Eintönigkeit wurde von riesigen Bäumen in der Ferne unterbrochen, sowie durch Wild im Mittel- und Vögel im unmittelbaren Vordergrunde.

In der Nacht, ehe wir Kuis erreichten, schlugen wir einen Weg ein, welcher angeblich von Kuis nach Kuruman und von da westwärts in fünf bis sechs Tagereisen mit Ochsenwagen nach Mier führen sollte. Hier wurden wir mit einigen Eingeborenen, Kaffern und Vaalpens, sowie mit einem Halbblütigen namens Makjoe bekannt gemacht, welcher eine Art Häuptling war und diese Stellung seinem Viehreichtum verdankte. Die dortigen Brunnen sollen schon vor fünfzig Jahren von den Jägern gegraben worden sein, in jenen glücklichen Tagen, wo eine erfolgreiche Jagdsaison einen Ertrag von 1—2000 Lstrl. an Häuten und Federn lieferte. Der Weizen wächst hier ohne Bewässerung, wird während der Regenzeit gesäet und der Boden, welcher die trockenen Wintermonate hindurch genügend Feuchtigkeit bewahrt, reift ihn. Die kleinen Beete voll Kaffermelonen werden mit der Hand bewässert. Wir kauften hier einige sehr schöne Ochsen und Kühe und ein Pferd und legten unserer Gesellschaft zwei Halbblütige bei, welche auf Anteil für uns jagen sollten; wir erboten uns, ihnen die Waffen und den Schießbedarf zu liefern, wofür wir die Hälfte der Häute und Federn des erlegten Wildes bekommen sollten.

Nachdem wir Kuis verlassen hatten, wurde die Gegend waldiger und wir zogen am Saum eines anscheinend dichten Waldes zu unserer Rechten hin. Die Sandhügelwellen wurden hier deutlicher und lagen näher beisammen; das vorderste Gespann unserer Ochsen war häufig schon eine Strecke weit den zweiten Hügel hinan ehe der Wagen noch den ersten hinabgefahren war, und, wenn wir eine steile Sanddüne hinauffuhren, stieg die eine Hälfte der Ochsen schon wieder die entgegengesetzte Seite der Anhöhe hinab, ehe der Wagen noch den Gipfel oder Rücken erreicht hatte. Das Joch Ochsen, das den Gipfel erreichte, sank oft bis zu den Knieen oder auf die ganze Beinlänge in den Sand ein durch Abwärtszug der Vorderen.

Wir wanderten zwei Tage lang dahin, ohne etwas erzählenswertes zu sehen; aber am dritten Tage gesellte sich zu uns ein Buschmann und führte uns an einen Ort, wo sein Herr, ein deutscher Smouse oder Händler, aus Mangel an Nahrung und Wasser halbverschmachtet lag. Er schien droben im Damaraland gewesen zu sein, um Vieh und Häute einzuhandeln, und war, als er mit 250 Stück Ochsen und einem wohlgefüllten Wagen zurückkehren wollte, von einer Schar raubgieriger Namaqua-Hottentotten angegriffen worden, welche ihm seine ganze Habe weggenommen und ihn für tot unter einem Noi-Busche hatten liegen lassen. Der treue kleine Wilde versteckte sich während des Gefechtes zwischen seinem Herrn, der einen verzweifelten Widerstand geleistet hatte, und den Hottentotten; und als diese in dem Glauben, der Deutsche sei tot, verschwunden waren, kam er aus seinem Versteck hervor und reichte dem Verwundeten diejenigen Stärkungsmittel, welche bei den Leuten seines Stammes gewöhnlich im Gebrauch waren. In drei Tagen erholte sich der Deutsche wieder so weit, daß er gehen konnte, und brach nun in Begleitung seines Retters nach Kuis auf, in der Absicht, einen anderen Händler einzuholen, welcher um dieselbe Zeit aus dem Damara-Lande aufgebrochen war; dieser Plan wurde ihm aber vereitelt, denn er erlag den Qualen des Hungers und Durstes und ohne unsere sehr gelegene Ankunft hätte man seine Gebeine bald auf dem

Sande bleichen sehen. Da er sich auf die Landessprache und ebenso auf die Schifffahrt verstand, so wurde er uns von großem Nutzen im Gebrauch des Sextanten und in der Bestimmung unserer täglichen Lage. Am vierten Tag ward unsere Aufmerksamkeit von einem kleinen Lager nomadischer Kattea angezogen, welches im ganzen mit Männern, Weibern und Kindern etwa 50 Köpfe stark war, die in Beziehung auf Farbe, Gestalt, Gewohnheiten und Sprache sehr den Buschmännern glichen, vor denen sie nur hinsichtlich des Intellekts einigen Vorteil voraus haben. Sie errichten ihre Hütten in folgender Weise: es werden Stangen in Gestalt eines Halbkreises in den Boden gesteckt und dann mit Gras oder Zweigen des Milchbusches bedeckt. Eine Eigentümlichkeit dieser rasch erbauten Hütten ist, daß sie keinen Schutz gegen den Ostwind gewähren, denn ihre Bewohner schützen sich nur vor dem Westwind.

Der Gesichtswinkel dieser Leute war nur wenig von demjenigen der Europäer verschieden. Die jungen Mädchen waren von vollendetem Wuchs, die kleinen schwarzäugigen Kinder sehr hübsch, aber die alten Weiber und diejenigen von mittlerem Alter, von denen mehrere wie hundertjährig erschienen, waren die reinsten Hexen. Die Männer gingen meist vollkommen nackt, die Weiber trugen ein Schürzchen von Fell, welches in einigen Fällen so klein war, daß sie ebenso gut nichts getragen haben könnten. Sie betrachteten uns mit stierer stumpfer Gleichgültigkeit, zu stolz, um zu betteln oder Neugierde über das ihnen neue Schauspiel darzulegen. Allein als wir den Weibern eine Pfeife und Tabak schenkten und den Mädchen ein neues Taschentuch, wurden sie uns bald befreundet. Die Mädchen brachten uns Holz und schon fertig gekochte Samas.

Der Ort, wo wir lagerten, war ein lieblicher. Ein natürliches Amphitheater von winziger Größe, mit einem Hintergrund dunkelgrüner K'gungbäume, die sich in kühnem Relief davon abhoben und in starkem Kontrast zu dem wogenden Grase standen, durch welches die kleinen Gestalten im Vordergrunde hin- und herschlüpften, bildete eine hübsche Szene. Auf die Bitte meiner Leute erlaubte ich sechs von diesen Wilden, daß sie sich uns anschlossen, und sie erwiesen sich sehr nützlich im Einsammeln der eßbaren Zwiebeln, welche hier in Menge wuchsen und trotz ihrer Geschmacklosigkeit einen guten Ersatz für Kartoffeln boten.

Der Wald war nun so dicht, daß wir nicht imstande waren, weit vor uns zu sehen. Es fehlte in den nächsten Tagen nicht an Wild, was die Herzen unserer Eingeborenen sehr erfreute, deren ganzes Dichten und Trachten nur dahin geht, sich den Bauch zu füllen und zu schlafen. Die Szenerie verwandelte sich nicht eher, als bis wir Kang-pan erreichten, wo vor Kurzem ein Händler namens Harris von den Bakalaharis und Buschmännern erschlagen wurde, welche mit Wagen, Pelzen, Häuten, Vorräten und Geld sich aus dem Staube machten.

Von hier zogen wir weiter nach Balala-Kraal (auf Betschuanisch: dem armen Kraal), wo man Bohnen, Melonen und Kafferkorn baut, die im November gesäet werden. Ostwärts von diesen Leuten sind Stämme von Baalpens vorhanden, welche die Vasallen von jenen sind und ihrerseits wieder die Buschmänner und Kattea zu ihren Sklaven machen. Die Stämme in der Wüste und in deren Umgebung praktizieren die Beschneidung im Alter von sechzehn Jahren und zuweilen mit verhängnisvollem Erfolg.

Der nächste Ort, wohin wir unsere Schritte lenkten, war Lehutiting, zwei Tagreisen von Balala-Kraal. Dies war ein großes Dorf mit einer Bevölkerung von ungefähr 700 Köpfen, auf einer großen sandigen, mit Gebüsch und Bäumen bedeckten Ebene, wo auch eine Pfanne und eine Quelle war. Die bedeutenderen Hütten waren aus Pfählen, Schilf und Schlamm erbaut und ihre Bewohner, die sogenannten Bakalahari, waren eine Kreuzung zwischen den Matabele-Kaffern, welche Abkömmlinge der Sulus sind, und Betschuanen, und zeigten mit ihren schwarzen Gesichtern, dicken Lippen und zurücktretenden Stirnen eine starke Aehnlichkeit mit den letzteren. Die Weiber sehen ziemlich männlich aus. Man züchtet hier Rindvieh und baut Tabak, Melonen und Mehlfrüchte; die reifen Melonen bewahrt man durch Vergraben im Sand das ganze Jahr hindurch. Maapar, ein angesehener Häuptling dieser Gegend, beansprucht einen ausgedehnten Landstrich, der sich nordwärts bis zum Ochimbinde, südwärts bis zum Molopor und ostwärts bis Khama und Sechele's Land erstreckte. Wie weit seine Besitzungen sich nach Westen erstreckten, wußte Maapar selbst nicht.

(Schluß folgt.)

Grenfell's Erforschung des Kongo-Gebiets in den Jahren 1884—1885.

Seit Stanley's großartiger Durchquerung Afrika's und der Gründung des internationalen Kongo-Staates ist das Auge der ganzen gebildeten Welt auf jenen größten Strom des an so vielen Geheimnissen reichen schwarzen Erdteils gerichtet und sieht mit Spannung der weiteren Erforschung desselben und seiner Nebenflüsse, sowie der zwischen den Wasserläufen liegenden Länderstrecken und deren Bewohnern entgegen. In neuester Zeit verdanken wir besonders zwei Forschern eine großartige Erweiterung unserer Kenntnisse des genannten Gebiets: dem Lieutenant Wißmann und dem Missionar der englischen Baptistengemeinde George Grenfell, dessen letzte Reise nach dem Kasai und seinen Tributären, Lulua und Luebo, wir bereits eingehender besprochen haben.[1] Heute wollen wir dem Missionar auf seiner vorletzten Reise im Kongo-Gebiet begleiten, und

[1] Siehe „Ausland" 1886, S. 771.

zwar folgen wir in unserer Schilderung derselben dem eigenen Berichte Grenfell's, den er in dem „Missionary Herald", 1. März 1886, veröffentlicht hat.

Am 8. August 1884 verließ Grenfell in Begleitung seiner Frau und seines Kindes, sowie von acht Schulkindern, an Bord des Missionsdampfers „Peace", der ihm von der englischen Baptistengemeinde zur Verfügung gestellt worden war, Leopoldville und fuhr stromauf nach Mswata, das er in der gehörigen Zeit erreichte — eine Reise, die bereits sovielmal beschrieben worden ist, daß wir sie hier füglich unberücksichtigt lassen können. Seit ihrer Abreise von Stanley-Pool hatten sie kein frisches Fleisch mehr bekommen und es kann daher nicht wundernehmen, daß alle nach solchem verlangten und die Ankunft an den großen Weideplätzen der Flußpferde mit Freuden begrüßten. Sogleich wurde eine Jagd veranstaltet, und die Reisenden waren so glücklich trotz des tiefen Wassers ein Stück zu erbeuten.

Am nächsten Tage begegneten sie den beiden Staatsdampfern „En Avant" und „A. J. A.", die nach dem Pool zurückkehrten, um den Lieutenant Coquilhat nach langem und beschwerlichem Dienste in Bangala nach Leopoldville zu bringen. Nachdem sie Lukolecha passiert hatten, fanden die Reisenden den an einem über das Wasser sich ausbreitenden Zweige hängenden Leichnam einer Frau. Grenfell knüpfte an diesen Fund folgende Bemerkung: „Es gehört keineswegs zu den Seltenheiten, daß man hier auf seinen Wanderungen auf den Leichnam irgend eines Uebelthäters stößt, der zur Warnung ausgestellt worden ist; jedoch traf ich zum erstenmale auf den Körper einer Frau, und in der That hätte ich auch noch niemals von einer so schweren Strafe für ein so leichtes Vergehen, wie diese Frau begangen, Kunde erhalten, denn sie hatte weiter nichts verbrochen, als sich beim Verkauf von Waren an einen weißen Mann mit einem zu kleinen Profit begnügt. Es schien hier nämlich ein Gesetz zu bestehen, das befiehlt von einem Weißen das Doppelte des Preises, den die Eingeborenen unter sich für Eier, Hühner und ähnliche Dinge festgesetzt haben, zu verlangen, und auf dessen Uebertretung die Todesstrafe steht. Da sich die Frau lieber mit einem guten Profit begnügen wollte, als auf einem übermäßigen zu bestehen und schließlich abgewiesen zu werden, so büßte sie ihr Leben ein. Die Nebuvölker kümmern sich augenscheinlich ernstlich um die Befolgung ihrer Gesetze, denn Frauen haben stets einen gewissen Wert und werden sonst im allgemeinen zur Strafe für ein Vergehen oder Verbrechen verkauft."

Am nächsten Tage erreichte Grenfell Aequatorville, wo er einige Tage Aufenthalt nahm, nach welchem er seine Reise nach dem Lulongo, der ungefähr 45 Meilen nördlich der Linie in den Kongo mündet, fortsetzte. Obgleich dieser Fluß keineswegs der größte Tributär des Hauptstromes ist, so muß er doch infolge des auf ihm stattfindenden und durch ihn vermittelten Elfenbein- und Sklavenhandels als der weitaus wichtigste angesehen werden. An seiner Mündung scheint er zwar, seiner Breite nach, die kaum 500 m. beträgt, nur wenig den Anforderungen, welche wir an einen wichtigen Wasserlauf zu stellen gewöhnt sind, zu entsprechen, jedoch ersetzt er an Tiefe und Geschwindigkeit vollständig das, was ihm an derselben fehlt, und schon einige Meilen stromaufwärts verbreitert sich sein Bett auf $1/2$—$3/4$ Mln.

Bereits am Mittag des ersten Tages seiner Fahrt auf dem Lulongo erreichte Grenfell den freundlichen Ort Bolongo, wo er in einer kleinen Bucht, am Fuße eines niederen Abhanges, auf dem die Eingeborenen ihre Häuser erbaut hatten, vor Anker ging. Noch weitere 12 Mln. stromauf und er befand sich in der ersten wichtigen Ortschaft der Lulongo-Niederlassungen, einem Platze von 8—10,000 Einwohnern, worauf ihn eine weitere Fahrt von 10 Mln. nach einem anderen Orte von ungefähr gleicher Größe brachte. Wenn diese Ortschaften auch an den günstigsten Plätzen erbaut sind, so sind sie doch, da sie teilweise auf Inseln, teilweise an dem angrenzenden Ufer liegen, der steten Gefahr einer Ueberschwemmung ausgesetzt, und es genügt ein Steigen des normalen Wasserspiegels um einige Fuß, um die Fußböden der Häuser unter Wasser zu setzen. Grenfell glaubte, daß die Eingeborenen wahrscheinlich schon diese Gegend verlassen haben würden und in einen höher gelegenen Distrikt unterhalb der ersten Ortschaft gezogen wären, wenn sie dieselbe Sicherheit dort genießen würden, wie auf ihren morastigen Landstrecken, wo sie sich leicht gegen einen Angriff von allen Seiten schützen können. Die Aufnahme, die unsere Reisenden bei der Bevölkerung der Lulongo-Niederlassungen fanden, war eine freundliche, und der Häuptling derselben, Ibenga, kam selbst an das Ufer herab, um die Fremden mit Nahrungsmitteln zu beschenken.

Am nächsten Tage wurde die Reise nach Imwambala, einer Stadt, die durch ihre Bauart teils auf der Insel, teils auf dem Festlande einen sicheren Stützpunkt sowohl gegen einen Angriff zu Wasser, als einen solchen vom Lande her bietet, fortgesetzt. Die Einwohner der nächsten erreichten Stadt schienen einem anderen Volksstamm als die bisherigen anzugehören, denn wenn sich die Eingeborenen der bisher durchfahrenen Gebiete gleich vertraut mit Wasser und Land zeigten, so waren ihre Nachbarn nur auf dem Lande zu Hause. Immer weiter stromauf gieng die Fahrt, auf der er bald nach einem herrlichen fruchtbaren Landstrich, welcher dicht mit freundlichen und sehr intelligenten Eingeborenen bevölkert war, gelangte. Fast 20 Mln. weit dehnten sich die Niederlassungen am Ufer hin mit nur geringen Unterbrechungen aus, während Pisangpflanzungen dieselben in solchem Reichtum umgaben, wie ihn Grenfell noch nicht beobachtet hatte.

Auf ihrer ferneren Tour von Masumba bis Maringa (ca. 100 Mln.), an welch ersterem Orte sich der Hapori mit dem Maringa zum Lulongo vereinigt, trafen die

Reisenden nur noch den kleinen Ort Lungunda an, während sie oberhalb Maringa's wieder einen reich bevölkerten Distrikt betraten. Schon vor ihrer Ankunft daselbst konnten sie aus den zahlreichen Kähnen, die ihnen mit Handelsware begegneten, ersehen, daß sie sich einem wichtigen und bedeutenden Gebiete näherten. Einige der Boote fuhren furchtlos vorüber, andere suchten beim Anblick des Dampfers rasch das Ufer zu gewinnen und die Ladung ihrer Fahrzeuge im Gebüsch zu bergen. Grenfell zählte das einemal 10 Elefantenzähne, die zu einer Ladung gehörten, eine andere bestand aus mehreren Zähnen und sechs Sklaven, eine dritte aus 10—12 Zähnen und zwei Sklaven 2c.

In Maringa hatte Grenfell Mühe, die Eingeborenen von seiner friedlichen Absicht zu überzeugen, und er brauchte fast eine Stunde, um die ersten Beziehungen anzuknüpfen; aber auch jetzt näherten sich die Wilden nur mit äußerster Vorsicht und mit ihren Speeren bewaffnet, während sie ihren Frauen und Kindern streng verboten, das Ufer zu betreten. Wahrscheinlich fürchteten sie, daß Grenfell die gleiche List wie die Händler, die den Fluß herunterkommen, anwenden wollte. Wenn sich dieselben nämlich für stark genug halten, suchen sie einen Streit anzufangen und bei dieser Gelegenheit einige Eingeborene einzufangen und als Sklaven zu verkaufen. Trotzdem waren die Wilden jedoch eifrig bemüht, dem Reisenden Holz und Nahrungsmittel zu verkaufen, so daß es schwer wurde, die Einkäufe unterzubringen. Eine Stunde später erreichte die Expedition gegen Dunkelheit eine kleine Ortschaft, in deren Nähe unglücklicherweise das kleine Boot derselben untersank, wobei ein großer Teil des darin enthaltenen Feuerholzes verloren gieng, trotzdem sich die Eingeborenen bemühten, das letztere zu retten und aufzufangen. Nach vierstündiger Arbeit gelang es am anderen Morgen, das Boot wieder zu heben und flott zu machen, worauf die Fahrt fortgesetzt wurde, auf der sie verschiedene Dörfer und mit Nahrung beladene Kähne passierten. Ihr nächster Ankerplatz war Ditabi, dessen Einwohner sich scharf von denen weiter stromabwärts unterscheiden. Ihre Häuser stehen vier bis fünf Fuß auf Pfählen über dem Boden, trotzdem die Ufer hier so hoch liegen, daß keine Ueberschwemmung zu befürchten ist, und die Eingeborenen sind, anstatt mit Speeren und in Scheiden steckenden Messern, mit Pfeil und Bogen und offenen, an der Seite hängenden Messern bewaffnet. Auch scheint die Bevölkerung in industrieller Beziehung ziemlich weit vorgeschritten zu sein, denn Grenfell sah verschiedene Schmiede arbeiten und kaufte mehrere Proben ihrer Kunstfertigkeit. Perlen, die der Reisende als Tauschmittel für Feuerholz anbot, waren so begehrt, daß die Wilden bald ihren ganzen Vorrat an Holz gegen solche umgetauscht hatten, worauf sie sogar ihre Betten zerschlugen und die Stücke zum Tausche anboten. Die Anker wurden bald aufs neue gelichtet und die Fahrt über Bauro und Bepula nach Diloko fortgesetzt. Auch hier, wie überall weiter stromauf, waren die Wohnungen auf Pfählen errichtet, was jedoch seinen Grund darin fand, daß ein Steigen des Wassers um vier bis fünf Zoll bereits den Fluß aus seinem Bette treten läßt. Nach Passierung einiger weiterer kleinerer Ortschaften gelangte der Dampfer nach einem Marktflecken, wo sich nur sehr geringe Spuren von einem Verkehr mit Gegenden, in denen die Zivilisation ihren Einzug gehalten, zeigten, und diese fand Grenfell in einigem Kupferschmuck, Perlen und wenigem Muschelgelde. Trotzdem hier wenig von dem, was der Kaufmann den Handel nennt, zu entdecken ist, so mangelt es jedoch keineswegs an Tauschmitteln, denn die Bewohner der niederen Flußufer beschäftigen sich eifrig mit dem Fange von Fischen und Krokodilen, die sie gegen Bodenfrüchte, welche von den Bewohnern des Inneren herbeigeschafft werden, umtauschen.

Weiterhin trafen die Reisenden innerhalb 7 Mln. auf ebenso viele Niederlassungen, während sie auf einer ferneren Strecke auf keine menschlichen Wohnungen mehr stießen, obgleich sie öfters Kähne mit Eingeborenen begegneten. Vierhundert Meilen waren sie den Strom aufwärts gefahren, als derselbe aufhörte schiffbar zu sein und Grenfell deshalb zur Umkehr gezwungen war. Die Reise stromab gieng leicht von statten und nahm nur 8 Tage in Anspruch, während die Fahrt stromauf zwei Wochen gedauert hatte.

Der Forscher wandte sich hierauf nach dem Black-River, der sich sechs Stunden unterhalb des Lulongo auf der gleichen Seite in den Kongo ergießt. Immer dem linken Ufer folgend, kam das Schiff nach einstündiger Fahrt in einen schmalen, ungefähr 100 Mln. breiten Kanal, wo es bei einem der zahlreichen, sehr freundlichen Boruki-Dörfer Anker warf. Da sich am anderen Morgen herausstellte, daß dieser enge Kanal nur eine bis zwei Stunden weit schiffbar war, wandte sich Grenfell wiederum nach dem Hauptstrom, den er weiter verfolgte, wobei er eine bedeutende, auf einem niederen Abhang gelegene Ortschaft erreichte, deren Bewohner ihn zwar zuerst keineswegs freundlich empfingen, später sich jedoch zugänglicher erwiesen. Hier erfuhr unser Reisender, daß ein Handelskahn von dieser Stadt aus den Bosira, der mit dem Juapa zusammen den Black-River bildet, hinaufgefahren und durch die Irara-Eingeborenen überfallen worden sei, welche die Besatzung desselben bis auf den Sohn eines alten Häuptlings getötet und aufgefressen hatten. Der alte Mann bat den Missionar flehentlich, die Irara-Männer zu überreden, seinen Sohn freizugeben. Grenfell unterhandelte jedoch vergeblich mit den Wilden, die sich zu einem neuen Kannibalenfeste anschickten und keinen Entschluß vor dem nächsten Morgen fassen zu können behaupteten. Die Nachbarschaft erschien unserm Reisenden jedoch zu gefährlich und er kehrte daher zur großen Betrübnis unverrichteter Sache nach Ikembo zurück.

Die Nachricht, daß die Reisenden in Ikembo gute Aufnahme gefunden hätten, hatte sich bereits bis nach

Ikua verbreitet, und sicherte ihnen auch dort einen guten Empfang, wo sie in der Nähe einer Sandbank Anker warfen. Auf ihrer ferneren Fahrt berührten sie die Ortschaften Isenke, Bokomo und Mumbembe, hinter welchem Dorfe die Landschaft ihr Aussehen wechselte, und an Stelle der mit Wohnorten gekrönten Felsen weite flache Ebenen traten, die sich kaum einige Zoll über den Wasserspiegel erhoben. Der Strom war noch 80 Mln. weit schiffbar, jedoch fanden sich auf der ganzen Strecke keine weiteren Ortschaften an seinem Ufer vor, obgleich er seinen Lauf durch das Gebiet der Tako, Bunginji und Mburi nimmt, die auch an einigen Stellen an das Flußufer kamen. Die Tako-Leute waren jedoch zu erschreckt, um Stand zu halten und mit dem Reisenden in Verbindung zu treten, während sich die Bunginji trotz ihrer Furcht dem bei einer Sandbank vor Anker liegenden Schiffe bis auf eine Entfernung von 300 m. näherten und allerlei Drohungen und Schmähungen herüberriefen. Erst nach längerer Bemühung gelang es Grenfell, die Wilden von seinen friedlichen Absichten zu überzeugen und mit ihnen Freundschaft zu schließen. Hier sah er auch zum erstenmale Batwa-Leute in größerer Anzahl, die jedoch nicht so klein sind, wie sie von den Eingeborenen geschildert werden. Sie erreichen eine Größe von 4 Fuß bis 4 Fuß 6 Zoll, tragen schwarze Bärte, haben dicke Köpfe und einen kaum nennenswerten Hals.

Am folgenden Morgen kamen sie bei den Mburi-Eingeborenen vorüber, die sie nach kurzer Unterhandlung beruhigten, während sie etwas weiter stromauf von den Eyrle-Männern mit einem Hagel Pfeile empfangen, nachher aber eingeladen wurden, näher heranzukommen und ihnen ebenfalls wie den Bunginji und Mburi Perlen zu verkaufen. Grenfell zog es jedoch vor, sich so schnell wie möglich aus dem Bereich ihrer Pfeile zu machen. Da ein Stück weiter oben ein neuer und heftiger Angriff erfolgte, so beschloß der Reisende, nur noch bis Mittag die Fahrt fortzusetzen und dann umzukehren; aber schon kurz nach 11 Uhr zeigte sich der Strom nicht weiter schiffbar, so daß der Missionar von selbst zur Rückreise gezwungen war. Im ganzen hatte die Fahrt auf dem Bosira stromauf sechs Tage in Anspruch genommen.

Nachdem Grenfell an dem Vereinigungspunkt des Bosira und Juapa angekommen war, wandte er sich nochmals ostwärts und fuhr den Juapa hinauf. Während der ersten 5 Mln. fand er überall freundliche Aufnahme, aber schon während der weiteren 40 Mln. langen Strecke zeigten sich die Eingeborenen mißtrauisch, wenn auch noch nicht feindlich. Bei Bumbimbeh, das ungefähr 150 Mln. östlich von Aequatorville-Station gelegen ist, erblickte Grenfell die schönste Landschaft, die er auf der ganzen Reise gefunden hatte. Von den Eingeborenen wurde er auf das freundlichste aufgenommen, ja sie luden ihn sogar ein, ganz bei ihnen zu bleiben.

Die Eyombe-Leute, die 25 Mln. weiter stromauf wohnen, zeigten sich zum Teil feindlich gesinnt, während ein anderer Teil den ersten zu beruhigen suchte. Am nächsten Morgen gegen neun Uhr zeigte ihnen der betäubende Lärm großer Trommeln, daß sie in die Nähe einer großen Stadt kamen. Bald zeigten sich auch 2—300 rot und schwarz und weiß bemalte bewaffnete Männer, die das Schiff mit einem Hagel von Pfeilen überschütteten, so daß Grenfell es vorzog, hier nicht vor Anker zu gehen, sondern die Reise fortzusetzen, die ihn durch das Gebiet der Hokuku-Leute in dasjenige der freundlichen Lusaka führte, wo er einige Tage verbrachte. Sobald die Reisenden jedoch deren Grenzen überschritten hatten, befanden sie sich wieder unter entschiedenen Feinden, die sie mit Pfeilen empfingen. Bald erweiterte sich glücklicherweise der Fluß so, daß das Schiff von keinem Ufer aus mehr von den Pfeilen, welche vergiftet waren, erreicht werden konnte. Als am Abend ein neuer Angriff erfolgte, ließ Grenfell das Schiff wenden, worauf die Rückreise, nachdem eine Strecke von 400 Mln. den Juapa stromauf befahren worden, angetreten wurde. Auf seiner ganzen Reise hatte Grenfell fast 1000 Meilen neuen Wasserweg zurückgelegt. So verdanken wir aufs neue Grenfell eine ansehnliche Bereicherung unserer Kenntnisse von Afrika und schließen uns daher gern dem Wunsche an, den Oberst Sir Francis de Winton, Generaladministrator des Kongo-Staates, in der Sitzung der Royal Geographical Society vom 7. Juni 1886 in Burlington House aussprach:

„Hoffen wir, daß Grenfell sein für die Zukunft von Afrika so wichtiges Werk beenden wird, denn neben seinen hohen Verdiensten als Forscher ist er ein ernster, gütiger, christlicher Missionar, der sich den Ruf eines genauen, strengen Beobachters erworben hat. Geliebt und geachtet von allen — in Wirklichkeit ein echter, christlicher Pionier."

Geographische Neuigkeiten.

* Ueber Charles Winnecke's Forschungsreise in Zentralaustralien erfahren wir, daß er von demjenigen Lande, welches er, dem Ueberlandtelegraphen folgend, von Port Augusta bis an die Grenze von Queensland durchreiste, einen Plan aufgenommen hat, welcher zeigt, daß die Entfernung von Tennant's Creek und von da ostwärts über die Flüsse Buchanan, Rankim, James, Herbert und Milne 1626 e. Mln. beträgt. Das Land steigt von Port Augusta bis Burt Plain, auf den Mac Donnell-Ranges, auf einer Strecke von tausend Meilen fortwährend an und fällt von da bis zur Grenze allmählich. Herr Winnecke hat in seinen Kartenentwurf jede Lagerstelle längs der Telegraphenlinie aufgenommen. Er versichert wiederholt, daß der Eyre-See in ziemlicher Tiefe unter dem Meeresspiegel liege, eine Behauptung, welche er schon im Jahre 1877 aufgestellt hat, die ihm aber bestritten worden ist. Der höchste Punkt, welchen er auf seiner Reise

erreichte, waren die Burt-Ebenen in den MacDonnell-Ranges, 2532 Fuß über dem Meer; allein diese Bergkette selbst ist noch um mehrere Tausend Fuß höher. Die Telegraphenstation von Zentralaustralien, Alice Springs, liegt 2000 Fuß über dem Meere, Strangeways Springs 188 Fuß, Peake 75 Fuß, Charlotte Waters 481, Barrow Creek 1724 und Tennants Creek 1075 Fuß, der Finke-Fluß an seinem südlichen Ende 930 Fuß hoch. Dieser Fluß wird als der größte und bedeutendste in Zentralaustralien geschildert und soll immer einen guten Wasservorrat liefern. Herr Lindsay erforschte abermals, wie hier gelegentlich bemerkt sei, den südlichen Teil des Finke. Der Fuß des Central Mount Stuart, welcher angeblich ganz genau im Mittelpunkt von Australien liegen soll, hat eine Höhe von 1725 Fuß über dem Meeresspiegel, aber der Berg selbst ist noch bedeutend höher und seine genaue Höhe noch nicht ermittelt. Herrn Winnecke's Kartenskizze soll eine ausnehmend wertvolle sein.

* **Die Brücke über den britischen Kanal.** Seit sich in England die vorurteilsvolle Abneigung gegen den unterseeischen Eisenbahntunnel so allgemein geltend gemacht, hat die französische Regierung die schon früher angeregte Frage der Möglichkeit der Erbauung einer Brücke oder eines Viaduktes über den Kanal, der Frankreich und England scheidet, näher ins Auge gefaßt und die Veranstaltung von Studien und Untersuchungen über diese Möglichkeit veranlaßt, welche denn auch anscheinend die Ausführbarkeit eines solchen Viadukts ergeben haben. Eine nordfranzösische Zeitung veröffentlicht darüber nachstehende Einzelheiten. Die Breite der Meerenge ist ungefähr 37 Km., die mittlere Tiefe beträgt auf drei Vierteilen dieser Strecke nur 21 m.; auf einer Strecke von 3500 m., zumeist mitten im Kanal, zeigt sich eine Tiefe von 50 bis 55 m.; über den Felsenbänken des Varne und des Colbart verringert sich die Tiefe auf 3, 4 und 5 m., was für die Erbauung einer Brücke eine große Erleichterung gewähren würde wegen der zentralen Widerlager und Pfeiler, die darauf errichtet werden können, mittelst deren man die Brücke in drei Abschnitte teilen und so gewissermaßen drei Brücken erbauen könnte, die eine von den Umgebungen des Kap Grisnez an der französischen Küste ausgehend und gegen den Colbart verlaufend; die zweite vom Colbart nach dem Varne führend, und die dritte vom Varne aus nach der englischen Küste, welche sie südlich von Folkestone erreichen würde. Der Viadukt ist also nach der Ansicht der Techniker ausführbar und berufene Kenner meinen, man würde trotz der unbestreitbaren Schwierigkeiten des Unternehmens bei genügendem Kapital vermöge des heutigen Standpunkts der Ingenieurkunst und -Wissenschaft schon imstande sein, diesen Bau herzustellen. Es ist sicher nicht die Natur, welche dem Unternehmen die größten Hindernisse in den Weg legen würde, sondern vielmehr die alte Erbfeindschaft und Eifersucht in der Politik von Frankreich und England, die von jeher in letzterem Lande alles bekämpfen, was dem französischen Handel förderlich sein könnte. Das einzige praktische Bedenken gegen die Ausführbarkeit des Viadukts wäre die vom Standpunkt der Schifffahrt aus zu erhebende Frage: ob diese quer über den Kanal zu errichtenden granitenen Pfeiler dieser Brücke nicht im Fall von Stürmen ernstliche Gefahren darbieten und nicht die Chancen von Unglücksfällen vermehren würden, welche in jener Meerenge ohnedem schon so groß sind? — Dieser Einrede würde das Projekt jedenfalls begegnen, selbst wenn seine materielle Ausführbarkeit siegreich nachgewiesen worden wäre.

* **Das Somali-Land.** Die neuesten Beziehungen, welche die deutsche Kolonial-Gesellschaft mit den Somali-Häuptlingen angeknüpft hat, werden uns sicher eine genauere Kenntnis des ungeheuren, noch wenig bekannten Vorlandes zwischen dem Meerbusen von Aden und dem Indischen Ozean bringen. Die in Berlin erscheinende „Kolonialpolitische Korrespondenz" bringt uns schon Berichte über die Küste bis nach Magdischu (Magadoxo) aus der Feder eines Beamten der genannten Gesellschaft. Von Wagderia und Durburi bis zum Kap Guardafui bemerkt man nur Felsen, vor denen sich ein schmaler Streifen fruchtbaren Landes, jedoch mit nicht allzureichlicher Vegetation, ausdehnt. Meist tiefe Längenthäler sind mit Wäldern bedeckt und die felsigen Abhänge, auf denen noch etwas Humus liegt, sind mit harzigen Bäumen bekleidet. Die Landschaft bewahrt diesen Charakter auf eine Strecke von 20 bis 30 Meilen nach dem Innern hin. Vom Kap Guardafui bis nach Ras Hafun, unter 10° n. Br., hat man noch immer denselben Anblick; an gewissen Stellen ist jedoch die Küste ganz felsig. Gleichwohl schildern die Somalis die Umgebungen von Ras Hafun als besonders fruchtbar. Die Berge sind viel höher und steiler, und da sie an der Seite nach dem Binnenlande ebenso stark abfallen, so findet sich der anbaufähige Boden sehr nahe am Meere. Von 10° n. Br. bis Obbia treten die Berge nach dem Binnenlande zurück und dieser Landesteil macht vom Meere aus gesehen den Eindruck einer wellenförmigen und mit einer reichen Vegetation bedeckten Hügelregion. Von Obbia bis Warrischin ist die Gegend lachend, und von Warrischin bis nach dem Aequator steigert sich die Fruchtbarkeit des Landes, und die Bevölkerung wird immer dichter. Südlich von Magdischu ist der Pflanzenwuchs überall üppig, das Vieh ist sehr schön, fließendes Wasser in Menge vorhanden und mit ihm Reis, Mais, Bohnen 2c. Bis an die Grenze des von den Somalis bewohnten Landes ist die Küste sandig und gesund, jenseit derselben, d. h. südlich von Kismayo, wird sie sumpfig, und das Innere zeigt dieselbe Beschaffenheit. Die Somalis behaupten, ein längerer Aufenthalt südlich von Kismayo (Kisimayu) sei für sie tötlich. Land und Pflanzenwuchs südlich vom Aequator machen einen ganz anderen Eindruck als nördlich von demselben, und gleiches gilt von dem Klima — nördlich davon wird die glühende Hitze durch

feuchte und frische Winde gemildert; südlich davon herrscht hingegen eine erstickende Luft; im Norden fällt bei Nacht reichlicher Thau, im Süden ist derselbe bedeutend schwächer. Im Innern des Somali-Landes gibt es ausgedehnte Weiden und zahlreiches Rindvieh. Das Vieh, welches man in der Nähe der Küste findet, ist groß und kräftig.

* Neu-Guinea. Herr Forbes hat der Königl. Geographischen Gesellschaft in London eine Karte des südöstlichen Teils von Neu-Guinea überschickt, auf welcher er den zur See und in Begleitung des verstorbenen Sir Peter Scratchley im November v. J. zurückgelegten Weg bezeichnet und von der gemachten Inspektionsreise an der unter britischem Protektorat stehenden nördlichen Küste ein Bild gegeben hat. Die Expedition hat sich an verschiedenen Punkten ausgeschifft und ist von den Eingeborenen freundlich empfangen worden; sie hat auch mehrere kleine Flüsse entdeckt.

Das erste Heft der von der Deutschen Neu-Guinea-Gesellschaft herausgegebenen „Nachrichten" von 1886 enthält interessante Berichte über die Organisation und das Programm der Expedition, welche im Februar von Hamburg abgegangen ist, um den deutschen Teil der Insel zu erforschen. Die Expedition besteht aus Herrn Dr. Schrader, Konservator an der Hamburger Sternwarte, und den Doktoren Hollrung aus Dresden und Schneider aus Berlin; sie wird die allgemeine geographische Lage des Landes, die Meteorologie, Geologie, Botanik, Fauna und die Fruchtbarkeit des Bodens studieren. Man wird sich zugleich auch eine genaue Kunde von den Eingeborenen, ihren physischen und moralischen Eigenschaften und ihrer gesellschaftlichen Organisation zu verschaffen suchen. Die Expedition soll zwei Jahre dauern.

Dieselbe Lieferung gibt nachstehende Einzelheiten über den Finschhafen: Die Beschaffenheit des Hafens und seiner Umgebungen entspricht vollständig den Hoffnungen, welche die Schilderung des Dr. Finsch erweckt hatte. Hinter dem die Küste begrenzenden Waldgürtel finden sich ausgedehnte und gut angebaute Anpflanzungen von Taro, Rotang, Tabak und Zuckerrohr, welche den Eingeborenen gehören. Im Süden und Westen liegt eine zur Viehzucht ganz geeignete offene Ebene. Dieser Teil von Neu-Guinea steht nach dem Zeugnis der Kolonisten bezüglich der Fruchtbarkeit des Bodens und des Reichtums der Pflanzenwelt nicht hinter der Insel Java zurück. Das Klima ist sogar für die Europäer weit angenehmer als dasjenige des Indischen Archipels; der Thermometer zeigte Morgens acht Uhr und Abends zur selben Stunde 24° 4' und 25° 8' C., Mittags 29° 2' C. Die Eingeborenen waren sehr über die Nachricht erfreut, daß hier Niederlassungen gegründet werden sollten.

* Polar-Regionen. Kapitän Fairweather vom Walfischfahrer „Terra Nova" aus Dundee hat kürzlich der Britischen Admiralität eine Anzahl von Urkunden und Gegenständen überschickt, welche vor etwa dreißig Jahren durch die zur Aufsuchung von Sir John Franklin ausgesandten Expeditionen im polaren Gebiet niedergelegt worden waren. Diese Reliquien besitzen ein gewisses Interesse und sind auf eine merkwürdige Weise aufgefunden worden. Kapitän Fairweather berichtet, er habe, als er sich Ende Juni v. J. am Eingang von Prinz-Regents-Paß befunden, mehrere Schlitten mit Eingeborenen in die Nähe seines Schiffes kommen sehen. Diese Eskimos waren mit europäischen Kleidern: mit Beinkleidern von Steifleinwand, Lotsenjacken und Flanellhemden bekleidet und trugen wollene Mützen und Filzhüte, ihre Schlitten waren voll Tabakskarotten, und sie besaßen sogar Zwiebelpulver, dessen Gebrauch sie nicht kannten und das sie schnupften. Sie hatten auch Rum und Fleischkonserven und erzählten, sie haben auf der Beechey-Insel einen „versteckten Schatz" entdeckt und sich des ganzen Inhalts desselben bemächtigt. Der Kapitän durchsuchte ihre Schlitten, während seine Leute ihren Tabak an die Eskimos zu verkaufen bemüht waren; er entdeckte auf diese Weise eine kleine Büchse mit Papieren, welche die Eingeborenen beiseite gethan hatten, um Flintenpfropfen daraus zu machen. Diese Papiere waren der Reihe nach von allen arktischen Expeditionen dort zurückgelassen worden, welche dort gelandet hatten. Die älteste dieser Urkunden ist vom 22. August 1854 und vom Commodore Sir E. Belcher unterzeichnet; sie zählt die vergeblichen Versuche auf, welche er angestellt hatte, um die Mannschaften des „Erebus" und „Terror" aufzufinden, sowie die Unglücksfälle, welche seiner Expedition zugestoßen waren: er war genötigt gewesen, eines seiner Schiffe, die „Assistance", preiszugeben und die Rückkehr nach England auf dem „Nordstern" allein zu versuchen. Dieser Schilderung fügte er ein Verzeichnis der Lebensmittel und Effekten bei, welche er auf der Beechey-Insel zurückließ, und legte in derselben Blechkapsel eine Mitteilung der Admiralität nieder, welche Sir E. Belcher befahl, alle die zur Aufsuchung der Spuren von Sir John Franklin ausgesandten Mannschaften so gut wie möglich nach England zurückkehren zu lassen, da die Admiralität glaubte, man habe nun genug Menschenleben zu diesem Zweck aufgeopfert, und da sie sich überdies durch den Krieg mit Rußland in Verlegenheit gesetzt sah. Man weiß, daß Lady Franklin sich an diesen Befehl nicht kehrte; sie rüstete auf ihre Kosten und mittelst Subskriptionen eine Forschungsexpedition aus, und die zweite der von Kapitän Fairweather gefundenen und mitgebrachten Urkunden schildert die Fahrt des Kapitäns McClintock nach der Beechey-Insel und ist datiert von der „Erebus-Bucht, 14. August 1858"; Kapitän McClintock hat noch darunter gesetzt: „15. August", als ob er des Datums nicht gewiß gewesen wäre. Er gibt seinen Entschluß kund, noch weiter nach Norden vorzudringen; man kennt die Ergebnisse seines Versuches, der alle Zweifel über das Schicksal der Franklin'schen Expedition zerstreute und den Annalen der Nordpolfahrt eine tragische Seite hinzufügte. Das neueste der

von Kapitän Fairweather mitgebrachten Dokumente ist vom 26. August 1875 und unterzeichnet von Sir Allen Young, welcher in seiner Yacht „Pandora" über die Beechey-Insel hinausfuhr. Dies ist dasselbe Fahrzeug, das in „Jeannette" umgetauft, im Norden der Behringsstraße im Eis eingeschlossen wurde. Kapitän Dulong mußte es verlassen und starb bekanntlich mit beinahe seiner ganzen Mannschaft an Kälte und Hunger. Die vom Kapitän Fairweather mitgebrachten Urkunden werden in den Archiven der britischen Admiralität aufbewahrt werden. (G. g.)

Kleinere Mitteilungen.

Die Ausfuhr der Vereinigten Staaten.

Ein eben erschienener amtlicher Bericht konstatiert eine sehr bedeutende Abnahme des nordamerikanischen Ausfuhrhandels. Blos der Export nach England war im verflossenen Jahre um 83 Millionen Dollars geringer als im Jahre 1881 und um 55 Millionen Dollars geringer als 1880. Aehnlich steht es mit der Ausfuhr nach Frankreich: im abgelaufenen Jahre wurde dahin für 53 Millionen Dollars weniger exportiert als im Jahre 1880. Merkwürdigerweise weist, trotz des deutschen Verbots der Schweinefleisch-Einfuhr, der Handel mit Deutschland die geringste Veränderung auf: die Ausfuhr ist sogar im Jahr 1885 noch um 5 Millionen Dollars größer gewesen als 1880, um 8 Millionen größer als 1882 und um stark 1 1/2 Millionen größer als 1884, freilich um 8 Millionen geringer als 1883. In der Ausfuhr nach Rußland ist seit 1883 eine Abnahme von 11 Millionen Dollars zu verzeichnen und in der Ausfuhr nach Canada in derselben Periode von 6 Millionen Dollars. Auch der Export nach Italien, Mexico und Cuba hat, wenn auch nicht sehr bedeutend, abgenommen. W.

* Verkehrswege in Bolivia.

Nach der „Revue Sud-Americaine" beschäftigt sich die bolivianische Regierung je länger desto thätiger mit der Verbesserung der Verkehrsmittel und der Herstellung von Landstraßen. Gegenwärtig gilt es hauptsächlich der Abkürzung des Weges nach Trinidad, der Hauptstadt des Departements Beni; seither bedurfte man zur Reise dorthin vierzig bis dreiundvierzig Tage, die man mittels des neuen Straßenzuges auf zehn bis zwölf Tage ermäßigen zu können hofft. Die Eröffnung dieser kürzeren Straße wäre eine große Wohlthat für die nördlichen Departements. Unter den anderen Plänen, welche dermalen erörtert werden, ist einer, demzufolge man eine peruanische Eisenbahn vom Titicaca-See über Puno nach Mollendo erbauen sollte, um den Erzeugnissen des gewaltigen und sehr reichen Departements Beni Absatz zu verschaffen. Der Förderer dieser Idee meint, die ungeheuren Provinzen Omasuyos, Larecaya, Muñecas und Caupolican, welche man seither als außer der zivilisierten Welt liegend betrachten kann, würden sich bestreben, rasche und leichte Verbindungen mit dem Innern durch den Titicaca-See nach Puerto Perez oder irgend einem anderen noch zu bezeichnenden Hafen herzustellen. Die neue Handelsstraße würde auch neue Freundschaftsbande mit Peru herstellen, da die fraglichen Provinzen unverkennbar mittels der Eisenbahn von Puno nach Mollendo ihre Handelsgeschäfte in großartigem Maßstabe betreiben würden. Diese Vorschläge sind ganz geeignet, den binnenländischen Provinzen Bolivia's Leben und Thätigkeit mitzuteilen und aus ihren ungeheuren Reichtümern und mannigfaltigen Erzeugnissen großen Nutzen zu ziehen, deren Ausbeutung die erste Bedingung alles nationalen Wohlstandes ist. Das Ergebnis dieser Vorschläge ist, wie wir nun erfahren, daß die bolivianische Regierung auf Grund der von der „Sociedad impulsora de Zongo y Challana veranstalteten Studien die Eröffnung einer Fahrstraße beschlossen hat, welche die wuchernd reichen Regionen von Zongo und Challana mit der Stadt La Paz und dem Titicaca-See in Verbindung setzen soll. r.

* Die Enthüllungen der Mumie König Ramses des Großen.

In einer Sitzung der Akademie der Inschriften zu Paris wurde jüngst eine interessante Entdeckung bekannt gemacht. Nach einer Mitteilung des Professors Maspero, des rühmlichst bekannten Direktors des Aegyptischen archäologischen Museums von Bulak in Kairo, hatte derselbe vor einiger Zeit mehrere sehr alte und höchst merkwürdige Mumien erhalten, die nicht in ihren Gräbern, sondern in einem Versteck bei Deir-el-Bahari gefunden worden waren, wo man sie wahrscheinlich versteckt hatte, um sie vor Entweihung zu bewahren. Diese Mumien wurden nun in Bulak ihrer Binden und Hüllen entledigt, was in Gegenwart von Nubar Pascha, Sir Drummond Wolff und dem Khedive durch Herrn Maspero geschah. Es wurde nun mittels der Inschriften auf den Tüchern, womit die Mumien umwickelt sind, leicht ermittelt, daß eine derselben die Leiche Ramses II. war. Dies ist jedenfalls eine höchst denkwürdige Thatsache, und begreiflicherweise rief die Anwesenheit bei der Enthüllung der Leiche eines so großen Eroberers wie Ramses, welcher schon vor vierzig Jahrhunderten gestorben war, eine Gemütsbewegung von höchst seltener, neuer und eigentümlicher Weise hervor. In der Sitzung der Akademie wurde eine Photographie der Mumie vorgezeigt und verursachte eine förmliche Sensation. Obgleich vierzig Jahrhunderte über diese Leiche hingegangen sind, befindet sich das Gesicht noch in einem vorzüglichen Zustand der Erhaltung. Der Ausdruck ist derjenige eines Mannes von vornehmer Herkunft, ernst und voll Willenskraft. Der Kopf ist eher klein, das Haar weiß und ziemlich dünn, namentlich vorn; der Unterkiefer ist sehr stark, der Mund enthält keine Zähne mehr. Die Hände sind sehr zierlich und noch jetzt mit Henna gefärbt, welche beim Aufputz der Leiche immer angewendet wurde. Von den beiden anderen gefundenen Leichen lag eine in dem Sarkophag, welcher die Ueberreste von Ramses II. enthielt; die Leiche war nicht so gut erhalten und gilt für diejenige einer der Schwestern oder Töchter des Ramses. Die andere Leiche ist diejenige von Ramses III.; das Gesicht ist dasjenige eines intelligenten gebildeten Mannes, allein der Ausdruck von Macht und Willenskraft ist weniger ausgesprochen. Der Mund ist sehr groß und die Zähne sind alle vollzählig und gut erhalten. Professor Maspero beabsichtigt, die königlichen Leichen wieder herstellen und in gute Ordnung bringen zu lassen, worauf sie im Museum zu Bulak aufgestellt werden sollen, wo jedermann sie sehen und bewundern kann. r.

* Menschenfresser am oberen Kongo.

In der jüngsten Versammlung der „Gesellschaft für Handelsgeographie" in Paris hielt der schwedische Afrikareisende Westmark einen Vortrag über seine Reisen am Kongo. Westmark, 30 Jahre alt, ist Beamter der Internationalen Kongo-Gesellschaft und hat drei Jahre im Kongo-Gebiete mit Untersuchungen und Forschungen zugebracht. Bei dieser Gelegenheit traf er bei Bangala am oberen Kongo einen Stamm Menschenfresser, über welchen er in seinem Vortrag folgende Mitteilungen machte: „Die Bangalas sind ein kräftig gebauter, sehr kriegerisch gesinnter Menschenschlag. Sie teilen sich in vier Klassen: die Monangas (Distrikts-Häuptlinge), die Monkounzis (Notable und Reiche), die N'Somis (freie Männer) und die Mombos (Sklaven). Die Söhne dürfen nicht eher öffentlich das Wort führen als bis ihr Vater tot ist. Bei den Bangalas herrscht die Vielweiberei, aber sonderbarerweise ist es der Bräutigam, der bei ihnen, und zwar an die Schwiegereltern, das

„Heiratsgut“ schenkt. Für eine Frau besteht dieses in zwei bis drei Sklaven, zwei bis drei gläsernen Halszierraten und zwei bis drei leeren Flaschen. Letztere scheinen überhaupt bei den Bangalas ein begehrter Artikel zu sein. Das Mädchen, welches sich verheiratet, bleibt eine freie Frau und hat das Recht, zu ihren Eltern zurückzukehren. Letztere müssen dann das erhaltene Hochzeitsgut zurückgeben. Das kommt übrigens nicht häufig vor und führt, wenn es geschieht, häufig zu langwierigen Kämpfen zwischen den betreffenden Dorfschaften. Außergewöhnliche Sorgfalt widmen die Bangalas der Frisur ihres Kopfhaares. Sie flechten dasselbe, und die Formen, welche sie den Flechten geben, zeugen von einigem Kunstsinn. Als Kopfbedeckung dient ihnen eine Art dreifacher Krone, welche sie aus Affenfell herstellen. Die erste und zweite der obengenannten Klassen tragen Kinnbärte. Als Schmuck tragen die Männer eiserne Ringe, welche sie mit den Zähnen der von ihnen erschlagenen Feinde verzieren; die Frauen schmücken sich mit metallenen Arm- und Halsbändern, welche sehr gut gearbeitet und oft bis zu 25 Pfund schwer sind. Sie bemalen überdies Körper und Gesicht mit den buntesten Farben. Der Handel der Bangalas ist nicht von großer Bedeutung und besteht im Tauschen von Maniok, Mais, Palmwein, Affen- und Flußpferdfellen, Elfenbein und Thongefäßen. Wenn ein Bangala stirbt, so wird er in besonderer Weise bemalt und vor der Thür seiner Hütte zur Besichtigung niedergelegt. Die Leiche bleibt hier einige Tage, während welcher Zeit die Dorfbewohner um dieselbe herumtanzen und singen. Sodann wird der Verstorbene in eine dicht neben seiner Hütte gegrabene Grube gelegt und mit ihm die meisten seiner Habseligkeiten, damit er die „große Reise“ unter günstigsten Verhältnissen antreten kann. Zu diesem Zwecke geben die Bangalas dem Toten aber nicht allein materielle Dinge mit, sondern auch seine Sklaven und Frauen, d. h. sie opfern dieselben auf seinem Grabe. Die eine Hälfte dieser Opfer wird dem Todten mit auf die Reise gegeben, während die andere von den Einwohnern des Dorfes verzehrt wird. Die Reste eines solchen Mahles werden verteilt und jeder nimmt etwas davon mit nach Hause.“ Die Bemühungen der Weißen, diese Greuel zu hintertreiben, sind nach Aussage des Vortragenden nicht fruchtlos geblieben; der Kannibalismus nimmt merklich ab und dürfte bald sogar gänzlich verschwunden sein. r.

*** Herr Miklucha-Maclay in Neu-Guinea.**

Dieser bekannte russische Erforscher Ozeaniens ist vor kurzem in sein Vaterland zurückgekehrt und hat eine sehr reiche Sammlung von Gegenständen der vergleichenden Physiologie, Anthropologie und Ethnologie mitgebracht, womit er die russischen Museen zu bereichern gedenkt. Außerdem will er nun seine Reisebeschreibung herausgeben, welche gleichzeitig in russischer und englischer Sprache erscheinen soll. Er hat es der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften abgeschlagen, seine Reisebeschreibung in deren Annalen erscheinen zu lassen; dagegen sollen seine speziellen Arbeiten über Anatomie, Anthropologie u. s. w. in deren Bulletin veröffentlicht werden. Ferner trägt er sich mit dem Gedanken, wieder nach Neu-Guinea zurückzukehren und dort auf eigene Faust und unter russischem Schutze Kolonisationsversuche zu machen, zu welchem Behufe er schon mit verschiedenen eingeborenen Häuptlingen Verträge abgeschlossen hat. In dem Wunsche, ungefähr ein Dutzend tauglicher Begleiter zur Ausführung dieses Vorhabens zu finden, hat er eine dahinzielende öffentliche Aufforderung erlassen, auf welche sich aber 240 Personen meldeten, welche er am 12. Juli um sich versammelte. Dieser unerwartete Erfolg hat ihn veranlaßt, seinem Vorhaben eine größere Ausdehnung zu geben und einen speziellen Auswanderungsplan auszuarbeiten, welchen er demnächst veröffentlichen wird. r.

Anzeigen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 48. | Stuttgart, 29. November. | 1886.

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Berge im Zend-Avesta.

Von Dr. Rudolf v. Scala.

Nicht allein der historische Sinn unseres Zeitalters, der alles Gewordene im Werden zu belauschen strebt, drängt zur Versenkung in das Studium des Altertums; auch die Thatsache, daß Anschauung und Gefühl naiver Naturmenschen, die deshalb der Zivilisation durchaus nicht entbehren, dem kulturellen Leben der Gegenwart näher stehen, als die auf Kulturtrümmern sich erhebende mittelalterliche Zivilisation, muß als Grund dieser Geistesrichtung gelten. Unbewußte Klarheit, naive Einheit des Bewußtseins ist die erste Stufe der Kultur — sie wird durch bestimmte Perioden des Altertums auf das glänzendste repräsentiert; Zerstörung dieser harmonischen Bewußtseinseinheit durch gewaltige äußere Ereignisse wie nicht minder durch gewaltsame Revolutionen im Inneren des Menschen ist die notwendige, aber kaum anmutendere zweite Entwickelungsstufe; ihr Beginn läßt sich zeitlich nicht fixieren. So parador dies klingen mag, Buddha und Sokrates ebensowohl als die französische Revolution sind Glieder dieser Kette. Das Streben aber, alle diese als verschieden erkannten Strahlen in dem einheitlichen Bewußtsein zusammenzufassen, zur Klarheit, diesmal zur bewußten, zu gelangen, kennzeichnet unsere moderne Zeit. Friedliche, in sich beschlossene Kindheit und stürmisches Jünglingsalter, das kämpft, im Kampfe erkennt und im Erkennen sich tausendfach versplittert, muß dem Mannesalter weichen, das mit dem Streben das einheitliche Wollen, mit dem Kampfe gegen die Außenwelt die Festigung der eigenen kleinen Welt verbindet.

Das Kind aber hat in seinem beschränkten Geistesleben manches richtiger gesehen und empfunden als der Jüngling; im gewissen Sinne gilt dies auch von einzelnen Völkern des Altertums. Das Naturgefühl ist heutzutage mächtig ausgebildet, für den Besitzer, subjektiv betrachtet, ein Quell des höchsten Genusses, objektiv, ein Beweis seines reich entwickelten Gemütslebens. Daß den Griechen und Römern das Naturgefühl von Schiller mit Unrecht abgesprochen wurde, ist neuerlich, wenn auch einseitig nur aus den poetischen Denkmälern, erwiesen worden.[1] Dem Mittelalter hat diese Verschönung des Daseins ebenfalls nicht gefehlt.[2] Anders stellt sich die Sache, wenn wir eine Seite des Naturgefühls herausgreifen: das Gefühl für die Schönheit der Berge. Hierfür hat die gebildete Menschheit im Mittelalter, ja bis tief in die Neuzeit nur wenig oder keinen Sinn besessen. Nur zwei charakteristische Stellen seien unter vielen zur Illustrierung dieser Thatsache herangezogen. Die Gegend, in welcher das Kloster Berchtesgaden gegründet wurde, wird beschrieben als „eine unermeßliche Einöde, ein schauerlicher Wald, starrend in

[1] Biese, „Die Entwickelung des Naturgefühls bei den Griechen und Römern". 2 Teile. Kiel 1882 und 1884.

[2] W. Grimm, „Kl. Schr." I. 523: Der Sinn für die Natur fehlt den alten deutschen Meistern gewiß nicht; aber sie hinterließen uns keine andere Aeußerung dieses Sinnes als die, welche der Zusammenhang mit geschichtlichen Vorfällen oder mit den Empfindungen erlaubte, die in lyrischen Gedichten ausströmten.

ewiger Kälte und erdrückt von greulichen Schneemassen, eine Schlucht voll von wilden Tieren und eine Lagerstätte der Drachen."[1] Wenn ferner der Begründer der Diplomatik, der geistvolle Dom Mabillon, vom Salzburgischen bemerkt, es sei nicht ohne Anmut, so wiederholt er doch zur Bezeichnung der Berge das schon von Livius zur Charakterisierung der Alpen gewählte Epitheton „horridus" (schrecklich),[2] das entschieden das Fehlen jedes Sinnes für die Schönheit der Berge bezeugt.[3]

Blicken wir dagegen in eine weit entlegene Zeit und betrachten wir nach dieser Seite des Naturgefühls das größte Denkmal ost-eränischen Geisteslebens, die heiligen Bücher der Parsî: das Zend-Avesta. Dieser Kanon der Zoroaster-Religion stammt in seinen allerältesten Teilen, den Gâthâs, wohl aus dem 14. Jahrhundert v. Chr., und zwar aus den östlichen Teilen Irans, was man auch auf Grund angeblicher semitischer Einwirkung von der westlichen Herkunft sagen mag.[4]

Die Naturschilderungen, namentlich des poetischen Teiles, der sogenannten Yasht, zeugen nicht allein von warmem Gefühl, sondern auch von feiner Beobachtung. Freilich ist das Heimatsland immer von eigentümlichem Zauber umflossen,[5] doch die Arier haben besonderen Grund, ihre Heimat, „Arjana vaidscha", zu lieben. Eine Schilderung, die allerdings hauptsächlich den praktischen Wert des Landes betont, des Naturgefühls aber nicht entbehrt, gibt uns ein Bild dieses Landes:

Wo hohe Berge sind,
Und weidereiche Thäler
Das Futter für das Vieh hervorbringen,
Wo tiefe breitflutige Seen stehen,
Wo tiefe breite Ströme
Mit Wogenschwall forteilen.[6]

Ein hohes Gebirge, Hara berzati, ragt im Osten in die Wolken empor. Der Gott Mithra taucht hinter demselben empor:

Mithra, der als erster himmlischer Genius
Herauf kommt über die Hara
Voraus der unsterblichen
Sonne mit ihren schnellen Rossen;
Welcher zuerst goldgestaltig
Erfaßt die höchsten Berggipfel
Und dann erst bescheint das ganze
Segensreiche arische Land.[1]

Auf diesen lichten Höhen steht der Palast des Mithra,

Dem einen Palast
Der Schöpfer Ahura Mazda erbaute,
Auf der Hara berzati,
Der vielbesuchten, strahlenden,
Wohin weder Nacht noch Dunkel,
Weder kalter Wind noch heißer dringen,
Noch Nebel aufsteigen
Von der Höhe der Harati.[2]

Vielbesucht aber heißt die Hara, weil über diese lichten Höhen die Seelen der Abgeschiedenen am dritten Tage nach dem Tode zur himmlischen Heimat eingehen, „wenn es dämmert und im Frühlicht die Höhen des allfreien Gebirges schimmern."[3] Um einen Gipfel der Hara kreisen die Sterne, der Mond und die Sonne;[4] ein anderer Berggipfel genießt die Ehre, „das Ohr Ahura Mazda's" genannt zu werden.[5] Doch auch die Dämonen haben ihren Anteil an den Bergen: auf dem Arezur halten die bösen Geister ihre Versammlungen ab und ebenda öffnet sich der Eingang zur Hölle;[6] dieser Berg ist so mit Recht der eränische Blocksberg genannt worden.[7] Vermutlich umhüllten sein Haupt gar häufig wogende Nebel oder, wie es an einer anderen Stelle der Yasht heißt, es senkte sich wasserschweres Gewölk auf ihn hernieder. Im allgemeinen aber sind die Berge wie die anderen Reize der Natur zum Preise Ahura Mazda's geschaffen:

Die Höhen und ringsum die Felsen,
Und was dem Auge wohlgefällig erscheint:
Gestirne, Sonne, das Morgenrot der Tage,
Das alles gereicht zu eurem Preis, Mazda Ahura![8]

Wir müssen hierin entschieden eine aufmerksame, wenn nicht liebevolle Beschäftigung mit den die Arier umragenden Bergen sehen. Ganz besonders charakteristisch ist jedoch hiefür das stehende Beiwort der Berge „ashahvâtra", das geistvoll mit der Bezeichnung der Berge als dem Orte, wo die Freiheit wohnt, zusammengestellt wurde.[9] Es sollte damit das wohligere Atmen und Leben in der frischen

[1] Vasta solitudo, silva terribilis perpetui frigoris et nivium horrore squalens, saltus ferarum et cubile draconum. („Quellen und Erörterungen zur bayerischen und deutschen Geschichte." München 1856. I. 232.)

[2] Analect. IV. 6. 3. zitiert bei Richter: „Die Erschließung der Salzburger Alpen."

[3] Weitere Beispiele bei Friedländer: „Ueber die Entstehung und Entwickelung des Gefühls für das Romantische in der Natur." Leipzig 1873. S. 4 ff. Ein ähnliches Beiwort findet sich noch heute bei norwegischen Bergen, wofür selbstverständlich nicht die jetzigen Norweger verantwortlich sind.

[4] Spiegel sieht in Zoroaster eine rein semitische Persönlichkeit.

[5] Vendidâd I. 3—4.

[6] Geldner in Kuhns Zeitschrift. 25, 487. Yasht 10, 14.

[1] Geldner, „Metrik des Zend-Avesta." § 120. Yasht 10, 13.

[2] Geldner, a. a. O. Yasht 10, 50.

[3] Vendidâd 19, 30.

[4] Yasht 19, 25: „auf der Taera in der Haraiti, um welche sich Sterne, Mond und Sonne drehen." Vgl. Bundahis XII, 4. („The Sacred Books of the East". Vol. V. Pahlawi texts transl. by West. p. 1, 34.)

[5] So ist wohl Ushidarena mit Geldner zu erklären, nicht als Lichtträger, wie Geiger („Osteränische Kultur im Altertum". Erlangen 1882, S. 130) will.

[6] Bundahis (West. S. 36).

[7] Geiger a. a. O.

[8] Nach Roth's Emendation in der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft", 25, 222.

[9] Geldner, „Studien zum Avesta". Straßburg-London, 1882. S. 25.

Gebirgsluft im Gegensatz zu der dichten Bevölkerung und der Schwüle der engen Thäler bezeichnet werden.[1] Diese Stelle, sowie eine andere, in welcher es heißt: „Friede möge walten, damit gut zu begehen die Pfade, gut zu besteigen die Berge, gut zu durchwandern die Wüsten, gut zu überschreiten die Flüsse",[2] wird hoffentlich von kühner Phantasie nicht zur Vermutung eines ausgebildeten Bergsportes benützt werden; das Beiwort bezieht sich selbstverständlich ebenso nur auf eine bei Ueberschreitung von Pässen gemachte Beobachtung, wie die „Besteigung der Berge" auf hochgelegene Kommunikationswege.[3]

Neben diesen aufmerksame Betrachtung und Erfassung der Berge und ihres Zaubers bezeugenden Stellen scheint denn die Thatsache außerordentlich wichtig, daß die Perser es bereits für nötig hielten, sich ein vollständiges orographisches System zu entwerfen, ein Beweis, wie sehr die Berge ihre Anschauung gefangen nahmen und sie beschäftigten. Sie unterscheiden nicht allein, was wir bei den Griechen nicht finden, in der Namensgebung zwischen dem Gebirgsstock oder der Gebirgskette und dem einzelnen Gipfel; sie denken sich auch, im Gegensatz zu den Griechen, deren Erdscheibe vom Okeanos umflossen ist, die Erde von zwei Gebirgsringen umgrenzt.[4] Im Bundahîs findet sich dann eine förmliche Orogonie oder Entstehungsgeschichte der Berge. Aus dem Alburz, der die Erde umschließt, wuchsen die übrigen Gebirge heraus; dieser Vater der Berge wuchs 800 Jahre, während die anderen nur 18 Jahre wuchsen.[5] Die Zahl der letzteren beträgt 2244, also, wie wohl richtig angenommen wird,[6] 11 Gebirgsgruppen mit je 102 Gipfeln. Die Namen derselben sind zweifelsohne von ihrer Form genommen, wenn wir auch leider bis jetzt noch nicht im stande sind, diese einzelnen Formen zu definieren.[7]

So sehen wir, daß, freilich bedingt durch die geographische Situation und den Lichtkultus, der naturgemäß die Aufmerksamkeit auf die im Himmelsfeuer gar wundersam erglänzenden Berge lenken mußte, Berg und Gebirge in Gefühl, Phantasie und systematisierender Weltanschauung der Osterânier eine nicht unbedeutende Rolle gespielt hat.

Der Haurân und seine Bewohner.

Die ziemlich ernst aussehenden Unruhen, welche in der gewöhnlich so stillen Gegend des Haurân ausgebrochen sind, lenken die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt auf jene Gegenden Syriens. Der Versuch des Gouverneurs von Damaskus, sich einiger strategischer Punkte zu bemächtigen, um nötigenfalls die ungeberdigen kriegerischen Bewohner jener Gegenden im Schach zu halten, scheint einen Aufstand hervorgerufen zu haben, dessen Herd das Plateau von El-Ledscha, eine ungemein schwer zugängliche und selbst für reguläre Truppen zeitweise nicht erreichbare Gebirgsgegend, ist. Die bis jetzt zu uns gelangten Nachrichten gestatten noch nicht, sich über die Ursachen und wirklichen Gründe dieser aufständischen Bewegung oder über deren Ausdehnung irgend ein Urteil zu bilden, und wir wissen kaum, ob der Versuch des Gouverneurs von Damaskus nicht schon für den Augenblick als gescheitert betrachtet werden kann. Wie dem nun auch sei, so dürften sich unsere Leser doch für nachstehende kurze Schilderung jenes wenig gekannten Landes interessieren, welche aus der Feder eines katholischen Missionars, des Paters Merle, S. J., stammen und in dem diesjährigen Januarhefte der Brüsseler „Relations d'Orient" veröffentlicht wurden.

Unter dem Haurân begreift man heutzutage die sieben Provinzen, welche das alte Land Basan bildeten: Ituräa, Gaulanitis, Auranitis, Peräa, Trachonitis, Batanäa und Gileatis. Das Haurân-Gebiet erstreckt sich vom 31.° bis 33.° n. Br. und vom 35.° 40′ bis 30.° 60′ ö. L. v. Gr. Seine Grenzen sind nach Norden der Dschebel-es-Schech oder der Große Hermon, nach Westen der ganze Lauf des Jordan von seiner Quelle bis zum Wadi-es-Zerka (Jabbock), im Süden die Balka und die Wüste, und im Osten die Teluh und die Wüste. Seit der muslimischen Besetzung haben diese Provinzen ihren Namen verändert und einige Modifikationen in ihren Grenzen erfahren. Ituräa ist in zwei Bezirke eingeteilt worden: El Kanêtra im Süden, am Fuße des Großen Hermon, am östlichen Abhange des Houlê, und im Norden das Dschedûr am Ostabhang des Dschebel-es-Schech. Das alte Gaulanitis heißt heutzutage Golan oder Dscholan, im Westen vom Ostufer des Jordanflusses und des Sees Tiberias begrenzt. Die Auranitis, gegenwärtig der eigentliche Haurân, wird nordwärts von dem Gebirge des Dschebel-el-Kayarah begrenzt und erstreckt sich nach Süden bis über Bosra hinaus, um sich in die Wüste zu verlieren. Die Trachonitis, heutzutage El-Ledscha genannt, ist eine große, felsige, basaltische Hochebene, östlich von der Haurân-Ebene; das alte Batanäa oder Batanitis heißt heutzutage Dschebel-el-Haurân und liegt südlich von der Ledscha, und auf den östlichen Abhang dieses Gebirges verlegt man das Land Hus mit den Besitzungen des alttestamentlichen frommen Mannes Hiob; am Fuße dieses Gebirges finden sich noch die Trümmer der Stadt des Melchisedek, welche noch heute Salem heißt, und wahrscheinlich reichte er in der Nähe dieses Ortes dem Abraham Brot und Wein und segnete ihn. Die Gileatis oder das Land Gilead, heutzutage Dschebel-Adschlun, zwischen dem Jordan westlich und der Wüste östlich gelegen, ist vom

[1] Ebenda.

[2] Yasht. 16, 3.

[3] Ist doch schon einmal aus einer Stelle des Presbyter Salvianus gegen die Bärenjagd die Existenz eines römischen Bergsportes abgeleitet worden!

[4] Drei Yasht. Aus dem Zend-Avesta übersetzt und erklärt von K. F. Geldner. Stuttgart 1884. S. 8.

[5] Bundahîs XII. 1. (West. 34.)

[6] Geldner, Drei Yasht. S. 9.

[7] Geldner, Drei Yasht. S. 8.

Balka durch den Fluß Jabbock geschieden. Wir haben als Grenzen des Haurân auf der Ost- und der Südseite die Wüste angegeben, obwohl man sagen kann, daß auf dieser Seite der Haurân keine bestimmten Grenzen hat, denn diese hängen mehr von der Politik als von der Geographie ab. Der Ausdruck „Wüste", den wir zur Bezeichnung seiner östlichen Grenze gebraucht haben, ist ein mehr ökonomischer als geographischer Ausdruck. Die Syrische Wüste ist keine unfruchtbare, sandige, dürre, von Pflanzenwuchs entblöste und zum Anbau unfähige Ebene, wie man sie sich vielleicht vorstellen mag; sie ist, genau ausgedrückt, nur das Gelände, welches der Nomade durchzieht, weil es seinen zahlreichen Heerden reichliche Weiden liefert. Man sieht noch heute in jenen ungeheuren Einöden der Wüste Spuren von Städten, deren ziemlich wohlerhaltene Trümmer von ihrer alten Pracht erzählen. Diese östliche Grenze hängt also nur von dem starken oder schwachen Zustand der türkischen Regierung ab, welche entweder die nomadischen Stämme in die Ferne zurückdrängt oder sich vor ihnen zurückzieht und sie die angebauten Gegenden überziehen und vergewaltigen läßt. Diese Grenzen gewinnen in der Wüste an Ausdehnung oder ziehen sich zurück, je nach Maßgabe der Alternativen des Friedens oder der Anarchie, der Furcht oder der Kühnheit von Seiten der stets unbotmäßigen und ununterworfenen Nomaden. An dem Tage, wo eine besorgtere und stärkere Macht an die Stelle der gegenwärtigen jämmerlichen Verwaltung getreten sein wird, wird auch die Wüste vor der Kultur und Zivilisation zurückweichen und endlich ganz verschwinden.

Der Haurân wird heutzutage von vier Kaimakams oder Präfekten verwaltet. Ihr Ansehen ist jedoch mehr ein nominales als wirkliches, denn ihr Geschäft besteht eigentlich nur in der Erhebung jährlicher Kontributionen, während sie sich gar nicht darum kümmern, den Unterdrückten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen oder der Frechheit der Ruhestörer zu steuern, welche die öffentliche Sicherheit gefährden. Es ist die alte Mißwirtschaft und Verlotterung, welche sich überall unter der Herrschaft des Türkensäbels kundgibt.

Das ganze Gebiet wird von Muselmännern: Nomaden oder Beduinen, Drusen, Metwalis und Tscherkessen, sowie von griechischen und schismatischen Christen bewohnt. Diese Einwohner teilen sich in ganze und halbe Nomaden, in Ackerbauer und Hirten, in Abhängige und Unabhängige. Die unterworfenen Bevölkerungen, welche sich mit Landbau abgeben, sehen sich beständig den Erpressungen der türkischen Gouverneure und den Raubzügen der Nomaden ausgesetzt; sie leben daher, trotz der Fruchtbarkeit des Bodens, in einem kläglich elenden Zustande. Die Statthalter erheben, außer der jährlichen Steuer, noch den Zehnten von den Ernten; wenn es vorkommt, daß ein Dorf nicht die geforderte Summe erlegen kann, so wird es augenblicklich von einer Abteilung Reiterei besetzt, welche sich auf Kosten des Dorfes einquartiert und ißt und trinkt und gewaltsam die Hand auf alles legt, bis die verlangte Summe beigebracht ist; dann erst zieht sie sich zurück. Es geschieht häufig genug, daß das ganze Dorf, wenn es die geforderte Summe nicht erschwingen kann, sich mit Sack und Pack flüchtet und die Behausungen in den Händen der Reiter zurückläßt. Diese armen Flüchtlinge werden dann noch von den Nomaden ausgeplündert und Erpressungen unterworfen und müssen denselben außerdem alljährlich eine Steuer, das sogen. Khorisch oder Bruderschaftsgeld, bezahlen, wenn sie nicht wollen, daß ihre Felder verwüstet, ihre Ernten geplündert, ihre Heerden hinweggetrieben und ihre Karawanen ausgeraubt werden. Man begreift darnach, daß diese Völkerschaften nichts dauerndes gründen, daß sie in gewissem Sinne ein halb nomadisches Leben führen, sich provisorisch in den Trümmern früherer Städte und Dörfer niederlassen, aber nichts bauen oder pflanzen, was sie zurückhalten und an den Boden fesseln könnte, den sie heute bebauen und morgen verlassen werden, um vor einem Unterdrücker oder einem händelsüchtigen Nachbar zu fliehen oder gar erst vor einer örtlichen Behörde, welche sie erbarmungslos ausplündert.

Dieser Zustand dauert beinahe seit der muselmännischen Invasion, und es ist daher gar nicht zu verwundern, daß alle die christlichen Gemeinden, welche ehedem diese fruchtbaren Gegenden bedeckten, ganz verschwunden sind, in die Sklaverei fortgeschleppt oder zerstreut durch die von Mekka ausgehende furchtbare Geißel, und daß ein großer Teil dieses einst so ergiebigen und dichtbevölkerten Bodens in Einöden und Wüsten verwandelt worden ist.

Die Bevölkerung des Haurân mag sich dermalen annähernd auf eine Million belaufen, nämlich Muselmänner etwa 400,000, Drusen 20,000, im Haurân niedergelassene Nomaden 200,000, umherziehende Nomaden 350,000, katholische Christen 8000, schismatische Christen 40,000, neuerdings dort niedergelassene Tscherkessen 15,000, Metaulis 700. Dies sind jedoch nur annähernde Zahlen, mir mitgeteilt und beruhend auf der Schätzung eines Mannes, welcher das Land genau kennt und es schon seit mehr als 20 Jahren nach allen Richtungen hin durchwandert hat. Von ihm rühren auch einige Bemerkungen her über die im Haurân übliche Gastfreundschaft, über Heirat und Ehe, über das Wiedervergeltungsrecht, über die Razzias oder Raubzüge und endlich über die Beduinen.

Die im Haurân übliche Gastfreundschaft ist ein versöhnender Zug im Charakter dieser Völkerschaften. Die Hauraniten sehen in einem Gaste, wer er auch sei, ob reich oder arm, Muslim oder Christ, Druse oder Nomade, einen von Gott Gesandten. In jedem Hause und unter jedem Zelte ist ein Ort vorhanden, welchen man Mudhaffah, Herberge, nennt; jeder Vorübergehende hat das Recht, diesen Ort zu betreten und sich darin niederzulassen. Es ist seine Wohnung, sein Heim, er ist darin zu Hause und kann daselbst verweilen so lange es ihm belieben

wird. Langt der Reisende vor der Thüre eines Hauses oder eines Zeltes an, so wird er von dem Besitzer desselben empfangen, der ihn willkommen heißt, ihm die Zügel seines Reittieres abnimmt und ihm beim Absteigen hilft, während ein Diener im Mudhaffah Teppiche ausbreitet, auf welchen der Gast sich zu setzen oder vielmehr mit unterschlagenen Beinen sich niederzulassen von seinem Wirte eingeladen wird. Der Wirt ergreift dann sogleich eine Art Ofen oder Feuertopf von Eisen, worin er einige Kaffeebohnen röstet, die er sofort in einen Mörser von hartem klingenden Holze wirft und mittelst einer hölzernen Keule zerstößt, wobei er dann mit der Mörserkeule in einem gewissen Takt gegen die Wände und den Boden des Mörsers anschlägt und eine Musik hervorbringt, welche nach der Wichtigkeit des Gastes wechselt und der ganzen Umgebung anzeigt, daß in diesem oder jenem Hause oder Zelte Gott Gäste geschickt habe und daß alle eingeladen seien, herbeizukommen, um dieselben zu begrüßen und Kaffee mit ihnen zu trinken. Alsbald eilen von allen Seiten Leute herbei, welche den Gast willkommen heißen und sich um ihn herum niederkauern. Ist der Kaffee getrunken, und sind die gewöhnlichen Artigkeiten ausgetauscht, so wird dem Gast ein kleiner Imbiß dargeboten, bis die große Mahlzeit bereitet ist. Man muß natürlich erst das Tier holen, welches man dem Gaste opfert; dann wird dieses geröstet und die Pyramiden von gedämpftem Reis hergerichtet, auf welchen es in der ganzen Unversehrtheit seiner Glieder endlich zum Vorschein kommt. Dieses Gesetz der Gastfreundschaft, welches mit solcher Uneigennützigkeit geübt wird, bringt allerdings auch einige Nachteile mit sich, da es die Faulheit und das Landstreichertum eigentlich begünstigen muß, wie man denn auch nicht selten Leute, namentlich Fremde, finden kann, welche unter irgend einem Vorwande alle Mudhaffahs im ganzen Lande heimsuchen, um zu essen und zu trinken, ohne etwas zu thun oder aufzuwenden. Dank dieser Gastfreundschaft findet man aber auch im ganzen Lande keine Bettler. Begegnet es jemand, daß er kein Dach zu seinem Obdach und kein Brot zum Essen hat, so tritt er in ein Mudhaffah, quartiert sich hier ein und erhält seinen Anteil an der Nahrung wie die Familienmitglieder. Ich habe zu erwähnen vergessen, daß ein feierlicher Empfang nur stattfindet, wenn ein fremder Gast ins Land kommt; die gewöhnlichen Landsleute und Nachbarn und diejenigen, welche ihren Mudhaffah verlängern, müssen sich mit der gewöhnlichen Kost der Familie begnügen. Während der feierlichen Mahlzeiten bleibt das Familienhaupt, wie einst Abraham, vor den Gästen immer stehen, um sie zu bedienen; er setzt sich mit seinen Kindern erst zu Tische, wenn alle Gäste davon aufgestanden sind. Wenn man unterwegs ein Beduinenlager trifft, so darf man vor dem ersten besten Zelte absteigen, wenn man in dem Zelte des Häuptlings nicht unterkommen kann. Man richtet sich daselbst ein, bis man mit dem Kaffee bewirtet worden ist; dann erst kann man sein Tier wieder besteigen und seine Reise ohne Furcht fortsetzen, denn wer Brot und Salz mit diesen Leuten gegessen hat, ist der Freund des Stammes. Wehe demjenigen, welcher auf zwei Meilen in die Runde es wagen würde, dich anzugreifen; das wäre eine Beleidigung für den ganzen Stamm, die unfehlbar beinahe sogleich gerächt werden würde. Würde dagegen ein Fremder vorübergehen, ohne dieser Formalität zu genügen, so ist der Stamm nicht dafür verantwortlich, wenn ihm ein Unfall zustößt.

Heirat und Ehe, diese so wichtigen und von Seiten der Kontrahenten eine so gänzliche Freiheit beanspruchenden Handlungen, werden im Haurân häufig nur als ein Kaufsakt behandelt, welcher lediglich unter den Eltern der beiden Interessenten oder wenigstens von Seiten deren des Mädchens abgeschlossen wird. Wenn nun ein Mädchen gefreit wird, so feilscht der Vater, oder in Ermangelung desselben die nahen Verwandten, oft ohne Vorwissen des Mädchens, um die Summe, welche die Familie des Freiers im Tausche gegen die junge Person zu erlegen hat, oder aber, wenn in beiden Familien sich je ein Sohn und eine Tochter in heiratsfähigem Alter befinden, so geht man wegen der beiden Mädchen einen Tausch ein; man stellt sie beide einander gegenüber, und wenn dieselben so ziemlich die nämlichen Eigenschaften aufweisen, wobei man von der Schönheit absieht, welche im Haurân den Wert eines Mädchens wenig erhöht, so schließt man kurzweg einen einfachen Tausch ab. Gilt dagegen eine von ihnen für kräftiger, stärker, geschickter in den häuslichen Arbeiten u. s. w., so feilscht man um das Aufgeld, welches über das geringer gewertete Mädchen bezahlt werden muß — ein Aufgeld, das in einem Paar Ochsen, einem Kameel u. dgl. bestehen kann. Sind die beiden Partien handelseins geworden, so geht man an die Vorbereitungen zur Hochzeit, reist nach Damaskus, kauft Geschmeide, Kleider in schreienden Farben, Fingerringe, Ringe für Arm- und Fußgelenke, Nasen- und Ohrgehänge u. s. w. und packt dies alles in einen neu in Scharlachrot bemalten, mit glänzenden kupfernen oder messingenen Beschlägen versehenen Koffer, der dann sorgfältig verschlossen und dem schönsten Kameel der Karawane aufgeladen wird.

An dem für die Hochzeit anberaumten Tage überfallen die Verwandten und Freunde des Verlobten zu Pferde und bis an die Zähne bewaffnet das Haus oder das Zelt der Verlobten, um sie zu entführen. Es entspinnt sich ein regelmäßiges Scheingefecht zwischen den Verwandten und Freunden der beiden Familien; die Reiter der beiden Parteien, mit Speeren bewaffnet, bekämpfen sich in der Ebene, während die Fußkämpfer das Haus oder Zelt bestürmen, um sich den Eingang zu erzwingen, während die Weiber von den Dächern und Terrassen herab ein verzweiflungsvolles Geschrei ausstoßen und ihre Stimmen in den Knall der Gewehre mischen. Es ist ein mehr lärmendes als blutiges Gefecht, denn je lauter und lärmender, desto ehrenvoller. Natürlich tragen die Angreifenden

immer den Sieg davon. Wenn die Verteidiger von der Anstrengung ermüdet ihre letzte Patrone verschossen haben, liefern sie das Mädchen den Siegern aus (es wäre eine Schande, die Braut ohne ein Gefecht herauszugeben). Unter Jubelgeschrei setzen die Sieger die Verlobte auf ein reich aufgeschirrtes Pferd und bringen sie nach dem Hause des Verlobten, wo die priesterliche Trauung stattfindet, wenn es sich um eine Christenhochzeit handelt. Hierauf beginnen die achttägigen Festlichkeiten zu Ehren der Neuvermählten, an welchen das ganze Dorf oder der ganze Stamm teilnimmt, und wozu sogar häufig die benachbarten Dörfer eingeladen werden. An jedem von diesen acht Tagen wird der Verlobte mit seinem Gefolge, d. h. mit dem ganzen Dorfe, in eine der bedeutenderen Familien des Ortes eingeladen und bewirtet. Eine Menge Tiere werden zu diesem Behufe geschlachtet und dies macht die Hochzeiten im Haurân sehr kostspielig, weshalb man zu diesem Zwecke, um sie minder häufig zu machen, meist mehrere Hochzeiten zugleich begeht, damit die Kosten für die eine zugleich auch für die anderen gelten.

Die Heiraten der unter den Drusen ansässigen Christen sind noch kostspieliger, denn man muß dann, außer den schon erwähnten Unkosten, dem Schech des Dorfes, wo die Hochzeit stattfindet, noch die Summe von 2—3000 türkischen Piastern als Schutzgeld bezahlen, ohne welches die Hochzeit nicht stattfinden darf. In Anbetracht der Armut der Christen findet man daher hier auch oft alte Junggesellen, welche aus Geldmangel lebenslang unverheiratet bleiben müssen.

Die Stellung der Frau ist im Haurân eine sehr untergeordnete. Die Frauen bilden dort eine besondere Gemeinschaft; sie erscheinen niemals in der Versammlung der Männer, außer wenn sie das Gelübde der Jungfräulichkeit geleistet haben; in diesem Falle können sie in die Mudhaffah treten und mit den Männern den Tschibuk rauchen und Kaffee trinken, ja sogar in den Ratsversammlungen und den daselbst stattfindenden Erörterungen ihre Meinung abgeben wie die Männer. Der Frau liegen alle häuslichen Arbeiten ob, welche gar nicht unbedeutend sind. Deshalb legt man auf die Schönheit einer jungen Person nur geringen Wert und sieht mehr auf Kraft und Aufgewecktheit, damit die Frau ihrer schweren Aufgabe genügen kann. Sie muß die Kinder verpflegen, Wasser holen, die Nahrung für die Gäste und Hausgenossen bereiten, das Vieh melken, die Butter und die geronnene Milch bereiten, das Getreide malen, das Brot backen, den Mist der Tiere sammeln, mit Stroh durchkneten und zum Trocknen an der Wand des Hauses ausbreiten, denn dieser getrocknete Mist ist das einzige Brennmaterial, wo es kein Holz gibt. Dies sind die Pflichten für die Weiber der seßhaften Einwohner, aber diejenigen der Nomadenweiber sind noch strenger: sie müssen das Mehl bereiten, den Brotteig kneten und unter der Asche backen, das Vieh melken, buttern, die Speisen kochen, das Wasser und das Holz herbeischaffen. Bei Umzügen trägt die Frau ihr jüngstes Kind in einem Sack auf dem Rücken. Die hauranitische Frau erhält von ihrer Familie kein Heiratsgut und bringt nichts in die Ehe mit, als ihr bischen Geschmeide, das sie von ihren Eltern und den Freunden der Familie zum Geschenk erhalten hat. Sie ist im Gegenteil ein Vermögen für ihre Brüder, da sie an ihrem Hochzeitstage ihrer Familie eine Summe von 10—15,000 Piastern, den Preis einer edlen Stute, eintragen wird. Die Geburt einer Tochter wird daher in einer Familie mit Freuden begrüßt, und wenn man das Vermögen einer Familie werten will, so sagt man: der Mann hat so viel Kameele, Pferde, Ochsen, Schafe ꝛc. und so und so viele Töchter zu verheiraten.

Die Beschäftigung der Männer, welche ein seßhaftes Leben führen, besteht in der Bearbeitung des Bodens, im Säen und Ernten, im Heimbringen des Korns und der Getreidearten und im Verbringen desselben zu Markte mittelst der Kameele. Einen großen Teil des Jahres hindurch verbringen sie ihre Zeit nur mit Schlafen und Essen. Bei den nomadischen Stämmen haben die Männer kein anderes Geschäft als die Hut ihrer Heerden und die Razzias. Die jungen Leute in den seßhaften Familien besitzen sogar nach ihrer Verheiratung kein Eigentum, so lange Vater und Mutter noch am Leben sind, sondern leben in Gütergemeinschaft und als Familienglieder. Erst nach dem Tode der Eltern können sie sich trennen und ihr Erbe teilen, allein häufig leben und arbeiten sie noch bis in die zweite oder dritte Generation miteinander.

Das Wiedervergeltungsrecht und die Blutrache sind althergebrachte Sitten. Da die türkische Regierung außerstande ist, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen, Verbrechen und Ungerechtigkeiten zu unterdrücken und zu bestrafen und das Leben des Einzelnen zu beschützen, so ist jeder auf Selbsthülfe angewiesen, und das im Haurân übliche Strafgesetz besteht in folgendem. Wenn ein Stamm oder Dorf von einem Angehörigen eines anderen beleidigt oder geschädigt, wenn ein Mensch getötet oder verwundet wird, so muß der Angreifende oder in Ermangelung seiner irgend jemand von seiner Familie, seinem Dorf oder seinem Stamme umkommen, und zwar immer der erste beste, welcher irgend einem von dem beleidigten Stamme begegnet. Die beiden Stämme verständigen sich auch bisweilen über ein Sühn- oder Blutgeld, womit dann alles abgethan ist; allein ohne dieses Abkommen mittelst Geld kann es kein Erbarmen und keine Verzeihung geben, und die Blutrache wird sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, bis die Blutschuld durch neues Blutvergießen abgewaschen worden ist. Wenn man irgend jemanden von einem Stamm bittet, einen bis zu diesem oder jenem Stamm zu begleiten, so wird er unfehlbar antworten: „Das kann ich, denn es liegt kein Blut zwischen uns", oder „Ich kann es nicht, es herrscht noch eine Blutschuld zwischen unseren beiderseitigen Stämmen." Ist das Sühnegeld vereinbart, so nimmt man ein

großes Taschentuch, knüpft es an einen langen Stock und pflanzt diesen auf dem höchsten Teil der Mauer am Hause des Mörders auf, zum Zeichen des Friedens und der Aussöhnung; die Verwandten und Freunde werden hierdurch benachrichtigt, daß die Kränkung ausgeglichen ist und sie wieder in aller Sicherheit ihren Geschäften nachgehen können. Dieses System der Unterdrückung der Blutrache verhindert viele Mordthaten. Aus Furcht, dem Stamm ernstliche Widerwärtigkeiten zu bereiten und denselben in Kriegs- oder Belagerungszustand zu versetzen, geschieht es häufig, daß man nur mit blinden Patronen schießt, wenn es zum Gefecht kommt, und am häufigsten ergeht man sich nur in einem Gefecht von Schimpfreden.

Die Razzias oder Raubzüge sind nur unter den Beduinen und Drusen im Brauche und teilen sich in große und kleine Razzias. Die kleine besteht darin, daß man eine Karawane beraubt, eine Heerde wegtreibt oder im Mondschein ein Getreidefeld aberntet, und derartige Kleinigkeiten sind niemals Sache des ganzen Stammes und werden niemals in dessen Namen begangen. Nur die Razzia im Großen ist eines bedeutenden Stammes würdig und findet in folgender Weise statt: wenn im Rate des Stammes eine Razzia beschlossen worden ist, so versammelt der Schech alle waffenfähigen Männer, verkündigt ihnen das bevorstehende Unternehmen und bezeichnet diejenigen, die ihm folgen sollen, und diejenigen, welche zum Schutz des Lagers gegen einen Ueberfall zurückbleiben müssen. Unmittelbar darauf eilt jeder nach seinem Zelt und greift zu seinen Waffen: einem Yatagan oder kurzen Schwert, einem Paar Pistolen, einer Keule und einem Speer von drei bis vier Meter Länge, steckt ein paar flache Brotkuchen in seine Satteltasche, wirft ein Schaffell über seinen Sattel und ist dann ganz feldmäßig ausgerüstet. Sobald seine Vorbereitungen beendet sind, schwingt sich der Beduine, auf den Schaft seiner Lanze gestützt, mit einem einzigen Sprung auf sein ungeduldiges Pferd, das nun pfeilschnell davonsprengt und zu den drei- bis viertausend Reitern stößt, welche sich, die Lanze in der Hand, vor dem Lager herumtummeln, bis der Schech kommt, um dann durch die Wüste hinzusprengen. Währenddem versammeln sich die Weiber auf den Anhöhen, welche den Tummelplatz der Reiter beherrschen, und beleben durch ihren Zuruf und ihre Gelegenheitsgesänge den Mut und die Kriegslust der Reiter. Sobald dann der Schech unter dem Jubelruf der Menge zur Stelle kommt, so hört das Waffenspiel, die Fantasia, auf und die Reiter scharen sich mit erhobener Lanze um ihn; auf seinen feierlichen Kommandoruf „Ja-Allah!" jagen alle mit verhängten Zügeln ohne Ordnung auf ihren Rennern in die Wüste hinein, um sich Ruhm und Beute zu holen. Nach einem, zwei oder drei Tagen sind sie in der Nachbarschaft des betreffenden Stammes angekommen und man erwartet zum Angriff nur die finstere Nacht, während die Heerden in den Mittelpunkt des Lagers eingetrieben stehen und alles, selbst die Hunde mitinbegriffen, im Lager schläft. Dann stürzen sich die Angreifer in vollstem Rosseslauf und unter furchtbarem Kriegsgeschrei mitten in das Lager hinein, Heerden, Pferde und Kameele erschrecken und fliehen nach allen Richtungen; einige der Angreifer verfolgen die Tiere und treiben sie vor sich her, während die anderen, um deren Flucht zu begünstigen, die Leute des überfallenen Stammes in Schach halten, die, vom Lärm des Ueberfalls und der erschrockenen Tiere geweckt, welche alles auf ihrem Wege niederrennen, zu den Waffen gegriffen haben und zum Schutz ihrer Heerden herbeieilen. Der Nachtrab schlägt sich nun so lange, bis man annehmen kann, daß diejenigen Reiter, welche das Vieh wegtreiben, sich wieder vereinigt und einen zuvor vereinbarten Sammelplatz einige Meilen von dem überfallenen Lager erreicht haben. Hierauf werfen alle Kämpfer auf ein Kommandowort des Schechs ihre Pferde herum und jagen in der Richtung des ausgemachten Sammelplatzes davon, um sich wieder mit den anderen zu vereinigen. Wenn es nun auch ziemlich häufig gelingt, solche Razzias erfolgreich auszuführen und wenn man mit einer Beute von drei- bis viertausend Stück Pferden, Kameelen und anderen Tieren heimkehrt, so ereignet es sich ebenso häufig auch, daß die Auszügler nicht in ihrer vollen Anzahl und Unversehrtheit zurückkehren; manchmal wird ein Stamm überrumpelt, aber noch häufiger ist er, weil an derartige Ueberfälle gewöhnt, auf seiner Hut nnd dann entspinnt sich ein furchtbares Handgemenge zum Nachteile der Angreifer.

Die Beduinen oder muslimischen Nomaden wohnen nur unter Zelten von filz- oder deckenartigen Geweben aus Kameel- oder Ziegenhaaren — ein harter, wilder, rauher Menschenschlag. Der Bedawi oder Beduine kann nicht begreifen, wie ein vollkommen freier Mensch sich selbst ein Gefängnis, nämlich ein steinernes Haus, erbauen mag, das man nicht nach Wunsch von einem Ort zum anderen verpflanzen kann. Der Nomade säet nicht, erntet nicht, sammelt nicht in die Scheunen, baut nichts; er ist frei wie der Vogel in der Luft, kann sein Zelt aufschlagen, wo es ihm gefällt, und so lange verweilen als er es für gut findet. Die ganze Habe des Nomaden besteht in den Beinen, wie er selber sagt. Wenn der Beduine aber auch in seinen Bewegungen frei ist, so betrachtet er sich doch von Grund aus an sein Wort gebunden, das ihm heilig ist und das er unter keinen Umständen bricht. Er wird unter Umständen sterben, aber niemals das gegebene Wort brechen, und dies ist ein schöner Zug in seinem Charakter.

Meine jüngste Reise durch die Kalahari-Wüste.

Von G. A. Farini.

(Schluß.)

Dieser Teil des Landes scheint mir besonders zur Viehzucht geeignet zu sein. Die lichten Wälder bieten

genügenden Schutz vor der Sommersonne, Wasser kann man sich durch Graben leicht verschaffen, Kaffermelonen gibt es reichlich und verschiedene Grasarten wachsen in der größten Fülle. Diese Gräser sind ein sehr nahrhaftes Futter, wie mir das glattaussehende, wohlgenährte Rindvieh bewies, welches ich in diesem Dorfe jeden Morgen zur Tränke nach den Wassergruben ziehen sah.

Bei Erwähnung der Angemessenheit dieser Region für die Viehzucht muß ich noch versichern, daß ich mir in den westlichen Staaten Nordamerika's einige Erfahrung in der Viehzucht erworben habe. Ich habe das ganze ungeheure Weideland von Texas bis nach dem Washington-Territorium besucht und viele Jahre einen ausgedehnten Strich meines eigenen Landes in der Nähe des Ontario-Sees bewirtschaftet.

Ich erörterte die Frage der englischen Schutzherrschaft mit dem Häuptling. Die Eingeborenen wissen von der mächtigen Königin, welche weit weg jenseit des großen Wassers wohnt; sie haben von ihr gehört durch die Betschuana-Kaffern und solche einsame Händler, wie von Zeit zu Zeit sie zu besuchen kommen. Auch der Ruf der Buren ist zu ihnen gedrungen durch die wandernden Stämme, deren Brüder unter den Buren gedient haben, und die Schilderungen von der Grausamkeit derselben haben bei der Ueberlieferung von Stamm zu Stamm gewiß nichts eingebüßt. Obwohl ihnen der Gedanke an fremde Einmischung durchaus kein angenehmer ist, möchten sie lieber mit jedem anderen Volke zu thun haben, als mit den Buren.

Wir zogen nun beinahe genau nordwärts weiter nach einer großen Salzpfanne, namens Marurututli, was „große Giraffe" bedeutet. Jeder Tag bereicherte nun meine Sammlung um irgend eine neue Pflanze, einen Vogel, Käfer oder Schmetterling. Die Sandwellen waren jetzt weder so groß, noch so dicht beinander, wie bisher. Als wir uns der Pfanne näherten, kamen uns Antilopen, Giraffen und Strauße in großer Menge zu Gesicht. Die Jäger erlegen viele Antilopen und Giraffen des Fleisches wegen, welches ihnen zur beliebten Nahrung dient; auf die Strauße wird erst vom August an Jagd gemacht, wo die Vögel ihre volle Größe erreichen und ihrer Schmuckfedern wegen wertvoll sind.

Dieser Bezirk hat in Wirklichkeit viele Jahre hindurch alle die Federn geliefert, mit welchen sich die dunkelhäutigen Krieger und die Bräute der Bangwakethis, Baquenas, Baralongs, Baklaras, Battlapins, Bakatlas und Bamangwatos herausgeputzt haben. Das Handeln mit diesen Schmuckfedern betreiben die Betschuana-Kaffern, welche ihrer drei oder vier truppweise das Land durchreisen und über die Wasserlöcher von Kang Pan, Louble und Goui bis nach Sechele's Land wandern und ihren Warenvorrat auf einem Ochsenpaar transportieren. Diese schwarzen Hausierer haben gewöhnlich einen Zauberdoktor bei sich, dessen angebliche Macht und Geschicklichkeit von dem kafferischen Händler sehr gerühmt wird und einen großen, aber einschüchternden Eindruck auf den von Hause aus abergläubischen Bakalahari macht. Wir trafen eine Gesellschaft dieser Leute an der Pfanne, und meine Halbblütigen, welche sich doch über den reinen Schwarzen weit erhaben dünkten, zeigten ebenso großes Vertrauen in die Macht dieses Betrügers als irgend ein Kaffer.

Ich fand sie eines Morgens in einem Halbkreise auf ihren Hacken am Boden kauernd um den Zauberer versammelt, welchen sie über die möglichen Gefahren unserer Reise befragten. Die List und Zuversicht des Burschen überstieg noch diejenige unserer wahrsagenden Zigeuner. Er versicherte die Bethörten, die Expedition werde trotz aller Gefahren und Schwierigkeiten erfolgreich sein, wir werden Giraffen, Nashorne, Elefanten, Elenn-Antilopen und Kudus zu Gesicht bekommen und erlegen und werden von Löwen angegriffen, aber nicht beschädigt werden. Es war leicht, derartige Abenteuer zu prophezeien in einem Lande, worin es von den erwähnten Tieren wimmelte, und es belustigte mich später oft, wenn irgend ein Wild erlegt wurde, sie sich in Lobeserhebungen über die Richtigkeit der Prophezeiungen ihrer Weisen ergehen zu hören.

Als wir uns von den Kaffern verabschiedeten, wandten wir uns genau nordwärts, und unser Weg führte uns durch einen so dichten Wald, daß wir Umwege machen mußten, um Lichtungen zu finden, über welche wir mit unseren Wagen fahren konnten. Täglich fanden wir Fährten der Giraffe, verschoben jedoch die Jagd auf dieselbe für unsere Rückreise, da ihre Häute viel zu schwer waren, um sie auf dem Hin- und Rückwege mit uns zu führen. Sie sind nächst dem Strauße das wertvollste Wild, denn ihre dicken Häute werden für Schuhsohlen und Peitschen in Streifen geschnitten, und ihr an der Luft getrocknetes Fleisch ist eine Lieblingskost der Halbblütigen und Eingeborenen.

Dem Ochimbinde-Fluß entlang, welcher hie und da noch Tümpel und Pfützen voll Wasser enthielt, wuchsen große Bäume von Kameeldorn, K'gung, Krummdorn und Weißdorn (nicht Crataegus, sondern auch eine Mimosen-Art), welche letztere Gummi genug zur Ausfuhr liefern. Der K'gungbaum, welcher vorwiegend den Bestand der Wälder bildet, erzeugt ebenfalls eine Art bräunlichen Gummi's, welche technisch wichtig werden könnte. Das harte und einer Politur fähige Holz ist, mit Ausnahme des Splints und eines Teils der Außenseite, rötlich von Farbe und sicher ein gutes Material zu Möbeln.

Wir waren acht Tage unterwegs von Lehutitung nach Ghanze, und das zwischenliegende Land erwies sich als eine wellenförmige, sandige, mit K'gungbäumen, Gras, Blumen und Gewächsen aller Art bedeckte Ebene. Von Ghanze bis zum Ngami-See brauchten wir sechs Tage; der See wird von Jahr zu Jahr seichter, nicht infolge von Regenmangel, sondern weil das Land sich allmählich erhebt, was nach Herrn Christie, dem dortigen britischen Kommissär, auch im Griqua-Land der Fall ist.

Nachdem wir uns bei den Eingeborenen am See vergewissert hatten, daß ein Stamm Buschmänner von kleiner Statur, die sogen. M'Kabbas, nordwestlich davon wohnten, suchten wir sie auf und fanden sie nach einigen Tagen an einer Pfanne. Anfangs fürchteten sie sich vor uns, allein einige Geschenke in Verbindung mit freundlicher Behandlung beseitigten ihre Scheu und ihr Mißtrauen. Korap, der treue kleine Buschmann, welcher unseren deutschen Freund gerettet hatte, gehörte zu diesem Stamm, da er von den Buschmännern erkauft und zum Sklaven gemacht worden war. Die M'Kabbas sind jedoch durchaus nicht so zwerghaft, wie diejenigen, welche uns von den alten Schriftstellern und neueren Reisenden geschildert worden sind, denn Herodot bezeichnet die Einwohner der Lybischen Wüste als winzig kleine Leute, und Aristoteles nennt sie gar nur eine Spanne lang. Die arabischen Sklavenhändler nannten sie Ber-kumo, d. h. zwei Fuß hoch. Kolle spricht von einem zwerghaften Stamm, der südlich von Baghirmi wohne, Stanley von einer Zwergenrasse in der Nähe des Ugarowa, und Schweinfurth gibt eine ausführliche Schilderung der unter dem Namen Akkas bekannten Zwerge, welche nahe bei dem Reich des Monbutto-Königs wohnten. Du Chaillu sah diese Zwerge in Ashango, wo sie Ohongo hießen, und nach Battle gab es eine Zwergennation, die sogenannten Dongo, nördlich vom Flusse Setto. Escayrac de Lauture schildert sie als in der Nähe des Flusses Kocidabo lebend; Krapf bezieht sich auf eine zwerghafte Rasse, die in der Nähe des Aequators vorhanden sei und Dokko genannt werde; diese glich derjenigen Schweinfurths, dessen beide Akkas resp. vier Fuß einen Zoll und vier Fuß vier Zoll maßen, keiner war höher als vier Fuß acht Zoll, und die Weiber waren durchschnittlich ebenso groß als die Männer. Es kann kaum mehr ein Zweifel darüber herrschen, daß man in diesem Volk, wie in den Buschmännern von Südafrika, die zerstreuten Ueberbleibsel einer rasch aussterbenden Urbevölkerung sehen muß, da ihr vereinzeltes Vorkommen diese Hypothese unterstützt.

Als wir den Höhenzug erreicht hatten, welcher die große Wasserscheide dieses Teils von Afrika bildet, war der Zweck der Expedition erreicht, und wir beschlossen, ohne Zeitverlust die Rückreise anzutreten. Zur Vervollständigung der Erforschung beschlossen wir, auf dem Rückwege die Westseite oder, richtiger ausgedrückt, das Zentrum der Kalahari zu untersuchen und zu durchqueren. Es erwies sich in Klima und Vegetation dem bereits von mir beschriebenen Teile ganz ähnlich. Es war keine öde, kahle Wüste, wie wir es nach den früheren Schilderungen erwartet hatten, sondern ein ungeheurer sandiger Landstrich, weitaus zum größten Teile mit Graswuchs bekleidet und seiner ganzen Fläche nach auf dem Wege bis Mier (was auf dem Wege nördlich vom Orange-Flusse über 200 e. Mln. beträgt) mit zerstreut stehenden K'gungbäumen bestockt. Mier ist das Hauptquartier des Kapitäns der auswandernden Halbblütigen, eines gewissen Dick Vielander, der auf die ganze Gegend, von dem Korama-Land nordwärts bis Quang und auf eine noch unbestimmte Entfernung nach Osten und Westen hin Eigentumsansprüche macht.

Hier wird Weizen von unübertrefflicher Güte gebaut, denn der rote Sand ist sehr fruchtbar und verlangt nur eine sehr kleine Menge Saatfrucht; allein die Leute geben sich nicht gern mit Ackerbau ab, sondern treiben lieber Rindvieh- und Pferdezucht, und diejenigen Individuen, welche ich kennen lernte, gaben jeden Morgen Beweise ihrer Geschicklichkeit als Züchter zum Besten. Die verschiedenen Tränken und Wasserplätze sind — mit Ausnahme der Brunnen von Anorrugus, des Hauptquartiers von Bob Duncan, dem Jäger und Händler, und dem von Rautenbach gegrabenen tiefen Brunnen an der Vereinigung des Oup und Nosob — sämtlich das Werk von Vielander's Leuten. Rautenbach, welchen wir auf unserer Rückreise besuchten, hat hier früher gejagt und gehandelt, betreibt aber nun auf einem von Vielander käuflich erworbenen Landstrich die Rindviehzucht im großen Maßstabe.

Nach einem Jagdausflug mit Vielanders Leuten den Nosob hinauf, wo wir Wild in Heerden von Tausenden mit Einschluß der Giraffe fanden (von welcher wir eine neue Varietät mit beinahe weißen anstatt schwarzen Flecken und bedeutend größer als die gewöhnliche Art sahen und erlegten) rüsteten wir uns zum Antritt unserer Rückreise nach Süden.

Während eines unserer Jagdausflüge machten wir eine Entdeckung, deren kurze Schilderung nicht uninteressant sein dürfte. Auf der Jagd stießen wir auf einen unregelmäßigen Steinhaufen, welcher an einzelnen Stellen die Gestalt einer Mauer anzunehmen schien, und bei genauerer Untersuchung ermittelten wir die Ueberbleibsel eines Baues, der offenbar einst eine gewaltige Mauereinfriedigung von elliptischer Form und einer Achtelsmeile in der Länge gewesen war. Das Mauerwerk war von cyklopischem Charakter; hie und da lagen die riesigen viereckigen Blöcke noch übereinander, und in einem Falle war der mittlere Stein, weil von einer weicheren Beschaffenheit, vom Wetter zernagt. Ein großer Stein, ungefähr sechs Fuß lang und ebenso breit, schaukelte sich auf diesem und wäre ohne sein großes Gewicht und seine Trägheit längst vom Winde heruntergeblasen worden. Nahe beim Fuße der zertrümmerten Mauern waren oval gestaltete ausgehöhlte Felsen, die einen aus einem einzigen soliden Stein bestehend, andere aus mehreren Stücken zusammengefügt. Diese eigentümlichen beckenförmigen Ovale waren, alle paar Meter weit, regelmäßig um die ganze Ellipse herum verteilt. In der Mitte war eine Art Pflaster von langen schmalen viereckigen, hübsch zusammengefügten Blöcken, ein Kreuz bildend, in dessen Mittelpunkt etwas wie eine Basis entweder für ein Fußgestell oder für ein Denkmal gewesen zu sein schien. Wir gruben eine zerbrochene Säule aus, welche teilweise noch gut erhalten und deren vier flache Seiten kanneliert waren.

Wir suchten emsig nach Inschriften, konnten aber keine finden und daher auch kein bestimmtes Zeugnis über das Alter und die Natur dieses Bauwerks ermitteln. Die annähernde Länge und Breite dieses merkwürdigen Ueberbleibsel des Altertums waren ungefähr $23\frac{1}{2}^0$ s. Br. und $21\frac{1}{2}^0$ ö. L. in der Nähe des Wendekreises des Steinbockes.

Von Mier bis zum Orange-Fluß trafen wir alle halbe Stunden Marsch auf Werfs (Gehöfte) von Halbblütigen, deren Vieh die Ebenen belebte. Der wenige Feldbau, welchen wir hier zu Gesicht bekamen, rührte von den Weißen her, die sich in der jüngsten Zeit hier niedergelassen hatten. Der letzte schwere Sand, welchen wir hinter uns ließen, war südlich vom Abeam-Teich oder -See zu Bloemfontain, wo Herr Steyne, dessen kleine Heerde von Schafen und Rindvieh nun zu Hunderten angewachsen ist, sich Häuser aus Stein und Backstein erbaut, Obstbäume und Weinreben gepflanzt und das Wasser von einem benachbarten Hügel herbeigeleitet hat.

Unser Weg war nun das trockene Bett der Flüsse Nosol und Kyoup, deren hohe und gebirgige Ufer denselben auf dem ganzen Wege bis zu den Fällen des Orange-Stromes sehr großartig und malerisch machten. Wir beschlossen, diese Fälle zu besichtigen und zu photographieren, obwohl man uns dies als ganz unmöglich ausreden wollte.

Ob es uns gelang oder nicht, mag aus den Photographien entnommen werden, die ich aufgenommen und mitgebracht habe. Wir hatten über Stromschnellen zu schwimmen, Felsen zu erklettern und uns an Seilen über Abgründe hinabzulassen, um diese Ansichten aufzunehmen. Der Fluß ist hier durch ungeheure Felsen und erratische Blöcke in viele Wasserläufe gebrochen, von welchen einige sich vereinigen, um den Hauptfall zu bilden, andere sich besondere Kanäle bis zu der großen, 400 Fuß tiefen und 16 e. Mln. langen Schlucht in den harten Granit einschneiden. Diese Wasserläufe bilden viele Stromschnellen, und diese schwellen an, wenn der Fluß halb voll ist, und bilden über hundert einzelne, an Schönheit und malerischer Großartigkeit unübertroffene Wasserfälle. Wenn das Flußbett voll ist, vereinigen sich viele derselben und bilden eine ungeheure Wassermasse, welche an gewaltigem Umfang mit dem Niagara wetteifert, wie sie sich so mit Donnergebrause 400 Fuß tief in den Abgrund hinabstürzt. Bei niedrigem Wasser, der einzigen Zeit, wo man ihm nahe kommen kann, ist der Herkulesfall 165 Fuß hoch, mit mehreren kleineren an seinen Seiten, welche 350 Fuß hoch sind und von demselben Wasser verursacht werden, ehe es den Hauptfall erreicht.

Wir verwandten zwei Wochen auf die Erforschung dieser herrlichen Fälle, deren Szenerie nach meiner unmaßgeblichen Meinung an phantastischer Schönheit nirgendwo übertroffen wird.

Zum Schlusse erlaube ich mir noch einige zusammenfassende Bemerkungen über die bereiste Region. Die Kalahari ist eine ausgedehnte Hochebene von 3000—4000 Fuß Meereshöhe. Für Europäer ist sie vollkommen gesund, da die Tage nicht ausnehmend heiß und die Nächte kühl sind. Die mittlere Sommerwärme beträgt bei Tage 26.6° C. und die Nächte sind kühl; die mittlere Wintertemperatur ist + 15.5° C. und sinkt Nachts zuweilen bis beinahe auf den Gefrierpunkt.

Betritt man die Kalahari von Süden her, so ist ihr allgemeiner Charakter der von offenen und sanft wellenförmigen Ebenen, welche mit Gras bedeckt und mit Hainen von Buschwerk und Mimosenbäumen bestockt sind. Nähert man sich dem 26.° s. Br., so wird das Land allmählich baumreicher und später stellenweise dicht bewaldt, doch niemals so dicht, wie die Urwälder Amerika's. Es wächst hier eine Menge Holz, welches nach Qualität und Quantität für jeden Gebrauch, wozu nur Holz dienen kann, genügend und geeignet ist. Die Bäume, welche bei den Eingeborenen K'gung heißen, wiegen vor, hie und da untermengt mit einem Kameeldorn. Das Unterholz besteht aus dem sogen. „Dreidorn" und aus „Wart-ein-Weilchen", die bei den Eingeborenen „Moi" heißen. Die K'gungbäume sind ca. 25 Fuß hoch, breiten in den parkähnlichen Wäldern ihre Aeste aus und geben einen guten Schatten; wo sie dichter stehen, sind sie höher, erreichen manchmal einen Durchmesser von drei Fuß und verzweigen sich schon nahe am Boden; ihr mittlerer Durchmesser ist aber anderthalb Fuß. Sie sind eine Akazien-Art mit schönen dunklen Blättern, ihre Aeste bedeckt mit hakenförmigen Dornen von der Größe und Gestalt von Katzenkrallen, ihre Blüten hellgelb, ihre Samenschoten sechs bis sieben Zoll lang, sehr schmal und sind das Lieblingsfutter der Giraffe, welche in diesen beinahe endlosen Wäldern von K'gungbäumen am liebsten zu Hause ist. Der rote Sand ist sehr fruchtbar und würde bei einem geringen Aufwand an Mühe alle Arten von Cerealien hervorbringen, da der Sand Feuchtigkeit genug zurückhält, um sie auszureifen.

Während der gelegentlichen Trockenheiten könnte man mit nur geringem Aufwand seine Zuflucht zu künstlicher Bewässerung nehmen, da man, mit nur wenigen Ausnahmen, noch immer Wasser gefunden hat, wo man nur immer einige Fuß unter die Oberfläche grub, und der fortwährend wehende leichte Wind die Anwendung von Windmühlen zur Bewässerung begünstigen würde.

Rindviehzüchter, welche die Arbeit nicht scheuen, könnten unter der Beihülfe von Mähmaschinen und Silos einer trockenen Jahreszeit trotzen, denn in dem prächtigen Sonnenschein könnte man Millionen Tonnen süßes Heu bereiten, welches man in Feimen als Reserve aufbewahren könnte. Kaffernmelonen, von denen ich Exemplare von 150 Pfund Schwere sah, könnten um die Mühe der Aussaat gewonnen werden und würden, im Sande vergraben, ein volles Jahr lang halten. Die ungeheuren Heerden von Elands (Elenn-Antilopen, **Oréas canna**), welche auf diesen Ebenen umherschweifen, könnten leicht gezähmt und wie Rindvieh

gezüchtet und gehütet werden, und mit geringerem Aufwand und Wagnis ebensoviel Fleisch produzieren. Die Schmuckfedern der wilden Strauße, welche erst getötet werden müssen, bevor man sich der jungen Brut bemächtigen kann, um sie zu zähmen, würden ein jederzeit verwertbarer Handelsartikel sein. (Die künstliche Straußenzucht, die im Kaplande bereits in ausgedehnter Weise betrieben wird, könnte leicht auch hier eingeführt würden.)

Die Sama oder wilde Melone ist im gekochten Zustande dem Speisekürbis weit vorzuziehen, und eßbare Wurzeln und Knollen sind in gewaltigen Mengen im Boden heimisch. Auf manchen von den harten Lehmflächen wächst auch der Kaffeebaum. Wagenladungen von Trüffeln könnten in wenigen Stunden gesammelt werden, und die Häute der Giraffe und Antilope geben die beste Qualität von Leder, welche mittelst des einheimischen Verfahrens leicht gegerbt werden können.

Der einheimische Landbau wird nach meinen Wahrnehmungen zumeist von den Halbblütigen, den Kaffern, Bakalaharis und Balalas betrieben. Die Baalpens, Kattea und Buschmänner leben ganz von den freiwilligen Erzeugnissen des Bodens und von der Jagd. Sie würden bei freundlicher Behandlung treue und anhängliche Diener geben und den einwandernden Ansiedlern als Hirten nützlich sein. Was aber die Kaffern im kleinen Maßstab gethan, beweist genügend, daß alle Arten von Zerealien, Obst und Gemüse der gemäßigten Zone sowie manche der tropischen Zone hier leicht und im Ueberfluß angebaut werden könnten.

Das Land eignet sich für englische Einwanderer, die gern arbeiten und sich den Strapazen unterziehen wollen, die von dem Leben eines ersten Ansiedlers und Pionniers unzertrennlich sind, und die ein kleines Kapital haben, um sich über das erste Jahr hinüberzuhelfen, um den Kern einer Heerde zu kaufen, wozu in dem benachbarten Damara-Land Gelegenheit, von zehn bis zu dreißig Shilling per Stück Rindvieh, geboten ist.

Der größte Nachteil ist dermalen die Schwierigkeit, das Land zu erreichen, da man Hunderte von e. Meilen mit Ochsenwagen zurücklegen muß, was in der Trockenzeit ein schweres Stück Arbeit ist. Bevor aber das Land eigentlich der Einwanderung eröffnet werden kann, müssen erst den durch dasselbe hinführenden Straßen entlang Brunnen gegraben werden.

Der Bur ist sehr erpicht darauf, von diesem Lande Besitz zu ergreifen, und viele von den leitenden Persönlichkeiten, welche durch die Abstimmung der Bauern ihre politische Stellungen besitzen, sprechen sich offen dahin aus, daß die Buren, als Viehzucht-treibende Nomaden, die einzige dafür passende Bevölkerung seien. Wenn wir nun auch zugeben, daß sie viehzüchtende Nomaden sind, so müssen wir doch einwenden, daß sie nie etwas anderes sein werden, und daher vom Gesichtspunkte des Fortschritts aus eher ein Hemmschuh für die Entwickelung des Landes sein würden. Gegen die ihn umgebende Welt ist der Bur ganz gleichgültig; bei ihm herrscht ein gänzlicher Mangel an Teilnahme für alles, was nicht wirklich seinen unmittelbaren Haushalt oder sein Gehöfte berührt. Sein Lieblingsausdruck ist: „Gott muß uns helfen", und darauf hin trinkt er noch eine Tasse Kaffee. Dies und die Mißhandlung der Eingeborenen, welche mehr seine Sklaven als seine Diener sind, bilden die Hauptbeschäftigungen seines Lebens.

Die Kalahari bildet nun einen großen und wichtigen Distrikt des neuerdings unter britische Schutzherrschaft gestellten Betschuanen-Landes und ist ein Bezirk, welcher eine weitere Erforschung füglich verdient. Ich habe diesen Bezirk der Länge nach durchzogen und, wie die von mir mitgebrachten Karten, Photographien und naturhistorischen Specimina beweisen, die unbestimmten und entmutigenden Schilderungen desselben, welche seither die einzige uns zugängliche Auskunft darüber bildeten, ganz falsch und irrtümlich gefunden. Die meisten derartigen Schilderungen rühren von Händlern, Jägern und anderen her, welche unverkennbar in ihrem Heimwesen und Geschäft in der Wüste nicht gestört werden wollen. Ich bin jedoch in diese terra incognita eingedrungen und lege hier aktenmäßig nieder, was ich gesehen und gefunden habe, in der Hoffnung, daß es nicht nur den Geographen sondern auch den Männern des Handels von praktischem Nutzen sein werde.

Für die letzteren möchte ich noch hervorheben, daß ein Land, welches von großem Wilde wimmelt, nicht immer unfruchtbar sein kann, und der Beweis, daß Schafe und Rindvieh hier gedeihen, sind die prächtigen Heerden, die wir hier trafen. Ich hoffe auch in dem Gesagten genügend dargethan zu haben, daß die Eingeborenen hier nicht so spärlich vorhanden sind, wie man seither vermutete, sondern daß sie an vielen Stellen ziemlich zahlreich und selbst geneigt sind, den europäischen Unternehmungsgeist zu unterstützen und europäische Kleidung und sonstige Waren zu kaufen. Ich habe mich bemüht, in gleicher Weise nachzuweisen, daß die Buschmänner und andere örtliche Stämme zu wenig bekannt sind und daß man über sie manche wichtige ethnologische Kunde erlangen könnte, wenn man sie in dieser ihrer freien Heimat genau studierte, bevor sie erst durch die Zivilisation verdorben und dann ausgerottet werden. Ich schließe aber mit der Hoffnung, daß nun, wo dieser große Landstrich ein Teil des britischen Reiches geworden ist, diese merkwürdigen eingeborenen Rassen erhalten werden, und daß das englische Publikum, wenn es diesen Landstrich der Zivilisation und dem Handel eröffnet, den Eingeborenen auch einen dauernden Schutz zu teil werden lassen wird.

Das Turkmenen-Land.

Von Henri Moser.

(Fortsetzung.)

Die Alamanen. Vielleicht rührt die Ueberlegenheit des turkmenischen Pferdes nicht so sehr von seiner Rasse als von der Arbeit her, welche man von ihm fordert. Der Alaman oder Raubzug mit bewaffneter Hand hat die Tekepferde geschaffen und ihre wunderbaren Eigenschaften entwickelt; wenn die Alamanen erst unmöglich werden und die Tekes ihre Pferde nicht mehr für diese langen Expeditionen dressieren werden, so dürften diese noch unter diejenigen der Yemralis sinken, welche für unser Auge einen vollkommenen Typus darstellen. Wenn der Turkmene einer Zuneigung fähig ist, so bewahrt er diese für sein Pferd auf, mit welchem er die letzte Handvoll Gerste und den letzten Tropfen Wasser teilen wird. Da das Pferd niemals geschlagen wird, so ist es von einem merkwürdig sanften Charakter gegen den Menschen, obwohl sehr wild gegen seinesgleichen; wenn es einem Hengst gelingt, sich loszureißen, so gibt es manchmal furchtbare Kämpfe der Pferde untereinander, welche für diejenigen, welche sich denselben nähern, höchst gefährlich sind. Es ist daher unnütz, sich darein zu legen, wenn der Eigentümer nicht anwesend ist; diesem dagegen gelingt es oft mit seinem einfachen Rufe: „dur! dur!“ (ruhig), seinen Renner zu beschwichtigen, während ein Fremder dabei seine Knochen daran wagen würde. Allein die Liebe des Teke zu seinem Pferde ist nicht so uneigennützig, denn das Pferd ist sein Ernährer, die Quelle seines Wohlstandes. Ist der Teke auch unreinlich, schmutzig, mit schmierigen Lappen bekleidet, entfaltet er in seinen Waffen auch keinen Luxus, so geben doch sein Pferd und sein Weib einen Begriff von seinem Wohlstand; sein Zaum und Zeug sind mit Silber beschlagen, gerade wie seine Frau mit kostbarem Geschmeide, dem Ertrag seiner Raubzüge, bedeckt ist.

Ein turkmenisches Sprichwort sagt: „Man würde leichter jedes Sandkorn der Wüste annageln, als den Turkmenen festhalten“, und ein anderes: „Der Turkmene zu Pferd kennt seinen eigenen Vater nicht.“ Wild, unbezähmbar, mächtig unterstützt von seinem schnellen Renner, ist er, infolge der Feigheit seiner Nachbarn, der gefürchtete Räuber geworden, der lange Jahre hindurch den Schrecken auf seinen Wegen trug. Der Alaman war der Zweck seines Daseins und das einzige Mittel sich, Ruf und Vermögen zu erwerben; der Alamanetschik, den man anderwärts einen Straßenräuber nennen würde, war keineswegs verachtet, sondern wurde von den Dichtern als ein tapferer Ritter besungen. Diese gegen einen feindlichen Stamm gerichtete Menschenjagd verschaffte dem Sieger Vieh und Gefangene, welche ein bedeutendes Lösegeld eintrugen. Von ihren Einfällen in das Land der Ungläubigen, wie Persien, brachten die Alamanetschiks ganze Scharen von Kisilbaschen (Rotköpfen, Schimpfname, den man den Persern gibt) mit, welche die Sklavenmärkte von Zentralasien versorgten.

Die Zahl der Reiter, welche an einem Alaman teilnehmen, wechselt zwischen 300 und 1000, und manchmal noch mehr. Wenn der Turkmene in seinem Aul sich keinen Herrn gefallen läßt, so gab er sich auf einem Alaman einen Häuptling, dem er blindlings gehorchte. Die Bekanntschaft mit den Wegen und Brunnen, die Gabe des Befehlens in Verbindung mit persönlichem Mut waren notwendig, um Serdar oder Anführer eines Raubzuges, einer Expedition zu werden; persönlicher Mut allein verlieh den Titel eines Batter oder Batyr, d. h. eines tapferen Kämpen oder Ritters. Im Akhal, welcher die berüchtigtsten Serdars der letzten Kriege hervorgebracht hat, gab es Leute, deren Spezialität darin bestand, daß sie die Alamanen in den Staaten des Emirs von Bukhara führen konnten, und andere, welche die Hülfsquellen und die Brunnen der großen Wüste kannten und ihre Banden gegen die Turkmenen von Khiwa führten; die zahlreichsten aber führten ihre Expeditionen nach Südwesten, nach den Provinzen Budschnurd, Kelat und Dereghez. Das Gewerbe des Alamanetschik erheischte ein gutes Pferd, Waffen, Mut und Todesverachtung. Wenn die große Hitze im allgemeinen den Alamanen der Turkmenen Einhalt that, so übten die Turkmenen ihr Handwerk das ganze Jahr hindurch aus und für sie gab es keine saison morte.

Nachrichten wandern schnell im Akhal; sobald sich daher das Gerücht verbreitete, daß irgend einer der großen Serdars einen Raubzug vorbereite, so sah man von allen Seiten Alamanetschiks herbeireiten, um sich unter seine Befehle zu stellen. Der Serdar bestimmte Ort und Zeit des allgemeinen Stelldicheins, vertraute aber niemand das Ziel der Expedition an. Am Tage des Aufbruchs sammelten sich alle Reiter auf ihren frisch zugerittenen Hengsten, häufig ein Wechselpferd an der Leine führend, um ihren Häuptling. Von dem Augenblicke an, wo der Alaman sich in Bewegung setzte, wurde der Serdar absoluter Gebieter seiner Leute und übte das Recht über Leben und Tod über sie aus. Wenn der Raubzug sich nach Persien richtete, dann erkletterte diese schweigende Truppe in der Nacht die Vorberge des Kopet-Dagh und wandte sich auf ungangbaren und beinahe unmöglichen Wegen in die Abstürze der Berge hinein, um sich bei Tage in Verstecken aufzuhalten, welche nur dem Serdar allein bekannt waren. Hatte der Alaman eine Oertlichkeit der fruchtbaren Ebene von Khorassan zum Ziele und war die Bande auf dem südlichen Abhang des Gebirges angekommen, so machte sie Halt, und Lebensmittel und Handpferde wurden unter der Aufsicht einiger Reiter in einem unzugänglichen Versteck zurückgelassen. Der Tag vergieng unter den Vorbereitungen für den Angriff und gegen die Abenddämmerung verließen die Kämpfer ihr Versteck, stürzten sich auf eine kurdische Feste oder auf ein Dorf der Ebene und versuchten sich in dem Augenblick der Heimkehr der Heerden von der Weide

in den Ort einzudrängen. Gelang dieser Handstreich, so erfolgte ein furchtbares Blutbad. War die Plünderung vorüber, so trieben diese Räuber die noch am Leben gebliebene Einwohnerschaft vor sich her und kehrten ins Gebirge zurück.

Eine andere Taktik, deren man sich besonders gegen die kurdischen Festen bediente, bestand darin, daß man Sturmleitern gebrauchte und die Mauern überstieg, so lange die Einwohner sich noch dem Schlafe überließen. Auf diese Art wurde Schilwa-Tschechme eingenommen; von einer Bevölkerung von 480 Personen vermochten nur 40 zu entrinnen, alle anderen wurden niedergemacht oder in die Sklaverei abgeführt. Einer von den Ueberlebenden aus diesem unglücklichen Flecken erzählte mir in Schilwa-Tschechme selbst diesen entsetzlichen Vorgang. Die Tekes mordeten aus reiner Freude am Morden; mit zurückgeschlagenen Aermeln, bewaffnet mit dem Ptschak, einem langen und spitzen Messer, „arbeiteten sie", nach ihrem eigenen Ausdruck, nur um ihren Blutdurst zu stillen. Es paßt nicht in ihre Taktik, Belagerungen vorzunehmen; der Alaman vollzieht sich nur durch nächtliche Ueberfälle und Ueberrumpelungen. Wenn die Räuber auf Widerstand stießen, so schlugen sich die Tapfersten, während die anderen plünderten oder die Gefangenen davonschleppten.

Die Tekes flößten allenthalben einen solchen Schrecken ein, daß ihre Angriffe immer von Erfolg gekrönt wurden. Waren sie einmal in einem Orte, so hatte die erschreckte Einwohnerschaft nur selten so viel Mut, um die Angreifer, so klein auch ihre Anzahl war, zu verjagen. Die Einzelnheiten jener Plünderungen, welche ich mir an Ort und Stelle von den Kurden erzählen ließ, übersteigen alle Einbildungskraft. Fanden die Angreifenden den Platz bewacht und verteidigt, so zogen sie sich gewöhnlich zurück, um über eine leichtere Beute herzufallen. Wagten sie sich in die Ebene herab, so geschah es nur, um sich unter lautem Geschrei auf die Karawanen zu stürzen. Vor der Einnahme von Geok-Tepe war die große Straße von Meschek nach Teheran derartig von den Tekes unsicher gemacht, daß die Karawanen nur zu bestimmten festen Epochen von Schakhrud aufbrachen und sich von Fußvolk, Reiterei und sogar Artillerie geleiten ließen. Die Furcht vor den Turkmenen war so groß, daß kein Bauer unbewaffnet ausgieng, um sein Feld zu bebauen. Die Leute hatten auf ihren Feldern runde Türme mit ungemein kleinem Eingang erbaut, wohin sie sich schon beim Anblick eines einzelnen turkmenischen Reiters flüchteten und sich emsig bemühten, die Eingangsöffnung mit Steinen zu verrammeln, welche sie zu diesem Zwecke im Inneren aufgehäuft hatten.

Wenn die Kurden aus den Festen sich dann zusammenscharten, oft in großer Anzahl, um die Gefangenen und die weggetriebenen Heerden zu befreien, so lauerten sie den Räubern in den Schluchten ihrer eigenen Berge auf und lieferten ihnen erbitterte Gefechte, in welchen die Tekes sich bis auf den letzten Mann ausrotten ließen. Diese Schlachtfelder sind noch jetzt mit zahlreichen Pyramiden aus Feldsteinen bezeichnet, die man zum Andenken an die Toten aufgerichtet hatte. Ich habe in den Hohlwegen des Ala-Dagh mehr als einen von diesen Friedhöfen gesehen!

Die iranische Bevölkerung des Flachlandes bot den Räubern noch ein leichteres Feld der Thätigkeit dar. Man erzählt sich, ein wohlbewaffneter Perser habe einen Räuber, welcher ihn angriff, besiegt. „Was machst Du?" rief der zu Boden geworfene Gegner ihm zu; „weißt Du nicht, daß ich ein Teke bin?" Bei diesen Worten soll der Perser von einem solchen Schrecken ergriffen worden sein, daß er sich knebeln und als Gefangener von demselben Teke fortführen ließ, den er soeben noch in seiner Gewalt gehabt hatte. Grodekoff erzählt, zur Zeit der großen Hungersnot, welche Persien im Jahre 1871 heimsuchte, sei die iranische Bevölkerung der Umgebungen von Sarakhs einem solchen Grad von Feigheit verfallen gewesen, daß die ärmsten nur mit einem Knittel bewaffneten und auf einem Esel reitenden Teke die Bewohner der Dörfer vor sich hertrieben, um sie auf dem Markte zu Merw zu verkaufen.

Geschah der Hinweg durch das Gebirge vor dem Ueberfall bei Nacht und in aller Stille, so hieng die glückliche Heimkehr natürlich von der Schnelligkeit der Pferde ab. Die Kinder und die hübschen jungen Weiber wurden auf der Kruppe festgebunden und mit dieser doppelten Last mußte das Pferd, manchmal ohne einen Halt, Hunderte von Werst zurücklegen, welche es von dem Aul seines Gebieters trennten. Die kräftigen Männer, das Halseisen am Halse, dessen lange schwere Kette am Sattelknopf befestigt war, liefen bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte nebenher, durch die Peitsche des Alamanetschik angetrieben. War der Rückzug eilig und konnte der Gefangene nicht schnell genug vorwärts kommen, so machte ein Säbelhieb seinem Leiden ein Ende.

Das Gefühl des Mitleids scheint dem Turkmenen ganz abzugehen; der Sklave ist in seinen Augen nur eine Ware; seine Barbarei und Grausamkeit kennen keine Grenzen. Sklaven, welche von Sarakhs nach Merw geschleppt wurden, erzählen, daß sie diesen Weg ohne Nahrung zurückgelegt haben; höchstens reichte man ihnen einen Schluck Wasser, wenn sie vor Erschöpfung zusammenbrachen.

Die Rückkehr der Alamanetschiks, im voraus durch einen Eilboten angezeigt, rief dann laute Freude hervor alle Bewohner des Auls gingen ihnen entgegen, um desto früher diese mutigen Krieger und ihre reiche Beute zu bewundern.

Vámbéry berichtete schon vor mehr als zwanzig Jahren, ein junger Turkmene habe bei der Rückkehr von einem Alaman den Einwohnern des Auls seine Heldenthaten erzählt und sie dann eingeladen, seine Gefangenen zu besichtigen. Vámbéry folgte ihnen und sah folgendes: „In der Mitte des Zeltes lagen zwei Perser, bleich, mit Blut

und Staub bedeckt, deren Glieder man in Eisen schlug; da die Eisen des einen zu eng waren, drückte der Turkmene dessen Knöchel mit Gewalt hinein, ohne sich um dessen herzzerreißendes Schmerzgeschrei zu bekümmern. In einer Ecke kauerten zwei Kinder zitternd am Boden und betrachteten trauernd den gefolterten Perser, denn er war ihr Vater; sie hatten große Lust zu weinen, aber die grimmigen Blicke des Räubers hinderten sie daran. In einer anderen Ecke kauerte ein junges Mädchen von fünfzehn bis sechzehn Jahren, mit zerrauftem Haar, zerrissenen und blutbedeckten Kleidern und schluchzte. Einige Turkmenen, von Neugier getrieben, fragten sie: ob sie verwundet sei. „Nein, ich bin nicht verwundet", erwiderte sie weinend, „dieses Blut ist dasjenige meiner guten Mutter." Und dann erzählte sie, wie sie auf die Kruppe des Renners ihres Räubers gesetzt worden sei, während ihre Mutter, an den Steigbügel gebunden, zu Fuß folgen mußte. Nach einem Ritt von einer Stunde brach ihre Mutter erschöpft auf dem Boden zusammen; der Turkmene suchte anfangs ihre Lebensgeister mit Peitschenhieben wieder aufzufrischen, und da ihm dies nicht gelang, und er nicht zurückbleiben wollte, zog er den Säbel und hieb ihr den Kopf ab; das spritzende Blut hatte das junge Mädchen, das Pferd und den Reiter beschmutzt". Und während dies hier im Zelte vor sich ging, waren die Eltern des Räubers draußen mit der Musterung der Beute beschäftigt; die Matronen betasteten gierig die Haushaltungs-Gegenstände und die Kinder sprangen um diese Beutestücke herum, womit sie sich lächelnd bekleideten.

Wenn bis zur Eroberung von Khiwa der Alaman und der Verkauf der Sklaven einigen Reichtum in die Auls brachte, so machte das Jahr 1873 diesem Stand der Dinge ein Ende. Da die Teke ihre Gefangenen nicht mehr verkaufen konnten, so begnügten sie sich mit der Mißhandlung derselben, um ein großes Lösegeld zu erlangen. Seit der Besetzung des Akhal durch die Russen ist die friedliebende und arbeitsame Bevölkerung von Khorassan dieser Geißel enthoben. Der Wohlstand wird in seinen schönen Gauen wieder aufleben, und wenn erst die Sarpks und Salors definitiv dem Zar unterworfen sein werden, wird auch die Mission Rußlands vollbracht sein. Von Afghanistan bis zur Grenze von Sibirien wird dann Ordnung und Ruhe herrschen, nach Jahrhunderten voll Kampf und Streit, und Zentralasien wird unter dem Schutze einer starken Regierung wieder das werden, was es einst war: eines der bevorzugtesten Länder der Erde.

Akhal und seine Bewohner. Am 17. Januar verließ ich mit Genugthuung den traurigen Aufenthalt zu Kisil-Arwat, wo ich jedoch eine wahre Vorsehung in der Person des Generals Meyer gefunden, welcher mir ganz besonders einen amtlichen Serdar verschafft und diesen beauftragt hatte, mich durch die Oase von Akhal zu geleiten. Zunächst nur ein Wort über diesen Führer, Baschi-Serdar. Er war einer der gefürchtetsten Häuptlinge der Teke-Raubzüge; er hatte im Jahre 1874 den Alaman nach Kela geleitet, wo er mehr als zweihundert Gefangene machte. Seine früheren Reiter sagten von ihm, sein Ptschak habe mehr Menschen durchbohrt als sein Besitzer Haare im Barte habe. Baschi-Serdar war kein Plauderer; als ich ihm eines Tages einen Vorwurf darüber machte, daß er niemals von seinen Thaten spreche, erwiderte er: „Der Mensch, welcher tötet, spricht nicht davon; scharfe Zunge und scharfes Messer finden sich nicht bei demselben Menschen". Ich sehe ihn noch vor mir, wie er auf einem ungeheuren Teke-Hengst, dessen goldrote Haut von einer Farbe wie ich sie nur im Akhal gesehen habe, beinahe unter drei Filzdecken verschwand, meine kleine Kolonne durch den Sand leitete. Er zählt dreiundfünfzig Jahre und seine harten, von Narben durchfurchten Gesichtszüge tragen den sehr ausgesprochenen Stempel des mongolischen Typus; er ist eher hager und sein ganzes Gebahren verkündet eine große physische Kraft. Ich habe ihn nur selten aus seiner Fühllosigkeit heraustreten sehen; er schreit nicht und erzürnt sich nicht. Merkwürdigerweise sind unter diesen Räubern — ganz im Gegensatz zu den übrigen Orientalen — Lieblingsschwüre gar nicht üblich; der grobe Beisatz, den der Muselmann auf die Mutter oder Tochter desjenigen anwendet, welchen er beleidigen will, ist in ihrer Sprache gar nicht bekannt. „Memme" ist die schwerste Beleidigung unter den Tekes.

Wir haben in Tagemärschen von fünfzig bis sechzig Wersten den Akhal durchritten und auf diese Weise, die Haltepunkte nicht gerechnet, fünf Tage gebraucht, um nach Askhabad zu gelangen. Wir nahmen jeden Abend die Gastfreundschaft in einer Feste oder einem Aul der Teke in Anspruch, und wurden immer artig von den Turkmenen empfangen, welche sich den Besuch eines Serdar zur Ehre anrechnen. Gastfreundschaft ist den Turkmenen heilige Pflicht, ist unter ihnen unentgeltlich und obligatorisch, wird aber gegen ihresgleichen nur unwillig von ihnen ausgeübt; dagegen sind sie immer voll Eifer gegen den Fremden, welcher sie reichlich bezahlt. Auch wandte man alles auf, um sich meinem Serdar gefällig zu erweisen, und wenn ich auf seinen Rat gehört hätte, so hätte ich mich in jeder Kibitka des Akhal aufgehalten und meine Reise würde eine Ewigkeit gedauert haben. Da ich mein schweres Gepäck vorausgeschickt hatte, reiste ich nur mit meinen Reitpferden und meinen Leuten, deren Zahl seit meinem Eintritt in Turkmenien eine sehr beschränkte war. Gleichwohl hatte ich zwölf Pferde und zehn Reiter bei mir, für welche ich jeden Abend Nahrung verschaffen mußte. Der Teke ist seit der Eroberung sehr arm und der Preis der Lebensmittel unerschwinglich; man kann daher mit einem derartigen Gefolge ehrlicherweise von diesen armen Nomaden keine unentgeltliche Gastfreundschaft annehmen. Wenn aber auch die Reisen durch das Tekeland ein schweres Geld gekostet haben, so hinterlassen sie mir doch manche interessante Erinnerungen an die langen unter der Jurte verbrachten Abende, das Stelldichein

einflußreicher Männer, welche zur Tomascha kamen, um den Frenghi von seiner Heimat erzählen zu hören. Die Weiber bereiteten den Pilau, meine Diener boten den Thee herum und häufig verlängerten sich die Gespräche bis tief in die Nacht hinein.

Selten wagten sich während dieser abendlichen Versammlungen die verheirateten oder heiratsfähigen Frauen in die Gesellschaft der Männer; sie halten sich abseits und bedecken als Zeichen des Respekts den unteren Teil des Gesichts mit ihrem Burundschuk (der seidenen Mantille); nur die jungen Mädchen und die alten Matronen verschleiern sich nicht. Gleichwohl schlüpften sie Morgens wenn ich allein war, verstohlen ins Zelt herein, neugierig wie echte Evastöchter; sie wollten der Toilette des Fremdlings beiwohnen und befragten ihn über den Inhalt seines Reise-Necessaires, das sie im höchsten Grad interessierte.

E. VAN MUYDEN del. TH. GIRARDET sc

Turkmenische Frauen.

Die Tracht der Tekefrau ist zwar sehr einfach, aber sehr geeignet, ihre Reize zur Geltung zu bringen; sie besteht in einem langen wallenden Hemd von roter oder blauer Seide, das durch keinen Gürtel zusammengehalten wird. Das Hemd ist um den Hals herum und bis unter die Taille herab überladen mit Münzen und Silberplatten, die eine Art Panzer bilden und zwischen welchen kleine silberne Glöckchen hängen und bei jedem Schritte erklingen. Diese Münzen, Plättchen, Glöckchen und Armringe, mit denen die Teke-Frauen, sich bedecken, verkündigen nicht nur den Reichtum des Gatten, sondern auch seinen Mut, denn all dies Geschmeide, obwohl durch einheimische Künstler nach turkmenischem Geschmack umgearbeitet, rührt von den Raubzügen des Gatten her, deren Trophäen die Frau trägt. Auf dem Kopfe tragen die verheirateten Frauen eine kleine gestickte runde Haube, unter welcher ihr reiches Haar hervordringt. Die jungen Mädchen tragen das Haar in Zöpfe geflochten und offen. Die Teke-Frau ist schön, groß und schlank; sie ist die einzige Frau in Zentralasien, welche zu gehen versteht. Es gibt nichts anmutigeres als ein junges Mädchen von dieser Rasse, welches an irgend einem Brunnen Wasser holt und die große Amphore auf der Schulter trägt. Manch liebes Mal bin ich stehen geblieben, um diesen Anblick zu genießen, welcher mir die abscheulichen vermummten Gestalten von Khiwa und Bukhara vergessen machte. Ich hatte noch einige Arm- und Halsbänder und sonstige Kleinigkeiten übrig, welche ich unter meine hübschen Besucherinnen austeilte; dagegen brachten sie mir Arbeiten von ihrer eigenen Hand, denn die Teke-Frau ist eine Künstlerin, und unsere europäischen schönen Damen würden sehr staunen, wenn sie sähen, was eine arme Wilde mit ihren Fingern zu fertigen versteht; ich habe Stickereien von Burundschuks, die wahre Wunder sind. Die Teppiche, welche sie verfertigen, sind die allerschönsten und dauerhaftesten, aber auch sehr teuer, da man im Akhal selbst eine kleine Bettvorlage, wenn sie schön ist, mit 40 Rbln., d. h. 100 Franken, bezahlt. Ich habe große derartige Arbeiten gesehen, welche auf 8000—10,000 Franken geschätzt wurden. Und diese selbe Frau wird im Notfalle eine Heldin: bei der Einnahme von Geok-Tepe durch die Russen fochten die Teke-Frauen an der Seite der Männer; der eine Arm ihrer langen Scheeren an das Ende eines Stockes befestigt, bildete eine Lanze, von welcher mancher russische Soldat noch heute die Denkzeichen trägt!

(Schluß folgt.)

Geographische Neuigkeiten.

* **Temperatur und Regenfall am unteren Kongo.** Hierüber berichtet Dr. Allart an das „Mouvement géographique" folgendermaßen: Das Land zerfällt in zwei deutlich geschiedene Jahreszeiten, nämlich: 1. die heiße oder **Regenzeit**, vom 15. September bis 15. Mai, und 2. die kühle oder **Trockenzeit**, vom 15. Mai bis 15. September. Diese können wieder folgendermaßen unterabgeteilt werden: a) die kurze Regenzeit von Mitte September bis Ende Dezember, wobei der November sich durch den schwersten Regenfall auszeichnet; b) die kurze Trockenzeit von Januar bis Mitte Februar. Mai und September nehmen am Charakter beider Jahreszeiten teil, aber immer mehr am Charakter der zu Ende gehenden als an dem der folgenden. Als allgemeine Regel gilt: nach dem 12. oder 15. Mai gibt es keinen Regen mehr; aber gegen den 20. fällt gewöhnlich noch ein leichter; im September findet selten mehr als ein einzelner Tornado statt, und manchmal bleiben die Tornados auch ganz aus, wenn der Regenfall nur gering ist. Die mittlere Temperatur ist im Mai etwas höher als im September.

* **Die Bundesgebiete Alto Orinoco und Amazonas in Venezuela.** Ueber diese beiden Gebiete, welche früher den Namen Rio Negro führten, finden wir in dem Bericht des englischen Vizekonsuls Reddan für 1883 und 1884 folgende lehrreiche genauere Nachrichten:

Das gegenwärtige Territorium Amazonas wird gebildet von einem Teil des früheren gleichnamigen Gebietes. Seine Grenzen sind nach Norden der Orinoco-Strom, nach Ost und Süd das Kaiserreich Brasilien, nach Westen die Vereinigten Staaten von Columbia. Es ist eingeteilt in zwei Departements: Maroa und San Carlos, und einen Distrikt, Carácas. Die Hauptstadt des Territoriums ist Maroa. Die Bevölkerung beträgt nach dem „Statistical Annuary" von 1884 18,240 Einwohner; sein Flächenraum, nach derselben Autorität, 94,226 e. Q.-Mln., so daß auf jeden Bewohner des Territoriums 5 e. Q.-Mln. kommen. Die Indianerstämme, aus denen die Bevölkerung von Amazonas und Alto Orinoco eigentlich ausschließlich besteht, sind die Kunipakapas, Gualipame, Dakenas und Atzmenas, welche in dem höheren Guainia, Cuyari und einem Teil von Tzana wohnen; die Banivas, Barós und Guarrekenas in den Umgebungen des Rio Negro und Casiquiare, und die Paciomonales, Mandaracas und Cuniposamas, welche die Gegenden an den und um die Flüsse Pacimoni, Bariá, Siapa und die anderen Nebenflüsse des Casiquiari bewohnen. Die Hauptströme beider Territorien sind der Guarina, Casiquiare, Cuyari, Tzana, Vaupes, Apoporis und Yupura, und die bedeutendsten Nebenflüsse des Orinoco sind der Guaviare, Ventuari, Inirida, Padamo, Atabapo, Vichada, Sipapo, Cunicunuma und Ocamo. Der Casiquiare dient als natürlicher Kanal zwischen Venezuela und Brasilien und verbindet den Orinoco mit dem Rio Negro; er ist von 150 bis zu 240 m. breit und nicht sehr tief; seine Gewässer sind weiß, das Flußbett von solidem Granitfels. Die große, von Ost nach West verlaufende Gebirgskette Parima, welche an einzelnen Stellen zu einer Meereshöhe von mehr als 2400 m. ansteigt, durchzieht zum größten Teile beide Territorien und

bildet in diesen Regionen die Wasserscheide der Nebenflüsse des Orinoco und des Amazonenstromes. Die hauptsächlichsten Gipfel der Parima-Kette mit ihren entsprechenden Höhen sind der Peñon von Maraguaca 8750 Fuß, Sierra de Maraguaca, 8484 Fuß, Duida 8679 Fuß, Zamaro 8190 Fuß, Picacho 7605 Fuß, Quinata 7829 Fuß. Das Gebirge der Parima-Kette wird zuweilen auch die Cordillera des Orinoco genannt, und wenn nicht die Entfernung von 180 bis zu 220 e. Mln., durch die sie von der östlichen, durch den Staat Cundinamarca in Neu-Granada verlaufenden Kette der Cordillera getrennt wird, was den Gedanken an eine Verbindung derselben mit den Andes ausschließt, wäre, so könnte man nach der Lage der Parima, welche mehr oder weniger parallel zu dem östlichen Abhang der obengedachten Bergkette in Neu-Granada verläuft, wo die in den Orinoco mündenden Flüsse Guaviare und Meta entspringen, glauben, diese einzeln stehende Kette der Parima in diesen Territorien sei ein ungeheurer Ausläufer, welcher zu irgendwelcher Zeit durch irgend eine der gewaltigen Naturrevolutionen, die in den großen Ketten der Cordillera so häufig vorkommen, von der Hauptkette ausgesandt worden sei. Die Territorien Alto Orinoco und Amazonas umfassen die Region der großen Wälder in diesem Abschnitt von Venezuela. Ihre Vegetation ist über allen Begriff schön und großartig, und obschon ich nicht aus eigener Anschauung und Bekanntschaft die ungeheuren vegetabilischen und mineralischen Reichtümer, welche sie besitzen, zu beschreiben vermag, da ich bis jetzt noch nicht Gelegenheit gehabt habe, jene Regionen zu besuchen, so darf ich doch infolge meiner vertrauten Bekanntschaft mit ganz Venezuela (die obigen Regionen ausgenommen) und Neu-Granada füglich und ohne Uebertreibung in irgendwelcher Richtung sagen, daß diese ungeheuren Regionen, deren Ausdehnung auf 218,340 e. Q.-Mln. geschätzt wird und deren Bevölkerung nach der letzten Volkszählung nur 37,253 Seelen oder sechs Menschen auf jede Quadratmeile betragen soll, einen Reichtum besitzt, mit dem sich kein anderer Teil des südamerikanischen Festlandes messen kann. Das Klima der Territorien ist, nach der Versicherung kompetenter Personen, welche Jahre lang dort gewohnt haben, gesund und angenehm; es gibt aber allerdings auch Teile, in welchen die Malaria herrscht, wie dies von allen Tropenländern gesagt werden kann. Obschon diese keineswegs in irgendeinem Falle vorwalten, so sind doch die furchtbaren Krankheiten der europäischen Großstädte und die zehntausend anderen Uebel, denen die arme Menschheit in den übervölkerten Großstädten der alten Welt unterworfen ist, dort nicht vorhanden.

* Die Erforschung der Flüsse Pilcomayo und Vermejo nimmt einen gewünschten Fortgang, denn die Argentinische Republik scheut dafür keine Kosten. Von dem französischen Reisenden Thouar, welcher seit einiger Zeit schon den Pilcomayo und dessen Ufer erforscht und vor kurzem diesen Strom hinauf bis nach Bolivia vorgedrungen ist, sind nun in Buenos-Aires Nachrichten von dort eingetroffen, nach welchen man ihm in Bolivia einen glänzenden Empfang bereitet hat und er auf einem kleinen Dampfer den Pilcomayo wieder hinabzufahren gedenkt, um die Richtigkeit seiner Behauptungen von der Schiffbarkeit dieses Stromes zu erhärten. Ferner hat Herr Guillermo Araoz, der Leiter der Flußexpedition im südlichen Chaco, dem Marineministerium der Argentinischen Republik angezeigt, daß er am 22. März in Puerto Vermejo (Bermejo) angekommen ist. Er sagt in seinem Bericht, er habe den Fluß bis zum Fort Belgrano genau erforscht und alle Schwierigkeiten überwunden, welche sich der Schifffahrt entgegenstellten. Er hat die Ueberzeugung erlangt, daß der Fluß bis zu seiner Vereinigung mit dem Teuco das ganze Jahr hindurch schiffbar ist; an diesem Punkte aber wird man das Fahrwasser von allen angeschwemmten Baumstämmen befreien müssen, welche es verstopfen, was mit geringen Kosten geschehen kann. Dieselbe Ausräumung wird auch der Teuco erfordern. Die Pläne, Karten und Berichte, welche er mit der Beihülfe der Lieutenants Zorrilla und Valiente (von der Landarmee) die ihn auf der ganzen Expedition begleiteten, herzustellen im Begriffe ist, werden dem Minister erlauben, das Ergebnis der dem Herrn Araoz anvertrauten Mission bis in die kleinsten Einzelheiten hinein kennen zu lernen. (G. g.)

* Der Gran Chaco. Ende 1884 sandte die Argentinische Regierung eine militärische Expedition in den Gran Chaco, um den Raubzügen der wilden Indianer ein Ziel zu stecken. Diese Expedition begleitete ein Stab von Gelehrten, und die Ergebnisse ihrer Forschungen liegen nun nach amtlichen Quellen vor und werden in Nr. 121 der Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde mitgeteilt. Die Arbeiten der topographischen Kommission werden von Oberst Juan F. Cretz im Auszug mitgeteilt. Die mittlere Höhe des Chaco über dem Meeresspiegel ergibt sich als 984 Fuß. Der zentrale Chaco ist im allgemeinen 100—130 Fuß höher als der südliche und ist von neuerer alluvialer Bildung; nirgends wurden Felsen gefunden. Dieselben Bedingungen finden sich im Innern des südlichen Chaco, wo es ausgedehnte Urwälder mit offenen Stellen von wechselnder Ausdehnung gibt, die mit dem üppigsten Grase bedeckt sind. Wasser ist angeblich überall zu finden, entweder an der Oberfläche oder in geringer Tiefe unterhalb derselben. Eine Ausnahme davon macht die Region zwischen 27° 21′ und 29° 05′ s. Br. und 62° 04′ und 62° 57′ w. L. von Gr. Diese Region ist sandig und mit Salpeter geschwängert, und man hat in ihr sogar in einer Tiefe von 240 Fuß kein trinkbares Wasser gefunden. Zwei große Ströme durchfließen den Chaco von Nordwest nach Südost: der Vermejo und der Pilcomayo. Der erste ist auf seiner ganzen Länge erforscht, von seinem Zusammenfluß mit dem San Francisco bis zu seiner Mündung in den Paraguay. Der Pilcomayo ist durch die jüngste Expedition von seiner Mündung an 350 e. Mln. aufwärts

untersucht worden. Von diesem Punkte an bis zu 22° 50′ s. Br. ist der Strom nur aus mündlichen Berichten, und weiter nordwärts bis zu seiner Quelle nur aus den Forschungen der bolivianischen Expeditionen bekannt. Der Rio Salado im zentralen Chaco, zwischen dem Bermejo und dem Pilcomayo, ist anscheinend ein Ausfluß aus den ungeheuren Sümpfen, welche der Pilcomayo zwischen 22° 30′ und 23° 30′ s. Br. bildet. Dieser Salado enthält kein trinkbares Wasser, hat sumpfige Ufer, seine Breite wechselt von 125 bis 190 Fuß und seine mittlere Tiefe ist 6 Fuß; allein zu seinen beiden Seiten erstrecken sich ausgedehnte Wälder und schöne Weidegründe. Das Land zwischen dem Bermejo, dem Salado und dem Paraná ist im allgemeinen hoch und mit einer wuchernden Vegetation bedeckt, allein der Mangel an Trinkwasser würde ein großes Hindernis für die Kolonisation sein. Der gesamte, von den verschiedenen Kommissionen der Expedition erforschte Flächenraum wird auf 20,000 e. Q.-Mln. geschätzt, so daß wir, da die geologische Formation durchaus dieselbe zu sein scheint, den Chaco als so wohl gekannt wie die Pampas und besser gekannt als Patagonien und das Innere von Paraguay betrachten dürfen. Der zentrale Chaco hat einen Flächenraum von 41,780, der südliche Chaco von 60,000 e. Q.-Mln., der ganze Chaco also über 100,000 Q.-Mln. Die Mineralogie, Zoologie und Botanik der Region sind durch die wissenschaftlichen Kommissionen untersucht worden, und man hat dadurch eine Menge schöner Nutzhölzer kennen gelernt. Das Klima des Chaco gilt im allgemeinen für sehr gesund. Das chucho (Fieber) von Tucuman, Jujuy und anderen tropischen Regionen ist nach den Aussagen der Indianer ganz unbekannt. Die Temperaturbeobachtungen der Kommission ergaben eine mittlere Temperatur von 23,3° C., während die mittlere Temperatur der kalten Jahreszeit sich auf 17.3° C. stellt. (Proc. R. G. S.)

* Obok, die neuerworbene französische Kolonie am Meerbusen von Aden, wo nun eine Strafkolonie für rückfällige Verbrecher errichtet werden soll, liegt an der südwestlichen Küste der Straße Bab-el-Mandeb und erstreckt sich in einer Länge von ungefähr 155 e. Mln. vom Kap Dumairah bis zum Kap Zibutil mit einer Breite von $3^3/_4$ bis zu $15^1/_2$ e. Mln. Der Hauptort Obok mit 300 Einwohnern liegt in der Tadschurrah-Bucht und hat einen guten Hafen. Die Franzosen wollen hier eine Kohlenstation errichten, um nicht mehr länger von dem britischen Hafen Aden abhängig zu sein, dessen Verschließung ihnen in ihrem Krieg gegen Tonkin sehr unbequem war. Das Gelände von Obok soll weit fruchtbarer und gesünder sein, als dasjenige von Aden, und nicht weit von der Linie abliegen, welche die nach China, Indien und dem fernen Osten segelnden Schiffe gewöhnlich einschlagen, und zugleich an der direkten Linie nach Madagaskar und Ostafrika liegen. Als England im Jahre 1839 Aden übernahm, hatte dieses nur 1500 Einwohner; jetzt hat es 30,000. Obok selbst ward schon 1862 von den Franzosen erworben; Sagallo und Ambabo im Jahre 1883, Tadschurrah und Gubbet Khaiab 1884 und Ambado 1885. Ambado, Sagallo und Ambabo sind nur elende Dörfchen, aber Tadschurrah hat über tausend Einwohner, und nach den Behauptungen der Franzosen sollen sie in dem Bezirk ungefähr 20,000 Unterthanen und Verbündete besitzen. Wir werden demnächst einen Aufsatz über Obok geben und verweisen diejenigen, welche sich mit jenen Oertlichkeiten genauer bekannt machen wollen, auf das jüngst erschienene Werk: „Obok, Mascate, Bouchire, Bassora, par Denis de Rivoyre.“ Paris, Libraire Plon, rue Garancière 10. Preis 4 Franken.

Nekrolog.

Dr. Gustav Adolf Fischer †.

In Barmen wurden am 15. November auf dem lutherischen Friedhofe die irdischen Ueberreste des bekannten Afrikareisenden Dr. Gustav Adolf Fischer unter zahlreichem Ehrengeleite zur Erde bestattet. Derselbe war ein Sohn der Stadt Barmen und wurde 1848 als der Sohn des Bankinhabers Gustav Adolf Fischer, welcher vor einiger Zeit nach Düsseldorf übersiedelte, geboren. Behufs Studiums der Medizin und der Naturwissenschaften besuchte der Verblichene von 1869—1873 die Hochschulen zu Bonn, Würzburg und Berlin, promovierte und machte in letzterer Stadt sein Staatsexamen. Im Herbst 1876 reiste Fischer wohlvorbereitet nach Sansibar ab, wo er $3^1/_2$ Jahre als Arzt praktizierte und sich (nach Mitteilung der „F. Z.“) das vollste Vertrauen des Sultans Saïd Bargasch erwarb. Während der übrigen Zeit machte er wissenschaftliche Reisen auf dem Festlande Afrika's, von denen die nach Witu, Massai und in das Gebiet nördlich vom Victoria Nyanza behufs Aufsuchung Dr. Junkers die wichtigsten sind. Seit vier Wochen, anscheinend völlig gesund, in die deutsche Heimat und das Wupperthal zurückgekehrt, verstarb er vorigen Donnerstag, den 11. November, nach kaum einundeinhalbtägigem Kranksein in Berlin, wohin er sich behufs Ordnung seiner großartigen Sammlungen begeben hatte, am Gallenfieber. Der Verstorbene war unstreitig einer der besten Kenner Ostafrika's, und es ist sehr zu bedauern, daß es ihm nicht mehr möglich gewesen ist, seine letzte mit fast übermenschlichen Strapazen verbundene Reise an den Victoria Nyanza selbst zu schildern. Neben seinen Abhandlungen über das Wito-Gebiet und das des Massai, hat der Verstorbene seine reichen Erfahrungen zum Teil in einer Schrift „Mehr Licht im dunklen Erdteil“ veröffentlicht. (S. M.)

Kleinere Mitteilungen.

Ein Brief von Dr. Wilhelm Junker.

Mitgeteilt von G. Schweinfurth.

Kairo, 8. Nov. Bei meiner Rückkehr nach Aegypten fand ich hier einen Brief vor, der durch Vermittelung des deutschen Generalkonsuls in Sansibar an meine Adresse befördert worden war. Wie freudig meine Ueberraschung sein mußte, als ich beim Oeffnen des Umschlags die wohlbekannte Handschrift meines teuren Freundes Dr. W. Junker erblickte, wird jeder begreifen, der, wie ich, seit Jahren in banger Besorgnis um den glücklichen Ausgang jenes in der neueren Entdeckungsgeschichte fast einzig dastehenden Reisedrama's schwebte und als dessen siegreichen Helden wir nun diesen Erforscher des innersten Zentralkerns von Afrika demnächst begrüßen zu können hoffen. Der Brief lautet wörtlich:

„Msalala, englische Mission südlich vom Victoria-Nyanza, den 16. August 1886. Sehr geehrter Freund! Aus den Klauen Muanga's in Buganda entronnen, befinde ich mich seit heute Morgen hier und füge der letzten Post, die ich hier noch vorfand, diese Zeilen für Sie bei. Ich bin gesund, und das ist die Hauptsache. Vierzig Träger und einige Sansibar-Leute sind engagiert, und hoffe ich, in wenigen Tagen weiter gehen zu können nach Ujui und von dort direkt nach Bagamoyo. Soll denn wirklich nichts für diese unglücklichen Provinzen geschehen? Schreiben Sie, schreiben Sie wieder und wieder fulminante Artikel in der Presse und öffnen Sie den Leuten die Augen! Ich eile, um mein Bestes thun zu können. Emin Bey muß Unterstützung haben. Ich habe ihm für 2000 Thaler Zeuge in Buganda eingekauft, doch selbst dabei machte Muanga die größten Schwierigkeiten. Trotz des Versprechens, die Sendung mit einem gewissen Muhamed Biri, den ich engagiert, nach Unjoro abgehen zu lassen, mußte ich abreisen, ohne die Sachen abgehen sehen zu können. Das Prestige der Europäer geht hier verloren. Es wäre eine ewige Schande, wenn Europa keine Schritte thun würde! Wirken Sie doch im bessern Sinne! Den Strang, den Strang für Muanga und seine Bande! Befreiung Buganda's! Unterstützung Emin Bey's und Neubesetzung jener Provinzen!!! Ich kehre nur mit jenem Gedanken nach Europa zurück! Schreiben Sie mir, bitte, ausführlich nach Sansibar. In Eile schließe ich diese Zeilen mit alter Freundschaft Ihr verschollener, doch wiedergefundener und ergebener Wilh. Junker. P. S. Von Dr. Fischer ist gar nichts zu hören seit seiner Abreise aus Usukuma."

Mit fester Hand sind diese Zeilen geschrieben und der Ton des Briefes bezeugt die gewohnte Thatkraft und unbeugsame Standhaftigkeit des großen Reisenden. Seine eigenen Worte lassen keinen Zweifel über die glückliche Erhaltung seiner Gesundheit. So können wir denn den so lange Vermißten bereits in den nächsten Tagen am Endpunkte seiner nun bald siebenjährigen Wanderungen an der Küste von Sansibar erwarten. Was aber mag sein Herz empfinden, wenn er, aller unmittelbaren Gefahren enthoben, sich endlich auf dem sicheren Heimwege sieht? Die zahlreichen Ausrufungszeichen und die in der Hast des Niederschreibens durch Unterstreichung zu verstärktem Ausdruck gebrachten Zeilen geben zu verstehen, daß die eigene Rettung in ihm ein freudiges Gefühl nur unter der Bedingung aufkommen ließ, daß es ihm gelingen möge, nun auch für die Befreiung des zurückgelassenen Freundes und seiner Getreuen mit Erfolg wirken zu können. Dr. Schnitzler, der vielgenannte Schlesier, der unter dem Namen Emin Bey sich während einer nahezu zehnjährigen musterhaften Verwaltung der einst ägyptischen Aequatorprovinz am obersten Nil bleibende Verdienste um unser gesamteuropäisches Kulturwerk in den Wildnissen von Afrika erworben, hat unstreitig ein besonderes Anrecht auf die hülfreiche Fürsorge der ägyptischen Regierung. Ich zweifle nicht im geringsten, daß dieselbe jetzt, wo die Mittel und Wege, um Emin Bey zu Hülfe zu kommen, durch Dr. Junkers Angaben bald klar vorliegen werden, auch alles aufbieten wird, um einer Pflicht der Dankbarkeit und des öffentlichen Anstandes Genüge zu leisten, deren bereitwillige Beobachtung ihr von jeher zur größten Auszeichnung gereichte. Reiche Geldentschädigungen, freigebigst bewilligte Pensionen wurden in Aegypten stets denen zuteil, welche sich im Staatsdienste geopfert oder durch lange Arbeit verdienstlich gemacht hatten. Als es sich darum handelte, die infolge des Mahdistischen Aufstandes an der abessinischen Grenze versprengten ägyptischen Garnisonen sicher wieder in ihre Heimat zu geleiten, da wurden große Summen an die abessinischen Häuptlinge verteilt, welche für ein sicheres Geleite einzustehen in der Lage waren. Man glaube ja nicht, daß diese Fürsorge für die verlassenen Staatsangehörigen einer englischen Anregung entsprang; der Khedive und seine Minister waren die ersten, die alles aufboten, um einer Pflicht nachzukommen, deren Beobachtung ihnen zur zweiten Natur geworden war.

Dr. Junker, der, als er den mitgeteilten Brief schrieb, von den Ereignissen der letzten zwei Jahre nur dasjenige wissen konnte, was ihm die lückenhaften Schilderungen einzelner ihm bei den Missionaren von Uganda in die Hände gefallenen Zeitungen oder die Missionare selbst mitzuteilen vermochten, scheint von der gänzlichen Hoffnungslosigkeit eines Wiedergewinns der verlorenen ägyptischen Provinzen noch keineswegs hinreichend überzeugt zu sein, wahrscheinlich hat er sogar seinen Freund Emin Bey, dem man bei seinem schöpferischen Organisationstalente den Plan einer Wiedereroberung Chartums mit eigenen Mitteln schon zutrauen könnte, nur in der Hoffnung verlassen, durch sein Vorauseilen und leichteres Entrinnen jenem die notwendigen Mittel zu verschaffen, um die Verwirklichung des kühnen Planes zu ermöglichen, vor allem Waffen und Schießbedarf. Wie aber jetzt die Dinge liegen, kann es sich nur noch um die glückliche Herausbringung von Emin Bey und seinen ägyptischen Genossen handeln. Um dies zu ermöglichen, muß von Ostafrika aus eine bewaffnete Expedition ausgerüstet werden, welche den nächsten Weg nach Uganda einzuschlagen hätte. Dort angelangt, müßte zunächst der verräterische König Muanga, auf dessen Betrieb, wie man sich erinnern wird, am 31. Oktober 1885 der Bischof Hannington, bevor er noch die Ostgrenze des Landes erreicht hatte, meuchlings überfallen und mit seinen Begleitern niedergemetzelt wurde, entthront und durch einen Freund der Europäer ersetzt werden. Dann könnte man mit Unterstützung der Leute von Uganda selbst den letzten Vorstoß nach Norden machen, um Emin Bey, der noch immer einen zum Gebiete seiner ehemaligen Provinz gehörigen Posten in der Nähe des Albert-See's inne haben soll, Entsatz zu bringen. Die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft wird gewiß mit allen Kräften dazu beitragen wollen, das ihrige zur Ausführung dieses Planes zu thun, und es wäre überhaupt am verständigsten, wenn die ägyptische Regierung sich ohne Verzug mit ihr wegen dieser Angelegenheit in Verbindung setzte. Die Deutsche Ostafrikanische Gesellschaft, welche in den Ländern, durch die allein der Zugang nach Uganda offensteht, oberste Gewalt ausübt, würde für die Erreichung des angestrebten Zwecks der Befreiung Emin Bey's doch gewiß nicht geringere Gewähr darzubieten in der Lage sein, als jene Vasallen des Negus Johannes, die man mit der glücklichen Durchbringung der Garnisone von Gallabat und Ameideb beauftragte. Wir wollen hoffen, daß Dr. Junker, wenn er die Küste erreicht, durch die Nachricht erfreut wird, daß für die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches bereits aufs beste Sorge getragen sei.

(„Köln. Ztg.")

* Die französische Seefischerei.

Ueber den Umfang und die Bedeutung der französischen Meeresfischerei vom Jahre 1884 liegen nun die genauen statistischen

Ermittelungen („Revue gazette maritime") vor und gewähren einen interessanten Einblick in die Wichtigkeit dieses Industriezweiges, sowohl in Betreff des darin verwendeten Personals und Materials, als auch der Geschäfte und Verkehrsmittel, zu denen derselbe Veranlassung gibt. Am Betriebe dieser Fischerei haben teilgenommen 87,179 Personen auf 23,920 Fahrzeugen oder Booten, welche zusammen eine Last von 162,467 Tonnen darstellten; der Geldwert der Ausbeute belief sich auf 87,961,124 Franken oder um 19,265,797 Franken weniger als im Jahr 1883, obwohl 4855 Personen mehr auf den Mannschafts-Registern verzeichnet waren. Die Hauptursache dieser ungeheuren Verminderung mißt man dem Sinken der Preise für den Stockfisch und Häring infolge der Cholera-Epidemie bei, welche im südlichen Frankreich geherrscht und dem Handelsverkehr der französischen und spanischen Häfen am Mittelmeer so bedeutenden Eintrag gethan hat. Aus der Vergleichung der Tabellen geht hervor, daß man im Jahre 1884 ungefähr zwei Millionen Kilogramm Stockfische und neun Millionen Kilogramm Häringe mehr gefangen hat als im Jahre 1883, daß sich dagegen im Sardinen- und Austernfang ein großer Ausfall ergeben hat. In Neufundland ist der Fang sehr ergiebig gewesen, auf Island hat er sehr viel zu wünschen übrig gelassen. Der Häringsfang ist sehr reichlich ausgefallen; da aber der Vorrat des Vorjahres noch lange nicht abgesetzt war, so hat der größere Teil des Fanges keine Abnehmer gefunden und mußte als Dünger verwendet werden. Die Sardine, deren Fang an der ganzen Westküste von Frankreich betrieben wird, ist nur selten und immer nur auf kurze Zeit in den Gewässern der französischen Küste erschienen. Der Fang der frischen Fische hat im Jahre 1884 um 671,303 Franken mehr betragen als im Jahre 1883, nämlich 36,497,598 Franken, anstatt 35,826,295 Franken, obwohl man ungefähr 600,000 Kilo weniger gefangen hat als im Vorjahre; dagegen haben die höheren Preise diesen Ausfall eingebracht.

Die Abnahme im Ertrag des Austernverkaufs hatte keine andere Ursache als die Cholera-Epidemie, welche die Verschickung gehemmt und einen fühlbaren Nachlaß in den Handelsgeschäften des Mittelländischen Meeres herbeigeführt hat.

In Algerien ist der Fischfang von 4064 Seeleuten auf 1060 Booten mit einem gesamten Tonnengehalt von 3587 Tonnen betrieben worden. Der Geldwert der Erträgnisse, welche sich auf 3,757,390 Franken bezifferte, zeigt eine Abnahme um 71,878 Fr. gegen das Jahr 1883. Die Quartiere von Oran und La Calle sind die unergiebigsten gewesen, diejenigen von Algier und Bona weisen eine Zunahme auf.

Die Korallenfischerei von Algerien verliert von Jahr zu Jahr an ihrer Bedeutung, was ebenso von der Erschöpfung der Korallenbänke wie von der Konkurrenz herrührt, welche der algerischen Korallenfischerei die Ausbeutung einer vor wenigen Jahren an der Südküste von Sizilien entdeckten neuen Bank macht, die nun die italienischen Korallenfischer dort festhält, so daß sie nicht mehr an die algerische Küste kommen, um dort zu fischen.

Im großen Ganzen hat der Industriezweig der französischen Meeresfischerei im Jahre 1884 sehr gelitten, denn die Ziffer des Geldertrages hat im Vergleich zum Vorjahre um mehr als ein Fünftel abgenommen. Diese Krise ist zurückzuführen 1) auf die Cholera-Epidemie, von der wir weiter oben gesprochen haben, und 2) auf die Seltenheit der Sardinen an den Westküsten Frankreichs. Aus diesem Zusammentreffen widriger Umstände ergab sich, daß das Elend unter den Fischern sehr groß gewesen ist, und daß nur diejenigen sich nicht allzu sehr zu beklagen hatten, die dem Fang des frischen Fisches obliegen. r.

Anzeigen.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 49. Stuttgart, 6. Dezember. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Urproduktion im osmanischen Reich.

(Nachdruck untersagt.)

Nach den Denkschriften Wilhelm Pressel's.

Von Paul Dehn.

Im türkischen Reiche gedeihen überall Getreide und Hülsenfrüchte, ferner in den wärmeren Gegenden Kleinasiens und in den Küstenländern des Aegäischen Meeres Mais, Reis, Flachs, Hanf und Tabak, in Makedonien, Anatolien und Syrien, wo eine Bewässerung leicht durchführbar ist, auch Baumwolle, Krapp, Mohn, Saffran und Sesam, in günstigeren Lagen außerdem der Olivenbaum und die Feige, die Orange, die Citrone, der Granatapfel, der Johannisbrotbaum, die Pistazie, alle Obstbäume und die Weinrebe, endlich an den Ufern des unteren Euphrat und des Tigris, sowie in der Nähe von Damaskus die Dattelpalme. Bisher bildete der allerdings ganz unzulängliche Anbau der Nahrungspflanzen die hauptsächliche Thätigkeit. Nach Wilhelm Pressel's Ansicht ist indessen die Kultur der Handelspflanzen für die zukünftige Stellung des türkischen Reiches im Weltverkehr von größter Wichtigkeit.

Im Inneren des türkischen Reiches, namentlich in Kleinasien und Nordsyrien, kann man zuweilen tagelang reisen, ohne das geringste Zeichen landwirtschaftlicher Thätigkeit zu erblicken. Wo Ackerbau betrieben wird, geschieht das überaus primitiv, mit Hülfe eines einfachen hölzernen Pfluges mit eisernem Pflugmesser, welchen sich jeder türkische Landwirt selbst anfertigen kann. Andere Ackergeräte außer einer Art Pferdehacke für die Lockerung des Ackers sind unbekannt. Zuweilen kauft ein türkischer Großgrundbesitzer aus Eitelkeit allerlei europäische Ackergeräte: Eggen, Dreschmaschinen, Schrotmühlen rc., und läßt sie auf seine Besitzungen bringen. Dort bleiben sie indessen von Anfang an Gegenstände kopfschüttelnden Staunens, da sie von niemandem gehandhabt, geschweige repariert werden können, und verrosten. Im Ackerbau ist man im türkischen Reich noch weit zurück; Dünger wird nur in den Gärten und Tabakspflanzungen verwendet, die so nützlichen und notwendigen, fast überall leicht herzustellenden Bewässerungsanlagen bestehen nur in einzelnen Gegenden, meist von Gemeinden ins Leben gerufen, infolge Mangels an zweckentsprechenden Entwässerungen sind fruchtbare Gegenden versumpft. Nichtsdestoweniger läßt sich sagen, daß die türkischen Grundbesitzer den Fortschritten der Bodenbestellung von Europa zu folgen und sich darnach zu belehren trachten. Auf den Besitzungen Omer Pascha's führte Herr Pawlowski, ein österreichischer Kultur-Ingenieur, den Maisanbau nach europäischer Methode ein, indem er die Körner mittelst Säemaschinen in Reihen setzte, die Reihen alsdann mit Exstirpatoren jätete und mit Häufelpflügen behäufelte. Es war interessant, die Neugierde der benachbarten Besitzer auf den Erfolg dieser Methode zu beobachten. Jeden Tag kamen dieselben stundenweit auf das Feld, um das Wachstum der einzelnen Pflanzen in Augenschein zu nehmen und die Art der Anwendung der Pferdehacke und des Häufelpfluges kennen zu lernen. Sie erörterten fortwährend diese Methode und

deren Rentabilität und bekundeten so das lebhafteste Interesse für Fortschritte, welche mitzumachen lediglich die Praxis der türkischen Steuererhebung verhindert.

Zu großem Schaden der Urproduktion fehlt es ihr in der Türkei an jedweder gesetzgeberischen Regelung. Insbesondere entbehrt die Landwirtschaft gesetzlicher Bestimmungen über die Organisation aller solcher Arbeiten, welche eine gemeinsame Beteiligung aller Interessenten voraussetzen, so u. a. für Weganlagen, Brunnenbauten, Schutzdämme gegen Ueberschwemmungen 2c. Zu allen diesen Uebelständen treten noch andere. So kann unter den gegenwärtigen Verhältnissen die Getreide-Ausfuhr der Türkei keinerlei Aufschwung nehmen, weil das zum Verkauf gebrachte Getreide ganz ungenügend gereinigt wird. Der Drusch geschieht nämlich, wie vor 2000 Jahren, mittelst Schlitten, in welche kleine Steine eingeklemmt sind. Mit Hülfe von Pferden oder Ochsen werden nunmehr auf dem geebneten Platze diese Schlitten so lange über das Getreide im Geströh hin- und hergefahren, bis die Körner aus den Hülsen gepreßt sind. Alsdann wird das Getreide gegen den Wind geworfen, um die Spreu zu entfernen. An eine weitere Reinigung von Erde, Unkrautsamen 2c. wird nicht gedacht, zumal Putzmühlen nicht bekannt sind. Zu feinen Mehlsorten kann türkisches Getreide daher nicht verwendet werden, und so begreift man die Einfuhr besserer Mehlsorten aus Rußland und Rumänien nach Konstantinopel. Wie die Müllerei, so liegen auch die anderen landwirtschaftlichen Industrieen darnieder; so die Branntweinbrennerei, da die vorhandenen Destillerien nur eingeführten Spiritus nach veralteten Systemen zu dem beliebten Mastikbranntwein verarbeiten; so die Zuckerrüben-Industrie, an welche vorerst nicht gedacht werden kann, obschon in einigen Gegenden, wie z. B. bei Wan in Armenien, die Zuckerrübe wild wächst und der Boden für den Anbau derselben fast überall geeignet ist. Beim Weinbau, wie bei der Olivenölgewinnung, sind die neueren Preßvorrichtungen unbekannt. Die Erzeugung von Rosen- und anderen aromatischen Oelen ist unpraktisch und kostspielig. Und so macht sich in allen Zweigen der landwirtschaftlichen Industrie, soweit solche vorhanden, zum Nachteile der Produzenten ein Beharren bei dem Veralteten und eine Unkenntnis des Neuen bemerkbar, welchen Zuständen abzuhelfen die Verwaltung ganz und gar verabsäumt hat.

Vorwiegend ist die Landwirtschaft auf der Viehweidewirtschaft begründet, weil diese die geringsten Arbeitskräfte erfordert. Doch kann auch diese Bewirtschaftungsweise keine besonderen Erfolge aufweisen, da die türkischen Landwirte künstliche Grasanlagen und den Anbau von Futterkräutern nicht kennen, obschon Klee, Luzerne und gewisse Futtergräser sich auf Triften von hinreichender Feuchtigkeit vorfinden. Viele Gegenden erscheinen zur Anlage von Rieselwiesen geeignet, wie beispielsweise die Ebene des Sacaria, sowie die Nebenthäler des Göcksou und Kara-sou bei Lefke und Bezirhan. Die Thalflächen und Gehänge derselben sind in Bezug auf ihr Relief, auf ihre geologische und hydrographische Beschaffenheit und auf ihre Flora den Thälern der beiden Emmen im Kanton Bern gleich. Nur die Turkomanen, Turuks und Kurden in Kleinasien, welche als Nomaden sich ausschließlich mit der Viehzucht befassen, sind ebenso wie die Bosniaken insofern auf die Gewinnung guter Weiden bedacht, als sie die Wälder niederbrennen, um wieder frische und üppige Weideplätze zu gewinnen. Auch die Wiesenkultur steht auf der niedersten Stufe; an Wässerungsanlagen fehlt es fast allerwärts. Da weder die Auswahl des Zuchtviehes, noch die Fütterung und Pflege der Tiere in ihren jüngeren Jahren die Natur der einzelnen Viehgattungen angepaßt werden, Ställe und Schuppen fast gänzlich mangeln und so das Vieh im Frühjahr und Winter allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und allezeit auf das Grünfutter des Feldes angewiesen bleibt, wo es je nach der Jahreszeit entweder im Ueberflusse schwelgt oder aus Mangel darbt, so ist von einer Viehzucht eigentlich nicht zu reden. Letztere hat Pressel auf seinen Wanderungen nur an zwei Stellen vorgefunden, und zwar bei mohamedanischen Albanesen in den Thälern des Gilan-sou und der Topolnitza als Ueberreste altgriechisch-illyrischer Kultur, wo allein in der Türkei auch Heu produziert wird. So wird es begreiflich, daß im Winter 1873/74, wo in Anatolien bis nach Karien und Mesopotamien hin zwei Monate hindurch Schnee in der Höhe von 1 1/2 m. lag, 80—90 Prozent des Viehstandes (Rindvieh, Schafe und Ziegen) vor Hunger und Kälte zu Grunde giengen.

Gegenwärtig werden auf dem Weidegange gezüchtet: Pferde von gewöhnlicher Rasse, doch stark und ausdauernd (das staatliche Gestüt zu Tschifteler bei Sivrihissar in Kleinasien, wo edlere arabische Rassen gezüchtet werden sollten, liegt im Verfall); bosnisches (unansehnliches), bulgarisches, kleinasiatisches und syrisches (schönes) Rindvieh, durchweg von geringer Milchergiebigkeit; Büffelvieh für Zugarbeiten, namentlich in Kleinasien; hauptsächlich aber Schafe und Ziegen. Die Schafe sind syrischer Abstammung, größer als die europäischen Landschafe und von feinerer Wolle, namentlich die fettschwänzigen. Neben den gewöhnlichen Ziegen gibt es solche angorischer Rasse mit feinem Körperbau und langen, weißen, seidenartigen Haaren. Sowohl die Wolle der Schafe, wie die ebenfalls sehr wertvollen Haare der angorischen Ziege (Aiftik) werden in beträchtlichen Mengen ausgeführt. Außerdem ist in Kleinasien die Kameelzucht sehr bedeutend, da diese Tiere fast ausschließlich die Verkehrsmittel zwischen dem Inneren und der Küste bilden. Allein in dem Seeplatz Madania (bei Brussa) treffen alljährlich 9000 Kameele mit Landeserzeugnissen ein und nehmen europäische Waren zurück.

Auf einer hohen Stufe steht der Garten-, Obst- und Weinbau; er wird von allen Orientalen mit Vorliebe in der Nähe der Städte und Dörfer betrieben, deren Lage sich in der Regel schon von weitem durch waldartige

Baumanlagen kundgibt. Obstbäume sind im ganzen Reiche verbreitet. Bekannt wie die Aepfel von Amasia sind die Gärten am Bosporus mit ihren ausgezeichneten Pfirsichen und Aprikosen, die Kirschen Kleinasiens, die Wall- und Haselnüsse von Trapezunt, die Kastanienwaldungen von Brussa. Wegen der entwickelten Seidenraupenzucht wird die Maulbeere überall teils auf Hochstamm, teils als Strauch gezogen. Alle Südfrüchte gedeihen. An der Ostküste des Adriatischen Meeres, in Thessalien, an dem Küstenstriche des Aegäischen Meeres in Rumelien, in den Thälern Bythiniens, an der West- und Südküste Kleinasiens und in Syrien reift der Olivenbaum. Im Gemüsebau sind die Bulgaren und Griechen Meister, die Artischoken und der Blumenkohl des Bosporus sind weltberühmt. Endlich findet sich allerwärts der Weinstock angebaut. In den nördlichen Gegenden wird aus den gewonnenen Trauben ein zwar guter, doch nicht haltbarer Wein erzeugt. Aus den südlicheren Gegenden kommen die Trauben getrocknet als Rosinen und Sultaninen in den Handel und bilden einen nicht unwichtigen Exportartikel. Nur ein geringer Teil der Trauben wird auch in den südlichen Gegenden gekeltert, und zwar zu einem ganz vorzüglichen Wein, welcher recht gut eine Konkurrenz mit dem spanischen aushalten könnte, vorerst jedoch im Lande selbst verbraucht wird. Schon jetzt erzielt die Bevölkerung aus dem Garten-, Obst-, Gemüse- und Weinbau beträchtliche Einnahmen.

Unter den Handelspflanzen ist zunächst der Lein zu nennen; er wird in allen Gebirgs- und Hügelgegenden Rumeliens, Bosniens, Albaniens und Nordkleinasiens gebaut, doch hauptsächlich des Samens wegen. Die Faser wird nur selten, u. a. in Bythinien, verarbeitet, daher Flachsgarn nur in geringen Mengen ausgeführt.

Hanf wird nur in einigen Bezirken am Schwarzen Meere, in den Flußniederungen der oberen Maritza und im Morawa-Thal angebaut. In den Ebenen von Leskowatz-Prokoplje und Vranya-Banya traf Pressel Hanffelder von Quadrat-Kilometern Größe mit Pflanzen von 2.5 m. Höhe.

In allen Gegenden des Reiches gedeiht bei gartenmäßigem Anbau der Tabak; die besseren Sorten von von Jenidje, Kavalla und Avrit Hissar bei Salonichi in Rumelien, von Samsun und Trapezunt in Anatolien und Lattakia in Syrien werden in großen Mengen exportiert.

An der West- und Südküste Kleinasiens, in Syrien und Thessalien ist der Sesam heimisch, auch reifen dort Krapp, Safran und Safflor, ebenso der Mohn für die Opiumerzeugung. Von größter Bedeutung dürfte für Thessalien, für die Küstenländer des Aegäischen Meeres, für Kleinasien, Syrien und Mesopotamien die Kultur der Baumwolle werden, welche schon jetzt mit jedem Jahre zunimmt. Nächst Nordamerika (sagt Scherzer) ist vielleicht kein Land der Erde durch Klima und Bodenverhältnisse für den Anbau der Baumwolle geeigneter als Kleinasien, und er nimmt an, daß dieses Land das Zehnfache seiner jetzigen Ernte erzeugen könnte. Dasselbe gilt von Makedonien und Epirus. Bisher erstreckte sich die Baumwollkultur bei Smyrna auf die Flußthäler des Babir und des Hermos im Norden und des Kayster und Marander im Süden. Die dortige Produktion belief sich auf 265,000 Lstrl. jährlich, d. i. auf etwa ein Drittel des Reiches. Hauptabnehmer im Auslande ist Spanien.

Einst besaß die Türkei in den ausgedehnten Höhenzügen Rumeliens und Kleinasiens die herrlichsten und größten Waldungen mit allen Eichen-Arten, besonders der Steineiche, mit Buchen, Hagebuchen, Kastanien, Ahorn, Platanen, Linden und Ulmen, mit dem Buchsbaum und Bohnenbaum, mit der Cypresse, dem Eibenbaum und Lebensbaum, mit Fichten, Tannen, Kiefern und Lärchen. Leider ist durch die Thorheit der Viehzüchter und die Sorglosigkeit der Behörden nur zu viel davon vernichtet worden. Wo einst die herrlichsten Wälder rauschten, starren jetzt kahle Felsen in die Lüfte. Immerhin finden sich noch ausgedehnte Waldungen in Kleinasien auf der Höhe des Olymps von Brussa, auf dem Aghadagh, dem Dumanitsch, dem Hochgebirge bei Södjüd und jenem zwischen dem Sacaria und Halys, sowie auf den schwer zugänglichen Stellen des pontischen Küstengebirges. Ferner in der europäischen Türkei auf dem Hagios Oros, auf dem makedonischen Olymp und auf dem Hochgebirge des Rhodope. Da es in der Regel an den erforderlichen Verkehrsmitteln fehlt, um diese Holzmassen auf den Markt zu führen, so verfaulen dieselben vielfach. Wohl besteht in Konstantinopel seit Mitte der fünfziger Jahre eine eigene Forst-Direktion mit europäischen Sachverständigen als Beiräten — allein dieselben sind in ihrem Wollen und Können durch das Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Unthätigkeit versetzt worden. Als einmal einer der französischen Beiräte, der völligen Unthätigkeit müde, vom Minister deshalb seine Entlassung forderte, rief die türkische Exzellenz verwundert aus: „Was kümmert das dich?" „Aja bak!" (Nach dem Mond schaue!) Derartige Aeußerungen charakterisieren das ganze neutürkische Beamtentum. Da war es ehedem anders. Unter dem großen Soliman (1520—1566) waren die Höhen und Gehänge zwischen Pera und Bujukdere noch von prachtvollen Pinienwäldern bedeckt, an die heute nur spärliche Reste erinnern. Damals sollte mit dem Niederschlagen dieser Waldungen begonnen werden, als Soliman es verbot und als Gründe dafür in seinem Erlasse die nachteiligen Folgen solcher Abholzung, die Versumpfung des Thales der süßen Wässer, die Herbeiführung von Fieberkrankheiten, die Verminderung der Fruchtbarkeit der Gegend 2c. andeutete.

Im Argen liegt auch der Bergbau, welcher im wirtschaftlichen Leben jener Gegenden eine wichtige Rolle zu spielen berufen sein wird, wenn dort einmal Gesetz und Verwaltung die ehrliche Arbeit fördern werden; denn mit fast allen Arten nützlicher Mineralien und unter den günstigsten Bedingungen für ihre Gewinnung sind die

Länder der europäischen und asiatischen Türkei gesegnet. Noch sind die ungeheuren Steinkohlenlager bei Zacho in Kurdistan, nur 33 Km. vom linken Ufer des schiffbaren Tigris, 80 Km. oberhalb Mosul entfernt, gar nicht berührt worden, obschon sie fast bis an die Oberfläche reichen. Die Kohlengruben von Heraklea in Kleinasien könnten den ganzen Bedarf Konstantinopels und der türkischen Kriegs- und Handelsmarine decken, wenn sie verständig ausgebeutet würden, während sie jetzt durch den eingeführten Raubbau und die unsinnige Wirtschaft der türkischen Bergbeamten kaum noch mit Vorteil betrieben werden. Außerdem befinden sich vielfach in Rumelien und Kleinasien reichhaltige bis zu Tage stehende Lager des schönsten Lignits, an deren Abbau bisher noch nicht gedacht worden ist. Petroleum bricht in den kurdischen und armenischen Gebirgen an vielen Orten aus und fließt in den Tigris, während es für die Türkei aus Amerika und Rumänien bezogen wird. In Bosnien und Bythinien finden sich Schätze an Eisenerzen. Das bosnische Eisen ist dem steirischen gleich und könnte — vernünftig abgebaut — den Bedarf der ganzen Türkei decken und die ausländische Konkurrenz zurückdrängen. Die reichhaltigen Lagerstätten der Eisenerze in Kleinasien — denjenigen der Insel Elba entsprechend — am Sacaria und an der östlichen Seite des bythinischen Olymps sind bis jetzt gar nicht bekannt. Kupfererze finden sich nirgends in der ganzen Welt so reichhaltig als in dem Gebirgsstock zwischen Diarbekr-Angora-Sivas-Erzerum, und so mächtig und leicht förderbar, daß dort für ganz Europa der Bedarf an diesem stets wertvoller werdenden Metalle erzeugt werden könnte, während diese ausgedehnten Bergwerke, ehedem die Fundgruben für König Salomons Palast- und Tempelbauten, für Babylon, Tyrus und Rom, jetzt verlassen sind oder ganz primitiv betrieben werden. Silberminen finden sich in Makedonien und Kleinasien, jedoch nur in schwachem Betriebe, da der lange Raubbau die Ausbeute immer schwieriger macht. Außer diesen Metallen sind noch Boracit, Chromerze, Manganerze, Schwefel und Bleierze vorhanden, werden jedoch nur unbedeutend abgebaut. Nur Schmirgel und Meerschaum werden in größeren Mengen gewonnen, doch immer noch so unzulänglich, daß die Ausbeute leicht auf das Zehnfache gesteigert werden könnte. An dieser Vernachlässigung des Bergbaues tragen manche zusammenwirkende Umstände die Schuld, vor allem die fachmännische Unkenntnis, der Mangel an Verkehrswegen und nicht zuletzt die bestehenden Bestimmungen über die Erwerbung von Bergwerken, welche insofern die Sicherheit des Besitzes gefährden, als darnach jederzeit die erteilte Bewilligung zum Betriebe des Bergwerks zurückgezogen und der Besitzer verpflichtet werden kann, dasselbe gegen eine höchst zweifelhafte Entschädigung abzutreten. Dazu kommen die Schwierigkeiten und Verschleppungen bei der Erlangung der Konzessionen.

Das Turkmenen-Land.

Von Henri Moser.

(Schluß.)

Die Vielweiberei ist zwar in Turkmenien noch sehr im Schwange, allein die Frauen genießen ein gewisses Ansehen und man sieht sie nicht selten einen Einfluß auf die allgemeinen Angelegenheiten ausüben. So genoß noch z. B. in der jüngsten Zeit die Witwe von Nur-Werdi-Khan in Merw einen großen Ruf und die Tekes sagten: „Sie allein regiert in Merw". Auch hier bringt die Liebe sogar ihr Opfer: Als ich Budschnurd passierte, kam eine trostlose Frau zu mir, um sich meine Hülfe zu erflehen. Sie war aus dem Akhal mit einem Manne geflohen, den sie liebte, und hatte ihren Gatten verlassen. Der russische Agent in Budschnurd hatte auf die Klage des Gatten den Liebhaber verhaften lassen, der sich bereits unter Schloß und Riegel befand. Unglücklicherweise hatte der Schuldige sich nicht damit begnügt, dem Manne seine Gattin zu entführen, sondern hatte ihm auch ein Halbdutzend Kameele mitgenommen, und für diese That reklamierte man ihn in Askhabad als einfachen Dieb. Da die Justiz bereits eingeschritten war, mußte ich mit großem Bedauern der Bittstellerin erklären, daß meine Vermittelung nichts fruchten würde. Sie vergoß keine Thräne, sondern versicherte mich kalt, daß sie sich lieber in Stücke hauen lassen, als zu ihrem Gatten zurückkehren würde. Das Merkwürdigste dabei aber war, daß auf ihre eigene Bitte der Mann, dem sie gefolgt war und der seinerseits zwei rechtmäßige Frauen im Akhal zurückgelassen, diesen die Mittel geschickt hatte, um ihm nachzufolgen; sie wollte nicht, daß der Ruf ihres Liebhabers durch die Thatsache befleckt werde, daß er seine Frauen ohne Existenzmittel gelassen haben würde.

Die Frau wird dem Vater durch den Verlobten abgekauft; der Kalim oder Kaufspreis bestand früher in einer gewissen im voraus bestimmten Anzahl von Sklaven; wenn dann an dem anberaumten Tage der Käufer die verlangte Summe nicht hatte aufbringen können, so dauerte die Ehe nur wenige Tage und der Vater nahm seine Tochter wieder zurück, bis dahin, wo die Schuld gänzlich abgetragen wurde. Vor der russischen Eroberung schwankte der Preis einer Frau zwischen 1200 und 2000 Franken, allein seit dem Blutbade von Geok-Tepe ist die Zahl der Frauen bedeutend größer als diejenige der Männer; und hiedurch ist der Preis bedeutend zurückgegangen. Die Teke-Frauen verheiraten sich nur mit Tekes; wenn dagegen die Alamanetschiks hübsche Iranerinnen mitbrachten, behielten sie dieselben häufig bei sich in den Zelten, bald als Sklavinnen, bald als Frauen. Die Teke-Frau ist fleißig; außer den häuslichen Arbeiten webt sie noch Kleiderstoffe und verfertigt Kleider. Die Frau, die sich verheiratet, bringt als Mitgift eine gewisse Anzahl Filzdecken mit, welche sie in ihren Mußestunden angefertigt hat und unter welchen sich eine sehr feine Decke für das Pferd ihres Gatten

befinden muß. Eines ihrer Sprichwörter sagt: „Je feiner der Filz für den Renner, desto größer ist die Liebe für den Reiter“. Die Scheidung geht ohne große Förmlichkeiten und ohne Urteil vor sich, allein die Untreue der Frau gibt dem Gatten das Recht, sie zu töten, und daher rührt ein anderer Spruch der Turkmenen, welcher Gesetzeskraft hat: „Die Schande ist schlimmer als der Tod“.

Da die Teke-Frauen weder in einem Harem eingeschlossen, noch ganz verschleiert sind, so genießen sie beinahe dieselben Rechte, wie die Männer, mit denen sie auch so frei verkehren wie bei uns. Es fehlt daher im Akhal weder an romantischen Abenteuern noch sogar an Dramen, wie nachfolgende Thatsache bezeugen mag. Kul-Batter-Serdar hatte eine Tochter, deren Schönheit in der ganzen Oase berühmt war; sie war schlank, anmutig und von der Natur mit einem solch prächtigen Haar und einem solch sanften Blick ausgestattet, daß mehr als ein junger Teke und sogar mancher Graubart durch diese Reize schwer verwundet wurde. Alle diese Verehrer schmachteten aber vergebens, denn die Schöne liebte schon längst. Ein Nebenbuhler des Bevorzugten dachte auf ihr Verderben. Er ritt dem Kul-Batter entgegen, der von einem Alaman zurückkehrte, um ihm einzuflüstern, seine Tochter sei während seiner Abwesenheit entehrt worden. Die Tochter des Serdar empfing ihren Vater am Eingang seiner Wohnung. Kul-Batter, von ihrer Schmach überzeugt, war kaum vom Pferde gestiegen, so zog er seinen Dolch und stieß ihn seinem Kinde in den Busen. Nachdem es den Aksakhals gelungen war, die Unschuld des Opfers zu beweisen, mußte der Anstifter des Verbrechens vor dem Rat der Aeltesten erscheinen, welcher ihn wegen Verleumdung zum Tode verurteilte. Die Hinrichtung folgte der Verurteilung auf dem Fuße; jeder der Anwesenden durchstieß den Elenden mit dem Messer.

Erzählungen von ritterlichen Abenteuern bilden die Grundlage der Unterhaltung der Turkmenen, wie Thee und Tabak ihre bedeutendsten Ausgaben; unter sich sehr gesprächig, sind sie dem Fremden gegenüber sehr zurückhaltend, und dieser hat daher große Mühe, Nachrichten über ihre Sitten und Bräuche zu erhalten. Mit Ausnahme der Mollahs sind die Tekes ungebildet, dagegen sehr gewandt im Antworten, und obwohl die Lüge sie anwidert, wissen sie doch solch zweideutige Antworten zu geben, daß man wohl daran thut, ihnen zu mißtrauen. Vom Turkmenen kann man füglich sagen, es sei ihm das Wort verliehen, um seine Gedanken zu verbergen. Dagegen haben diese Söhne der Wüste eine schöne Eigenschaft, die sogar den Russen aufgefallen ist: es hat sich noch niemals ein Spion unter ihnen gefunden. Der Verräter wird von seinem Stamm ohne irgend eine Prozeßform getötet, seine Familie fortgejagt und sein Eigentum zerstört, denn der Verrat gilt für das größte Verbrechen.

Von Kisil-Arwat nach Kodsch ist die Straße von einer verzweiflungsvollen Eintönigkeit; zu Artschenan lagern wir am Rande eines Baches, dessen Wasser einen sehr ausgesprochenen schwefeligen Geschmack hat; man zeigt mir das Grab eines Heiligen, welcher Hautkrankheiten kurierte. Die Haufen von Lappen, welche von den Gläubigen um diesen Ort herum als Votivgeschenke aufgehängt worden sind, bezeugen die wohlthätige Wirkung des Heiligen oder vielmehr der Schwefelquelle. Je weiter wir vorrücken, desto zerrissener und zerklüfteter werden die Berge zu unserer Rechten, denen die Russen den Namen Kopet-Dagh gegeben haben; zu unserer Linken dehnt sich die ungeheure Ebene, der endlose Sand hin. Wir durchschreiten offene Ebenen, worin wir nun den Jurten-Wohnungen folgen, die aus Backsteinen oder an der Sonne getrockneten Lehmziegeln erbaut sind und die, wie wir nach Westen ziehen, näher beieinander liegen. Dann die Auls wie Geok-Tepe, deren Bewohner das ganze Jahr hindurch an Ort und Stelle bleiben, um die von Mauern umfriedigten großen Gärten zu bebauen und das Land vor den Angriffen der Gebirgs-Kurden zu beschützen, welche zuweilen in großer Menge in den Akhal herunterstiegen um zu plündern. Das Innere dieser befestigten Orte, sofern sie bewohnt sind, ist entweder mit Kibitken aus Filz besetzt, die in allem den Jurten der Kirghisen ziemlich gleich sind und nur ein minder kegelförmiges Dach haben, oder enthalten die Wohnungen der Tschomrys, viereckige oder runde Erdhütten, die mit Filz oder Stroh gedeckt sind; man sieht aber auch Kibitken mit Wänden aus Schilf.

Es gibt nichts Lustigeres als das Innere einer Teke-Feste. Wir sind in den ersten Tagen des Januars und die Felder beginnen grün zu werden; um Mittag ist die Sonne heiß und ich setze mich, wenn ich einen Halt mache, am liebsten auf Teppiche, die man vor den Jurten ausbreitet, die in gerader Reihe stehen und Gassen bilden. Die an Pfähle angebundenen und mit ihren Decken bedeckten Pferde betrachten mit ihren großen intelligenten Augen alles, was sie umgibt; die turkmenischen Windhunde in in ihren anmutigen Stellungen wärmen sich in der Sonne, und vor den Jurten arbeiten die Frauen und jungen Mädchen an ihren Stickereien. Um ihre angeborne Neugierde zu befriedigen, finden sie immer ein Mittel, sich unserer Gruppe zu nähern; sie haben einen Ueberfluß an Vorwänden: bald ist es ein Lamm, welches sich verlaufen hat und das man holen muß, bald ein Kind, das sie in die Arme nehmen müssen; sie wissen sich mit einer reizenden Anmut zu setzen, und jeder ihrer Bewegungen ist ein angeborener Adel aufgeprägt. Und da sollte man glauben, daß diese so ruhige und so höfliche Menge, welche mit so vieler Aufmerksamkeit und Ehrerbietung meinen Erzählungen lauscht, aus jenen entsetzlichen Räubern und Mördern bestehe, deren plötzliches Erscheinen vor Grausen alle erstarrte, denen sie nahten? „Was hättet ihr aus mir gemacht“, fragte ich eines Tages den Baschi-Serdar, „wenn ich vor vier Jahren unter euch geraten wäre?“ — „Du wärest ein guter Fang gewesen“, versetzte er sehr ruhig, „denn

man hätte ein großes Lösegeld für dich bezahlt." — Ich besitze noch als kostbares Andenken an jenes Land, das Halseisen und die Kette, deren sich Baschi-Serdar auf seinen Raubzügen bediente. „Nimm sie", sagte er zu mir, „die schönen Zeiten sind vorüber; Baschi-Serdar ist kein Krieger mehr; wenn er sich seiner Waffen bedienen muß, wird es im Dienst des Zars sein, der uns verboten hat, Gefangene zu machen". Ich bemerke hier, daß der Turkmene vollständig die russische Herrschaft angenommen hat, denn er äußerte hierüber: „Wir haben den Khan von Khiwa, den Emir von Bukhara, den Schah von Persien bekämpft; wir sind siegreich aus allen Gefechten hervorgegangen; noch heute, obwohl an Zahl herunter gekommen, würden wir Teheran einnehmen, wenn man uns gewähren ließe. Was den Russen anlangt, so hat er mit seinen Kanonen drei Jahre gebraucht, um uns zu unterwerfen; wir können nicht vergessen, daß er unsere Väter und unsere tapfersten Krieger getötet hat; aber wir werden ihm ehrlich dienen, denn wir verehren ihn als einen tapferen und loyalen Sieger. Der Engländer hat uns zwölf Jahre lang in den Kampf gehetzt und uns alles versprochen, aber nichts gehalten, darum verachten wir ihn." Aber die große Anzahl der Frauen und die Unthätigkeit der Männer hat eine schlimme Wirkung auf die männliche Bevölkerung ausgeübt; die Greise sehen mit Wehmut die verhängnisvollen Wirkungen des Branntweins und des Opiums, welche vor der Eroberung unbekannt waren und bereits Opfer zu heischen beginnen. „Wenn unsere Besieger in diesem Punkte nicht strenger sind, werden die Turkmenen in einigen Jahren ihre alte Rechtschaffenheit vergessen haben", sagte mir Baschi-Serdar; „früher gab es keine Diebe unter uns; wenn dies so fort geht, werden Teke und Dieb ein und dasselbe sein."

Die Turkmenen sind ausgezeichnete Schachspieler. Wenn man irgendwo einen Haufen Männer versammelt sieht, so kann man sicher sein, daß es sich um eine Schachpartie handelt. Am Boden kauernd, das Schachbrett vor sich, sind zwei Männer im Spiel begriffen; die Zuschauer beteiligen sich an demselben, indem sie einen oder zwei Krans[1] wetten; die Einsätze für den einen oder den anderen Spieler belaufen sich zuweilen auf bedeutende Summen, denn es gibt Partien, an denen man, je nach der Geschicklichkeit der Spieler, von sehr weiter Ferne teilnimmt. Bei jedem schönen Zug bricht die ganze Zuschauerschaft in Beifallszeichen aus und Geschrei und Jubel erreichen den höchsten Grad, wenn ein entscheidender Zug geschieht. Nur allein beim Spiel sah ich den Teke jene unzerstörbare Kaltblütigkeit verleugnen, welche ihn, sogar in Asien, zu einer Ausnahme macht.

Zwischen Geok-Tepe und Askhabad erreicht die Oase ihre größte Breite; sie ist dann eine ununterbrochene Folge von befestigten Dörfern inmitten der Felder, welche von runden Türmen geschützt werden, die den Bauern im Falle eines Angriffs zur Zuflucht dienen. Den Rest des Jahres hindurch leben die Leute unter den Zelten, welche den Heerden auf ihre Weidegründe folgen, bald um die Brunnen in der Wüste herum, bald in den Gebirgen, und es kommen dann nur einige Männer, die sich der Reihe nach ablösen, in diese Festen, um die Ariks zu unterhalten und für die Verteilung des Wassers über die Felder zu sorgen. Die Teke selbst arbeiten gar nicht; früher bebauten die Sklaven, welche sie sich aus Persien holten, ihre Felder. Sie verdanken diesen Sklaven die Anpflanzungen von Obstbäumen und besonders von Weinreben, welche man in der Umgebung von Askhabad in großer Menge sieht. Heutzutage liegen diese Arbeiten ihren Weibern ob.

Im Akhal wie im Miankal (der Oase von Serakhschan) macht das Wasser den Reichtum des Landbaues aus; man findet dort gleicherweise die Arikaksakhals oder Kanalaufseher, die hier unter dem Namen der Mirabs bekannt sind. Sie überwachen die Verteilung des Wassers und ernennen die Kanalarbeiter. Die Tekes allein in dieser Oase besitzen das Wasser, welches sie manchmal gegen ein Anteil an der Ernte verkaufen oder vermieten. Die lange Kette kahler, trockener Berge, welche den Akhal im Süden begrenzt, bietet die Eigentümlichkeit dar, daß in den Thälern keine Bäche vorhanden sind, weil die Schichtenbildung und die Porosität des Gesteins die Gewässer innerhalb bis an den Fuß der Berge sickern läßt. Wenn man daher an deren Fuß Brunnen abteuft, die oft 25 m. tief und von 30 bis zu 50 m. von einander entfernt sind, so stößt man auf Quellen, welche, in unterirdischen, 2 m. hohen Kanälen von Mauerwerk gesammelt, in einer gewissen Entfernung in der Ebene münden, wo sie die Kanäle speisen.

Am Abend unseres fünften Marschtags von Kisil-Arwat aus sahen wir vor uns in der Ebene die russische Kolonie Askhabad sich abzeichnen, welche mit ihrem kleinen Fort, ihrer Kirche und ihren weißen Häusern in russischem Styl einen äußerst reinlichen und heiteren Eindruck macht. Binnen drei Jahren aus dem Boden aufgewachsen, nimmt diese improvisierte Stadt schon ein kokettes Aussehen an. Eine Doppelreihe von Buden bildet eine breite Gasse, worin die Erzeugnisse des Abendlandes zur Schau gestellt sind, worunter Liköre und Branntwein die erste Stelle einnehmen. Die Kaufleute und Händler sind lauter Armenier, welche als Marketender im Gefolge des Heeres hieher gekommen sind und kolossale Gewinne gemacht haben, als zur Zeit der Eroberung die russischen Soldaten ganze Hände voll Teke-Geschmeide oder wunderschöne Teppiche um eine Flasche Wodka vertauschten. Allein wenn nun auch die Zeit vorüber ist, wo der gemeine Soldat über das Geld pudweise verfügte, so holen diese Armenier es nun an den Unglücklichen ein, welche die Not unter ihr kaudinisches Joch treibt. Ein Haarkünstler, den ich rufen

[1] Eine persische Münze im Werte von etwa einem Frank.

ließ, um mich von meinem überwuchernden Haarwuchs zu befreien, der mir in der Wüste gewachsen war und mir das Aussehen eines Wilden gab, verlangte von mir fünf Rubel für's Haarschneiden, und da er gleichzeitig auch Schneider war, machte er mir für einige sehr dringende Ausbesserungen meiner Toilette eine Rechnung, für deren Betrag ich mir in Europa den schönsten Anzug von einem der ersten Kleiderkünstler hätte kaufen können.

Mein Dolmetscher, welcher mir um eine Tagereise vorangeritten war, um mir eine Wohnung herzurichten, hatte ein Häuschen mit einem großen Hof für die Pferde und meine Geleitsmannschaft ausfindig gemacht. Ich fand mein Feldbett mit schönen, ganz weißen Laken bezogen, und den Ofen, welchen ich unter meinem Gepäck mitführe, geheizt; und als ich mich nun gebadet und des schrecklichen Ungeziefers entledigt hatte, das eine der Geißeln der Reisenden in Zentralasien ist, setzte ich mich vor eine gute Kohlsuppe und fühlte mich hoch befriedigt; ja ich ward es noch mehr, als auf die stärkende Suppe ein Gericht folgte, welches mich einigermaßen an mein Vaterland erinnerte; es war eine liebenswürdige Ueberraschung von Seiten der Frau meines Hauseigentümers, einer wackeren Deutschen aus den Kolonien an der Wolga, welche wußte, daß ich aus sehr weiter Ferne kam, und in mir einen Landsmann zu finden gehofft hatte. Sie kam ganz schamrot und verwirrt hinter ihren Kochöfen hervor, um mir ihre Familie — lauter echte Kalbasniks[1] — vorzustellen. In jener Nacht schlief ich wie ein König; ich hatte 4000 Km. in langen Etappen hinter mir und war entschlossen, an diesem Orte eine längere Rast zu machen, um meine Kräfte wieder zu gewinnen.

Nicht ohne eine gewisse Gemütsbewegung machte ich mich am anderen Morgen auf den Weg nach der Wohnung des Gouverneurs von Transkaspien; ich fragte mich, wie ich von diesem allmächtigen Manne aufgenommen werden würde, an den ich gar keine amtlichen Empfehlungen hatte und von dem ich wußte, daß er nicht zum besten mit meinem Beschützer, dem General Tschernajeff, stand. Ein Wort von ihm und ich hätte genötigt werden können, wieder umzukehren, denn man passiert nicht so leicht die Grenze, welche, meines Wissens, wenigstens von dieser Seite, noch von keinem Touristen betreten worden ist. Ich hatte aber das Glück, in der Person des Generals Komaroff einen großen Gelehrten, einen ausgezeichneten Altertumsforscher und Entomologen und zu gleicher Zeit einen echten russischen Gentleman zu finden, welcher gastfreundlich und dem aus so weiter Ferne gekommenen Fremdling freundlich gesinnt war. Der Generalgouverneur von Transkaspien ließ mich durch seine Güte all die unliebsamen Eindrücke von Kisil-Arwat vergessen. Ich habe meine besten Stunden in Askhabad in seinem Hause verbracht, wo eine ganz europäische Familie alles was die Stadt nur an Gebildeten und Weltleuten enthält, um sich versammelt. Die im Kaukasus begonnenen archäologischen Sammlungen des Generals enthalten wahre Schätze, und ich verdanke seiner Freigebigkeit eine Münzensammlung und Produkte von Ausgrabungen, welche ich unter die kostbarsten Gegenstände zähle, die ich von meinen Reisen zurückgebracht habe.

Obwohl der General äußerst beschäftigt und in Anspruch genommen war — denn während meines Aufenthalts in Askhabad spielte sich ein sehr ernstes Ereignis ab: die friedliche Annexion von Merw — so fand er gleichwohl Zeit, mir seine Schätze zu zeigen und mit mir Photographie zu treiben. Ich habe den ersten Erfolgen beigewohnt, welche von dem Vortrab des Detachements erlangt wurden, das die Grenze von Baba-Durma passiert und den Abgang der großen Deputation von Merw nach Askhabad veranlaßt hat; es war mir aber auch vergönnt, noch einen weiteren sehr interessanten Anblick zu genießen. Ich speiste an jenem Tag in aller Ruhe bei dem Chef der eingeborenen Schwadron, dem Lieutenant Lopatinski, und wir hatten soeben einige Flaschen vortrefflichen, aus dem Kaukasus kommenden kachetischen Wein geleert, als seine Ordonnanz, ein Tscherkesse, ihm die Ankunft von 40 eingeborenen Reitern von seiner Schwadron meldete, welche die Kuls (Sklaven) von Merw zurückbrachte. Es erwartete uns ein merkwürdiges Schauspiel: vor der Wohnung des Lieutenants war das aus der Oase zurückgekommene Peloton aufmarschiert, das man unter den kühnsten Reitern ausgewählt hatte. Es war eine wahre Freude, diese Männer auf ihren Pferden, in der malerischen Landestracht, kriegsmäßig bewaffnet und mit dem Staub des von ihnen zurückgelegten langen Weges bedeckt, zu sehen. Siebzehn unter ihnen trugen auf der Kruppe ihrer Pferde abgezehrte bleiche menschliche Wesen mit verschüchtertem Blick; es waren Frauen und Kinder unter dieser Zahl. Wir hatten vor uns die letzten persischen Sklaven, welche durch einen Alaman von Merw im Herbst 1883 auf der Grenze des persischen Khorassan hinweggeschleppt und auf das Verlangen des Generals Komaroff der russischen Regierung zurückgegeben worden waren. (Rückkehr der Sklaven von Merw siehe Abbildung Nr. 36, S. 711.)

Es war gewiß ein seltsamer Kontrast, diese Tekes, lauter ehemalige Alamanetschiks, die nun für den Dienst des Zars angeworben und in Regimenter eingekleidet sind, nach Merw gehen und von dort Sklaven holen zu sehen, um sie nach Askhabad zu bringen, damit die russische Regierung ihnen die Freiheit wiedergebe. Die Unglücklichen gaben sich keinerlei Rechenschaft von dem, was mit ihnen vorging, welche früher von Turkmenen weggeführt, von anderen Turkmenen zurückgeholt worden waren, um so mehr als die berittenen Hülfstruppen des Zars sie zwischen Merw und Askhabad behandelt hatten, wie sie von jeher die Kisilbaschen zu behandeln gewohnt gewesen waren. Ich hatte nun vor mir das Bild der Rückkehr von einem

[1] Wurstler, ein Spottname, welchen der Russe den Deutschen gibt.

Alaman; auf dieselbe Weise kehrten dieselben Reiter von einem erfolgreichen Raubzuge nach Persien in ihre Heimat zurück; ihre Gefangenen konnten kaum elender und erschrockener sein als die armen Geschöpfe, welche wir vor Augen hatten. Diese Zurückgabe verdankte man der Sendung des Machtum-Kuli-Khan, eines mit den Russen verbündeten Teke und Sohnes jener so einflußreichen Frau zu Merw, deren ich schon früher erwähnt habe, und der mit dem Hauptmann Alichanoff im Namen des Generals Komaroff die Herausgabe der Gefangenen verlangt hatte — eine Bitte welche ferner noch durch das kleine Corps des Oberst Muratoff, das in diesem Augenblick in Karybent stand, wirksam unterstützt wurde.

Als der Anführer des Pelotons der von Merw zurückgekehrten irregulären Reiter, ein alter Teke vom Stamme der Wakils, mit langem grauen Barte, seinen Bericht erstattet hatte, ließ der Lieutenant die Sklaven absteigen. Es hatte mittlerweile eine große Menschenmenge Zeit gehabt, sich um unsere Gruppe zu sammeln und erst als man diesen Unglücklichen Nahrung und Kleider brachte, begannen sie zu begreifen, daß ihr Elend zu Ende gehe. Ich hatte unter meinem Gepäck Wäsche und warme Kleider, welche ich einem der Gefangenen übergab; dieser zeigte mir unterwegs seinen Hals, der nur eine einzige Wunde war, als Spur des furchtbaren Halseisens, das er so lange getragen hatte. Diese armen Leute konnten sich nicht bedanken, allein ich fühlte mich genugsam belohnt, als ich ein armes Mädchen von sieben bis acht Jahren sich in einen alten Plaid wickeln und die Ueberbleibsel unserer Mahlzeit gierig verschlingen sah. Intelligent wie die Perser sind, waren sie nun überzeugt, daß von diesem Augenblicke an sich ihre ganze Lage geändert hatte; und am anderen Tage fand ich sie schon da und dort zerstreut, wie sie ihre erduldeten Leiden und Drangsale erzählten, umgeben von Neugierigen, welche sich nie entfernten, ohne ihnen irgendwelche kleine Geschenke zu reichen.

Dr. Gustav Adolf Fischer †.

Mit dem am 11. November in Berlin verstorbenen Dr. med. Gustav Adolf Fischer ist wieder einer der kühnsten und zuverlässigsten Afrika-Forscher dem Leben entrückt worden — ein Mann welchen ein hoher Ernst und Eifer für die Wissenschaft erfüllte und aus den behaglichsten Verhältnissen der Heimat hinaus in die Gefahren und Strapazen des dunklen Erdteils trieb. Herr Fischer war, wie wir schon in der vorigen Nummer dieses Blattes erwähnten, 1848 in Barmen als Sohn eines Bankiers geboren, der erst vor kurzem sich vom Geschäft zurückgezogen und einen Ruhesitz für seinen Lebensabend in Ober-Bilk bei Düsseldorf geschaffen hat. Schon von früher Jugend an träumte Fischer's lebhafter Geist von den Wundern der Ferne und namentlich der Tropenwelt, und bei der Wahl seines Berufes entschied er sich für das Studium der Medizin und Naturwissenschaften vor dem ihm angesonnenen Kaufmannsstande. Demgemäs studierte er von 1869 bis 1872 an den Hochschulen Bonn, Würzburg und Berlin die Heilkunde, promovierte dann in Berlin und erstand auch dort seine Staatsprüfung. Von diesem Augenblick an ging sein Streben dahin, eine Forschungsreise in die Tropenländer zu machen, und er studierte eifrig Geographie und Naturwissenschaften im Hinblick auf die Verwirklichung dieser Idee. Auf der Reise, welche er behufs der Vollendung seiner Fachstudien machte, schwebte ihm dieses Ziel auch beständig vor, und er sah sich nach einer Gelegenheit um, welche seine Wahl unter den verschiedenen Weltteilen bestimmen konnte. Eine solche Gelegenheit ward ihm denn 1876 geboten durch jene Expedition nach Ostafrika, welche behufs der Erforschung des südlichen Gallas- und des Wito-Landes von Klemens Denhardt in Berlin geplant und von der Geographischen Gesellschaft in Hamburg unterstützt wurde. Dr. Fischer war eines der eifrigsten Mitglieder dieser Expedition und trat sogleich die Reise nach Sansibar an, während Denhardt noch Jahre lang in Deutschland zurückblieb und seine Abreise verschob. Fischer bereiste zunächst, dem Projekte gemäß, im Jahre 1877 das südliche Galla-Land und das Land Wito; am letzteren Orte verweilte er über einen Monat, genoß die Gastfreundschaft des dortigen deutschen-freundlichen Sultans, erwarb sich dessen Vertrauen und machte sich mit Land und Leuten, Sprache und Sitten bekannt. Im folgenden Jahre 1878 bereiste er, mit besonderem Vorteile infolge der gewonnenen Erfahrungen, in Begleitung der Gebrüder Denhardt das Wapokoma-Land und verfolgte den Tana-Fluß bis Massai, worüber die Friederichsen'sche Karte des Massai-Landes (Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1882—83) erfreuliches Zeugnis ablegt. Die sehr interessanten Berichte über seine Reisen im Wito- und Wapokoma-Gebiet finden sich in den Mitteilungen der genannten Gesellschaft 1876—77 und 1878—79 abgedruckt und bringen eine Fülle neuer Belehrung über jene Gebiete, welche in der Geschichte der deutschen Kolonisations-Unternehmungen in Ostafrika unbedingt eine bedeutende Rolle zu spielen berufen sind.

Als er von seiner zweiten Reise nach Sansibar zurückkehrte, um sich hier zu erholen, ward Herrn Fischer der Gedanke nahegelegt, sich daselbst als Arzt niederzulassen. Er ging auf diesen Vorschlag ein und praktizierte nun drei und ein halbes Jahr daselbst, wobei er sich die freundschaftliche Zuneigung der dortigen Europäer und die höchste Achtung aller Kreise erwarb. Zugleich benutzte er seine Muße, um sich mit der Swaheli-Sprache und der Länder- und Völkerkunde des benachbarten afrikanischen Festlandes möglichst vertraut zu machen und einen Plan zu einer Reise in das Massai-Land und nach dem Kilima-'ndscharo auszuarbeiten, welchen er der Geographischen

Gesellschaft in Hamburg unterbreitete. Der verdiente Herr Friederichsen in Hamburg begriff die hohe Wichtigkeit dieser Reise und verwandte den größten Eifer darauf, die Mittel zur Förderung dieser Reise durch Sammlung unter den Hamburger Freunden der geographischen Wissenschaft aufzubringen, an deren offene Hand man sich für derartige Zwecke niemals vergebens wendet. Herr Friederichsen hatte das Vergnügen, im Oktober 1882 der Gesellschaft die Summe von 15,200 Mark als Ergebnis seiner Sammlung zu überreichen, und Dr. Fischer trat darauf Ende Dezembers 1882 von Pangani aus seine große und ungemein wichtige Reise ins Massai-Land im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg an, welche eine solch außerordentlich reiche Ausbeute an wissenschaftlichen Ergebnissen und an kostbaren und seltenen geologischen, botanischen und ethnographischen Gegenständen für die Hamburger Sammlungen geliefert hat. Die Rückkehr Dr. Fischer's von Massai wurde in einer außerordentlichen Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg am 17. November 1883 gefeiert, und die Ergebnisse und Schilderungen seiner Forschungsreise sind in den „Mitteilungen" der genannten Gesellschaft von 1882—83 veröffentlicht worden.

Es war sehr zu beklagen, daß das auf jeden auswärtigen Forscher neidische England gerade um dieselbe Zeit eine Expedition unter Joseph Thomson nach dem Massai-Land und dem Kilima'ndscharo sandte, und daß die Publizität, welche dem Reisewerk des letzteren beigegeben worden ist (eine illustrierte deutsche Uebersetzung erschien ja bekanntlich auch bei F. A. Brockhaus in Leipzig), die Fischer'sche Reiseschilderung etwas zurückgedrängt hat, jedoch nur scheinbar, denn an wissenschaftlichem Wert und Ausbeute überragt die Reiseschilderung des bedeutend höher gebildeten Dr. Fischer ganz entschieden das Thomson'sche Buch. Herr Joseph Thomson hat dadurch unbewußt und absichtslos Herrn Fischer ebenso geschädigt, wie er später durch seine (in diesem Jahrgange von uns geschilderte) Niger-Expedition den verdienstvollen Bemühungen unseres wackeren Robert Flegel in denselben Gebieten zuvorgekommen ist.

Allein wie sehr selbst die britische Presse die von Dr. Fischer erzielten wissenschaftlichen Ergebnisse anzuerkennen bemüht ist, das bezeugt die Bemerkung, welche das „**Scotch Geographical Magazine**", 1885, Nro. 9 in seinem längeren Berichte über die Fischer'sche Massai-Reise in folgenden Worten macht: „Wir beglückwünschen Dr. Fischer besonders über die erfolgreiche Art, wie er die von ihm durchwanderten Landstrecken kartographisch behandelt hat. Wir haben schon lange keine Arbeit mehr gesehen, in welcher geographische Beobachtungen so sorgfältig und genau und mit einer solch echt wissenschaftlichen Methode aufgezeichnet worden wären. Es hätte auch ohne Zweifel noch weit mehr geleistet werden können, wenn Dr. Fischer's Sextant nicht zerbrochen und dadurch unbrauchbar gemacht worden wäre; allein trotzdem ist die Karte, womit er seinen Bericht begleitet, viel zu gut, um sie mit ähnlichen Arbeiten anderer Forscher vergleichen zu können, welche sich mit einer rohen Skizze des angeblich von ihnen erforschten Landes begnügen. Dr. Fischer hat auf seiner größeren Reise bewiesen, daß er jene Eigenschaft der Unverdrossenheit und Ausdauer besitzt, welche für einen Forscher von solch hervorragender Bedeutung ist, wenn derselbe in Wirklichkeit mit seiner Arbeit der Wissenschaft dienen will."

Bei diesem allgemein anerkannten Rufe von der seltenen Tüchtigkeit Dr. Fischer's als Forschungsreisender ist es nicht zu verwundern, daß man allgemein den Ergebnissen seiner jüngsten Reise, von welcher er erst Mitte Oktobers ds. Js. nach Deutschland zurückkehrte, mit der gespanntesten Erwartung entgegensah. Diese galt der Aufsuchung des Reisenden Dr. Junker und des unerschrockenen Schlesiers Dr. Schnitzler (Emin Bey), welche seit einigen Jahren beinahe verschollen waren. Der Bruder von Dr. Junker, ein Bankier in St. Petersburg, hatte durch Professor A. Bastian an den in Sansibar praktizierenden Dr. Fischer die Anfrage ergehen lassen, ob er nicht geneigt und imstande wäre, eine Expedition in die Aequatorialländer Afrika's zu veranstalten, um den im Sudan irgendwo abgeschnittenen Dr. Junker und auch Emin Bey aufzusuchen. Die Wahl des Leiters einer solchen Expedition konnte ja auf keinen tüchtigeren Mann fallen als auf Dr. Fischer, der mit allen Zuständen und Verhältnissen jener Länder so vertraut und als Forschungsreisender erfahren war, und man betrachtete es daher als eine Bürgschaft für das Gelingen dieser Expedition, als Dr. Fischer sich zur Leitung derselben geneigt erklärte. Der Bankier Junker stellte ihm eine Summe von 40,000 Mark für diese Reise zur Verfügung und Fischer entwarf sogleich seinen Plan. Er wollte auf einem ganz neuen Wege von Pangani aus durch die nördlichen Gegenden des Schutzgebietes der deutschen ostafrikanischen Gesellschaft, durch Ungu, Kibaia, Irangi und Ussandavi und von dort in westlicher Richtung über den Victoria-Nyanza-See nach Kazehi vordringen, wozu er das erforderliche Gefolge erst anwerben und ausrüsten mußte. Am Vorabend seines Aufbruchs von Pangani, am 1. August 1885, berichtete er noch an die Hamburger Geographische Gesellschaft, er sei bereit, mit einem Gefolge von 221 Köpfen seine Reise anzutreten, befürchte aber, er werde mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln nicht ausreichen, weil wohl die doppelte Summe erforderlich sei, um seine Leute ein Jahr lang besolden und unterhalten zu können. Trotzdem aber trat er mutig und hoffnungsvoll seine Reise an, in der Ueberzeugung, daß jeder Tag weiteren Verzugs für das Geschick der von ihm Aufzusuchenden verhängnisvoll werden könnte. Unter Mühseligkeiten und Schwierigkeiten aller Art erreichte Dr. Fischer Kazehi, und verweilte hier 52 Tage, um auf die Rückkehr der Boten zu warten, die er nach Uganda geschickt hatte, um sich von König Mtesa's Nachfolger die Erlaubnis zur Durchreisung seines Landes

zu erbitten, weil er Dr. Junker und Emin Bey in Walelai zu finden hoffte. Der König von Uganda, unähnlich seinem Vorfahren Mtesa den Europäern entschieden feindselig gesinnt, verweigerte aber die erbetene Erlaubnis, und der Missionar Mackay in Uganda sandte an Dr. Fischer einen Brief, worin er diesen von der grausamen Ermordung des Bischofs Hannington und seiner 32 Begleiter in Kenntnis setzte und Fischer dringend vor dem Versuche, Uganda zu betreten, warnte, weil sonst seiner Expedition sicher dasselbe Schicksal drohe, wie derjenigen des Bischofs Hannington. Da Fischer die von ihm mitgebrachten Waren zunächst nur für den Bedarf in Uganda gewählt hatte, so war er nicht imstande, Uganda zu umgehen, indem er sich nach Kaberega, westlich vom Victoria-Nyanza, wandte. So faßte er denn den kühnen Entschluß, im Osten des genannten großen Sees auf Wegen, welche seither noch kein Europäer betreten hatte, durch das Land der Kawirondo nach dem Nil und damit in die Gegenden zu gelangen, wo er die Gesuchten vermutete.

In dem Lande Kawanga (von Thomson Kwa-Sundu genannt), worin jedoch keine Kawirondo wohnen, nordöstlich vom Victoria-Nyanza, hoffte Fischer gegen Schießbedarf Lebensmittel eintauschen und hiedurch die Möglichkeit erlangen zu können, seine Reise fortzusetzen. Er sah sich aber in dieser Hoffnung getäuscht, denn es war in jener Gegend eine Hungersnot ausgebrochen, und so mußte die Expedition, welche kaum ihr Leben zu fristen vermochte, unter unsäglichen Leiden und Mühen weiter ostwärts über den Nbaringo- und Maiwascha-See, über Kikuju und Ukamoa nach der Küste von Wanga vorzudringen suchen.

Diese Reise legte den sämtlichen Teilnehmern der Expedition, von denen Dr. Fischer der einzige Europäer war, ganz unbeschreibliche Mühsale und Entbehrungen auf; allein Fischer trotzte mit der ihm eigenen Energie und zähen Ausdauer allen Schwierigkeiten, verfolgte beharrlich sein Ziel, so lange noch irgendeine Aussicht auf dessen Erreichung vorhanden war, und wandte sich erst der Küste zu, als der Mangel an Tauschwaren und Schießbedarf ihn absolut dazu zwang. Selbst die Folgen der überstandenen Hungersnot gingen anscheinend unbemerkbar an ihm vorüber, und er hielt sich für ganz gesund und schien sogar auch äußerlich stärker geworden zu sein. Allein an wissenschaftlichen Errungenschaften war diese Reise abermals ungemein reichhaltig, wenn sie auch ihr spezielles Ziel verfehlte. Wenn die von Dr. Fischer geführten Tagebücher veröffentlicht werden, dürfen wir uns schmeicheln über die hydrographischen Verhältnisse Ostafrika's manche interessante neue Aufklärung zu erhalten, z. B. über die von ihm entdeckten neuen Neben- und Quellflüsse des Nils im Osten des Victoria-Nyanza, besonders über den Fluß, welchen Stanley als den Quellfluß des Nils bezeichnete, der aber gar nicht von Süden her sich in den See ergießt, denn Dr. Fischer entdeckte südlich vom Victoria-Nyanza eine Niederung, die Wembaëre-Steppe, welche ungefähr hundert Fuß unter dem Spiegel des Sees liegt und aus welcher selbstverständlich kein Gewässer sich in den See ergießen kann.

Dr. Fischer kehrte Mitte Oktobers d. J. nach Deutschland zurück und besuchte zunächst seine Eltern in Oberbilk bei Düsseldorf. Am Donnerstag dem 4. November kam er nach Hamburg und erstattete in einer Versammlung der Geographischen Gesellschaft den ersten mündlichen Bericht über seine Reise, welcher in hohem Grade interessant und anregend wirkte. Daß er darüber nicht früher schon einiges veröffentlichte, war eine Folge seiner ungemeinen Bescheidenheit, welche allem auswich, was nur einer Sucht nach Popularität und Ostentation gleicht. Ihm galt die Sache und die Wissenschaft alles, seine eigene Person trat überall dagegen zurück. Er hatte unmittelbar nach der Rückkehr ins Vaterhaus eine kurze resumierende Schilderung seiner letzten Reise verfaßt, welche mit Karte demnächst in „Petermann's Mitteilungen" erscheinen wird. Ein größeres Werk über seine Reise und über die neuen deutschen Besitzungen in Ostafrika, das noch „Mehr Licht im Dunklen Erdteil" verbreiten soll, wollte er im Laufe des bevorstehenden Winters ausarbeiten. Von Hamburg begab er sich jüngst nach Berlin, um dort Verwandte und Freunde aufzusuchen; dort erkrankte er wenige Tage nach der Ankunft an einem heftigen Gallenfieber in der Nacht zum 10. November, und der Anfall verschlimmerte sich so sehr, daß er trotz der sorgfältigsten ärztlichen Hülfe demselben schon am 11. November um die Mittagsstunde erlag. Im besten Mannesalter raffte der Tod ihn hin, welcher nur der Wissenschaft lebte und dieser noch unendlich wichtige Dienste zu leisten imstande gewesen wäre.

An dem Tage, wo ihn der Tod ereilte, hätte er auf Einladung des Fürsten Hohenlohe-Langenburg, als Präsidenten des Deutschen Kolonial-Vereins, noch einer Sitzung dieses Vereines beiwohnen und einen kurzen Bericht über seine Reise, namentlich aber über die Zustände in Wito, geben sollen. Mit bitterem Schmerz und tiefer Wehmut blicken wir auf das frühe Grab dieses selbstlosen kühnen, bescheidenen Mannes, dem die Wissenschaft so viel verdankt und der auch von seiner letzten Reise wieder ungefähr 30 neue Vogelarten und zahlreiche neue Fische, sowie die Kunde vom Vorkommen eines wal-artigen Tieres im Victoria-Nyanza mitbrachte und von dessen Entsagung und Selbstlosigkeit besonders die kennzeichnende Thatsache zeugt, daß er auf die letzte, elf Monate dauernde, ungemein anstrengende und strapazenvolle Reise als Stärkungsmittel für seinen eigenen Bedarf nur sechs Flaschen Wein mitnahm — ein Musterbild von Entsagung, das gewiß selten ist. Das Werk seines Lebens ist ein wohlvollbrachtes — er hat das Verdienst, non multa sed multum geleistet und sich eine bleibend ehrenvolle Stelle in den Annalen der geographischen Forschung erworben zu haben!

Skizzen aus Nordamerika.

Das Lick-Observatorium in Californien.

In kurzem wird auf dem Mount Hamilton in Californien das größte Observatorium der Welt fertig dastehen und das größte Fernrohr der Welt in sich aufnehmen: zu diesem Zweck und mit dieser ausdrücklichen Klausel hat der verstorbene James Lick vor reichlich 10 Jahren sein ganzes Vermögen im Betrage von drei Viertel Millionen Dollars testamentarisch gewidmet.

Noch bei Lebzeiten hatte der Erblasser angeordnet, daß die Sternwarte, welche seinen Namen führen wird, an einer „möglichst hohen und doch leicht zugänglichen Stelle" aufzuführen sei. Zuerst war der in der Sierra Nevada, an der Grenze der Staaten Californien und Nevada, gelegene, etwa 8000 F. hohe Lake Taho in Aussicht genommen; nach genauerer Prüfung aber entschied man sich für den Mount Helena im Küstengebirge, unweit von San Francisco, und endlich definitiv für den Mount Hamilton in der Santa Clara County, ebenfalls im californischen Küstengebirge, ungefähr 50 e. Mln. südöstlich von San Francisco, 13 Mln. von der nächsten Stadt, San José, dem Knotenpunkt zweier Eisenbahnenlinien, entfernt und mit ihr durch eine treffliche Straße und durch eine Telephon-Linie verbunden.

Der Mount Hamilton, 4500 F. hoch, die Aussicht im Umkreis von 100 Mln. durch keinerlei Erhebung behindert, hat drei Spitzen und auf der südlichsten, obgleich sie die niedrigste ist, steht die Sternwarte. Schon die Planierung dieser Spitze war eine Riesenarbeit: es bedurfte einer Erdbewegung von 45,000 F. Felsboden, um eine Platform von 450 F. Länge und 225 F. größter Breite zu gewinnen. Durch Staatsbeschluß wurden dann 500 Acres Land um den Berg herum der Sternwarte ins Eigentnm übergeben und sie selbst erwarb weitere 100 Acres. Jetzt wurden noch nähere vorläufige Prüfungen der Oertlichkeit vorgenommen, und als der Astronom Burnham vom 17. August bis zum 16. Oktober, also in 2 Monaten, 42 Nächte zur Observation vorzüglich geeignet, 7 mittelmäßig und 11 wolkig oder nebelig, und später der Astronom Todd während der schlechtesten Jahreszeit und während die tiefer liegende Landschaft in ein Wolkenmeer gehüllt war, den Himmel volle 70 aufeinander folgende Stunden hindurch zweimal rein gefunden, wurde im Frühjahr 1880 der Bau begonnen und so rasch fortgeführt, daß schon im letzten Teil des Februars 1881 ein zwölfzölliges Fernrohr zur Beobachtung des Durchgangs des Merkur an dem definitiv dafür bestimmten Platz aufgestellt werden konnte, und daß im Jahre 1882, nach Vollendung des Hauptbaues, auch die wichtige Wasserfrage durch die Anlegung eines Reservoirs für 80,000 Gallonen Wasser (aus ausgezeichneten Quellen stammend, die man 400 Fuß unterhalb der Bergspitze entdeckte) gelöst und ein Jahr später noch ein zweites Reservoir für 170,000 Gallonen, das man mit dem Regenwasser von den Dächern der Sternwarte füllte, hinzugefügt wurde. Das Hauptgebäude ist ein langer, einstöckiger und, gleich allen anderen Räumlichkeiten, feuerfest konstruierter Bau, mit einer 200 F. langen Halle für optische Experimente; an ihrem Nordende befindet sich eine kleine Kuppel mit dem bereits erwähnten Zwölfzöller, und eine Westkuppel beherbergt ein Fernrohr von gleichen Dimensionen, daran reihen sich Uhrenzimmer, Werkstätte, Schlafzimmer, Bibliothek, Kanzleien 2c. und schließlich erhebt sich die große Kuppel, welche den alsbald zu erwähnenden Fernrohrriesen aufnehmen wird. Außer dem Hauptbau steht, schon am Abhang des Berges, ein dreistöckiges Wohnhaus mit etwa 30 Zimmern für die Gelehrten und sonstiges Personal, welches die Werkstätte der Wissenschaft, allerdings zu einem, wenn auch noch so komfortablen Einsiedlerleben verurteilt, bevölkern wird.

Jetzt zum Fernrohr. An Riesenfernrohren existieren bisher ein 23-zölliges in Princeton (New-Jersey), ein 25-zölliges in Gateshead (England), ein 26-zölliges in Washington, ein ebensolches in Chicago, ein 27-zölliges in Wien und ein 30-zölliges Objektiv in der russischen Sternwarte in Pulkowa. Nachdem Lick ausdrücklich verfügt hatte, die von ihm gestiftete californische Sternwarte sei nicht bloß mit dem größten bisher gekannten, sondern überhaupt mit dem größtmöglichen Fernrohr auszustatten, mußte also über das 30-zöllige Objektiv wesentlich hinausgegangen werden, und man entschied sich für eine Dimension von 36 Zoll, als nach dem jetzigen Stande der Optik die höchstmögliche Leistung. Die berühmte Firma Clarke in Cambridgeport bei Boston übernahm die Lieferung des gigantischen Objektivglases und zwar — ein Beweis für die Größe der ihr gestellten Aufgabe — nicht, wie sonst, auf eigene, sondern auf Gefahr des Bestellers; die Lieferung des Rohmaterials die Firma Feil in Paris, bekanntlich die einzige Firma der Welt, die so gewaltige Massen optischen Glases herzustellen vermag und die deshalb ihr Geheimnis — es handelt sich um den Guß von zwei Glasmassen, die eine Crownglas, die andere Flintglas — sorgsam hütet. Der Guß der Crownglas-Scheibe bot diesmal enorme Schwierigkeiten: mehr als 20 Schmelzen erwiesen sich als unbrauchbar und erst im Herbst 1884 war die Aufgabe erledigt. Die Flintglas-Scheibe war schon ein Jahr früher fertig. Auch der Schliff des Objektivs — man hatte es bisher für geradezu unmöglich gehalten, daß so ungeheure Glaslinsen überhaupt geschliffen werden könnten — ist vollendet, eine erste Probe mit ihm an sogenannten künstlichen Sternen wird alsbald vorgenommen werden können und dann sind nur noch die nötigen Vorrichtungen herzustellen, um die Gläser gegen ihr künftiges Jagdrevier, gegen den Himmel selbst, zu richten.

Zum Direktor der neuen Sternwarte ist der Direktor der Washburn-Sternwarte in Madison (Wisconsin), der auch von den europäischen Astronomen hochgeschätzte Mr. Holden bestallt, und derselbe ist gleichzeitig zum Präsidenten

der californischen Universität ernannt. Activiert aber wird das Institut erst, nachdem es vom Comité der Universität übergeben worden, und es wird schon deshalb nicht früher aktiviert werden, weil dieses Comité beschlossen hat, früher keinerlei Besoldungen auszuzahlen. Point d'argent, point de savant!

Die Indianer in der „Dominion".

Die Vereinigten Staaten haben in der Behandlung der Indianer-Frage keine besonderen Resultate aufzuweisen, es ist sogar zweifellos, daß sie, statt die Ureinwohner des Landes auf ein höheres Niveau der Gesittung und der Wohlfahrt zu erheben, sie langsam aber sicher ausrotten. Weit besser faßt die canadische Regierung die Sache an, das geht unwiderleglich aus dem jüngst dem canadischen Parlament unterbreiteten diesjährigen Bericht des Departements für Indianer-Angelegenheiten in Ottawa hervor. Der allgemeinen Uebersicht der Lage der Rothäute in den verschiedenen Teilen der Dominion sind spezielle Berichte der Superintendenten und Indianer-Agenten in Ontario, Quebec, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, der Prince-Edward-Insel, Britisch-Columbia, Manitoba und dem Nordwesten beigegeben und diesen offiziellen Quellen zufolge lebt in den Reservationen insgesamt eine indianische Bevölkerung von 85,329 Köpfen, davon 38,470 in Britisch-Columbia, 15,810 in Ontario, 12,102 in den neuen Territorien, 10,112 in Manitoba, 5173 in Quebec, 1809 in Neu-Schottland, 1546 in Neu-Braunschweig und 307 auf der Prince-Edward's-Insel.

Diese direkt unter dem Schutz der Regierung stehenden Indianer haben 85,911 Acres altkultivierten Landes im Besitz und dazu sind noch in den Jahren 1884 und 1885 weitere 3242 Acres neu kultiviert hinzu gekommen; es entfällt aber auf jeden Kopf in der Reservation 1 Acre, ein Beweis, daß der Ackerbau unter den Indianern festen Fuß gefaßt. Auf der Indianer-Reservation stehen 11,509 Häuser und 3992 Scheunen, existieren 19,627 Pferde, 14,162 Rinder, 8504 Schweine und 1984 Schafe. Die Indianer besitzen ferner 64 Dreschmaschinen und 25,835 andere landwirtschaftliche Geräte und sie ernteten im letzten Jahre 280,230 Bushels Kartoffel, 319,652 Bushels Halmfrüchte und 18,663 Tonnen Heu; der Wert der von ihnen gefangenen Fische betrug 701,417 Dollars, der von ihnen erbeuteten Felle 711,393 Dollars und aus anderen Erwerbszweigen lösten sie 181,848 Dollars.

Indianer-Schulen sind im Gebiet der Dominion 167 vorhanden mit 4789 Schülern, und zwar in Ontario 70 Schulen mit 1952 Schülern, in Manitoba und im Nordwesten 62 Schulen mit 1823 Schülern, in Britisch-Columbia 9 mit 369 Schülern, in Quebec 16 mit 441 Schülern, in Neu-Braunschweig 5 mit 113 Schülern, auf Prince-Edward's-Insel 1 mit 113 Schülern und in Neu-Schottland 4 mit 75 Schülern.

Außer den Indianern in den Reservationen gibt es in der Dominion noch 44,596 nomadisierende Indianer, so daß die gesamte Indianer-Bevölkerung 129,525 Köpfe stark ist.

Ein Schatz der mexicanischen Wälder.

Die Wälder Mexico's bergen reiche Schätze: nicht Gold freilich, aber das Gold erschöpft sich und jene Schätze wachsen alljährlich nach. Wenn der rote Mann, der Indianer, am Morgen aus seiner leicht gebauten, luftigen Hütte, ringsum von Bananen beschattet, welche das Brot, und von Bataten umwuchert, welche die Kartoffeln ersetzen, heraustritt, tragen ihn wenige Schritte in den üppigsten Wald, in bunter Mischung überdeckt mit Feigenbäumen und Akazien, mit Palmen und Myrtengewächsen; gewandt schwingt er seinen schlanken Leib durch Dickicht und Schlingpflanzen und späht nach den mannigfach farbigen Blumen und Ranken, die sich, duftende Gärten in den Laubkronen bildend, auf den Aesten der Bäume angesiedelt haben. Hier bricht er sich eine saftige, säuerlich schmeckende Beerenfrucht von einer Passionsblume, dort merkt er sich einen Kalebassenbaum, dessen Früchte ihm Schüsseln, Teller, Töpfe, Flaschen, Becher und Löffel liefern, aber vor allen Dingen späht er nach einer jener Blütenranken, welche die Zweige umspinnen, und mitten unter scharlachroten Bromelien und goldgelben Bignonien findet er, was er sucht. Wie anderswo der Epheu an den Stamm der Eichen und Buchen, so klammert sich hier die Vanille-Ranke an den Stamm der amerikanischen Feige oder des Storaxbaumes, heftet sich mit zahllosen kleinen Saugwurzeln fest und schlingt sich, Guirlanden bildend, weiter von Zweig zu Zweig. Die Blätter stehen in zwei Reihen an den Ranken, haben eine der Lancette ähnliche Form, sind mehr als spannenlang und haben ein schön saftiges Aussehen; aus den Winkeln der Blätter brechen Blütentrauben mit schöngefärbten Blumen, innen schneeweiß, außen gelbgrünlich, heraus; das köstlichste aber sind die dünnen langen Schoten, welche sich, anfangs grün, späterhin bräunlich, aus den verwelkenden Blumen entwickeln, in kleinen Büscheln beisammen hängen und schon auf bedeutende Entfernung den herrlichsten Duft ausströmen. Hier macht der Indianer Halt. Mit leichter Mühe schwingt er sich auf die niederen Aeste des Baumes und pflückt Schote auf Schote, die halbreifen, die eben erst aus der grünen Färbung in die braune überzugehen beginnen, bevorzugend. Nach kurzer Zeit hat er sein Tagewerk gethan und ist wieder in seiner Hütte, bevor noch die höher steigende Sonne die Hitze drückend gemacht. Im heißen Sonnenschein oder, bei trübem Wetter, an einem mäßigen Maisstrohfeuer trocknet er dann die Schoten, hüllt sie, damit der Nachttau und die feuchte Luft ihnen nicht schade, Abends sorgsam in Tücher und bringt sie endlich, je 50 zu einem Bündel geformt, um reichlichen Lohn den Händlern in den Hafenorten.

So ganz glatt und bequem geht übrigens das Schotenpflücken denn doch nicht von statten. Die Palmenstämme

sind mit langen schwarzen Stacheln besetzt, die den unvorsichtig Nahenden schmerzhaft verwunden; das schön blühende Schlinggewächs, das sich quer über den Weg spannt, eine Picapica, eine Brennschote, wann es durch irgend einen Stoß, durch ein entfliehendes Aeffchen oder durch einen emporflatternden Vogel in Bewegung gerät, gibt eine Wolke rötlich-brauner feiner Haare von sich, die der Haut des Menschen ein unerträgliches Jucken verursachen; zwischen den köstlichen Blumen ruht vielleicht eine giftige Schlange, auf den Ranken der Vanille oder den überhängenden Zweigen wandern zahllose Ameisen mit ätzendem Saft oder scharfem Stachel, Stechfliegen summen unaufhörlich peinigend im Walde umher und möglicherweise birgt das dichte Buschwerk sogar einen Jaguar oder eine Tigerkatze. Alle diese Gefahren haben den Indianer bewogen, die Vanille nahe seiner Hütte an den Fuß junger Bäume zu pflanzen. Ein in den fruchtbaren Boden gesteckter und mit etwas Erde bedeckter Vanille-Zweig wächst alsbald weiter und klettert an seiner Stütze empor, in drei Jahren trägt er bereits Frucht, und das thut er ununterbrochen 30 bis 40 Jahre hindurch.

Man hatte schon vor langer Zeit versucht, die Vanille auf der Insel Java zu ziehen: sie grünte, denn die Sonnenglut war gleich stark, und blühte dort ebenso üppig und rasch, aber nie entwickelte sich auch nur eine einzige Schote. Lange riet man hin und her nach der Ursache dieser Erscheinung, endlich fand man heraus, daß in Mexico eine unansehnliche kleine Fliege sich auf die Vanillenblüten setze, um von dem reichlichen Honig derselben zu naschen und daß sie dabei — die Bedingung bei den Blumen, wenn sie Frucht tragen sollen — den Blütenstaub der einen Blume auf die Narbe der anderen übertrage und man hatte wohl die Vanille nach Java gebracht, die Fliege aber in Mexico gelassen. Es blieb nichts übrig, als daß der Mensch die Arbeit der Fliege thue und die Narben der Blüten bestäube, und seitdem das in Java geschehen, ließen die Schoten nicht auf sich warten.

In jenen heißen Ländern übrigens, in welchen die Vanille gefunden wird, genießen die Leute, welche sie sammeln, sie nie; die starkreizende Frucht gilt dort als ein gefährliches Gift.

Mexico.

Aus der Feder des hervorragenden Nationalökonomen Wells Davis finden wir in der bedeutendsten nordamerikanischen Monatsschrift eine Darstellung, eine aus persönlicher Wahrnehmung und Erfahrung geschöpfte Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse Mexico's, welche die verhältnismäßig sehr ungenügende Kenntnis der dortigen Zustände wesentlich bereichert. Diese Zustände in der jetzt 65 Jahre alten Republik sind die denkbar traurigsten, und das Land, das eines der reichsten Länder der Welt sein könnte, steht fast in erster Reihe unter den ärmsten, es ist arm trotz seiner zahlreichen Gold- und Silberminen und trotz der kolossalen Schätze, welche noch außer den edlen Metallen dort die Natur verschwenderisch ausgestreut.

Die Regierung hat seit dem Jahre 1875 durch die Gewährung verlockender Vorteile die Einwanderung begünstigt, aber wenigstens die ackerbautreibenden Einwanderer gehen trotzdem zu Grunde. Denn Mexico kennt im Grunde nur eine nicht allzu große Anzahl riesiger Landkomplexe, der Hazienbas, in der Hand von etwa 600 Eigentümern vereinigt, viele auf Quadratmeilen sich ausdehnend, meistens gar nicht oder schlecht angebaut, gleichwohl aber von den Eigentümern hartnäckig festgehalten, weil Grund und Boden nur verschwindend kleine Steuern entrichtet und weil die immer wiederkehrenden Revolutionen nur ihn als wirklich sicher erscheinen lassen; zudem ist der Ankauf von Ländereien schon dadurch erschwert, daß man durch einen solchen Ankauf, falls man sich im Kontrakt seine frühere Staatsbürgerschaft nicht ausdrücklich vorbehalten hat, ohne weiteres mexicanischer Bürger wird und also bedingungslos und ohne noch weiter den Schutz des Heimatlandes anrufen zu können, das Risiko dieser wenig beneidenswerten Staatsangehörigkeit auf sich nimmt.

Gegen alles, was „Geschäft" heißt, hat der Mexicaner eine unüberwindliche Abneigung, und die Banken, die wenigen Eisenbahnen und selbst ein großer Teil der Minen gehören den Ausländern, meist Amerikanern und Engländern. In den Minen würde ohne Zweifel ein sehr bedeutendes Kapital investiert werden, aber ein Hindernis bietet die mexicanische Gesetzgebung, wornach niemand ein absolutes Eigentumsrecht an einem Bergwerk haben kann. Er mag ein Bergwerk unter welchem Rechtstitel immer und seit welcher Zeit immer als Eigentum erworben haben, eine blos sechswöchentliche Unterbrechung des Betriebes desselben genügt, ihn des Eigentums verlustig zu erklären und dieses Eigentum auf den zu übertragen, der diese „gesetzwidrige" Unterbrechung den Behörden zur Anzeige gebracht hat!

Wie sehr die Landwirtschaft darnieder liegt, mag ein jüngst veröffentlichter offizieller (amerikanischer) Konsularbericht darthun. Der einzige Unionsstaat Südcarolina mit einem Flächeninhalt von 30,750 Quadratmeilen hat im letzten Jahr zweieinhalbmal soviel Ertrag aus seiner Landwirtschaft geliefert, als die sechs nördlichen Provinzen Mexico's, die zusammen einen Raum von 355,623 Q.-Mln. einnehmen. In der Produktion von Zucker, Kaffee 2c. ist ein ähnliches Verhältnis. Die gesamte Produktion Mexico's hatte im letzten Jahr einen Wert von 157 Millionen Dollars, während die Vereinigten Staaten in demselben Jahr blos an Hafer für 180 Millionen Dollars produzierten.

Die Industrie liegt noch ganz in den Windeln. In ganz Mexico existieren höchstens 100 Fabriken mit ca. 13,000 Arbeitern und sie arbeiten mit einem Gesamtkapital von höchstens 10 Millionen Dollars. Man sieht, daß dort von einer Arbeiterfrage sobald noch keine Rede sein wird.

Geographische Neuigkeiten.

* Die Buschmänner. Wie wir aus einem Vortrage entnehmen, welchen Herr A. Bertin in der jüngsten Nummer des Journals der Londoner Königlichen Asiatischen Gesellschaft veröffentlicht hat, bilden die Buschmänner heutzutage kaum mehr eine Rasse, geschweige denn eine Nation. Sie teilen sich in eine Menge kleiner, vereinzelter und über ganz Südafrika zerstreuter Stämme, welche sich in die Wüsten oder in die zerklüfteten Gebirge geflüchtet haben, um der Verfolgung, der Sklaverei und der Ausrottung auszuweichen. Durch allgemeinen Verkehr und gelegentliche, aber nicht häufige Zwischenheiraten mit anderen Völkerschaften, mit welchen sie unausweichlich mehr oder weniger in Berührung gebracht werden, haben sie teilweise ihre eigenen Besonderheiten modifiziert, und teilweise diejenigen ihrer Nachbarn angenommen. Reisende machen ziemlich widersprechende Schilderungen von ihnen, weil sie verschiedene Stämme derselben sahen, von denen jeder in seiner Vereinzelung und durch den Verkehr mit fremden Rassen neue Eigentümlichkeiten angenommen hatte. Zwei Thatsachen, die diese Vereinzelung auffallend illustrieren, sind 1) daß Stämme, welche kaum mehr fünfzig Familien zählen, solche Dialekt-Eigentümlichkeiten angenommen haben, daß sie weder die benachbarten Stämme, welche vielleicht nur einige Meilen entfernt sind, verstehen, noch von denselben verstanden werden können, und 2) daß sie keinen gemeinsamen oder nationalen Namen haben und uns unter den Spottnamen, die ihnen ihre Nachbarn gegeben haben, oder durch Namen von Oertlichkeiten bekannt sind. Die Buren gaben ihnen den Namen bosjesman, anglicisiert in bushman, die Hottentotten nennen sie Saan, die Betschuanen Ba-ru, die Kaffern Abativa u. s. w. Der einzige Name, welcher im Zweifel noch für einen nationalen gelten kann, ist Khuai, welcher einem besonderen Stamme gegeben wird. Uebrigens darf doch trotz aller dieser Variationen entschieden versichert werden, daß es eine Khuai- oder Buschmann-Rasse gibt. Abgesehen von der Frage der Sprache stellt der Buschmann anthropologisch einen streng geschiedenen Zweig unter den afrikanischen Rassen dar; er unterscheidet sich von dem Neger und von dem Bantu und ebenso auch von dem Hottentotten, mit welchem er einige Merkmale gemein hat und mit dem er daher auch lange Zeit verwechselt worden ist; der Unterschied ist aber so augenfällig, daß er von allen Reisenden gefühlt wird. Die dauernden Merkmale der Rasse werden so spezifiziert: Der Buschmann ist von kurzer Statur; seine Körpergröße nimmt nur zu, wenn sein Aussehen auf eine Zumischung von Bantu-Blut deutet. Seine Haut ist hellbraun, kupferig oder sogar hellgelb und, wenn nicht durch starke und deutliche Zumischung von Bantu, niemals schwarz; überdies ist ein neugeborener Buschmann nicht so schwarz wie ein neugeborener Bantu, sondern rot, wie dies auch bei einem Negerkinde der Fall ist. Das Haar ist eines der beständigsten Rassenmerkmale und im Falle des Buschmanns sehr bestimmt gezeichnet; es ist in Büscheln entwickelt, wie dasjenige des Tasmaniers und hat einen ovalen Querschnitt. Am Gesicht oder Körper findet sich kaum irgendein Haar. Der Schädel ist gut definiert, rund und klein, die Schläfen sind breit, die Augen weit auseinander und etwas schief gestellt, die Backenknochen vorstehend; die Nase wechselt sehr, ist aber im allgemeinen groß und platt. Der Körper ist im wesentlichen wohlproportioniert, die Schultern breit, Arme und Beine gut entwickelt, Hände und Füße merkwürdig klein. Die ungeheure Entwickelung der Hüfte, welche dem Hottentotten sein lächerliches Aussehen gibt, wird auch unter den Buschmännern gefunden, scheint aber kein Rassenmerkmal zu sein und erscheint wahrscheinlich nur, wenn Buschmänner mit Hottentotten gekreuzt werden. Die eigentümliche Bildung der sog. „Hottentottinnen-Schürze" wird auch unter den Buschweibern gefunden und scheint Rassekennzeichen zu sein. Die Zähne der Buschmänner stellen diese in eine besondere Klasse, denn sie sind nicht gleich schlecht geschnittenem Elfenbein, wie bei den Bantu, sondern regelmäßig und von perlmutterartigem Aussehen. Alles in allem genommen, scheinen die Buschmänner, wenn sie nicht mit Hottentotten oder Bantu gemischt sind, zwar von kleiner Statur und brachykephal, aber wohlproportioniert zu sein. Der Prognathismus, dieses wesentliche Merkmal des echten Negers, tritt niemals beim Buschmann, Hottentotten oder Bantu sehr deutlich hervor. Hinsichtlich der Moral ist der Buschmann entschieden besser als er von den frühesten Reisenden und von den benachbarten Stämmen geschildert worden ist. Die Freiheit gilt ihm über alles: er anerkennt keinen Herrn und hat keine Sklaven. Gleicherweise zieht er das Wanderleben eines Jägers demjenigen eines friedlichen Ackerbauers oder Hirten vor. Er hat äußerst wenige Bedürfnisse, baut sich selten eine Hütte und sucht sich lieber ein Obdach in den natürlichen Höhlen, die er in den Felsen findet — an anderen Orten baut er sich eine Art Nest im Busche, woher sein Name Buschmann — oder gräbt mit den Nägeln unterirdische Höhlen. Seine Kleidung ist nur ein kleines Fell, seine Waffen sind Speer, Bogen und Pfeile in ihrer rohesten Gestalt. Die Pfeile und Speerspitzen sind immer vergiftet. Er hat ein Werkzeug von der einfachsten Konstruktion, womit er sich ein paar wildwachsende eßbare Wurzeln ausgräbt. Um sich Feuer zu verschaffen, bedient er sich noch immer des primitiven Mittels, zwei Stücke Holz aneinander zu reiben. Der Buschmann hat keine Religion und nicht einmal einen Begriff von einer Gottheit, dagegen eine Menge von abergläubischen Vorstellungen; trotzdem aber ist er in sittlicher Beziehung dem Bantu und Hottentotten weit überlegen, denn er ist niemals ohne Not grausam, sondern vielmehr wohlwollend und hilfsbereit gegen seine Stammesgenossen; er stiehlt zwar Vieh, allein Viehdiebstahl ist in seinen Augen nur eine andere Form der Jagd. Er hat ein

großes Nachahmungstalent, wie dies aus den Malereien und Skulpturen hervorgeht, welche die Buschmänner an den Wänden der von ihnen bewohnten Höhlen und an Felsen hinterlassen haben, und wovon die Malereien nur mit verschiedenfarbigem Lehm und die Skulpturen nur mit einem Meisel von Feuerstein hergestellt sind. In ihren Darstellungen ist immer eine überraschende und realistische Aehnlichkeit bemerkbar, und es soll ein eigentümlicher Anblick sein, diese nackten Wilden mit einem Rohr auf die Felsen malen oder mit einem Stück Feuerstein an denselben herumarbeiten zu sehen. Weder die Bantu noch die Hottentotten, obschon sie einen höheren Grad von Zivilisation erreicht haben, konnten jemals die schlechtesten von diesen Zeichnungen zu stande bringen. Der Buschmann besitzt auch ein musikalisches Instrument, welches zwar sehr roh und unbeholfen ist, aber doch zur Illustration dieser seltsamen Mischung von wildem Leben mit künstlerischem Geschmack dienen kann. Bezüglich der Sprache der Buschmänner — welchen Gegenstand Herr Bertin ziemlich eingehend behandelt — haben wir aus Mangel an Raum nur zu bemerken, daß dieselbe unzählige Dialekte entwickelt hat, welche sich fortwährend verändern; daß aus diesen und anderen Gründen die Europäer große Mühe haben, sich dieselben anzueignen; und daß die Sprache eine große Menge von Kehllauten, von nasalen und ungewissen Vokalen und vor allem von jenen seltsamen Lauten besitzt, welche man clicks oder Klatschlaute nennt und nicht phonetisch bezeichnen kann. Die Sprache soll jedoch vom philologischen Gesichtspunkte aus eine höchst bedeutsame und interessante sein und denjenigen, welcher sich dem Studium derselben widmen würde, reichlich zu belohnen imstande sein. Der bekannte afrikanische Forscher Bleek hat eine große Sammlung von buschmännischer Litteratur angelegt, allein dieser Schatz ist unzugänglich, weil in Sir G. Grey's Bibliothek in der Kapstadt vergraben. Der Flächenraum, welchen diese Rasse einnahm, war früher weit größer als er gegenwärtig ist; allein wie weit sie sich erstreckte, entzieht sich unserer Kenntnis und Ermittelung, nur haben wir allen Grund zu vermuten, daß die Rasse zu einer gewissen Zeit den ganzen zentralen Teil des afrikanischen Festlandes einnahm. In anthropologischer Beziehung bietet der Buschmann alle kennzeichnenden Merkmale der Negritos dar, besonders derjenigen auf den Andamanen. Die Frage, ob es in Afrika noch irgend eine Völkerschaft gibt, mit welcher die Buschmänner in Verbindung gebracht werden können, ist nicht mit Gewißheit zu beantworten. Es gab jedoch eine heutzutage ausgestorbene oder verwischte Rasse, welche manche von denselben kennzeichnenden Merkmalen aufweist: das ist die ägyptische Rasse der ersten Dynastien. Natürlich soll damit nicht angedeutet werden, daß die Buschmänner die Abkömmlinge der alten Aegypter sind oder daß die alten Aegypter Buschmänner waren; allein man darf füglich sagen, daß beide Völkerschaften von demselben ursprünglichen Stamm herrührten, welcher verschiedenartig modifiziert worden ist. Die Buschmänner haben, wie die Aegypter, einen ausschließlichen angeborenen Formensinn, ein graphisches Talent, und als ein spezielles physisches kennzeichnendes Merkmal jene somatische Mißbildung, die man die ägyptische oder Hottentotten-Schürze nennt. Was aber die Annahme einer derartigen Verwandtschaft weniger unwahrscheinlich macht, ist der Umstand, daß die ursprüngliche Heimat der Aegypter südlich vom Aequator gewesen zu sein scheint, von wo aus sie allmählich nach Norden vordrangen. Die anderen Stämme derselben Rasse (Negritoiden) blieben wahrscheinlich in einem Zustande der Barbarei und wurden durch alle Völkerschaften von höherer sozialer Organisation überall verdrängt oder vorwärts gestoßen. So wurden die Vorfahren der Buschmänner südwärts gedrängt und auf das Hottentottenvolk geworfen — eine Ansicht, die durch die Thatsache unterstützt wird, daß die Buschmänner in ihren Ueberlieferungen und Erzählungen immer von einer vorher vorhandenen Bevölkerung sprechen, welche dieses Land bewohnte. (Sc. G. M.)

* Das Territorium Chubut (in der Argentinischen Republik). In den letzten Oktobertagen des vorigen Jahres hatte der Oberstlieutenant Fontana, Gouverneur des Territoriums Chubut, sich an der Spitze einer Forschungsexpedition auf den Weg nach den öden Gegenden dieses Teils der Argentinischen Republik zu machen. Die Dauer der Expedition war auf drei Monate festgesetzt gewesen. Als aber diese um waren, ohne daß die Regierung irgendwelche Kunde von derselben erhalten hatte, schickte diese eine Abteilung Militär aus, um nach den Reisenden zu suchen; allein das Detachement kehrte nach einigen Wochen wieder heim, ohne imstande gewesen zu sein, sich irgendeine Nachricht über den Verbleib der Expedition zu verschaffen. Man hatte daher allen Grund zu der Befürchtung, es könnte den Reisenden ein Unglück zugestoßen sein, als in den ersten Tagen des Monats März bei dem Präsidenten der Argentinischen Republik ein Brief des Oberstlieutenants Fontana, datiert von Rawson, einem Städtchen an der Grenze des Territoriums Chubut, vom 9. Februar, eintraf, worin der Kommandant seine bevorstehende Rückkehr nach einer über Erwarten gelungenen Durchführung seiner Expedition meldete, welche ihn sogar bis zu den schneebedeckten Gipfeln der Andes emporgeführt hatte. Ueber die Einzelheiten der Expedition meldet Oberstlieutenant Fontana in seinem Briefe ungefähr folgendes: Die aus 30 Mann bestehende Expedition, welche er anführte, war am 14. Oktober v. J. von dem Städtchen Raiwon, dem Hauptort des Bezirks Chubut, aufgebrochen und am 8. Februar d. J., d. h. nach bald viermonatlicher Abwesenheit, an ihrem Ausgangspunkte wieder eingetroffen. Sie hat einen Weg von 1000 Meilen zurückgelegt, indem sie anfangs dem gewundenen Lauf des Rio Chubut bis zu seiner Quelle in der Cordillere, unter dem 42.° s. Br., der nördlichen Grenze des Gouvernement Chubut, folgte. Dann durch-

reiste sie fruchtbare Thäler und ausgedehnte Ebenen, die von dauernden Wasserläufen gespeist wurden, ferner Waiden von einer wunderbaren Entwickelung und ausgedehnte Waldstriche mit riesigen Bäumen. Sie hat Seen entdeckt, hat mit Genauigkeit die (seither auf den Karten falsch eingetragenen) Quellen des Rio Chubut und ebenso auch die Richtung und die Nebenflüsse vieler anderer Ströme bestimmt. Nachdem sie sodann noch den Fundort eines goldführenden Quarzganges auf einer Karte eingetragen und drei nach Chile hinüberführende Pässe rekognosziert hatte, erreichte die Expedition den 44.° s. Br., die südliche Grenze des Gouvernements. Der Erforscher Fontana glaubt der erste zu sein, welcher seinen Durst an der Quelle gelöscht hat, aus deren ersten Tropfen der Senger-Fluß entsteht. Er behauptet, es sei ihm gelungen, alle Zweifel zu beseitigen, welche seither über die Seen Colué und Musters existierten, und er hat den Längengrad bestimmt, unter welchem sie gelegen sind. Ebenso hat er mittelst spezieller Arbeiten die geographische Lage der Punkte bestimmt, wo der Rio Senger und der Rio Chico sich in den See ergießen. Endlich spricht Oberstlieutenant Fantana sich in dem an den Präsidenten gerichteten Schreiben über die Fruchtbarkeit jener Gegenden folgendermaßen aus: „Die walisischen Kolonisten und die Uferbewohner dieses Gebietes im allgemeinen strebten seit zwanzig Jahren, die Granitmauer umzustürzen, welche sie von blühenderen Geländen trennten, denn sie waren in ein enges Thal eingeschlossen, gegen das die Natur sehr wenig freigebig mit ihren Geschenken gewesen war, weshalb sie sich weiteren Ellbogenraum für ihre Thätigkeit und eine ihre Bemühungen besser lohnende Arbeit wünschten. Ich habe sie in die reichen Gelände geführt, welche sie sich in ihren Wünschen erträumten, und ich habe sie verlassen, bezaubert und überzeugt davon, daß alles von einer überraschenden Wichtigkeit war. Es gibt dort ausgedehnte Landstriche, wo während mehrerer Marschtage die Luft von dem köstlichen Duft der Pflanzen gesättigt ist, die die Pferde unter ihre Hufe treten, und am Ufer der Flüsse, welche die Thäler bewässern, findet man bedeutende Anpflanzungen von kleinen Rebstöcken, die zweierlei Sorten von Korinthentrauben, nämlich weiße und farbige, tragen.

„Ich habe daher die Genugthuung, Ihnen melden zu können, daß ich neue Länder von vorzüglicher Qualität gefunden habe, welche ebenso sehr für die Kolonisation wie für die Viehzucht taugen, mit einem gesunden Klima, mit Wäldern im Ueberfluß, mit nützlichen Mineralien — Länder, welche auch vom ästhetischen Gesichtspunkte aus vielleicht berufen sein dürften, der schönste Teil des gesamten argentinischen Bodens zu werden. Zur Beglaubigung dessen, was ich ihnen so in Kürze auseinandersetze, werde ich Ihnen einen Plan schicken, welcher das Verdienst der Genauigkeit haben und viele neue Notizen enthalten und dessen Belehrungen imstande sein werden, verschiedene Irrtümer bezüglich der Hydrographie und Orographie dieser Region zu verbessern."

* Eine Besteigung des Popocatepetl (Mexico). Eine solche hat der bekannte amerikanische Naturforscher A. S. Packard mit einigen Freunden im März v. J. unternommen und neuerdings im Februarheft des „American Naturalist" geschildert. Die Höhe dieses Vulkans ist verschiedentlich von 17,716 bis auf 18,362 Fuß angegeben worden. Herr Packard entwirft eine lebendige Darstellung von den Schwierigkeiten der Besteigung und gibt eine Schilderung von der Beschaffenheit des Gipfels, welche wir hier im Auszuge wiedergeben: Ich gestehe, daß mir der Krater im Verhältnis zu demjenigen des Vesuvs oder des Mount Shasta zahm erschien. Wir stiegen einige Fuß zu einem Felsen herab, welcher den nun vor uns liegenden Abgrund überhing, und konnten jetzt das ganze Kraterbecken überschauen. Es erschien uns ungefähr 500 Fuß tief und an der Mündung 1000 bis 1500 Fuß breit; allein es ist nach den Messungen des Generals Ochoa vom Jahre 1856 1000 Fuß tief und sein Boden hat 200 m. im Umfang. Es ist kein unregelmäßiger Abgrund wie derjenige des Vesuvs, sondern gleicht in Gestalt einem ungeheuren Kessel, dessen steile Seiten ringsum sichtbar sind und dessen Boden breit und etwas flach ist und woran keine tiefen Spalten sichtbar sind. General Ochoa erzählte Herrn Ober, es gebe mehr als sechzig Solfataren oder rauchende Löcher im Krater, worunter eines von 50 Fuß im Umfang; und nannte diese Löcher respiradores. Der nördliche Rand besteht aus lockerem vulkanischem Sand, welcher vom Krater ausgepustet worden ist. Vielleicht zwei Drittteile des Randes bestanden aus solider, mehr oder weniger zerrissener und unregelmäßiger Lava, deren höchster Teil sich an der Südostseite erhob. Schaut man von der Nordseite quer hinüber, so bemerkt man sich gegenüber drei deutlich gezeichnete Schichten von vertikalem säulenförmigem Basalt, die drei aufeinander folgende Ausflüsse bezeichnen, während eine weniger regelmäßige vierte Schicht einen weiteren Ausbruch bezeichnet. Das Gestein, welches die Seiten des Kraters, den Berg selbst und den auf seinen Hängen lagernden Sand bildet, ist zäher schwarzer, leicht porphyritischer Basalt. In der Nähe des Kraterrandes an der Westseite ist eine Schwefel-Fumarole oder Respirador, eine Spalte, aus welcher Wolken von Schwefeldünsten hervordringen. Am Grunde des Kraters sah man deutlich zwei große Schwefellöcher oder Solfataren und mehrere kleinere, aus denen sich Dampfwolken bis zu einer Höhe von mehr als hundert Fuß erhoben, aber gewiß nicht halbwegs herauf bis zum Rande oder Gipfel des Piks. Ob man diese Rauch- und Dampfwolken von unten, vom Fuße des Berges aus sehen kann, ist eine Frage. Die Schwefellöcher waren von Massen hellgelben Schwefels umgeben. Zu Cortez' Zeiten scheint ein Spanier, der sich an ein Seil hatte anbinden lassen, bis zu einer Tiefe von 70 oder 80 Faden (420 bis 480 Fuß) in den

Krater hinabgestiegen zu sein.... Der Gipfel ist von geringer Ausdehnung, der Rand des Kraters ganz schneefrei, allein an der Außenseite beginnt schon einige Fuß abwärts vom Rande an der Nordseite der Schnee als eine senkrechte, drei oder vier Fuß tiefe Mauer, gleich dem versteinerten Kamm einer Woge, als ob der Schnee von dem Hauche des Kraters geschmolzen worden sei. Als wir in der folgenden Woche Puebla besuchten, welches genau östlich von dem Berge liegt, bemerkten wir, daß an den östlichen und südlichen Seiten des Vulkans kein Schnee lag und daß die Schneefelder an der Nordseite nur durch ihre beschattetere Lage vor dem Abschmelzen bewahrt worden waren. Ohne Zweifel sind auch die Schneefelder des Iztacihuatl, welche sich an der Westseite der Gebirgskette entlang ziehen, sehr dünn und geben zu keinen ausgedehnten Gletschern Veranlassung. Einige behaupten zwar, der Berg rauche und man könne den Rauch von unten sehen, allein dies wird bezweifelt. Alex. v. Humboldt sagt: „Dieser Vulkan, welchen ich zuerst gemessen habe, ist fortwährend in Thätigkeit; allein seit mehreren Jahrhunderten sieht man aus seinem Krater nur Rauch und Asche hervorgehen." Es nicht unmöglich, daß die kleine Menge Schwefeldünste, welche vom Krater ausgestoßen wird, sich zu Zeiten steigern und Nachts bei Mondlicht von den Ebenen drunten aus sichtbar werden mag, allein gewiß findet sich kein neuerer Strom von Lava oder Obsidian an den Bergabhängen. Humboldt zitiert aus einem Briefe von Cortez die Behauptung, daß der Krater viel Rauch ausgestoßen und daß Aschenwolken zwei Männer eingehüllt, welche den Berg halbwegs erstiegen hatten. Hieraus würde hervorgehen, daß der Vulkan vor viertehalb Jahrhunderten thätiger war als heutzutage; allein es muß bezweifelt werden, ob innerhalb tausend Jahren ein wirklicher Lava-Ausbruch stattgefunden hat. Nach verschiedenen Schriftstellern dagegen sollen angeblich in den Jahren 1519, 1539 und 1540 Ausbrüche stattgefunden haben.

Kleinere Mitteilungen.

* Die ökonomische Entwickelung der Vereinigten Staaten.

Der „Traveller" von Boston entwirft von dem ökonomischen Fortschritt der Vereinigten Staaten seit 1860 folgendes Bild:

Vor 23 Jahren hatte die amerikanische Union eine Bevölkerung von 30 Millionen Seelen, diese bewegt sich heutzutage zwischen 50 und 60 Millionen, kommt aber der letzten Ziffer näher als der ersten. Damals gab es in den Vereinigten Staaten 141 Städte von mehr als 8000 Einwohnern, gegenwärtig zählt man deren 286 von derselben Bedeutung, so daß die städtische Bevölkerung, welche damals über fünf Millionen Seelen betrug, heutzutage auf mehr als zwölf Millionen gestiegen ist.

Im Jahre 1860 erzeugten die Kohlengruben jährlich 14 Millionen Tonnen; gegenwärtig liefern sie 85 Millionen Tonnen jährlich, d. h. sechsmal mehr.

Die Eisenproduktion belief sich auf 900,000 Pfund Erz und stellt sich heute auf mehr als 8 Millionen Tonnen oder neunmal mehr als 1860.

In jenem selben Jahre beschäftigten die metallurgischen Etablissements 53,000 Arbeiter und verbrauchten für 100 Millionen Dollars Rohstoffe, und der Wert ihrer Produkte belief sich auf mehr als 170 Millionen Dollars. Heutzutage beschäftigen dieselben Etablissements 300,000 Arbeiter, verbrauchen für mehr als 380 Millionen Dollars Rohstoffe und liefern für 460 Millionen Dollars Produkte auf den Markt.

Denselben Fortschritt zeigt die Holzindustrie. Die Zahl der darin Beschäftigten ist von 130,000 Personen auf 340,000 gestiegen und der Wert ihrer Produkte hat sich mehr als verdreifacht.

Ebenso gewaltig hat sich die Wollindustrie entwickelt. Sie beschäftigte damals im ganzen 60,000 Personen, gegenwärtig bedarf sie deren 160,000. Die Manufakturen lieferten damals für 80 Millionen Dollars Wollgewebe auf den Markt, jetzt liefern sie für 270 Millionen Dollars.

Im Jahre 1860 führten die Vereinigten Staaten 227 Millionen Yards Baumwollzeuge ein; im Jahre 1881 waren diese auf nur 25 Millionen Yards zurückgegangen. Die Spinnereien und Webereien dieses Erwerbszweiges beschäftigen in diesem Augenblick 200,000 Arme und führen jährlich über 150 Millionen Yards aus, was gewiß einen kossalen Fortschritt bezeugt.

Die Seidenindustrie, welche im Jahre 1860 nur etwa 5000 Personen beschäftigte, bedarf nun 35,000 Arbeiter, hat also ihre Thätigkeit versiebenfacht. Man führt heutzutage nicht mehr Seidenstoffe ein als im Jahre 1860, allein die Fabriken, die damals nur einen Wert von 6 Millionen Dollars erzeugten, produzieren heutzutage für mehr als 40 Millionen Dollars.

Die amerikanische Töpferei, Fayence- und Porzellan-Fabrikation beschäftigte im Jahre 1860 höchstens 12,000 Arbeiter, heutzutage dagegen über 30,000.

In demselben Zeitraum hat sich die Meilenzahl der Eisenbahnen vervierfacht, die der Farmer verdoppelt und der Getreidebau hat mehr als doppelte Ergebnisse geliefert.

Einen ebenso großen Fortschritt weist auch die Viehzucht auf. Die Vereinigten Staaten hatten im Jahre 1860 ca. 22 Millionen Schafe; heutzutage zählen sie deren über 40 Millionen, und die Wollproduktion ist von 60 Millionen Pfund auf 240 Millionen Pfund gestiegen.

Endlich haben sich die Ausfuhren mehr als verdoppelt, denn sie betrugen im Jahre 1860 400 Millionen Dollars und beziffern sich heutzutage auf 900 Millionen Dollars. r.

* Bosnien und Herzegowina.

Im Auftrag der österreichisch-ungarischen Regierung ist jüngst eine interessante statistische Uebersicht über Bosnien und die Herzegowina veröffentlicht worden. Nach dieser vom 1. Mai datierten Statistik haben die beiden okkupierten Provinzen einen Flächenraum von 887.98 geogr. Quadratmeilen mit 47 Städten, 31 Marktflecken, 5261 Dörfern, 215,429 Häusern oder 226,699 Wohnungen, wonach also die Mehrzahl der Häuser nur eine einzige Wohnung enthält.

Die Bevölkerung beläuft sich auf 1 336,091 Einwohner, nämlich 705,025 männliche und 631,066 weibliche. (Dieses Verhältnis zu Gunsten des männlichen Geschlechts, 52.77 : 47.23 findet sich in europäischen Ländern nur selten.) Von der männlichen Bevölkerung sind 30,000 von 17 bis 19 Jahren, 21,781 von 20 Jahren, 102,052 von 21 bis 31 Jahren und 139,671 von 32 bis 49 Jahren. Die Ziffer der waffenfähigen Männer Bosniens und der Herzegowina beträgt also die achtbare runde Summe von 200,000 Köpfen.

Dem Kultus nach teilt sich die Bevölkerung ein in 492,710 Mohammedaner, 571,250 Orthodoxe, 265,788 Katholiken und 5805 Israeliten.

Die Zahl der Priester ist 2271, die der Staatsbeamten 1239, der Gemeindebeamten 347, die der Professoren und Lehrer 498, die der Aerzte 80. Man zählt 8162 Beys und Agas, 117,466 freie Bauern, 197,833 Pächter oder Kmets, 7610 Gutsbesitzer und Rentner, 15,454 Fabrikanten und Handeltreibende, 34,238 Handwerker u. s. w.

Die größten Städte sind: Serajewo (26,268 Einwohner), Mostar, 12,665; Banjaluka 11,357; Bielina 7807; Dolnia Tuzea 7189; dann kommen: Tesani, Trawnick, Focsa, Visoko, Gradiska, Derbent, Peijedor, Siwno 2c.

Man zählt 309 Kasernen und militärische Gebäude, 291 Staatsgebäude, 13 orthodoxe (griechisch-katholische) Klöster, 31 katholische Klöster, 16 Tekkés oder türkische Klöster; 285 orthodoxe und 144 katholische Kirchen, 929 Moscheen und 16 Synagogen.

Von den Schulen werden 67 vom Staat oder den Gemeinden erhalten, außerdem gibt es 760 muselmännische, 59 orthodoxe, 27 katholische und 13 israelitische Schulen.

Endlich zählen die okkupierten Provinzen 87 verschiedene Fabriken, 9 Bierbrauereien, 2900 Branntweinbrennereien, 32 Schlösser, 206 Burg- oder Schloßruinen, 19,490 Mühlen 2c. r.

Litteratur.

* **Kappler, August: Surinam, sein Land, seine Natur, seine Bevölkerung und seine Naturverhältnisse in Bezug auf Kolonisation.** Mit Holzschnitten und einer Karte. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung, 1886. — Dieses Werk ist eine der gehaltvollsten und eingehendsten Monographien über irgendwelches transatlantische Land, welches wir in der deutschen geographischen Litteratur besitzen, und ein Werk, welches gerade jetzt, wo die koloniale Bewegung in Deutschland so sehr im Flusse ist, als besonders zeitgemäß bezeichnet werden darf. Dabei ist es kein Buch aus Büchern, kein im Schimmer der Studierlampe aus allen möglichen Quellen zusammengetragenes Buch, sondern ist das Resultat des dreiundvierzigjährigen Aufenthaltes in jenem Tropenlande, das eines der schönsten und reichsten der Welt ist und das selbst durch die unverantwortlichste Verwahrlosung und Mißwirtschaft von Seiten seines Mutterlandes — Holland — nicht ganz heruntergebracht werden konnte. Herr Kappler hat Surinam genau kennen gelernt, denn er war in dieser langen Zeit seines dortigen Aufenthaltes Soldat, Beamter, Pflanzer und Kaufmann, und hat die verschiedensten Kulturen daselbst mit wechselndem Erfolge versucht; er hat Naturalien aller Art gesammelt und Land und Leute, Pflanzen- und Tierwelt, Bodenbeschaffenheit und mineralische Schätze genauer studiert und erforscht, als einem flüchtig-reisenden Naturforscher irgend möglich gewesen wäre. Er schildert daher bündig, anschaulich und mit gewissenhafter Wahrheitsliebe all das, was er selbst gesehen, beobachtet, ermittelt und geprüft hat, und alles, was er schildert, trägt das Gepräge des Selbsterschauten und somit auch der entschiedensten Glaubwürdigkeit und Wahrhaftigkeit. So schildert er denn in dem vorliegenden Buche zunächst das Land und seine Gestaltung, seine Pflanzen- und Tierwelt, und dieser Teil des Buches ist unseren Lesern aus den Artikeln bekannt, welche in diesen Blättern ursprünglich erschienen und durch ihren lehrhaften Gehalt und ihre getreue Darstellung so allgemein gefallen haben. Sodann führt er uns die klimatischen Verhältnisse, die Bewohner und die sozialen Verhältnisse von Surinam und die typischen Klassen der Bevölkerung vor, nämlich die Indianer, die Buschneger und die Negerbevölkerung, sodann die Hauptstadt Paramaribo und die Verwaltung der Kolonie, bespricht dann die verschiedenen Versuche der Kolonisation mit Europäern in Surinam, und beschreibt endlich den kolonialen Landbau, wie er ihn drüben kennen gelernt und betrieben hat. Dies leiht dem Werke einen hohen instruktiven Wert und einen großen Nutzen, namentlich in jetziger Zeit. Die Länder der Tropenwelt sind einander überall so ziemlich gleich und bieten dem menschlichen Haushalt dieselben Lebensbedingungen, Surinam aber ist vermöge seiner reichen Vegetation eines der schönsten und mustergültigsten. Wer also tropische Vegetation und Tierwelt und tropisches Leben und tropische Agrikultur im allgemeinen kennen lernen will, der kann sich darüber kaum irgendwo besser belehren als in diesem Kappler'schen Buche, das ganz auf eigener Erfahrung beruht und ein Land schildert, worin auch der Nordeuropäer bei nur einiger Vorsicht und Behutsamkeit als Kolonist leben kann und das ihm eines der nächstgelegenen und erreichbarsten ist, — einem Buch das ihn über tropische Verhältnisse im allgemeinen gründlich belehrt. Holland hat Surinam zu Gunsten Java's sehr vernachlässigt und herunterkommen lassen, und so ist es unter der gegenwärtigen armseligen und gleichgültigen Verwaltung und hohen Besteuerung kein Land, wohin sich die Auswanderung empfehlen würde. Kappler muntert dazu auch nicht auf; er verhehlt die Thatsachen nicht, welche von einer Uebersiedelung dorthin vorerst abraten, aber er schildert wahrheitsgemäß die Vorteile, welche das Land und seine Natur bieten, und er ist überzeugt, daß Surinam in anderen Händen noch eine Zukunft hat, da es nur eine Frage der Zeit ist, daß diese Kolonie in andere Hände kommt. Wenn die dringend nötige Frage einer Strafkolonie für das Deutsche Reich — diese gebieterische Notwendigkeit welcher wir uns in einer nahen Frist nicht mehr werden entziehen können — einmal praktisch werden wird, so wird und kann das Augenmerk unserer Staatsmänner in erster Linie nur auf Surinam fallen, in dessen Nachbarland, dem französischen Guyana, die Franzosen bereits eine Strafkolonie besitzen, und im Hinblick auf diese unvermeidliche Eventualiät hat Surinam schon jetzt für uns Deutsche eine große Bedeutung. Wir empfehlen daher dieses wertvolle Werk in mehr als einer Beziehung als eine der gehaltvollsten und lehrreichsten geographischen Erscheinungen der Gegenwart der aufmerksamen Beachtung unserer Leser.

* **Hölzel's Geographische Charakterbilder für Schule und Haus.** Herausgegeben von Dr. Jos. Chavanne, V. v. Haardt 2c. Zehnte Lieferung. Wien, Eduard Hölzel, 1886. — Mit der vorliegenden zehnten Lieferung wird das Erscheinen dieses Prachtwerkes für den geographischen Anschauungs-Unterricht einstweilen sistiert. Dasselbe besteht bekanntlich aus großen, prächtigen und nach den Aufnahmen der besten Künstler ausgeführten landschaftlichen Ansichten in künstlerisch vollendetem Farbendruck (79 × 59 cm. groß), welche geeignet sind, beim geographischen Unterricht dem Schüler ein recht lebhaftes und anschauliches Bild von der Gestaltung, Gliederung, dem Aufbau oder der Pflanzenwelt irgend einer typischen Gegend zu geben. In dieser Eigenschaft hat das Werk dem Lehrer an höheren Lehranstalten erwiesenermaßen schon ungemein wichtige Dienste geleistet. Die vorliegende zehnte Lieferung, welche den ersten Band dieser wirklichen Geographischen Charakterbilder abschließt, enthält drei Blätter: Pleaskin Head oder die Steilküste von Irland in der Nähe des Riesendammes; die ungarische Tiefebene (die Puszta Hortobágy bei Debreczin) und den Grand Cañon des Colorado in Nordamerika, welch letzterem noch ein großes Panorama des gesamten Verlaufs des Cañon, vom Point Sublime aus aufgenommen, beigegeben ist, welches im Verein mit dem trefflichen erklärenden Text des Professors Fr. Toula das Ganze ungemein lehrreich und anziehend macht. Der gesamte erste Band des Werkes enthält nun 28 große Blätter, worunter einige von doppelter Größe, aus allen Zonen und Weltteilen und vom verschiedensten geographischen, geologischen und klimatologischen Interesse — einen, wie erwähnt, für höhere Lehranstalten ungemein instruktiven und unentbehrlichen geographischen Anschauungs-Unterricht, der auch nach Verdienst allgemein

anerkannt und benützt wird. Um nun denselben für den geographischen Unterricht noch nutzbarer und besonders auch im Hause und dem Selbststudium zugänglicher zu machen, hat die Verlagshandlung den glücklichen Einfall gehabt, von diesem schönen und gediegenen Werke auch eine Handausgabe für Schüler zu veranstalten, welche dieselben Ansichten in gleich gelungenem, künstlerisch vollendetem Farbendruck in Quart, 20 × 15 cm. groß, mit demselben erläuternden Text, bringen und nach Format und Preis allgemein zugänglich und erschwinglich machen wird. Da nach der uns vorliegenden Druckprobe die Handausgabe an Schönheit und Wert der großen Wandausgabe in keiner Weise nachsteht, so gereicht es uns zum Vergnügen und zur angenehmen Pflicht, hiemit auf die Vorzüge dieser beiden höchst lehrreichen und zeitgemäßen artistisch-litterarischen Erscheinungen mit der angelegentlichsten Empfehlung aufmerksam zu machen.

* Historische Darstellungen und archivalische Studien. Beiträge zur baltischen Geschichte von Dr. Th. Schiemann. Hamburg, Gebr. Behre's Verlag, 1886. — Die baltische Geschichte, angesichts der Russifizierungsbemühungen in den Ostseeprovinzen für uns Deutsche nun besonders sympathisch und interessant, weist noch eine Menge Einzelzüge auf, welche minder bekannt sind und doch für den Geschichtsfreund und den Liebhaber der Länder- und Völkerkunde und ihrer Entwickelung einen hohen Reiz und Wert haben. Der verdiente Autor des vorliegenden kleinen Werkes hat in den vierzehn Aufsätzen, welche den Inhalt desselben bilden, eine Anzahl der interessantesten Ereignisse, Episoden und Lebensbeschreibungen aus der baltischen Geschichte aufzufinden und zu anschaulichen und lehrreichen Zeitgemälden auszuarbeiten verstanden, welche auf die Teilnahme aller Gebildeten rechnen dürfen und namentlich auf die Entwickelung des Volks- und Staatslebens und der deutschen Kultur in den Ostseeprovinzen ein sehr instruktives Licht werfen, weshalb wir das wertvolle und fesselnde Werk auch der Beachtung unserer Leser bestens empfehlen dürfen.

* Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung. Von Professor Dr. Th. Süpfle. Erster Band. Von den ältesten germanischen Einflüssen bis auf die Zeit Klopstocks. Gotha, E. F. Thienemanns Hofbuchhandlung, 1886. — Es ist bei uns Deutschen im allgemeinen die Ansicht verbreitet, daß wir in Ideen, Sitte, Kultur, Kunst und Mode unberechenbar viel von Frankreich erhalten, demselben aber möglichst wenig zurückgegeben haben, und diese Ansicht von dem stattgefundenen ungleichen Austausch ist natürlich seither zumeist auch von den französischen Schriftstellern aufrecht gehalten worden. Thatsächlich aber verdanken die Franzosen auch uns viel und sind jedenfalls qualitativ nicht bei diesem Austausch zu kurz gekommen, wie nun neuerdings selbst französische Gelehrte und Geschichtsforscher gerne einräumen. Der Zweck des vorliegenden Werkes ist nun, genau und aktenmäßig die Summe desjenigen nachzuweisen, was die Franzosen an Einflüssen, Anregungen 2c. im Verlauf der Geschichte von uns Deutschen empfangen haben, und der entschieden gelungene Versuch in dieser Richtung ist das Verdienst des vielseitig gebildeten, gelehrten und welterfahrenen Professors Dr. Th. Süpfle in Metz, dem wir dafür innigst danken. Der vorliegende erste Band von 382 Seiten beginnt mit den Einwirkungen der Franken in Gallien von der Verschmelzung beider Nationalitäten und weist die sittigenden Einflüsse germanischen Geistes und Wesens auf das Recht, den Volksglauben und die epische Dichtung der Franzosen in der älteren Zeit, im Mittelalter, in der Periode der Renaissance, im 15. und 16. Jahrhundert und namentlich die Einwirkungen älterer deutscher Litteratur, der Reformation 2c., ferner die politischen, militärischen und kirchlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich vom 16. Jahrhundert an nach, erörtert die Einflüsse deutscher Sprache und Kultur, deutscher Sitte und Brauchs auf die Franzosen, und deren Wertung deutscher Verhältnisse und deutscher Litteratur bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts und die Wechselwirkung beider Litteraturen auf einander bis auf Klopstock. Da es ebenso schwierig wie ungerecht wäre, ein solch ernsthaftes und fleißiges Werk wie das vorliegende nur nach einem Teil desselben zu beurteilen, so begnügen wir uns hier nur mit einer kurzen Angabe seines Zweckes, seiner Tendenz und seines Inhalts, und werden nach dem Erscheinen des Schlußbandes mit Vergnügen und Beeiferung auf eine eingehende Besprechung dieses Werkes zurückkommen.

* Schmidt, Dr. Karl: Slawische Geschichtsquellen zur Streitfrage über das *Jus primae noctis.* Posen, J. Jolowicz. 1886. — Der Verfasser dieser Abhandlung, Oberlandesgerichtsrat in Colmar, hat dieses alte Herrenrecht des Mittelalters, das sich namentlich in Frankreich und in slawischen Ländern am längsten erhalten zu haben scheint, in gründlichster Weise rechtsgeschichtlich untersucht und schon mehrere Schriften darüber herausgegeben, zu welchen die vorliegende eine Ergänzung zu bilden scheint und ein Sonderabdruck aus der „Zeitschrift der Historischen Gesellschaft für die Provinz Posen" ist. Da diese Arbeit aber auch ein großes ethnologisches und kulturgeschichtliches Interesse hat, so wollen wir hiemit auf dieselbe aufmerksam machen.

* Die Skythen-Saken die Urväter der Germanen, von Johannes Freßl. München, J. Lindauer'sche Buchhandlung, 1886. — Das große Problem unserer Geschichtsforscher und Ethnographen, die Urgeschichte und die Herkunft der Germanen zu ermitteln, beschäftigt schon seit mehreren Jahrzehnten unsere Gelehrten und soll durch das vorliegende gedanken- und ideenreiche, auf gründlicher Kenntnis und unbefangener Prüfung der Quellen beruhende Buch seiner endlichen Lösung näher geführt werden und ist schon von diesem Gesichtspunkte aus eine lobenswerte patriotische That. Der Verfasser, ein emsiger, tüchtiger Anthropolog, Geschichtsforscher und Germanist, ist der festesten Ueberzeugung, daß er in den Skythen-Saken die Urväter der Germanen und ihren Ursprung, ihre Heimat gefunden habe, und sucht in dem vorliegenden Buche den Beweis dafür anzutreten. Er stellt zunächst alles zusammen, was uns die Geschichtsschreiber über die alten Skythen, ihre Herkunft, Lebensweise, Sitten, Gestalt, Tracht, geistige Anlagen, Glaube, Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten berichten, um hieraus den somatisch-physiologischen und ethnologischen Beweis herzustellen. Sodann erörtert er an der Hand der besten Quellen die Sprache der Skythen, ihre Götternamen und Stammsagen, ihre Namen, Sprachdenkmäler, Fluß- und Gebirgsnamen 2c., um den linguistischen Beweis anzutreten. Hierauf sucht er Wunderglauben, Kultus, Kultur 2c. der Skythen-Saken oder Urgermanen in Asien klar zu stellen und durch Aufzählung der weiteren Spuren im persischen Reiche und außerhalb desselben zu erhärten, veranstaltet Rückblicke und Folgerungen und kommt zu dem Schlusse, im Thian-schan sei die Urheimat der Skythen und somit auch der Germanen zu suchen, denen er dann auf ihrem Zuge nach Europa und ihrer weiteren Entwickelung und Niederlassung in Mitteleuropa folgt und deren Identität mit den Urgermanen er dann in überzeugender Weise nachweist. Wir dürfen daher das gehaltvolle und ideenreiche Buch Freßl's mit seiner strengen Logik und seiner fleißigen Aufreihung gewichtiger Thatsachen zum mindesten als einen hochwichtigen Beitrag zur Lösung des Problems der Urgeschichte der Germanen bezeichnen.

* *Bulletin de la Société neufchateloise de géographie.* Tome premier, 1885. Neufchatel, Imprimerie de la Société typographique. — Vor kaum einem Jahr ist die Geographische Gesellschaft in Neuchatel gegründet worden, und schon jetzt vermag sie von ihrem erfreulichen Eifer Zeugnis abzulegen in einem hübschen Bande von 184 Seiten gr. 8°, welcher nicht nur die Protokolle ihrer acht Sitzungen und ihrer Generalversammlung,

sondern auch verschiedene Originalvorträge und Uebersetzungen, besonders aber eine sehr interessante monographische Beschreibung von La Chaux-de-Fonds und einen ausführlichen Geschäftsbericht über ihre Thätigkeit enthält. Wir begrüßen es als ein besonders erfreuliches Zeichen der Zeit, daß in der sonst für so materiell verschrieenen französischen Schweiz sich ein so lebhaftes wissenschaftliches Interesse durch Bildung derartiger Vereine kundgibt, deren Thätigkeit wir mit inniger Teilnahme folgen werden.

* Original-Mitteilungen aus den Ethnologischen Abteilungen der Königlichen Museen zu Berlin. Herausgegeben von der Verwaltung. Erster Jahrgang. Heft 1 und 2. Berlin, W. Spemann, 1886. — Es ist ein sehr verdienstliches und dankenswertes Unternehmen, daß die Verwaltung der Königlichen Museen in Berlin in dem vorliegenden Periodikum sowohl eine genaue Uebersicht des alljährlichen Zuwachses seiner Sammlungen, als auch gehaltvolle Artikel über die neu erworbenen Specimina und verwandte Gegenstände veröffentlicht. Wir begrüßen daher diese „Original-Mitteilungen", welche von allen neuen Bereicherungen der ethnologischen Sammlungen alsbald Kunde geben und Belehrungen über dieselben erhalten, mit großem Vergnügen und Interesse. Die vorliegenden beiden Hefte enthalten außer dem im Vorworte gegebenen liebevollen Gedenken an Dr. Nachtigal die Verzeichnisse der von diesem in den Jahren 1869—74 gemachten Sammlungen und einer Sammlung von der Osterinsel aus Anlaß des Besuches derselben durch die deutsche Kriegsbrigg „Hyäne", einen Aufsatz über die Totenbestattung auf den Pelau-Inseln, Mitteilungen über die Sammlungen des Reisenden Rohde in Südamerika, mit Illustrationen, das Verzeichnis einer taotistischen Bildersammlung, nebst Notizen zur lamaistischen Ikonographie, ein Vokabular aus Costarica, den Bericht über Dr. O. Finsch's ethnologische Sammlungen aus der Südsee, über die ethnographische Sammlung von Süd- und Ostborneo von unserem verehrten Mitarbeiter Grabowski, einen Aufsatz über das Verbrechen und das Strafverfahren auf den Pelau-Inseln, eine Schilderung der ethnologischen Ausstellung der Neu-Guinea-Kompagnie, über eine Sammlung aus Baffins-Land von Dr. F. Boas, über die afrikanischen Sammlungen von den Reisen Dr. Pogge's, Lieutenant Wißmann's und Lieutenants v. François, einer Sammlung aus Ostafrika, übersandt von den Reisenden der Afrikanischen Gesellschaft, ein Verzeichnis der von Wilh. Joest 1884 in Afrika gesammelten ethnographischen Objekte; verschiedene Aufsätze über die Fabrikation der jütländischen Töpfe, die Holzschuhfabrikation in Dänemark, die Hochzeitsgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner, sibirische Kunganographie, Indianerstämme von Venezuela, und ein Nachwort von dem Direktor Prof. Dr. Bastian. Diese Aufzählung des Inhalts wird genügen, um den Wert und das Interesse darzuthun, welche dieses neue und höchst willkommene Periodikum für die wissenschaftliche Welt hat, und die Berechtigung zu erhärten, warum wir dieses Unternehmen mit der aufrichtigsten Freude begrüßen.

* *Rambaud, Alfred: La France Coloniale.* Histoire — géographie — commerce. Avec 12 cartes en trois couleurs. Paris, Armand Colin et Comp. 1886. — Die neuere französische Litteratur ist reich an Werken über die französischen Kolonien, besonders in den verdienstlichen Arbeiten von Duval, Gaffarel, Vignon u. a. m., allein wir müssen den Preis doch dem vorliegenden zuerkennen, dessen gediegener, wohlerwogener Plan und praktischer Gehalt durch Handlichkeit und Uebersichtlichkeit allen Anforderungen eines Lehr- und Lese- sowie eines Nachschlagebuches für den täglichen Gebrauch entspricht. Das Werk besteht aus einer Reihe von Monographien, welche nach einem einheitlichen, strengen und wohldurchdachten Plan bearbeitet sind und die einzelnen Kolonien nach ihrer Geschichte, Bodengestaltung und sonstigen geographischen Verhältnissen, nach ihren Naturerzeugnissen, statistischen, wirtschaftlichen und kommerziellen Beziehungen u. s. w. übersichtlich und vollständig, aber in bündiger Kürze schildern. Als Einleitung steht voran eine Geschichte der französischen Kolonialbestrebungen und Erwerbungen von Heinrich IV. bis auf die Gegenwart, von Professor A. Rambaud in Paris (früher in Straßburg und Nancy), einem der tüchtigsten jüngeren Gelehrten Frankreichs und rühmlichst bekannt durch seine „Geschichte Rußlands" und andere verdiente Werke, der zur Herausgabe eines derartigen Werkes ganz besonders geeignet ist. Darauf folgen die monographischen Arbeiten über die einzelnen Kolonien: Tunesien, von Jacques Tissot; Senegal, seine Zubehörden und der französische Sudan, von L. Archinard; Nordguinea, von A. Brétignère und M. Béraud; Westafrika, der Gabun und das französische Kongo-Gebiet, von Dutreuil de Rhins; Insel Réunion, von Jakob de Cordemay; Madagaskar und die benachbarten Inseln, von Gabriel Marcel; das Rote Meer mit Obock und Scheik-Said, von Paul Soleillet; das französische Indien, von Henri Deloncle; das französische Indochina, von A. Boninais und A. Paulus; Neu-Caledonien nebst Zubehör, von Ch. Lemire; die Tahiti-Inseln, von A. Goupil; die anderen Archipeln in der Südsee, von Ch. Lemire; Neufundland, St.-Pierre und Miquelon, von Lieutenant Nicolas; Guadeloupe und Zubehör, von M. Isaac; Martinique, von M. Hurard; Französisch-Guiana, von J. Leveillère; Kerguelen-Inseln, von Gabriel Marcel. Jeder dieser Monographien ist eine hübsche kleine Uebersichtskarte in Kupferstich beigegeben. Den Schluß des Werkes bildet ein Essai von Professor Rambaud über Bedeutung, Nutzen und Zukunft der französischen Kolonien. Wir begrüßen in diesem Werke von 752 Seiten kompressen Druckes einen bedeutenden Fortschritt und eine tüchtige Leistung auf dem Gebiete der französischen geographischen Litteratur und ein treffliches Buch zur Lektüre und zum Nachschlagen und hätten nur noch das Eine gewünscht, daß es durch Hinzufügung eines vollständigen alphabetischen Registers gerade für den letztgenannten Zweck noch geeigneter gemacht worden wäre. •

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 50. Stuttgart, 13. Dezember. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Die Deutschen in der Bukowina.

Von Gregor Kupczanko.[1]

In der nächsten Zeit werden es gerade 100 Jahre sein, seit die ersten Deutschen nach der österreichischen Provinz Bukowina gekommen sind und sich daselbst angesiedelt haben. Da diese Deutschen aus Württemberg, den Rheinländern u. s. w. kamen, wurden sie von den autochthonen russischen (ruthenischen) Bewohnern der Bukowina Schwaby (Schwaben) genannt. Unter diesem Namen leben die Deutschen in der Bukowina bis zum heutigen Tage.

Als die Bukowina im Jahre 1775 an Oesterreich kam, war sie sehr dürftig bevölkert, außerordentlich vernachlässigt und arm. Die autochthone Bevölkerung hatte keinen Begriff von der rationellen Bebauung des Bodens. Im Lande gab es keine ordentlichen Straßen und Wege. Von allgemeinen öffentlichen Lehranstalten u. dgl. war nirgends eine Spur. Infolge dessen war der materielle und der geistige Zustand der Bevölkerung des Landes ein über alle Maßen trauriger.

Erst die Regierung der großen Kaiserin Maria Theresia und insbesondere die des unvergeßlichen Kaisers Josef II begann für das materielle und das geistige Wohl der Bevölkerung des neuerworbenen Landes zu sorgen. Anstatt der ehemaligen türkischen Paschawirtschaft wurden österreichische Rechtszustände geschaffen; die türkisch-herrschaftlichen Sklaven — und solche waren alle Bauern in der Bukowina — wurden Unterthanen des österreichischen Monarchen; den Bauern wurden allerlei Hülfsmittel gewährt, um durch sie die Bodenkultur und den Wohlstand des Landes zu heben.

Diese weisen und wohlthätigen Maßregeln erwiesen sich jedoch anfangs als wenig ersprießlich, denn der geistig vernachlässigte russische und der noch mehr vernachlässigte rumänische Bauer waren nicht so leicht zu kultivieren, an eine andere, rationelle Arbeit, an eine andere, zivilisierte Lebensweise zu gewöhnen. „So hat's mein Vater, mein Großvater und mein Urgroßvater gethan und dabei gut gelebt, so werde auch ich thun und dabei, so Gott hilft, nicht zu Grunde gehen." Das war das Hauptprinzip, an welchem der russische wie der rumänische Bauer in der Bukowina noch bis vor kurzem mit aller Hartnäckigkeit festhielten, und das war die Ursache, warum sie sich nicht kultivieren ließen.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Verwaltung des neuerworbenen Landes an andere Mittel denken, um das stark vernachlässigte und schlecht bewirtschaftete Land zu kultivieren und einträglicher zu gestalten. Diese Mittel waren bald herausgefunden. Der Mann, der dieselben herausgefunden hat, war der erste Kommandant der Bukowina, General Gabriel von Splény, welcher der Wiener Regierung ans Herz legte, nach der Bukowina „zahlreiche

[1] Der Autor des vorliegenden Aufsatzes, der, wie schon sein Name verrät, ein Slawe (Russe) ist, wurde für seine gründlichen ethnographischen Werke über seine Heimat, die Bukowina, u. a. vom Kaiser Franz Josef mit der mit dem Allerhöchsten Wahlspruche geschmückten goldenen Medaille ausgezeichnet.

deutsche Leute, wenn möglich aus den sandigen nordischen Ländern, wie er sich in seinem diesbezüglichen Berichte ausdrückte, heranzuziehen.

Dieser Vorschlag des Generals Splény wurde unter der Verwaltung des Frhrn. v. Enzenberg verwirklicht, denn erst diesem letzteren gelang es, die Wiener Regierung von der Nützlichkeit des Splény'schen Vorschlages zu überzeugen. Kaiser Josef II. hatte mittelst Handschreibens ddto. Czernowitz, 19. Juni 1783, die Notwendigkeit der Heranziehung der deutschen Kolonisten nach der Bukowina anerkannt, und sofort begannen die einzelnen Behörden und Verwaltungen in der Bukowina deutsche Landwirte aus Deutschland und überhaupt aus verschiedenen deutschen Provinzen ins Land zu berufen.

Die ersten deutschen Landwirte, welche dieser Einladung folgten und im Jahre 1787 nach der Bukowina kamen, waren, wie gesagt, die Schwaben und die Rheinländer. Dieselben siedelten sich auf den griechisch-orientalischen Religionsfonds- und den Kameralherrschafts-Gütern in Fratautz, Illischestie, Mileschoutz, St. Onufri, Satulmare und Tereblestie an. In den späteren fünfzehn Jahren siedelten sich viele deutsche Einwanderer in den Ortschaften: Arbora, Radautz, Granitschestie, Itzkany, Molodia und Rosch an. Weitere Einwanderungen der Deutschen fanden hauptsächlich aus österreichisch-deutschen Provinzen, ferner aus dem Königreiche Sachsen, dem Königreiche Bayern u. s. w. statt. So kamen in der Zeit vom Jahre 1831 bis 1833 viele Deutsch-Böhmen nach den Bukowinaer Ortschaften Lichtenberg, Buchenhain, Schwarzthal und Pojana-Mikuli. Aus dem Königreiche Sachsen, aus Nordungarn (Zipser) und Siebenbürgen (Sachsen) kamen viele Deutsche nach Kirlibaba, Jakobeni, Poschorita, Louisenthal, Eisenau u. s. w. Aus Böhmen, Bayern und Ober- und Niederösterreich wanderten zahlreiche Deutsche nach Kraßna, Karlsberg, Fürstenthal und Czudyn ein. Die jüngst entstandenen deutschen Kolonien in der Bukowina sind Franzthal, Neu-Michaltsche u. a.

Dank dieser fast ununterbrochenen Ansiedelung der Deutschen in der Bukowina und der natürlichen Vermehrung derselben stieg ihre Zahl in der Bukowina nach und nach derart, daß sie heute mehr als 60,000 Einwohner zählen,[1] mehrere besondere Gemeinden bilden, ihre eigenen Kirchen, Schulen, Vereine haben und im Lande eine hervorragende Rolle spielen.

Da die nach der Bukowina eingewanderten Deutschen daselbst ihnen ganz fremde Nationalitäten und Konfessionen antrafen, so führten sie anfangs lange Zeit ein von denselben ganz abgesondertes Leben; sie wohnten in ihren eigenen Häusern und beteten in ihren eigenen Kirchen. Ihre Wohnhäuser und ihre Kirchen waren aber ursprünglich ganz primitive Holzhütten. Selbst die erste Pfarrkiche der römisch-katholischen Deutschen, welche im Jahre 1778 in der Landeshauptstadt Czernowitz erbaut wurde, war aus Holz, 10 Fuß hoch, 5 Klafter breit und 11 Klafter lang und kostete im ganzen 350 fl. Conv.-Münze. Den römisch-katholischen Deutschen in Sadagora[1] diente ursprünglich eine jüdische Schlachtbank als Kirche, und der deutsche Kaplan in Sutschawa[2] mußte sich von dem dortigen armenischen Geistlichen die Meßgewänder ausleihen, wenn er vor den Altar treten wollte.... Erst Dank einer Visitationsreise des Lemberger Erzbischofs, welchem mittels Hofdekrets vom 14. Juli 1786 die oberhirtliche Aufsicht der Bukowinaer römisch-katholischen Glaubensbekenner erteilt wurde, und welcher auf seiner Visitationsreise im Jahre 1800 die Bukowina besuchte, entstanden daselbst nach und nach größere römisch-katholische Kirchen. Heute zählt die Bukowina 11 römisch-katholische Pfarreien und 14 römisch-katholische Kaplaneien.

Was die Bukowinaer Deutschen evangelischer Konfession betrifft, so hatten auch diese viele Jahre hindurch gar keine Kirche und mußten sich anfangs mit einem einzigen Prediger, welcher in Mileschoutz seinen Wohnsitz hatte, behelfen. Die ersten evangelischen Kirchenmatrikeln in der Bukowina datieren aus dem Jahre 1797. Mit der Zeit besserten sich auch die Verhältnisse der Deutschen evangelischer Konfession. Heute besitzen die Deutschen evangelischer Konfession in Czernowitz und den Vorstädten Rosch, Klokutschka, Monastyreska und Kalitschanka eine prachtvolle steinerne Pfarrkirche, welche in den Jahren 1847—1849 in Czernowitz erbaut wurde, 15,000 Gulden gekostet hat und 700 Personen faßt. Diese Kirche ist von weit und breit durch ihren hohen Spitzturm sichtbar. Die prachtvolle Orgel dieser Kirche kostete 2000 fl. Die Czernowitzer evangelische Pfarrgemeinde zählte im Jahre 1885 im ganzen 3916 Seelen. Pfarrer dieser Kirche ist gegenwärtig (seit 27. September 1885) Herr Josef Fronius.

Außer der Czernowitzer Pfarrgemeinde bestehen in Hliboka und Alexanderdorf evangelische Filialgemeinden. In allen diesen drei Orten besitzen die Deutschen evangelischer Konfession ihre besonderen Volksschulen. Deutsche Volksschulen existieren übrigens in allen übrigen deutschen Kolonien, respektive Gemeinden, in der Bukowina. Deutsch ist auch die Vortragssprache an vielen Volks- und Bürgerschulen, fast an allen Fach- und Mittelschulen in den Städten und an der Universität in der Landeshauptstadt. Deutsch ist eine der drei Landessprachen, Deutsch ist die Amtssprache des Landes, Deutsch ist die Umgangssprache in den Städten und überhaupt unter der Intelligenz des Landes. Die deutsche Sprache erfreut sich in der Bukowina einer allgemeinen Verehrung und Pflege. Die Deutschen genießen bei ihren übrigen Mitbürgern im Lande eine allgemeine Achtung,

[1] Die Gesamtbevölkerung der Bukowina bestand am 30. Dezember 1880 aus 239,690 Russen („Ruthenen"), 190,000 Rumänen, 108,820 Deutschen, 18,251 Polen und Armeniern, 9887 Magyaren, 1738 Czechen, 38 Slowenen und 24 Italienern.

[1] Ein Städtchen unweit Czernowitz.

[2] Eine Stadt in der südlichen Bukowina.

und zwar ebenso als hohe kaiserliche Beamte, wie als einfache Landwirte und Handwerker. In dem deutschen Beamten erblicken der russische und der rumänische Bauer des Landes die Personifikation der Unparteilichkeit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit und in dem deutschen Landwirt und Handwerker das Prototyp der Arbeitsamkeit, Strebsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit. Und mit Recht!

Als die Deutschen nach der Bukowina kamen, fanden sie daselbst nur Vernachlässigung, Unordnung, Unwissenheit, Unkultur, und sie mußten alle ihre Kräfte anspannen, um diese Uebelstände auszurotten. Welcher Geduld, welcher Arbeit, welcher Kämpfe bedurften die deutschen Beamten, die deutschen Landwirte, die deutschen Handwerker, die deutschen Lehrer, um in dem ihnen fremden Lande ihrer schweren aber erhabenen Aufgabe gerecht zu werden! Und diese deutschen Missionare entledigten sich ihrer Aufgabe in einer Weise, die ihnen alle Ehre macht. Diese deutschen Kulturträger entsprachen vollkommen dem Kulturzwecke, dem zu lieb sie ins Land gekommen waren. Als Beamte, als Richter haben sie die Rechte und die Interessen des armen und geknechteten Volkes gegen dessen mächtige und reiche Gebieter und Herren gewahrt und so dessen fürchterliche soziale Lage erleichtert. Als Ackerbauer haben sie den autochthonen Standesgenossen, welche bis dahin nur die sogenannte Brach- und Dreifelderwirtschaft betrieben, die Anleitung zur Fruchtwechselwirtschaft und zur Anwendung von landwirtschaftlichen Maschinen u. dgl. gegeben. Als Viehzüchter brachten sie die besten Viehrassen ins Land und wetteiferten in Bezug auf die Viehzucht sogar mit den Großgrundbesitzern. In der erzreichen Gebirgsgegend der Bukowina waren sie in hervorragender Weise beim Bergbau thätig, und die ganze Montan-Industrie des Landes ruht ausschließlich in ihren Händen. Die deutschen Maurer, Zimmermeister, Dachdecker, Schneider, Schmiede u. s. w. sind in der Bukowina seit jeher berühmt und allgemein gesucht. Als Fuhrleute besorgen die Deutschen den Holztransport aus den Urwäldern des Landes in dessen Städte. Die Versorgung der Märkte mit den Produkten der Gartenwirtschaft ist eine der Hauptbeschäftigungen der Deutschen. Die deutschen Lehrer sind endlich diejenigen, denen die übrigen Nationalitäten der Bukowina ihre Bildung, ihre Litteratur, ihre Wissenschaft zu verdanken haben, denn Deutsche sind es gewesen, welche nicht nur die ersten öffentlichen Bildungsstätten in der Bukowina gegründet, sondern auch an denselben vom Anfang an bis zum heutigen Tage gewirkt haben. Das Verdienst der Deutschen in der Bukowina ist in jeder Beziehung so groß, daß dieselben auf die Resultate ihrer zivilisatorischen und gemeinnützigen Wirksamkeit in dieser äußersten österreichischen Provinz mit Recht stolz sein können.

Die Deutschen in der Bukowina sind aber deshalb keineswegs übermütig, sie überheben sich nicht über die übrigen Nationalitäten, sie verachten nicht das Eigentümliche der anderen Völker des Landes, sondern leben mit denselben im besten Einvernehmen und achten deren Nationalität, Religion, Sitten und Gebräuche, an denen sie bisher nie etwas auszusetzen wagten. Dafür eben werden sie von ihren russischen und rumänischen Nachbarn geachtet und geliebt. Ja, die Deutschen eigneten sich sogar die Kenntnisse der Sprachen ihrer Nachbarn und nahmen selbst einige Gebräuche an, um nur den Verkehr mit ihren nichtdeutschen Nachbarn um so inniger und lebhafter zu gestalten. Deshalb aber vergaßen die Deutschen in der Bukowina ihre Muttersprache nicht, sondern im Gegenteile sie pflegten dieselbe ununterbrochen und so eifrig, daß sie heute anstatt der verschiedenen Dialekte beinahe ausschließlich in der Schriftsprache unter einander verkehren. Außer den Sprachkenntnissen eigneten sich die Deutschen in der Bukowina auch einige fremde Nationaltänze, wie den russischen Kolomyka- und den rumänischen Horatanz und überhaupt einige fremde Bräuche an; dabei aber ließen sie ihre nationalen deutschen Bräuche nicht fahren, sondern halten an denselben noch heute ebenso fest wie vor hundert und tausend Jahren.

Besonders fest halten die Deutschen in der Bukowina an ihren althergebrachten Traditionen, Festen, Trachten und überhaupt an ihrer echt deutschen Lebensart. Baut ein deutscher Landwirt oder Handwerker in der Bukowina sein Haus, so legt er jedesmal den Grundstein an der Ostseite desselben. Die in den Kalendern enthaltenen Bauernregeln werden streng beachtet. Bevor der Ackerbauer mit dem Wagen oder dem Pfluge ins Feld zieht, besprengt er dieselben mit Weihwasser. Wenn der Vater oder die Mutter stirbt, dann wird das Stroh, auf dem der Kranke lag, verbrannt. Die Asche wird sorgfältig zu einem Häuflein gekehrt und über Nacht liegen gelassen. Des anderen Morgens findet sich jedesmal eine Fußspur in der Asche. Nun kommen die Kinder und stecken ihre Sohlen in die Fußspur; auf welchen Fuß die Spur paßt, der wird der Nächste sein, der den Eltern in das Grab folgt. Ein ähnlicher Versuch, einen Blick in die Zukunft zu werfen, findet zu Neujahr statt. An diesem Tage werden glühende Kohlen auf eine Platte gelegt, und zwar soviele als es Glieder in der Familie gibt. Natürlich wird für jedes Glied eine Kohle bestimmt. Wessen Kohle zuerst verglimmt, der stirbt zuerst in der Familie, wahrscheinlich noch in demselben Jahre. Wenn der Kukuk ruft, dann spitzen die Mädchen ihre Ohren und zählen wie oft der Ruf erscholl. Die Zahl der Rufe bedeutet die Anzahl der Jahre, während welcher das Mädchen unverheiratet bleiben wird. Ueberhaupt sind die Gebräuche der deutschen Mädchen in der Bukowina sehr zahlreich und mannigfaltig. Am Tage des heiligen Andreas kommen Mädchen in einem Hause zusammen. Dann entfernen sie sich aus demselben und während dieser Zeit legt Mütterchen oder sonst eine alte Frauensperson zwischen Teller, die über einandergeschichtet sind, eine Geldmünze, ein Kreuz und einen Trauring. Auf ein Zeichen treten die

Mädchen wieder ein und wählen einen Teller. Was sie nun auf demselben finden, wird ihr Teil werden. Am Weihnachtsabend kommen mehrere Mädchen zusammen und kochen kleine Knödel. Sind dieselben fertig, dann erhalten sie die Namen der Mädchen. Hierauf wird ein wohlgesättigter Hund in die Stube gerufen. Dasjenige Mädchen, dessen Knödel zuerst unter die Schnauze des Hundes gerät, wird am ehesten heiraten u. s. w.

Solcher Gebräuche führt der rühmlich bekannte Bukowinaer Schriftsteller und Dichter Professor Ludwig Simiginowicz-Staufe in seinem ethnographischen Werke: „Die Völkergruppen der Bukowina", dem ich viele Daten zu diesem Aufsatze entnommen habe, eine ganze Menge an; es würde jedoch zu weit führen, wollte ich hier nur die Hälfte der von dem genannten Schriftsteller geschilderten Bräuche anführen. Ich will jedoch einiges über die Feste und die Trachten der Deutschen in der Bukowina ebenfalls dem genannten Werke entlehnen.

Das größte und freudigste Familienfest des Deutschen in der Bukowina ist unstreitig die Hochzeit. Zu einer Hochzeitsfeier schmücken sich nicht nur die Brautleute, sondern auch alle hierzu geladenen Mädchen und Burschen derart mit Blumen und Bändern, daß die Brautleute beinahe durch gar nichts unterschieden sind. Die Brautführer schmücken ihre Hüte oder Mützen mit Blumen und zwei roten Bändern, welche bis über die Schultern herunterhängen. Bevor zur Trauung geschritten wird, bittet die Braut alle Hochzeitsgäste um Verzeihung (möglicher Beleidigung oder Kränkung wegen) und küßt sie dabei ab. Während der Fahrt zur Kirche und von derselben zurück, spielen Musikanten lustige Stücke, während die Burschen aus Pistolen feuern, Lieder singen, jauchzen u. dgl. Ist der Hochzeitszug vor dem Brauthause angekommen, so wird vor demselben ein Kreis gebildet und es werden in diesen die Brautleute eingeschlossen. Unter scherzhaften Zeremonien nimmt nun die Braut ihren Schleier ab und wirft ihn unter die umstehenden Mädchen. Dasjenige Mädchen, welches den Schleier auffängt — so weiß es der Volksglaube — wird am ehesten heiraten. Nun wird zum Hochzeitsmahle geschritten; das ist der sogenannte „kleine Tisch", welchem Tanz, Spiel und Unterhaltung folgen. Um Mitternacht wird der „große Tisch" gedeckt, welcher zahlreiche Gäste aufnimmt und bis zum Morgen dauert. Während dieser Zeit schleicht sich eine dienende Weibsperson unter den Tisch und zieht der Braut die Schuhe von den Füßen. Der Bräutigam muß nun die Schuhe auslösen, und dieses Lösegeld wird an alle im Dienste der Hochzeit stehenden Personen als Lohn verteilt. Am nächstfolgenden Tage finden Unterhaltungen statt, welche die Ordnung der Mitgift veranlaßt. Man begibt sich nämlich in das Haus der Braut und nimmt alle Gegenstände in Empfang, welche zur Mitgift gehören. Dabei gibt es allerlei Scherze und Schabernacke; hier wird ein Polster, dort eine Decke, ein Strohsack in der Weise getragen, wie wenn diese Gegenstände Fahnen wären. Der Volkswitz bleibt nicht aus und man unterhält sich köstlich. Bleibt die Braut im Hochzeitshause, dann fällt diese Mitgiftfeier weg, aber man weiß sich zu helfen, damit der Scherz doch stattfinde.

Von den religiösen Festen ist das Kirchweihfest das allerinteressanteste. Der merkwürdigste Teil des Kirchweihfestes ist aber der, welcher vor der — Schenke gefeiert wird. Da richten Arrangeure, welche sich als solche durch Maschen, Blumen und Bänder kenntlich machen, vor dem Wirtshause einen Balken empor, den sie „Baum" nennen und mit Blumen, Bändern und farbigen Tüchern schmücken. Dieser „Baum" dient dazu, um allen Vorüberfahrenden oder Ankommenden den Ort des Festes anzuzeigen. Dann wird entweder in der Schenkstube oder auf dem freien Platze vor dem Wirtshause getanzt. Dabei wird tüchtig gegessen und getrunken. Die Kosten werden von den Mädchen und den Burschen zu gleichen Teilen gedeckt, und zwar bezahlen die Mädchen die Speisen und die Burschen — die Getränke. Zu diesen Vergnügungen kommen die Mädchen und die Burschen natürlich in ihren schönsten Festkostümen.

Die Tracht der Deutschen in der Bukowina ist höchst einfach. Die Festtoilette der deutschen Frauen und Mädchen bilden im Sommer gewöhnlich ein kurzes, breites, lichtes Perkalkleid, eine weite, schneeweiße Schürze, ein dunkelblaues oder schwarzgetupftes, rotes Perkalkleid und ein blumiges oder schwarzes Seidentuch als Kopfbedeckung. Die Füße stecken in zierlichen Schuhen und schneeweißen Strümpfen, die bis unter die Kniee sichtbar sind. Im Winter tragen die Frauen Pelze und die Mädchen Wollkleider und grobe Tücher von gewöhnlicher Art. Zum guten Ton gehört ein Sacktuch oder ein Blumenstrauß in der Hand.

Die Tracht der Männer ist ziemlich einförmig. An Wochentagen trägt der deutsche Landwirt oder Handwerker einen Spenzer aus schwarzem Tuch, dagegen Hosen und Weste aus Satinet; eine niedere, breite, schwarze Tuchkappe mit einem geraden, unten grünen, ledernen Schirm deckt sein Haupt, ein schwarz getupftes, rotes Tuch mit kurzen Maschen umschlingt seinen Hals. Die breiten Hosen stecken an den Werktagen in den hohen Röhrenstiefeln, während sie an Sonn- und Feiertagen über die Stiefelröhren herabgelassen werden. Geht der Deutsche am Sonntag zur Kirche, dann gefällt er sich in einem Beinkleid aus grauem Tuch, in einer Weste aus Halbseide und in einer bis zu den Hüften reichenden breiten, schwarzen oder blauen Tuchjake. Dabei läßt er mit bäuerlicher Noblesse die Spitzen eines buntfärbigen Sacktuches aus den Taschen hängen, und ist er gar im Besitze einer Spindeluhr, die sich gewöhnlich durch ihren ansehnlichen Umfang auszeichnet, dann ermuntert ihn ein vornehmer Seitenblick auf seine massive stählerne Uhrkette so recht dazu, das ganze Jahrhundert in die Schranken zu fordern. Ebenso einfach, wie in der Kleidung, ist der Deutsche in der

Bukowina in seiner ganzen Lebensweise. „Fette Kost — magere Erbschaft", dieses sein Sprichwort gilt ihm als Lebensregel, die er streng beobachtet. Seine Kost ist jedoch gut und nahrhaft. Des Morgens pflegt er Milch, Kartoffel- oder Einbrennsuppe, zu Mittag eine kräftige Fleischbrühe, ein Stück Fleisch, dann Bohnen, Erbsen oder Linsen und Abends wieder Milch, Eierspeise u. dgl. zu genießen.

Das Assimilationsvermögen, das dem Deutschen Volke tief innewohnt, gibt übrigens auch hier sich lobenswert kund, denn der Deutsche in der Bukowina erfreut sich an gewissen Tagen nicht blos an seinem herkömmlichen Sauerkraut mit Knödeln und sonstigen Dingen, die noch Reminiszenzen aus der Heimat sind, sondern auch an Speisen, die er der autochthonen Bevölkerung schon seit einer langen Reihe von Jahren abgelauscht hat. Hierher gehört hauptsächlich der aus Kukurutzmehl zubereitete Kuchen, Mamalyga oder Kulécha genannt, und die aus Kartoffeln, roten Rüben oder Bohnen und Sauerrahm oder Schweinefleisch zubereitete Sauersuppe, Borschtsch genannt. Diese beiden nationalrussischen Speise-Gerichte werden auch in besseren deutschen Häusern in der Bukowina genossen und erfreuen sich in der Bukowina überhaupt einer großen Beliebtheit.

Die allgemeine Lebensweise, die Tracht u. s. w. der gebildeten deutschen Bevölkerung der Bukowina sind natürlich ganz anders, als die eben geschilderten der niederen Volksklasse. Die Lebensweise, die Tracht u. s. w. der deutschen Intelligenz in der Bukowina unterscheiden sich in fast gar nichts von denen der übrigen gebildeten deutschen Bevölkerung Oesterreich-Ungarns und überhaupt Europa's, und daher unterlasse ich deren Schilderung. Von der deutschen Intelligenz der Bukowina wäre noch zu sagen, daß die besten und höchsten Männer des Landes zu ihren Mitgliedern zählen. Vor allen wären zu erwähnen die deutschen Universitäts- und Gymnasial-Professoren, dann die deutschen Beamten, Aerzte, Advokaten, Schriftsteller und Dichter, hierauf die deutschen Handelsleute, Industriellen, Volksschullehrer und Priester.

Von den deutschen Schriftstellern und Dichtern der Bukowina sind zu nennen: Ludwig Adolf Simiginowicz-Staufe, Karl Emil Franzos, Ernst Rudolf Neubauer, Anton Zachar, Franz Wickenhauser, General-Major Baumgarten, Isidor Selzer, Philipp Löwy, Ludwig Plohn, Alexander Grawein, Wilhelm Schmidt, Heinrich Bresnitz, Titus Alth, Andreas Mikulitsch, Isidor Sauerquell, Schloßmann, Johann Dornbaum, Dionys Rosenfeld, Heinrich Nadler, Dr. Max Goldenberg, Heinrich Kiesler, Heinrich Lupul, Dr. Flinker, Dr. Eduard Reiß, Leon Rosenzweig, Adolf Wechsler, Katz, Baltinester, Heinrich Ehrlich, Hermann Schärf, Choloney, Victor Jakob Horowitz, Mathias Horowitz, Franz Simiginowitsch, Obrist, Jaksch, Frau Susanna Rubinstein, Julie Thenen u. a.

Diese und andere deutsche Männer in der Bukowina haben sich um die deutsche nationale Sache bleibende Verdienste erworben, und diesen deutschen Patrioten ist es zu danken, daß heute in der Bukowina verschiedene wissenschaftliche, humanitäre und gesellige deutsche Institute, ein deutsches Theater, deutsche Blätter u. s. w. bestehen. Der deutschen Intelligenz in der Bukowina ist es zu danken, daß der deutsche Name in diesem Lande heute in hohem Ansehen steht und sich der allgemeinen Achtung erfreut. Die große deutsche Nation kann auf ihre Stammesgenossen im fernen Osten mit Recht stolz sein.

Malta.

Geographische Lage. — Klima der Inselgruppe. — Stadt und Land. — Vegetation und Tierleben.

Obschon, was Himmel, Luft und Szenerie betrifft, eher afrikanischen Charakters, können die unter 35.5° nördlicher Breite und dem 14. Längengrade von Greenwich gelegenen Inseln Malta, Gozzo und Gomino mit vollem Rechte zu Europa gerechnet werden, indem die Entfernung vom sizilianischen Kap Passaro nur etwa 102 Km., jene vom Kap Spartivento, dem südlichsten Ausläufer des italienischen Festlandes, etwa 320 Km. beträgt, während dagegen Kap Bon, der benachbarte nördlichste Punkt der afrikanischen Küste, volle 340 Km. entfernt ist.

Dieser günstigen Lage verdanken die Inseln ihr herrliches, mildes und gesundes Klima während der Herbst- und Wintermonate, welches der erschüttertsten Konstitution gestattet, von Morgens bis Abends die weiche und doch kräftigende Luft im Freien zu genießen.

Wenn auch, besonders im Monate Januar, der eigentlichen Regenzeit, tropische Regengüsse das Leben im Freien etwas beschränken, so ist erfahrungsgemäß, einige heftige, nie ausbleibende Stürme mit Regenfall abgerechnet, nasses und trübes Wetter selten von einer längeren als Tagesdauer, und der herrlich blaue Himmel und die Eigentümlichkeit des maltesischen Felsbodens, welcher die größten Wassermengen in Kürze auffaugt, ermöglichen dem Besucher sein tägliches Pensum an freier Bewegung ungeschmälert zu erledigen.

Während der Wintermonate fällt der Thermometer selten unter + 3° R., und durchschnittlich herrscht eine Temperatur von + 10—12° mit einiger Erhöhung während der Mittagsstunden. Wenn dies bis Ende des Monats Februar gilt, so bringen März und April schon Temperaturen von + 20° und mehr während der Mitte des Tages, und im Juli—August, den regenlosen Monaten, sollen + 30° R. und mehr im Schatten nicht selten sein — eine tropische Temperatur, welche einen Aufenthalt im Freien während der Stunden von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Abends nahezu unmöglich macht, umsomehr, als

das Auge schwer unter dem Reflexe der Sonne leidet und die Sohle sich auf glühendem Eisen zu bewegen scheint.

Allerdings genießt auch diese Jahreszeit des Vorteiles der das ganze Jahr regelmäßig von der See her wehenden Morgen- und Abendbrisen, welche nicht allein auf die Konstitution erfrischend wirken, sondern vorzugsweise als Reiniger der Luft dienen. Die auf Malta hauptsächlich herrschenden Windrichtungen sind jene aus Nordwest und Südost.

Die ersteren, von den Eingebornen Venti alti genannt — die vorherrschenden — wirken kräftigend, erfrischend auf das Nervensystem. Die südlichen Winde dagegen — die Venti bassi — der Scirocco, mit den ihn begleitenden düsteren Wolken und Wassernebeln, die derselbe auf seinen Wegen von den Sandsteppen Afrika's von der See angesogen hat — entnerven, deprimieren, verursachen Verdauungsstörungen und verurteilen während ihrer Dauer den Fremden, namentlich den Nordländer, beinahe zur Unbeweglichkeit.

Der Scirocco, welcher glücklicherweise für die fremden Wintergäste vorzüglich nur im September weht, tritt jedoch auch hin und wieder in den Wintermonaten auf, und mancher Besucher wird das merkwürdige Phänomen beobachtet haben, daß innerhalb weniger Minuten nachdem sich der feuchtwarme Wind, der Vorbote des eigentlichen Scirocco's, zuerst geltend gemacht hat, Dächer und Straßen ohne sichtbaren Niederschlag das Ansehen haben, als habe ein starker Regenguß stattgefunden.

Ein anderer Wind, der Gregale, aus Nordost, der glücklicherweise seltener auftritt, bringt meist stürmisches Wetter und ist, da selbst die Schifffahrt im Haupthafen der Insel und dadurch der Verkehr zwischen den einzelnen Städten zuweilen gefährdet wird, mit Recht gefürchtet.

Neben den Hafenbuchten geringerer Bedeutung, wie Marsa Scala, Marsa Scirocco, Melleha u. a., besitzt die Hauptinsel zwei prachtvolle natürliche Häfen, von welchen der östlich gelegene „Große Hafen" etwa $3^1/_2$ Km. in der Länge und 1 Km. in der Breite mißt, und dessen zahlreiche Ausbuchtungen teilweise als Ankergrund, teilweise für nautisch-technische Anlagen Verwendung gefunden haben.

Der Hafeneingang wird durch die beiden, sich bestreichenden Forts Sant Elmo (mit Leuchtturm) und Ricasoli, sowie durch das der Einfahrt gegenüberliegende dominierende Fort Sant Angelo verteidigt. Zu diesen Verteidigungswerken gesellen sich noch eine Reihe anderer, z. B. die Batterien der beiden Barraccas, des Fort Lascaris, die Höhen des Corradino (Gefängnis) und des Cotonera (Spitals.)

Zwischen dem Großen Hafen und dem westlichen Hafenbassin — Marsamuscetto, auch seiner Verwendung wegen Quarantäne-Hafen genannt, erhebt sich auf dem ehemals Monte Sceberras genannten Hügelrücken die Hauptstadt Valetta, während ihre Schwesterstädte, das Borgo La Seuglea und Burmola nach Osten, Valetta gegenüberliegend, verschiedene, in den Hafen vorspringende, hügelige Landzungen bedecken.

Dieser Städte-Komplex, von den Hügeln des Corradino und des Cotsonera-Bezirkes, den Bastionen des Forts Sant Angelo flankiert, bietet von der See gesehen, mit seinen amphitheatralisch an den Hügeln sich aufbauenden Häusern, der malerischen Hafeneinfahrt einen höchst eigenartigen Anblick, der sicherlich nicht eines gewissen Reizes entbehrt.

Allerdings mag hierbei die Hauptwirkung der prachtvollen Farbe des Meeres und dem beinahe immer wolkenlosen Himmel im Kontraste mit dem blendenden Hellgelb der Gebäude, welche mit ihrem gleichfarbigen, felsigen Untergrunde eins zu sein scheinen, zugeschrieben werden.

Freilich wird dem erfahrenen Levante-Reisenden bei dem ersten Anblicke Valetta's unwillkürlich die Aehnlichkeit mit mancher früher schon gesehenen, aus den Fluten aufsteigenden östlichen Küstenstadt auffallen, umsomehr, als die flachen Dächer außerordentlich an die im Orient allgemein gebräuchliche Bauart erinnern.

Die Einfahrt des Marsamuscetto wird einerseits durch das schon genannte Fort Sant Elmo, andererseits durch Fort Figué verteidigt, während das auf einer kleinen Insel im Hafenbassin selbst gelegene Fort Manoël auf dieser Seite die Bedeutung des Fort Sant Angelo vertritt.

Der weitaus größte Teil der Südküste der Insel ist von Natur aus unzugänglich und zeigt glattabfallende Felswände, deren Höhe stellenweise den Meeresspiegel um 100 m. überragt.

Gegen Westen trennt die Meerenge von Freghi (6 Km. breit) mit den Inselchen Gomino und Gominotto die Hauptinsel von Gozzo, welches bei einer Länge von 16 Km. eine Breite von 9 Km. aufweist.

Gozzo, dessen Ausdehnung ungefähr der Hälfte der Hauptinsel entspricht, dabei aber einen weitaus freundlicheren und fruchtbareren Eindruck hervorruft, besitzt im Norden und Süden verschiedene Hafenbuchten, welche für größere Schiffe jedoch nicht praktisch sind.

Doch kehren wir zur Stadt zurück. Das rastlose Getriebe der halbamphibischen Bevölkerung auf der Marina des großen Hafens fesselt zuerst die Aufmerksamkeit des Ankömmlings, wenn derselbe, glücklich den Gesundheitsbeamten und dem Gondoliere entronnen, die Stadt durch das Marina-Thor betritt und zum erstenmale die Stufen einer Valettenser Querstraße unter den noch seeunsicheren Füßen fühlt — eine jener zehn oder mehr Straßen, welche bergauf vom Großen Hafen, bergab nach dem Marsamuscetto führen und dabei rechtwinkelig ebensoviele die Stadt der Länge nach durchschneidenden Straßen kreuzen. Wenn das Auge sich etwas an den blendenden Reflex des sonnebeschienenen Sandsteins gewöhnt und der Fremde sich durch die nach Frituren und Knoblauch duftende, den Menschenansammlungen des Südens eigene Atmosphäre hindurchgearbeitet haben wird, so muß ihm neben der

außerordentlichen Reinlichkeit der Straßen die originelle Bauart der Häuser (meist dreistöckig mit erkerartigen, glasverschlossenen Balkons) auffallen.

Das eigentliche Straßenleben entwickelt sich jedoch erst auf der Höhe des Hügels — auf der Strada Reale, der Hauptpulsader, welche auf einer Länge von etwas über 1 Km., den Grat des Valetta tragenden Hügels bildend, die Stadt von dem gleichnamigen Thore bis zum Fort Sant Elmo durchschneidet, und an welcher die hauptsächlichsten Anziehungspunkte des täglichen Lebens, als die Oper, die Kaffeehäuser, Konditoreien, Klubs und Hotels vereinigt sind. Dieselbe Straße berührt jedoch auch manche Sehenswürdigkeiten, wie die öffentliche Bibliothek mit angrenzendem Garten und kühlen Kolonnaden, den Palast der Großmeister mit dem St. Georgs Square u. s. w.

Die Seitenstraßen zur Rechten und Linken dagegen führen in wenigen Minuten zur Basilika von St. Johann, zu den zahlreichen, teilweise höchst interessanten Ordenskirchen, Kapellen, Spitälern und Auberges oder Ritter-Konventen, welch' letztere jetzt größtenteils den englischen Administrationsbehörden dienstbar gemacht sind. Nahezu bei jedem Schritte entdeckt das Auge neue Spuren des Ordens, der sich in seinen massiven und doch stylistisch-eigenartigen Monumentalbauten für Jahrhunderte hinaus bleibende Denkmale seines Wirkens gesetzt hat.

Ein Gang über die Bastionen, Besuche der oberen Barracca, auf dem hochgelegenen Kapuzinerkloster und schließlich auf der Höhe des mehrgenannten Corradino, werden den Besucher orientieren und ihm ungeahnte, szenische Effekte vor Augen führen.

So malerisch die Lage Valetta's oder besser der kombinierten Städte mit der ewig wechselnden Staffage des Meeres und des Hafenlebens auch ist, so enttäuscht fühlt man sich von dem Inneren der Hauptinsel.

Blendende Straßen, enge Vicoli, verbinden die verschiedenen zahlreichen und bevölkerten Gemeinden, Casali genannt, die sich gegenseitig eigentlich nur durch mehr oder minder schöne kirchliche Bauten unterscheiden.

Die zahlreichen, ja zahllosen, steineingehegten Felder, welche die Landstraßen begrenzen, dienen dazu, die Einförmigkeit der Szenerie zu steigern.

Der natürliche Baumwuchs ist spärlich und beschränkt sich streng genommen nur auf Johannisbrot-, Oliven-, Maulbeer- und Feigenbäume, deren Blätterschmuck nicht dazu geeignet ist, eine heitere Note in die landschaftliche Monotonie zu bringen.

Wenn man die Stadt durch die Porte des Bombes verläßt und sich dem Inneren zuwendet, so dient der um 1610 erbaute Wignacourt-Aquädukt, mit seiner weithin sichtbaren, anscheinend endlosen Bogenreihe als willkommener Ruhepunkt für das Auge. Das nächste grüne Asyl, der sogen. Botanische Garten, welcher neben einer Anzahl exotischer Sträucher auch Baumgruppen, darunter vereinzelte Palmen von großartigem Wuchse, enthält, liegt etwas abseits.

Später, nachdem man die bedeutende Gemeinde Bicchicara verlassen, kommt die Bodenerhebung von Citta Vecchia oder Notabile, der Hauptstadt von Alters her, zur Geltung und die Contouren ihrer Thürme und Dome heben sich allmählich schärfer vom blauen Firmamente ab.

Aber auch dort, mit Ausnahme weniger grüner Felder und Gebüsche, fehlt die Vegetation.

Nur die Oasen von Sa Maison, das Boschetto und St. Antonio, zwischen 3 und 6 Km. von La Valetta entfernt, sämtlich ehemalige großmeisterliche Sommersitze, lassen vergessen, daß man sich auf einem vegetationsfeindlichen Felsen befindet.

Die erstgenannten beiden Zufluchtsorte umfassen große, wohlgepflegte, gutbewässerte Gärten, bepflanzt mit einer Menge verschiedenartiger exotischer Gewächse, während der Park von St. Antonio mit dem gleichnamigen Palaste, hauptsächlich der Obstbaumzucht gewidmet, einen Hain von Orangenbäumen, namentlich des Citrus aurantium nobile, der Mandarin-Orange, enthält.

Ueberhaupt haben die Malteser, genötigt durch die natürliche Unfruchtbarkeit ihres Bodens, die Gartenkultur auf eine bemerkenswerte Stufe der Entwickelung gebracht; sie sind gewohnt, jedes Fleckchen bebaubaren Grundes zur Anlage von Anpflanzungen zu verwenden. Neben den schon erwähnten einheimischen Baumarten gedeihen der Weinstock wie sämtliche europäische Obstbäume und halbexotische, wie die Banane, die Pompelmuse und der fruchttragende Cactus.

Unter den strauchartigen Gartengewächsen sind der Lorbeer, der Oleander, die Myrte, der Jasmin, und das Geranium als sehr gewöhnlich zu erwähnen; die beiden letzterwähnten vermischen im Monat März ihre Blütendüfte mit jenen der Spezies Citrus.

Während der Blumenmonat Malta's der April ist, während im September geherbstet wird, beginnt die Ernte der Baumfrüchte im August, um bis in den Februar, über sechs Monate, zu währen.

Die wilde Flora ist besonders reich auf der Süd- und Südwestseite der Küste vertreten und umfaßt eine große Anzahl verschiedener Spezien, worunter Euphorbiaceen, Liliaceen, Disteln, Ranunkeln, Iris, Narcissen und Hyacinthen, Anemonen und Erica, Majoran, Thymian und Fenchel wie gewisse Orchideen-Arten am häufigsten vertreten sind.

Diese Pflanzen bedecken im April und auch früher schon die mit einer dünnen Erdschichte teilweise nur dürftig bekleideten Felshänge mit einem farbenreichen, weithin duftenden Teppich, aus dessen Beständen die Bienen jenen Seim gewinnen, welchem der maltesische Honig den Ruf verdankt, der aromatischste der Welt zu sein.

Die einheimische Tierwelt, mit Ausnahme der Insekten, ist äußerst spärlich vertreten und beschränkt sich auf wenige Spezien, von welchen ich nur das wilde Kaninchen von Vierfüßlern und von Vögeln einen auf dem Inselchen Filfla nistenden mövenartigen Vogel nenne.

Dagegen beherbergt die Küste das ganz Jahr hindurch eine große Anzahl verschiedenartiger Zugvögel, die auf der Reise nach Nord oder Süd auf den Inseln einen zeitweisen Ruhehalt machen.

Die Viehzucht ist deshalb sehr beschränkt, weil nicht genügend Futterstoffe erzeugt werden können. Sizilien und Nordafrika liefern das Schlachtvieh zum größten Teile, während der Milchlieferant die Ziege ist, deren Pflege mit der Schaf-, Esel- und Maultierzucht einen nennenswerten Teil der Landbevölkerung beschäftigt und ernährt.

Bevölkerung, deren hauptsächlichen Nahrungszweige, Typus und Charakter, Sprache und Bildungsgrad. Tracht der Land- und Stadtbevölkerung.

Die Gesamtbevölkerung der Inselgruppe dürfte 150,000 Seelen nicht übersteigen, wovon etwas über die Hälfte auf die Städte entfällt.

Die Zahl der weiblichen Bewohner übertrifft jene der männlichen nur um wenige Tausend.

Die Volkszählungen der letzten zwanzig Jahre haben scheinbar nur eine geringe Zunahme der Seelenzahl ergeben, und zwar deshalb, weil fortwährend ein starker Abfluß nach den benachbarten Berberstaaten, Aegypten und Syrien stattfindet, wo bekanntlich jede Küstenstadt eine mehr oder minder zahlreiche maltesische Kolonie beherbergt.

Außer der Hausindustrie, der Spitzenanfertigung, die eine große Masse der ärmeren weiblichen Bevölkerung beschäftigt und spärlich ernährt, da ein Tageserwerb von 60 Pfennigen schon als glänzend betrachtet wird, dreht sich der Geschäftsbetrieb der niederen Klassen um die primitivsten Gewerbe. Ist der Mann des Volkes nicht Ackerbauer oder Viehzüchter seines Zeichens, so zieht er den Beruf des Fischers oder Gondoliers jedem anderen vor.

Die Verarmung der niederen Klassen, welche auf die ungemein dichte Bevölkerung und den verhältnismäßig kargen Ertrag des Bodens zurückzuführen ist, accentuiert sich in einem sehr entwickelten Bettel und muß dadurch jedem Ankömmling sofort auffallen.

Die Treppenstraße, welche den Quarantänehafen mit der Stadt verbindet und dabei eine der belebtesten Verkehrsadern ist, verdankt ihren Namen „Nix mangiare“ den fortwährenden Zu- und Ausrufen der massenhaft dort anzutreffenden Bettler.

Hinsichtlich des Typus und Charakters des maltesischen Volkes sagt ein spanischer Schriftsteller, d'Avalos, folgendes:

„Die Malteser sind durchschnittlich von Mittelgröße, stark und muskelkräftig gebaut und von dunkler Gesichtsfarbe; in ihrem Charakter accentuiert sich das Klima ihrer Heimat; sie haben mit vielen Völkern des nördlichen Afrika die Beweglichkeit und leichte Erregbarkeit gemein; sie sind leidenschaftlich und feurig in der Liebe, ausdauernd im Hasse und mit einer lebhaften Einbildungskraft begabt. Der Einfluß eines heißen Klimas, das Leben unter einem nahezu ständig heiteren Himmel wirkt entwickelnd auf den physischen und moralischen Charakter des Volkes; schwer wird es dem Eingeborenen, seine Gefühlsäußerungen unter der Maske der Konvenienz zu verbergen; es mag deshalb auch wenige Völker geben, deren Charakteristik leichter nach dem lebhaften Ausdruck und dem Spiele der Physiognomie des einzelnen Individuums festzustellen sein wird.“

Das auf Malta und im besonderen auf dem Lande beinahe ausschließlich herrschende Idiom ist ein korrumpierter arabischer Dialekt, in welchem die Bezeichnung aller Errungenschaften der Zivilisation wie der fortgeschrittenen Kultur entweder durch englische, häufiger aber noch durch eingeschaltete, der italienischen Sprache entlehnte Worte erfolgt. Eine eigentliche Grammatik des maltesischen Dialektes ist nicht vorhanden, und wenn auch verdienstvolle Männer es sich haben angelegen sein lassen, während der letzten Jahrzehnte ein aus arabischen und lateinischen Lettern zusammengestelltes Alphabet zu bilden, mit Hülfe dessen es ermöglicht werden soll, die Kinder vor allem die Muttersprache lesen zu lehren, so dient dieser Anfangsunterricht doch lediglich nur als Basis zur Erlernung der italienischen oder englischen Sprache, d. h. zum „Verstehenlernen“ der Lehrer. Der niedere Bildungsgrad der Landbevölkerung, von welcher, nebenbei bemerkt, der geringste Teil schreiben oder lesen kann, ist deshalb auch leichter erklärlich, wenn man ins Auge faßt, „daß das Kind erst unterrichtet werden muß, um später etwas lernen zu können.“

Die Erteilung des Unterrichts im Innern liegt beinahe ausschließlich in den Händen des Klerus.

Im Gegensatze hierzu ist in den Städten und speziell in Valetta als Zentralpunkt sehr gut für Erziehung gesorgt, und hiermit der Bildungsgrad normaler entwickelt. Neben zwei Normalschulen und einem Gymnasium besitzt die Hauptstadt eine eifrig und zahlreich besuchte Hochschule, welche über Lehrstühle der Philosophie, der Theologie, der Medizin und der Rechte verfügt und sich einer werkthätigen Unterstützung der britischen Regierung erfreut.

Während die eingeborene Stadtbevölkerung, namentlich jene der mittleren und höheren Stände, sich in ihrer Tracht der Zeit und den herrschenden Moden angepaßt hat, manche Damen ausgenommen, welche zur Zeit der Fasten und hoher Kirchenfeste stets noch, wie die Frauen der niedereren Klassen, und mit Vorliebe in dem schwarzen, schlichtfallenden Seidenkleide, den Oberkörper von der Faldetta bedeckt (eine Art Mantille von gleichem Stoffe wie das Kleid, welche durch einen eingenähten Fischbeinreif „bogenförmig“ über den Kopf emporgehalten wird), erscheinen, — hält das Landvolk an dem traditionellem Kostüme fest.

Dasselbe besteht bei den Frauen ebenfalls aus der „Faldetta“, wird jedoch aus anspruchsloserem Material,

meist gedrucktem Kattun, angefertigt, wobei lebhafte Farben und Zeichnungen der Muster besonders für die den Rock deckende Schürze sehr beliebt sind.

Die Füße sind weder durch Strümpfe noch Schuhe belästigt.

Die Tracht der Männer weist zunächst die originelle, meist braune sackartige Kopfbedeckung auf, deren Form etwas an die phrygische Mütze erinnert, und welche dem Träger sehr häufig als Magazin der verschiedensten Lebensbedürfnisse, stets aber als Geldbörse dient. Hieran reiht sich das weiße Leinwandhemd, das samt den weiten wollenen oder leinenen Beinkleidern mittels eines wollenen oder seidenen schärpenartigen Gürtels, meist roter Farbe, in zahlreichen Windungen über den Hüften festgehalten wird. Das ganze deckt entweder eine Aermeljacke aus leichtem Wollenstoff, welche der Malteser gerne nur über die Schultern gehängt trägt, oder aber eine ärmellose Weste mit großen Metallknöpfen geschlossen, welche bei den wohlhabenderen durch Schillingstücke, ja sogar durch alte sizilianische Thaler, ersetzt sind.

Die Füße werden häufig unbekleidet getragen oder durch Sandalen aus Rindshaut geschützt.

Auch der einheimische, sehr zahlreiche katholische Klerus hat seine schwarze, talarähnliche, meistens mit dem weißen Kreuze geschmückte Kleidung und den dreispitzigen Hut bis heute bewahrt.

Ostern, Pfingsten, der Fronleichnamstag, wie die auf Malta einheimischen Feste des hl. Gregor, der Apostel Peter und Paul, der Josefstag, das Jahresfest der Befreiung von der türkischen Belagerung im Monat September ꝛc., welche sämtlich mit dem größten kirchlichen Pomp unter dem Andrange Frommer und Schaulustiger gefeiert werden, bieten die beste Gelegenheit, das Volk in seiner naturwüchsigen naiven Frömmigkeit, seiner südlichen Lebhaftigkeit und Originalität, welche einer gewissen gutmütigen Gesittung nicht entbehrt, zu beobachten; und wenn auch hinsichtlich des Gesichtsschnittes das Urteil nicht gerade vorteilhaft ausfallen wird, so ist den maltesischen Frauen, als Faldettaträgerinnen, eine gewisse natürliche Würde und anspruchslose Grazie nicht abzusprechen; und ebenso finden sich unter den braunen wollhaarigen Burschen nicht selten Prachtexemplare, was Wuchs und Muskulatur betrifft.

Die Mündung des Mississippi.

New-Orleans liegt noch mehr als 100 e. Mln. von der Stelle entfernt, wo der Mississippi ins Meer fällt, aber wer den Riesenstrom abwärts dampft, glaubt schon nach der ersten Wendung desselben unterhalb der Stadt, so sehr gleicht er hier plötzlich einer weiten Durchfahrt zwischen zwei Inseln, die offene See erreicht zu haben. Schon spürt man die herbe salzige Seeluft, schon schichten sich die Wolken in regelmäßigen Lagen, schon fliegen große Scharen Seevögel gegen den Wind; der Pflanzenwuchs wird kleiner und spärlicher, die Ufer sind nicht mehr angebaut, sie sind zu beiden Seiten von Cypressen eingefaßt.

Es beginnt die merkwürdige Halbinsel von Alluvien, die bis weit in den Golf hinaus, allerdings nur zwei oder drei Meilen breit, den Fluß einrahmt; dahinter verstecken sich sumpfige Savannen oder schwankende Prärien, die das lehmige Wasser des Stroms in „Bayous“ und Inselchen verteilen. Der Boden bebt und zittert, wenn die Eisenbahn über ihn hinwegbraust, und man staunt nur, daß es überhaupt möglich gewesen, hier ein Bahngeleise zu legen und gar eine Stadt wie New-Orleans zu bauen. Denselben zitternden, scheinbar ganz mit Wasser durchtränkten humosen Wiesenboden findet man in Louisiana am ganzen Golf von Mexico, dessen Buchten und Strand-Seen er mit großen Rohr- und Schilf-Wäldern überdeckt, an trockeneren Stellen mit Cypressen- und Cedern-Waldungen untermischt; auch vereinzelte Palmettos sieht man eingestreut. Echte „Zitter-Prärien“, die in Wahrheit auf der Oberfläche der Gewässer schwimmen, findet man im Westen, vom Strome ziemlich weit entfernt, an den Ufern des Meeres oder der „Bayous“; so zieht sich in dem Gebiet der Attakapas, an den Ufern des Bayou Teche, der vom Red River unabhängigen alten Mündung, unter einer dichten Pflanzenschichte, welche eine erdige Konsistenz annimmt und das Gewicht ganzer großer, auf der beweglichen Prärie weidender Heerden zu tragen vermag, das Salzwasser tief ins Innere hinein. Nichts deutet auf die Nähe des Meeres, aber der Fischer braucht nur ein Loch durch den Wurzelteppich zu graben, und er fängt an seiner Angel die Fische, die sich in den unsichtbaren Gewässern fortpflanzen.

Unterhalb New-Orleans geht die Fahrt zwischen zwei schmalen Erdstreifen, die gleichzeitig die Ufer des Stroms und des Meeres sind, bis man an eine Stelle gelangt, wo der Strom sich zu einem See ausweitet und in mehrere Aeste (Mündungen) ausläuft. Jede Mündung ist von der anderen durch ein Uferland getrennt, über welches im Sturm die Wellen des Meeres hereinbrechen. Der Boden wird hier so schwankend, daß selbst Weiden nicht mehr in ihm wurzeln können; großes Schilf, Miegia macrosperma, ist die einzige Vegetation, und seine fibrösen Wurzeln geben dem Schlamm wenigstens einigen Halt. Weiterhin aber verschwinden auch sie; Wind und Wogen treiben den Schlamm, denn hier ist alles Schlamm, scheinbar zwischen Strom und Meer hin und her. Das Land ist so überflutet, daß man es für Wasser, das Wasser so erfüllt von Schlamm, daß man es für Land halten könnte.

Erst ganz neuestens hat hier die Menschenhand zu walten begonnen, während bisher die Elemente allein die Herren waren. Das Bedürfnis, den Strom zu jeder Zeit schiffbar zu machen und ihn zugleich zu einer vom Meere aus frei zugänglichen Wasserstraße zu gestalten, sowie die

schwere Schädigung der alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen zu hindern, wurde in dem Maße, als das Land sich mehr und mehr bevölkerte, immer dringender.

Die Mündungen des Mississippi lagen ursprünglich etwa 175 Meilen oberhalb der jetzigen in den Golf von Mexico hinausgebauten Mündungen und seitdem hat er unausgesetzt seinen Lauf geändert. In der Entfernung von 9 bis 50 Meilen vom derzeitigen Strombett gibt es zahllose Seen, Lagunen, Sümpfe und Gräben in Form eines C oder S, deren Formation sowohl als ihre Lage in von Nord nach Süd dem Mississippi parallellaufenden Reihen den klaren Beweis liefern, daß sie nur Abschnitte des früheren Strombettes sind. So lange der Strom durch festes Gestein fließt, also etwa bis an die Südspitze von Illinois, ist sein Lauf ziemlich gerade, aber sobald er dort in das Alluvialland eintritt, schneidet er sich hufeisenförmige Krümmungen, die stellenweise so bedeutend sind, daß man 12 bis 15 Meilen zurücklegen muß, um eine einzige Meile vorwärts zu kommen, und, merkwürdig genug, selbst wenn man die Landzunge quer durchschneidet und dem Strom ein neues Bett gräbt — die Pflanzer, um ihre tiefer im Lande liegenden Plantagen näher an das Wasser zu bringen, thaten es oft — so gräbt er sich schon im nächsten Frühjahr abermals ein neues krummes Bett.

Hauptsächlich dem Durchschneiden der Halbinseln ist es zuzuschreiben, daß der Stromlauf des Mississippi von seinem Ursprung bis zur Mündung immer kürzer wird. Im Jahre 1722 verkürzte er sich um 33 Meilen, als er die Kurve bei Port Hudson in Louisiana, im Beginne unseres Jahrhunderts um 30 Meilen, als er das „Raccourci-Cut-off" durchschnitt. Um sich einen Begriff davon zu machen, in welch großem Maßstab der Stromlauf und das Strombett sich geändert, mag man die Thatsache im Auge behalten, daß der Mississippi im Jahre 1721 zwischen Kairo, Illinois und Neu-Orleans 1173 Meilen lang war und daß seine Länge heute nur noch 942 Meilen beträgt, daß er sich also in 160 Jahren um 231 Meilen verkürzt hat.

Dagegen sind alle Versuche, den Strom in ein geradliniges Bett zu lenken und zu bannen, ohne Erfolg geblieben: schon im nächsten Jahr brach er sich ein neues krummes Bett. Das ist freilich überall so, wo ein Strom in eine Niederung eintritt; er baut sich dort selbst sein Bett, indem er an seinen Ufern Böschungen oder Bänke absetzt. Diese Bänke wachsen fortwährend, weil auch der Fluß sein Rinnsal durch neue Absätze fortwährend erhöht. Der Spiegel des Stroms liegt bisweilen so hoch über dem anstoßenden Land, daß man nur seine Uferränder zu durchbrechen braucht, um eine künstliche Bewässerung zu erzielen; näher der Mündung aber werden die Ufereinfassungen, die Bänke, immer niedriger, und speziell beim Mississippi sinken sie von 1.5 m. über dem Stromspiegel in der Nähe der „Pässe" — so heißen die letzten Ergüsse des Stroms — bis auf 0.5 m.

Bei ungestörtem Abfluß sind die Uferbänke hoch genug, um den Strom zu fassen; bei einer örtlichen Stauung aber oder bei ungewöhnlichem Hochwasser tritt er über sie hinaus, und das ist speziell beim Mississippi der Fall. Sein Bett ist im Frühjahr weitaus nicht geräumig genug, um dem aus dem Becken des Ohio und Mississippi sich ansammelnden Wasser natürlichen Abfluß zu gewähren, und außerdem fallen die im Frühjahr hoch angeschwollenen Nebenflüsse des unteren Mississippi (der Arkansas, der Red River, der Washita 2c.) dem schon zum Ueberfließen gefüllten Strom in die Flanken, und ihre Wassermassen verdrängen nicht blos das Wasser im Hauptstrom, sondern formieren eine Art von Barriere, die in ihm das Wasser staut und so die eigentliche Ursache der Ueberschwemmungen ist. Der Strom begnügt sich aber nicht immer damit, blos über seine Ufer zu treten, sondern er frißt auch mitunter eine Lücke darein und verschafft sich damit einen Seiten-Abfluß. Solange das Hochwasser anhält, findet ein Teil des Stroms durch diesen Dammbruch einen Weg, und wenn ein solcher Arm längere Zeit offen bleibt, so nennt man ihn am Mississippi „Bayou".

Bisher wendete man gegen das Austreten des Mississippi blos Flußdämme an, sogenannte „Levees", die man an allen tiefer gelegenen Stellen der beiden Stromufer aufführte; sie bewährten sich indeß nicht. Sie waren so schwach, daß das Hochwasser sie oft wie Papier durchbrach und daß nicht nur das hinter ihnen liegende Land nach wie vor überschwemmt, sondern durch sie der Abzug des Wassers nur noch erschwert wurde. So hat man denn neuestens, um gegen Ueberschwemmungen Schutz zu bieten, das „Outlet"-System acceptiert; man führt das überfließende Wasser durch künstlich hervorgebrachte „Bayous" ab. Die bisher auf natürlichem Wege entstandenen Auslässe (wie die Dammbrüche von Point Coupé und Bonnet Carré) haben sich vorzüglich bewährt und die Anwendbarkeit des Systems dargethan.

Was die verstopften Mündungen des Mississippi angeht, so teilt sich, wie schon erwähnt, der Strom in mehrere Arme und der östliche derselben spaltet sich weiterhin abermals. Von Nordost beginnend, heißen die Mündungen des Delta's: der Passe à l'outre, der Nordost-, der Süd- und der Südwest-Paß. Man vergesse nicht, daß der Mississippi sein Delta in sehr große Tiefen hinausgebaut hat und daß, wenn der Mexicanische Golf plötzlich trocken gelegt werden könnte, die Strombecken des Mississippi hoch aufgeschütteten Kanälen mit tiefen Rinnen und sanften Böschungen gleichen, dabei aber auch als das Gerippe oder das Fach- und Riegelwerk des Delta's erscheinen würden. Die Mündungs-Arme des Mississippi wachsen durchschnittlich jedes Jahr gegen 80 m. in den Golf hinein, jedoch mit dem Unterschied, daß der Südwest-Paß, durch welchen allein 34 Prozent des Wassers abfließen, ein stärkeres Wachsen zeigt, nämlich um 108 m., während sich die Nordost- und Süd-Pässe nur um 30 m. jährlich

verlängern. Das Wachsen fällt ausschließlich in die Hochwasserzeit; in den vier Monaten des Niederwassers sowie in den zwei Uebergangsmonaten ruht es gänzlich. Wenn der angeschwollene Mississippi an den Pässen anlangt, so findet er dort eine wallartige Barre, die er ein Jahr früher am Schluß der Hochwasserzeit selbst gebaut hat, und diese aus seinem Schlamm entstandenen Bänke oder „Bars" sind eben das zu beseitigende Hindernis. Sie erfahren außerdem durch die Kothklumpen („Mudlumps") allerlei Veränderungen. Die Mudlumps sind kegelförmige Hügel, die oft innerhalb weniger Stunden aus dem Grunde emporsteigen, und sie beeinträchtigen die Schifffahrt am allermeisten. Der Strom, wenn er hoch geht, hat indes Macht genug, um eine Rinne in der Barre auszufurchen und sie in eine neue Kanalstrecke umzuwandeln, die er dann am Schluß des Hochwassers abermals durch eine Barre schließt, nur daß er diese 80 m. weiter in den Golf hineinrückt und daß er im nächsten Jahr sie abermals durchbricht.

Auf diesen natürlichen Vorgängen nun beruht das Mittel — sein Urheber ist der Ingenieur Kapitän Eads aus St. Louis — die Mississippi-Mündung dauernd dadurch zu regulieren, daß man mittels „Jetties" (Flußdämme) die Stromufer künstlich ins Meer hinaus verlängert. Der Mississippi ist nämlich — das haben genaue Beobachtungen ergeben — imstande, seine Sedimente noch bis 2 ½ Meilen über seine Mündung hinaus ins Meer zu tragen und wenn man nun die natürlichen unfertigen Ufer der Mündung durch künstliche Mittel ins Meer hinaus verlängert, so werden dadurch die Wassermassen des Stromes um die betreffende Länge der künstlichen Ufer hinaus zusammengehalten, sie behalten ihre Geschwindigkeit und mit ihr auch ihre Tragfähigkeit; statt die Barre vor der natürlichen Mündung abzusetzen, thun sie es jetzt 2 ½ Meilen vor der künstlichen Mündung, und wenn nun diese künstliche Mündung auf 6 bis 7 Meilen ins Meer hinausgeführt wird, so entsteht die Barre etwa 9 Meilen von der eigentlichen, von der gegenwärtigen Mündung entfernt. Auf 9 Meilen Entfernung aber ist das Meer so tief, daß Hunderte von Jahren erforderlich wären, dort eine Barre entstehen zu lassen. Die „Jetties" sind übrigens nicht am Südwest- sondern am Süd-Paß errichtet, und das hat den Vorteil gehabt, daß große Wassermassen in ein Fahrwasser geleitet wurden, welches sie längst verlassen hatten, und daß nicht blos die Ablagerung der großen Erdmassen in der Mündung verhindert, sondern auch die Strömung gezwungen wurde, sich selbst ihr neues Bett zu graben.

Der Handel des Mississippi-Thales und des ganzen Zentrums der Union wird aus dem — in jahrelanger Arbeit und mit großem Geldaufwand vollendeten Werk unberechenbaren Nutzen ziehen; man hat berechnet, daß blos die Ersparnisse an Baumwollefrachten sich höher belaufen als die Kosten des ganzen Jetty-Systems. Fahrzeuge von mehr als 15 Fuß Tiefgang liefen stets Gefahr, auf den Grund zu geraten, die Fracht mußte dann in kleine Fahrzeuge umgeladen und nach New-Orleans, später wieder in das große Schiff geladen werden — eine zeitraubende und kostspielige Ladeprozedur, welche einen erheblichen Teil der Fracht verschlang. Es war nicht selten, daß die Schiffe viele Wochen lang im Schlamm stecken blieben und nur mit großer Mühe und entsprechenden Kosten aus seiner zähen Umarmung freigemacht werden konnten. Gegenwärtig ist eine Einfahrt mit einer Tiefe von 25 Fuß hergestellt und die größten Seeschiffe können in den Hafen von New-Orleans einlaufen und dort ohne Zeitverlust ihre Ladung löschen und erneuern.

Die alte Kosmogonie der Großrussen.

(Aus Melnikows [Petscherskis] „Aus den Wäldern.")

Folgendes ist die Erzählung der Vorfahren der Großrussen davon, wie der Gott Jarilo[1] zur Mutter-Feuchten-Erde in Liebe entbrannte und wie dieselbe alle Erdgeborenen gebar.

Es lag die Mutter-Feuchte-Erde in Dunkel und Frost. Tot war sie — weder Licht, noch Wärme, noch Töne, noch irgendwelche Bewegung.

Und es sagte der ewig junge, ewig heitere, leuchtende Jar: „Schauen wir durch die Finsternis der Unterwelt auf die Mutter-Feuchte-Erde, ob sie gut und schön, uns nach Sinne vorkäme?"

Und der Flammenblick des hellen Jar durchbohrte im Augenblick die unermeßlichen Schichten der Finsternis, die über der schlafenden Erde lagen. Und wo Jarilo's Blick die Finsternis durchschnitt, da leuchtete die goldene Sonne auf.

Und es flossen über die Sonne die warmen Wellen des strahlenden Lichtes des Jarilo hinüber. Die Mutter-

[1] Jarilo, Jarila (vom Verbum jarit, erhitzen, erzürnen, erregen, und Adjektivum jaryi, feurig, hitzig, brennend, glänzend) der alte slavische Gott der Fruchtbarkeit, durch den die Erde und alles Lebende sich erhitzt, erregt; in Weißrußland ist Jarilo ein Jüngling auf weißem Rosse, in weißer Kleidung und barfuß, in seiner Rechten hat er ein Menschenhaupt, in der Linken eine Handvoll Roggenähren; dort feiert man ihn, den Frühling mit dem ersten Pfluge begrüßend, am 27. April; die Mädchen gehen im Reigen dahin, eine als Jarila kleidend, und singen. Jarila geht längs den Furchen, zeitigt den Roggen und bringt die Neugeborenen u. a. In anderen Gegenden kleidet man als Jarilo einen Burschen, in noch anderen einen Greis; hier und da begräbt man mit Weinen und Lachen einen Strohmann; dieses findet im Rjasan'schen und Tambow'schen Gouvernement am 30. Juni, am Allerheiligentage, statt, im Nischnij-Nowgorod'schen am 24., im Wladimir'schen zu Pfingsten, anderwärts am ersten Markttage in der ersten Woche vor Petri Fasten, und ißt man auf dem Markte Pirogi (Kuchen), Fische und trinkt süßen Kwaß (Dünnbier) u. dgl. (Nach W. J. Dal's „Erklärendem Wörterbuche der lebenden großrussischen Sprache.")

Feuchte-Erde erwachte vom Schlafe und warf sich in jugendlicher Schöne wie eine Braut auf das Ehebett hin.... Gierig sog sie die goldenen Strahlen des lebenspendenden Lichtes ein und von diesem Lichte ergossen sich über ihren Schooß brennendes Leben und schmachtende Wollust hin.

Und in den Sonnenstrahlen werden die süßen Reden des Gottes der Liebe, des ewig jungen Jarilo, dahingetragen: „O juchhe, Mutter-Feuchte-Erde! gewinne mich lieb, den heiteren Gott; für deine Liebe will ich dich mit blauen Meeren, gelben Sanddünen, grünem Rasen, roten und blauen Blumen schmücken; wirst mit mir unzählige schmucke Kinder erzeugen...."

Lieb sind der Erde Jarilo's Reden, in Liebe entbrannte sie zum heiteren Gotte und von seinen heißen Küssen schmückte sie sich mit Gräsern, Blumen, dunklen Wäldern, blauen Meeren und Flüssen, silbernen Seen. Sie sog die heißen Küsse Jarilo's in sich hinein und aus ihrem Schooße flogen die Vögel der Lüfte hervor, aus den Höhlen schlüpften die Tiere des Waldes und Feldes heraus, in den Flüssen und Meeren begannen die Fische herumzuschwimmen, in der Luft die kleinen Fliegen und Mücken zu schwärmen.... Und alles lebte, alles liebte und alles sang Loblieder: dem Vater Jarilo und der Mutter, der Feuchten-Erde.

Und wieder schallen aus der goldenen Sonne die Liebesreden Jarilo's heraus: „O juchhe, Mutter-Feuchte-Erde! schmückte ich dich mit Schönheit, gebarst du schmucker Kinder zahllose Scharen, gewinne mich nunmehr lieber denn je und wirst du mit mir ein Lieblingskind erzeugen."

Lieb waren diese Reden der Mutter-Feuchten-Erde, gierig sog sie die lebenspendenden Strahlen ein und gebar den Menschen.... Und als er aus dem Schooße der Erde hervorkam, schlug ihn Jarilo mit seiner goldenen Leine, dem feurigen Blitze, über das Haupt. Und von diesem Blitze entsprang im Menschen der Verstand. Es begrüßte Jarilo seinen geliebten Erdengeborenen Sohn mit den Donnerschlägen des Himmels, mit den Strahlen des Blitzes. Und von diesem Donnergetöse und diesen Blitzen gerieten alle lebenden Geschöpfe in Schrecken: auseinander flogen die Vögel des Himmels, in die Höhlen versteckten sich die Tiere des Waldes, allein der Mensch erhob gen Himmel sein verständiges Haupt und erwiderte die donnernde Rede des Vaters mit weisem Worte, geflügelter Rede.... Und diese Rede hörend und ihren Herrn und Gebieter erschauend, beugten sich vor ihm alle Bäume, alle Blumen und Gräser, alle Tiere, Vögel und alle lebenden Geschöpfe ordneten sich ihm unter.

Es jubelte die Mutter-Feuchte-Erde im Glück, in der Freude, und hoffte, daß Jarilo's Liebe kein Ende nähme.... Doch nach kurzer Zeit begann die goldene Sonne zu sinken, die lichten Tage wurden kürzer, kalte Winde fiengen an zu blasen, die Singvögel verstummten, die Tiere des Waldes begannen zu heulen und der Herr und Fürst der ganzen belebten und unbelebten Schöpfung erzitterte vor Kälte....

In Nebel hüllte sich die Mutter-Feuchte-Erde und begoß ihr bleiches Antlitz vor Kummer und Gram mit bitteren Thränen — tröpfelndem Regen.

Es weint und wimmert die Mutter-Feuchte-Erde: „O Wind, Windeshauch!... Warum bläsest du mich mit lästiger Kälte an?... Jarilo's Auge — goldene Sonne!... Warum wärmst und leuchtest du nicht nach wie vor?... Entzogen hat Gott Jarilo mir seine Liebe — einbüßen muß ich meine Schönheit, umkommen müssen meine Kindlein und wieder muß ich in Finsternis und Frost versinken!... Und wozu mußte ich das Licht, wozu Leben und Liebe kennen lernen? Wozu die Bekanntschaft von den hellen Strahlen, von den heißen Küssen des Gottes Jarilo machen?

Stumm bleibt Jarilo.

„Nicht meinetwegen thut es mir leid", jammert die Mutter-Feuchte-Erde, sich vor Frost zusammenziehend, „mein Mutterherz schmerzt wegen der lieben Kindlein."

Spricht Jarilo: „Weine nicht, traure nicht, du Mutter-Feuchte-Erde, ich verlasse dich nicht auf lange. Wenn ich dich nicht auf einige Zeit verließe, müßtest du unter meinen Küssen zu Asche verbrennen. Für dich und unsere Kinder sorgend, werde ich zeitweilig Wärme und Licht vermindern; abfallen wird das Laub von den Bäumen, Kräuter und Gräser verwelken, wirst du dich mit einer Schneehülle bedecken, wirst schlummern und ruhen bis zu meiner Wiederkehr.... Kommt die Zeit, sende ich zu dir meinen Boten — den bunten Frühling, auf seinen Fußtapfen komme ich selber."

Es seufzte die Mutter-Feuchte-Erde: „Kein Mitleid hast du, Jarilo, mit mir Armen, kein Mitleid, leuchtender Gott, mit deinen Kindern!... Schone wenigstens dein Lieblingskind, das auf deine Donnerreden mit weisem Worte, mit geflügelter Rede antwortete.... Und nackt ist er und schwach — umkommen muß er vor allen, wenn du uns der Wärme und des Lichtest beraubst...."

Es sprühte Jarilo auf die Steine mit dem Blitze, begoß mit sengendem Blick die Bäume des Waldes.

Und er sagte der Mutter-Feuchte-Erde: „Da habe ich das Feuer über die Steine und Bäume ausgegossen. Ich selbst bin in diesem Feuer. Mit seinem Sinn und Verstand kommt der Mensch darauf, wie aus Holz und Stein Licht und Wärme zu nehmen. Jenes Feuer ist mein Geschenk an meinen Lieblingssohn. Allen lebenden Wesen wird es zu Furcht und Schreck, ihm allein zum Nutzen gedeihen."

Und es entfernte sich der Gott Jarilo von der Erde.... Stürmische Winde begannen zu fegen, verhüllten mit dunklen Wolken Jarilo's Auge, die holde goldene Sonne, brachten weiße Schneewolken herbei, hüllten in sie, wie in ein Leichentuch, die Mutter-Feuchte-Erde hinein. Alles erstarrte, alles entschlief, nicht schlief noch schlummerte alleinig der Mensch — er besaß ja eine große Gabe des

Vaters Jarilo, und mit derselben Licht und Wärme. ... — So dachten die altrussischen Leute über den Wechsel des Sommers mit dem Winter und über den Anfang des Feuers.

Daher verbrannten unsere Voreltern auch ihre Toten: — den im Tode Entschlafenen Sohn Jarilo's gaben sie dem im Feuer lebenden Vater zurück. Später aber begannen sie die Toten ihrer Mutter zu überantworten — sie in deren Schooß hinablassend.

Daher feierten denn unsere Vorfahren auch durch große Festlichkeiten die Schenkung des Feuers durch Jarilo an den Menschen. Jene Festlichkeiten wurden in den langen Sommertagen begangen, da die Sonne, ihren Lauf verkürzend, von der Erde zu scheiden beginnt. Zum Andenken an das Geschenk, das der Gott durch die Verleihung des Lichtes machte, brennt man die Kupalo-Feuer. Kupalo und Jarilo sind ein und dasselbe, Namen desselben Gottes.

Und heutzutage noch flammen in der Johannisnacht in Rußland die Kupalo-Feuer auf und bis auf den heutigen Tag hört man auf den Feldern und an den Waldrainen frohe Lieder erschallen:

Zum Kupalo, zum Johanni!
Wo Kupalo nächtigte!
Kupalo zu Johanni!
Kupalo zum Johanni!
Nächtigte bei Jwan!

Am Vorabend der Agrippina Kupal'niza („der Badenden"), deren Fest einen Tag vor Jwan Kupalo („dem Badenden") stattfindet,[1] beginnt mit Sonnenaufgang in den Häusern die Geschäftigkeit. Die vorsorglichen Hausfrauen, alt und jung, beraten sich, an welchem Orte diese oder jene Kräuter in den Kupalo-Nächten zu pflücken seien: wo das Gabelkraut (Bidens) gegen Skropheln, wo Salbei gegen das Halsübel, wo Mat'-Matschicha (die Mutter und Stiefmutter) oder Huflattich, wo das Johanniskraut, die Kamille und der Alant. ... Die Hexenmeister und Hexen aber sinnen auf anderes Kraut: sie möchten die regenbogenfarbige, feuriggüldene Blüte des Flugkrauts erküren, das als leuchtender Schmetterling in der Johannisnacht im Walde dahinflattert; sie möchten die Wurzel des Rhabarbers ausgraben, die stöhnt und ächzt in der Kupalo-Dämmerung; sie möchten durch einen Silberling die Wunderblume des „Archilin" abbrechen, und den Enzian pflücken, denselben, den die Hexen in der Johannisnacht auf dem Kahlenberge pflücken; sie möchten das Hexenkraut sammeln, durch welches man Schätze gräbt und die Riegel und Schlösser von selber abfallen, oder aber die Feuerblume des Farnkrauts.

Glück dem, der die Wunderkräuter erlangt: mit dem „Flugkraut" wird es ihm das ganze Leben durch glücken, mit der in ein Säckchen eingenähten Rhabarberwurzel wird er nicht ertrinken, mit dem „Archilin" fürchtet er weder böse Menschen noch Geister, der Enziansaft wird den Zorn mächtiger Leute abwenden und seinen Besitzer auf die Höhe des Reichtums, der Ehren und Ruhms erheben; vor der „Spryg-trawa" — „dem Springkraut" — werden Schlösser und Riegel fallen, und die Wunderblume des Farnkrautes wird Glück, Zufriedenheit und Gesundheit bringen, versteckte Schätze eröffnen, Macht über die Geister verleihen.

Das junge Volk denkt indessen an andere Kräuter und Blumen. Die Mägdlein versammeln sich in eine Runde und gehen mit Gesängen in einer Reihe zum Dorf hinaus, „Jwan-da-Marja" („Johann und Marie") oder den Kuhweizen (Melampyrum), das „Liebeskraut" (Orchis incarnata) und den Liebstöckel (Ligustrum levisticum) zu sammeln. Mit jenen Blüten ziemt es ihnen am Vorabende der Agrippina Kupal'niza (der „Badenden") in der Badstube sich zu schlagen „auf daß ihr Leib sich verjünge, braven Jünglingen zu gefallen." Diele, Bänke, Laden in der Badstube muß man derweilen überdicht mit dem „Badekraut" (Kupal'niza) oder Trollius europaeus überschütten. Nach der Badestube kommen die Mägdlein bei einer ihrer Gefährtinnen zusammen. Mit duftenden Kränzen vom Liebstock auf den Häuptern, mit fröhlichen Liedern, Geschrei und Gelächter stampfen sie allein irgendwo im Küchengarten die Gerste zum Brei des Gelübdes, während die dorthin geschlichenen Bursche jeder mit seinem Schätzchen zu schäkern beginnt. ... Tags darauf kochen sie den Votivbrei und essen ihn am Flusse oder See, vorsichtig sich bemühend, daß vom Brei kein Körnchen, wie ein Mohnsamen groß, übrig bleibe. Sobald der Brei aufgegessen, geht es an andere, von Alters her festgestellte Gebräuche. Die Bursche fahren die Mägde auf den Vorderrädern des Wagens, laut das Kupalo-Lied singend:

Jwan und Marie
Badeten im Flusse,
Wo Jwan badete,
Schwankte das Ufer;
Wo Marie badete,
Lagerte sich das Gras.
Kupalo zu Johanni!
Badete Jwan
Und fiel in den Fluß,
Kupalo zu Johanni!

Abends wird gebadet: in einem Tümpel schwimmen die Mädchen mit Kränzen von Liebstöckel auf dem Kopf, im anderen die jungen Leute. ... Doch mancher Bursche, der etwas kühner, beginnt ganze Klafter weit mit den Armen auszuholen und, siehe, gerät in den Tümpel der Mägde, ihm folgt ein anderer, ein dritter. ... Welch ein Gelächter, welch ein Gekreische! ... So wird das gebräuchliche Baden zum Gedächtnisse Agrippina's der Badenden (23. Juni a. St.) vorgenommen.

Die Dämmerung zieht herauf, es beginnt die Johanninacht. ... Die Fischer sagen, daß in dieser Nacht das Wasser sich mit Silberglanz überziehe; gewiegte Leute aber

[1] 23. und 24. Juni a. St.

erzählen, daß in den Wäldern die Bäume dann von Ort zu Ort übergingen und durch das Rauschen ihrer Zweige sich mit einander unterhielten.... Brich in jener Nacht die goldene Blüte des Farnkrautes ab und du wirst die Sprache jeglichen Baumes und jeglichen Krautes verstehen, verständlich werden dir die Reden der Tiere des Waldes und des Hauses werden.... Jene „Feuerblüte" ist Jarilo's Gabe.... Es ist dieses das „Königsfeuer"!...

Wenige Stunden bleiben bis zur Mitternacht, wann diese Wunderblüte sich auf einen Augenblick entfaltet. Kaum beginnt die Mitternacht, so erhebt sich inmitten des breitblättrigen Farns eine Blütenknospe, rührt sich, bewegt sich grade als lebte sie, zerstiebt plötzlich mit furchtbarem Geknister und hervorkommt eine Feuerblume.... Eine unsichtbare Hand reißt solche allsogleich ab.... Es ist dieses die „Feuerblüte", die der Gott Jarilo dem ersten Menschen verlieh.... Es ist dieses das Königsfeuer!...

Grausig ist es, zu der Wunderblume heranzutreten, selten entschließt sich jemand, darnach in der Johanninacht zu gehen. Ein solcher Kühnling erfindet sich kaum nach manchen Jahrzehnten, und auch der endet nicht mit Gutem.... Die Geister der Finsternis, die Geister der Kälte, die Geister des Todes, dem Sonnen-Jarilo von altersher feindlich gesinnt, hüten seine Gabe vor den Menschen. Sie brechen die Feuerblüte ab, bringen Schreck, Entsetzen und Unglück über den Frechling, schleppen ihn nach sich in das Land der Finsternis und des Todes, wo es mit Vater Jarilo's Macht schon aus ist.... Grausig ist es, den Jarilo im Walde vor der Feuerblume zu ehren, heiter und froh dagegen, den glänzenden Jar mit den Kupalo-Feuern zu verehren.

Nachdem man sich mit Dornrosen, Nesseln und anderen stechenden und brennenden Gewächsen versehen, bedeckt man damit die längst vorbereiteten Haufen von Reisig und trockenen Aesten. Und kaum hat sich hinter dem Himmelsrande die Sonne versteckt, kaum die Abendröte zu verlöschen begonnen, fängt man an, Jarilo zu Ehren das lebende Feuer zu entzünden.... Dazu wird in einen trockenen Birkenblock eine runde Oeffnung geschnitten und in dieselbe ein ebenfalls trockenes, rundes und von der Rinde entblöstes Birkenscheit fest angepaßt.... Durch dessen Reibung in der Oeffnung des Blockes gewinnt man das Feuer.... Und ist dieses ausschließlich Sache der Greise.... Und während die Alten das lebende Feuer entflammen, stehen die anderen Leute schweigend und unbeweglich um die feierliche Handlung herum, in andächtiger Furcht der wunderbaren Erscheinung „des göttlichen Boten" — des königlichen Feuers gewärtig....

Mit Schweiß bedecken sich die Alten, „Gottes Sache verrichtend"... Die Blicke in die Oeffnung des Holzklotzes versenkt, steht neben ihnen ein festlich gekleidetes erstgebornes Mägdlein einer Mutter, bekränzt mit Blumengewinden, einen trockenen Kienspan in der hochaufgehobenen Hand....[1] Gerötet hat sich das kindliche Antlitz, sie schaut aus, ohne nur mit den Augen zu blinzeln, atmet kaum auf, dennoch zittert ihr zum Himmel erhobener Arm nicht.... Lautlos, andächtig schaut der Hause die Arbeit der Greise an.... In der Abendstille ist das Geräusch des trockenen Holzes, die Gebetseufzer der alten Weiber und das Lallen christlicher Gebete allein hörbar. Doch siehe, wie es in der Oeffnung des Blockes zu rauchen beginnt und das vor Entzücken strahlende Mädchen in tiefem Schweigen vorsichtig an denselben den Span hinzubringt.... Der Gottesbote kam herab!... Es erschien das „Königsfeuer"! In dem Scheiterhaufen entflammte das hohe Geschenk des lebenspendenden Gottes!... Kein Ende nehmen die frohen Rufe, das heitere Lärmen, die lauten Lieder.

Im dichten feuchten Grase leuchten die Johanniswürmchen,[2] sie schimmern wie mit grüner Flamme; auf der feuchten Wiese sprüht das Mäusefeuer,[3] am Himmel erbleicht die Abendröte, hell lodern die Kupals-Scheiterhaufen auf, mit ihrem rötlichen Scheine die dunklen Waldraine überziehend und in den schlafenden Gewässern sich mit hellroten Säulen abspiegelnd.... Die ganze Jugendwelt ist bei den Scheiterhaufen — die Mädchen mit Kränzen aus Liebstock und rotem Mohn, andere mit Grasgürteln; alle Burschen haben Blumen auf den Hüten.... Fest ihre Hände haltend, springen sie paarweise über das Feuer: lassen die Hände beim Sprunge nicht von einander, so muß es ein Paar geben, sie Mann und Frau werden; trennen sie sich von einander, so erwarte man keine Hochzeit.... Bis zum Morgen sprudelt der Frohsinn der Jugend um die Kupalo-Feuer, bei der Morgenröte aber, wenn im Walde von den unreinen Geistern keine Gefahr mehr droht, verteilen sich alle über den lichten Wald und die kleinen Schluchten.

Und still segnet sie der fröhliche Jarilo mit reifen Aehren umd roten Blüten ein. In der frischen Morgenluft, hoch oben am blauen Himmelszelt wehet still zwischen den leichten Federwolken über der Mutter-Feuchten-Erde der schneeweiße silberne Schimmer von Jarilo's Meßgewand und von der unzugänglichen Höhe fließen reichlich die leuchtenden Ströme der Liebe und des Lebens herab.

Heutzutage zündet man in den Wäldern jenseit der Wolga keine Kupalo-Feuer mehr an. Nicht feiert man den lichten Gott Jarilo. Völlig ging der altrussische Brauch unter. Bei den Festlichkeiten der Einsiedeleien,

[1] Unerläßliche Bedingung bei der Erlangung des „lebenden Feuers" ist es, daß solches eine erstgeborene reine Jungfrau empfange. Einer erstgeborenen sich zu versichern, ist nicht schwer, um aber in Bezug auf die andere Bedingung sich nicht zu irren, — gibt man den Span einem acht- bis neunjährigen Mädchen.

[2] Die gewöhnlich um den 24. Juni erscheinden Leuchtkäfer (Lampyris noctiluca *L.*).

[3] Der mitunter in der Nacht leuchtende Byssus oder Gruftschimmel. Mäusefeuer heißt man auch das modernde Holz, das Nachts ein phosphorisches Licht verbreitet.

bei den Klosterzusammenkünften und den dabei stattfindenden Mahlzeiten, zu denen das Volk in Massen zusammenströmt, lesen die gottesfürchtigen Väter und ehrwürdigen Mütter eindringlich und belehrend aus dem heiliggehaltenen Stoglaw (Hundertkapitel) über den Johannitag: „Es kommen Mann und Jungfrau zu nächtlichem Plätschern und schamlosem Reden, zu teuflischen Gesängen und Tänzen und gottwidrigen Handlungen zusammen.... Und sind solche heidnische Versuchungen verworfen und verdammt"....

Und vom grausen Worte „verdammt" erzittern die Speisenden und Trinkenden.

„Solches ist der heiligen Väter Gebot, solches der Befehl des gottesfürchtigen Zaren Johann Wassiljewitsch!"... verkünden die Klosterlehrer dem Volke.... Und sie verkünden solche Worte nicht ein Jahr noch zwei, sondern seit jener Zeit, da in den Wäldern jenseit der Wolga die Klöster von Kershenez und Tschornaramen auftauchten. Und so ist denn jetzt, nach zweihundert Jahren, seit ihrer Gründung, in jenen Wäldern keine Rede mehr von Jarilo, wenngleich sein Andenken allerorts in der Gegend bewahrt und durch die Kupalo-Feuer geehrt wird.[1]

In der Nähe von Kershenez aber, unweit des Wetluga-Flusses, findet sich ein Ort, wo in langvergangener Zeit große Volkszusammenkünfte stattfanden ... es versammelte sich dort das Volk, dem Hellen Jar große Festlichkeiten anzustellen.... Auf einer ausgedehnten, flachen waldlosen Ebene erhebt sich ein doppelt geteilter Hügel, bewachsen mit hundertjährigen Eichen. Mit zwei Vorgebirgen springt er in einen ausgedehnten tiefen See vor. Die Gewässer des Sees werden nie getrübt; was man in sie hineinwerfen möge, nehmen sie nicht an, am nächsten Tage schon wird das Hineingeworfene auf das Ufer ausgeworfen. Und jener See wird nach dem Namen des altrussischen Gottes Sswietlyi Jar („der helle Jar") genannt.[2]

Wann auf jener Ebene und an den umliegenden Orten die Ansiedelung von Menschen begann, weiß niemand. Man findet aber dort häufig Steinhämmer, Steinbeile und Pfeilspitzen von Feuerstein, somit wohnten hier Leute schon damals, als sie weder Kupfer noch Eisen kannten.[3] Man erzählt sich, daß auf den Hügeln beim Sswietlyi Jar eine Stadt stand, Kitish genannt. War das die Stadt Kidisch, die in den altvergangenen Tagen vom „heidnischen Heere" durch Ilja von Murom gerettet wurde, oder die herrliche Stadt Pokidysch, wohin der Held Ssurowez von Ssusdal zum freundlichen Fürsten Michail Jefimontjewitsch zu Gast und Schmaus gezogen war, war es von hier, daß der wetluga'sche Fürst Nikita Baiboroda seine Kriegszüge auf das Moskauer Gebiet ausführte, sich durch die Wälder bis zu Ssol'-Galiz schleichend? — davon schweigen die Ueberlieferungen.[1] Eines blos erinnert sich das Volk, daß im Altertume auf den Hügeln am Sswetlyi Jar-See am Tage der Agrippina Kupal'niza („der Badenden") heidnische Opfer vollführt wurden und daß auf jenen Hügeln einstmals die Stadt Kitish gestanden habe.... Auch heutzutage, erzählt man, stehe noch jene Stadt, doch sei sie blos den Augen der Gerechten sichtbar.

Aufhörten die heidnischen Opfer, die Stadt Kitish verschwand, aber auf den Hügeln des Sswetlyi Jar fanden nach wie vor große Zusammenkünfte von Volk statt.... Es versammelten sich hierher die Russen, ihre Feste zu feiern, den hellen Gott Jarilo zu ehren. Am Totenfeste, der „Raduniza", feierten sie hier die „Aufrufe" der Verstorbenen; hier tanzten sie die nächtlichen Reigen des „Roten Berges"; hier ehrten sie den Mikula Sselianinowitsch, und am Tage nach seinem Feste feierten sie den Namenstag der „Feuchten-Erde" und vollführten die Reigentänze Silotows; hier in den hellen Wässern des Sswetlyi Jar tauften sie den Kukuk, knüpften Gevatterschaften, wanden die Pfingstkränze; hier feierten sie die Grünen Pfingsten und zündeten feierlich die Kupalo-Scheiterhaufen an, zu Ehren des von der Erde scheidenden Gottes des Lebens und Lichtes, des großen Jar....

Eifersüchtig wurden die alten Einsiedler und Klostermütter.... „Wozu sind", so fingen sie zu reden an, „diese nächtlichen Plätschereien? wozu tollt das getaufte Volk, wozu ergötzt es mit Pauken und Schalmeien den Teufel, wozu verunehrt es durch Saitenschlagen, teuflische Gesänge, Händeklatschen, herodianischen Tanz die Gottesfeste?... Wozu kommen zu jenen satanischen Zusammenkünften die Weiber und Jungfrauen?... Wozu sind in ihren schamlosen Tänzen das Nicken mit den Häuptern, das Schlenkern mit dem Rückgrat, das Hüpfen und Stampfen mit den Füßen, der feindliche Schrei und Gesänge mit den Lippen?... Bei jenen teuflischen Zusammenkünften — der Männer und Burschen Wanken, der Weiber und Mägde Fall!... Nicht geziemt es, solches zu thun!... Gottwidrig ist es und von den heiligen Vätern verdammt!..."

Und so hieß man den Sswetlyi Jar-See und die Hügel über demselben „heilige Orte".... Hier, sagte das Volk, stehe die unsichtbare Stadt der Gottesheiligen, die

[1] In Nischnij-Nowgorod erhielt sich bis auf den heutigen Tag das alte Volksfest auf dem „Jarilo-Felde", am 24. Juni. In Murom und Kostroma begräbt man an jenem Tage eine Puppe des Jarilo aus Heu und Stroh, in Kineschma und Galitsch stellt bei den Volksspielen ein Greis den „Großvater Goldkopf, Silberbart" vor; an den Flüssen Wjatka und Wetluga erhielten sich stellenweise Ueberbleibsel der Kupalo- oder Bade-Festlichkeiten des Jarilo.

[2] Im Gouvernement Nischnij-Nowgorod (dicht an der Grenze mit dem Kostroma'schen), im Kreise Makarjew, nahe vom Kirch-Dorfe Liunda (oder Wladimirskoje). Der Boden dieses tiefen Sees ist von allen Seiten abschüssig und sandig.

[3] Herr Poliwanow sammelte hier im Zeitraum von etwa fünf Jahren eine bedeutende Anzahl von Werkzeugen aus dem Steinzeitalter.

[1] Siehe die Ueberlieferungen (Byliny) vom Ilja von Muromen und von Ssurowez von Ssusdal'. Fürst Nikita Baiboroda ist eine geschichtliche Persönlichkeit (i. d. J. 1350—1372).

Stadt des Großen Kitish.... Doch könnten wir Sünder nicht seine Schöne erschauen, sintemal der Ort durch Teufelswerk besudelt werde....

Und es begannen die gottesfürchtigen Väter und ehrwürdigen Mütter an den, den alten Festen gewidmeten Tagen sich zum Sswetlyi Jar mit Büchern, mit Kreuzen und Heiligenbildern einzustellen.... Begannen an den Ufern des Sees den Psalter zu lesen und Kanone zu singen, stellten ein Kitisher Jahrbuch zusammen und fingen an, solches dem Volke zu lesen, das herbeikam, Jarilo's Fest zu feiern. Und an jenen Klosterzusammenkünften wurden andere Feuer angezündet — in der Nacht vor dem Feste der Agrippina der Badenden fing man an, Lampen an die Eichbäume zu hängen, Wachslichter anzukleben, an die Aeste Heiligenbilder anzubringen....

Die Verehrer des Gottes Jarilo wurden mitunter mit den Anhängern der Klosterväter und -Mütter handgemein und dann gab es am See Kämpfe auf Leben und Tod, großes Blutvergießen.... Doch verzagten die Väter und Mütter nicht, mit jedem Jahre nahmen ihre Anhänger an Zahl zu, die Verehrer Jarilo's ab.... Und die vormals lauten Festlichkeiten des heiteren Jarilo machten den schweigsamen Zusammenkünften zur Verehrung der unsichtbaren Stadt Platz.

Zweihundert Jahre sind seit der Gründung der Einsiedeleien vergangen; man frage nach Jarilo bei den umwohnenden Leuten, frage nach dem königlichen Feuer, frage nach den Kupalo-Scheiterhaufen — niemand hörte von ihnen. N. v. Seidlitz.

Geographische Neuigkeiten.

* **General Sir Peter Scratchley's Berichte über das britische Neu-Guinea.** Der britische Spezialkommissär General Sir Peter Scratchley ist bekanntlich im vergangenen Frühjahr dem Fieber erlegen, als er Herrn H. O. Forbes auf eine kleine Rundfahrt nach der Südost- und Ostküste von Neu-Guinea mitgenommen hatte. Die Regierung der Kolonie Queensland hat nun eine Reihe wertvoller Berichte und Aufzeichnungen von ihm nach England gesandt, welche eine eingehende Schilderung der Schritte, zu welchen Sir Peter Scratchley's Auftrag führte, und die Ergebnisse seiner Besuche in den verschiedenen Teilen des neuen britischen Gebietes, seines Verkehrs mit der Bevölkerung, des Charakters und Ursprungs der Streitigkeit zwischen Weißen und Eingeborenen, nebst Bemerkungen über das Klima und die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Landes 2c. enthalten.

Sir Peter Scratchley bemerkt von vorn herein, daß, da infolge des Klima's die natürlichen Hülfsquellen von Neu-Guinea nur mittelst farbiger Arbeit entwickelt werden können, die Verteilung der Eingeborenen sowohl nach Bevölkerung als Gemütsanlage von hervorragender Wichtigkeit ist. Er gibt an, daß mit Ausnahme einiger Teile der Nordostküste beinahe der ganze Küstenstrich des britischen Schutzgebietes bewohnt ist. Im Westen und Nordwesten, vom Fly-River bis zum Hall Sound, sind die Eingeborenen sehr zahlreich, die Stämme groß und in einem höheren Zustande der Stammesentwickelung als irgendwo.

Der Boden ist an vielen Stellen ausnehmend fruchtbar. Die Eingeborenen, welche nicht allein die Küste, sondern auch die Hochebenen und Thäler von Port Moresby bis Kerupanu bewohnen, sind zahlreich, friedliebend und zeigen sich willig zur Annahme europäischer Ideen hinsichtlich der Arbeit 2c. In Aroma, Cloudy-Bay, Milport-Bay und auf der Insel Toulon sind die Eingeborenen sehr zahlreich und von schönerem, kräftigerem Schlage, aber es ist ihnen nicht zu trauen. Die Bevölkerung vom Südkap bis zur Bentley-Bay und zum Ostkap ist weiter zerstreut, die Dörfer klein und zahlreich, die Menschen von kleiner Statur und friedlicher Gesinnung. Von den Eingeborenen an der Nordostküste weiß man sehr wenig; sie sind zwar schüchtern, scheinen aber friedliebend zu sein, und einige ihrer Dörfer sind sehr groß. Die meisten Inseln im Louisiaden-Archipel und der d'Entrecasteaux-Gruppe sind dicht bevölkert; die Eingeborenen sind aber tückisch, verräterisch und es ist ihnen weniger zu trauen als denjenigen auf dem Festlande. Gerade so auf den meisten Inseln wie auf dem Festlande, vom Südkap bis zur Bentley-Bay, sind die Eingeborenen Kannibalen gewesen und sind es noch. Das Klima ist nach der Ansicht unseres Gewährsmanns das größte Hindernis für die europäische Niederlassung auf Neu-Guinea, denn überall herrschen gefährliche Fieber von ernsthaftem Charakter vor; gleichwohl hofft er, daß mit der voranschreitenden Niederlassung längs der Küste das Klima sich bessern werde, wie es an der Nordküste von Queensland der Fall war. Es gibt im Schutzgebiet eine große Menge von Flüssen, und der ganze Flächenraum desselben, mit Ausnahme des Gebietes um Port Moresby, scheint gut bewässert zu sein. Die größten Flüsse sind diejenigen, welche den Ablauf des Beckens der ungeheuren ebenen Region bilden, die an der Westseite des Golfs von Papua beginnt. Der größte von diesen Flüssen ist der Fly-River, und man vermutet, daß viele von den kleinen laufenden Gewässern nur Flußarme sind, welche in den Fly führen. Infolge der Wirkung des Südwestmonsuhns, welcher während der gesunden Jahreszeit weht, werden die Mündungen dieser Flüsse mit Sand und Schlamm verstopft und unschiffbar. In Dyke-Acland-Bay, wo ein ungeheurer, dichtbewaldeter Landstrich zwischen der Küste und dem weit entlegenen Hochland liegt, ist die Mündung eines sehr großen Flusses entdeckt worden, welcher auf keiner Karte verzeichnet war. In Milne-Bay sind zwei auf keiner Karte verzeichnete und anscheinend unbekannte Flüsse entdeckt und erforscht worden. Der erste derselben (von den Eingeborenen Davadava genannt) wurde im Nordosten der Bucht entdeckt und auf eine

Strecke von 6 e. Mln. erforscht; seine Ufer sind steil und hoch abfallend, mit wirrem Gebüsch und Hochwald; die Wassertiefe betrug 8—12 F. und an der Mündung war eine kleine Barre. Der andere Fluß (die Eingeborenen nennen ihn Habava) war ein sehr großer und führte anscheinend in das Herz des Landes hinein; er bildete an seiner Mündung mehrere Deltas. Das Land zu beiden Seiten war flach und der Boden sehr fett, die Vegetation tropisch und üppig und die Eingeborenen zahlreich und freundlich; die Wassertiefe betrug von 12—16 F. Ueber die mineralischen Hülfsquellen des Landes hat man bezüglich ihrer Art und Beschaffenheit bis jetzt nur Mutmaßungen. Nach Herrn H. O. Forbes' Ansicht, welche er auf seine geologischen Beobachtungen stützt, dürfte wohl nicht in westlicher Richtung, sondern eher im Hochland und im Bezirke der Milne-Bay, sowie an der Nordostküste, Gold gefunden werden. Bezüglich der allgemeinen charakteristischen Merkmale des britischen Gebietes äußert sich der Bericht dahin, daß ein zentraler, nach Nord und Süd streichender Gebirgszug den Rückgrat desselben bildet. Für den höchsten Punkt in diesem Gebirgszug wird der Mount Owen Stanley gehalten. Zu dem Fuße dieser zentralen Bergkette führt zu beiden Seiten, von Ost und West, eine Reihe von hohen Hügelzügen oder Ausläufern, deren Seiten mit einem dichten Wuchs von jungfräulichen tropischen Urwäldern bedeckt sind. Zwischen diese Höhenzüge liegen offene Thäler mit einem tiefen fetten Boden, Hochebenen, Strecken offenen, mit grobem Gras bedeckten Landes und Kratern eingesprengt, welche offenbar von einer neueren vulkanischen Thätigkeit gebildet worden. Manche von den Hügelhängen sind von den Eingeborenen gerodet, eingezäunt und angebaut worden. Der Charakter der Vegetation, besonders an der Küste und in vielen Fällen auch des Bodens, ist ein ganz australischer; nach dem Inneren hinein wird er jedoch bezüglich seines Charakters und seiner Dichtigkeit mehr ein tropischer. Dies sind einige der Punkte von geographischem Interesse in Sir Peter Scratchley's Bericht, der außerdem noch viele Bemerkungen über die gewerbliche Befähigung, über das Landsystem der Eingeborenen, die gegenwärtige und zukünftige Verwaltung enthält, welche Beachtung verdienen. (Proc. R. G. S.)

* Die Muslimen in Rußland. Vor kurzem stellte sich in Konstantinopel eine Deputation aus dem Kaukasus ein, um im Namen von 3000 Familien Adraras oder mohammedanischer Georgier die türkische Regierung um Anweisung von Ländereien zu bitten, auf denen sie sich niederlassen könnten, weil sie nach der Türkei auswandern wollten. Die muslimischen Einwohner von Kars, Karabagh und der Provinz Batum sind ebenfalls bei der russischen Regierung um die Erlaubnis eingekommen, nach der Türkei auswandern zu dürfen. Die in Tiflis unter strenger russischer Zensur erscheinende Zeitschrift „Iweria“ hat sich nicht enthalten können, in vier Artikeln die Aufmerksamkeit der russischen Leser auf die Unzufriedenheit hinzulenken, welche unter der Bevölkerung des Kaukasus im allgemeinen wegen des neuen Gesetzes über den zwangsweisen Militärdienst herrscht. Trotz der von den russischen Behörden erlassenen strengen Repressivmaßregeln weigern sich die Einwohner jener Regionen dennoch, sich diesem Gesetz zu unterwerfen, in welchem sie eine Verletzung der Rechte und Privilegien sehen, welche ihnen in dem Vertrag über die freiwillige Annexion von Georgien an das russische Reich gewährleistet worden sind. Nach dem fraglichen Vertrage, welcher am 11. März 1801 von Kaiser Paul I. und den georgischen Bevollmächtigten Gersewan Tschawtschawadschi und Palawandi-Schwili unterzeichnet worden ist, sollte Georgien behalten: 1) seine nationale, von der Nation selbst erwählte Regierung; 2) seine nationale Rechtspflege und Gemeinde-Verwaltung; 3) seine nationale Münze (die noch bis 1837 geschlagen worden ist); 4) seine nationale Sprache, Kirche und Schule, und endlich 5) seine besondere militärische Organisation, nach welcher die Georgier nur in georgischen Truppen dienen durften, welche von Georgiern befehligt und ausschließlich zur Verteidigung der Landesgrenzen und zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung verwendet werden sollten. Die russische Regierung hat diese Privilegien eines um das andere aufgehoben, bis den Georgiern nichts mehr übrig blieb als die Befreiung vom Dienst im russischen Heere. Diese letzte Spur von georgischer Autonomie ist nun ihrerseits ebenfalls verschwunden durch die Einführung des obligatorischen Militärdienstes. Es ist vielleicht nicht uninteressant, bei dieser Gelegenheit eine genauere Statistik der Bevölkerung des Kaukasus zu erhalten: es leben in dieser ungeheuren russischen Provinz 1,410,000 Russen, 9860 Griechen, 8870 Deutsche, 64,800 Taten, 720,000 Armenier, 23,230 Kurden, 75,900 Osseten, 1,150,000 Georgier, 214,800 Mingrelier, 108,000 Adighés und Kabardiner, 71,960 Abchasen, 460,470 Lesghier, 138,000 Tschetschenzen, 16,622 Juden, 38,700 Kalmücken, 1,330,000 Tartaren und Türken und 170,000 Kumuken und Turkmenen.

* Die Quellen des Mississippi. Der amerikanische Kapitän Willard Glazier behauptet (wie wir bereits berichteten) einen See entdeckt und in demselben die Quelle des Mississippi noch jenseit des Itasa-Sees gefunden zu haben, welchen Schoolcraft bereits vor Jahren als die Wiege dieses Stromes betrachtete. Dagegen erhebt nun Mr. Russell Hinmans in einem Artikel der „Science“ Einsprache und erklärt die Angabe des Kapitäns Glazier für unbegründet. Mr. Hinmans verweist auf die amtlichen Urkunden und zeigt, daß das Vorhandensein des angeblich von Glazier entdeckten Sees schon im Jahre 1832 Schoolcraft und 1843 Nicollet bekannt war. Die beiden genannten Forscher hatten diesem kleinen See keinen Namen gegeben, allein diese Versäumnis ist auf der Karte des canadischen Bureau des Terres von 1879 nachgeholt und

der See als „Elk-Lake" (Wapiti-See) bezeichnet worden, eine Benennung, welche die Priorität vor dem Namen „Glazier-See" hat, welchen ihm Kapitän Glazier 1881 gegeben.

Die Comoren. Die Republik Frankreich, neuerdings so emsig erpicht auf Erweiterung ihrer überseeischen Besitzungen, hat vor kurzem auch den Archipel der Comoren annexiert, welche südlich vom Kap Delgado, am Nordeingange zum Kanal von Mosambik, liegen und zu den schönsten und fruchtbarsten Inseln des Indischen Ozeans gehören, mit der herrlichsten tropischen Vegetation geschmückt sind, aber angeblich ein für die Europäer sehr ungünstiges Klima haben. Sie umfassen zusammen einen Flächenraum von etwa 36 geogr. Q.-Mln., mit einer Gesamtbevölkerung von beiläufig 64,000 Einwohnern von sehr gemischter Rasse. Die Wichtigkeit des Besitzes der Comoren ist jedoch mehr eine politische als eine merkantile, denn sie sind ein wichtiger Stützpunkt für etwaige kriegerische Unternehmungen gegen die Nordwestküste von Madagaskar, da man von der Insel Mayotta aus (welche schon seit 1848 in französischem Besitz ist) binnen 24 Stunden mit einem Dampfboote verschiedene Punkte der Nordwestküste von Madagaskar erreichen kann. Das prächtige tropische Klima (zwischen 11 und 13° s. Br.) der Inseln produziert in üppigster Fülle Cocospalmen, Bananen, Mangos, Orangen und Zitronen; Indigo und Zuckerrohr wachsen in Menge wild; Bataten und Yams werden in Masse angebaut. Die Tierwelt erinnert an diejenige von Ostafrika und Madagaskar, besonders in den Säugetieren und Vögeln; von letzteren zählt man etwa 44 Arten, wovon 10 den Inseln speziell eigentümlich sind. An Haustieren züchtet man vorwiegend nur Ziegen und Zebras; auch Schweine gedeihen gut, werden aber nicht gehalten, da die meisten Einwohner Muslimen sind. Die Inseln sind anscheinend ursprünglich von Madagaskar aus besiedelt worden und haben daher auch ihren Namen, der von Komr herkommt, womit die alten arabischen Geographen allem Anscheine nach die Insel Madagaskar bezeichneten, wenn sie von der Komr-Insel und dem Komr-Volke sprechen. Noch heute haben die unteren Volksklassen einen auffallenden madegassischen Typus. Aber im 12. Jahrhundert haben sich Araber aus Sansibar mit ihren Negersklaven hier niedergelassen und die ursprüngliche Bevölkerung so ziemlich verdrängt, so daß die Mehrzahl der Einwohner nur in Mischlingen von arabischem und Negerblut besteht und demgemäß auch zum Islam sich bekennt. Die herrschende Sprache ist ein Gemisch von Arabisch und Swaheli. Die Leute sind mittelgroß, hübsch gebaut, gutartig, freundlich und ehrlich, stehen aber noch auf einer ziemlich tiefen Kulturstufe. Sie wohnen in armseligen Hütten und sind ziemlich bedürfnislos, denn der fruchtbare Boden ernährt sie reichlich und ohne Mühe; sie verbrauchen als Toiletten- wie als Heilmittel ziemlich viel Moschus.

Die Inseln sind hoch, gebirgig, meist vulkanischen Ursprungs und beinahe bis zu den höchsten Spitzen mit Wald und Vegetation bedeckt. Die größte derselben, Groß-Comoro oder Ngasija (Angasiga) umfaßt ungefähr 18 geogr. Q.-Mln. Flächenraum und ca. 35,000 Bewohner in 25 Dörfern; sie enthält einen noch thätigen Vulkan mit etwa 2600 m. Meereshöhe, welcher erst im Jahre 1858 einen sehr starken Ausbruch hatte, und besitzt mehrere gute Häfen. Die blühendste und zweitgrößte ist die etwas östlicher gelegene Insel Johanna, Andschum oder Ndschuana in der Landessprache, 9 geogr. Quadrat-Meilen groß mit 12,000 Einwohnern, mit üppigem fruchtbarem Boden und mächtigen Urwäldern in den Thälern und an den Berghängen, einem Pik von etwa 1575 m. Höhe und einer reichen Vogelwelt von 18 verschiedenen Arten. Da sich verschiedene europäische Niederlassungen, worunter auch einige deutsche, auf der Insel befinden, so ist sie am besten bekannt und wenigstens teilweise erforscht. Die Temperatur schwankt zwischen 10° und 30° C., die Regenzeit fällt in die Monate Januar bis April und September bis Oktober. Die meisten Kulturgewächse geben jährlich zwei Ernten. Der Handelsverkehr ist aber nicht bedeutend. Die südlich von Groß-Comoro gelegene Insel Mohilla oder Moheli, die kleinste, nur 4.2 geogr Qu.-Mln. groß und 1200 m. hoch, enthält in einem größeren Hauptorte und vier Dörfern ca. 6000 Einwohner. Die östlichste und durch die rege Handelsthätigkeit ihres Hafenortes Dsaudsi bedeutendste ist die Insel Mayotta von 6.64 g. Qu.-Mln.; sie hatte 1879 10,300 Einwohner unter französischer Verwaltung, welche sich sehr um die Entwicklung der Hülfsquellen der Insel bemüht haben soll. Man hat durch Anlagen von Plantagen, von Straßen und Brücken, durch Austrocknung von Sümpfen u. s. w. das Möglichste für die Insel gethan, welche nun soviel produziert, daß sie manches auszuführen imstande ist. Mayotta bildete seither mit den beiden an der Westküste von Madagaskar gelegenen Inseln St. Marie und Nossi-Bé ein koloniales Gouvernement; die Verwaltung der Inseln dürfte jedoch nun eine andere Gestalt bekommen.

* Neuere Forschungen im Gran Chaco. Der Vicomte de Brettes, welcher bereits eine Reise in den Chaco gemacht hat, gedenkt noch in diesem Jahre eine zweite Expedition dorthin anzutreten, und schreibt darüber: „Es wird ein langes und mühseliges Unternehmen sein; das verhehle ich mir nicht. Ich hoffe jedoch, mit Hülfe der französischen und argentinischen Regierung imstande zu sein, den argentinischen Chaco erst zu durchforschen und vielleicht eines Tages zu kolonisieren. Ich ruhe mich vorerst hier (im Departement der Dordogne) aus und bereite mich auf die Abreise vor, in Erwartung einer Sendung, womit mich der Minister des öffentlichen Unterrichts hoffentlich demnächst betrauen wird. Eine längere Verzögerung wäre mir sehr nachteilig, da ich einen Monat zur See auf der Ueberfahrt, einen Monat zu Buenos-Ayres und vielleicht ebenso viel zu Villa Oliva, meinem Ausgangspunkte,

verbringen muß und dann zu einer ziemlich ungünstigen Epoche meine Landreise antreten würde. Ich beabsichtige allein abzureisen, hoffe aber, daß mir jedenfalls die argentinische Regierung einen Offizier und einige Mann Soldaten beigeben wird."

Ueber die Erforschung der Flüsse Vermejo und Pilcomayo hat die Argentinische Republik jüngst einen Bericht von dem Befehlshaber der dorthin geschickten Kommission, dem Major Guillermo Araoz erhalten, woraus hervorgeht, daß der Vermejo und Teuco zu gewissen bestimmten Jahreszeiten vollkommen schiffbar sind, und daß der Lauf dieser Ströme in drei Abschnitte geteilt werden kann, nämlich: 1. in den unteren Vermejo, d. h. die Flußstrecke von seiner Einmündung in den Paraguay bis zu seiner Vereinigung mit dem Teuco; 2. in den Teuco von seiner Einmündung in den Vermejo bis nach Villa del Carmen, im Bezirke Oran; 3. in die Strecke von letzterem Punkte bis zur Vereinigung mit dem San Francisco.

Auf der erstgenannten Strecke, dem unteren Vermejo, ist die Schifffahrt mit eigens dazu erbauten Booten zehn Monate des Jahres hindurch möglich; die zweite Strecke ist nur während sechs bis sieben Monaten, die dritte nur während der drei Monate des Jahres befahrbar, wo große Anschwellungen vorkommen. Die Kommission glaubt, die zu diesem Dienst bestimmten Boote sollten nicht über 90 F. lang, von ziemlich leichter Bauart sein und anstatt der häufigem Bruch und daher allzu schwer zu reparierenden Beschädigungen unterworfenen Schraube lieber mit Rädern versehen. Ueber Anbaufähigkeit und Fruchtbarkeit der Ufergegenden dieser Wasserläufe äußert sich der Bericht sehr anerkennend und ermutigend.

Kleinere Mitteilungen.

* Westaustralien.

Wir geben im folgenden nach offiziellen Quellen eine gedrängte Uebersicht über den Stand der Kolonie Westaustralien am Schlusse des Jahres 1885. Die in Parenthese beigefügten Zahlen beziehen sich auf das Jahr 1884.

Die am 1. Juni 1829 gegründete Kolonie Westaustralien ist die zweitälteste und ihrem Umfange nach die größte des australischen Kontinents. Sie umfaßt 45,898 d. Q.-Mln. und davon waren Ende 1885 erst 130 in Privatbesitz übergegangen. Die Bevölkerung belief sich auf 35,186 (+ 2228), 19,989 waren männlich und 15,197 weiblich. Auf Kosten (5826 Lstrl.) des Staates wanderten aus Europa 381 Personen ein. Geboren wurden 1200 und es starben 600. Die Mortalität in den letzten achtzehn Jahren ergab im Durchschnitt nur 15.37 von je Tausend der Bevölkerung. Die Hauptstadt Perth zählte 7000 Seelen, der nächstgrößte Ort war die Hafenstadt Fremantle mit 5000. Die Revenue ergab 323,213 Lstrl. (+ 31,906 Lstrl.), gegen Ausgaben von 308,849 Lstrl. (+ 17,542 Lstrl.) Die öffentliche Schuld war auf Lstrl. 1,288,100 (+ 523,100) oder 36 Lstrl. 12 sh. 2 d. (733 Mark) pro Kopf angeschwollen. Der Jahresimport bewertete 650,391 Lstrl. (+ 129,224 Lstrl.) oder 19 Lstrl. 2 sh. und der Export 446,692 Lstrl. (+ 40,998 Lstrl.) oder 13 Lstrl. 2 sh. 3 d. pro Kopf. Zu den wichtigsten Exportartikeln zählten Wolle mit 248,400 Lstrl., (— 855 Lstrl.), Nutzhölzer (Jarrah oder Eucalyptus marginata und Karri oder Eucalyptus diversicolor) mit 67,850 Lstrl. (— 1086 Lstrl.), Perlen und Perlmuscheln mit 58,496 Lstrl. (+ 33,184 Lstrl.), Sandelholz mit 36,216 Lstrl. (+ 5256 Lstrl.), lebendes Vieh mit 11,717 Lstrl. (— 2516 Lstrl.) Blei und Kupfererze mit 5047 Lstrl. (— 1595 Lstrl.), Guano mit 3432 Lstrl. (— 4128 Lstrl.) u. s. w. Im nördlichen Kimberley-Distrikte der Kolonie entdeckte 1885 der Regierungsgeologe Edward T. Hardman Gold, und infolge dessen proklamierte die Regierung 1876 zwischen 16° und 19½° s. Br. und 126° und 129° ö. L. von Gr. ein Goldfeld. Dasselbe liegt vom King Sound an der Westküste 515 Km. und vom Cambridge-Golf an der Nordküste 354 Km. entfernt, und der Weg dahin führt über unbewohnte und unwirtbare Gegenden. Während die ersten Nachrichten glänzend lauteten, melden die neuesten nur Not und Elend unter den dorthin gewanderten Abenteurern. Unter Kultur (Getreide, Mais, Wein, Gartenbau) befanden sich erst 30,444 ha. (— 1795 ha.). Ackerbau kann neben Viehzucht bis 28° s. Br. betrieben werden, darüber hinaus nordwärts nur noch Viehzucht. Die Kolonie besaß an Pferden 34,392 (— 2719), an Rindern 70,408 (— 694), an Schafen 1,702,719 (+ 155,658), an Schweinen 24,280 (+ 4241), an Ziegen 4529 (— 1506) und an Kameelen 27. Es waren 200 Km. Staatsbahnen (+ 79 Km.) mit der schmalen Spurweite von 3 Fuß 6 Zoll englisch oder 1.06 m. im Betriebe, 38½ Km. im Bau und 105 Km. vermessen und sollten in Bau gegeben werden. Außerdem besaßen mehrere Kompagnien in den südwärts gelegenen Jarrahwäldern 150 Km. Eisenbahnen, auf welchen sie die geschlagenen Nutzhölzer an die Meeresküste für überseeischen Transport schafften. Die Jahreseinnahme aus den Staatsbahnen ergab 27,179 Lstrl. (+ 7636 Lstrl.) Die Regierung hat mit zwei Konsortien englischer Finanzmänner einen Kontrakt abgeschlossen, nach welchem dieselben sich verpflichten, den Bau von zwei großen Bahnen auf ihre Kosten auszuführen. Beide Bahnen zweigen sich von der von Fremantle und Perth auslaufenden Ostbahn ab: die eine, 370 Km., südwärts nach Albany am King George's Sound, und die andere, 418½ Km., nordwärts nach dem Orte Greenough in 28° 56′ s. Br. und 114° 42′ ö. L. von Gr. Die Konsortien erhalten anstatt Baarzahlung für jede fertige Meile Eisenbahn 12,000 Acres oder 4856 ha. Land zu Seiten der Bahnkörper entlang als freies Eigentum vom Staate überwiesen. Auf beiden Bahnstrecken begann der Bau um Mitte 1886. Die Telegraphenlinien der Kolonie hatten eine Länge von 3682 Km. (+ 649 Km.) und weitere 1400 Km. wurden eingerichtet. Westaustralien steht mit den übrigen Kolonien des Kontinents und damit wieder mit allen Kontinenten in telegraphischer Verbindung. Im Jahre 1885 wurden 116,977 Depeschen (+ 20,793) befördert und dafür 5535 Lstrl. vereinnahmt. An Schiffen liefen 232 (+ 1) mit 231,761 Tonnen ein und 229 (+ 18) mit 236,274 aus. Der jetzige Gouverneur der Kolonie, in der Reihenfolge der dreizehnte, ist Sir F. Napier Broome.

Greffrath.

* Ein neuentdeckter See an der spanischen Grenze.

Schrader ist seit einigen Jahren mit Vermessungen in den höheren Pyrenäen beschäftigt gewesen, und hat kürzlich der Pariser Geographischen Gesellschaft das dritte Blatt der von ihm beabsichtigten sechsblätterigen Karte der zentralen Pyrenäen überreicht, bei welcher Gelegenheit er die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf mehrere interessante Punkte lenkte. Dieses dritte Blatt stellt das Aran-Thal am nördlichen Abhang dar, welches aber, weil es spanischer Besitz ist, noch nicht in die französische Generalstabskarte aufgenommen worden ist. Ein Teil derselben ist seither dargestellt worden, als ob es seinen Abzug nach dem Mittelländischen

Meere habe, während es in Wirklichkeit einen Nebenfluß der Garonne enthält. In zweiter Linie zeigten Schrader's Triangulationen, welche mit großer Mühe inmitten der Nebel und Schneestürme der höheren Piks aufgenommen wurden, eine noch unausgefüllte Lücke zwischen zwei Ketten von Hochgipfeln, von denen er, weil er sich ihnen von entgegengesetzten Seiten her näherte, gewähnt hatte, sie bildeten nur eine einzige Bergkette. Die Forschungen des Dr. Jaubernat vom Toulouser Alpenklub, eines eifrigen Botanikers und Photographen, haben aber gezeigt, daß diese Lücke von einem See ausgefüllt wird, dem größten auf dem ganzen nördlichen Abhang der Pyrenäen, welchen früher kein Mensch gesehen hatte. Daraus scheint hervorzugehen, daß man erst seit dem Sommer 1883, wo Jaubernat seine photographischen Ansichten aufnahm, um das Vorhandensein des größten Sees auf der spanischen Grenze weiß. Herr Schrader fügt noch hinzu, daß sich auf der südlichen und südöstlichen Seite des Aran-Thales noch mehrere Bergketten von nahezu zehntausend Fuß Höhe befinden, welche bis jetzt noch auf keiner geographischen Karte verzeichnet stehen. So scheinen denn die Forscher sogar noch in Europa eine angemessene Beschäftigung finden zu können. r.

Litteratur.

* Die Nährstoffe der Pflanzen; ein Vortrag mit Demonstrationen 2c. von Dr. Josef Böhm. Wien, Selbstverlag des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse, 1886. — Der Verfasser, der rühmlichst bekannte Professor der Botanik an der Universität und der Hochschule für Bodenkultur in Wien, hat den gedruckt vorliegenden Vortrag in dem genannten Verein gehalten und dadurch in der gemeinfaßlichsten, klarsten und anregendsten Weise das Wissenswerteste aus Pflanzen-Chemie und -Physiologie zu einer theoretisch-praktischen Belehrung über Zweck und Wesen der Ernährung und Düngung zusammengestellt, und zwar in einer ebenso ansprechenden Form wie erschöpfenden Gründlichkeit und wahren Popularität, weshalb wir hier Fachmänner und Laien mit dem Schriftchen bekannt machen wollen.

* *Campon*, Ludovic de: *Un empire qui croule.* Le Maroc contemporain. Paris, E. Plon, 1886. — Dieses kleine Buch enthält eine Reihe kurzer Essays über die Regierung, den Volkszustand, die Bodenerzeugnisse und die überaus traurige Handelslage Marokko's, sodann einige ebenfalls knapp gehaltene Schilderungen amüsanter Reise-Erlebnisse, und zum Schluß eine Betrachtung über die Zukunft des im Verfall begriffenen Reiches. Die Schuld an dieser Auflösung trägt nicht das Land, dessen Boden fruchtbar und namentlich zur Weizenproduktion im großen Maßstabe überaus geeignet ist und dessen Klima an Gesundheit nichts zu wünschen übrig läßt; sie fällt nach Ansicht des Verfassers einzig und allein auf den Makzhen, das marokkanische Ministerium. Schon seit Jahrhunderten sind Herrschsucht und Habgier seine leitenden Triebfedern. Der gegenwärtige Premierminister, der Großvezier Sidi Mohammed Ben Larbi Jemai, soll in dieser Beziehung seinen Vorgängern im Amt völlig ebenbürtig sein. Er weiß den entnervten Sultan von allen europäischen Einflüssen abzuschließen, ihn den Regierungsgeschäften zu entfremden und durch Harems-Interessen zu beschäftigen. Die Besteuerung des Volkes ist seiner Willkür überlassen. Die Höhe der auf den Feldfrüchten lastenden Abgaben ist so hoch, daß die Ackerbauer vieler Gegenden die Aussaat ganz und gar einstellten, da sie im Falle der Arbeit doch kein Weizenkorn für sich erübrigen würden. Ueber ein Fünftel des kulturfähigen Bodens ist dem wildwuchernden Unkraut preisgegeben. Die infolge dieser Mißwirtschaft von Zeit zu Zeit auftretende Hungersnot richtet im Volk entsetzliche Verheerungen an. Der Handel liegt brach, Eisenbahnen gibt es nicht, die Landstraßen sind in einem Zustand höchster Vernachlässigung und die Häfen überaus mangelhaft. Bei verständiger Finanzverwaltung und rationeller Ausbeutung des Bodens könnte Marokko ein reiches blühendes Land sein, seine Bewohnerschaft vollauf ernähren und eine bedeutende Menge Getreide an das nahrungsbedürftige Europa abgeben. England, Frankreich, Spanien und Italien würden es gern als ihr Eigentum betrachten; aber zu Gunsten des Weltfriedens und in Anbetracht der durch die gegenseitige Eifersucht erschwerten Erringung der Beute verzichtet jeder dieser Staaten bis jetzt auf die Adoptierung des einer mütterlichen Leitung im hohen Grade bedürftigen Landes. Der Verfasser schlägt vor, die rivalisierenden Faktoren sollen sich im eigenen Interesse sowie in der Teilnahme für das arbeitsfähige schuldlos zu Grunde gehende Volk mit einander verbünden und fortan eine gemeinsame Bevormundung des Sultans und seiner Räte ausführen. Zu diesem Zwecke ist es notwendig, den Sitz der bisher fern von der Residenz des Monarchen in Tanger wohnenden europäischen Gesandten nach Fez und Marokko zu verlegen. Da jetzt unter der Führung Deutschlands ein Handelsvertrag zwischen dem Sultan und den europäischen Regierungen beraten wird, so steht zu erwarten, daß die Wünsche des Verfassers in Erfüllung gehen und bessere Jahre für das schwergeprüfte Land kommen werden.

A. P.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 51. Stuttgart, 20. Dezember. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Die geologischen Sammlungen in den Vereinigten Staaten.

Von Dr. Emil Deckert.

Mehr als in jeder anderen wissenschaftlichen Disziplin hat es die junge amerikanische Nation in der Geologie dahin gebracht, daß sie eine ebenbürtige Rivalin der europäischen Nationen, und insbesondere der englischen und deutschen Nation, geworden ist; und Männer wie James D. Dana, C. H. Hitchcock, J. S. Newberry, John W. Powell, C. E. Dutton, R. Pumpelly, O. C. Marsh, G. K. Gilbert 2c. erfreuen sich nicht blos des höchsten Ansehens bei ihren europäischen Fachgenossen, sondern dieselben haben durch ihre Untersuchungen und Studien auch mächtig und entscheidend in die Entwickelung unserer eigenen Wissenschaft eingegriffen und zum Teil Rätsel gelöst, an denen wir uns vergebens abmühten. Auf die schönen Publikationen der geologischen Landesuntersuchung der Territorien namentlich, die uns in liberalster Weise für unsere Bibliotheken zugesandt werden, blicken die deutschen Gelehrten seit lange mit einem gewissen Neide. Die reichen Fundstätten nutzbarer Mineralien, welche die Gesteinsschichten der Alleghanies und der Rocky Mountains enthalten, haben eben zu dem raschen Emporblühen der Wissenschaft von der Erde ganz in derselben Weise Veranlassung gegeben, wie es seinerzeit in Deutschland und England der Fall war.

Natürlich mußte das Emporblühen der Geologie auch zu der Anlage größerer geologischer Sammlungen in Amerika führen, und da wir im vergangenen Jahre Gelegenheit hatten, die Mehrzahl derselben aus eigener Anschauung kennen zu lernen, so wollen wir an dieser Stelle einen kurzen Bericht darüber erstatten, welchen allgemeinen Eindruck dieselben auf uns gemacht haben.

Die erste Sammlung, welche wir näher kennen lernten, war diejenige des Columbia-College in New-York, einer Anstalt, deren Organisation halb an unsere Universitäten und halb an unsere Polytechniken erinnert, und die vor allen Dingen die wichtigste amerikanische Bergschule — den namhaftesten amerikanischen Rivalen der Freiberger Bergakademie — in sich einschließt. Sehr schön und reichhaltig ist in dieser Sammlung, dem praktischen Zwecke der Anstalt entsprechend — die Abteilung für angewandte Geologie, und wir dürfen mit gutem Grunde daran zweifeln, ob es eine andere Sammlung in der Welt gibt, in der die verschiedenen Gattungen der Eisen-, Blei-, Kupfer- und Silber-Erze und Bausteine der Union, sowie auch Mexico's, so vollzählig vertreten sind wie hier. Aber auch die Abteilung der historischen Geologie ist eine sehr stattliche, und vor allen Dingen in die amerikanische Kohlenformation kann man durch dieselbe einen tiefen Einblick erhalten. Ganz besonders interessant ist aber die Sammlung der New-Yorker Gneis-, Glimmerschiefer- und Granit-Varietäten, die ein außerordentlich buntes Bild darbieten; und wahrhaft großartig dürfte die Sammlung fossiler Fische — besonders aus der Trias und aus dem Tertiär — genannt werden müssen. Die Sammlung des Columbia-College, in der wir überaus lehrreiche und

angenehme Stunden verbrachten, untersteht dem Professor J. S. Newberry.

Die zweite geologische Sammlung, die wir wiederholt besuchten, war die des „Institute of Technology“ zu Boston. Diese erste aller polytechnischen Schulen der Neuen Welt, die gegenwärtig von dem berühmten Statistiker Francis A. Walker geleitet wird, enthält ja ebenfalls eine besondere reich ausgestattete Abteilung für das Bergwesen. Das mit dieser Abteilung verbundene geologische Museum ist nun zwar zunächst noch ein sehr junges und kleines, die systematische und methodische Ordnung desselben macht aber seinem Vorstande — dem Professor William O. Crosby — alle Ehre. Vorzüglich sind in dem Museum die laurentischen und huronischen Felsarten Neu-Englands und der Alleghany-Region repräsentiert.

Die große paläontologische Sammlung, welche die Universität Cambridge besitzt und die ein Departement des prächtigen Agassiz-Museums auszumachen bestimmt ist, harrt leider zunächst noch ihrer Aufstellung und wir konnten aus diesem Grunde ein allgemeines Urteil über dieselbe nicht gewinnen. Professor Hamlin, der mit ihrem Arrangement beschäftigt ist, zeigte uns aber verschiedene große Kostbarkeiten, die ihre Kästen enthalten, und namentlich eine Menge wunderbar schön erhaltener Trilobiten.

Das geologische Museum der Harvard-Universität zu New-Haven, dessen Direktor O. C. Marsh ist, glänzt ebenfalls in allererster Linie durch seine paläontologischen Schätze, und die rekonstruierten Skelette von Dinoceras mirabile, Brontosaurus excelsus und von anderen vorweltlichen Ungeheuern geben dem Forscher wie dem Laien darin zu staunen und zu denken genug. Bezüglich der Lebewelt der mesozoischen Zeiten ist das betreffende Museum vielleicht lehrreicher und interessanter als irgend ein anderes. In dem Erdgeschoß des schönen Museum-Gebäudes sehen wir übrigens mehr als ein Dutzend Hände eifrig damit beschäftigt, ganze Haufen von anderen Knochenbruchstücken zu sichten und zusammenzusetzen, und wir mußten daraus erkennen, daß die Sammlung in noch weiterem starkem Wachstum begriffen ist.

Die Abteilung des Nationalmuseums zu Washington, die der Geologie gewidmet ist, verspricht in jeder Beziehung die bedeutendste unter den amerikanischen Sammlungen der fraglichen Gattung zu werden, und bezüglich ihres Inhaltes ist sie ohne Zweifel heute schon die reichste. Als wir dieselbe in Augenschein nahmen, wurde uns der Gesamtüberblick über dieselbe aber dadurch erschwert, daß ein guter Teil davon gerade nach New-Orleans zur Weltausstellung gesandt worden war. Indessen sahen wir diesen Teil der Sammlung später auch. Ihr Charakter erschien uns im allgemeinen als ein ähnlich praktischer und utilitarischer wie derjenige der oben aufgeführten New-Yorker Sammlung. Die zahllosen Granite und Kalksteine, durch die Amerika vor anderen Erdräumen glänzt, waren in ihr mehr nur von technologischen Gesichtspunkten aus geordnet. Ein sehr helles wissenschaftliches Licht wirft die Sammlung aber auf die geological dynamics, welche in den Rocky Mountains gewaltet haben, namentlich wenn man dabei die prächtigen Powell'schen Relief-Darstellungen gebührend in Rücksicht zieht. Das wissenschaftliche Material, das die Sammlung enthält, ist zu einem großen Teile noch nicht genügend bestimmt und geordnet.

In der Ausstellungshalle von New-Orleans war auch Gelegenheit, eine ganze Anzahl von Sammlungen der verschiedenen Staatsgeologen zu studieren. In den meisten derselben war allerdings auch vorwiegend nur von angewandter Geologie die Rede. Sehr bedeutend erschienen uns darunter: die Sammlung des kalifornischen Bergamtes (des State Mining Bureau), mit ihren goldführenden Quarziten, mit ihren Antimon- und Quecksilbererzen, ihren Salzen, ihren Ligniten 2c.; die Sammlung des Herrn Ch. Forman von 468 Porphyrstücken aus den verschiedenen Tiefen der Comstock-Mine in Nevada; die Sammlung von Hotchkiß aus Virginia; die Sammlung aus Massachussetts 2c. 2c.

In Baltimore gewannen wir einen flüchtigen Einblick in die junge Sammlung der Hopkins-Universität, und in St. Louis einen ebensolchen Einblick in die etwas ältere Sammlung der Washington-Universität. Die letztgenannte Sammlung ist besonders reich und interessant bezüglich der Iron- und Ozark-Mountains von Missouri, sowie bezüglich der fossilen Insekten des Tertiärs von Florissant in Colorado.

Die Philippinen-Inseln.

Nach dem Spanischen des D. Francisco J. de Maya y Jimenez.

Uebersetzt und bearbeitet von Alexander Braun.

I. Manila und seine Vorstädte.

Noch entzückt von der malerischen Erscheinung des englischen Indiens, fühlt sich der Reisende bei der Einfahrt in die Philippinen etwas enttäuscht, und trotzdem ist kein Teil jener Gebiete an Schönheit und Reichtum mit dem spanischen Archipel zu vergleichen. Diese Vorzüge freilich kann der Neuankömmling nicht vorahnend würdigen, wenn er nach allem was man ihm erzählt, was er gehofft, beim ersten Anblick des Landes statt der erträumten herrlichen Rundschau eine schwärzliche, scharfgezeichnete Contour vor sich sieht. Im Gegensatz nämlich zu den übrigen philippinischen Inseln, welche im leuchtenden Schmucke einer üppigen Pflanzenfülle aus dem Meere emportauchen, stellt sich uns die große Insel Luzon trüb und finster dar. Zu dem Ernste des Bildes trägt vor allem der düstere Befestigungsgürtel von Manila bei, den man von jener unvergleichlich schönen Bucht aus deutlich unterscheidet, welche den Zutritt zur Hauptstadt der Inselgruppe gewährt. Sobald man jedoch in die weite Mündung des Pasig gelangt, wird der Eindruck

günstiger. Schon hier bekundet die fortwährende Bewegung der Schiffe und das unausgesetzte, lärmende Getriebe der Seeleute das rege See- und Handelsleben der Metropole. In der Nähe des Ankerplatzes aber, wo das Auge einerseits über die ummauerte Stadt, deren Türme und Kuppeln da und dort die Befestigungslinie durchschneiden, andererseits über die von einer seltsamen Menschenmenge wimmelnden, von Fahrzeugen jeder Art und Größe umgebenen Hafendämme und Pantalanes (Landungsplätze für das Holz) hingleitet, fehlt wenig mehr zu einem schönen Gesamtbilde. Hier ist nichts roh oder gemein, alles neu und zugleich natürlich. Auf dem Lande gewahren wir nicht jenes Hasten und Toben, Schreien und Fluchen unserer europäischen Häfen, sondern nur die Bewegung der Arbeit, welche hier von sehnigen, ungeheure Lasten schleppenden Chinesen ausgeführt, hier von sanften, lässig bei ihren Wagen und Karren verweilenden Eingeborenen erwartet wird.

An das bunte, fröhliche Getümmel unserer Häfen gewöhnt, vermögen wir zwar nicht sogleich die volle Schönheit und Harmonie unserer neuen Umgebung zu schätzen, die Treuherzigkeit und Gutmütigkeit der Leute aber gewinnen wir um so eher lieb. Die enge, häßliche, von einem armen und abgezehrten Indianer gelenkte Banca (Barke) hält freilich keinen Vergleich aus mit dem zierlichen spanischen Kahn, wohl aber der Schiffer, der schüchtern um ein paar Pfennige für die Ueberfahrt bittet, während der spanische Bootsmann im Schutze seines Tarifes uns für die gleiche Arbeit ebenso viele Thaler abgenommen hätte. Wie armselig die Arbeiter auf den Pantalanes auch aussehen, getrost dürfen wir dem nächsten Besten unser Gepäck anvertrauen und können gewiß sein, daß er sich redlich bemühen wird, einen bequemen Wagen und guten Gasthof zu ermitteln.

Während der letzten Jahre hat sich leider hierin viel geändert; dennoch glauben wir, daß unsere Schilderung nirgends der Parteilichkeit beschuldigt werden kann.

Manila, am linken Ufer des Pasig gelegen, ist von einer regelrechten Fortifikation umringt, deren Mauern, durch breite, im Notfalle gleich der Umgebung unter Wasser zu setzende Doppelgräben genügend geschützt, einen langen Widerstand zu leisten vermögen. Die zur Zeit Karls III. nach dem System Vauban errichteten Festungswerke sind nicht so unzulänglich wie Viele meinen, und es bleibt nur zu beklagen, daß so wenig für ihre Ausrüstung und Erhaltung geschieht. In Ermangelung des Trinkwassers hat Manila in den öffentlichen und Privatgebäuden zahlreiche, für die Trockenzeit ausreichende Zisternen. Außerdem besitzt die Stadt in den Mauern schöne und feste Lagerräume, in welchen alle bei einer engen Belagerung nötige Kriegs- und Mundvorräte in völliger Sicherheit aufbewahrt werden könnten. Heute spricht man unter dem Vorwand, die Entwickelung der Stadt sei gehemmt, von der Zerstörung der Befestigung, ohne zu bedenken, in welch ungeschützter und gefährdeter Lage dann die Kolonie zurückbliebe.

Manila besteht aus 16 schnurgeraden, zur Hälfte von Nord und Nordwest nach Süd und Südost, zur Hälfte von Nord und Nordost nach Süd und Südwest laufenden, etwa 56 Häusergruppen umfassenden Hauptstraßen, zwischen denen sich sechs regelmäßige freie Plätze befinden. Unter den öffentlichen Bauten, die leider größtenteils seit den furchtbaren Erdbeben des Jahres 1880 in Trümmern liegen, ist in erster Reihe das 1596 von der Hermandad de la Misericordia gegründete Hospital de San Juan de Dios zu nennen. Vortrefflich geleitet und reichlich ausgestattet — besondere Almosen beschaffen neben dem Ertrag mehrerer Güter und Häuser die erforderlichen Geldmittel — ist die Anstalt, welche für Europäer, Chinesen, Indianer, Frauen und an ansteckenden Krankheiten Leidende besondere Säle hat, die alle hoch und luftig und mit breiten Galerien zum Spazierengehen für Rekonvaleszenten versehen sind, ein wahres Musterspital. Außerdem sind noch die bedeutendsten der vielen Klöster, San Agustin mit schöner, beim Erdbeben fast völlig unbeschädigter Kirche, und San Francisco, hervorzuheben, die 1879 eingeweihte, im byzantinischen Style erbaute Kathedrale, die gothische Kirche von San Domingo, wegen ihrer starken Holzkonstruktion der widerstandsfähigste Bau der Stadt, die 1691 gegründete, königliche und päpstliche Universität von Santo Tomás, das von Jesuiten geleitete Ateneo Municipal mit prächtigem chemischem und physikalischem Hörsaale und einem hohen, festen Turme für meteorologische Beobachtungen, und endlich die Zitadelle, wo zwei spanische Artillerie-Regimenter garnisonieren.

Manila selbst hat 10,000 Einwohner, während die sieben, jenseit des Pasig gelegenen Vorstädte 240,000 zählen. Die wichtigste derselben, ja der für Spanien und die Welt bedeutendste und reichste Handelsplatz der Philippinen überhaupt, ist die Insel Binondo, welche, von zwei Armen des Pasig rings umschlossen, durch die herrliche, in den Jahren 1870—74 auf den Ruinen der alten, wieder neu errichtete Brücke de España mit Manila verbunden ist. Sonst wäre etwa noch die Vorstadt San Miquel zu erwähnen, Sitz der obersten Behörde der Inseln und Lieblingsaufenthalt der vornehmen Kreise von Manila, welche dort in ihren entzückenden Landhäusern unter dem Schatten schöner, immergrüner Gärten einen steten Frühling genießen. Zu derselben Vorstadt gehört auch in gleicher Weise, wie die Inseln de Romera und Sibacon zu der Vorstadt Santa Cruz, die Insel San Andres, auf der sich ein Irrenhaus und zwei Hospitäler befinden.

Unmittelbar neben Manila liegen mehrere Ortschaften, die wir, obwohl sie der Provinz zugeteilt sind, dennoch als Vorstädte betrachten: zunächst, durch seine gesunde Lage in der Nähe des Meeres ausgezeichnet, La Ermita, so geheißen, weil hier zuerst, der wunderthätigen Madona de la Guia geweiht, ein christliches Heiligtum sich erhoben; dann fast ganz aus Palmhütten bestehend, Malate, und endlich von der reichsten Pflanzenpracht geschmückt, malerisch und

schön, San Fernando de Dilao ó de Paco, dessen ziemlich verwahrloste Straßen durch hohe, zu beiden Seiten des Weges aufsteigende, überall ihre blühenden Wipfel ineinander schlingende Bäume in Bogengänge von zauberhaftem Reiz verwandelt sind.

II. Verhältnisse und Lebensweise der Spanier. Dienerschaft.

Die wenigen unternehmenden und tüchtigen Spanier, welche vor Zeiten nach den Philippinen gingen, um durch Fleiß und Geschicklichkeit ein Vermögen zu erwerben, haben fast immer, in brüderlicher Weise von ihren Landsleuten unterstützt, gefördert durch das ehrerbietige Entgegenkommen der Eingeborenen, ihr Glück gemacht. Heute dagegen, da alle drei Wochen 60—80 Spanier voll großer Ansprüche und abenteuerlicher Pläne in Manila landen, kehren die meisten enttäuscht und mißvergnügt bald wieder der Kolonie den Rücken. Von den ehemals so hülfsbereiten Landsleuten, ist, nachdem ihr Vertrauen wie die Leichtgläubigkeit der Eingeborenen oftmals ausgebeutet worden, nur sehr geringe Unterstützung zu erwarten, die Löhne sind noch dieselben, wie vor 40 Jahren, der Verbrauch aber, durch alle Art von europäischem Luxus gesteigert, sehr groß. Das einst so hohe öffentliche Ansehen der Spanier verringert sich mehr und mehr, erschüttert durch den fortwährenden Beamtenwechsel — nicht selten bringt der zweite Dampfer bereits die Entlassung des mit dem ersten Angekommenen — geschmälert durch die auch dort eindringenden bedenklichen Einflüsse der sozialistischen Lehre.

Die Gesundheitsverhältnisse auf den Philippinen wären, abgesehen von den nahezu unbewohnbaren Gebieten Jolo und Mindanao, so ziemlich dieselben wie überall, würden sie nicht gar häufig durch Unverstand und Nachlässigkeit wesentlich verschlimmert. So sind viele Ortschaften unweit stehender Gewässer angesiedelt; so leidet Manila selbst schwer darunter, daß die Befestigungsgräben zu Sammelstellen des Abwassers mißbraucht werden, daß in den Häusern, wo die Chinesen zusammengepfercht wohnen, auf den Märkten, wo die Trägheit der Eingeborenen Reste und Abfälle von Lebensmitteln bis zur Verwesung liegen läßt, alle polizeiliche Aufsicht fehlt.

Das Leben auf den Inseln ist auch bei den bescheidensten Ansprüchen kostspielig, die Mieten beinahe unerschwinglich. Ein kleines Haus, für eine Familie des Mittelstandes gerade zureichend, ist nicht unter 35—40 Pesos[1] monatlich zu bekommen. Die einfachsten Lebensmittel sind teuer: eine Arrobe geringen Weines wird mit 5, Essig mit 3 Pesos, 25 Pfund Erbsen mit 5, ebensoviel Kartoffeln mit 1 1/4 Pesos bezahlt. Zudem machen klimatische und andere Eigentümlichkeiten verschiedene Bequemlichkeiten zu notwendigen Bedürfnissen. Man kann kaum einen Wagen entbehren und ist bei den hohen Preisen der Mietkutschen meist gezwungen, eine eigene Equipage zu halten; man muß viel Geld für Eis ausgeben und ähnliches mehr.

[1] Ein Peso etwa 3 Mark 70 Pfennige.

Die Küche ist auf den Philippinen ausschließlich in die Hände des starken Geschlechtes gegeben. Wie das spanische Dienstmädchen häufig zugleich die Rolle der Köchin vertritt, so besorgt dort der Koch nötigenfalls neben seiner Küche die Pferde oder bereitet der Kutscher das Essen. Vertragsgemäs übernimmt der Koch gegen ein gewisses Taggeld, wenigstens 4—6 Realen[1] für die Person, die völlige Verpflegung der Familie, so daß er etwaige Ueberschüsse behalten darf, das Fehlende aber aus eigener Tasche hinzufügen muß. Seine erste Frage ist daher: „Wieviel zahlen Sie für die täglichen Einkäufe?“ Lautet die Antwort befriedigend, so verdingt er sich, ob der Lohn hoch ist oder niedrig. Fast immer ist der Maestro, wie er genannt wird, ein der Beachtung würdiger Typus. Stellen Sie sich einen häßlichen Menschen vor mit einem schmierigen Hut, einem schmutzigen Hemd und einer unbeschreiblichen Hose, der gemächlich — er kommt jederzeit zu spät — vom Markte heimtrabt, ein schwindsüchtiges, verzweifelt krähendes Huhn in den Armen, auf der Schulter einen Korb oder einen in ein altes Tuch gewickelten Pack mit Fleisch, den Fischen und Gemüsen, und Sie sehen unseren Helden leibhaftig vor sich. Er ist ein selbständiger Herr, der keine grobe Arbeit verrichtet, nach Belieben geht und kommt und im Hause seiner Frau oder Geliebten schläft. Um 10 Uhr Morgens erscheint er mit seinem Korbe, das Marktgeld zu holen. Dann begibt er sich nach dem Marktplatz, im Vorbeigehen nie versäumend, in die Gallera, wo die Hahnenkämpfe abgehalten werden, einzutreten und eine Wette zu machen, deren Gewinn oder Verlust entscheidet, ob der Herr nur schlecht oder erbärmlich speisen wird. Hat man ihm in Ermangelung von Kleingeld ein Goldstück gegeben, so verschwindet er auf Nimmerwiedersehen vom Schauplatz und der „Castila“, mag sich für diesen Tag im Gasthause begnügen. Gewöhnlich aber gelangt er um halb zwölf Uhr schweißtriefend zu Hause an, wirft das Fleisch, wie es ist, aus dem Korbe oder Bündel in die Pfanne, rupft das Geflügel lebendig, tötet es dann, steckt es in den Topf und präsentiert um 12 Uhr mit der Ruhe des Gerechten das Erzeugnis seiner Kochkunst. Ist das Fleisch hart oder das Huhn zäh, so war eben der Ochse alt und der Vogel nicht mehr jung. Ungerührt hört er jeden Verweis an, antwortet stets das Gleiche und thut was ihm gefällt. Werden ihm die wiederholten Vorwürfe lästig, so kommt er einfach eines schönen Tages nicht mehr vom Markte zurück. Wehrlos ist der Spanier ihm überliefert, denn in Manila wird Fleisch, Geflügel, kurz alles ohne feste Taxe, nach dem Gutdünken verkauft, dem Castila aber und seiner Frau, wenn sie sich auf den Markt wagen, das Doppelte und Dreifache verlangt.

Neben dem Koch haben wir in jedem Hause den Bata (eine Art männliches Mädchen für alles), der Laufbursche, Stubenreiniger, Aufwärter, Groom und zuweilen sogar

[1] Real ist etwa 20 Pfennige.

Kutscher in einer Person ist. Als zerlumpter, barfüßiger Gassenjunge, mit zerrissenen Hosen, offenem Hemd, bürstenartig emporstehendem Haar und den unvermeidlichen Finger in der Nase, tritt er in den Dienst. Im Laufe der Zeit aber verwandelt er sich, Dank geschickter und nutzbringender Pommade, Kämme, Tücher und anderer Toilettegegenstände des Castila, dessen Cigarretten er auch nicht verschmäht, in einen schmucken Burschen, den herkömmlicher Weise zarte Bande mit der weiblichen Dienerin, der Nähterin oder Kindsfrau des Hauses vereinen. Von Kindheit an in Liebeshändeln wohlerfahren, dient er dem ledigen Herren mit bewunderungswürdiger Gewandtheit als Merkur, wofür er sich freilich durch manches Privilegium, manche Immunität bezahlt macht.

Von der weiblichen Dienerschaft ist nicht viel zu sagen. Die Indierin ist gewöhnlich fleißig und für ihre eigene Person außerordentlich reinlich. Erst nachdem sie am Brunnen im Hofe, in Gesellschaft der Gefährtinnen, sich mit Wasser übergossen und sorgfältig gekämmt hat, beginnt sie, die Haare zum Trocknen lang über den Rücken hinabhängend, ihr Tagwerk, putzt oder näht, schaut, wenn sich die Herrin einen Augenblick abwendet, auf die Straße hinaus, knüpft mit dem erstbesten Vorübergehenden ein Gespräch an oder begibt sich in die Küche, wo sie in eifriger Beratung mit dem Maestro und dem Bata in ihrer Sprache dieselben Dinge verhandelt, wie unsere Leute zu Hause. So scheint es, als ob alle Dienstboten der Welt über die unermeßlichen Wasser des Ozeans hinüber sich die Hand reichten zum Angriff auf unseren Beutel, unsere Geduld und Gesundheit; gleichwohl aber sind die philippinischen vorzuziehen, weil sie der Herrschaft achtungsvoller begegnen und bescheidener sind.

III. Die Eingeborenen.

Ehe wir ausführlich von den Sitten der Philippinen reden, ist eine nähere Betrachtung der Ureinwohner wohl am Platze, welche, fälschlich Indier genannt, eigentlich Philippinesen oder Eingeborene heißen sollten.

Der Typus des Eingeborenen ist im allgemeinen wohlgebildet, die Gestalt regelmäßig, die Haut kupferfarbig, bei den Mestizen beinahe gelb, die Haare schwarz, rauh und dicht, der Kopf mittelgroß und nach hinten etwas abgeplattet, die Stirne schmal, die Augenbrauen dicht und gewölbt, die Wimpern lang, die Nase breit und eingedrückt, die Lippen dick, die Kinnbacken stark, die Augen schwarz und glänzend, die Zähne enggereiht, weiß und kräftig, die Brust breit, bei den Frauen flach und geradlinig, die Beine dünn und leicht behaart, Hände und Füße klein, die Geschlechtsteile wenig entwickelt und meist beschnitten. Mit Ausnahme der Mestizen und Negritos ist der Eingeborene völlig bartlos.

Von dem hiermit beschriebenen Typus weichen indeß die Frauen nicht selten ab. Die Indierin, von Natur aus wohlgebaut und zierlich, ist keineswegs häßlich; ja es finden sich in der reinen Rasse, wie in der gemischten, vollkommene weibliche Schönheiten.

Mit deutlichen, festen Strichen können wir so ein Bild der äußeren Erscheinung des asiatischen Indianers geben; die Züge aber, welche sein inneres Wesen darstellen sollen, sind wie in fließendes Wasser gezeichnet. Leichten Schaumwellen gleich, schwimmen eine Menge kindischer Unarten und Fehler auf der Oberfläche ihres uns ewig unergründlichen Charakters, seine gleichmäßige Ruhe jedoch vermag kaum je eine tiefere Leidenschaft stürmisch zu erregen.

Sei es Apathie, Resignation oder glückliche Genügsamkeit, hat der Indier ein Bißchen Reis für ein paar Tage, etliche Fische und drei oder vier Blätter Tabak, so lebt er zufrieden und neidlos in seiner ärmlichen Schilfhütte dahin. Ihm gilt es gleich, ob er prächtig gekleidet oder in Lumpen geht, in einem Palaste oder unter freiem Himmel schläft, europäische Leckerbissen oder sein dürftiges Nationalgericht verspeist. Ohne Dank empfängt er das Bessere, ohne Murren nimmt er das Schlechtere hin. Trifft ihn ein schweres Unglück, brennt sein Haus nieder, stirbt ihm die Geliebte oder verliert er sein Vermögen, so blickt er gelassen mit einem „anong gaganin“ (was thun?) zum Himmel empor. Dem von dort gesandten Verhängnis gegenüber gibt es ja kein Entrinnen. Darum versucht der einsame Fischer auch gar nicht, dem Caiman (Krokodil), der Fußwanderer nicht, einem Reiter oder Fuhrwerke aus dem Wege zu gehen. Bis zur letzten Stunde verläßt ihn sein Gleichmut nicht und ruhig, als gelte es eine kurze Reise von einem Orte zum anderen, scheidet er aus dem Leben.

Diese Gelassenheit freilich wird oft zur Lässigkeit, diese Ruhe oft zur Trägheit. Darlehen oder was er sonst borgt, gibt er fast nie zurück; das brennende Scheit, das ihm Nachts vorleuchtet, wird, sobald er es nicht mehr braucht, achtlos bei Seite geschleudert und dadurch häufig Veranlassung eines der unzähligen Brände. Im höchsten Maße sind alle diese Untugenden der Dienerschaft eigen. Sie zerbricht, verdirbt, vergißt, versäumt alles und ist so faul, daß man wohl den Bata, in einer Hand die Putzbürste, den Stiefel in der anderen, schlafend antreffen kann.

Nichtsdestoweniger ist der Indier im allgemeinen anstellig und findig, ja der selbständige und unterrichtete auf seine Person und sein Eigentum sorgfältig bedacht, fleißig, ausdauernd und ehrlich. In vielen Fällen allerdings ist das Geld, welches man ihm wegen seiner großen Armut fast bei jeder Bestellung vorstrecken muß, verloren; zuweilen aber begegnet man einer bewunderungswürdigen Redlichkeit. So hatte ich am Abend vor dem ersten Erdbeben des Jahres 1880 einem Goldschmied mit dem Auftrag, mir einen Ring zu fertigen, den bedungenen Preis von 15 Pesos bezahlt. Andern Tags lag die Stadt in Trümmern; die Wohnungen der Eingeborenen, meist die Zwischengeschoße waren fast alle eingestürzt, ihre geringen

Habseligkeiten im Schutte begraben; kaum hatten sie das nackte Leben retten können. Jeder floh. Auch ich verließ Manila, des Ringes wurde nicht mehr gedacht, überdies wußte ich weder den Namen des Goldarbeiters, noch er den meinen. Wie groß war daher mein Erstaunen, als etwa drei Monate später ein armer, abgemagerter Indier zu mir kam und mir mit dem der Rasse eigentümlichen würdevollen Anstand ein herrliches Juwel, jenen Ring, überreichte. Ein wahres Kunstwerk, war die Arbeit mehr als das Doppelte der bezahlten Summe wert, der Mann jedoch ließ sich nicht bewegen, auch nur einen Real mehr anzunehmen, ebenso wenig aber war er einige Zeit darauf zu bestimmen, für meinen Freund einen ähnlichen Ring auszuführen; denn, sagte er: „Dieser hat mich um mehr als 25 Pesos Arbeit gekostet und um alles Gold der Welt mache ich keinen zweiten." Aus dieser kleinen Geschichte mag man ersehen, daß der Charakter der Indier sui generis ist, wie ihre Rasse.

Neugierig bis zum Vorwitz, müssen sie alles wissen, sehen, hören, versuchen. Fällt ein Kind, weint eine Alte, wird ein Teppich ausgeklopft, dann bleiben sie stundenlang zu Dutzenden, zu Hunderten auf der Straße stehen. Durch alle Oeffnungen und Ritzen spähen sie in die Häuser, ja sie treten wohl gar ein, dringen bis in den hintersten Winkel und begaffen alles. Reden zwei leise miteinander, so schleichen sie herzu und horchen, verstehen sie auch nicht ein Wort der betreffenden Sprache. Liest jemand einen Brief, so gucken sie ins Blatt, kennen sie auch keinen einzigen Buchstaben. Jeder neue Gegenstand wird betastet, hin und hergedreht, bis er verdorben ist, von jeder fremden Speise genascht. Ist der Castila nicht daheim, so putzen sie sich mit seinen Kleidern auf, setzen sich, seine Zigarren im Munde, in seinen Lehnstuhl, kramen in seinen Sachen und Papieren und vergnügen sich damit, seine Beschäftigungen, Gewohnheiten, Bewegungen nachzuäffen. Ueberhaupt ahmen sie Sitten und Gebräuche der Spanier und leider nicht immer die besten, mit vielfachen Uebertreibungen nach. Ihre natürliche Eitelkeit, welche sich gewöhnlich nur auf ihren Haarschmuck, den sie so hoch schätzen, daß sie, ist er ihnen zur Strafe abgeschnitten worden, sich verborgen halten, bis er wieder gewachsen, auf ein paar Gewandstücke oder etwa ihren Kampfhahn beschränkt, steigert sich, wenn sie den geringsten Einfluß, das winzigste Aemtchen besitzen, zu urkomischer Großsprecherei und Wichtigthuerei.

Der eben erwähnte Kampfhahn ist das Lieblingstier des Indiers, der im übrigen weder Hund noch Katze, weder Pferde noch Kühe pflegt. Sein Hahn aber ist ihm teurer als alles auf der Welt; steht die Hütte in Flammen, was bei den Palmdächern ja sehr häufig ist, vergißt er Weib und Kind, Hab und Gut und bringt vor allem den geliebten Vogel in Sicherheit. Ihm gilt sein erster Gedanke beim Erwachen. Auf der Erde kauernd — seine gewöhnliche Stellung — betrachtet er ihn jeden Morgen wohl eine halbe Stunde lang mit zärtlichen Blicken, hebt ihn dann auf den Arm, geht mit ihm zur Messe und trennt sich für den ganzen Tag nicht mehr von ihm, es sei denn, daß die Erziehung des teuren Tieres ein solches Opfer erheische. Der Hahn soll nämlich zu einem unerschrockenen Streiter ausgebildet werden. Darum muß er, um sich an das Getöse des Kampfplatzes zu gewöhnen, täglich einige Zeit, durch eine Schlinge ans Trottoir gefesselt, mitten im Getümmel der Hauptstraßen verweilen. Ist er endlich nach vieler Mühe kampftüchtig geworden, so wird er, seine Kraft zu erproben, nach der Gallera gebracht. Dort drängen sich in fieberhafter Aufregung die sonst so stillen Eingeborenen schreiend, scheltend, streitend, zwischen langen, mit Obst und allerlei Naschwerk beladenen Verkaufstischen. Jeder bereitet nach seiner Weise seinen Hahn zur Schlacht vor. Nachdenklich stehen die einen umher, das Tier liebkosend, welches sie bei der Brust und den Füßen halten, andere kauern mit dem Vogel auf der Erde und ermuntern ihn, sorgsam Kamm und Klauen prüfend, mit Schmeichelworten, viele reizen den Hahn des Nachbars, einen passenden Gegner zu finden. Endlich wird der Kreis geschlossen. Schon sind die Paare zum Kampf „vermählt", die Messerchen an die Sporen geschnallt, das Geld für die Wetten hinterlegt und ungeduldig ruft die Menge „sa pulá!" (auf den roten) „sa puti!" (auf den weißen), da ertönt das Zeichen zum Angriff, die Scheiden werden von den Klingen gelöst, die Tiere gegeneinander gehetzt. Einen Augenblick starren sie sich mit ausgestrecktem Halse und emporgesträubtem Gefieder wütend an, dann stürzen sie aufeinander los und nicht eher endet das blutige Gefecht, als bis einer von ihnen, verfolgt von den Flüchen der Verlierenden, flieht oder verwundet zu Boden sinkt. Mit dem Besiegten bricht gar oft die ganze Existenz, ja die Zukunft seines Besitzers und seiner Anhänger zusammen, denn eigenes und fremdes Vermögen wird hier verspielt und der Keim gelegt zu Raub und Betrug. Glücklicherweise nimmt, wie uns die Statistik versichert, das gefährliche Spiel, besonders in Manila, stetig ab. Während vor 20 Jahren die Rente der Hahnenkämpfe jährlich 60,000 Pesos betrug, hatte sie sich vor 10 Jahren auf die Hälfte und im Jahre 1880 auf 26,654 Pesos vermindert.

Das Spiel ist die einzige, den Neigungen des Indiers entsprechende Beschäftigung. Tagelang liegt er unter einem Hausthor oder in einer offenen Krambude, spielt Panguingui und verliert in dem eigentlich recht einfältigen Spiele oft binnen weniger Stunden den Verdienst des ganzen Monats.

Vergnügungssüchtig wie ein Kind, kennt er kein höheres Glück, als Spiele, Feste, Theater, Schaustellungen. Fehlt ihm das nötige Geld, ein Fest zu feiern, so sammelt er bei Freunden und Bekannten, und so reichlich wird gespendet, daß ihm meist nach Abzug aller Kosten noch ein größerer oder geringerer Ueberschuß bleibt. Die erhaltene Summe trägt er neben dem Namen des Gebers sorglich

in seine Liste ein, um sie, wenn die Reihe an ihn kommt, bei Heller und Pfennig zurückzuerstatten, müßte er sie auch borgen oder gar stehlen.

Unbedingt wie die gegenseitige Hülfsbereitschaft der Indier, ist ihre Gastfreundschaft, ja sie dehnen dieselbe großmütigerweise auch auf den Europäer aus, wodurch Wirtshäuser auf den Inseln nicht nur überflüssig, sondern sogar unmöglich werden. Ein Vorübergehender tritt, durch den Duft der Speisen angelockt, in irgend ein Haus, nimmt ohne ein Wort zu sagen inmitten der Mahlgenossen Platz, greift in die Schüssel und läßt es sich schmecken. Ist es Abend, teilt er das Lager der Familie und setzt am nächsten Morgen seinen Weg fort, ohne daß jemand ihn gefragt, wer er sei, woher er komme, noch wohin er gehe.

In ihrer Festesfreudigkeit wird ihnen alles zum Gegenstand froher Feier. Den Toten bestatten sie mit Gesang und Musik, zerstreuen durch muntere Gelage, Reigentänze und heitere Spiele den ersten Schmerz der Trauernden. Auf das Gewissenhafteste werden all die unzähligen Kirchenfeste begangen, deren es, da jeder Ort, jede Vorstadt einen besonderen Patron hat, auf den Philippinen wohl monatlich ein Dutzend gibt. Ist dem Himmel Genüge gethan, das Bild in unabsehbar langer Prozession durch die mit Guirlanden, Triumphbogen, Tempelchen 2c. prächtig geschmückten Straßen getragen, so beginnt die weltliche Lust. Auf sämtlichen Plätzen werden lärmend kunstvolle Feuerwerke abgebrannt, alle Häuser stehen offen, überall wird getafelt, gezecht, musiziert, getanzt, gesungen. Einmal im Jahre nach einer berühmten Wallfahrtskirche zu pilgern, vorzugsweise zu Unserer Frau von Antipolo oder zu dem heiligen Pascual Bailon, der, wie die Indier glauben, jede Krankheit heilt, so man an ihm vorübertanzt, ist jedem Eingeborenen Herzenssache. Während der 14 Maitage, die dem Heiligen geweiht sind, strömt die halbe Einwohnerschaft der Inseln nach Obando, und viele legen in Uebertreibung des frommen Eifers den ganzen Weg unablässig tanzend zurück. 18—20,000 Menschen sind's, welche an einem Hauptfesttage unter Klagen, Seufzen, Stöhnen, in toller Begeisterung das wunderkräftige Bild umkreisen.

Wie andächtig aber auch der Indier vor dem christlichen Schutzheiligen auf- und niederhüpfe, über den Asuang traut er ihm doch keine Macht zu. Gefällt es diesem gewaltigen Dämon, in das Leben des Menschen einzugreifen, so bieten selbst die zauber- und geheimniskundige Manhihilot und der vielerfahrene, einheimische Wunderdoktor vergebens Kunst und Wissen auf. Dagegen versteht die Manhihilot mit beinahe ausnahmslosem Erfolge die übrigen bösen Geister zu bekämpfen, welche, von der Mutter auf das Kind übergehend, mit diesem geboren werden. Ist mit Hülfe des Knetens und Drückens, Stoßens, Stampfens der Manhihilot, das kleine Wesen zu Tage gefördert, zapft sie ihm schleunig das schlechte Blut ab, klebt ihm brennende Wachskerzchen an verschiedene Teile des Körpers und reibt und quetscht denselben so lange, bis die bösen Geister fliehen, freilich meist zugleich das junge Seelchen entführend. Auch die Mutter wird sofort wie während der Wochen mit Fäusten und Knieen bearbeitet und so gegen die Einflüsse der übelwollenden Kobolde gefeit, vor denen sie gar manchmal in völliger Unempfindlichkeit sichern Schutz findet. Da jedoch fast alle Krankheiten Folge von Verhexungen sind, hat die Manhihilot neben der erwähnten Thätigkeit noch ein weites Feld, ihre haarsträubenden Greuel auszuüben. Ein Verbrechen der Art hat im Jahre 1879 ganz Manila entsetzt. Einem zwanzigjährigen Mädchen die bösen Geister auszutreiben, wandte nämlich die alte und blinde Dominga Jezon das „einfache" Mittel an, die vorher durch Keulenschläge weichgeklopften Brüste der Jungfrau durch ein kleines Loch zu zwängen. Das wahnsinnige Geschrei des bejammernswerten Opfers hatte die Polizei herbeigerufen und die Wunderdoktorin, welche übrigens im guten Glauben und mit Einwilligung der Eltern gehandelt hatte, der Justiz ausgeliefert.

Der männliche Kranke fällt in die Hände eines nicht viel weniger gefährlichen alten Quacksalbers. Kommt so ein Heilkünstler in ein armes Haus, so erklärt er einfach nach flüchtiger Betrachtung des Patienten: „es ist nichts!" und verläßt den Geretteten. Scheinen ihm aber die Leute wohlhabend, so untersucht und forscht er wiederholt, schüttelt bedenklich den Kopf, spuckt aus und spricht endlich die unheilkündenden Worte: „schlechter Wind!" Von nun an widmet er alle seine Sorge dem Kranken, weicht nicht mehr von dessen Lager, ißt, trinkt und schläft im Hause und verläßt dasselbe erst, wenn der Leichenschmaus vorüber ist. Auch seine Kuren sind unfehlbar. So hat ein junger hautkranker Mann, nachdem er gemäß der Verordnung mit einem dicken Mantel zugedeckt, ein paar Stunden auf einem Stuhl gesessen, unter welchem eine Kohlenpfanne brannte, wirklich getreu der Verheißung des Arztes nie mehr über sein Leiden zu beklagen gehabt. Nicht minder wirksam ist gewiß ein anderes Verfahren, demzufolge, wie ein amerikanischer Arzt in der „Oceania Española" vom 13. November 1879 berichtet, ein indischer Pfuscher, um eine Frau vom Unterleibskrebs zu heilen, denselben von einem lebendigen Skorpion bekämpfen lassen wollte.

Leider sind alle diese zum Teil dem tiefeingewurzelten Aberglauben, zum Teil der Beschränktheit des Volkes entstammenden Mißbräuche unausrottbar. Nur in seltenen Fällen gelangen sie überhaupt zur Kenntnis der Behörden, denn Verrat der Landsleute an die Spanier ist in den Augen des Indiers eine solche Schmach, daß er selbst nicht an seinem Todfeinde zum Mabibig (Verräter) werden würde.

Von Natur aus schüchtern bis zur Feigheit, scheut und fürchtet er den Spanier, hält ihn jeder Unthat, jeder, auch der unwahrscheinlichsten Grausamkeit fähig. Die leidenschaftliche Heftigkeit des Europäers erschreckt den überaus nervösen Indier und solch ein Zornausbruch thut ihm

weher als 50 Hiebe. An diese ist er gewöhnt, ohne sie — mit Bedauern muß es gesagt werden — ist er kaum zu regieren und auch selbst von der Wahrheit des Sprichworts überzeugt, daß Rohr und Indier für einander auf demselben Boden wachsen.

Nimmt er aber auch gewöhnlich die Strafe als etwas Selbstverständliches hin, so versäumt er doch keine Gelegenheit, sich zu beklagen. Gilt es sein Recht zu behaupten, so holt er zunächst bei irgend einem Winkeladvokaten eine jener Klagschriften, welche alle erdenklichen Verschuldungen eines Alkalden, Priesters oder sonstigen Beamten aufzählend, in Anwendung auf den betreffenden Fall nur noch mit dem Namen des Gegners auszufüllen sind. Alsdann mietet er ein paar Klageweiber, wie deren in jeder Vorstadt von Manila mehrere zu finden sind, und begibt sich in ihrer Begleitung vor Gericht, wo er im Vereine mit ihnen laut zu jammern anfängt. So rührend, so eindringlich erzählt er unter heißen Thränen, was er erduldet, wie er, der Hülflose, gekränkt worden, daß der Richter bewegt, überredet, überzeugt zu seinen Gunsten entscheidet.

Ist dem von den Indiern im allgemeinen Gesagten noch ein Wort über die Frauen im Besonderen hinzuzufügen, so darf das ein Lobspruch sein. Sie sind sanft, freundlich, sittsam, keusch, dem Gatten oder Geliebten treu ergeben, spröde dem Spanier gegenüber, unnahbar für den Neger oder Kaffern, eine Regel, von welcher etwa nur die ziemlich leicht zugänglichen Bysayanerinnen eine Ausnahme machen. (Schluß folgt.)

Mythische Elemente in Rumänien.

Die Sagen, Märchen und Volkslieder der Siebenbürger Rumänen sind voll uralten mythischen Zügen; die kulturellen Verhältnisse bieten sehr lehrreiche Beiträge zur Völkerkunde. Das Volksleben der Rumänen ist eben ein von der fortschreitenden Kultur noch sehr wenig berührtes und bietet dem Ethnologen viele urwüchsige Züge der primitiven Entwickelung eines Naturvolkes.

Obwohl von slawischen und türkischen Elementen beeinflußt, bietet ihre Volkspoesie originelle Züge einer selbstständigen Volksindividualität, welche mit ihren Traditionen den vaterländischen Wäldern, Schluchten, den vaterländischen Ereignissen anhängen.

Ich beschäftige mich seit Jahren mit der rumänischen Volkspoesie, und bin in der Lage, einzelne Züge dieser Poesie durch Ihr Blatt einem größeren Leserkreise bekannt zu machen.

Die rumänische Volkspoesie ist sehr reich an Liebesliedern, Balladen, Romanzen, in welchen sich ihr ethnisch-psychologisches Leben auf's prägnanteste ausdrückt. Ich beschränke mich aber diesmal nur auf jene Produkte, welche als Widerschein eines uralten Glaubens die mythische Auffassung der Naturerscheinungen bei diesem Volke charakterisieren.

Den Hauptcharakter der rumänischen Volkspoesie bildet der Sonnen- und Mondmythos, der sich auf alle Himmelserscheinungen erstreckt und auf einen uralten Kultus hinweist, welcher in jeder Phase der Entwickelung dieses Volkes eine große Rolle spielt und sogar in der neuesten Volkspoesie als bleicher Widerschein einer absterbenden Auffassung fortlebt.

Sonne und Mond sind bald Bruder und Schwester, bald Schwestern, die sich verfolgen, nie treffen, durch Fluch oder Gottes Fügung von einander getrennt leben müssen. Die Sterne sind Begleiter des Wanderers. Nacht, Tag, Morgenröte sind Pferde, auf welchen die Helden ihre Reisen machen. Die Milchstraße, der Regenbogen, sind Brücken, auf welchen die als Gott vorgestellten Individuen auf- und absteigen. Der Himmel ist bald ein Glasberg, welchen die Helden auf silbernen und ehernen Rossen bestürmen, bald eine Kuh, bald ein Stier. In diesen und ähnlichen Auffassungen finden wir verschiedene Mythologien vereinigt, die das rumänische Volk, von Süden und Norden empfangend, assimilierte.

In Folgendem teile ich vier Balladen mit, welche imstande sind eine klare Auffassung dieses Himmelkultus zu bieten. Diese Balladen stammen aus Siebenbürgen, obwohl der balkanische Einfluß an ihnen unverkennbar ist.

1. (Aufgezeichnet zu Vórhel [Hunyader Comitat]). An dem Thore von Celigrad steht ein Jüngling im Sonnenscheine und bittet seine Mutter, sie möge ihm gestatten, daß er seine Schwester heirate. Die Schwester spricht: „Ich mag Dein sein, doch ist es eine Sünde, denn wir sind Sprößlinge Eines Blutes." Die Mutter aber willigt ein, wenn der Jüngling ihr eine Wachsbrücke über die Welt macht und in die Mitte dieser Brücke eine kalte Quelle setzt, daß jeder, der aus der Quelle trinkt, um die Sühne der Sünde bete.

2. An dem Thore von Celigrad lehnt ein langhaariger Jüngling, mit den Händen gegen den Mond gewendet, und bittet seine Mutter, sie möge ihm gestatten, daß er seine Schwester heirate, denn er umkreiste die Welt, fand aber keine Schönere als sie. Die Mutter ist geneigt, in die Heirat einzuwilligen, wenn er sich eiserne Riemenschuhe mit stählernen Riemen macht und mit diesen die Welt umkreist. Er erfüllt ihren Wunsch. Sie aber wünscht noch, daß er eine Kupferbrücke über das Land und eine silberne Brücke über die Welt mache, sonst bekomme er seine Schwester nicht. Der Jüngling vollbringt auch dies. Die Mutter willigt endlich in die Heirat. Er spannt seine Rosse ein und sie fahren zur Kirche. In der Kirche bittet die Braut den Bräutigam, er solle ihre Hand freilassen, und als dies geschieht, reißt sie den Kranz vom Haupte und springt in die Donau mit diesen Worten:

Ich sei der Steine Kost,
Ich sei der Fische Mahl,
Doch werd' ich nie und nimmer
Meines Bruders Gemahl.

3. Eine dritte Variante lautet (Interlinear-Version):

Mit achtzehn Rossen,
Achtzehn Jahre,
Reiste die Sonne
Suchend die Braut.
Zuletzt kam sie
Zu Juana der glänzenden,
Seiner Schwester:
„Liebe Schwester,
Wenn Gott will,
Sei meine Frau!"

„Schöne Sonne,
Schöner Bruder,
Hörtest du noch solches,
Daß Bruder die Schwester
Heiraten soll;
Doch wenn du mir machst
Eiserne Sprossen zum Himmel,
Silberne Brücke über Land,
Will ich sein dein.

4. Eine vierte Variante, welche auch eine eigentümliche Auffassung über die Entstehung des Mondes enthält, lautet:

Die Sonne will seine Schwester Hiana Cossinzana heiraten, doch Gott will diese Heirat nicht gestatten. Am Tage der Hochzeit langt eine Hand nach dem Mädchen und schleudert sie ins Meer und dann auf den Himmel, wo sie als Mond prangt.

Gott spricht zu ihnen:

Du Hiana Cossinzana
Wandelt, euch im Kreise drehend,
Aber ewig so getrennet,
Tag und Nacht voll heißer Sehnsucht,
In den Herzen brennende Glut;
Den Himmel sollt ihr umkreisen
Doch einander nimmer treffen.

In all diesen Varianten ist der Mythenkreis jener allgemeine, welchen wir, als einen roten Faden von Indien bis an die Spitzbergen sich schlingend, in jeder Mythologie finden. Es ist der durch den Kultus geheiligte Mythos, der die Sonne und den Mond als Mittelpunkt eines an den Himmel gebundenen Glaubens darstellt. In der Edda sind Sonne und Mond Geschwister, Kinder des Mundilföri; bei den Slawen, Letten, Grönländern, in der Rigweda sind Sonne und Mond auch Bruder und Schwester, doch mit der von der vorigen abweichenden Auffassung, daß der Mond der Bruder, die Sonne die Schwester ist. In der rumänischen Volkspoesie kommen Sonne und Mond auch als zwei Schwestern vor.

Doch, sei diese Personifizierung bei verschiedenen Völkern noch so abweichend, bildet das „Verfolgen" ein Hauptmotiv dieses Kultus. Es ist die Motivierung des ewigen Herumkreisens, Nacheinanderwandelns, welches in der Volksperception die sehnsuchtsvolle Liebe involviert.

Auf den Sonnenkultus beziehen sich die Rosse, die Brücken, welche als Substrate des Sonnenkultus auch in den Weden eine große Rolle spielen.

Die Brücken in Nro. 2 sind besonders interessant, indem die kupferne Brücke der Regenbogen, die silberne die Milchstraße bildet. Die Wachsbrücke mit der Quelle ist auch der Regenbogen, dessen Verschwinden die Auffassung des Schmelzens hervorbrachte und wo die Quelle den ihn begleitenden Regen symbolisiert. Die eisernen Sprossen der Ballade 3 können auch nur den Regenbogen symbolisieren.

In einer uralt mythischen Auffassung (Veden) taucht die Sonne ins Meer, um verjüngt wieder auf den Himmel zu steigen.

Gott schleudert in Nr. 4 den Mond ins Meer und und dann auf den Himmel; eine interessante mythologische Permutation, die wir bei Fortbildung des Sagenstoffes unter Einfluß der Nationaltradition sehr oft vorfinden.

Meiner Ansicht nach sind diese Balladen uralt und asiatischen Ursprungs. Der Sagenstoff erlitt eine dem rumänischen Volksgeiste entsprechende Umgestaltung. Die in den von der Kultur entlegenen Schluchten und Wäldern wohnenden Rumänen behielten aber die uralten Motive unangetastet und setzen uns in die angenehme Lage, die Abstammung dieses Volkes, die so vielen Kombinationen Stoff gab, auf Grund ihrer Tradition in ein größeres Licht zu stellen. Doch hievon ein andermal.

Déva. Oskar Mailandt,
Professor an der Oberrealschule.

Skizzen aus Nordamerika.

Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten.

Der Neger ist freilich — wie die Not und die Wanzen, drückt der allezeit massive Amerikaner sich aus — in allen Teilen der Union zu finden, aber einen besondern Grund, Untersuchungen über den Einfluß anzustellen, den die schwarze Rasse auf die Gesamtbevölkerung zu üben berufen sein möchte, hat man doch nur in der ehemaligen Sklavenstaaten. An der weißen Bevölkerung dieser Staaten dürfte das Bibelwort in Erfüllung gehen: „Ich will die Sünden der Väter heimsuchen an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied", denn noch auf Generationen hinaus wird dort der Neger ein drohendes Problem sein.

Allwöchentlich fast findet man in Flugschriften und Zeitungen dieses Problem erörtert, meist in dem Sinne, daß ein friedliches Nebeneinanderleben der Weißen und der Neger und gar eine gesellschaftliche und politische Gleichheit der beiden Rassen unmöglich erscheine; das Rassegefühl sei so stark, daß es immer eine höhere und eine niedere Rasse geben werde, und daß der Schwarze diese niedere Rasse sei. Den „wohlgemeinten" Vorschlag, um allen jetzigen und künftigen Reibereien und Kämpfen zwischen beiden auszuweichen, die Neger, gleich den Indianern, auf einer „Reservation" anzusiedeln und sie damit aus der Welt zu schaffen, kann man wohl auf sich beruhen lassen; man muß, obgleich es vielleicht bedauert werden

kann, daß der Nation ein solches Element, um es in ihrem großen Schmelztiegel zu verarbeiten, beigemischt ist, nichts anderes thun, als mit der vorhandenen Thatsache rechnen. Spanien hat seinerzeit die Mauren ausgetrieben und die Austreibung hat nichts genützt. Das maurische Blut bildet noch einen Bestandteil in der Rassenmischung des Landes. Man muß eben auch in Amerika sehen, wie man mit der schwarzen Bevölkerung fertig wird und sie zu nützlichen Mitgliedern der staatlichen Gesellschaft macht. Warum sollte dies nicht möglich sein? Gewiß sind nicht alle Hoffnungen der Abolitionisten erfüllt, aber eben so gewiß haben sich auch nicht alle Befürchtungen der Nichtabolitionisten bewahrheitet. Im ganzen und großen hat sich die Emanzipation bewährt.

Die Neger auf den Plantagen arbeiten auch ohne die Peitsche; vielleicht arbeiten sie nicht so viel als damals, wo sie noch Sklaven waren, aber das erklärt sich leicht und jedenfalls arbeiten sie, infolge ihrer Berührung mit der arischen Kultur, bedeutend mehr als die Neger in ihrer afrikanischen Heimat. Die Fortschritte in der Bildung der Schwarzen mögen nicht sehr groß sein, aber Fortschritte sind unleugbar und niemand glaubt mehr an das Diktum früherer „Philosophen", daß der Neger absolut bildungsunfähig sei. Die Südländer geben die Schuld, daß die weiße Einwanderung den Süden meidet, dem Neger, obgleich sie nicht den Neger trifft, sondern die Sklaverei, die allerdings schon seit einem Vierteljahrhundert aufgehoben ist, deren Aufhebung aber die ehemaligen Sklavenhalter nicht gelehrt hat, die um Lohn dienenden weißen Arbeiter anders und besser zu behandeln als die früheren Sklaven. Die meisten Einwanderer sind eben Arbeiter und diese wollen sich nicht so behandeln lassen; indeß auch das wird sich ändern. Die Einwanderung wird zahlreicher werden und infolge des natürlichen Bleichungsprozesses, den ja schon die ehemaligen Sklavenräuber trotz ihres Rassenhochmuts selbst begonnen haben, wird die Zahl der Neger sich fortwährend vermindern; in einigen Hundert Jahren wird es in den Vereinigten Staaten keine Neger mehr geben, wohl aber Millionen Weiße, die Negerblut in den Adern haben.

Eine Kolossal-Drahtseilbahn.

Eine Drahtseilbahn von 1500 Fuß Höhe und für den Transport von Bauholz bestimmt, gehört an und für sich zu den bedeutenderen Werken der modernen Technik; die in Rede stehende Bahn (in Westvirginia) ist wegen der dabei zu überwinden gewesenen ungewöhnlichen Schwierigkeiten eine geradezu bewundernswerte Leistung.

Eine Drahtseilbahn besteht im allgemeinen aus einem über eine größere Weite gespannten einfachen oder doppelten Drahtseil, auf dem sich ein kleiner Wagen bewegt, an welchem die zu bewegende Last angehängt ist. Der Wagen ist natürlich so konstruiert, daß der Schwerpunkt sich unterhalb des Seils befindet; sonst vermöchte er nicht, sich im Gleichgewicht zu halten. Der Wagen wird in Bewegung gesetzt durch ein kleineres Zugseil, das von den Enden des Wagens nach den Aufhängepunkten des Hauptseiles reicht und von einer kleinen Dampfmaschine nach der einen oder anderen Richtung gezogen wird. Gewöhnlich hat man nur auf der einen Seite eine Maschine, an welcher beide Enden des Zugseiles zusammenkommen, während auf der entgegengesetzten Seite das Seil über ein Rad läuft; in diesem Falle muß indeß die Maschine so eingerichtet sein, daß, ähnlich wie bei einer Lokomotive, die Bewegungsrichtung der Kurbel umgestellt werden kann. Zuweilen, jedoch selten, hat das Tragseil eine so starke Neigung, daß die Last sich durch ihr eigenes Gewicht abwärts bewegt und nur rückwärts oder aufwärts gezogen werden muß: hier genügt ein einfaches Zugseil, welches am oberen Ende des Wagens befestigt ist und dadurch vereinfacht sich natürlich die ganze Operation bedeutend. Vergleicht man eine Drahtseilbahn mit einer Eisenbahnbrücke, so findet sich, daß das Haupt- oder Tragseil Brücke, Bahn und Schienenstrang in sich vereinigt, während der Wagen mit dem Zugseil und der feststehenden Dampfmaschine Lokomotive und Eisenbahnzug bildet. In beiden Fällen ist der Zweck der gleiche, nur ist bei der Drahtseilbahn die Größe des Transports weit beschränkter, dagegen aber auch die Anlage weitaus nicht so kostspielig als eine Eisenbahnbrücke von gleicher Länge, und es empfiehlt sich also eine Drahtseilbahn besonders da, wo die zu bewegenden Lasten verhältnismäßig gering sind, wo der Verkehr noch zu gering ist, um größere Kapitalien verzinsen zu können und wo die Bodenverhältnisse den Bau von Straßen und Brücken entweder gar nicht möglich oder doch ungemein kostspielig machen. Gerade in den Vereinigten Staaten gibt es viele Drahtseilbahnen; man benutzt sie, um Steine aus den Tiefen der Brüche zu den Ladestationen zu bringen, um Kohlen oder Erze aus den Minen über Thäler und Flüsse zu transportieren, um den Baustellen Kalk, Sand und sonstiges Material zuzuführen, um Zuckerrohr in die Presse zu bringen, um Schiffe zu laden und entladen 2c. Aber meistens sind die Spannweiten klein, von 500 bis zu 800 F., die von 1000 oder 1200 F. sind schon Ausnahmen, und die Lasten übersteigen selten zwei Tonnen, während die fragliche Drahtseilbahn, die wir jetzt des Näheren beschreiben wollen, weit darüber hinausgeht.

In dem wildromantischen Thale des New-River, an der Chesapeak- und Ohio-Eisenbahn, liegt in der Fayette-County (Virginia) der kleine Ort Sewell. Das Thal ist sehr eng und die Bahn nimmt den großen Raum zwischen dem Fuße des Hügels und dem Hochwasser-Ufer des Flusses ein. Auf der anderen Seite steigen direkt vom Ufer bis zu 800—1000 F. ungemein steil die Hügel empor, unterbrochen durch einzelne ganz senkrechte Felswände; dicht bewaldet mit Eichen und Nußbäumen, die ein vorzügliches Bau- und Nutzholz liefern. Das Innere der Berge birgt einen anscheinend unerschöpflichen Reichtum an Stein-

kohlen, und es sind deshalb auch auf der Eisenbahnseite eine Reihe von Minen und Cokes-Oefen angelegt, die die Hauptindustrie der dünngesäten Bevölkerung bilden, während die andere Seite noch eine vollständige Wildnis darstellt ohne jegliches Mittel, die Schätze der Natur zu transportieren.

Im vorigen Jahre nun kaufte ein unternehmender Schotte (Donaldson) dort ein Stück Land und baute, auf eine linksseitige Eisenbahn hoffend, auf der Höhe des Berges eine Sägmühle. Aber eine Eisenbahn kam nicht und er sah sich auf den kostspieligen Transport mit Pferden auf fast unwegsamen Wegen angewiesen. Er half sich mit einer Drahtseilbahn. Von der Mühle führt eine Holzbahn bis an den Rand einer Felswand, 1427 F. horizontal von der Chesapeak- und Ohio-Bahn entfernt und 500 F. über derselben, so daß die Entfernung in gerader Linie etwa 1500 F. beträgt. Das Tragseil ruht an beiden Enden auf starken, 28 F. hohen, hölzernen Türmen, die nach hinten mit Eisenstangen in der Felswand, und auf der Eisenbahnseite in starkem Mauerwerk verankert sind. Der Transportwagen ist 17 F. lang und hat 5, dem Seil genau angepaßte Räder von 17 Zoll Durchmesser. Vom Wagen herab hängt eine Art Käfig mit beweglichem Boden, der wie eine Glocke sich über das Holz herabsenkt; der sich um ein Scharnier bewegende Boden wird dann heraufgezogen, hebt dadurch das Holz von dem Wagen, auf welchem es angekommen und damit ist die Versendung auf die andere Seite fertig. Hier wird das Holz ausgeladen, wie es eingeladen worden, nur mit umgekehrter Manipulation. Das Senken und Heben des Käfigs vollzieht sich mit der Hand durch einen Differential-Flaschenzug. Die Zugvorrichtung des Transportwagens ist (wie oben beschrieben) ein dreiviertelzölliges Stahldrahtseil ohne Ende, in Verbindung mit einer stationären Dampfmaschine auf der Höhe des Berges.

Außerordentlich schwierig war es, das schwere Seil über den Fluß und auf die Höhe zu bringen. Der Fluß ist ungemein wild und reißend, dabei tief, 400—500 F. breit und besteht fast nur aus Stromschnellen und Wasserfällen. Boote waren keine zur Hand und so schwamm, kurz entschlossen, der Ingenieur mit dem Ende eines dünnen Drahtes selbst durch das schäumende Wasser. Viermal mußte das Experiment gemacht werden, bevor es gelang; dann wurde an das Ende des Drahtes ein kleines Hanfseil gebunden, an dieses ein größeres und endlich das Drahtseil selbst, um von Maultieren durch den Fluß und dann mit Flaschenzügen in die Höhe gezogen werden. Die Operation nahm 8 Tage in Anspruch. Aber noch war der schwierigste und gefährlichste Teil der Arbeit zu thun, das Anspannen des Seils. Die dazu erforderliche Zugkraft betrug 22 Tonnen. Mittelst einer vielfachen Uebersetzung von Flaschenzügen und einer Winde wurde dieselbe aber auf einige Hundert Pfund reduziert und von Menschenhand geleistet.

Die Drahtseilbahn steht jetzt in vollem Betrieb. Jede Ladung hat 8000 bis 10,000 F. Holz in Stücken von 20 F. Länge, 5 Zoll Dicke und 12 Zoll Breite. Das Gewicht dieser Holzmasse beträgt 6000 Pfund, das des Wagens und Käfigs 4000 Pfund. Alles zusammen also fünf Tonnen.

Der Schlangentanz der Mokis in Arizona.

Der Schlangentanz der Moki- oder Moquis-Indianer in Arizona, welcher in verschiedenen Dörfern dieses Stammes alljährlich oder alle zwei Jahre abgehalten wird und eine geheimnisvolle, bis jetzt noch nicht genau ermittelte Bedeutung hat, wurde in neuerer Zeit von Geographen, Ethnographen und Anthropologen einer genaueren Beobachtung gewürdigt und in verschiedenen monographischen Werken beschrieben. Die Moki, zu der Familie der sog. Pueblos- oder seßhaften ackerbautreibenden Indianer gehörend, haben sich seither ziemlich unberührt von der Kultur in ihrer Ursprünglichkeit erhalten, obwohl sie, gleich den stammverwandten Zuñi, den Pimas u. a. m., neuerdings häufiger von Weißen besucht worden und mit denselben in Berührung gekommen sind. Sie bieten aus diesem Grunde schon ein weit größeres Interesse für den wissenschaftlichen Forscher dar, als die meisten anderen Indianerstämme von Neu-Mexico, Arizona u. s. w., und erinnern in vieler Beziehung in ihren Sitten und Bräuchen noch an Züge, welche sie mit der alten mexicanischen Zivilisation und mit den Mythen und Bräuchen der sogen. pazifischen Indianer gemein haben. Dieser halb religiöse Schlangentanz, dem sie noch bis auf den heutigen Tag huldigen, ist unbedingt eine uralte Ueberlieferung aus mexicanischer Vorzeit und darum in mehr als einer Hinsicht merkwürdig.

Der Tanz, wenn man dieses Wort auf die unter den Indianern üblichen Pantomimen und mehr oder weniger rhythmischen Bewegungen anwenden darf, ist ein uralter Brauch der amerikanischen Ureinwohner, ihre öffentlichen und Familienfeste zu feiern; er ist von dem Bißchen Kultus oder Götzendienst, welchen sie ausüben, unzertrennlich. Es gibt entschieden keinen einzigen Stamm von amerikanischen Ureingeborenen zwischen der Landenge von Darien und der Hudsonsbay, welcher nicht seine gehobenen Gefühle und Affekte in Freud' und Leid durch gewisse zeremoniöse rhythmische Bewegungen oder Gebärden äußerte, welche man nun einmal „Tänze" zu nennen beliebt hat und denen mit ihrer Begleitung von Gesang und Musik der primitivsten Art eine symbolische oder rituelle Bedeutung innewohnt. Daß sich im vorliegenden Fall der Tanz mit dem Schlangenkultus paart, ist um so interessanter, weil dies gerade unzweideutig auf das sehr hohe Alter dieses Brauchs hinweist.

Der Schlangendienst spielt in den mythologischen

Systemen so vieler Urvölker eine solch bedeutende Rolle, ist mit ihren Vorstellungen so eng verbunden und hat einen so großen Einfluß auf die Religion ausgeübt, daß jede Thatsache, welche in irgendwelcher Beziehung zu diesem Gegenstande steht, an sich schon merkwürdig ist. Man möchte beinahe behaupten, daß diese Form des Götzendienstes viel weiter und allgemeiner verbreitet war als irgend eine andere, und es dürfte sich daher wohl verlohnen, dem Ursprung und der Geschichte desselben umsomehr nachzuforschen, als derselbe auf die fernste Vorzeit in der alten und neuen Welt zurückweist. Der Schlangendienst scheint in Aegypten schon in den ältesten Anfängen der Geschichte eine hohe Bedeutung erreicht zu haben. Unter den Phöniziern und alten Persern wurde die Schlange als eine tückische Gottheit, als ein höheres dämonisches Wesen verehrt, als welche sie auch in der Auffassung der späteren germanischen Stämme des Nordens erscheint. Derselbe Mythus läßt sich in etwas veränderter Gestalt auch in der Sagengeschichte der Griechen und Römer nachweisen. Unter den Juden war immer ein starker Hang zu dieser Art von Anbetung vorhanden, welcher zwar wiederholt gewaltsam von der herrschenden Macht unterdrückt wurde, aber ebenso oft sich wieder geltend machte; ja noch 800 Jahre nach Moses war derselbe in seiner gröbsten Gestalt vorhanden, denn wir lesen in 2. Könige XVIII., 4.: „Er trug ab die Höhen und zerbrach die Säulen und rottete die Haine aus und zerstieß die eherne Schlange, welche Moses gemacht hatte; denn bis zu der Zeit hatten ihr die Kinder Israels Weihrauch verbrannt."

Bei den Chinesen ist die Schlange ein symbolisches Ungeheuer, welches im Frühling über den Wolken wohnt, um Regen zu geben, und im Herbst unter den Gewässern. Und gerade in dieser Ideenverbindung, d. h. im Zusammenhang mit dem Regen, kommt der Schlangenkultus auch bei dem Tanze vor, mit welchem wir uns hier beschäftigen.

In Indien galt die Schlange für den großen bösen Geist, und Krischna wird dargestellt, wie er ihr mit der Ferse den Kopf zertritt.

Viele Mythen und Vorstellungen sind unverkennbar von Asien aus auch zu den Ureingeborenen von Nordamerika hinübergewandert, und namentlich der Schlangenmythus war zur Zeit der Entdeckung von Amerika schon unter vielen nordamerikanischen Stämmen weit verbreitet, besonders unter denen des heutigen Mexico. Bei einzelnen finden wir ihn in Gestalt des reinen Ahnenkultus, bei anderen in anderer Gestalt. Die Tlascalteken hatten einen Monat, in welchem sie Orgien und Karneval-artige Feste mit Tanz feierten und den sie den „Schlangenmonat", Cohuailhuitl, nannten. In Culiacan, im nördlichen Mexico, fand man in den Häusern der Eingeborenen gezähmte Schlangen, welche man nicht nur duldete, sondern auch fürchtete und verehrte. Unter den Stämmen in Südcalifornien herrschte ebenfalls Schlangenkultus und gab es große Schlangenzauberer, die sich von Schlangen umwinden und selbst von giftigen beißen ließen, ohne Schaden davon zu leiden. Die früheren Stämme der Küste des Stillen Ozeans fürchteten überhaupt den Schlangenbiß nicht sehr, denn sie verwendeten als Heilmittel dagegen bald eine Euphorbien-Art, bald eine innerlich genommene Dosis von Asche oder von dem Staub, welchen man am Boden von Ameisennestern findet, oder behandelten die durch den Biß giftiger Schlangen entstandenen Wunden äußerlich mit Kräutern, wie z. B. die Bewohner der Moskito-Küste die Guacowurzel kauten und die Bißwunde damit verbanden, und bei den Karaiben galt ein Oel, das sie aus dem Kopfe des tommy-goff (?) bereiteten, als sicheres Gegengift gegen Schlangenbiß. Unter den Stämmen von Mexico, Neu-Mexico und Californien wurden früher die Schlangen auch allgemein gegessen. Auch jene Stämme der fernen Vorzeit, welche die noch heute in Nordamerika vorhandenen künstlichen Hügel aufwarfen, die sogen. mound-builders, scheinen eine Art Schlangenkultus gehabt zu haben, wie daraus hervorgeht, daß nicht nur noch viele in Schlangenform aufgeworfene Mounds, sondern in vielen Mounds mehr oder weniger nach den alten Bräuchen gefertigte Darstellungen von Klapperschlangen, konventionalisierte Bilder derselben gefunden werden. Ein neuerer Bericht des Bureau of Ethnology in Washington enthält Abbildungen einer Anzahl von Muschelhalsbändern, welche von Herrn W. H. Holmes gezeichnet und beschrieben und so graviert sind, daß sie Schlangen darstellen.

Da nun erwiesenermaßen der Einfluß dieses Mythus nirgends in ausgesprochenerer Weise vorherrschte als im alten Mexico und zugleich auch nirgends verwickelter oder seiner Bedeutung nach unbekannter ist, und da das Bestreben der neueren Forschung dahin geht, das Vorhandensein einer merkwürdigen Aehnlichkeit zwischen der altmexicanischen Zivilisation und dem Pueblo-System der südwestlichen amerikanischen Territorien nachzuweisen, so dürften irgendwelche Thatsachen bezüglich der Schlangenanbetung unter den letztgenannten Stämmen von einem besonderen Interesse sein, und dies veranlaßt uns, den Schlangentanz der Moki, dessen neuerdings so oft in unseren wissenschaftlichen Zeitschriften gedacht wird, hier zu besprechen.

Wir führen unseren Lesern nachstehend zunächst den Schlangentanz der Mokis in der Schilderung eines Augenzeugen vor, nämlich des Herrn Kosmus Mendelieff, welcher darüber der Anthropologischen Gesellschaft zu Washington in einer ihrer Versammlungen einen Bericht erstattet hat, worin er erzählt:

Während des Anfangs der vorjährigen Reisesaison waren wir mit der Erforschung einiger Ruinen in der Nähe der Moki-Pueblos beschäftigt und hatten das Glück, zur Zeit des Schlangentanzes der Indianer in dieser Nachbarschaft zu sein. Wir beobachteten diese interessante Aufführung zweimal — einmal in Maschongnawi, einer der mittleren Städte des Moki-Bundes, am 16. August, und

dann am folgenden Tage in Wolpi, einer der östlichsten Städte. Die beiden Tänze waren im wesentlichen dasselbe, denn der einzige Unterschied bestand darin, daß in Wolpi die Mitwirkenden zahlreicher und ihre Körper anders bemalt waren. Ich habe für diese Schilderung den Tanz zu Maschongnawi gewählt, weil er noch niemals beschrieben und, meines Wissens, vor unserem Besuche niemals von Weißen angesehen worden ist, während demjenigen zu Wolpi mehrere dafür interessierte Personen beigewohnt, von welchen einige ihn schon beschrieben haben oder ihn noch zu beschreiben beabsichtigen.

Schon mehrere Tage vor dem zum Tanz anberaumten Datum begegneten wir häufig Banden von Indianern, welche nach Schlangen jagten. Die Männer waren bis auf das Lendentuch vollkommen nackt und jeder trug einen langen roten Sack von Hirschfell zur Aufnahme der Schlangen und eine Gerte mit Federn, auf welche ich später zurückkommen werde. Da der Tanz im August stattfindet, wo die Temperatur um die Mittagszeit für einen Weißen beinahe unerträglich ist, so war der luftige Aufzug der Jäger ein entschiedener Vorteil für sie. Mehrere der Jäger trugen auch gegabelte Stöcke.

Die Schlangenjagd nimmt vier Tage in Anspruch, wovon je ein Tag jedem der Hauptpunkte des Kompasses gewidmet ist. Am letzten Tage soll sogar noch eine nachträgliche ergänzende Suche stattfinden, um noch irgendwelche Schlangen zu fangen, welche zuvor übersehen worden sein könnten. Etwa um Mittag jedes Tages besuchten Gruppen von Jägern die paar Quellen, welche in dem Abschnitt des betreffenden Tages lagen, um sich daselbst zu baden und auszuruhen und um in Spalten der Felsenwand der Quelle oder des Beckens ein Baho, einen Gebetstock, zurückzulassen — nämlich ein kleines, rundes Stück Holz, welches etwa einen halben Zoll dick, drei oder vier Zoll lang, grün und weiß bemalt und woran die Brustfeder eines Adlers gebunden ist. Diese Bahos dienen zur Bitte an die Götter, daß die Quellen, an denen sie niedergelegt werden, nicht vertrocknen, sondern einen immer zunehmenden Wasservorrat zu liefern fortfahren mögen. Wir sahen die Zeremonie (falls es eine solche ist) des Niederlegens der Bahos niemals selbst mit an, obwohl wir mehrmals an den Quellen eintrafen, während die Jäger noch da waren.

Am Ende jedes Tages wurden die während desselben gefangenen Schlangen in einer Estufa niedergelegt, welche an der südlichen Ecke des Dorfes gelegen und die westlichste einer Gruppe von dreien war. Diese Estufas oder Kiwas (wie die Indianer sie nennen) waren unterirdische oder teilweise unterirdische Gemächer (auch als Badestuben benützt), von welchen in jedem Dorf sich mehrere befinden, die eine Art Verbindung von Kirche und Gerichtssaal bilden und worin alle religiösen und bürgerlichen Geschäfte des Stammes verhandelt werden. Sie sind von verschiedenen Größen. Die hier erwähnten sind etwa 25 Fuß lang, 12 F. breit und 9 F. hoch. Die meisten dieser Kiwas haben eine leicht erhöhte dias oder Platform, welche etwas weniger als die Hälfte der Grundfläche und gewöhnlich das Südende einnimmt. Auf dieser Platform stehen die Weiber und die übrigen Zuschauer während der Aufführung dieser Gebräuche, welche sie mit ansehen dürfen. Eine Anzahl junger Männer schien während der Vorbereitungen diese Kiwas zu ihrem Hauptquartiere zu machen und wohnte und weilte ganz in denselben, außer wenn diese Leute auf der Jagd waren. Sie zogen gewöhnlich im Laufe des Vormittags aus, mit den schon erwähnten Gerätschaften bewaffnet, und kehrten erst Abends kurz vor Sonnenuntergang zum Abendbrot oder Schmauß zurück.

Bei einem unserer Besuche, am Vorabend des Tanzes, fanden wir den Boden der Kiwa bestreut mit hirschledernen Säcken, von denen einige leer waren, andere Schlangen enthielten; allein der Hauptvorrat an Schlangen war in drei großen irdenen Geschirren enthalten, welche umgekehrt in einem kleinen Sandbett auf dem Fußboden standen. In jedem Gefäß war ein kleines Loch durch den Boden gebrochen, durch welches das Reptil passieren konnte, und diese Löcher waren mit Pfropfen aus Maiskolben verspundet. Während unseres Besuches brachte ein Mann einen anderen Sack herein und schüttelte aus demselben zwei kleine Klapperschlangen auf den Boden. Die jüngeren Männer der Bande spielten mit diesen beiden Schlangen, anscheinend nur zum Zeitvertreib oder aus Neugier, da es sich um keinerlei Zeremoniell handelte. Sie handhabten die Schlangen, ohne irgendwelche besondere Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, die ihnen einen sicheren Griff nach denselben verbürgte, und sie hielten dieselben sogar gelegentlich bei der Mitte des Körpers. Nach einiger Zeit wurden dieselben zu den anderen in den Krügen gethan. Während eine der Schlangen für eine Bewegung zusammengerollt auf dem Fußboden lag, ging ein nackter Knabe auf eine Entfernung von einem halben Fuß an derselben vorüber nach der anderen Seite des Gemachs.

Die östlichste der drei Kiwas ist die eigentliche Schlangenkiwa. In diesem unterirdischen Gemach wurden mehrere Tage vor dem Tanze verschiedene Gebräuche und Zeremonien aufgeführt. Auf dem tieferen Teile des Fußbodens war ein eigentümlicher Altar oder Zauberkreis, hergestellt aus verschiedenfarbigem Sand, den man auf den Boden gestreut hatte, und umgeben von Thonklumpen, worein kleine, aufrechte Holzstäbe mit daran gebundenen Federn gesteckt waren. Dieses Sandbild auf dem Fußboden stellte eine Wolkenmasse dar, von welcher vier verschiedenfarbige Figuren herabstürzen, die entweder Schlangen oder Blitze darstellten, denn das Zeichen für beide war anscheinend das gleiche. Sowohl die Wolken, als die übrigen Figuren waren sehr dem Herkommen anbequemt. Die daran angewandten Farben waren Gelb, Blau, Hochrot, Schwarz und Weiß. Ich brauche wohl die Einzelheiten dieses sog.

Altars oder seiner Bauart nicht zu schildern, da der Typus derselben schon durch die anschaulichen Beschreibungen von Dr. Matthews und Oberst James Stevenson bekannt ist. Meines Erachtens erscheinen auch die Schlangen in dieser Estufa erst unmittelbar vor dem Tanz.

Wir erreichten das Dorf Maschongnawi kurz nach vier Uhr am Nachmittag des anberaumten Tages und fanden, daß man Vorkehrung getroffen hatte, den Tanz im mittleren Hof aufzuführen — einem Raum von etwa 150 F. Länge auf 30—35 F. Breite, welcher überall von Häuten eingeschlossen war, mit Ausnahme der schmalen, engen Zugänge am südlichen Ende zunächst den Kiwas und einem breiten Zugang auf der Nordseite, welcher jedoch in dieser Zeremonie nicht benützt wurde. Es ward nur ein Teil des verfügbaren Raumes des Hofes benützt. Der Hof war reingefegt und so ziemlich in der Mitte, dicht bei den Häusern der Westseite war eine kleine, kegelförmige, aus Zweigen der Baumwollpappel geflochtene Hütte erbaut worden, welche am Boden einen Durchmesser von etwa 6 F. haben mochte. Die Spitzen der höchsten Zweige maßen ungefähr 13 F. vom Boden, obwohl die innere Höhe der Hütte wahrscheinlich unter 5 F. war. An der Ostseite der Hütte befand sich im Niveau des Bodens eine Oeffnung von ungefähr drittehalb Fuß ins Gevierte, behangen mit einem Stück Büffelhaut, die glatte Seite nach außen. Kurz vor 5 Uhr kamen drei Männer im Aufzug der Schlangentänzer durch den engen Zugang am südlichen Ende hereingelaufen; jeder trug in der Hand einen kleinen roten Sack aus Hirschleder, welcher das heilige Mehl enthielt. Sie traten je einzeln in die Hütte und blieben einen Augenblick darin. Unmittelbar nach diesen Männern kamen zwei andere, ebenfalls in der Tracht der Schlangentänzer, und trugen zwischen sich einen mittelgroßen Mehlsack, welcher beinahe voll von Schlangen war. Dieser wurde in der Hütte niedergelegt und die ganze Gesellschaft kehrte durch den Gang wieder zurück, durch welchen sie eingetreten war. Einen Augenblick später rückte der Zug der Tänzer in den Hof ein.

Es waren zweierlei Trachten — diejenige der Antilopenleute, unter deren Auspizien der Tanz aufgeführt wurde, und diejenige des Schlangenordens, der eigentlich beim Tanze Auftretenden.

Die Sage, welche diesem Tanz zu Grunde liegt, ist die Sage von der ersten Ankunft der Mokis an ihrem gegenwärtigen Wohnort. Der Antilopenstamm war der zuerst ankommende und wurde durch die Schlangenfrau nach seinem gegenwärtigen Aufenthaltsorte gebracht. Zum Andenken an diese Begebenheit war der Schlangenorden gestiftet worden.

Die Tracht der Antilopenleute war weit glänzender als diejenige der Schlangenmänner. Jeder der ersteren trug in seiner Hand eine kleine, runde, T-förmige, weiß und grün bemalte Klapper, deren oberer Teil und Ränder weiß bemalt waren. Der Vorderarm war mit weißem Tuch umhüllt. Die Taille umschloß eine baumwollene Schärpe, welche in geometrischen Mustern rot und grün gestickt war; halbwegs bis zum Knie hieng eine Schürze hinab, welche im selben Style gestickt und wie die Schürze aus Baumwolle gewoben war. Jeder Mitwirkende, sowohl von den Antilopen wie von den Schlangen, trug zwei oder mehr Schnüre von Perlen aus Muschelschalen um den Hals und von denselben herabhängend eine glänzende Haliotis-Muschel. Besaß er keine solche Muschel, so trug er an ihrer Stelle einen kleinen runden Spiegel, wie solche von den Händlern geliefert werden. Die Brust und die Oberarme waren in rötlich weißem Thon mit dem herkömmlichen Schlangenzeichen, einer Zickzacklinie, bemalt. Vom Rücken der Schärpe hieng ein Coyote-Fell hinab, dessen Schwanz gerade auf den Boden reichte. Die Beine waren vom Knie abwärts mit dem eben erwähnten Thon bemalt. Jeder der Mitwirkenden trug Knöchelbänder von roter und grüner Wolle an den Knöcheln; die Füße waren in einigen Fällen nackt, in anderen steckten sie in gewöhnlichen Mokassinen. Es schien hierin keine Regel für die Antilopenmänner zu bestehen. Die Gesichter sämtlicher Mitspielenden waren von der Mundlinie abwärts schwarz bemalt. Beide Parteien trugen einen kleinen Busch von roten Federn im Haar.

Die Schlangenmänner trugen dieselbe Art von Perlen und Muscheln wie die anderen, und nur die Bemalung des Körpers war eine etwas verschiedene: statt der Zickzacklinie hatten sie dreieckige Flecke von rötlich-weißem Thon auf jeder Brust und auf den Oberarmen in der Nähe der Schultern. Am Oberarm trugen sie ferner auf beiden Seiten Armbänder von weißbemalter Rinde. Der Vorderarm war mit Thon bemalt. Die Schürze war vom selben Styl wie bei den anderen, nur von roter Farbe. Horizontal um dieselbe herum lief eine konventionalisierte Zeichnung einer Schlange in Weiß und Schwarz. Am Knie trugen sie das regelmäßige Knieband, das bei allen Indianern dieser Region üblich ist, und am rechten Bein war gerade unter dem Knie eine aus einer Schildkrötenschale verfertigte Klapper mit daran gebundenen Schafs- oder Antilopen-Klauen befestigt, welche bei jeder Bewegung des Beins von Seiten des Trägers einen unangenehmen rasselnden Lärm verursachte. Das Bein war vom Knie abwärts mit Thon bemalt; die Füße steckten in Mokassinen von rotem Hirschfell mit daran befestigten Fransen am Rande, welche sämtlich sehr neu und schön aussahen. Auch diese Mitwirkenden trugen ein Wolfsfell.

Der Anführer des Tanzes oder Oberpriester trug ein Summstock, buzzing-stick, welcher aber bald den Dienst versagte und daher weggelegt wurde.

Die Antilopenmänner, ungefähr zehn an der Zahl, traten zuerst, einer hinter dem andern ein, umgingen viermal in einem unregelmäßigen Kreis den Raum, näherten sich der Hütte von Norden her und stellten sich dann zu beiden Seiten der Hütte mit Front nach vorne auf.

Hierauf traten die Schlangenmänner, etwa ihrer fünfzehn, in den Hof und marschierten gerade so auf wie die anderen. Als sie an der Hütte vorübergingen, streuten sie einiges von dem heiligen Mehl und stampften mit dem Fuße auf ein verborgenes Brett vor der Hütte. Dieses Brett ist unmittelbar vor der Thür der Hütte in den Boden gegraben und mitten unter demselben ein Loch ausgehöhlt. Jeder Mitwirkende streut im Vorübergehen etwas von dem heiligen Mehl (was eine Gebetsform ist) auf den Boden und stampft mit dem Fuße auf das Brett, was einen lauten hohlen Ton erzeugt, der den Zweck hat, die Götter auf den Eifer der Mitwirkenden aufmerksam zu machen, damit derselbe gebührend belohnt werde. Nach einer anderen Lesart soll dem Tänzer, wenn es ihm gelingt, dies beinahe zwei Zoll dicke Brett zu zerbrechen, jeder Wunsch in Erfüllung gehen, welchen er in den beiden folgenden Jahren hegen mag. Da dasselbe Brett fortwährend benützt wird, bis es sich austritt, so muß es gelegentlich zerbrochen werden. Es ist jedoch möglich, daß der Mann, welcher mir diese Lesart mitteilte, sie auch erfunden hat.

Als dieses Aufstampfen viermal wiederholt worden war, bildeten die Schlangenmänner eine Linie den Antilopenmännern gegenüber und etwa sechs Fuß von denselben entfernt. Alsdann stimmten die Antilopenmänner einen leisen Gesang an, in den die Schlangenmänner einfielen. Gelegentlich ward der Takt für einige Augenblicke geändert und sie machten dann eine Bewegung mit den Federgerten, welche jeder in seiner rechten Hand hielt. Der Gesang ward während des ganzen Tanzes ununterbrochen aufrecht erhalten und mit einer eigentümlichen schwingenden Körperbewegung begleitet. Nachdem das Federnschütteln viermal wiederholt worden war, lösten die Schlangenmänner ihre Linien auf und gruppierten sich vor der Thür der Hütte. Einen Augenblick später trennte sich die Gruppe und einer der Mitwirkenden erschien, eine Schlange in seinem Munde haltend. Ein Gefährte, ebenfalls ein Schlangenmann, schloß sich an ihn an, legte seinen linken Arm über des ersten Schulter, und das Paar machte nun auf der zuvor eingehaltenen Linie die Runde im Hofe in jenem eigentümlichen Schritt, den man in Ermangelung eines besseren Namens einen Tanz nennt. Der Gefährte trug in seiner rechten Hand eine der erwähnten Federgerten, die aus zwei großen Federn (angeblich vom wilden Truthahn) bestehen, welche in einen kurzen hölzernen Handgriff eingelassen sind und an deren Ende ein angebundenes rotes Federchen herabhängt. Dieser Zauberrute bedient sich der Gefährte fortwährend und sehr geschickt, um die Aufmerksamkeit der Schlange, die der andere im Mund hält, abzulenken und ihren Kopf vorwärts zu halten. Der Mann, welcher die Schlange trug, hielt nichts in den Händen. Man hat mir gesagt, die Mitwirkenden, die diese Rolle übernehmen, halten während der ganzen Aufführung ihre Augen dicht geschlossen. Dies habe ich jedoch nicht selbst beobachtet, obwohl diese Tänzer immer zu der Hütte zurückgeführt wurden, wenn es gewünscht wurde, sich mehr Schlangen zu verschaffen. Die Schlange wird im Munde zwischen den Lippen, nicht zwischen den Zähnen gehalten, und der Mund ist mit irgend einer mehlähnlichen Substanz angefüllt, um zu vermeiden, daß der Tänzer die Schlange beiße, wenn er allzu sehr aufgeregt wird. Wenn eine Schlange unbändig wurde, so öffnete der Tänzer einfach seinen Mund und ließ sie auf den Boden fallen.

Jedem von den beschriebenen Paaren folgte ein einzelner Mann oder Junge, dessen Geschäft darin bestand, daß er die Schlangen auflas, wenn sie fallen gelassen wurden. Auch diese trugen Federgerten, und ich werde hernach auf diese Aufleser zurückkommen. Da die Schlangen aufs Geratewohl zu jeder Zeit und an jedem Ort fallen gelassen wurden und immer eine lebhafte Neigung empfanden, sich sobald wie möglich aus dem Staube zu machen, so war die Stellung dieser Aufleser keine Sinekure.

Diese zweite Figur des Tanzes nahm ungefähr zwanzig Minuten in Anspruch, obgleich nach der ersten Runde die Ordnung einigermaßen unterbrochen wurde, da die Aufleser in der Mitte gruppiert waren und nach den Schlangen dahin und dorthin sprangen, während die Tänzer in einem unregelmäßigen Kreise umherhüpften. Jeder Mitwirkende wurde, sobald er seine Schlange hatte fallen lassen, von seinem Begleiter nach der Hütte zurückgeführt, um eine neue zu holen. Der gedämpfte Gesang der Antilopenmänner, das unheimliche, wenn auch rhythmische Geraffel der Klappern aus Schildkrötenschalen, die eigentümliche Bewegung der Tänzer, die atemlose Aufmerksamkeit der Zuschauer — alles dies lieh der Aufführung einen zauberartigen Charakter.

Den letzten Teil der Figur, als die Schlangen in den Händen der Aufleser angehäuft und die Tänzer aufgeregt geworden waren, machte einen interessanten tiefen Eindruck. Einer der Aufleser hatte ein Dutzend Schlangen und mehr in seinen Händen und Armen. Als die Anzahl derselben zu groß wurde, um sie genügend zu bewältigen, wurde ein Teil derselben den Antilopenmännern zugeschoben, welche in einer Reihe zu beiden Seiten der Hütte aufgestellt blieben, und die Antilopenmänner behielten diese Schlangen nun in den Händen bis zur Endfigur.

Diese war die aufregendste. Einer der Mitwirkenden trat etwas bei Seite und zeichnete in geheiligtem Mehl einen Kreis von etwa dreizehn Fuß Umfang, zog darein zwei Durchmesser unter rechten Winkeln und eine andere Linie, welche schräg durch den Schnittpunkt der beiden ging und die Kardinalpunkte und Zenith und Nadir darstellten, letztere durch die Linie ausgedrückt, welche von Nordwest nach Südost gezogen war.

Der Gesang verstummte plötzlich und alle diejenigen, welche eine Schlange hielten, eilten nach diesem Kreise und ließen sie in denselben fallen. Die Schlangen bildeten

eine sich windende wimmelnde Masse, welche den Kreis beinahe der Länge nach ausfüllte und beinahe einen halben Fuß hoch war, so weit man sie ungefähr unterscheiden konnte, da die ganze Figur nur wenige Sekunden währte. Die Schlangenmänner stürzten sich dann buchstäblich in den Kreis, und jeder ergriff soviele von den Reptilien als er nur konnte, und rannte damit in voller Eile durch den Zugang davon, durch welchen der Zug eingetreten war, sowie durch die andere Oeffnung, und der öffentliche Teil der Aufführung war damit zu Ende.

Die auf diese Weise hinweggetragenen Schlangen wurden an den Fuß der Mesa hinuntergeschafft und dort freigegelassen. Auf dem Rückwege nach unserem Lager begegneten wir mehreren Partien, welche von der Ausführung dieser Aufgabe zurückkehrten.

Der Zweck dieses Teiles der Zeremonie war, soweit ich dies aus den uns gemachten verschiedenen Schilderungen ermitteln konnte: die Schlangen wurden an den vier Hauptpunkten des Kompasses in Freiheit gesetzt, damit sie den Regengott (der selbst die Gestalt einer riesigen Schlange hat) an irgend einem beliebigen Ort finden und ihm von der Ehre erzählen sollten, welche seine Kinder ihm angethan hatten, und von dem dringenden Bedarf an Regen, woran diese litten. Dies wird sinnbildlich dargestellt durch den vorerwähnten Kreis und die Kreuzstriche. Derjenige Teil des Himmels, aus welchem dann der Regen kam, bezeichnete die Region, worin der Gott zu der Zeit war, wo er die Botschaft empfing. Dies dient einigermaßen zur Erläuterung der Verehrung — wir möchten beinahe sagen der Liebe — die die Mokis für die Schlangen hegen. Die freigegebenen Schlangen dienen nicht nur als Boten, sondern ebenso als Gesandte an den Regengott, und eine Schlange, welche gut behandelt worden war, würde ja die Bitte der Mokis weit eindringlicher darstellen als eine, mit welcher unsanft umgegangen worden war.

Es wurden Schlangen aller nur herbeizuschaffenden Arten verwendet, von denen die Klapperschlangen ungefähr den fünften Teil bildeten. Viele von ihnen waren durch die lange Einsperrung und häufige Behandlung betäubt und ermüdet, obwohl sie entschiedene Lebhaftigkeit zeigten, wenn man sie auf den Boden warf und sie eine Gelegenheit zum Entkommen zu finden glaubten. Unter den Tänzern soll ein großer Wetteifer darin vorhanden sein, wer die größten und schönsten Klapperschlangen handhaben solle; ich muß jedoch gestehen, daß ich davon nichts bemerkt habe; im Gegenteil schienen die Tänzer einer kleinen, dünnen, nicht giftigen Schlange (ich glaube der Peitschenschlange) den Vorzug zu geben, denn mehrere der Tänzer hielten zwei, einer sogar drei derselben im Munde. Wenn ein Mann jedoch zufällig eine Klapperschlange erwischt hatte, schien er gar nicht sonderlich darauf zu achten; wenn dagegen einer der Tänzer eine Schlange dieser Art hatte fallen lassen, bethätigten die Aufleser keinen großen Eifer, dieselbe aufzuheben. Mehrere dieser Klapperschlangen waren in sehr gereizter Stimmung, rollten sich, wenn sie fallen gelassen wurden, sogleich auf, schüttelten ihre Klappern und zeigten große Lust zum Schlagen. Diese wurden nicht rasch aufgehoben, sondern Tänzer und Aufseher wichen ihnen geflissentlich aus. Dann näherte sich ihnen einer der älteren Aufleser, welcher rascher oder geschickter war als die anderen, und reizte die Schlange mit seiner Gerte bis sie schlug, der Schlag aber ward mit den Federn aufgefangen. Dies wird wiederholt, bis die Schlange erschreckt wurde und zu entfliehen versuchte; sobald sie sich aber entrollt hatte, packte der Aufseher sie am Schwanz und rückte, mit einer Hand über die andere greifend, blitzgeschwind an ihrem Körper herauf, bis er sie am Halse hatte. Die Gerte wird dabei in der Hand behalten und die Federn während der Operation über den Kopf der Schlange geschüttelt. Wenn er aber dann die Schlange ergriffen hatte, schien es wenig Unterschied zu machen, wie er die Schlange hielt, und er hielt sie ebenso oft in der Mitte oder am Schwanz wie am Halse. Bei diesem Tanze ward niemand gebissen; dagegen machte am nächsten Tage in Wolpi einer der jüngeren Mitwirkenden die Runde mit einer Klapperschlange, die sich in einen seiner Finger verbissen hatte. Während der letzten Szene verlor ich ihn aus dem Gesicht und vermochte nicht zu ermitteln, was für einer Behandlung er unterworfen wurde oder ob er den Biß überlebte oder nicht.

Eines der auffallendsten Beiwerke des Tanzes sind die Gruppen von Weibern in festlichem Aufzuge, welche den Mauern der Häuser und dem Rande des Tanzplatzes entlang stehen und auf den Armen große Präsentierteller mit dem geheiligten Mehle halten, das sie auf die Mitwirkenden und auf die Schlangen in deren Vorübergehen streuen. Der Junge, welcher in Wolpi gebissen wurde, war von diesen Weibern beinahe ganz mit Mehl bedeckt worden.

Bei dem zweiten Tanz in Wolpi achteten wir genau auf die nachträglichen Vorgänge und hatten daher Gelegenheit, einen Teil derselben zu sehen. Unmittelbar nach dem Tanz sah man die Weiber aus allen Richtungen mit Körben voll Peki oder Papierbrot, mit großen Mengen Weizenbrot oder Semmeln, mit Schüsseln von gedünstetem Hammelfleisch und den sonstigen Eßwaren herbeikommen, welche die festtägliche Kost der Indianer bildeten. Die Menge derselben schien für ein Heer genügend. Alle diese wurden in die Schlangenkiwa hinabgeschickt. Gleichzeitig eilten andere Weiber vorüber mit großen Schüsseln voll einer bräunlichen übelriechenden Flüssigkeit. Ich folgte einigen dieser Weiber nach der Rückseite des Pueblo und sah dort eine Anzahl der letzten Tänzer diese Flüssigkeit trinken und sich dann heftig erbrechen. Später erfuhr ich von Weeki, dem Schlangenpriester, dieser Prozeß dauere vier Tag lang fort — eine abwechselnd mit Schmaußen und Vomieren ausgefüllte Periode, welche sie die Reinigung[1] nennen.

[1] So übersetzt es unser Dolmetscher; man sollte sich jedoch immer daran erinnern, daß die Idee der Reinheit, d. h. der sittlichen Güte, nicht eher beim Menschen an die Erscheinung tritt,

Die Zahl Vier spielt bei dieser ganzen Aufführung eine bedeutende Rolle: vier Tage werden mit dem Sammeln der Schlangen verbracht (nämlich ein Tag für jeden der Hauptpunkte der Windrose); die Tänzer ziehen sich dann vier Tage nach der Kiwa zurück, um bei Tage zu fasten und zu beten und nur eine Mahlzeit einzunehmen, und zwar erst nach Einbruch der Nacht; am vierten Tag dieser Periode findet dann der Tanz statt und darauf folgen vier Tage der Reinigung und des Gebets; jede Figur des Tanzes, mit Ausnahme der letzten, wird viermal wiederholt.

Eine Schilderung des Schlangentanzes der Mokis, welcher im Jahre 1881 in Wolpi stattgefunden hatte, ist von Kapitän John G. Bourke (von der Armee der Vereinigten Staaten) in seinem Buche „Die Mokis von Arizona" veröffentlicht worden. Diese Schilderung weicht in vielen Punkten von der meinigen ab. Wir beschreiben allerdings Tänze in verschiedenen Dörfern, aber ich habe bereits gesagt, daß zwischen den beiden Aufführungen, welchen wir anwohnten, kein wesentlicher Unterschied stattfand, und daß in Aktion die beiden Tänze identisch waren. Da Kapitän Bourke's Schilderung wahrscheinlich eine genaue war, so muß in der Zwischenzeit, die zwischen dem von ihm geschilderten und dem oben beschriebenen Tanze verging, manche wichtige Veränderung mit dem Ritual vor sich gegangen sein. Der Tanz wird aufgeführt unter den Auspizien der Sippe oder des Ordens der Antilopen — wir wissen nicht, welches von beiden; aber die Männer, die die Schlangen handhaben, gehörten zu dem Schlangenorden und nicht zu der Schlangen s i p p e. Meines Erachtens ist eines der Haupterfordernisse, daß alle diejenigen, welche an dem Tanze teilnehmen, entweder durch Geburt oder Adoption Mitglieder der Sippe (gens) oder des Ordens der Antilopen (gleichviel welches von beiden) seien. Die Schlangensippe hat nichts mit dem Tanze zu schaffen. Auch läßt sich derselbe, der Ansicht des Kapitäns Bourke entgegen, durchaus nicht oder wenigstens nicht direkt, auf den Ahnenkultus beziehen. Es ist sogar nicht einmal ein Schlangenkultus, wenn man dies Wort nicht in seinem weitesten Sinne nimmt — in dem Sinne, welcher nicht allein Schlangen-Anbetung und Verehrung, sondern ebenso Schlangensymbolik einschließt. Der Moki-Indianer liebt und verehrt die Schlangen und wird denselben niemals ein Leid zufügen, außer unter dem Drang der äußersten Notwendigkeit; aber er betet sie nicht an, noch opfert er ihnen, wie seinen übrigen Göttern, sondern er bedient sich ihrer einfach als der geeignetsten Boten an den Regengott.

als bis er auf der Stufenleiter der Entwickelung zu einem Punkt gelangt ist, welcher weit über die von diesen Indianern eingenommene Stellung hinausragt. Der wilde oder barbarische Geist erkennt in keiner physischen Ursache ein Phänomen. Gift, als solches, ist ihm eine ganz unfaßliche Vorstellung, und Tod infolge dieser Ursache, z. B. durch einen Schlangenbiß, würde irgendeinem von Menschen ausgeübten bösen Einfluß, wie in Hexerei oder durch ein übernatürliches Wesen, oder irgend einem Versehen oder Versäumnis bei der Beschwörung zugeschrieben werden.

Die tieferliegenden ursprünglichen Vorstellungen, die zu diesem Tanze Veranlassung gegeben haben, sind uns unbekannt und müssen es bleiben, solange unsere Kenntnis von diesem Volke noch eine solch unvollständige ist. Vom Gesichtspunkte der großen Mehrheit der Moki-Indianer aus ist der Schlangentanz einfach eine Anrufung — eine Zeremonie, deren einziger Zweck die Herbeischaffung von Regen ist; allein die Thatsache, daß dabei noch eine esoterische, und zwar sehr eifersüchtig gehütete Legende mit unterläuft, scheint auf eine andere und tiefere Bedeutung hinzudeuten. Eine in dieser Richtung angestellte Nachforschung würde vermutlich dahin führen, viel Licht nicht allein auf diese besondere Zeremonie, sondern auf die Schlangenanbetung im allgemeinen zu werfen. Die mit dieser Art von Gottesdienst verbundenen Riten und Bräuche sind stets geheim gehalten worden — geheim sogar in dem Stamm, worin derselbe vorkommt. Und während die Schlangenanbetung mit einigen der höchsten Vorstellungen der barbarischen und halbzivilisierten Gemüter in Ideenverbindung steht — z. B. mit den Grundsätzen der Fortpflanzung und der Unsterblichkeit der Seele unter den Hindus und mit der Idee der göttlichen Weisheit unter den Aegyptern — und während sie in der einen oder der anderen Form so weit verbreitet ist, daß es kaum eine Nation oder einen Stamm gibt, welcher nicht Spuren derselben in ihrer Geschichte aufweisen würde, so ist doch über ihre Einzelheiten oder ihren Ursprung nichts bekannt. Die Aufführung dieser Zeremonie findet jedes zweite Jahr in dem von mir erwähnten Dorfe statt und geschieht angeblich und augenscheinlich, wie ich bereits angegeben habe, zu dem einzigen Zweck, sich Regen zu verschaffen. Mehrere von den alten Männern in Moki haben mich auch alles Ernstes versichert, daß dieser Tanz hierin immer seinen Zweck erreiche, und der Zufall wollte in der That, daß auch im vorliegenden Falle, wo der Aufführung des Tanzes mehrere Monate der trockensten Witterung vorangegangen waren, deren man sich in diesem Lande seit Jahren erinnerte, noch am selben Tag des Tanzes solch ausgiebige und anhaltende Regengüsse erfolgten, daß viele von den Mokis ihre Ernten durch Wegspülen einbüßten.

So weit die Schilderung von Mr. Kosmus Mendelieff.

(Schluß folgt.)

Kleinere Mitteilungen.

*** Neueste Nachrichten von Emin Bey (Dr. Schnitzler) aus den einst ägyptischen Aequatorialprovinzen.**

Die „Kölnische Zeitung" enthält folgende Briefe an Professor Dr. G. Schweinfurth in Kairo, welchen wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen glauben.

I.

Wadelai, 31. Dezember 1885.

Hochverehrter Herr!

Da es uns endlich geglückt ist, unsere Beziehungen zu Kabrega, dem Herrscher von Unyoro, so zu gestalten, daß wir hoffen

dürfen, Briefe über Uganda nach Sansibar gelangen lassen zu können, so beeile ich mich, Ihnen in ein paar Zeilen wenigstens Kunde zu geben, daß wir noch leben. Böse Zeiten liegen hinter uns und auch die Gegenwart lächelt uns nicht gerade rosig, aber die Provinz existiert noch, wenn auch reduziert. Es wäre zu lang und würde die Grenzen des mir gesteckten Raumes überschreiten, wollte ich Ihnen eine auch nur summarische Uebersicht der Ereignisse hier geben; mein umständliches Journal sende ich Ihnen hoffentlich später. Soviel nur mag erwähnt sein, daß, als die Horden Mohammed Ahmeds die Bahr-el-Ghasal-Provinz an sich rissen und den armen Lupton wegschleppten,[1] ich ihnen einen äußerst demütigen Brief schrieb und, wie sie dies kategorisch verlangt, meine Unterwerfung anzeigte. Sie gingen in die Falle, ihre Leute zogen größtenteils nach Kordofan, wohin auch — und das war unser Heil — das Gros der Munitionen und Waffen vom Ghasal geschafft wurde. Ich aber gewann Zeit und als endlich jene wieder anrückten, fanden sie an Station Amadi ein böses Hindernis für ihren Vormarsch. Ist nun auch diese Station später durch Hunger gefallen, so glückte es doch der Mehrzahl der Garnison, in einem wahrhaft denkwürdigen Rückzuge sich nach Makraka durchzuschlagen. Aber auch dorthin folgten die Feinde, und erst als sie bei Rimo eine schwere Niederlage erlitten, konnten die Soldaten ungestört ihren Rückzug auf Redjaf und Lado antreten. Um dieselbe Zeit teilte mir der Befehlshaber und Stellvertreter Mohammed Ahmeds, ein gewisser Keremallah, mit, daß Khartum im Januar 1885 gefallen und Gordon, „der Feind Gottes", getötet worden sei. Was daran wahr, weiß ich nicht, denn seit Mai 1883 fehlen uns alle Nachrichten — an Brandbriefen haben es ja aber die Herren Dunagla[2] nie fehlen lassen; ich hoffe also, daß doch noch der Sudan in ägyptischem Besitz ist und man blos mich und meine Handvoll Leute vergessen oder aufgegeben hat. Da nun aber von Norden keine Hülfe kam, so mußte ich notgedrungen nach Süden schauen: vielleicht wäre es möglich, mit den englischen und französischen Missionaren in Uganda mich in Verbindung zu setzen und durch ihre Vermittelung Briefe zu befördern. Außerdem mußte ich daran denken, für meine Leute womöglich einige Ellen Zeuge zur Bekleidung zu bekommen, denn mein Volk selbst kleidete sich größtenteils in Felle. So kam ich nach Wadelai, und heute bin ich so weit, daß Kabrega's Leute mir schon zweimal ein wenig Stoffe gebracht haben. Außerdem habe ich meine alten Beziehungen zu Kabrega und den mir von Uganda her bekannten Arabern wieder aufgenommen und auch schon Briefe nach Uganda bezw. Sansibar an Kabrega gesandt, der mir schrieb, er habe sie befördert (?). Auch teilte er mir mit, er habe gehört, daß Engländer und Amerikaner in Usukuma[3] angekommen seien, versprach jedoch näheres für später. So gehen nun am 2. Januar Dr. Junker und unser Apotheker Vita Hassan per Dampfer[4] nach dem See, schiffen sich in Kibiro aus und erreichen von dort in zwei Tagen Kabrega's Sitz. Der Apotheker soll dort bleiben, Dr. Junker aber wird hoffentlich nach Uganda gehen, und sind wir erst so weit, so dürfte auch dieser Brief, den ich ihm zur freundlichen Besorgung übergebe, wohl an Sie gelangen. Wann — das wissen die Götter.

Daß unsere Lage, abgeschnitten und aufgegeben von aller Welt, nicht gerade beneidenswert sei, glauben Sie mir wohl. An Entbehrungen aller Art gewöhnt man sich, aber der Mangel aller Nachrichten seit Jahren ist schwer zu ertragen. Bei guter Verwaltung reichen meine Munitionen noch etwa für ein Jahr aus. Soeben hatten wir einen kombinierten Dinka-Bari-Aufstand blutig niederzuschlagen und haben dabei Glück gehabt. Sollten sich aber diese Vorgänge wiederholen und schließlich die Kriegsvorräte zu Ende gehen, was dann? So bemühe ich mich denn, die Rückzugslinie nach Süden offen zu halten. Ich bleibe hier, so lange ich überhaupt kann, und ziehe erst im äußersten Notfalle alle meine Leute hier in Wadelai zusammen. Kommen schließlich von Aegypten weder Nachrichten noch Ordres für mich, so werde ich doch zum definitiven Rückzuge nach Süden gezwungen sein; ich selbst bleibe dann mit den sudanischen Soldaten und Offizieren,[1] und sende zuerst die ägyptischen Beamten und Offiziere über Uganda in ihre Heimat. Soweit bis jetzt meine Absichten und Aussichten.

Capitano Casati ist hier und bleibt, bis ich eine sichere Straße eröffnet. Was Junker unternehmen wird, ob vorwärts gehen oder nicht, weiß ich nicht. Ich selbst bin in Monbuttu gewesen, habe äußerst wertvolle zoologische Sammlungen zusammengebracht und solche bis jetzt bewahrt. Neuigkeiten, besonders unter Vögeln, viele (Turacus, Spermospiza, Corvinella u. s. w.); von Säugetieren mehrere neue Mäuse, Eichhörnchen, ein Anomalurus, eine Athecura u. m. a., Schädel vom Schimpanse, Skelette von Akka ♂ und ♀. Ich habe fleißig gearbeitet und meine Sachen liegen alle bereit; ob aber je etwas davon Europa erreichen wird? Wir sitzen hier gerade wie am Nordpol, nur fehlt uns jede Aussicht auf „Relief-Expeditionen". Sei es denn! Bis jetzt ist es mir gelungen, meine Handvoll Leute zusammen und leidliche Disziplin zu erhalten. Nun haben wir auch den Weg gefunden, uns mit dem nötigsten an Stoffen zu versorgen, und das wird den Leuten wieder Mut machen. Ich muß denselben übrigens alle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Trotz Mangel an allem, nahezu nackt, ohne Gagen dennoch zu dienen und zu gehorchen, ist gewiß mehr, als man je erwarten konnte. Wir haben schwere Verluste an Leuten gehabt;[2] viele Offiziere sind geblieben, aber wir sind alle entschlossen, miteinander auszuhalten und Gutes (?) und Böses miteinander zu teilen.

Seien Sie so freundlich, Professor Ratzel in zwei Zeilen zu benachrichtigen, daß wir alle noch leben und ich speziell immer noch hoffe, wieder „Das Ausland" zu lesen, wohl auch ihm über unsere Erlebnisse einmal zu berichten. Für Sie selbst halte ich eine Art Journal auf dem Laufenden und Junker wird Ihnen ja besser, als ich es könnte, über alle hiesigen Vorgänge Bericht erstatten.

Mit den besten Grüßen und Wünschen für Sie Ihr aufrichtig ergebener Dr. Emin Bey.

II.

Datiert König Kabrega, den 11. Februar 1886.

... In den ersten Tagen dieses Jahres brachte mich das Dampfboot aus Wadelai nach Kibiro am Albert Nyanza, von wo aus wir nach zehnstündigem Marsche in Südsüdost die Residenz Kabrega's erreichten. Vita Hassan, Pharmazeut und ausübender Arzt der Provinz Emin Bey's, ist mit mir als Vertreter der Regierung hierhergekommen. Kibiro ist höchst interessant wegen seiner schwefelhaltigen Quellen und ein sehr wichtiger Punkt wegen der ausgiebigen Salzbereitung. Es erwarteten uns hier bei Kabrega anfangs neue Enttäuschungen. Uebung der größten Geduld nur führte endlich zum Ziele. Sitten und Gebräuche des Landes unter einem an Größenwahnsinn laborierenden Despoten, wie alle die großen Herrscher Afrika's, vereiteln jede Thatkraft, und sinkt der

[1] Im März 1884 nach Dr. Junker.

[2] D. h. Dongolaner.

[3] Dr. Fischer, in Kageji.

[4] Emin Bey verfügt noch über zwei Dampfer, welche noch zu Gordon's Zeit am obersten Nil durch Gessi zusammengesetzt wurden.

[1] Dr. Junker in seinem Briefe aus Uganda schätzte die Zahl der Emin Bey noch zur Verfügung stehenden waffenfähigen Mannschaften auf 2000.

[2] Capitano Casati, in einem vom Mailänder „Sole" veröffentlichten Briefe aus Wadelai, schätzt die Zahl der in den letzten Kämpfen verloren gegangenen Gewehre auf mindestens 1000.

eigene Wille und die Ausübung desselben zu Null herab. Aengstlich und mißtrauisch wird jeder Schritt. Lüge und Heuchelei läßt Falsches nicht vom Wahren unterscheiden und muß man selbst zum Heuchler werden und Heimlichthuerei treiben, um mit Geduld seinem Ziele näher zu gehen. Erst am siebenten Tage nach meiner Ankunft bekam ich Kabrega zu sehen, der mir übrigens einen sehr angenehmen Eindruck machte und in vielen Stücken ein milder und guter Herrscher sein soll. Der Krebsschaden liegt auch hier in der nächsten Umgebung des „Königs der Könige", wie schon Speke von Kamsasi (Kabrega's Vater) berichtete. Die Matongoli, d. h. Granden des Landes, sind hier wie bei Kamissoa (Sohn Rionga's) und Ausina, geschulte Schufte und Heuchler, welche die Herrscher schlecht beraten, hintergehen und belügen Seit den letzten Jahren weilen hier beständig arabische Händler aus Sansibar, die ihre Waren aus Uganda hierherbringen. Im Laufe des ersten Monats war es mir nicht möglich, mit denselben in irgendwelche Verbindung zu treten, da sie ängstlich den Willen des Herrschers zu verletzen fürchten. Ich verlangte bei meiner zweiten Audienz bei Kabrega mit Bestimmtheit, entweder meine Post sofort nach Uganda an Mackay abschicken zu wollen, oder mich selbst dorthin abreisen zu lassen. Anscheinend ist mein Brief vor 25 Tagen abgegangen, doch fehlt mir noch die Antwort. Vor einigen Tagen wurde mir heimlich ein Brief in französischer Sprache zugesteckt von Muhammed-Biri, einem Dragoman, früher im Dienste der Belgischen Internationalen Association. Endlich dämmerte für uns ein Fünkchen Licht. Ich kam später mit Muhammed-Biri heimlich zusammen und erfuhr von ihm so manches, und daß der Sudan aufgegeben und in den Händen der Aufständischen sich befinde. Und England?! Europa?! Der Sklavenhandel!? Hundertjährige Arbeit wird aufgegeben?! Europa läßt den dunklen Islam über das Christentum triumphieren!? Schande über Schande für Europa! Niemals hätte ich das geglaubt und kann es jetzt und will es jetzt noch nicht glauben! Muhammed-Biri teilte mir zugleich mit, daß sich für Emin Bey in Uganda eine Ordre aus Aegypten befinde, in welcher gesagt sei, daß er sich mit seinen Leuten nach Sansibar zu begeben habe. Leicht gesagt, doch schwer auszuführen! Auch soll Said Bargasch den König von Uganda aufgefordert haben, die Leute der ägyptischen Aequatorialprovinz frei passieren zu lassen und ihnen behülflich zu sein u. s. w. Zugleich erfahre ich, daß Dr. Fischer, um mich aufzusuchen, nach Usukuma gekommen sei, doch keine Erlaubnis erhalten habe, nach Uganda zu gehen. Das wären also die ersten Nachrichten nach Ablauf der vergangenen Jahre! Mit fieberhafter Ungeduld erwarte ich Briefe von den Missionaren in Uganda, die ich auch um Zeitungen gebeten habe, um Emin Bey sichere Nachrichten zu übermitteln. Allem Anschein nach sollen jedoch unsere Tage der Leiden noch nicht zu Ende sein. Uganda steht im Begriffe, mit Kabrega Krieg zu beginnen. Der König von Uganda soll Befehl gegeben haben, diesesmal Kabrega aus seinem Sitze zu vertreiben. Muhammed-Biri geht morgen mit meinen Briefen nach Uganda, und lasse ich den König und den Minister brieflich bitten, seine Leute anzuhalten, im Falle daß der Krieg sich wirklich in unsere Nähe zieht, unsere Fahne zu respektieren. Sollte mir Mackay früher Verhaltungsmaßregeln geben, so werde ich mich darnach richten. Meine Journale, Karten und Schreibereien habe ich bis jetzt intakt erhalten und führe alles bei mir. Heute erhielt ich hier heimlich einige alte unterschlagene Briefe von mir, die ich Ihnen beilege. Hoffentlich bald mehr. Besten Gruß von Ihrem

W. Junker.

Nachschrift des Briefempfängers.

Einem am Tage zuvor gleichfalls bei Kabrega („aus dem Lande des Despoten Kabrega") geschriebenen Briefe an seinen Bruder dessen Durchlesung mir Dr. Junker gütigst gestattete, seien noch die nachfolgenden Angaben über seine Erlebnisse während der letzten Jahre sowie über einige wichtige Vorgänge in den oberen Nil-Gebieten entnommen.

Im November 1883, obgleich damals Lupton Bey, der ägyptische Gouverneur der Bahr-el-Ghasal-Provinz, noch keine dringende Gefahr für sein Gebiet erkannte, änderte Dr. Junker seinen früheren Plan, die Rückreise nach Khartum auf dem Gazellenflusse zu bewerkstelligen. Nach längerer Reise quer durch das Niamniam-Gebiet gelangte er von Semio (Aufbruch am 16. November) wohlbehalten nach Lado, wo er Ende Januar 1884 eintraf. Außer den umfangreichen Sammlungen, die er bereits ein Jahr früher zum Bahr-el-Ghasal geschickt hatte, ist von dem Reisenden auf seiner letzten großen Rundreise in den westlichen Gebieten und vom fernen westlichen Teile des Uelle-Makua-Stromes noch viel Neues mit nach Lado gebracht worden. Er vervollständigte während seines mehrmonatlichen Aufenthaltes daselbst diese Sammlungen noch ansehnlich. Viele Kisten, gefüllt mit „afrikanischen Raritäten von aller Herren Ländern", standen zur Abreise bereit, aber auch sie mußten zurückgelassen werden und gehen mit der Zeit vielleicht ebenso sicher verloren, wie die von seinem Begleiter Bohndorff ein Jahr vorher in Wan niedergelegten. Nun, es war im April 1884, begannen Tage großer Sorge. Gabu Schambé wurde im Frühjahr 1884 von den Negern zerstört und die ganze Besatzung niedergemacht. Das Bahr-el-Ghasal-Gebiet mußte im März von Lupton den Leuten des Mahdi eingeräumt werden und es wurde in Lado die Ankunft der Insurgentenschar in Aussicht gestellt, falls Emin Bey nicht die Provinz friedlich übergeben wollte. Die Niederlage der Armee in Kordofan unter Hicks wurde Emin Bey durch den Vertreter des Mahdi, der sich Emir Keramallah nannte, in aller Form mitgeteilt. Letzterer beglückte auch Dr. Junker persönlich mit einem Schreiben, indem er die Aufforderung an ihn richtete, doch ja nach Djur Ghattas zu kommen, um daselbst seine zurückgelassenen Sammlungen in Empfang zu nehmen. Dr. Junker mußte indeß vor allem darauf bedacht sein, die eigene Haut und seine Tagebücher zu retten; daher nahm er von dieser Aufforderung keine weitere Notiz. Anfang Juni 1884 mußte der Reisende auf die Nachricht, daß die Mahdisten gegen Lado herangezogen kämen, nach Süden aufbrechen, um fürs erste in der Station Dufile Halt zu machen.

Im Laufe der nächsten Monate fand eine Zusammenziehung der für Emin Bey noch verfügbaren Truppen statt und mehrere der entfernten Stationen in Monbutta, Latuka, Kalika u. s. w. mußten aufgegeben werden. Als die Mahdisten indes ausblieben und einzelne Stationen zu dauerndem Widerstand befestigt waren, wuchs wieder die Hoffnung auf baldige Hülfe von Khartum. Indeß waren Hunderte der in der Provinz befindlichen Dongolauer und Araber inzwischen von der Regierung abgefallen und zogen teils zu Ihresgleichen nach Norden ab, teils setzten sich dieselben in einigen Stationen am Rohl fest. Im Laufe des Septembers kehrte Junker wieder nach Lado zurück, von den Rebellen war nichts zu hören. Die Hauptmasse war nach Kordofan abgezogen. Im Oktober 1884 begannen endlich die ersten blutigen Feindseligkeiten seitens der Aufrührer am Rohl; sie zogen allallmählich Unterstützungen vom Bahr-el-Ghasal heran, und nun begann die monatelange Belagerung der durch Emin Bey wohlbefestigten Station Amadi, 5 Tagereisen in Nordwest von Lado. Das neue Jahr 1885 begann mit der Nachricht, daß der Emir Keramallah selbst unterwegs sei, und wiederholt forderte letzterer die Uebergabe der Provinz. Um nicht den gänzlichen Zusammenbruch aller Dinge mit zu erleben, mußte Dr. Junker wieder an Abreise denken. Während Emin Bey für den äußersten Fall auf ein Zurückziehen aller seiner Streitkräfte nach den südlichsten Stationen sann, wurden andererseits auch Stimmen laut, welche für die Ausführbarkeit eines Rückzuges über Bor zum Sobat und von da nach Khartum eintreten wollten. Man hielt immer an

der eiteln Hoffnung fest, daß Khartum noch nicht genommen sei. Dr. Junker wurde unter dem Versprechen, wieder zu Emin Bey zurückkehren zu wollen, der Auftrag zu teil, zu Anfina und Kamissoa (des letzteren Sitz bei der alten Station Fauwera am Somerset-Fluß) zu reisen, Post nach Uganda gelangen zu lassen und von dort Nachrichten, womöglich auch die über Sansibar etwa geschickten Briefe aufzusuchen. Dr. Junker hatte bei Anfina und Kamissoa (letzterer ein Sohn Rionga's) Schwierigkeiten und Tücken aller Art zu bekämpfen; umsonst waren alle seine Anstrengungen, mit Uganda Verbindungen anzuknüpfen. Indessen gelang es ihm, mit Kabrega, dem Beherrscher von Unyoro, in freundschaftlichen Verkehr durch Boten zu treten. Bereits im Mai hatte Dr. Junker von ihm eine Einladung erhalten. Aber auch dieser ließ alle ihm zugestellten Briefe ihm unbefördert. Das Jahr 1885 ging auf solche unselige Art auf die Neige. Die Station Amadie war inzwischen gefallen, doch brachten später die Regierungssoldaten den Rebellen bei der Station Rimo Minkraka eine für diese sehr empfindliche Schlappe bei und letztere räumten infolge dessen aus bisher noch nicht völlig aufgeklärten Gründen eiligst das bereits halbgewonnene Gebiet und zogen sich, ohne einen weiteren Vorstoß nach Lado zu wagen, nach dem Bahr-el-Ghasal zurück. Aegyptischerseits wurde nun auch Makraka aufgegeben und blieben nur noch die Stationen am Nil von Lado südlich bei Wadelaï und Fatiko durch Soldaten besetzt. Emin Bey verlegte seinen Sitz nach Wadelaï, nahe am Ausfluß des Nils aus dem Albert-See, wo auch der italienische Reisende, Capitän Casati, der sich zuletzt in Makraka aufgehalten hatte, eingetroffen war.

Im Dezember 1885 kehrte Dr. Junker wieder nach Wadelaï zurück, ging auf einige Tage nach Dufile, verlebte dann eine kurze Zeit mit Emin Bey und Casati zusammen in Wadelaï und erwartete nur noch den Boten Kabrega's, um endgültig und unter jeder Bedingung Nachrichten aus Uganda von den Missionaren über den Stand der Dinge im Sudan einziehen zu können und selbst bald möglichst sich nach Uganda zu begeben. Am 2. Januar 1886 verließ er mit dem einen der beiden einst von Gessi bei Dufile zusammengesetzten Dampfer Wadelaï.

Notizen.

* Neuere Forschungen in Yucatan.

Der unermüdliche Reisende Charnay hat soeben eine sechsmonatliche Forschungsexpedition vollendet, deren Zweck darin bestand, Abgüsse der Reliefs an den Wänden der alten Ruinen zu machen. Es erwies sich aber, daß diese Skulpturen weit seltener waren, als man im allgemeinen annimmt. Als Charnay in Izmahal ankam, grub er die Nordseite der Pyramide aus, welche er noch unversehrt zu finden hoffte, allein sie erwies sich bereits als so zerstört, daß nur noch ungefähr acht Quadratmeter Bildhauerarbeit übrig blieben, die aber um dessenwillen nicht weniger interessant waren. Als er jedoch die Basis der Pyramide bloslegte, kamen uralte Wandgemälde zum Vorschein. Es herrscht aber schon seit vielen Jahren ein chronischer Aufstand der Indianer vom Maya-Stamm gegen die Kreolen oder spanischen Amerikaner, welcher wahrscheinlich nur mit der Ausrottung der einen oder der anderen Partei endigen wird. Diesem Streit sollen innerhalb dreißig Jahren gegen 300,000 Menschen zum Opfer gefallen sein. Ein Besuch von Koba wurde durch einen neuen Einfall der Mayas verhindert, und als Charnay eine neue Richtung einschlug, stieß er auf eine noch ganz unbekannte alte Stadt, namens Ek-Balam, d. h. die Stadt des schwarzen Tigers. Er mußte sich schnell aus dem Staube machen, aber da nun der Ort bekannt ist, kann derselbe leicht wieder besucht werden. Auf einer Insel ungefähr acht Leguas nördlich von Campeche fand er einen Begräbnisplatz der Mayas, welcher noch niemals von einem Manne der Wissenschaft untersucht worden ist. Er hielt sich hier ungefähr fünfzehn Tage auf, aber die Indianer verließen den Lagerplatz allmählich aus Furcht vor der Wiedervergeltung von Seiten eines Toten, weil einer von ihnen erschlagen worden war. Er kehrte hierauf nach Ek-Balam zurück, wo er achtzehn Tage blieb. Gegenwärtig ist Charnay mit seinem Reisebericht beschäftigt, welcher in einigen Monaten fertig sein wird.

Personalien.

* Einem am 4. Dezember in London eingegangenen Telegramm zufolge soll der seit beinahe drei Jahren in Innerafrika verschollene Afrikareisende Dr. E. Junker aus St. Petersburg an jenem Tage in Sansibar angekommen sein. Man hat ihn bereits zum mutmaßlichen Leiter der projektierten Expedition ausersehen, welche den im südlichen Sudan eingeschlossenen Dr. Schnitzler (Emin Bey), von dem wir ebenfalls jüngst Nachrichten erhalten haben, Befreiung bringen soll.

* Nach neuesten Nachrichten aus Sansibar ist der Afrikareisende Dr. Karl Ludwig Jühlke, der Vertreter der Ostafrikanischen Gesellschaft, bei Kismayu von den Gela erschlagen worden. Bekanntlich hat Jühlke mit dem gefürchteten König Mandara die Unterhandlungen über die Abtretung des Landes Tschaga geführt und außerdem mit großem Eifer und einer seltenen Energie noch mehrere Bezirke für die Ostafrikanische Gesellschaft erworben. Karl Ludwig Jühlke, geboren am 6. September 1856 in Eldena bei Greifswald, wo sein Vater Inspektor und Lehrer an der kgl. Landwirtschaftlichen Akademie war und 1858 nach Erfurt übersiedelte, genoß in Erfurt seinen ersten Schulunterricht bis 1866. In diesem Jahre wurde sein Vater als Direktor der königlichen Gärten nach Sanssouci berufen. Jühlke besuchte nun das Gymnasium in Potsdam bis zum Jahre 1874 und ging sodann auf das königliche Pädagogium zu Ilfeld über, woselbst er Ostern 1877 die Prüfung ablegte. In Ilfeld schloß er Freundschaft mit Dr. Karl Peters, welche ihn bis zum Schlusse seines Lebens mit dem Vorsitzenden der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft verbunden hat. Zusammen mit ihm studierte er zunächst in Tübingen, besuchte sodann die Universitäten Leipzig, Heidelberg, Berlin und legte an letzterem Orte im Frühjahr 1881 sein Referendar-Examen ab, promovierte demnächst in Heidelberg und wurde auf den Amtsgerichten in Werder, Potsdam, sodann auf dem Landgerichte und endlich bei der Regierung ebendaselbst beschäftigt. Seine Dienstzeit machte er bei den Gardejägern durch, Reserveoffizier war er im 3. Brandenburgischen Infanterie-Regiment Nr. 20; 1884 beteiligte er sich an der Gründung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, ging am 24. September mit der ersten Expedition nach Ostafrika, machte zwei fernere Expeditionen nach Kilima'ndscharo (die Erwerbung dieses Gebietes rechnet zu seinen besonderen Verdiensten) und Usagara mit und kehrte am 6. März 1886 nach einer längeren Erholungsreise in bester Gesundheit von dort zurück.

* Die Berichte der dänischen Zeitungen über Lieutenant Ryder's Expedition nach Grönland werden nun kraft der Autorität dieses Offiziers selbst erweitert und verbessert. Die Reisegesellschaft sollte dem Programm gemäß am 9. Mai Kopenhagen verlassen und soll nicht vor dem Herbst 1887 zurückkehren. Die Kommission umfaßt außer den Herren Ryder und Bloch auch noch den Geologen Ussing. Der Gegenstand der zu unternehmenden Forschungen ist die wenig bekannte Küste zwischen der Melville-Bucht und Upernivik, welche noch niemals wissenschaftlich vermessen worden ist. Hoffentlich können dann, wenn die Kommission ihre Untersuchungen vollendet hat, geeignete Karten angefertigt werden, auf welcher sowohl Peilungen als geographische und geologische Vermessungen berücksichtigt sind.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.

Das Ausland.

Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde,

unter Mitwirkung bewährter Fachmänner herausgegeben von der

J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und München.

Neunundfünfzigster Jahrgang.

Nr. 52. Stuttgart, 27. Dezember. **1886.**

Jährlich 52 Nummern à 20 Seiten in Quart. Preis pro Quartal M. 7. — Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes und die Postämter. — Manuscripte und Recensions-Exemplare von Werken der einschlägigen Litteratur sind direkt an Herrn Dr. **Karl Müller** in Stuttgart, Kurzestraße Nr. 6/II, zu senden. — Insertionspreis 20 Pf. für die gespaltene Zeile in Petit.

Inhalt:

Nützliche und nutzbare Pflanzen des Damara-Landes.

Von R. Marloth.

Von Erzeugnissen des Pflanzenreiches dieses Landes, welches seit Oktober 1885 unter dem Schutze des Deutschen Reiches steht, dürfte in Europa wohl wenig oder nichts bekannt sein. Zwar wird mancher Leser, durch die Aehnlichkeit der Namen verleitet, sofort an das zu Lacken verwendete Damara-Harz denken. Dies kommt jedoch nicht aus Afrika, sondern von einer auf den Sunda-Inseln wachsenden Damara-Art. Unser südwest-afrikanisches Schutzgebiet liefert eben außer etwas Akazien-Gummi noch nichts Pflanzliches für den Handel. Aus dem hauptsächlichsten Hafen des Landes, der Walfisch-Bay, werden nur tierische Produkte ausgeführt, nämlich, wie allgemein bekannt sein dürfte, Felle, Hörner und besonders Straußenfedern, sowie Elfenbein. Das letztere ist übrigens auch nur Durchgangsgut, denn es muß von den Händlern weiter im Norden, also im Ovambo-Lande und am Sambesi, aufgesucht werden. Was ich daher in Folgendem über Pflanzen-Erzeugnisse zu sagen habe, bezieht sich nur auf solche Gewächse, welche hier im Lande selbst zu Nutz und Frommen oder auch zum Schaden seiner Bewohner Verwendung finden.

Obgleich Damara-Land schon innerhalb der Wendekreise gelegen ist, gehört es seiner Vegetation nach noch zum Gebiete der Kalahari-Flora, welche es nach Norden hin abschließt und ziemlich plötzlich in das subtropische Gebiet des Kunene und das tropische des Sambesi hinüberführt. Dieser Lage des Landes entsprechend, ist auch die Zahl der Baumgewächse desselben nur gering. Dieselben sind in dem größten Teile des Landes auf die Flußthäler beschränkt; erst in den nördlichen Strichen, zwischen Amaruru- und Kunene-Fluß, treten auch in der Ebene dichtere Bestände von großen Bauhinien mit schlanken Stämmen auf.

Nur fünf größere Bäume sind zu erwähnen, nämlich Acacia magna, Acacia heteracantha, Acacia horrida, Acacia erioloba und ein Combretum. Von den vier Akazien ist leider die größte und schönste, der in den Flußthälern des Landes so häufige Anabaum, für Bauzwecke nicht zu gebrauchen, da das Holz zu sehr dem Wurmfraße unterliegt. Etwas besser sind die Hölzer der zweiten und dritten Art; doch auch sie fallen den Termiten zur Beute und sind daher nur für die Hütten der Eingeborenen zu verwenden, wo ein schadhafter Pfahl leicht erneuert werden kann. Für solche Zwecke genügen jedoch die Stämme anderer, mehr strauchförmiger Akazien, wie der Acacia dulcis, Acacia tenax und Acacia hebeclada. So bleiben für die Häuser der Weißen nur zwei Bäume verwendbar, nämlich der Kameeldornbaum (Acacia erioloba) und der Omumborombonga, eine noch nicht beschriebene Combretum-Art, welche von den Hereros in gewisser Weise verehrt wird, da sie glauben, daß sie sowohl, wie die übrige Menschheit, von diesem Baume abstammen. Der letztere ist in den nordöstlichen Teilen des Landes häufiger, der erstere dagegen weit verbreitet nach Süden und Osten. Das Kernholz des Kameeldorns ist dunkelrot und so hart, daß sich eine Axt darauf stumpf

schlägt oder unter Funkengeben abspringt. Eine solche Härte schützt allerdings das Holz vor den kleinen Feinden, welche nur zu oft nicht nur das Holzwerk, sondern auch die aus ungebrannten Lehmblöcken gebauten Wände der Häuser zerstören, aber diese gute Eigenschaft macht auch das Bearbeiten des Holzes äußerst schwierig oder selbst unmöglich.

Der Kameeldorn wie der Ana bieten in ihren Hülsen Futter für das Vieh. Besonders die des letzteren Baumes werden gern gefressen und sind sehr nahrhaft, da sie ziemlich viel Stärkemehl enthalten; die des ersteren dagegen sind ihres bitteren Geschmackes und ihrer größeren Zähigkeit wegen bei Rind und Schaf weniger beliebt.

Die Samen der schon erwähnten Acacia hebeclada, von den Namas „! kos" genannt, dienen denselben als Kaffee. Sie enthalten zwar kein Koffeïn, erfüllen den Leuten aber den gleichen Zweck wie die Bohnen, der Roggen oder die Gerste, welche die deutsche Bauersfrau in der Trommel röstet.

Die Rinde der Akazien, besonders die des Ana, sowie die der oben erwähnten Bauhinia, ist gerbstoffreich und bietet den Bewohnern des Landes genügendes Material zum Gerben der Felle, welche sie in verschiedenster Weise zubereiten und verwenden.

Da ich einmal von den Akazien spreche, will ich noch erwähnen, daß von zwei derselben Gummi gesammelt wird. Das Gummi von Acacia dulcis ist süß und bildet hier eine Art Zuckerbrot; das von Acacia horrida gleicht in Aussehen und Eigenschaften den geringeren Sorten des arabischen Gummi's, doch sammeln es die Hereros und Damaras nur, um es, wie das süße zu essen, während es von den Namas in größeren Mengen gesammelt und vom Kap aus in den Handel gebracht wird.

Besonders hervorzuheben wäre von den Hölzern des Landes noch der Ebenholzbaum, dessen Kernholz so schwarz wie das echte Ebenholz ist, das aber wegen seines kurzen Gefüges plötzlichen Stoß oder Schlag nicht aushält, sondern leicht zerbricht.

Noch mehrere Hölzer finden zu Geräten der Eingeborenen Verwendung, so z. B. zu Milchtöpfen und Löffeln, doch sind dieselben ohne besondere Bedeutung für ferner Stehende.

Wichtiger dagegen sind die Nahrungsmittel, welche diejenigen Bewohner des Landes, die man unter den drei jetzt darin lebenden Völkerschaften für die ursprünglichen hält, nämlich die Haukoin oder Damaras, zu finden wissen. Viele derselben leben zerstreut in den Bergen, daher sie auch Bergdamaras genannt werden; sie wagen sich nur selten in die Ebenen, welche von den Namas und Hereros in Besitz genommen sind. Sie haben mit geringen Ausnahmen kein Vieh, und an Ackerbau denken sie erst recht nicht, denn eine etwaige Ernte würde ihre Feinde, die Hereros, noch mehr anziehen. Da bleibt ihnen zum Unterhalte nichts übrig als der Ertrag der Jagd und des Feldes. Die Jagd bringt ihnen nicht viel, denn nur wenige unter ihnen haben es zum Besitze eines Feuergewehres gebracht, und diese Wenigen vermögen sich meist nicht Pulver dafür zu verschaffen, denn sie haben nichts, womit sie es kaufen könnten, und wagen jedesmal Leib und Leben, wenn sie aus ihren Bergen in die Nähe der Wohnungen der Landesherren herunterkommen. Zwar verstehen sie wohl mit Bogen und Pfeilen umzugehen, Vögel wie Eidechsen geschickt mit Steinen zu erlegen oder auch den kleinen Steinbock zu beschleichen und mit der Kerri zu werfen, aber die meiste Nahrung bietet ihnen doch die Pflanzenwelt.

Außer den Beeren, welche ihnen zwei Grewia-Arten, eine Royena, zwei Loranthus und ein Zizyphus liefern, essen sie die gelben wilden Pflaumen, welche die Größe und den Geschmack unserer Schlehen haben. Die rosinenartig schmeckenden Beeren der Grewia werden von allen Eingeborenen Südafrika's nördlich vom Gárib, also von Namas, Hereros und Betschuanen, noch außerdem zur Bereitung von Bier verwendet, indem sie dieselben zerquetscht und mit Wasser übergossen der Gährung überlassen.

Mehrere Cucurbitaceen-Früchte sind eßbar. So z. B. die länglichen, pflaumengroßen Früchte der Coniandra sessilifolia und die rundlichen, mit Höckern besetzten, faustgroßen wilden Gurken von einer noch unbeschriebenen Cucumis-Art, deren Fleisch ganz wie unsere kultivierten Gurken riecht, aber sauer schmeckt. Von den „Bitteräpfel" genannten Früchten der wilden Citrullus vulgaris, welche hier die Stelle der nordafrikanischen Koloquinte vertritt, benutzen sie die Samen, welche sie durch Waschen von der anhängenden Bitterkeit befreien und dann zerquetschen.

Auch mehrere Asclepiadeen spenden ihnen fleischige Wurzelstöcke oder genießbare Stämme, wie z. B. die kaktusähnliche Hoodia Gordoni, aus deren jungen Trieben beim Anschneiden reichliche Gallert quillt. Der Geschmack ist süßlich-scharf und erinnert nach einiger Zeit an Süßholz.

Doch alle die bisher genannten Dinge sind nur Aushülfsmittel für die Leute, welche sie gelegentlich genießen; das hauptsächlichste Nahrungsmittel aber, das eigentliche Brot der Damaras wird ihnen von drei Pflanzen geliefert, nämlich von einer Iridee (anscheinend einer Moraea), einer Geraniacee (Monsonia umbellata) und mehreren Gräsern. Die Knollen der ersteren, kurzweg uintjes, d. h. Zwiebeln genannt, enthalten reichlich Stärke und sind sehr nahrhaft. Die Leute sammeln sie im Herbste, rösten sie und heben sie in Erd- oder Felsenlöchern auf, welche sie erst durch Ausglühen von etwaigem Ungeziefer reinigen. Die Knollen haben die Größe von Hasselnüssen, denen sie auch im Geschmacke sehr ähnlich sind. Die Damaras essen entweder die gerösteteten Knollen oder zerquetschen sie und kochen mit Wasser einen Brei daraus. Auf ähnliche Weise werden die sehr ölreichen Monsonia-Samen, hier Rabaß genannt, zubereitet.

Die Knollen gewinnen die Leute durch Ausgraben mit Hülfe spitzer Stöcke; die Art und Weise, wie sie sich

die erwähnten Samen verschaffen, ist aber ganz und gar verschieden davon, denn nicht selbst besorgen sie die mühselige Arbeit des Zusammentragens. Wie die Bienen den Honig, so sammeln die Ameisen des Landes diese Samen in Erdlöchern. Die Damaras kommen dann nur und jagen sie den fleißigen Tierchen ab. Damara-Land ist ein weites Grasfeld. Tage-, ja wochenlang fährt in der guten Jahreszeit der Wagen zwischen fuß- oder selbst meterhohem Grase dahin, welches Thal und Hügel oft so dicht bedeckt, wie das von Menschenhand gesäete Getreide die heimischen Gefilde. Mit dem Herbste, der Reifezeit des Grases, beginnt die Arbeit der emsigen Ameisen. Unermüdlich tragen sie die Körner in ihre Erdlöcher und bringen die kleinen, federigen Spelzen wieder mit heraus, dieselben in der Nähe des Eingangs fallen lassend. Durch die Häufchen dieser kleinen Hülsen verraten sie dem suchenden Auge nur zu leicht ihre Vorratskammern. Ist daher in den Monaten Mai und Juni ihre Arbeit beendet, dann beginnt die Ernte des Damaras. Von ihm gilt das Wort der Schrift in veränderter Form. Er säet nicht, aber er erntet doch, ja er hat nur nötig, die schon gesammelte Ernte in seine Scheuern zu übertragen. In kleinen Nestern findet man wohl nur ein Viertels-Kilo, in größeren aber auch 1—2 Kilo solcher Samen, welche an Nährwert fast unserem Getreide gleichkommen.

Wie alle Völker der Erde, so benutzen auch die Bewohner des Damara-Landes eine größere Anzahl von Kräutern und Wurzeln für allerlei Krankheiten, doch wird noch nichts davon in Europa verwendet. Erwähnenswert dagegen sind drei andere Gewächse, welche von den Buschmännern und Damaras zur Verfertigung des Pfeilgiftes gebraucht werden. Es sind das zwei Euphorbia-Arten und eine „**Kobas**“ genannte Pflanze mit dickem Stamme, welche botanisch nicht zu bestimmen war, da sie zur Zeit meiner Anwesenheit im Lande weder Blüten noch Früchte trug. Die Zweige der Euphorbien, besonders die dicken Sprossen der ringsum mit drohenden Dornen besetzten **Euphorbia horrida**, werden mit einem Ende ins Feuer gelegt, worauf am anderen Ende der Milchsaft herausschwehlt, und zu einer weichen Masse verdickt wird. Aehnlich verfahren sie mit dem Kobas und schmieren die zusammengemischten Extrakte in die Riefen der Pfeilspitzen oder ballen sie zu kleinen Kugeln, welche sie an ihre Nachbarn, die Ovambos, verkaufen. Beide Pflanzen scheinen äußerst reizende Gifte zu enthalten, denn meine Fingerspitzen wurden schmerzhaft entzündet, als ich einige Stämme zerschnitt, und unbekannt mit der gefährlichen Eigenschaft derselben, mit ihrem Safte in Berührung kam.

Zum Schluß bemerke ich noch, daß die in vorstehendem nicht erwähnte Nara-Frucht — von **Acanthosicyos horrida**, *Hook* — welche für die Topnars, in der Nähe der Walfisch-Bay, das wichtigste Nahrungsmittel abgibt, an anderer Stelle ausführlicher als es hier geschehen könnte, behandelt werden wird.

Der Schlangentanz der Mokis in Arizona.

(Schluß.)

Die in voriger Nummer gegebene Schilderung des Schlangentanzes der Mokis hat in der amerikanischen Presse einige Bemerkungen, Kritiken, Ergänzungen, Erklärungsversuche rc. hervorgerufen, und Mr. Mindeleff hat sich veranlaßt gesehen, einige derselben zu beantworten. Eine dieser Antworten, auf den Aufsatz eines Herrn Trumble, in „New-York Commercial Advertiser“, geben wir nachstehend im Auszuge wieder, weil diese gewissermaßen eine Ergänzung der früheren Schilderung bildet. Herr Mindeleff sagt:

Herr Trumble erwähnt das Vorkommen ähnlicher Aufführungen unter mehreren Stämmen von Central- und Südamerika und erörtert weitläufiger die gebrauchten Gegengifte gegen Schlangenbiß. Diesen Punkt habe ich in meinem Aufsatz nur leicht berührt, weil Dr. H. C. Yarrow von der Armee der Vereinigten Staaten, welcher dem Tanz in Wolpi zu dem speziellen Zwecke anwohnte, die Arten der angewandten Schlangen zu bestimmen und zu ermitteln, ob dieselben unschädlich gemacht worden seien, meiner Vorlesung anwohnte und die Güte hatte, meinen Vortrag einigermaßen eingehend zu erörtern. Das in dieser Frage liegende Interesse dürfte einige Bemerkungen über die Phase des Gegenstandes rechtfertigen.

Dr. Yarrow identifizierte vier Arten von Schlangen, von denen jedoch nur eine einzige giftig war — die gefleckte Klapperschlange, **Crotalus confluentus**. Er stieg am Vorabend des Tanzes in die Kiwa hinab und untersuchte die Schlangen, welche am folgenden Tage verwendet werden sollten. Auf seine Bitte wurde eine große, von ihm ausgewählte Klapperschlange durch einen der Indianer ihm zur Prüfung vorgehalten und ihr das Maul geöffnet, worauf der Doktor die Fangzähne unverletzt und von bedeutender Größe fand. Ich darf hinzufügen, daß am Schlusse des Schlangentanzes von 1883 zwei Klapperschlangen gefangen und an das Nationalmuseum eingeschickt worden waren. Dieselben wurden bald nach ihrer Ankunft von Dr. S. Weir Mitchell von Philadelphia untersucht, welcher sie vollkommen in Ordnung fand; ihre Fangzähne waren nicht abgebrochen und die Giftblasen unverletzt und voll Gift.

Die bei dem Tanze verwendeten Schlangen erleiden einen sehr komplizierten Verlauf von Behandlungen in der Kiwa, worin sie vor ihrem Erscheinen in der Oeffentlichkeit eingesperrt sind. Sie werden wiederholt in verschiedenen Arten von „Medizinwasser“ gewaschen und häufig gehandhabt und mit einer leichten, drückenden Bewegung der Hand nach abwärts gestrichen. Ob eine derartige, über 5 bis 6 Tage verlängerte Behandlung hinreicht, um eine kräftige Klapperschlange unschädlich zu machen, ist eine noch offene Frage. Sowohl Kapitän Bourke in seinem Buch, als Dr. Yarrow in seinen Bemerkungen, erwähnen,

daß sie noch am Tage des Tanzes eine große Klapperschlange aus dem Feld hereinbringen sahen. Diese wenigstens müßte imstande gewesen sein, verhängnisvolle Wunden beizubringen.

Die Indianer hegen das größte Vertrauen in die Mittel, deren sie sich bedienen, um sich Sicherheit vor Verletzung zu verbürgen. In einer Unterredung, die er bald nach dem Tanze mit dem Oberpriester hatte, zeigte Dr. Yarrow dem alten Manne eine Spritze zu subcutanen Einspitzungen und eine Lösung von übermangansaurem Kali, welche er zum Gebrauch in Notfällen mitgebracht hatte und deren Anwendung er ihm erklärte. Der alte Mann erwiderte: „Meines Bruders Medizin ist ohne Zweifel gut, aber wir sind ganz zufrieden mit unserer eigenen." Die Mitwirkenden werden nur sehr selten gebissen: ich bemerkte nur Einen Fall in Wolpi, keinen in Maschongnawi. Andere erzählen von zwei Fällen in Wolpi, welche meiner Beachtung entgingen; in diesen beiden Fällen rührte der Biß von nicht-giftigen Schlangen her. Da die Zahl der bei diesem Tanz benützten Schlangen sich auf 80 belief, so ist dies kein hoher Prozentsatz. Ich bin der Ansicht, daß die Mokis sich auf die vorhergehende Handhabung der Schlangen, auf ihr eigenes Zaubern und ihre Beschwörungen weit mehr verlassen, als auf eine nachherige Behandlung durch sie selbst. Wie Dr. Yarrow bemerkt, dürfte eine Schlange, welche wiederholt gehandhabt wurde und entdeckt hat, daß ihr nichts zu leid gethan werde, verhältnismäßig zahm werden, und dies würde das Verhalten der Schlangen während des Tanzes erklären. In den Händen der Tänzer erscheinen sie erstarrt und leblos, und erst wenn sie aus dem Munde der Tänzer rauh auf den Boden fielen, zeigten sie einige Neigung zum Schlagen.

Die Kenntnis der Zusammensetzung der von den Mokis gebrauchten Flüssigkeiten wird sehr geheim gehalten und ist nur auf einen einzigen Mann, den Oberpriester, beschränkt; selbst die Mitglieder des Ordens wissen nicht darum. Damit jedoch das Geheimnis nicht verloren gehe, teilt der Oberpriester die geheime Kunde mit einem alten Weibe des Stammes. Der Oberpriester behält das Geheimnis für sich, bis er vermeintlich oder wirklich auf dem Totenbette liegt; dann teilt er es dem zuvor von ihm erwählten Nachfolger mit, welchen er bereits in alle die anderen sich auf den Tanz beziehenden Rechte und Zeremonien eingeweiht hatte.

Die nicht zum Orden Gehörenden können sich die verschiedenen Flüssigkeiten oder „Medizinwasser" nicht verschaffen, da dieselben sehr eifersüchtig gehütet werden. Wiki, der Schlangenoberpriester, war in einer Unterredung, welche nach den Tänzen auf einem Gehöfte in der Nachbarschaft stattfand, eine Weile ganz mitteilsam; als aber die Rede auf diesen Gegenstand kam, wurde er sehr aufgeregt. Er sagte: wenn er das Geheimnis der Bereitung jener Flüssigkeiten enthüllte, würde sein Leben verfallen sein. Es gelang jedoch Dr. Yarrow, nach dem Tanze sich eine Flasche von dieser Flüssigkeit zu verschaffen, und diese befindet sich nun im Arzneimuseum der Armee.

Es muß hier erwähnt werden, daß diese Flüssigkeiten von den Indianern nicht als Gegengift angesehen werden. Auch der unmittelbar nach dem Tanze eingenommene Trank hat keine direkte Beziehung auf die Giftfrage. Als Antwort auf Dr. Yarrow's Frage nach dem Zweck dieser Zeremonie (des Erbrechens nach dem Tanze) sagte ihm Wiki: das Verweilen der Schlange zwischen den Lippen des Tänzers verursache diesem einen reichlichen Speichelfluß, und der Tänzer müsse notgedrungen diesen Speichel schlucken, welcher giftig sei; wenn er denselben daher nicht durch Erbrechen los würde, müßte sein Magen anschwellen und platzen — eine Operation welche, wie ich kaum zu sagen brauche, aus dieser Ursache niemals stattfand, und die Schilderung muß daher aus irgend einer anderen Quelle abgeleitet sein, welche außerhalb der Thatsachen dieses Falles liegt.

Herr Trumble spricht auch von Uebersättigung der an diesem Tanze Teilnehmenden; er meint ferner, die Schlangen werden gefüttert bis sie unthätig werden, und findet an diesem Verfahren ein teilweises Vorbeugungsmittel gegen die schlimmen Wirkungen des Schlangenbisses.

Keines von allen diesen findet seine Anwendung auf die Moki-Tänze. Die Mitwirkenden gehen zum Tanz nach vier Tagen eines wirklich praktischen Fastens, denn sie nehmen thatsächlich nur eine einzige Mahlzeit täglich ein, und den Schlangen selbst wird, so viel mir bekannt, keinerlei Futter gereicht. In Wiki's Erzählung kommt allerdings die Phrase vor: „und ich badete sie und gab ihr die Flüssigkeit zu trinken", allein dies „zu Trinkengeben" ist nur metaphorisch und besteht darin, daß man die Schlange mittels einer Feder mit dieser Flüssigkeit besprengt.

Ich glaube, das Studium der Gebräuche, welche sich auf die Schlangen-Verehrung beziehen, wie sie unter den tieferstehenden Rassen des Menschengeschlechts vorkommt, würde viel Licht auf die Schlangen-Symbolik werfen, welche unter ganz hoch zivilisierten Völkern, z. B. den Aegyptern, üblich war; allein unsere Kunde von den früheren Phasen dieser Form von Verehrung ist eine ziemlich dürftige. Vielleicht dürften die von Herrn Trumble erwähnten Stämme etwas von der erforderlichen Belehrung liefern.

In „Harper's Weekly" vom 25. März 1882 steht eine von Kapitän Bourke angeführte Schilderung einer dem Moki-Tanz sehr ähnlichen Aufführung unter einigen zentralamerikanischen Stämmen. Bei dieser Zeremonie hat jeder Mitwirkende seine eigene besondere Schlange, welche er sich zuvor dressiert hat und mit welcher er verschiedene Kunststücke aufführt. Dies ist jedoch Gaukelei, ein Element welches in den Aufführungen der Mokis gänzlich fehlt. Ueber diesen Punkt kann ich wohl nichts

Besseres und Bezeichnenderes anführen als Dr. Yarrow's Schlußbemerkungen: „Ich ging nach Wolpi in der Erwartung, einen großen Teil Humbug in dem Schlangentanze zu finden; ich ging hinweg, überzeugt von der Ernsthaftigkeit und redlichen Handlungsweise der Leute und ohne den mindesten Zweifel, daß dieselben vollständig glaubten, ihre Zeremonien würden das gewünschte Ergebnis zustande bringen."

Meines Erachtens ist Herr Trumble auch im Irrtum über die Wirkungen des Curari; allein das Wort ist auf so viele verschiedene Arten von Gift angewendet worden, daß es nachgerade eine ziemlich vage Bedeutung erhalten hat. Curarin, das wirksame Prinzip des Curari, soll Lähmung der motorischen Nerven verursachen, und ist in der Heilkunde als Gegenmittel gegen Strychnin und als Heilmittel bei Wasserscheu und Tetanus gebraucht worden. Ob es zur Lähmung der beim Moki-Tanz gebrauchten Schlangen dienen kann, ist eine Frage, deren Beantwortung ich denjenigen überlassen muß, welche für diese Erörterung besser geeignet sind als ich. Der Gegenstand hat großes Interesse erregt, und viele hervorragende Forscher vor Sir Walter Raleigh (der schon 1595 seine Schilderung veröffentlichte) bis auf die Gegenwart herab haben demselben ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Die vollständigste Schilderung davon haben wahrscheinlich Dr. S. Weir Mitchell und Dr. A. W. Hamond in des letzteren „Physiological Memoirs" 1863 veröffentlicht.

In Herrn Trumble's Brief ist ein Punkt, welcher besondere Beachtung zu verdienen scheint. Dies ist der Gebrauch, welchen Indianer von Gegenmitteln gegen Gifte machen. Für den Wilden gibt es nichts Unbekanntes: alles wird erklärt, und diese Erklärung ist immer die einfachste, die direkteste und in der Regel die oberflächlichste, welche nur angewendet werden könnte. Der Wilde vermag sich ebenso wenig die physischen Ursachen von Phänomenen zu vergegenwärtigen, wie die Gesetze zu erklären, welche das Sonnensystem regieren. Beispiele und Beweise davon liefern uns im Ueberfluß die Moki-Mythen, welche wir aber hier gar nicht anzuführen brauchen, weil sie bei allen Stämmen vorkommen und in jedem Werke über mythologische Philosophie gefunden werden können. Diese Unfähigkeit, die Thatsachen der physischen Causation zu begreifen — die großartigsten, die bis jetzt von Menschen entdeckt worden sind — ist jedoch nicht auf Wilde allein beschränkt, sondern im höheren oder geringeren Grade auch in demjenigen vorhanden, was wir die höchste Zivilisation zu nennen gewöhnt sind. Daraus folgt dann, daß Gift als eine physische Ursache des Todes ein Begriff ist, der über das Fassungsvermögen des Verstandes des Wilden weit hinausgeht geht, und dies ist auch wirklich der Fall. Gift, wenn es von Wilden überhaupt begriffen wird — und dieser Begriff ist seltener als man allgemein glaubt — wird nicht als eine Substanz betrachtet, welche in sich selbst ihre verhängnisvollen Eigenschaften enthält, sondern die durch irgendeine äußere Macht — entweder menschliche, wie bei der Hexerei, oder übernatürliche — damit begabt worden ist. Das Gegengift gegen Gift als solches begriffen besteht daher in einer Anrufung derselben Mächte, welche das Gift erzeugten oder, mit anderen Worten, in Bezauberungen, Gebeten, Beschwörungen u. dgl.

Weiße Sklaven in Galizien.

Das Kronland Galizien hat eine ausgedehnte, wenn auch vorläufig noch sehr primitiv betriebene Petroleum-Industrie. Die bedeutenderen Gruben liegen in Boryslaw und Wolanka: dort existieren nicht weniger als 332 Unternehmungen, die in 1350 Schachten bei 11,000 Arbeiter beschäftigen. Der Betrieb ist selbstverständlich ein bergmännischer, aber die Gewinnung von Erdöl und Erdwachs ist vom Gesetz als ein freies Gewerbe erklärt, und so haben die Bergbehörden dort nichts anzuordnen und nicht einmal zu beaufsichtigen; maßgebend für die einschlagenden Verhältnisse ist lediglich ein Gruben-Reglement (aus dem Jahre 1882) der Bezirkshauptmannschaft von Drohobycz, und es bedarf in Galizien wohl nicht erst der Versicherung, daß sich niemand daran kehrt. Thatsache ist, daß unter der Herrschaft dieses Reglements sich Zustände entwickelt und befestigt haben, wie sie ähnlich in Oesterreich und vielleicht in ganz Europa auch nicht annähernd existieren.

Wohl schreibt das Reglement ganz genau vor, in welcher Weise und mit Anwendung welcher Vorsichtsmaßregeln für Leben und Gesundheit der Grubenarbeiter die Abteufung und Entgasung der Schachte, die Gewinnung des Produkts und seine Förderung auf die Oberfläche zu geschehen haben, aber die Vorschriften stehen lediglich schon deshalb auf dem Papier, weil nur die mangelhafteste Aufsicht über ihre Befolgung vorhanden ist und weil die Aufsichtsorgane keinerlei amtliche Autorität haben. Als solche Organe fungieren nicht blos für die 1350 Gruben in Boryslaw und Wolanka, sondern für sämtliche Gruben des Boryslawer Grubendistrikts 3, schreibe drei, Steiger, so daß also jeder von ihnen nahe an 500 Schachte zu befahren hat, und dazu kommt, daß die Unternehmer selbst, weil bei einer ausgedehnten und regelmäßigen Thätigkeit der Steiger zu viel Zeit verloren gehen würde, das Möglichste thun, sie zu beschränken. Es ist daher fast selbstverständlich, daß der Betrieb ein vollständig regelloser ist und daß fortgesetzt eine sehr hohe Ziffer von Unfällen in den Gruben verzeichnet wird.

Die Grubenarbeiter zerfallen in zwei Kategorien. Die Arbeiter der ersten Kategorie werden von den sogenannten Kassierern aufgenommen, überwacht und ausgezahlt, sie sind vollständig von diesen abhängig; die der zweiten Kategorie verdingen sich auf eigene Faust. Jene sind einfach Arbeitstiere; der Kassierer beherbergt und verköstigt

sie und verwendet sie beliebig bei einem seiner Schachte. Blos dafür, daß er überhaupt aufgenommen wird, zahlt der Arbeiter ihm 10 Prozent des für eine 12stündige Arbeitszeit mit 50 kr. bis 1 fl. berechneten Lohnes, die übrigen 90 Prozent nimmt zum großen Teil der Kassierer respektive dessen in der Regel mit einer Verkaufslicenz ausgestattetes eheliches Gemahl für Kost, Getränk und Lagerstätte an sich, und die Folge ist, daß der ihm einmal verfallene Sklave, der immer gewisse Beträge schuldig bleibt, sich weder kleiden noch sein Joch abschütteln kann; wer nach Boryslaw kommt, sieht Scharen dieser armen Leute, in elende Lumpen gehüllt und halb verhungert, dort umherziehen. Etwas besser, denn sie können wenigstens frei über ihre Person verfügen, sind die Arbeiter der zweiten Kategorie gestellt. Sie verdingen sich beliebig zur Arbeit, aber auch das geschieht in einer Form, wie sie schwerlich irgendwo vorhanden. Eine Schenke ist gewöhnlich der Arbeitermarkt, und dort finden sich täglich von 6 Uhr früh und 6 Uhr abends, wenn der Schichtwechsel vor sich geht, Hunderte von Arbeitern ein und lassen sich, jedoch immer nur für eine einzige Arbeitsschicht, aufnehmen; sie bringen, und sie haben vollauf Grund dazu, den Kassierern ein so entschiedenes Mißtrauen entgegen, daß diese ihnen den bedungenen Lohn vorauszahlen müssen. Das hindert freilich auch nicht, daß auch sie geschunden werden; auch sie haben, gleich den anderen Arbeitern, die Aufnahmstaxe von 10 Prozent zu entrichten und wenn sie sich nicht mit Lebensmitteln versehen haben, so sind auch sie während der Schicht wieder auf den Kassierer, resp. dessen vortreffliche Gattin, angewiesen, in deren Hände auf diese Weise der größte Teil auch ihres Lohnes gelangt.

Und welche Existenz dafür? In den Arbeiter-Herbergen liegen in einem ganz engen Raum oft 60 bis 70 Personen beiderlei Geschlechts, vollständig angekleidet und von Schmutz starrend, Leib an Leib gepreßt, kaum imstande, sich von der einen Seite auf die andere zu wenden, hart aneinander geschichtet: materieller und sittlicher Ruin, das ist ihr Los. Allerdings sind es meist gänzlich verkommene, aus aller Herren Ländern zusammengetriebene Menschen, aber Menschen sind sie doch, und sie werden wie das Vieh, schlimmer als das Vieh behandelt. Ob sie den Hals brechen oder elend verschmachten, niemand kümmert sich um sie; in die Lücke, die sie hinterlassen, treten sofort andere ein, und das ist das einzige, was die Unternehmer interessiert; ein menschlicher Arbeiter hat für sie, wie das Arbeitstier, nur so lange einen Wert, als ihm die Kraft bleibt, zu arbeiten. Wer aus irgend einem Grunde arbeitsunfähig geworden, wird entweder in aller Stille aus dem Grubenbezirk hinausgeschafft oder, wenn das, weil die Krankheit schon zu weit vorgeschritten, nicht mehr thunlich, — nackt, bezeugen die Spitalärzte — ins Spital gebracht, um dort alsbald zu „verenden". G. Weisbrodt.

Dr. H. Ten Kate's neuere Reisen in Guiana.

Wir haben in Nr. 32 dieser Blätter über die Reisen des Herrn Dr. H. Ten Kate jun. in Guiana berichtet und wollen diesen Bericht nun in folgendem vervollständigen.

Am 15. Dezember vor. Js. verließ Herr Ten Kate Paramaribo, um die Buschneger am oberen Surinam-Fluß zu besuchen. Wegen der geringen Wassermenge aber, welche der Fluß damals zeigte, ward es unserem Reisenden sehr schwer, weiter als bis zu der Mission Bergendaal hinanzufahren. Das Zeltboot hatte schon alle Mühe gehabt, nur bis dahin zu kommen, denn die Kolonie wurde damals von einer anscheinend ganz außerordentlichen Dürre und Trockenheit heimgesucht. Die Folge davon war, daß die Flüsse und Creeke nicht mehr Wasser genug für die Schifffahrt darboten, und daß das Reisen dadurch äußerst schwierig und kostspielig wurde. Herr Ten Kate mußte daher umkehren und sich am 23. Dezember an Bord einer kleinen Goëlette in Paramaribo einschiffen, um sich nach Albina, einer kleinen Niederlassung am unteren Maroni, zu begeben, wo er vier Tage später ankam. Von hier aus besuchte Herr Ten Kate die beiden Ufer des Maroni, von Galibi an dessen Mündung, bis zu den Stromschnellen von Armina. Unglücklicherweise verhinderten anfangs die gewaltigen Regengüsse und später der erschütterte Gesundheitszustand unseres Reisenden, daß die Erfolge dieser Reise seinen Erwartungen entsprachen.

Die Indianer am unteren Maroni, auf dem linken oder surinamischen Ufer, bestehen hauptsächlich aus Galibis, welche nur echte Kalinas oder Karaiben sind, und aus einigen Arowaken. Die Gesamtzahl dieser Indianer beträgt ungefähr 300 Köpfe. Auf dem französischen Ufer des Stroms gibt es keine Indianer, und die Regierung hat denselben die Niederlassung dort verboten wegen der Strafkolonien. Natürlich bezieht sich diese Schilderung nicht auf die Roucouyennes-Indianer und andere, minder bekannte, aus den Regionen am oberen Maroni.

Bei Apatu, dem hingebenden und intelligenten Begleiter Crevaux's, vermochte sich Herr Ten Kate einige sehr interessante Gegenstände von jenen Völkerschaften zu verschaffen. Der wackere Apatu hat sich seit seiner Rückkehr aus Europa von seinem Stamm, den Boni-Negern, getrennt und lebt gegenwärtig in der Nähe des Armina-Creeks, wo er, umgeben von einer gewissen Anzahl seiner Freunde, ein Dorf gegründet hat und nun ganz unabhängig von dem Grandmann oder obersten Häuptling der Boni-Neger dasteht. Apatu lebt sozusagen in seinen glorreichen Reise-Erinnerungen und spricht besonders gern von seinem Aufenthalt in Frankreich. Da Herr Ten Kate während seines Besuches bei Apatu sehr unwohl war, so wurde er von diesem sehr freundlich behandelt.

Herr Ten Kate benützte seinen Aufenthalt am Maroni zum Besuche der Strafanstalten St. Laurent, St. Louis und St. Maurice im französischen Guiana, welche mit

deportierten Arabern und Annamiten bevölkert sind, und der schönen Orlean-Pflanzung (Bixa Orellana), welche die Gebrüder Bar seit einer Reihe von Jahren auf der Insel Portal eingerichtet haben. Dieselben Gebrüder Bar besitzen auch eine ungeheure prachtvolle entomologische Sammlung, welche sie selbst ganz in Guiana aufgebracht haben. Aber auch noch einen anderen hochinteressanten Gegenstand untersuchte Herr Ten Kate genau, nämlich den sogen. Timehri-Felsen, welcher mit sehr alten Steininschriften bedeckt ist und dessen schon Crevaux und Kappler erwähnt haben. Endlich besuchte unser Reisender noch die Placeres und Goldwäschereien von Aru-wa-rua, welche gegenwärtig bearbeitet werden. Nachdem er so viele anthropologische, zoologische und andere Urkunden gesammelt hatte, als ihm unter bewandten Umständen nur möglich war, verließ Herr Ten Kate die Station Albina am 18. Januar 1886, um durch den Wane-Creek, die Cormotibo und die Cottica nach Paramaribo zurückzukehren, wobei er sich hie und da bei den Yuca-Buschnegern aufhielt. Auch diese Fahrt war eine sehr schwierige und mühselige infolge von Wassermangel im Wane-Creek. Fünf Tage nach seiner Abreise von Albina langte Herr Ten Kate wieder in der Hauptstadt an und benützte die zu seiner Verfügung bleibende Zeit vor seiner Abreise aus Surinam zur Vervollständigung seiner naturwissenschaftlichen Sammlungen in den Umgebungen der Hauptstadt und zur Sammlung neuer anthropologischer Materialien im Hospital. Nachdem er sodann seine Notizen und geordneten Sammlungen expediert hatte, verabschiedete er sich am 19. Februar 1886 von Surinam, um sich nach Georgetown im britischen Guiana zu begeben.

Trotz des bedauerlichen Verlustes seines Tagebuchs und eines großen Teils seiner wissenschaftlichen Aufzeichnungen, welche ihm im Dezember, am Abend seiner Einschiffung nach dem Maroni, gestohlen worden waren, sind doch die sämtlichen wissenschaftlichen und namentlich anthropologischen Notizen, welche Herr Ten Kate über Surinam sammeln konnte, noch wichtig und wertvoll genug, um die in dem Werke des Prinzen Roland Bonaparte über diese Kolonie enthaltenen Beobachtungen und Nachrichten vervollständigen zu können.

„Der allgemeine Eindruck, welchen Surinam auf mich gemacht hat," sagt Herr Ten Kate in einem seiner Briefe, „er ist ein sehr trauriger. Das Land ist in jeder Hinsicht verwahrlost und befindet sich in einem Zustand äußersten Zerfalls. Die Mehrzahl der Pflanzungen, namentlich Zuckerpflanzungen, sind nacheinander aufgegeben worden und der Wald nimmt wieder das Terrain ein, welches man ihm früher entrissen hat. Die Bevölkerung ist träge und ohne Energie. Das herrschende Element besteht aus Kreolen von jeder Farbe, und die Juden bilden ein sehr bedeutendes Kontingent. Die wohlhabenden, einflußreichen, geschickten und thatkräftigen Europäer sind daselbst ungemein selten. Im Ackerbau und den übrigen Erwerbszweigen bedient man sich noch solcher Methoden und Verfahren, welche man füglich für fossile erklären könnte. Meines Erachtens könnte nur eine ganz neue Bevölkerung voll frischer, gesunder Thatkraft und eine vollständige Umgestaltung der gewerblichen und Ackerbau-Verhältnisse die Kolonie aus ihrem gegenwärtigen kläglichen Zustande wieder aufraffen, dessen Ursache sich das Mutterland und die Kolonie gegenwärtig beimessen."

Die Abwesenheit des englischen Reisenden Im Thurn, welcher sich behufs der Kräftigung seiner Gesundheit noch in England befand, veranlaßte Herrn Ten Kate auf den Aufenthalt zu verzichten, welchen er bei dem hervorragenden Ethnologen am Pomeroon-Fluß zu nehmen sich vorgenommen hatte. Er verweilte daher nur einige Tage in Georgetown und reiste dann nach Trinidad, wo er am 26. Februar in Port d'Espagne ankam. Auf Trinidad besuchte Herr Ten Kate die Ueberreste der eingeborenen Bevölkerung, welche noch im Inneren der Insel, in der Nähe von Arima, im Gebirge zerstreut sind. Diese Indianen von karaibischem Ursprung sind mehr oder weniger mestizifiziert und leben wie die Kreolen; sie haben alle Ursprünglichkeit verloren und scheinen sogar ihre Muttersprache eingebüßt zu haben. Nach den von unserem Reisenden gesammelten Nachrichten soll es noch bei Caura und in anderen Teilen der Insel einige letzte Spuren von eingeborenen Indianen geben. Ein sehr großer Teil der gegenwärtigen Bevölkerung von Trinidad besteht aus Kulies, Chinesen, Hindus und anderen Schwarzen aus Indien. Nach einem achttägigen Aufenthalt auf Trinidad schiffte sich Dr. Ten Kate am 5. März an Bord eines Dampfers nach Ciudad-Bolivar in Venezuela ein. Bei der Durchfahrt durch den Caño de Macareo hatte Herr Ten Kate Gelegenheit, sich eine Idee von den Guaraunen-Indianern des Orinoco-Delta's zu machen, welche Crevaux im Jahre 1881 besucht hatte. Durch ihr Aussehen im allgemeinen und durch ihre Art und Weise in ihren Kähnen zu fahren, erinnerten ihn diese Indianen an die Karaiben von Surinam.

Am 7. März langte Dr. Ten Kate in Ciudad-Bolivar an. Hier zog er die für eine Reise ins Innere des Landes notwendigen Erkundigungen ein und beschloß, die Reise nach Cumana zu Lande zu machen, unterwegs die Indianen dieser Region zu studieren und seine naturwissenschaftliche Sammlung dabei nach Möglichkeit zu bereichern. Unser Reisender verließ Soledad zu Pferde am 12. März in Begleitung von einem Führer und zwei Indianen als Maultiertreiber. Zunächst folgte Herr Ten Kate den Llanos oder sandigen Ebenen und passierte die Flüsse Morichalargo, Tigre und Guanipa; dann führte ihn sein Weg auf fast unwegsamen Pfaden durch die aus Kalk- und Schiefergestein bestehende Sierra. An einem in den Llanos gelegenen Orte namens Aquasai hielt sich Herr Ten Kate vom 17. bis 20. März auf, um die Indianen der dortigen Umgegend zu studieren. JAqu usai, wie im Gebirge,

besteht die Bevölkerung hauptsächlich aus Indianen und Mestizen. Die ersteren aber erinnern sich kaum mehr des Namens des Stammes zu dem sie gehören, nämlich dem der Chaymas oder Cumanagotos. Von ethnographisch-interessanten Gegenständen war aber in ihren Hütten außer Pfeil und Bogen und der Maracca (Klapper aus einem Kürbis) nichts zu finden.

Die am mindesten umgewandelten Indianen, welche Herr Ten Kate unterwegs traf, waren umherziehende Karaiben von Cantura, einer ihrer Kolonien.

Die Indianen jenes Landes sind sehr arm sowohl wegen der häufigen politischen Umwälzungen und wegen der außerordentlichen Trockenheit der Jahreszeit, wie infolge der unermeßlichen Massen von Heuschrecken, welche ihre Ernten von Mais, Cassave und Zuckerrohr zerstört haben.

Als Herr Ten Kate über Caicara in das im allgemeinen wenig bewaldete Gebirge kam, hielt er sich besonders in dem schönen Thale von Guacharo, bei Caripe, auf und besuchte auch die berühmte Höhle oder Grotte, welche schon Alexander v. Humboldt geschildert hat, dessen Namen noch heute unter der Bevölkerung jener Gegenden wohl bekannt ist. Am 30. März erreichte unser Reisender Cumana. Der Anblick dieser Stadt entspricht nicht mehr der Schilderung, welche Humboldt davon entworfen hat, denn seit jener Zeit haben Erdbeben die bedeutendsten Teile von Cumana zerstört. Herr Ten Kate besuchte auch die Guayqueries, welche in der Nähe von Cumana dem dem Golf Cariaco entlang wohnen, und fand sie sehr mit weißem und Negerblut vermischt.

Am 1. April verließ Dr. Ten Kate Cumana in einem kleinen Segelboote und fuhr nach der berühmten Saline der Halbinsel Araya. Hier verweilte er einen Tag und schiffte sich dann auf einer mit Salz befrachteten Goëlette nach La Guayra ein, wo er am 4. ankam, und gelangte am folgenden Tage nach Caracas. Hier aber ward er von einem solch heftigen Anfall von Sumpffieber ergriffen das er sich schon in Surinam zugezogen hatte, daß er zu seinem Bedauern auf den Ausflug verzichten mußte, welchen er bei den Seminolen auf der Südspitze von Florida zu machen beabsichtigt hatte. Er schiffte sich daher auf dem ersten Dampfer ein, welcher nach gemäßigteren Regionen abging, verließ La Guayra am 24. April und erreichte am 5. Mai New-York, nachdem er noch in Puerto Cabello und auf der Insel Curaçao einen kurzen Aufenthalt gemacht hatte.

Herr Ten Kate benützte seinen gezwungenen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten zu einem abermaligen Besuch bei den Irokesen-Indianern im Staate New-York, welche er schon im Jahre 1882 gesehen hatte, und zum Studium anderer Eingeborenen in Canada, auf den Reserven Grand-Riveret und Caughnawaga. Sechs Wochen später nötigten ihn verschiedene Umstände und Verhältnisse, seine Reisen zu unterbrechen und sich wieder nach Hause zu begeben. So reiste er denn am 18. Juni von Quebec ab und kehrte nach einer Abwesenheit von ungefähr 14 Monaten nach Holland zurück.

Wir dürfen wohl binnen kurzem der Veröffentlichung der Reise-Schilderungen des Dr. Ten Kate entgegensehen, welche für die Naturgeschichte und Geographie, namentlich aber für die Ethnologie, viele interessante Bereicherungen darbieten werden, wie sie von dem Forscherfleiße dieses Gelehrten, eines der tüchtigsten Indianologen der Gegenwart, nicht anders zu erwarten sind. Wir werden es uns zur angenehmen Pflicht machen, in diesen Blättern über dieselben zu berichten.

Die Philippinen-Inseln.

Nach dem Spanischen des D. Francisco J. de Maya y Jimenez.

Uebersetzt und bearbeitet von Alexander Braun.

(Schluß.)

IV. Die Chinesen auf den Philippinen.

Ein großer Teil der philippinischen Bevölkerung besteht aus Chinesen. Gewissermaßen als Ware nach den Philippinen importiert, werden sie um 20—30 Pesos pro Kopf an einen Cabecilla verkauft, eignen sich rasch, von einem Landsmann unterrichtet, die nötigsten Sprachkenntnisse an, handeln und arbeiten im Dienste des Herrn, bis sie sich die Lösesumme verdient, setzen dann, immer noch in engster Verbindung mit dem Häuptling, das Geschäft auf eigene Rechnung fort und kehren nach ein paar Jahren als wohlhabende Leute in die Heimat zurück. An Not und Elend gewöhnt, brauchen sie zu ihrem Glücke nichts als Arbeit. Sie betteln fast nie, denn ihrem erfinderischen Geiste wird das wenigst Beachtete, Geringste zum Erwerbszweig, bei ihrem Fleiße, ihrer Sparsamkeit alles zur Quelle des Reichtums. Aus jeglichem Berufe verdrängen sie den Eingeborenen, denn ihrer Geschicklichkeit und Arbeitsamkeit, dem Schutz- und Trutzbündnis gegenüber, das sie alle miteinander zum Nachteile der anderen geschlossen haben, ist keine Konkurrenz möglich. Sie sind Kutscher und Köche, Wasserträger, Lastträger und Fuhrleute, Schuster oder Schreiner, vor allem aber Kaufleute; sie handeln mit Fleisch, Obst und Gemüse, Leinwand, Spitzen und Kleiderstoffen, Goldschmuck oder Eisenwaren, kurz mit allem und jedem. Nicht aber als einzelnes Individuum, auf eigene Mittel und persönliche Kraft angewiesen, wie der europäische Kaufmann, tritt uns der chinesische Sangley (Kaufmann) entgegen, sondern als Glied der großen, über den ganzen Archipel verbreiteten Vereinigung der Sangleyes, unterstützt und gefördert von einer reichen und mächtigen Genossenschaft. In jeder Provinz leitet ein Vorsteher die Handelsangelegenheiten seiner Landsleute, bezieht die Waren von der Heimat oder dem Ausland, verteilt sie mit Hülfe der Cabecillas an die verschiedenen Magazine und bestimmt die Preise. Bei diesem System kann sich

der Käufer nicht gegen Ueberforderung schützen. Verlangt man ihm z. B. in einem Geschäft für einen gewünschten Gegenstand zu viel, so sucht er denselben vergebens anderswo; denn der ihn ehrerbietig zur Thüre geleitende Chinese oder ein anderer, indes eiligst durch ein Hinterstübchen entschlüpfend, hat bereits das entsprechende Zeichen gegeben und allenthalben, ginge er auch von einem Laden zum andern, ja wollte er in die entfernteste Vorstadt fahren, fordert man, sofern man überhaupt zugesteht den betreffenden Artikel zu besitzen, das Doppelte und Dreifache, so daß er, ist ihm an der Sache gelegen, zu dem Ersten zurückkehren und sich überteuern lassen muß.

Noch ein zweiter Vorteil erwächst den Chinesen aus der Gemeinschaftlichkeit des Betriebes. Da nämlich die Vorräte mit einemmale in den Handel kommen, erschöpfen sie sich auch zu so ziemlich gleicher Zeit und der Europäer ist, wenn er noch weiteren Bedarf hat, gezwungen, sich an einen der zahllosen chinesischen Vermittler zu wenden, welcher gegen eine ausreichende Entschädigung stets gern bereit ist, zwar nicht gerade die nötige Quantität, wohl aber einen fünf- bis sechsmal größeren Rest um den freilich meist zehnfach höheren Preis herbeizuschaffen.

Neben den Unterhändlern laufen noch eine Menge Hausirer her, welche gemäs der alle Morgen von dem Cabecilla ausgegebenen Ordre verkaufen. Nichts Ergötzlicheres als ein Cargador (Umherträger), der mit einem Eingeborenen zusammentrifft. Stundenlang feilschen sie miteinander, verlangt der Chinese zwölf Pesos, bietet der Indier einen Real, will der eine keinen Pfennig nachlassen, weigert sich der andere auch nur einen Heller zuzulegen und dennoch schließt der mit ebensoviel List und Klugheit als Ausdauer und Beharrlichkeit geführte Kampf fast immer mit der friedlichen Uebergabe des Streitobjekts gegen einen annähernd dem wirklichen Wert entsprechenden Preis.

Unter den Chinesen selbst ist je nach ihrer Herkunft ein ziemlich bedeutender Unterschied zu bemerken: Die aus Amoy und Fu-tscheu stammenden sind in ihrem Wesen sehr zurückhaltend und einem ruhigen Familienleben zugethan; die aus Hongkong und Macao kommenden dagegen Freunde lärmender Lustbarkeit. Auch in der Kleidung, welche bei den meisten weiß und von einförmigem Schnitt ist, zeichnen sie sich durch größere Zierlichkeit aus.

Noch genügsamer als der Indier, braucht der Chinese für den täglichen Unterhalt nur zwei Cuartos (etwa fünf Pfennige). Nachts gewährt ihm für ein Entgelt von zwei Cuartos wohl irgend ein Freund Einlaß. Der Chinese versteht nämlich den strengsten Verboten und eifrigsten Nachforschungen der Polizei zum Trotz allnächtlich 20 bis 30 Landsleute in seinem Zimmer zu beherbergen und so einen monatlichen Gewinn von drei Pesos aus der Benützung eines Raumes zu erzielen, für welchen er nur 15 Kupferrealen bezahlt, vielmehr bezahlen sollte, denn leichter ist es, die Sterne vom Himmel herab, als Geld aus der Tasche des Chinesen hervorzuholen.

Nur einen einzigen Genuß erlaubt sich der Chinese, und zwar denjenigen des Chá (Thee), welchen er fortwährend in kleinen Schlückchen aus winzigen Täßchen schlürft. Im Laden hat er stets seinen Theekessel bei der Hand, den er eigentümlicherweise nie reinigt und erst dann der sich täglich neu vermehrenden Blätter entledigt, wenn ihn dieselben bis an den Rand füllen.

Die höchste Wonne des Chinesen aber ist das Opiumrauchen und wöchentlich auch nur eine Pfeife zu genießen, sein sehnlichster Wunsch. Wegen der Feuersgefahr ist der Opiumgebrauch auf öffentliche Rauchsäle beschränkt, welche, vom Staate verwaltet, jährlich eine Rente von 400,000 Pesos abwerfen.

Wie kärglich auch im allgemeinen die Chinesen leben, lädt der Cabecilla seine Untergebenen ein oder gibt sonst ein Reicher ein Gastmahl, pflegt es hoch herzugehen. Der Saal ist auf das prächtigste geschmückt mit Lampen, Vasen, Teppichen und großen roten, viereckigen Papierschildern, auf denen Sprüche, wie „Hier wird eine gute Verdauung gewünscht", oder „Essen ist das größte Bedürfnis des Menschen", zu lesen sind. Ebensoviele Tische sind aufgestellt als Rangklassen in der Gesellschaft vertreten, und sorgfältig ist darauf Bedacht genommen, daß jeder die gleiche Anzahl Gerichte enthält. In drei Abteilungen von je zehn Hauptgängen werden die oft gar wunderlichen Speisen aufgetragen, unter denen bei größeren Festlichkeiten der leckere Hundebraten, das Lieblingsgericht der Chinesen, nicht fehlen darf. Alles kommt, da man sich nur der bekannten Stäbchen (Sitpit) bedient, bereits geschnitten zu Tische. Während der Tafel herrscht ein feierliches Zeremoniell, und das Mahl ist in dem Augenblick beendigt, wo der vornehmste Tischgenosse sich erhebt. Zu solchen Gastereien geben Familien- wie Kirchenfeste Anlaß.

Aeußerlich haben nämlich die meisten Chinesen die christliche Religion angenommen, während sie im Herzen fanatische Anhänger ihrer eigenen sind. Sie lassen sich nur taufen, um sich des Beistandes ihres Pathen zu versichern, den sie stets unter den reichsten und vornehmsten Spaniern wählen, und um heiraten zu können. Da es auf den Inseln nur sehr wenige Chinesinnen giebt — öffentlich ist kaum je eine zu sehen, vielleicht weil sie fürchten, sich den lüsternen Blicken auszusetzen, mit denen die Chinesen jedes weibliche Wesen verfolgen — müssen die Chinesen, wollen sie nicht ohne Frau bleiben, wozu sie nur geringe Neigung haben, mit den Indierinnen vorlieb nehmen. Diese Mischehen gereichen beiden Teilen zum Vorteil. Die Frau, sonst gewöhnlich eine arme, mißachtete, arbeitüberbürdete Magd, sieht sich an der Seite des Chinesen zur Herrin des Hauses erhoben, indeß der Mann in der Fremde sich einer angenehmen Häuslichkeit erfreut. Von Zeit zu Zeit verläßt er die neugegründete Familie, um die im Vaterlande zurückgelassene zu besuchen und ihr einige Ersparnisse zu bringen. Hat er eine Weile mit dieser gelebt und nach Kräften für sie gesorgt, kehrt er

wieder zu Weib und Kindern nach den Philippinen heim. So teilt er seine Liebe und sein Leben zu allseitiger Befriedigung zwischen beiden. Schließlich aber, reich genug geworden, zieht er es doch meist vor, in der Heimat zu bleiben.

V. Natur des Landes.

Eigenartig, wie die Bewohner der Inseln, ist auch ihre Natur, deren hervorragendste Eigentümlichkeiten wir in folgendem kurz beschreiben wollen.

Die größte Sehenswürdigkeit der Provinz Manila ist die Höhle von Pamigtinan, im Bezirk der Ortschaft San Mateo, in der Gebirgskette gleichen Namens gelegen. Der Eingang zu dem herrlichen Naturwunder befindet sich auf einem zerklüfteten Berge. Rechts von diesem begrenzt, strömt der gewaltige Fluß San Mateo, seine vorher in tiefen Krümmungen zerschellten und zerstäubten Wassermassen sammelnd, in einem Marmorbette hin, das die Zeit und stetige Ueberschwemmungen in das Gebirge gegraben, dessen mannigfache, allzeit üppig grünende und blühende Verzweigungen der Landschaft eine Anmut, eine Heiterkeit verleihen, wie allein der feine Sinn des Malers sie voll zu würdigen vermag.

Hat man nicht ohne Gefahr den Fluß überschritten und den steilen Abhang des Berges erreicht, so gelangt man an die Mündung der Höhle. Durch die von Moos- und Schlingpflanzen überwachsene Wölbung dringt kein Sonnenstrahl in jene wunderbaren Tiefen, wo in dunkler Stille Tropfen auf Tropfen gerinnt, in Jahrtausende-langer Arbeit die seltsam geformten Stalaktiten erschaffend, die beim Schein der Fackeln bald kunstvollen Bildwerken, bald ungeheuerlichen Mißgestalten gleichen, in deren Runzeln und Falten riesige Spinnen und große Fledermäuse, die einzigen Bewohner jener düsteren Einsamkeit, hausen.

Die in eine massive Schicht von schönem Kalk gehöhlte Grotte bietet in ihrem Inneren sehr verschiedene Größenverhältnisse. Von dem Eingang, der eine Höhe von fünf und eine Grundfläche von drei Meter hat, ist sie bis zur Länge von zehn Meter kegelförmig, sich allmählich so verengend, daß man sie schließlich nur gebückt durchschreiten kann. Etwa dreihundert Meter setzt sie sich nun tunnelartig fort, da mit einem Male erweitern sich die Wände, kühn steigt die Decke empor und ein Riesengewölbe erhebt sich, von dessen Höhe ein großartiges Tropfsteingebilde herabhängt, sich bis auf einen Meter Entfernung zum Boden niedersenkt, einer Grablampe gleich in jener unterirdischen Gruft. Verläßt man die unermeßliche Halle, so kann man den Weg auf einem ungefähr hundert Meter langen, dem ersten ähnlichen Gange weiter verfolgen, bis der Schritt plötzlich von einem breiten Bach gehemmt wird, dessen frische und klare Wasser durch einen tiefen Trichter aus Alabaster tosend hinabstürzen in das Innere des Berges. Unserem Fuße unzugänglich zieht sich die Galerie noch in einer Länge von wohl 150 Meter hin, umspült von den Wogen des Sees, in welchem, begünstigt von einer unerklärlichen Laune der Natur, trotz ewiger Finsternis zahllose muntere Fischlein sich lustig tummeln.

In der Provinz Laguna, nordwestlich von der Ortschaft Majaijai, bildet der Fluß Camiatan, in einen Abgrund von mehr als 250 Meter Tiefe hinabbrausend, den Wasserfall von Botocan, den höchsten der Welt.

Schon bei Majaijai rauscht der Camiatan, angeschwellt durch die von dem Vulkan Banahao und den Flüssen Malinao, Samil und anderen empfangenen Wasser, mit rasender Schnelligkeit über das abschüssige Gebiet hin; bei Salto aber, wo sein Bett plötzlich jäh abstürzt, strömen seine Wasser in einer Breite von mehr als 30 Meter auseinander und mit donnerndem Getöse schießt die schäumende Flut, verschleiert von einem in allen Farben des Regenbogens schillernden Staubregen, den steilen Hang hinab.

Hat der Camiatan in der Tiefe seine Wogen wieder vereinigt, so fließt er raschen Laufes durch Gebüsch und herrliches Fruchtgelände hin, nimmt die Wasser der Schlucht Dalitivan auf und verschwindet schließlich in der großen Lagune von Bay, welche, so vermehrt, später den schon erwähnten mächtigen Pasig bildet.

In der Provinz Batangas ist vor allem der Vulkan Taal merkwürdig, welcher sich inmitten eines bei seiner ersten Eruption im Jahre 1700 entstandenen Sees erhebt.

Schaut man von der Höhe des ihn nach Westen völlig beherrschenden Berges Sungay hinab in die unermeßliche Tiefe des senkrecht abfallenden, wohl 100 Q.-Mln. breiten Abgrundes, so gewahrt man ganz unten einen See von etwa neun Meilen Umfang, aus welchem der ungefähr 400 Meter hohe Feuerberg emporragt.

Staunend bewundern wir Menschen dieses gewaltige Schauspiel und die Berechnung des Gelehrten verliert sich ihm gegenüber im Dunkel der Zeiten. Es ist kein Zweifel, daß der Sungay, der heute seinen Scheitel bis zur Höhe von 761 Meter erhebt, vor Jahrhunderten der Schooß gewesen, worin der Koloß ruhte, und daß dieser ungeheure, unermeßliche, vielleicht bis zu 3000 Meter ansteigende Berg, an dessen Hang die Provinzen Cavite, Laguna und Batangas Platz finden, durch die vulkanische Glut zertrümmert und zerbröckelt, von dem Abgrund verschlungen worden, den er bei seinen Ausbrüchen selbst eröffnet.

Vom Jahre 1700 bis 1754 verzeichnet man drei entsetzliche Ausbrüche. Seitdem schlummert der Riese ruhig, und nur die ihn bekrönende Rauchwolke wie zuweilen ein dumpfes Stöhnen verraten, daß er noch lebt. Indeß dürfen wir nicht unbesorgt sein. Die heftigen Erdbeben, die im Jahre 1880 Manila heimgesucht, lassen deutlich erkennen, daß in seinem Inneren die vulkanische Gewalt, einen künftigen Ausbruch vorbereitend, noch immer thätig ist, und grauenvoll wird der Tag sein, da er erwacht.

Der Krater — so beschreibt ihn uns D. E. Peñarrubia aus eigener Anschauung — ist eine Art Ellipse, deren kleinere etwa 500 Meter lange Axe von Norden nach

Süden läuft, während sich die größere, 1000 Meter lange in gerader Linie von Osten nach Westen richtet. Beinahe vertikal senken sich die Wände der Höhlung in einer Tiefe von nicht viel weniger als 300 Meter zum Grunde hinab, wo etwa im Niveau des äußeren Sees eine mehr als 100 Mill. Quadratmeter große, anscheinend fast horizontale, glatte und kahle Fläche sich ausbreitet. In Mitte derselben ragen drei 25—30 Meter hohe Felsen empor, weiß wie Alabaster, aber voll Erhöhungen und Vertiefungen. Daneben unterscheidet man die Mündung eines schaudererregenden Schlundes, welchem unter stoßweisem Gebrüll das Uebermaß der im Inneren des Ungeheuers eingeschlossenen Gase und brodelnde Feuerfluten qualmend entströmen. Am Fuß dieser Höhle dehnt sich im Umkreis von 300—400 Meter ein smaragdgrüner See aus, umsäumt von einem breiten prächtig gelben Bande aus verdichtetem Schwefel. Dichte Dünste steigen aus dem ganzen See empor, besonders reichlich in der Nähe des kleinen Kraters, in dessen Richtung eine kochende Bewegung des Wassers deutlich wahrzunehmen ist.

Das ganze riesige Amphitheater baut sich aus sechs oder sieben verschiedenen, gleichmäßig über einander gelagerten Erdschichten auf. Eine der obersten, aus Stein bestehend, ist voll Risse und Löcher, aus denen überall der Rauch hervorquillt, alles ringsum mit einem starken und widerlichen Schwefelgeruch erfüllend. Einige dieser Rauchsäulen dringen durch die kaum erstarrten Lavaschichten, welche den Gipfel des Berges bilden, und entschweben dann der gezackten Krone oder der äußeren Rinde des Berges. Der den großen Krater umgebende Boden hat eine Temperatur von mindestens 35 Hundertgraden und ist von so geringer Widerstandsfähigkeit, daß er sofort nachgibt. Bei dem blosen Druck mit dem Fuße sinkt ein mehr oder weniger tiefes Loch ein, aus welchem augenblicklich eine Rauchwolke emporqualmt. Hier begreift man auch, daß der Berg, durchglüht von innen und von außen, heute noch, mehr als hundert Jahre nach seinem letzten Ausbruch, einen so trostlos öden Anblick bietet.

Auf einem steilen Berge von mehr als 2734 Meter Höhe, nahe der den Archipel nach Osten begrenzenden Küste, erhebt sich majestätisch ein zweiter bedeutender Vulkan, der Mayon von Albay, mit seinem unzugänglichen Gipfel meerwärts einen Raum von zwanzig Meilen beherrschend. Es gibt wohl auf Erden keinen Vulkan von größerer Formvollendung, schöneren topographischen Verhältnissen. Die regelmäßige Kegelgestalt des Berges, auf welchem er ruht, gibt ihm von weitem das Aussehen eines riesigen Kriegszeltes. Sein im äußeren Umfang mehr als fünfzehn spanische Meilen umfassender Fuß verflacht sich allmählich zu schönen Ebenen und lieblichen Wiesen, in denen die ersten und reichsten Ortschaften der Provinz Albay sich erheben.

In seiner Erscheinung ist alles Harmonie und Schönheit, in seiner Geschichte aber alles Schreck und Entsetzen. Die letzten Ausbrüche fanden im Jahre 1867 statt. Ob nun seine fortdauernde Thätigkeit oder unüberwindliche Terrainschwierigkeiten das Hindernis gewesen, bis jetzt ist er unerforscht geblieben, nie völlig bestiegen worden. Viermal, zuerst im Jahre 1592 und dann wiederholt in unserem Jahrhundert wurde der Versuch, seine Höhe zu erklimmen, gewagt, stets jedoch ohne jeden Erfolg.

Deutlich erkennt man, daß seit der Bildung des Archipels vulkanische Kräfte überwiegend gewesen und daß der große Schauplatz jener schrecklichen Ereignisse, die in fernen Zeiten einen Kontinent zertrümmert, im Laufe der Jahrhunderte zu neuem Leben berufen ist. In der That sind der Inseln nur wenige, wo nicht der vulkanische Charakter klar zu Tage tritt: hier bei der Untersuchung der Erdschichten und der zahlreichen Felsen, dort in den Erdstößen, welche, periodisch wiederkehrend, eine einheitliche Thätigkeit, besser gesagt ein geregeltes feststehendes System offenbaren und, durch unzählige Vulkane bezeichnet, sichere Anhaltspunkte zum Studium der wunderbaren Naturerscheinungen gewähren.

Der bekannte geistvolle Bergingenieur Don José Centeno stellt, von den Vulkanen Taal und Mayon ausgehend, zwei nach diesen benannte parallele Systeme der vulkanischen Thätigkeit auf, die von Norden, Nordwesten nach Süden, Südwesten laufen. Das System von Taal ist bei seinem Ausgange im Norden von Luzon durch den Kegel Data, die reichlichen heißen und schwefelhaltigen Quellen von Benguet, den Berg Arayat und den Vulkan Taal bezeichnet, offenbart sich weiter in dem Vulkan Caulaou der Insel Negros, dann, auf Mindanao übergehend, in dem Vulkan Macaturin und dem hohen Kegel Cottabato und endet im Süden, vielleicht um sich mit dem anderen Zweig zu vereinen. Dieser, welcher von dem Berg Isarog auslaufend, in gleicher Richtung über die Vulkane Mayon und Bulusan, die Inseln Leyte und Camiguin und den Vulkan Apo auf Mindanao hinzieht, schließt mit dem Vulkan Butulan gleichfalls im Süden, hier die Verbindung beider Systeme andeutend.

Sich weiter über seine Hypothesen verbreitend, hebt Herr Centeno die Bildung des Vulkans Camiguin hervor, dessen schon seit längerer Zeit durch häufige Erdbeben angekündigte Ausbrüche plötzlich, während alle Vorzeichen schwiegen, am 30. April 1871 stattfanden. In den ersten acht Tagen hatte die vulkanische Thätigkeit nur einen Kegel von zwei Meter Höhe aufgeworfen, dank zwölfjähriger ununterbrochener Arbeit aber ist dieser nun zu einem mehrere Hundert Meter hohen Hügel angewachsen, der, ins Meer hinausragend, der Herrschaft des Wassers einige Meilen entrissen hat.

So ringen um den Besitz des Archipels zwei gewaltige furchtbare Feinde: Feuer und Wasser. Das erste, sucht, in vulkanischen Strömen hervorbrechend, sich der vor längstentschwundenen Zeiten verlorenen Gebiete wieder zu bemächtigen, indeß das andere, stets wachsam und bereit,

das Festland von allen Seiten umkreisend, nach der kleinsten Ritze späht, um in seinen Schooß einzudringen und seine Abgründe zu vertiefen. Wer von beiden wird in Zukunft die Oberhand behalten? Das ist ein Problem, welches wir unerörtert in die Hände der Wissenschaft legen.

Der Nicaragua-See und -Kanal.

Einer Studie, welche der Ingenieur Ronfaut über das Tracé des projektierten Nicaragua-Kanals veröffentlicht hat, entnehmen wir folgende, das Gebiet der Seen von Nicaragua betreffende interessante Notizen.

Der Nicaragua-See ist (in seiner größten Länge) etwa 160 Km. lang, 60 Km. breit und seine Tiefe wechselt von 5 bis 20 m. Zahlreiche Inseln und Halbinseln, Vulkane und Felsen sind über seine Fläche zerstreut und lassen ihn daher zu regelmäßiger Schifffahrt wenig geeignet erscheinen. Während eines großen Teils des Jahres herrschen die Passatwinde; man kennt jedoch auch vollständige, 2 bis 5 Tage anhaltende Windstillen, auf welche beinahe immer Stürme (chubascos) von ganz außerordentlicher Heftigkeit folgen. Den Seeleuten zufolge wäre ein Sturm auf dem Nicaragua-See nicht weniger zu fürchten als im Kanal von La Manche. Das Wasser ist süß und trinkbar und hat je nach der Jahreszeit eine Temperatur von 25 bis 30 Hundertgraden. Alligatoren und Haifische (?) sind im Ueberfluß vorhanden.

Der allgemeine Anblick dieser Gegenden ist sehr malerisch. Im März 1883 bestieg ich im Auftrag der Regierung den Ometepe; es war dies bei Beginn seiner gegenwärtigen Thätigkeit. Von dem sich 1780 m. über das Meeresniveau erhebenden Gipfel hebt sich der Isthmus von Rivas ganz klar für das Auge zwischen den Gewässern des Sees und des Stillen Meeres ab. Beim ersten Anblick erklärt man sich nicht, wie dieser schmale, niedere und wenig hügelige Landstreifen dem Menschen bis heute den Weg von einem Meere zum anderen verwehren konnte. Rechts, im Nordwesten, dehnt sich das prächtige Panorama des Managua-Sees aus, der von den Vulkanen Momotombo, Momotombito und Chiltepe flankiert ist. In dieser Richtung zählt man drei Seen und vierzehn Vulkane, von von denen der Massaya im Jahre 1872 ganze Ebenen mit „piedra quemada“ (wörtlich: verbrannte Steine) angefüllt hat; da ist ferner der Mombacho, von welchem man behauptet, daß er sich in einer stetigen Erhebung befinde. Im Norden verbirgt der zerklüftete Gebirgszug Chontales, in welchem die bekannten reichen Goldminen Nicaragua's liegen, das Atlantische Meer den Blicken des Forschers. Wenn man aber seinen malerischen Standpunkt aufgibt, schrumpft der Enthusiasmus zusammen. Der Reisende, der auf dem Isthmus von Rivas der vorgeschlagenen Kanal-Linie folgt, ist für seinen Unterhalt blos auf Bananen und abscheulich schmeckende Maiskuchen angewiesen und darf sich glücklich preisen, wenn er sich gegen Bezahlung trinkbares Wasser verschaffen kann. Arm, schmutzig und zerlumpt macht der Bewohner dieser Gegenden der Tierwelt und den gefährlichsten Reptilien, wie der Korallen- und der Klapperschlange, den Fleck Erde streitig, auf dem er sein armseliges Dasein verbringt. Seine Hütte besteht aus vier Balken, auf welchen ein Strohdach ruht, das ihm, den Rindern, Hunden und Schweinen Schutz gewährt. Man muß bis nach Rivas gehen, um einige Häuser anzutreffen, die an die Halbzivilisation der Hauptstadt erinnern. Diese Region bietet keinerlei Hülfsquellen für einigermaßen bedeutende Unternehmen. Lebensmittel, trinkbares Wasser und Materialien fehlen gänzlich. Die so sehr gerühmte Fruchtbarkeit der Zentral-Cordilleren ist eine Fabel. Während der sechs Monate lang dauernden Periode des Wachstums machen die niederstürzenden Regenmassen jede landwirtschaftliche Arbeit zur Unmöglichkeit und in der anderen Jahreshälfte verkümmert die Vegetation infolge von zu großer Trockenheit. Nur vermittelst kostspieliger Bewässerungsanlagen könnten jene endlosen unbebauten Strecken unter Kultur gebracht werden, allein hierfür fehlt es während des Sommers beinahe überall an Wasser. Blos Strauchwerk und Unkraut schießen während der Regenzeit in großer Ueppigkeit auf, so daß der Bodenbebauer genötigt ist, jedes Jahr, um sich so auszudrücken, das unter Kultur befindliche Terrain wieder urbar zu machen.

Mais ist dasjenige Produkt, das am meisten angebaut wird; dennoch sehen sich jene Gegenden genötigt, jedes Jahr davon aus Californien einzuführen. Im Departement Rivas kultiviert man Indigo und Cacao, aber in Quantitäten, welche kaum für den inneren Verbrauch hinreichend sind; das Departement Managua führt etwa 30,000 Zentner Kaffee aus. Leon besitzt einige Zuckerrohr-Pflanzungen. Das etwa sind die Hülfsquellen, auf welche man beim Kanalbau zählen könnte; mit anderen Worten: man wäre darauf angewiesen, alle Lebensmittel von auswärts kommen zu lassen. Holz dagegen ist im Ueberfluß vorhanden; besonders häufig und in Größenverhältnissen, von welchen man in Europa keine Ahnung hat, treten Cedern, der Pochote, der Nispero und der Mahagoni auf. Die Wege sind aber in einem solchen Zustande, daß das Bauholz in der Stadt bis zu 4 Thlr. der Zehntelstere verkauft wird, Brennholz aber zu 5 Thlr. der Stere. Die Löhne sind sehr teuer. Die Handlanger werden mit 2.40 Mark per Tag bezahlt, ihre Leistungen sind aber geradezu lächerlich gering. Dem neuangekommenen Europäer ist es unmöglich, seine Kaltblütigkeit zu bewahren, wenn er diese Leute an der Arbeit sieht; für die Lässigkeit dieser Indianer gibt es keinen Vergleich.

Die Umgebungen von Rivas sind im allgemeinen gesund. Der Thermometer zeigt das ganze Jahr hindurch von 25 bis zu 34 Graden (Hundertgrade) im Schatten.

Der Hygrometer steht oft auf dem Sättigungspunkt. An der Küste (des Pacific) selbst indeß erweist sich das Klima den Europäern weniger günstig; besonders San Juan del Sur steht in sanitarischer Hinsicht im Verruf.

Das Thal, das der San Juan durchfließt, ist noch schlimmer. Nirgends stößt man da auf eine Spur menschlicher Betriebsamkeit; überall nur die wilde, ununterjochte Natur des Urwalds. In diesen Gegenden ist das Leben ein fortwährender Kampf mit einer Unzahl schädlicher oder unangenehmer Tiere und einem entnervenden Klima, und der Forscher weiß nicht, was er mehr zu fürchten hat, die Skorpione, Wanzen, Stechfliegen und Schlangen oder die ungesunde warme Feuchtigkeit, die ihn von allen Seiten umgibt. Selbst den Eingeborenen wird von diesem Fieberklima hart mitgespielt. Betritt man eine ihrer Hütten, so sieht man sich dem Hausherrn gegenüber, der mit Badehosen und einem um den Kopf oder den Hals geschlungenen Taschentuch bekleidet ist. Befrägt man ihn um seinen Gesundheitszustand, so hat er ganz sicher entweder das Fieber oder einen Katarrh; es ist dann der Brauch, das Schicksal des Patienten zu bejammern und ihn mit „Caballero" zu titulieren.

Die Reisenden, welche die atlantischen Küstenplätze dieser Zone kennen, erklären Greytown einstimmig für einen der ungesündesten Häfen des neuen Kontinents. Hierin steht er seinem Nachbarn Colon ebenbürtig zur Seite, ohne jedoch wie dieser gewisse Bequemlichkeiten zu bieten. Deshalb ist Greytown heutzutage auch nahezu verödet, sowohl der zunehmenden Versandung als des ungastlichen Klima's wegen. Man muß übrigens, wenn man von den sanitarischen Bedingungen der zentralamerikanischen Länder spricht, nicht übersehen, daß von einem gegebenen Punkt zu einem anderen, sehr nahe dabei liegenden das Klima je nach der Höhe, den Windrichtungen, der Bodengestaltung u. s. w. recht bedeutende Unterschiede aufweisen kann. Daher kommt es, daß sich die Städte der Westseite Massaya, Managua und Léon wenn nicht gerade eines angenehmen, so doch erträglichen Klimas erfreuen.

Von den vier Sektionen des amerikanischen Tracés scheint die Durchstechung des Isthmus von Rivas (nach den den See betreffenden Einrichtungen) diejenige Sektion zu sein, die am leichtesten auszuführen ist. Die Höhe des höchsten zu überwindenden Punktes beträgt 50 m. unter dem See, der selbst 32.5 m. über dem Stillen Meere liegt. Die Entfernung von La Virgen nach Brito beträgt 26 Km. und der auf dieser Strecke auszuhebende Boden besteht größtenteils aus vulkanischen Steinen, Sand und weichen Gesteinsmassen. Die Durchstechung dieses Isthmus würde somit erhebliche Vorteile gegen diejenige des Isthmus von Panamá darbieten, wenn man nur das auszuhebende Terrain — im Anschlag von 38 Millionen Kubikmeter — ins Auge faßt; leider ist die Anwendung von Schleusen nicht zu umgehen, von welchen das amerikanische Projekt fünf in Aussicht nimmt, was für einen so beträchtlichen Niveau-Unterschied (32.50) unzureichend erscheint. An und für sich selbst bringt die Anwendung von Schleusen wohlbekannte Uebelstände mit sich, wie die Langsamkeit des Verkehrs, Unterbrechungen während der Reparaturen, schwierige Instandhaltung u. s. w., wozu, in diesem besonderen Fall, noch der sehr gewichtige Umstand der häufig auftretenden Erdbeben kommt. Dieses Naturereignis wiederholt sich in Nicaragua periodisch, und zwar gewöhnlich in den Monaten Mai und Juni beim Eintritt der Regen. Das Einstürzen von Häusern in den Städten gehört dann nicht gerade zu den Ungewöhnlichkeiten. Bei dem im vorigen Jahr in Managua stattgehabten Erdbeben konnte ich feststellen, daß sehr solid und aus den besten Steinen erbaute Häuser Risse bekommen hatten. Kunstbauten sind in Nicaragua daher besonderen Gefahren ausgesetzt, und viele mit dem Platz bekannte Personen sind der Meinung, daß die Kanalschleusen der Heftigkeit der Erderschütterungen nicht Widerstand zu leisten vermöchten. Die Nachbarschaft des famosen Ometepé, der, nachdem er Jahrhunderte geschlafen hatte, neuerdings wieder Lebenszeichen von sich gegeben hat, ist nicht dazu angethan, diese Befürchtungen zu vermindern.

Auf der Abdachung gegen das Atlantische Meer hin sind die Schwierigkeiten anderer Natur. Der San Juan, der bis zur Einmündung des San Carlos kanalisiert werden soll, nimmt auf beiden Seiten eine große Zahl von Zuflüssen in sich auf, welche von den benachbarten Vulkanen herabsteigen. Diese Zuflüsse verwandeln sich während der Regenzeit in reißende Wildwasser, welche Baumstämme, Sand und vulkanisches Gestein in genügender Menge mit sich führen, um Inseln zu bilden und dadurch dem Wasserlauf andere Richtungen zu geben. Nun ist aber die Thalsohle zwischen das Gebirge von Chontales und dasjenige von Costarica eingebettet, so daß jene Zuflüsse unter allen Umständen vom San Juan aufgenommen werden müssen. Es läßt sich daher für sie nicht machen, was man mit so viel Erfolg (?) für den Chagres in Panamá gemacht hat.

Der San Juan ist der in ihm befindlichen Schnellen wegen für die große Schifffahrt absolut untauglich. Seine Strömung ist sehr stark; der mittlere Niveau-Unterschied beträgt in der zu kanalisierenden Sektion 272 mm. per Kilometer; die Breite bewegt sich zwischen 100 und 150 m. Die Wassermenge ändert je nach der Jahreszeit; von 48 Cm. in der Sekunde während der trockenen Jahreszeit erreicht er manchmal bis zu 510 Cm. in den Monaten August, September und Oktober.

In der zweiten Sektion, vom San Carlos bis zum Meer, teilt sich der San Juan in verschiedene Zweige, die mit den zahlreichen Zuflüssen des rechten Ufers wirkliche Labyrinthe bilden, welche von den Seeleuten sehr gefürchtet sind. Einige dieser Zuflüsse, wie der Sarapiqui und der Niquoholo sind selbst sehr ansehnliche Wasserläufe. Diese

ganze Region ist übrigens sumpfig und deshalb ungesund. Sie ist auch nie eingehend untersucht worden. Letztes Jahr beauftragte die Regierung, welche den Fluß der kleinen Schifffahrt zugänglich machen wollte, zwei englische Ingenieure mit der Aufnahme eines topographischen Planes. Den einen derselben, Mr. Weatson, ereilte der Tod mitten in der Arbeit, der andere, Mr. Paßmore, wurde durch eine gefährliche Krankheit an der Erfüllung seiner Aufgabe verhindert.

Der Flußweg von Greytown nach Granada wird sehr wenig benutzt; eine einheimische Kompagnie unterhält indessen während des hohen Wasserstandes eine ziemlich regelmäßige Schifffahrtsverbindung. Die Fahrt erstreckt sich auf eine Länge von 335 Km. und nimmt 3 bis 9 Tage in Anspruch.

Das Projekt der Amerikaner gibt zu verschiedenen Einwendungen Anlaß, unter anderen auch zu dieser: Wird der See stets sein gegenwärtiges Niveau bewahren?

Wahrscheinlicherweise nicht.

Vor etwa zwanzig Jahren fuhren die großen Händler den Fluß hinauf und drangen bis Granada vor, während jetzt kleine Dampfer von 3 m. Tiefgang Mühe haben, bei Hochwasser so weit zu kommen. Das Niveau der Gewässer ist also gefallen, und zwar ist diese Abnahme so schnell eingetreten, daß verschiedene Dampfboote, die den Fluß hinaufgefahren waren, nie mehr die Rückreise antreten konnten und auf dem Platz auseinandergenommen werden mußten. Einer allgemein herrschenden Meinung zufolge würde der San Juan eines Tages trocken liegen.

Die gleiche Erscheinung kann bei dem See von Managua beobachtet werden; während der verschiedenen Jahreszeiten ist sein Wasserstand großen Schwankungen unterworfen, allein das mittlere Niveau nimmt in einem bemerkenswerten Grade ab. Tägliche und genaue Beobachtungen beweisen, daß der See vom 1. Januar 1884 bis 1. Januar 1885 um 24 cm. gefallen ist. Es gibt noch andere Beweise: der vor einigen Jahren erbaute Hafendamm von Managua muß von Zeit zu Zeit verlängert werden, um den Dampfern das Anlegen zu erlauben. Die vor ungefähr zwanzig Jahren veröffentlichten geographischen Werke über Zentralamerika sagen, daß sich der Managua durch den Tipitapa-Fluß in den Nicaragua ergießt. Diese Thatsache trifft heute nicht mehr zu; dieses Bindeglied ist seit 16 Jahren vertrocknet. Man könnte glauben, daß die Abnahme jener Wasserflächen nur vorübergehend ist, daß auf eine Periode der Trockenheit eine lange Periode von Niederschlägen folgen werde und umgekehrt. Die älteren Leute behaupten aber im Gegenteil, daß diese Abnahme unausgesetzt Fortschritte gemacht hat, und gewisse Thatsachen scheinen ihre Behauptung zu bestätigen. Als die Spanier im Jahr 1515 das Land eroberten, erfuhren sie in Rivas durch die Indianer, daß der große See früher zwei Ausflüsse gehabt hatte: den einen jetzt noch existierenden durch den San Juan in das Atlantische Meer, den anderen in das Stille Meer am Fuße eines großen in Thätigkeit befindlichen Vulkans (Momotombo) vorbei. Es hätte demnach früher eine natürliche interozeanische Verbindung bestanden. Zwischen Pueblo Nuevo und der Mündung des Rio Tamarindo existiert übrigens eine Bodensenkung, die sicherlich einmal vom Wasser bedeckt gewesen ist. Die Breite dieses Isthmus beträgt ungefähr 24 Km. und seine mittlere Höhe über dem Niveau des Sees mag 15 m. nicht übersteigen.

Der Professor Caldera weist nach, daß die beiden Seen, welche ein und dieselbe Formation haben, früher nur ein einziges Seebecken bildeten. Da nun ihr Niveau-Unterschied nach Blanchet 6.70 m. beträgt, so wäre, Caldera zufolge, das Bett des Tipitapa nur eine nach dem Rückzug der Gewässer blosgelegte Bodenfalte.

Zwei Hypothesen suchen diese Wasserabnahme zu erklären: die eine nimmt an, daß bei dem durch und durch vulkanischen Boden das Wasser durch Sickerung allmählich verschwinde, die andere, daß die täglich sich steigernden Ausholzungen der Wälder genügend sind, um die jährlich fallenden Wassermengen um ein beträchtliches zu vermindern.

Wie dem nun sei, über das Faktum selbst herrscht kein Zweifel. Man weiß in Zentralamerika von Seen, die gänzlich verschwunden sind. Hat der Nicaragua-See eines Tages ebenfalls zu verschwinden? Wenn es in Anbetracht der fehlenden regelmäßigen Beobachtungen unmöglich ist, diese Frage kategorisch zu beantworten, so kann doch vorausgesetzt werden, daß das ununterbrochene Fallen seines Niveau's sehr wahrscheinlich noch während einer langen Reihe von Jahren andauern wird.

Die erste Nachtfahrt durch den Suez-Kanal.

Schon vor einiger Zeit hatte die Verwaltung des Suez-Kanals den Beschluß gefaßt, den mit elektrischen Leuchtapparaten ausgestatteten Postdampfern, um für dieselben eine Beschleunigung der Fahrt herbeizuführen, versuchsweise die Kanalfahrt auch zur Nachtzeit zu gestatten. Dieser Versuch ward seitdem von einem Schiff von 5000 Tonnen, von dem Postdampfer „Carthage" der Peninsular and Oriental Steamship Company (Kapitän Hector), gemacht und er ist glücklich ausgefallen. Einem uns darüber vorliegenden Bericht entnehmen wir das folgende: Nachdem der Dampfer Malta verlassen hatte, wurde zum Staunen der Passagiere eine Reihe von Vorbereitungen getroffen, welche für sie ganz unverständlich waren: sie sahen einen großen eisernen Behälter aus dem Raum auf Deck schaffen, eiserne Drähte lagen in Haufen aufgetürmt, Lampen mit Linsen von ungewöhnlicher Größe kamen zum Vorschein und die Schiffszimmerleute hämmerten eine kleine Platform zusammen; es galt — die Auf-

klärung ließ nicht auf sich warten — noch vor dem Einfahren in den Suez-Kanal die Wirksamkeit des in London an Bord genommenen elektrischen Apparates zu erproben. Mit der dynamo-elektrischen Maschine wurde zuerst experimentiert, dann handelte es sich um die Auffindung des geeignetsten Platzes für den Strahlenwerfer. Die Fachleute konnten sich darüber lange nicht einigen und das Wetter war zu stürmisch und die See ging zu hoch, um das Licht nach dem Vorschlag des Kapitäns dicht über dem Wasser am Vordersteven anzubringen.

Am 22. März, Nachmittags 5 1/2 Uhr, traf der Dampfer in Port Said ein. Die Kanalbehörden erwarteten ihn dort neugierig, weil sie Zweifel hegten, ob es überhaupt möglich sei, mittelst des künstlichen Lichtes ein großes Schiff durch die vielfach gewundenen Strecken des Kanals zu führen. Indeß der Apparat wurde aufgestellt und in Ordnung gebracht. In der Nähe der Back stand eine Dampfmaschine von 12 Pferdekraft und vor dem Bug war, 14 Fuß über dem Wasser, eine 6 Fuß lange und 4 Fuß breite Platform aufgerichtet, in deren Mitte der Projektor seinen Platz fand. Für den Fall, daß dem Hauptlicht etwas menschliches passieren sollte, war auf jeder Seite des Schiffs noch ein Reservelicht angebracht und am Heck fungierte ein elektrisches Licht.

Gegen 8 Uhr Abends war alles in Bereitschaft. Das Licht ward zehn Minuten lang probiert und der elektrische Strom stetig befunden; das Schiff setzte sich in Bewegung, während große Menschenmassen am Ufer und die Mannschaften der anderen Schiffe aufmerksame Zuschauer waren. Anfangs fühlte sich der führende Lootse durch die Lichter in der Stadt und auf den vor Anker liegenden Schiffen etwas beirrt und zudem lag ein großer Dampfer gerade vor der Einfahrt in den Kanal, aber die beiden Boyen, welche diese Einfahrt markieren, waren beleuchtet worden und so steuerte der „Carthage“ alsbald in den Kanal hinein. Als die Lichter von Stadt und Schiffen nicht mehr in Sicht waren, entfaltete sich die elektrische Beleuchtung zu voller Wirksamkeit und man konnte auf mehr als 500 Schritt Entfernung die Boyen deutlich unterscheiden. Da man übrigens auch in der Nähe des Dampfers Licht brauchte, so wurde der Projektor derart gestellt, daß er, während das Licht bis zu den beiden Ufern drang, auch die wenige Schritte vor dem Bug liegenden Boyen erhellte. An den Stellen, wo die Ufer des Kanals hoch sind, warf der trockene weiße Sand die Lichtstrahlen auf das Wasser zurück und dieses wurde dadurch noch heller beleuchtet. Der Mond ging erst eine Stunde nach begonnener Fahrt auf, sein Licht erwies sich aber nur von zweifelhaftem Vorteil. In den frühesten Morgenstunden wurde der Dampfer beträchtlich durch ein Baggerschiff aufgehalten, das nicht die vorgeschriebenen Lichter ausgesteckt hatte, aber die schwierigste Aufgabe hatte das 430 Fuß lange Schiff mit 24 1/2 Fuß Tiefgang vor Ismailia zu bewältigen, als es zwischen den hohen Ufern und scharfen Kurven durch das dort nur 81 Fuß breite und 26 Fuß tiefe Fahrwasser steuerte; aber es steuerte glücklich hindurch und gerade hier bewährte sich das Licht, das, statt an der Fock-Raa oder zu beiden Seiten des Schiffes angebracht zu sein, am Vordersteven brannte. Ismailia, der halbe Weg zwischen Port Said und Suez, wurde kurz nach 5 Uhr Morgens erreicht und von da ab war das Tageslicht zur Verfügung. Bald nach 2 Uhr Nachmittags am 23. März war der „Carthage“ in Suez und er hatte also die ganze Kanalfahrt, trotz der durch das Baggerschiff verursachten zweistündigen Verzögerung, in 18 Stunden gemacht, während bisher, wo man die Nacht nicht zu Hülfe nehmen konnte, fast zwei Tage dazu nötig waren. Man weiß, daß jetzt unter tüchtiger Führung selbst die größten Schiffe den Kanal auch zur Nachtzeit mit Sicherheit passieren können. Gustav Weisbrodt.

Geographische Neuigkeiten.

* Der Sankuru. Wir entlehnen dem „Mouvement géographique“ einen Auszug aus einem Briefe des Dr. Wolf, worin er einige neue Nachrichten über seine Erforschung des Sankuru und seiner Nebenflüsse gibt. Dr. Wolf unternahm am 8. Januar 1886 die Rekognoszierung dieses Flusses, welchen noch kein Weißer erforscht hatte. Er schiffte sich auf dem „En Avant“ ein, dessen Maschinist Herr Schneider war. Die Bemannung bestand aus 8 Sansibaren, 4 Angolesen und 7 Balubas. Er ging von der Station Luebo aus, fuhr den Lulua und dann den Kassai hinab bis zum Sankuru, den er hinanfuhr. Die Bassonge Meno-Bankutu, welche das rechte Ufer des Flusses bewohnen, zeigten sich anfangs feindselig. Gleichwohl gelang es dem Reisenden, freundliche Beziehungen mit einem ihrer Stämme anzuknüpfen und einen Bundesvertrag mit dem mächtigen Häuptling Gapetsch Awebuladia abzuschließen, dessen Wohnsitz unter 21° ö. L. und 4° s. Br. liegt. Auf dem linken Ufer wohnen die Bakuba und dann die Baluda. Einen zweiten Bundesvertrag schloß der Doktor mit dem Bakuba-Häuptling Bumu Kollé, welcher zwischen dem 22.° und 23.° ö. L. wohnt. Die blaue Flagge weht heute über den Dörfern dieser beiden Häuptlinge. Unter 4° 40′ s. Br. erreichte der „En Avant“ die Einmündung des Flusses Lubi, über welche die Herren Pogge und Wißmann im Jahre 1882 etwas weiter oben gesetzt waren. Dies ist ein linker Zufluß des Sankuru. Bei seiner Einmündung hat er eine Breite von 50 Meter und die Expedition fuhr ihn auf einer Strecke von 92 Km. hinan. Die Schifffahrt auf diesem Flusse ist wegen seiner ungestümen Strömung und der stark ausgesprochenen Krümmungen seines Laufes sehr gefährlich. Trotzdem gelangte der „En Avant“ bis auf 5° 30′ s. Br., wo der Lubi für Dampfschiffe befahrbar

zu sein aufhört. Seine beiden Ufer werden von eingeborenen Balubas bewohnt. Wie es schon durch Cameron bekannt geworden ist, führt der Sankuru in seinem Oberlauf den Namen Lubilach, und Dr. Wolf ist weit genug gekommen, um dies konstatieren zu können. Nachdem er den Lubi erforscht hatte, fuhr er fort, den Sankuru hinanzufahren. Auf seinem linken Ufer, der Einmündung dieses Nebenflusses gegenüber, wohnen die Bena-Luzambo, eine friedliebende Völkerschaft, die zur Annahme der Zivilisation sehr geeignet und geneigt erscheint. Ihr Häuptling Ilunga bat unsern Reisenden, eine Station auf seinem Gebiet zu errichten; von seinem Wohnort aus führt anscheinend eine Handelsstraße in vierzehn Tagereisen in direkter Linie nach Nyangwe. Anderseits würde die Entfernung zwischen Ilunga und Luluaburg nur zwölf Tagereisen betragen.

Am 18. Februar erreichte die Expedition das Dorf Katschisch, die Oertlichkeit, wo Pogge und Wißmann im Jahre 1882 über den Fluß setzten, welcher nach diesen noch eine Breite von 150 m. hat und bis 5° 30′ s. Br. für Dampfschiffe befahrbar zu sein fortfährt. Hier verließ Dr. Wolf den Wasserweg, schlug den Landweg ein und drang bis zum 6.° vor, wo er Stromschnellen fand, welche sogar die Schifffahrt mit Kähnen unsicher machten. Von diesem Punkte an führt der Fluß den Namen Lubilach. In dieser Gegend besuchte unser Forschungsreisender den mächtigen Häuptling Sappu-Supp, der auf dem rechten Ufer wohnt; eine von dessen Karawanen war soeben von Nyangwe zurückgekehrt. Als Dr. Wolf den Sankuru dem rechten Ufer entlang wieder hinabfuhr, bemerkte er unter 4° 20′ s. Br. die Einmündung eines Flusses, der sich in zwei Arme teilte. Dieser Wasserlauf war schiffbar, 60 bis 100 m. breit und überall von hinreichender Tiefe. Er fuhr ihn bis 4° 40′ s. Br. und 25° 5′ ö. L. hinan, wo er sich zur Umkehr entschließen mußte, weil eine Beschädigung seiner Dampfmaschine dem „En Avant" nicht mehr gestattete, gegen die Strömung des Flusses anzukämpfen, welcher noch weiterhin schiffbar war. An seiner Einmündung nannten die auf dem rechten Ufer wohnenden Bassonge Mino den Fluß Lukenya, die auf dem linken Ufer wohnenden Bena Iheka Luëtschu; an dem Punkte, wo man seine Erforschung aufgab, nannten die Eingeborenen ihn Lomami. „Die Grenze seiner Schiffbarkeit", sagt Dr. Wolf, „befindet sich wahrscheinlich ebenfalls ungefähr unter 5° 30′ s. Br., in Anbetracht, daß der Lubi, der Sankuru, der Lulua, der Kassai, der Koango und der Kongo ebenfalls unter dieser Breite Stromschnellen oder Felsenbänke aufweisen."

Der Lubudi ist ein Wasserlauf, dessen Name hier zum erstenmale erwähnt wird; er mündet auf dem linken Ufer des Sankuru ein unter 21° 30′ ö. L. und 4° s. Br. Er ist derselbe Fluß, dem der Lieutenant v. François beim Dorf Kapuka, nördlich von Luluaburg, begegnete. Dr. Wolf erreichte ihn auf seiner Rückreise. Er hatte bei seiner Einmündung eine Breite von 30 m. und eine Tiefe von zwei Klaftern und ist schiffbar. Gleichwohl verschmälert er sich 14 Km. weiter stromaufwärts so sehr, daß er nur noch 15 m. breit ist, und da er hier sehr ausgesprochene Krümmungen darbietet, so verliert er bald seine Schiffbarkeit. Am 4. April kehrte die Expedition nach einer dreimonatlichen Forschungsreise wieder nach der Station Luebo zurück. „Vom kaufmännischen Gesichtspunkte aus", schreibt Dr. Wolf, „bildet der Sankuru einen höchst wichtigen Wasserweg und eröffnet dem Handel ein reiches Land mit einer sehr dichten Bevölkerung. Wir sahen beinahe täglich Eingeborene mit Elfenbein eintreffen. In den an den Fluß grenzenden Wäldern findet sich das Kautschuk in Ueberfluß, aber die Eingeborenen verstehen sich noch nicht auf die Art, es zu sammeln. Ich habe Völkerschaften getroffen, welche noch keinen einzigen Gegenstand von europäischer Herkunft besaßen und noch niemals einen solchen gesehen hatten.

Von Dr. Wolf erhobene Ortsbestimmungen:

	ö. L. v. Gr.	s. Br.
Dorf Gapetsch (am rechten Ufer des Sankuru	21° 00′	4° 00′
Einmündung des Lubi		4° 40′
Aeußerster am Lubi erreichter Punkt		5° 30′
Aeußerster vom „En Avant" erreichter Punkt am Sankuru		5° 30′
Einmündung des Lomami		4° 20′
Aeußerster am Lomami erreichter Punkt	25° 05′	4° 40′
Einmündung des Lubudi	21° 30′	4° 00′

* Der Rio Pilcomayo. Wie wir schon früher erwähnten, hat der französische Forschungsreisende Thouar eine neue Fahrt den Rio Pilcomayo hinauf angetreten und bereits an den Präfekten von Caiza in Bolivien einen Bericht gesandt, worin er seinen Ausflug in die Landschaft Angostura, zwischen der Sierra d'Aguairenda und derjenigen von Carapinendi, schildert und aus welchem der „Courrier de la Plata" einen Auszug gibt. Herr Thouar ist am 22. Mai d. J. von der Mission San Francisco Solano abgereist in Begleitung der Patres Sebastiano Pifferi und Dorotheo Giamecchini und zunächst dem linken Ufer des Pilcomayo gefolgt. Er hat besucht: 1. die Chagra der Indianer der Mission; 2. die Schlucht des Chino; 3. die Grotte von Jacundacua, der die Indianer diesen Namen geben wegen der tiefen Spalten und Aushöhlungen, welche die Gewässer des Flusses in der Kalksteinmasse seiner Ufer ausgewühlt haben; 4. die Schlucht von Itapinta am Fuß der vorgenannten Grotte; 5. die Klippe von Itahize, welche der Fluß senkrecht abgefräst hat, und endlich das Ufer des Flusses am Fuße der lehmigen und gefärbten Massen, aus denen die sogen. Region Juquirenda besteht. Auf der Fortsetzung seiner Reise in der Landschaft Angostura, die am Ufer des Flusses liegt, hat Herr Thouar, nachdem er das felsige und steinige Gebiet durchwandert, den äußersten Punkt erreicht, welcher im Jahre 1882 von Dr. Crevaux erforscht worden ist; dort aber ist es ihm unmöglich geworden, seinen Ausflug weiter zu verfolgen wegen eines ungeheuren glatten, spitzigen

und klippenartigen Felsens, welcher dort den Fluß überhängt. Um sich aus der Affaire zu ziehen und das gegenüberliegende Ufer zu erreichen, hat Herr Thouar mit Kapitän Toba, Peloco, Jose Correa und einem Indianer Chirigua über den Fluß schwimmen müssen; aber der Rio ist an dieser Stelle breit, rasch strömend und vor allem von heftigen Strömungen durchschnitten, und so hat dieser Uebergang gewaltige Anstrengungen gekostet. Von diesem Punkt an fließt der Strom eingeengt zwischen den hohen und gewaltigen Ausläufern der Andes, welche die Sierra de Aragua und de Caihipendu bilden, und verläßt dieselben erst in dem Augenblick, worin er in die Ebenen des Chaco eintritt. Auf Wegen, worauf der Fels immer vorherrscht, sind die Reisenden bis zu einer Stromschnelle namens Piroporai gelangt, von wo sie umkehren mußten, um zu übernachten. Sie waren entschlossen, am 24. die Expedition fortzusetzen und sie soweit wie möglich ins Innere hinein auszudehnen. In der That setzten sie sich auch noch am 24. in Marsch, folgten aber diesmal dem Wege auf dem rechten Ufer bis zur Stromschnelle Piroporai. Weiterhin, eine halbe Tagereise von diesen Stromschnellen, versperrten ihnen zwei ungeheure Sandsteinfelsen zum zweitenmale den Weg. Dank einer tiefen Schlucht vermochten sie jedoch ihren Weg fortzusetzen und gelangten einige Stunden später an den Fluß Pirapo-Guasu, an dessen Ufern sie auf einem Landungsplatz, welchen die Indianer Caucerendo nennen, ihr Nachtlager aufschlugen. Am 25. wurden sie nach einigen Marschstunden von neuem durch einen unersteiglichen Felsen aufgehalten, worauf denn die Forschungsreisenden sich entschlossen, nach der Mission San Francisco zurückzukehren, von wo sie am 23. aufgebrochen waren. Nach Herrn Thouar's Ansicht muß es in jener Gegend viel Magneteisen geben; er stützt seine Meinung auf die Thatsache der Abweichung und Unsicherheit der Magnetnadel der Boussolen während des ganzen Tages am 25. Diese aus den Bolivianischen Berichten geschöpften Nachrichten werden bald eine Vervollständigung erfahren, da Herr Thouar in diesen Tagen von seiner Reise nach Buenos-Aires zurückkehren wird.

* Die Müongs. Mr. Charles Labarthe hat in einer der jüngsten Versammlungen der Pariser Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über die Müongs im nördlichen Indochina gehalten, deren Land er vor kurzem besucht hat. Die Müongs bewohnen die Ufer des Schwarzen Flusses, eines Nebenstromes des Roten Flusses, der das noch schlecht begrenzte Gebiet bewässert, das sich zwischen dem Roten Fluß, dem Jün-nan, Siam und dem tonkinesischen Delta ausbreitet. Die Müongs sind im allgemeinen häßlich; doch spricht sich bei ihnen der Prognathismus weniger deutlich aus als bei den Annamiten. Die unteren Glieder, das Femur, der Brustkorb, sind bei ihnen noch mehr entwickelt als bei den Tonkinesen; dagegen kommt bei ihnen der Kropf sehr häufig vor. Unter 50 Schädeln, welche Herr Labarthe untersuchte, konstatierte er 41 Fälle von Brachykephalie. Der Typus der Müongfrauen erinnert an den arabischen Typus; die glatten, vorn auf der Stirne und der Schädelkrone aufgesteckten Zöpfe und das viereckige Stück Leinwand, das in den Nacken hinabhängt, verstärken noch diese Vergleichung. Die Frauentracht ist, namentlich im Becken des Song Foyen, sehr anmutig; sie besteht aus einem nach türkischer Art getragenen weißen Turban, einem Reao oder weißen Hemdchen mit einem blauen Streifen am Halse und an den Handgelenken, auf der Brust aus einem blauen, mit weißen Strichen quer gestreiften viereckigen Tuch, einem Gürtel und einem blauen Ke-Kwang oder Weiberock.

Gegen Westen liegt eine Gebirgskette, die Heimat der Thô, eine Völkerschaft, welche ausschließlich die Höhenpunkte und die Hochebenen bewohnt. Die Thô sind größer als die Müongs, ihr Gesicht ist oval und sehr lang, die Nase gerade, zuweilen leicht gebogen, die Haare braun und manchmal sogar blond; alle Schädel sind dolichokephal. Die Müongs sind gastfreundlich und von sanften Sitten, haben aber keinerlei Gewerbefleiß. Nur die Frauen weben baumwollene und seidene Stoffe und verfertigen Teppiche, welche sich durch die Lebhaftigkeit der Farben und die Regelmäßigkeit der geometrischen Zeichnungen hervorthun. In politischer Beziehung haben sie an ihrer Spitze einen großen Häuptling, welcher gewöhnlich in Sontay wohnt und in einem Abhängigkeitsverhältnis zu Annam steht. Er fährt alljährlich einmal den Fluß hinauf, um die Abgaben, welche der Hof von Hué fordert, in natura einzutreiben. Die Müongs unterscheiden sich von den Annamiten darin, daß sie ihre Toten in einem Grundstücke begraben, welches sie für diesen einzigen Zweck vorbehalten; jedenfalls aber machen sie von diesem Friedhof keinen ausgiebigen Gebrauch. Das Herkommen verlangt in der That, daß sie ihre Toten erst dann beerdigen, wenn sie den Manen derselben ein Opfer zu bringen imstande gewesen sind, welches ihre pekuniären Mittel nur sehr selten gestatten. Einstweilen verschließen sie dann die Leichen in ausgehöhlte Baumstämme von jenen niemals oder nur sehr langsam verfaulenden Holzarten, welche in ihren Wäldern wachsen, und verschmieren alle Ritzen und Spalten derselben mit einem schwarzen Kitt der sich innig mit dem Holze vereinigt. Nicht selten sieht man in den canhas oder Hütten der Müongs eine beträchtliche Anzahl dieser Totenbäume oder Särge aufeinander gehäuft, welche, um der Ehre der Beerdigung gewürdigt zu werden, eine günstigere Gestaltung der Verhältnisse ihres Besitzers erwarten. Die Mehrzahl der Müong-Dörfer sind auf einer Art Pfahlwerk erbaut, so daß die Canhas sich um einige Fuß über den Boden erheben. Da in dieser ganzen Region keine Ueberschwemmungen zu befürchten sind, muß man diese Bauart hygienischen Beweggründen zuschreiben. Die Erfahrung hat diesem Volke ohne Zweifel einige Begriffe von Hygieine beigebracht. So trinken sie niemals während der Trockenzeit Wasser aus dem Schwarzen Flusse, weil

damit zu dieser Epoche ernste Gefahren verbunden sein können. Der Schwarze Fluß muß nämlich in der That in der Nähe seiner Quelle irgend einen metallischen Erzgang durchlaufen, der ihm schädliche Eigenschaften mitteilt, welche dann zur Zeit der Hochwasser sehr verdünnt werden, so daß das Wasser in jenem Augenblick unschädlich wird.

Die Dörfer der Müongs erfreuen sich im allgemeinen einer unumschränkten Ruhe, denn ihre Armut ist so groß, daß sie noch niemals den Neid oder die Habsucht irgend eines ihrer Nachbarn erregt haben. Die Weiber allein führen die Habgier der chinesischen Räuber des Roten Flusses in Versuchung, welche — allerdings in langen Zwischenräumen — hie und da einen Einfall machen. Man hat daher auch in allen Müongdörfern eine besondere, auf einem hervorragenden, weit ausschauenden Punkte errichtete Hütte, worin Tag und Nacht ein Wächter sich aufhält, um seine Mitbürger vor der Annäherung der Chinesen oder der wilden Tiere zu warnen.

Die Müongs unterscheiden sich vor allen umwohnenden Völkern auch darin, daß sie sich keiner bildlichen oder ideographischen Schrift bedienen, wie die Chinesen und Annamiten, sondern daß sie eine vollkommene alphabetische Schrift gebrauchen, welche horizontal von der Linken zur Rechten gelesen und geschrieben wird. (G. g.)

* Atschin. In unserer Zeit, wo selbst die thatkräftigeren Geister fühlen, daß der Wirkungskreis der echten Forschungsreisen sich schnell verengert, dürfte es angemessen sein, sich zu erinnern, daß es im nördlichen Sumatra noch Bezirke gibt, welche thatsächlich unerforscht und von der holländischen Regierung unabhängig sind. Ueber die heutigen Zustände in Atschin findet man eine ziemlich eingehende Schilderung in dem kürzlich erschienenen Buche von Brau de St. Pol Lias: „Chez le Atchés". Derselbe Verfasser gibt in dem „Bulletin" der Französischen Geographischen Gesellschaft die Skizze von einem sehr anziehenden und unterhaltenden Besuche, welchen er kürzlich jener Insel abgestattet hat. Herr Lias erinnert zunächst daran, daß Sumatra zwei Drittel des Flächenraums von Frankreich hat, und daß seine äußersten Punkte so weit auseinander liegen wie Nizza und Dünkirchen. Die Provinz Palembang allein ist größer als Java. Da diese Provinz jedoch direkt von holländischen Beamten verwaltet wird, so ist sie für Touristen leicht zugänglich. Will man Abenteuer bestehen, so muß man nach dem zentralen, sich bis nach der Spitze von Atschin erstreckenden Bezirk gehen, wo die Stämme der Battak, Gaioux, der Allas und der Karo wohnen. Obwohl die Portugiesen schon im Jahre 1508 nach Sumatra kamen und die Briten den Pfefferhafen Bencoolen schon 1698 besuchten, sind viele dieser Stellen noch bis heute nicht erforscht worden. In der Regel tragen sie auch kein Verlangen, mit Fremden in Verkehr zu treten, und es ist schwer, bis zu ihnen hindurchzudringen, sowohl wegen der riesigen Vegetation der Wälder, als wegen der gefährlichen Pangdo oder Sümpfe, welche dort in Menge vorhanden sind. Die ursprüngliche Absicht des Herrn Lias war, den Gouverneur von Atschin, Herrn van der Hoeven, auf einer Forschungsreise nach dem großen See Laut Taonar (wörtlich süßer See), im Lande der Gaioux, zu begleiten. Dieser See liegt nördlich vom See Tebah und ist bis jetzt noch auf keiner europäischen Karte verzeichnet. Zwei Franzosen, Wallon und Guillaume, wurden kürzlich erschlagen, als sie denselben auf dem Flusse Tenone erreichen wollten. Jene Expedition ward aber aufgegeben und Herr Lias ging statt dessen nach dem Kampong (Dorf) Pante-Lawan (wörtlich große Hochebene) in dem gebirgigen Distrikt Tampat Tuan. Er gibt eine reizende Beschreibung von den reichen Ernten und den angebauten Feldern aller Art, welche das Dorf umgeben: dem Zuckerrohr, den Sagopalmen, den Cocospalmen, den Anpflanzungen von Siri oder Betel, dem herrlichsten tropischen Obst. Aus dem Zuckerrohr bereiten die Eingeborenen einen schäumenden, gährenden Saft, Kiang genannt, welcher so gut wie Palmwein oder Cocosnuß-Wasser sein soll. Herr Lias erwähnt das Adat oder heilige Gesetz der Ahnen unter den Malayen, welchem gemäs der Bauer, der die Reisenden bewirtet, gewisse Teile von jedem Tier beansprucht, das auf seinem Grund und Boden geschossen wurde. Dieser Bauer war der Sohn eines orangkaya (reichen oder mächtigen Mannes) auf der Insel Nias, welche der Küste von Sumatra vorliegt; derselbe war aber von Seeräubern aufgehoben und in Tampat Tuan verkauft worden. Er machte Herrn Lias bekannt mit einem Mitglied des Gaioux-Stammes, namens Si Maulut, welcher der Gesellschaft eine Schilderung des zuvor noch niemals beschriebenen Stammes Karo zum Besten gab, der im Lande Pante Kelang, jenseit des Flusses Panggu, wohnt. Si Maulut erklärte auch, daß der Fluß Malabu nicht aus dem Tawar-See entspringe, wie man seither angenommen hatte. Die Battaken sagen yo für ja und sayo für ich, anstatt des in diesen Gegenden gebräuchlicheren ya und saya. Jener Maulut war der Sohn des Panglima-Gadscha oder angesehensten Elefantenjägers unter dem Stamme der Sayon. Herr Lias macht die Bemerkung, die Westküste von Atschin führe bei den Eingeborenen noch immer den Namen der „Küste der zwölf Kolonien", die durch zwölf aus Padang kommende Schiffe gegründet worden waren. Die Abkömmlinge dieser Kolonisten bildeten die Aristokratie von Tampat Tuan und anderen Orten und bewahren sich den malaiischen Titel Datu. Tampat Tuan heißt wörtlich „der Ort des Herrn" nach einer alten Heldensage, welche Herr Lias wiedergibt. Der Fang des eigentümlichen Tripang oder Kolong (Holothuria edulis, marmorata, vagabunda etc.) ist an dieser Küste ein bedeutender Erwerbszweig. Dem Aufsatze des Herrn Lias sind zwei Kärtchen beigegeben, das eine die Kartenskizze des Flusses Kluat, der sich vom Lande der Allas bis zur Küste erstreckt und worin das Dorf Pulo Kambing anscheinend der bedeutendste Ort ist, das andere

diejenige vom Flusse Lohong. Er gibt ferner eine Liste sehr interessanter geographischer Ausdrücke mit ihren Aequivalenten, nämlich alluhr = Bach; baté = Fels; binaça = Sprengel, Gemeinde; glé = Berg; kwala, kuala = Mündung eines Flusses; lo, telok = Bucht; ladang = Feld von trockenem Reis; pulo = Insel u. s. w. Man fühlt sich beim Abdrucke einer derartigen Liste zu dem Wunsche gedrungen, es möchte im Interesse der Geographie irgend ein phonetisches System der Aussprache, wenigstens für wissenschaftliche Zwecke, allgemein anerkannt werden.

Die holländischen Behörden haben vor kurzem einen ausführlichen allgemeinen Atlas der holländischen Niederlassungen in Ostindien herausgegeben, welcher aber noch keine Karten der von Herrn Lias erforschten Ströme zu enthalten scheint. (Sc. g. M.)

Litteratur.

* *Lowell*, Percival: *Chöson*. The Land of the Morning Calm. A Sketch of Korea. Boston, Ticknor and Co. 1886. — Sollte der Verfasser jemals in die Lage kommen, sein Werk für eine zweite Auflage vorzubereiten, so würden wir ihm raten, es zur Hälfte zusammenzuschmelzen und die Fülle seiner ungewöhnlichen Worte durch gewöhnliche zu ersetzen. Durch einfacheren Stil, durch gedrängtere Darstellungsweise würde es sich einen weiten Leserkreis sichern. Jetzt aber gehört ein gut Teil Geduld dazu, um sich durch das Buch hindurchzuarbeiten und die wertvollen Angaben aus der Menge der völlig überflüssigen Nebenbetrachtungen zu sichten. Lowell verlebte ein halbes Jahr, den Winter 1883—84, in der Hauptstadt Söul. Da er im Sommer vorher durch die Begleitung der koreanischen Gesandtschaft nach Washington dem Wang einen wesentlichen Dienst geleistet hatte, so behandelte dieser ihn mit der größten Auszeichnung. Er stellte ihm eines jener koreanischen Wohnhäuser zur Verfügung, die backofenartig durch ein Feuer im Erdgeschoß erwärmt werden und dadurch den auf dem Fußboden schlafenden Insassen ein tropisches Lager bereiten. Auch gab er ihm zwei angesehene Männer zur Seite, welche für sein körperliches Wohl und seine Unterhaltung auf das Beste sorgten. Das Leben der höheren wie der niederen Stände ist mit kleinen Abweichungen eine Copie des chinesischen. Charakteristisch ist daher der zweite Name der Hauptstadt: Hang-Yang, China's Sonnenschein. Der Buddhismus hat in den vornehmeren Kreisen der Bevölkerung einem seichten Confucianismus Platz gemacht. Daneben beherrscht ein mit Aberglauben stark durchsetzter Ahnenkultus die Gemüter. Im Einklang mit der abgöttischen Verehrung der vorangegangenen Generationen und im starken Gegensatz zu den durch das Meer von Korea getrennten Vereinigten Staaten Nordamerika's, welche das Recht des aufwachsenden Geschlechts mehr beachten als das seiner Erzeuger, regiert in Korea „das Alter". Je älter ein Mensch, je älter ein Gesetz ist, um so größer erweist sich sein Einfluß. Als liebenswürdigste Huldigung gilt die Bemerkung „Dein Aussehen ist älter geworden". Die Jugend beugt sich dem Alter, das Kind den Eltern in unbedingtem Gehorsam. Die Mündigkeit eines Mannes erfolgt erst nach dem Tode von Vater und Mutter. Die Trauergebote sind äußerst streng; sie durchkreuzen alle lebensvollen Pläne der Hinterbliebenen; dem Andenken des ersteren gebühren drei, dem der letzteren zwei Jahre der Entsagung von allem geselligen Verkehr. Die Leidtragenden dürfen während dieser langen Zeit keine Ehen schließen und auf der Straße mit keinem Bekannten reden. Einsam, im härenen, sackartigen Gewande, das Gesicht durch einen breitrandigen Strohhut verdeckt, gehen sie durch die Straßen. Gar häufig benützen Verbrecher diese Tracht, um sich ungehindert aus dem Staube zu machen. Die Stellung der Frau gleicht der der chinesischen; doch hat die Verkrüppelung der Füße keinen Eingang gefunden. A. P.

* Ratzel, Professor Dr. Friedrich: Völkerkunde. Zweiter Band: Die Naturvölker Ozeaniens, Amerika's und Asiens. Mit 391 Abbildungen im Text, 11 Aquarelltafeln und 2 Karten. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1886. — Der vorliegende zweite Band beschließt dieses schon früher von uns besprochene Werk, das sowohl wegen seines gediegenen und lehrreichen Gehalts wie wegen seiner vorzüglichen Illustration und vortrefflichen Ausstattung unter den litterarischen Erzeugnissen der Gegenwart eine hervorragende Stellung einnimmt. Der zweite Band bestätigt all das Vorteilhafte und Anerkennende, was wir schon bei der Anzeige des ersten Bandes von diesem Werke zu sagen hatten, und vervollständigt ein Buch, das zu den gediegensten und gehaltvollsten Erscheinungen über Völkerkunde und Völkerleben gehört und dem keine andere der Litteraturen der zivilisierten Nationen ein ähnliches von gleichem Umfang, gleicher Vollständigkeit, Gründlichkeit und Lehrhaftigkeit an die Seite zu stellen hat. Der zweite Band zerfällt in drei Hauptabschnitte: die Naturvölker des Stillen und des Indischen Ozeans, mit den Unterabteilungen: I. Australier, II. Polynesier, Mikronesier, Melanesier, III. Malaien und IV. Madagassen; die Naturvölker Amerika's und die Naturvölker der Polarländer. Jeder dieser Abteilungen und Abschnitte geht eine allgemeine Einleitung über die Natur und Beschaffenheit der Länder und Inseln voraus, welche die betreffenden Rassen bewohnen; dann werden Körperbeschaffenheit und geistiges Leben, Tracht, Waffen und sonstiger Besitz, Ackerbau, Viehzucht, Hüttenbau und gewerbliche Geschicklichkeit, Familie und Staat, Religion, Wanderungen, ethnographische Stellung ꝛc. dieser Rassen eingehend und an der Hand vollendeter Illustration so geschildert, daß Wort und Bild sich zur innigsten Anschaulichkeit und Lehrhaftigkeit verbinden, und jede dieser Abteilungen zu einer möglichst vollständigen, in sich abgerundeten, bündigen Monographie nach einem wohl überlegten, trefflich durchgearbeiteten einheitlichen Plane wird. Gerade auf dieser monographischen Methode beruht der hohe Wert des Werkes und der instruktive Gehalt. In ebenso anziehender wie fesselnder Weise führt uns der Verfasser in seiner klaren, bündigen Darstellung die einzelnen Rassen und Gruppen der Naturvölker in ihrer Gesamtheit wie in ihren einzelnen Gliedern vor, und so gestalten sich die einzelnen Abschnitte zu großartigen Gesamtbildern von hoher Anschaulichkeit. Wir erinnern uns nicht, seither von irgendwelcher Meisterhand bessere und eingehendere Schilderungen gelesen zu haben, als in den Abteilungen, welche den verschiedenen Rassen Australiens, Polynesiens, und Mikronesiens und der Malaien, der amerikanischen Indianer und den Hyperboräern gewidmet sind. Neben der ungemeinen Belesenheit Professor Ratzel's haben wir ebenso die Klarheit und Bündigkeit wie die Beredsamkeit und die Gabe anschaulicher Darstellung in seinem Werke und die feinsinnige Wahl der Illustration, bewundernd anzuerkennen. Auch der Verlagshandlung gebührt die aufrichtigste Anerkennung für die gediegene Eleganz, welche sie in der Ausstattung dieses trefflichen Buches bethätigt hat und das ihres wissenschaftlich so wertvollen Verlags würdig ist. Es reiht sich in verdientester Weise an das berühmte „Tierleben" von Brehm an, übertrifft dasselbe aber noch an wissenschaftlichen Wert und liegt uns nun als ein wahrhaft klassisches Erzeugnis, als eines der anerkanntesten standard works unserer Litteratur vor, welches in keinem gebildeten Hause fehlen darf, wie die im selben Verlage erscheinende „Allgemeine Naturkunde", von der es einen Bestandteil bildet.

* *Gill, Thomas:* Bibliography of South Australia. Adelaide 1886. — Der Verfasser hat sich mit der Geschichte der

Kolonie Südaustralien, namentlich der frühesten, sehr viel beschäftigt und führt nun in diesem kleinen Werke auf 118 Seiten eine Liste sämtlicher Bücher und Schriften auf, welche über die Kolonie im Druck erschienen sind. In sechs Abteilungen werden behandelt: Entdeckung; Reisen und Explorationen zu Lande; Aboriginer; Naturgeschichte; politische Geschichte und das Northern Territory. Pamphlete, Zeitungen, periodische Schriften 2c. werden in einem besonderen Anhange besprochen. Wer gründliche Studien über die Kolonie Südaustralien machen will, für den wird dies kleine Werk von großen Werte sein. Greffrath.

* Engel, Eduard: Griechische Frühlingstage. Jena, Hermann Costenoble, 1887. VII und 446 S. — Ein herrliches, frisches Buch, dem man es Seite für Seite anmerkt, daß ein froher Wandersmann es geschrieben, der ein offenes, klares Auge für das frisch pulsierende Leben der Gegenwart hat und dessen Blick nicht durch Vorurteile irgendwelcher Art getrübt ist. Engel hat vollkommen Recht, wenn er meint, allenthalben nicht allein in Frankreich schieße die Tissotiasis internationalis stupidissima aufs üppigste ins Kraut und trübe die Blicke und verschließe die Herzen der Völker gegen einander. Das hat Griechenland reichlich zu erfahren gehabt. Die meisten der Griechenlandwanderer haben auf der Schulbank Griechisch gelernt, viele lange Jahre hindurch, und dennoch sprechen und verstehen sie vom heute gesprochenen Griechisch kaum ein Wort. Das hat indessen noch keinen, der sich zum Reisebeschreiber berufen fühlte, von der Verfertigung eines Buches über Griechenland abgehalten, worin allerhand weise Betrachtungen über Charakter und Sitten, über Gegenwart und Zukunft des Landes im Tone größter Bestimmtheit angestellt wurden. Nun ist aber gerade Hellas, das neue lebendige, viel schwerer durch einen Fremden zu beurteilen, als irgend ein anderes europäisches Land gleicher Kulturentwickelung. Man kann alle seine Hafenstädte gesehen, kann besonders wochenlang in Athen gelebt haben und kennt Griechenland nicht. Die bäuerliche Bevölkerung überwiegt so sehr an Zahl die der Hafenstädte, daß man durchaus im Innern gereist sein muß, um an den Kern des Volkes zu kommen. Unumgänglich notwendig ist außerdem die Kenntnis des Neugriechischen. Eduard Engel hat diese Bedingungen erfüllt. Mit der Kenntnis des Neugriechischen ausgerüstet, hat er sich nicht darauf beschränkt, Dampfschiff und Eisenbahn, welche letztere jetzt auch schon ein bedeutendes Verkehrsmittel in Griechenland, zu benutzen, sondern auf langen Fußmärschen oder auf dem Pferde, von einem Agojaten begleitet, hat er Griechenland durchstreift, und so weiß er denn nicht nur, wie es die bisherigen Griechenlandfahrer überwiegend gethan, von Griechenlands Altertümern zu erzählen, sondern weit mehr von des Landes neuen Menschen. Und damit hat er dem deutschen Publikum entschieden einen großen Dienst geleistet. Denn selbst dem großen Publikum ist das Wichtigste über Althellas bekannt; vom neuen Griechenland aber wissen auch Gebildete weniger als von Afrika. Engel beginnt seine Reise auf Korfu, fährt von da nach Ithaka, dessen Millionäre — sie sind es durch den Weinbau geworden — man schon nicht mehr an den Fingern der einen Hand zählen kann, dann weiter nach Elis, Olympia, Arkadien, zum Apollo-Tempel zu Phygalia, durch Messenien nach Sparta, weiter nach Nauplia, Mykenä und Akrokorinth, endlich über Athen nach dem deutschen Dorfe Heraklion, wo bayerische ausgediente Soldaten im rüstigen Mannesalter, die nicht mehr in die deutsche Heimat zurückkehren wollten, vom König Otto mit Land beschenkt wurden. Den Schluß des Buches bildet ein lehrreiches Kapitel über griechische Sprache und Aussprache, sowie eine Betrachtung über die politischen Verhältnisse des Landes, die sehr überraschende neue Gesichtspunkte hervorkehrt. Das Engel'sche Buch ist im vortrefflichen Plauderstyl geschrieben und liest sich lehrreich und amüsant zugleich. Wer künftig eine Griechenlandreise thun will, der würde unklug handeln, wenn er sich nicht zuvor aus Engel's „Frühlingstagen" auf dieselbe präparieren wollte. Das Hauptverdienst des inhaltreichen Buches besteht aber darin, daß Engel massenhaft gegen Griechenland bestehende Vorurteile zerstört hat, so daß sie bei weiter Verbreitung des Buches — die wir ihm aufrichtig und von Herzen wünschen — wohl für immer aus der Welt geschafft sind. Zu diesen Vorurteilen gehört auch die Behauptung, es reise sich teuer in Griechenland; das Gegenteil ist die Wahrheit, wie z. B. folgende von Engel mitgeteilte Gasthausrechnung beweisen mag:

Ἔξοδα

Φαγώσιμα	δρ 1.—
Τοῦ καροτσιέρη φαγητὸν καὶ βρώμην	„ 0.95
Ὕπνον	„ 1.—
	δρ 2.95

Zu Deutsch:
Ausgaben.

Essen	1.— Drachme
des Kutschers Essen und Hafer	0.95 „
Schlaf (d. h. Nachtquartier)	1.— „
	2.95 Drachmen.

Diese Rechnung, vom Pädi nach langer Beratung mit dem *ξενοδόχος* (Wirt) geschrieben, wird von Engel mit Recht als ein schönes „menschliches Dokument" mitgeteilt. Die Ausstattung des Buch ist, wie wir das von Costenoble gewohnt sind, vorzüglich.

Witten a. d. R. Dr. W. Beumer.

Druck und Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in München und Stuttgart.